

75  
Laves 3-4  
FEB 23 1916

# Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Fr. Panzer  
herausgegeben von Dr. Walther Hoffstaetter

30. Jahrgang.	Inhalt:	1. Heft · Jan.
		Seite
	Eddaforſchung. Von Dr. Guſtav Neckel, Profeſſor an der Univerſität zu Heidelberg . . . . .	1
	Schiller u. Leibniz. Eine literariſtiſche Unterſuchung von Dr. Heinz Kindermann in Wien	16
	Grundſätzliches zum deutſchen Unterricht I. Der Kampf um den deutſchen Auffatz. Von Prof. Dr. Wilhelm Schnupp in Würzburg . . . . .	30
	Der Weg zum „geſtaltenden“ Auffatz. Von Heinrich Scharrelmann in Bremen . . . . .	38
	Schillers Don Carlos. Richtlinien f. eine kuſtoriſche Beſprechung. Von Dr. Franz Schnaß in Köln	47
	Adalbert Stifters Leſebuch zur Förderung humaner Bildung. Von Stadtbibliothekar Dr. Alois Troſt in Wien . . . . .	52
	Zur Entſtehungszeit von Schenkendorfs Gedicht „Freiheit“. Von Dr. Elſa von Klein in Wien	57
	Literaturbericht 1912—15. Märchen. Sage. Volkslied. Von Prof. Dr. Karl Reuſchel in Dresden	59
	Literaturbericht 1914/15. Goethe. Von Dr. Paul Lorentz, Gymnaſialdirektor in Spandau . . . . .	72
	Mitteilungen der Herausgeber: Zeitbücher und Kalender. — Euphorion. — Kantgeſellſchaft. — Deutſcher Germaniſtenverband . . . . .	79

Verlag S. G. Teubner



Leipzig und Berlin

Hausgegeben am 13. Januar 1916

Die Zeitschrift für den deutschen Unterricht erscheint jährlich in 12 Hefen zu je 4 bis 5 Drudkbogen.  
Der Jahrgang kostet 12 Mark.

**Neben-Abonnement nur 5 Mark:** Nur für den persönlichen Gebrauch der Sachlehrer und  
-lehrerinnen an Anstalten, die bereits ein Stammegemplar zum Preise von 12 Mark beziehen.  
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Alle Manuskriptsendungen sind an den Herausgeber

Herrn Dr. Waltherr Hoffstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1 zu senden.

Unverlangt eingeschickte Manuskripte werden nur zurückeresandt, wenn Rücksendungsporto beigelegt ist.

Die Herren Verfasser erhalten von größeren Aufsätzen 20 Sonderabdrücke in besonderem Umschlag,  
von den übrigen Beiträgen 5 Exemplare des betreffenden Bogens.

Professor Dr. Wilhelm Schnupp:

## Klassische Prosa

Die Kunst u. Lebensanschauung der deutsch. Klassiker in ihrer Entwicklung

Band I: Lessing, Herder, Schiller. Geh. M. 6.—, in Leinwand geb. M. 7.—

Band II: Goethe. [Unter der Presse.]

„Im Ganzen wie im Einzelnen verdient das Werk uneingeschränktes Lob. Der Verfasser verfügt nicht nur über eine außerordentliche Belesenheit und über ein sicheres ästhetisches und literarisches Urteil, sondern auch über eine, besonders auf diesem Gebiet literarisch-pädagogischer Schriftstellerei, nicht oft anzutreffende nüchterne Sachlichkeit. Es berührt außerordentlich wohltuend über die deutschen Klassiker einmal in einem Stil reden zu hören, der weder mit geistreichen und patriotischen Phrasen, noch mit Eleganz oder Tiefsinn oder Grazie zu kokettieren sucht. Es wird an jeder Stelle nur das Notwendigste mit dem kürzesten Satz und den wenigsten Worten gesagt.

Das vorzügliche Buch möchte ich den Lehrern des Deutschen aufs dringendste empfehlen. Denn es bietet eine Menge des Interessanten und Anregenden nicht nur innerhalb des ihm gezogenen engeren Rahmens, sondern auch für die Beurteilung des Gesamtchaffens der behandelten Dichter und ihrer Zeit. Vor allem möchte ich das Buch aber als einen nützlichen Wegweiser bei den Seminarübungen an der Universität begrüßen, und zwar nicht nur in den deutschsprachlichen, sondern auch den literarhistorischen und selbst den ästhetischen und kunsthistorischen Übungen.“  
(Neuphilologische Mitteilungen.)

## Deutsche Aufsatzlehre

(Die Abhandlung). Für den Unterricht an höheren Schulen

Geh. M. 3.20, in Leinwand geb. M. 3.80

„Unter den vielen Aufsatzbüchern, deren ständig neue erscheinen, nimmt das vorliegende eine Vorzugsstellung ein. Es zeichnet sich vor allem durch das richtige Streben aus, allen öden Schematismus, allen langweiligen und ermüdenden Formenfram von der deutschen Aufsatzlehre fernzuhalten und dafür die Schüler systematisch an verständiges und selbständiges Denken zu gewöhnen, ihnen das innerste Wesen der Abhandlung klarzumachen. Vielen Sachgenossen wird der Verfasser sicher aus der Seele geschrieben haben, und es lohnt sich jedenfalls sehr, wenn man es bisher nicht schon selbst ähnlich gemacht hat, einmal einen Versuch unter seiner Führung zu wagen und nach seiner Methode den Aufsatzunterricht auf der Oberstufe zu erteilen.“  
(Literarisches Zentralblatt.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin



# Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Fr. Panzer  
herausgegeben von Dr. Walther Hoffstaetter

Dreißigster Jahrgang



Verlag von  
B. G. Teubner

Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1916

70 1000  
1000000000

Druck von B. G. Teubner, Dresden

AP30  
Z35  
v. 30

## I. Inhaltsübersicht.

### A. Aufsätze.

	Seite
Eddaforschung. Von Universitätsprofessor Dr. Gustav Nedel in Heidelberg . . . . .	1. 81. 162
Schiller und Leibniz. Eine literarhistorische Untersuchung von Dr. Heinz Kindermann in Wien . . . . .	16
Grundsätzliches zum d. Unterricht I. Von Prof. Dr. Wilhelm Schnupp in Würzburg und Heinrich Scharrelmann in Bremen . . . . .	30. 38
Schillers Don Carlos. Richtlinien für eine kursorische Besprechung. Von Dr. Franz Schnapf in Köln . . . . .	47
Adalbert Stifters Lesebuch zur Förderung humaner Bildung. Von Alois Trost in Wien	52
Zur Entstehungszeit von Schenken dorfs Gedicht „Freiheit“. Von Dr. Elsa v. Klein in Wien . . . . .	57
Inhaltsangaben als Grundlage für literarische Übungen. Von Oberlehrer Dr. Julius Wiegand in Köln-Deutz . . . . .	99
(Hierzu Inhaltsangaben von Iwein, dem Simplizissimus und der schwedischen Gräfin G. (S. 137).	
Grundsätzliches zum d. Unterricht II. Von Dr. Richard Frihe in Kiel . . . . .	114
Die theatergeschichtliche Forschung und der d. Unterricht. Von Stadtrat Prof. Dr. Julius Ziehen in Frankfurt a. M. . . . .	145
Kleists „Prinz von Homburg“ und Adam Müllers „Elemente der Staatskunst“. Von Oberlehrer Dr. Bernhard Luther in Mülheim (Ruhr). . . . .	171
Sein und Werden. Richtlinien für den d. Unterricht an den höheren Schulen. Von Oberlehrer Dr. Wilhelm Ganzenmüller in Bremerhaven . . . . .	183. 249
Die d. Sprache und der Sprachunterricht in der Kriegszeit. Von Oberlehrerin Anna Hoffa in Frankfurt a. M. . . . .	196
Neues zur Behandlung von Goethes Getreuem Edart. Von Dr. Wilhelm Blume in Berlin . . . . .	203
Deutsche Erziehung (Aloys Hilcher) . . . . .	217
Otto Ludwig — ein Wegweiser in eine deutschere Zukunft. Von Oberstudient Dr. Theodor Matthias, Rektor des Realgymnasiums in Plauen i. D. . . . .	225
Grundsätzliches zum d. Unterricht V. Von Lehrer Ludwig Steglich in Priestewitz . . . . .	258
Volkswissenschaft und Volkskunde. Von Dr. Otto Bödel in Michendorf (Mark) . . . . .	263
Mundartdichtungen im Unterricht. Von Dr. Walthert Hofftaetter in Dresden . . . . .	267
Unsere Sprache (Jean Paul) . . . . .	268
Die freie schriftliche Nacherzählung auf den Unterlassen unter dem Gesichtspunkt des Heimatprinzips. Von Albert Henche in Bad Ems . . . . .	269
Die Namen von Kriegen, Schlachten und Friedensschlüssen. Von Prof. Dr. Wilhelm Becker in Dresden . . . . .	273
Die Literatur des Deutschen Ordens im Mittelalter. Von Universitätsprofessor Dr. Karl Helm in Gießen . . . . .	289. 363. 430
Grundsätzliches zum d. Unterricht III. Von Prof. Hermann Schurig, Direktor des fürstlichen Gymnasiums in Lemgo . . . . .	306
Schulaufsatz, Kriegserlebnis und Kriegsliteratur. Von Prof. Dr. Willy Strehl in Danzig . . . . .	328
Anhang: Eingabe des D. Germanistenverbandes an die d. Regierungen behufs Neuordnung des d. Unterrichts auf den höheren Schulen.	

	Seite
Die romantische Sehnsucht. Von Dr. Käte Friedemann in Charlottenburg. . . . .	353
Einer deutschen Bildung entgegen! Von Dr. Walther Hofstaetter in Dresden . . . . .	371
Was heißt völkische Erziehung? Von Dr. Kurt Kunze in Frankfurt a. M.-Oberursel . . . . .	387
Muttersprache und Leben. Von Prof. Wilhelm Sauner in Pasing . . . . .	393
Friedrich Ludwig Jahn als Deutschlehrer. Von Realschullehrer Erich Merbitz in Dresden . . . . .	401
Deutschkundliche Serienvorlesungen in Düsseldorf. Von Oberlehrer Dr. Erdmann . . . . .	415
R. M. Rilke und seine „Weise von Liebe und Tod“. Versuch einer psychologisch-ästhetischen Literaturanalyse. Von Universitätsprofessor Dr. Harry Maync in Bern . . . . .	417
Grundsätzliches zum d. Unterricht IV. Von Dr. Otto v. Greyerz, Professor an der Universität zu Bern. . . . .	438
Schülervorträge und Erziehung zum freien Sprechen. Von Gymnasiallehrer Dr. Karl Weigel in Leipzig . . . . .	446
Die Stellung der hamburgischen Dramaturgie im d. Unterricht. Von Oberlehrer Dr. Willy Marcus in Ratibor . . . . .	456
Gustav Freytag. Zu seinem hundertsten Geburtstag. Von Prof. Julius Stern in Baden-Baden . . . . .	463
Aristophanische Komödien. Von Oskar S. Walzel, Professor an der Technischen Hochschule zu Dresden . . . . .	481
Der Krieg im d. Sprichwort. Von Prof. Dr. Friedrich Seiler, Direktor des Gymnasiums zu Wittstock . . . . .	507
Die Medea von Euripides und Grillparzers Goldenes Vließ. Von Prof. Dr. Karl Heinemann in Leipzig . . . . .	516
Morris' Hypothese über Kleists Reise nach Würzburg. Von Dr. Heinrich Meyer-Benfey in Hamburg . . . . .	530
Zu Hebbels „Mutter und Kind“. Von Dr. Walter Jahn in Leipzig . . . . .	535
Schillers „Jungfrau von Orleans“ in ästhetischer Beleuchtung. Von Karl Weis, Direktor des Realgymnasiums zu Dillingen (Baden) . . . . .	539
Etwas Wortkunde in der Elementarklasse. Von Oberlehrer Emil Zeißig in Oßach i. Sa. . . . .	555
Ein Brief von Alexander Kielland. (Mitgeteilt von Prof. Dr. Friedrich Engel in Gießen.) . . . . .	559
Was ist uns Geibels Lyrik heute? Von Dr. Heinrich Deckelmann, Direktor des Gymnasiums zu Diersen . . . . .	593
Johann Georg Fischer. Zu seinem 100. Geburtstage. Von Dr. Käte Friedemann in Charlottenburg . . . . .	607
Hermann Löns. Von Oberlehrer Wilhelm Rose in Königsberg i. Pr. . . . .	612
Das Schöpferische in der Sprache. Von Lehrer Franz Seiß in Rosenheim . . . . .	618
Unterhändler. Von Geh. Hofrat Dr. Otto Behaghel, Professor an der Universität zu Gießen . . . . .	624
Angewachsene und losgetrennte Wortteile in Eigennamen und mundartlichen Wörtern. Von Konrektor Dr. Philipp Keiper in Regensburg . . . . .	625
Germanisten und Humanisten. Vom Herausgeber. . . . .	628
Goethe als Erzieher seiner selbst. Von Ernst Linde in Gotha . . . . .	641
Lyrik und Technik. Von Oberlehrer Dr. Julius Kühn in Coburg . . . . .	658
Psychologische Richtlinien zum d. Unterricht. Von Prof. Dr. Richard Müller-Freienfels in Berlin-Halensee . . . . .	667
Der Kehrreim als dichterisches Ausdrucksmittel. Von Lehrer Otto Schreiter in Meerane . . . . .	672
Eine kleine Richtigstellung. Von Schulleiterin Anna Wed in Wittlich . . . . .	686
Josef Victor Widmann und der Glaube an die Erlösung der Kreatur. Von Oberlehrer Georg Dost in Dresden . . . . .	689
Dem Gedenken Scheffels. Von Dr. Franz Schnaß in Saarbrücken . . . . .	713
Ein Komma vor „und“? Von Dr. Gustav Lunze in Dresden . . . . .	717
Das Soldatenlied Gloria Victoria als Wegweiser zum Wesen des Volksliedes. Von Oberlehrer Dr. Fritz Warfelmann in Potsdam . . . . .	721

**B. Grundsätzliches zum deutschen Unterricht.**

I. Der Kampf um den d. Aufsatz. Von Prof. Dr. Wilhelm Schnupp in Würzburg	30
II. Die Dramenlektüre auf den höheren Schulen (dargestellt an „Minna von Barnhelm“). Von Dr. Richard Gribe in Kiel.	114
III. Die pädagogische Aufgabe der Dichtung. Von Prof. Hermann Schurig, Direktor des fürstlichen Gymnasiums zu Lemgo	205
IV. Sprachlehre im Deutschunterricht. Von Dr. Otto v. Greyerz, Professor an der Universität zu Bern.	438
V. Die Verwertung der Volkstunde im Sprachunterricht. Von Lehrer Ludwig Steglich in Priestewitz	258

**C. Literaturberichte.**

Der Deutschunterricht in der Volksschule. Von Prof. Dr. Karl Brauer in Annaberg	341
Der Deutschunterricht als Weg zur nationalen Erziehung. Von Walther Hoffstaetter in Dresden	560
Lektüre. Von Prof. Dr. Karl Credner in Brandenburg a. h.	
1. Kritische und erläuternde Schriften	568
2. Lesebücher	573
Die deutsche Sprache. Von Prof. Dr. Oskar Weise in Eisenberg (S.-A.)	
I. Die nhd. Schriftsprache	466
1. Allgemeines	469
2. Namenkunde	470
3. Fremdwörter und ihre Verdeutschung	471
4. Wörterbücher	473
II. Die d. Mundarten	474
1. Allgemeines	474
2. Oberd. Mundarten	475
3. Mitteld. Mundarten	477
4. Niederd. Mundarten	478
Germanisches Altertum. Mythologie. Von Prof. Dr. Karl Reuschel in Dresden	127
Märchen, Sage, Volkslied. Von Prof. Dr. Karl Reuschel in Dresden	59
Literaturforschung und Verwandtes. Von Prof. Julius Stern in Baden-Baden	
I. Methodologisches	205
II. Zur Geschichte der Weltliteratur	207
III. Zur d. Literaturgeschichte	208
IV. Gesammelte Aufsätze	214
Zeitalter des Barock (1600—1750). Von Privatdozent Oberlehrer Dr. Wolfgang Stammeler in Hannover	
I. Allgemeines	280
II. Lyrik	285
III. Roman	336
IV. Drama	339
V. Didaktik	404
Die Dorklassiker (Klopstock und der Hain, Lessing, Wieland und Herder, Sturm und Drang). Von Oberstudienrat Rektor Prof. Dr. Theodor Matthias in Plauen i. D.	579
Goethe: I. Werte, II. Leben, III. Goethe-Stätten, IV. Verhältnis zu Deutschland, Wissenschaft und Kunst. Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Paul Lorenz in Spandau	72
Don der Romantik zum jungen Deutschland. Von Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Werner Deetjen in Weimar	723
Geschichte und Geschichtsunterricht. Von Realgymnasialrektor Prof. Dr. Gustav Rosenhagen in Dresden	
a) Quellensammlungen	630
b) Bürgerkunde	675
c) Geschichtliche Darstellungen	676
d) Geschichtliches zum Weltkrieg	680
Volkstunde. Von Prof. Dr. Rudolf Stübe in Leipzig	218
Philosophische Propädeutik. Von Prof. Dr. Rudolf Stübe in Leipzig	275
Kriegsliteratur. Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Friedrich Panzer in Frankfurt a.M.	728

**D. Sprechzimmerbeiträge.**

Hölderlins Ode: eine Landschaft. Von Dr. Wolfgang Stämmeler in Hannover . . . 640

**E. Mitteilungen der Herausgeber.**

Zeitbücher und Kalender. — Euphorien. — Kantgesellschaft . . . . .	79
Bildgaben des Verlags Teubner . . . . .	136
Jugendchriften (Dost). — Deutsche Abende. — Deutsche Bilder . . . . .	223
Bücherschau (Dost) . . . . .	288
Zur Kriegsliteratur (A.-Abt.). — Kriegsliteratur (Panzer). — Deutsche Abende. — Zum Literaturunterricht. — Verschiedenes (Hoffstaetter). — Bücherschau (Hoffstaetter, Dost) . . . . .	347
Zum Aufsatzunterricht. Kunstgaben für Schule und Haus . . . . .	480
Amtliche Bekanntmachungen (Baden, Preußen). — Für eine deutschere Schule. — Zum Literaturunterricht und zur philosophischen Propädeutik. — Neuauflagen. — Inselbücher. — Verschiedenes. — Persönliches . . . . .	636
Deutscher Germanistenverband . . . . .	80
Eingabe des d. Germanistenverbandes an die Regierungen behufs Neuordnung des d. Unterrichts auf den höheren Schulen. Antwort des D. Gymnasialvereins. Anhang zu Heft 5. . . . .	637
Verband deutscher Vereine für Volkshunde . . . . .	736
Aus Zeitchriften . . . . .	736
An unsere Leser . . . . .	736

**II. Sachübersicht.****A. Literatur- und Kunstgeschichte.**

Aristophanes 486	Goethe 191
Barock, Zeitalter des (Bericht) 280. 336. 404	Persönliches: Erzieher seiner selbst
Bibel, Dichtung der 369	641 · Kunsttheorien 191 · Liebesproblem
Dampfschifflyrik 706	655 · Mutbeweise 643 · u. Napoleon 643 ·
Dehmel, Eisenbahngedichte 661 · Hafensfeier 707	Reisen 652 · Vaterländische Gesinnung
Deutschorden, Literatur des — im Mittelalter 289. 430	652 · Widerspiegelung seiner Entwicklung
Dichtung, deutsche und Einflüsse des Auslands 190 · geistliche, erzählende 294. mundartliche 267	in seinen Werken 654 · Wissensdurst 645
Dilthey, Grundtypen der Weltanschauung 670	Werke: Der Getreue Edart 203 · Hermann u. Dorothea 317 · Iphigenie 325
Edda 1	Literaturbericht 72
Edda-Forschung 81. 163	Grabbe, Scherz, Satire, Ironie u. tiefere Bedeutung 482
Metrik 5	Grillparzer, Das Goldne Dließ u. Euripides 516
Übersetzungen 165	Grimm, Gebrüder, Eddastudien 4 · Heldenlieder 167
Einflüsse, ausländische, auf die d. Literatur 190	Hanswurst 493
Eisenbahnlyrik 660	Hartmann, Iwein 100
Epos, Wesen des 689. 692	Hauptmann, Gerhart, Eisenbahngedichte 661
Erlösungsgedanke 694	Hebbel, Mutter u. Kind 535
Euripides, Medea und Grillparzer 516	Herder, Volkslieder 165
Expressionismus 709	Hesse, Hermann 706
Fischer, Johann Georg 607	Holberg 498
Freytag, Gustav 463	Hölderlin, Ode: eine Landschaft 640
Geibel, C., heutiges Verhältnis zu ihm 593	Ibsen, Peer Gynt 496
Geistliche Dichtung, erzählende 294	Impressionismus 664. 705. 708
Germanisches Altertum (Bericht) 127	Kehrreim, in der Kunstpoesie 672
Geschichtsschreibung des Deutschordens 431	Kielland, Alexander, Brief 559
Gellert, Leben der schwedischen Gräfin G. 110. 142	Kleist, Heinrich v., Reise nach Würzburg 530 · Prinz von Homburg u. Adam Müllers „Elemente der Staatskunst“

- Komödien, aristophanische 481  
 Kriegliteratur 328. (Bericht) 728  
 Kultur, d., Geschichte 188  
 Laßmann, mhd. Texte 7  
 Leibniz u. Schiller 16  
 Lessing, Emilia Galotti 321 · Hamburgische  
 Dramaturgie 456 · Minna von Barnhelm 114  
 Liliencron, Blißzug 663  
 Lissauer, moderne Rhythmit 663  
 Literarische Forschung (Bericht) 205  
 Literaturgeschichte, d. (Bericht) 208  
 Löns, Hermann 612  
 Ludwig, Otto, u. Deutschtum der Zukunft  
 228 · Heimatdichtung 237  
 Lyrik, lehnte vor dem Krieg 711 · u. Technik  
 658. 705  
 Märchen (Bericht) 59  
 Marienleben 296  
 Medea-Raff 516  
 Morris, Hypothese über Kleists Reise nach  
 Würzburg 530  
 Müller, Adam u. Kleists Prinz Friedrich von  
 Homburg 171  
 Mythologie, Germanische (Bericht) 129  
 Nachdichtungen fremder Literaturen 596  
 Napoleon über Goethe 643  
 Nibelungenlieder, eddische 15. 90  
 Nestroy, dramatische Satiren 487  
 Philosophie, Propädeutik (Bericht) 275  
 Quellenbücher, theatergeschichtliche 155  
 Reimchronik, livländische 431 · von Preußen  
 438  
 Rilke, Rainer Maria, die Weise von Liebe  
 und Tod des Koronetts Christoph Rilke 417  
 Romantik der d. Dichterseele 595 (Bericht) 723  
 Romantische Schule, Sehnsucht als Wesen  
 der 358  
 Runen 8  
 Saemund 1  
 Sage (Bericht) 63  
 Satire in Drama u. Komödie 482  
 Scheffel, J. D. v., Ablauf der Schußfrist  
 seiner Werke 713 · Trompeter v. Säckingen 713  
 Schenkendorf, Max v., Gedicht „Freiheit“ 57  
 Schiller u. Leibniz 16 · Die Jungfrau von  
 Orleans 539  
 Schopenhauer 691. 704  
 Sievers, Metrik der Edda 5  
 Simrod, Eddaverdeutschung 167  
 Stalpendichtung 1. 85  
 Soldatenlied Gloria Vittoria 721  
 Spitteler 689  
 Stifter, Adalbert 52  
 Stadler, Ernst, Eisenbahndichtung 664  
 Theatergeschichte, d. Gesellschaft für 145  
 Theologie, wissenschaftliche, des Deutsch-  
 ordens 369  
 Tied, Der gestiefelte Kater 499 · Zerbino 503  
 Volkslied, Wesen 721. (Bericht) 67  
 Vorklassiker (Bericht) 579  
 Wagner, Richard 692. 695  
 Weltanschauung, Dilthey u. Grundtypen  
 der 670  
 Weltliteratur, zur Geschichte der (Bericht) 207  
 Weltkrieg, Geschichtliches zum (Bericht) 680  
 Werfel, Franz 705  
 Widmann, Josef Viktor, d. heilige u. d. Tiere 690  
 Wilingerzeit, Literatur der 12  
 Wölflungen-Sage 89  
 Zech, Paul 706

## B. Sprache.

- Altisländisch 3  
 ð und þ, Verwechslung von 686. 736  
 Eigennamen, angewachsene u. losgetrennte  
 Wortteile 625  
 Fremdwörter = Verdeutschung (Bericht) 471  
 Jahn als Sprachkünstler 401  
 Lautmalerei bei Löns 617  
 Hildebrand, Rudolf, Wortkunde 445  
 Komma vor „und“? 717  
 Mundarten, d. (Bericht) 474  
 Mundartdichtung 267  
 Mundart der Gegend von Trier 686  
 Mundartliche Wörter 625  
 Muttersprache u. Leben 393  
 Namen von Kriegen, Schlachten u. Friedens-  
 schlüssen 273  
 Namenkunde (Bericht) 470  
 Sprache, Allgemeines 268 · als Ausdruck des  
 Seelischen 618  
 Sprachbildung 185 · Wert der Behand-  
 lung der 185  
 Besonderes: der Edda 3  
 Schöpferisches in der 618 · Krieg als  
 Sprachschöpfer 196  
 Sprachelend des öffentl. Lebens 185  
 Sprachunterricht in der Kriegszeit,  
 Verwertung der Volkstunde 196. 258  
 Schriftsprache, mhd. (Bericht) 466  
 Stilfragen 559  
 Unterhändler, Worterklärung 624  
 Wörterbücher (Bericht) 473  
 Wortkunde 445

## C. Volkskunde.

- Altertumskunde, Reallexikon der 127  
 Deutschtum, Wesen 186  
 Hausinschriften 258  
 Muttersprache u. Leben 393  
 Namen von Kriegen, Schlachten u. Friedens-  
 schlüssen 273  
 Sachbuch, mhd. 435  
 Sprichwort, Krieg im d. 507  
 Volkskunde u. Volkswisheit 263 · Ver-  
 wertung im Sprachunterricht 258 · (Be-  
 richt) 218  
 Vereine f. D. 736

## D. Unterricht.

- Aufnahmefähigkeit poetischer Werke, Schulung zur 667  
 Aufsatz, d., Grundsätzliches 30 · Heimatprinzip darin 219 · Kriegserlebnis u. Kriegsliteratur 328 · Aufsätze aus dem Vaterländischen 332 · Wege zum gestalten-  
 den 38  
 Berlitz, Georg † 635  
 Bildung, d. 371 · humanistische 628  
 Bildungsideale, humanistische u. neuzeitliche 387  
 Bürgerkunde (Bericht) 675  
 Busse, Dr. Bruno † 635  
**Deutschunterricht**, Allgemeines 630 · u. d. Wesen 186 · Neugestaltung 387 · Psychologische Richtlinien 667 · in der Volksschule 341 · 413 · als Weg zur nationalen Erziehung 360 · Besonderes: Dramenbehandlung 148 · Behandlung von Mundartdichtungen 267 · Sprachbehandlung 185 · u. theatergeschichtl. Forschung 145  
**Deutschtum**, Erziehung zum 249 · d. Wesen u. Religion 194  
 Dichtung, pädagogische Aufgabe der 306  
 Dramenbehandlung 148  
 Erziehung, deutsche 217 · zur d. Kultur 183 · völkische 217  
 Serienvorlesungen, deutschkundliche 415  
 Gellert, Leben der schwedischen Gräfin G. 110. 142  
 Germanisten u. Humanisten 628  
 Grammatischer Unterricht, Langs Handbuch 441  
 Geschichte (Bericht) 630  
 Geschichtsunterricht, Aufgaben 185. 255 · Aufsätze aus dem Vaterländischen 332  
 Hartmann, Iwein 100. 137  
 Heimatprinzip im d. Aufsatz 269  
 Hermann u. Dorothea 317  
 Hildebrand, Rudolf, Wortkunde 445  
 Humanisten u. Germanisten 628  
 Inhaltsangaben 99. 137  
 Iphigenie 325  
 Jahn, Friedrich Ludwig, als Deutschlehrer 401  
 Kielland, Alexander, Brief über Stilfragen 559  
**Krieg**, Kriegsliteratur 328 · Namen von Kriegen, Schlachten u. Friedensschlüssen 273 · als Sprachschöpfer 196 · im d. Sprachwort 507  
 Weltkrieg, Geibel als sein Prophet 604  
 Kunststudien, vermehrte im Unterricht 255  
 Lange, Methodisches Handbuch für den grammatischen Unterricht 441  
 Lektüre (Bericht) 568 · von Dramen auf höheren Schulen 114  
 Lesebücher 52. (Stifter) 573  
 Lessing, Emilia Galotti 321 · Hamburgische Dramaturgie, Stellung im d. Unterricht. Minna von Barnhelm 114  
 Nacherzählungen, freie schriftliche 269  
 Quellenbücher, theatergeschichtliche 155  
 Schiller, Don Carlos, furjorische Besprechung 47  
 Schule, die d. höhere nach dem Weltkrieg 371. 385  
 Schülervorträge 446  
 Simplizissimus 103. 139  
 Sprachunterricht in der Kriegszeit 196  
 Sprechen, freies 446  
 Stifter, Adalbert, Lesebuch 52  
 Theatergeschichte 145  
 Übungen, literarische 99. 137  
 Volkslied 721  
 Volkstunde u. Sprachunterricht 258  
 Vortragskunst 160  
 Wortkunde in der Elementarklasse 555  
 Wustmann † 635



## Eddaforschung.

Von **Gustav Nedel** in Heidelberg.

Die **Edda** ist ein handgeschriebenes Pergamentbuch, das in der Schaufammlung der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen aufgeschlagen unter Glas liegt. Die dunkle Färbung der 45 Quartblätter weist auf isländische Herkunft. In der Tat ist die 'Edda' aus dem isländischen Bischofsitz Stalholt nach Dänemark gekommen. Sie gehört zu den altnordischen Handschriften, die im Jahre 1662 Bischof Brynjólfur Sveinsson als Geschenk für König Friedrich III. nach Dänemark geschickt hat. Damals erwärmten sich gelehrte und vornehme Kreise im ganzen Norden lebhaft für das heimische Altertum; nicht bloß Handschriften wurden gesammelt, auch Runeninschriften, Volkslieder, Mundarten wurden durchforscht und gedeutet. Dieser nordischen Renaissancebewegung des 17. Jahrhunderts verdanken wir das Bekanntwerden der Edda. Sie trägt noch heute die Spuren dieses ihres Eintritts in die Wissenschaft: Brynjolf hat am Fuß der ersten Seite sein Monogramm angebracht (LL = lupus loricatus, Brünnenwolf), er hat dem Buche den Namen beigelegt, der ihm geblieben ist ('Edda Saemundi'), und er und seine Zeitgenossen haben ihm den Geruch höchsten Altertums und geheimnisvoller Urweisheit mitgegeben, der inzwischen noch nicht ganz hat verfliegen können, trotz Rühls, Jessen und Bugge.

Aber die neuere Eddaforschung hat mit den Ansichten jener Zeit kaum noch einen Gesichtspunkt gemein. Wir wissen längst, daß die Edda mit Saemund nichts zu tun hat. Dieser gelehrte Isländer — einer der Väter der altisländischen Geschichtschreibung, 1056—1133, — hat zwar, wie es scheint, Anteil gehabt an der philologischen Arbeit, die 100 Jahre nach ihm in dem Staldenlehrbuch des Snorri ans Licht tritt, und dieses Staldenlehrbuch zitiert Stücke aus dem Inhalt der Edda, aber daraus folgt natürlich nicht, daß die Edda von Saemund herrührt, mag dieser auch noch so gelehrt und noch so zauberfundig gewesen sein, so daß ihm die Verfasserschaft eines dunklen Buches voll uralter Geschichts- und Zauberweisheit wohl zugetraut werden konnte. Wir wissen ferner, daß die Edda, geschichtlich gesehen, nicht einmal Anspruch hat auf diesen ihren Namen 'Edda'. Der ist auch erst durch Kombination auf sie übertragen worden, und zwar von jenem Buche des Snorri her, das in einer seiner Handschriften so genannt wird, und im Zusammenhang mit der Saemundhypothese: 'Saemunds Edda' war die 'ältere Edda', älter nämlich als die Snorris, der sie neu bearbeitet und ergänzt haben sollte.

Die beiden Edden sind Werke sehr verschiedener Art. Unsere Edda enthält eine Liedersammlung, in die kunstlose erzählende Prosa in kurzen Stücken eingeschoben ist. Snorris Edda dagegen enthält eine gedanklich aufgebaute Darstellung der altisländischen Dichtersprache, die durch Versproben und meisterliche Sagen erzählungen veranschaulicht und belebt ist. Nur vom Standpunkte stoffhungriger Sabelsucher können beide Bücher auf einer Linie erscheinen. Es ist also ein Übelstand, daß beide 'Edda' heißen, und es läge nahe, den Namen auf seinen urkundlich belegten Gebrauch zu beschränken. Bugge überschrieb seine grundlegende Ausgabe der Liedersammlung (1867) 'Norroen Fornkvæði': 'altwestnordische Gedichte'. Aber das ist zu weit, weil es die Skaldengedichte nicht ausschließt, und wohl auch zu eng, weil man nicht allen Eddaliedern mit der Bezeichnung 'norroen' ganz gerecht werden dürfte. Es wird sich kein Name finden lassen, der den alteingewurzelten Eddanamen befriedigend ersetzt. Denn dieser hat einen qualitativen Sinn angenommen, der literargeschichtlich unentbehrlich ist: Eddalieder, eddische Dichtung sind die bequemen und deutlichen Bezeichnungen einer literarischen Gattung, die einer besonderen Benennung bedarf und für die keine bessere aufzutreiben sein dürfte. Dabei fällt ins Gewicht, daß wir nicht sicher wissen, was 'Edda' einmal seinem Wortsinne nach bedeutet hat. Das Wort bedeutet für uns also nur das, was wir mit ihm bezeichnen. Einer Verwechslung mit der 'echten' Edda, dem Lehrbuch des Snorri, ist schon dadurch genügend vorgebeugt, daß diese ständig nach ihrem Urheber heißt ('Snorra Edda').

Den Gegenstand der Eddaforschung bildet nicht allein das Eddabuch, der Codex regius 2365, 4<sup>o</sup>, sondern die eddische Dichtung insgesamt, d. h. alle altnordischen Lieder von der Art derer, die in der 'Edda' stehen. Seit alters fügen die Ausgaben den 29 poetischen Stücken der Sammlung mehrere andere, außerhalb des Eddatodes überlieferte, hinzu. Der erste, der alles Eddische gesammelt hat, war Guðbrandur Vigfusson im 1. Bande seines Corpus poeticum boreale ('Eddic Poetry', Oxford 1883). In zuverlässigerer Gestalt hat man es beisammen, wenn man zu einer der neueren Eddaausgaben die Eddica minora von Heusler und Ranisch (Dortmund 1903) hinzunimmt. Übrigens ist die stilistische Betrachtungsweise, die notwendig zu dem Begriff des 'Eddischen' führt, bis heute keineswegs Gemeingut der Sachleute. Wie es Literaturhistoriker gibt, die die Eddalieder schlecht und recht nach der Reihenfolge des Codex regius abhandeln, obgleich es ihnen um anderes zu tun ist als um einen zusammenhängenden Inhalt (wie dem alten Sammler), so sind die äußeren Grenzen des Eddatodes vielfach auch Grenzen für die Auffassung. Es gibt keine Einleitung in die gesamt-eddischen Fragen, keine Gesamtdarstellung der eddischen Literaturgeschichte, kein Wörterbuch für alle eddischen Texte. In dem großen Skaldenkorpus, das unter dem Titel 'Die norwegisch-isländische Skaldendichtung' seit 1912 in Kopenhagen erscheint, tauchen

zwischen den Scaldica auch verschiedene Eddica auf: sie werden als 'skaldisch' gestempelt, weil sie (nicht etwa im Eddafodex! sondern) in den Eddaausgaben fehlen.<sup>1)</sup>

So bedauerlich solche Unklarheiten sind, so bleibt es doch dabei, daß der Codex regius bei weitem die wichtigste Fundstätte eddischen Materials ist. Er enthält nicht nur die meisten, sondern im allgemeinen auch die ältesten und die besten Stücke. Die Zusätze der Eddaausgaben und die Eddica minora wiegen zusammen nicht halb so schwer wie das Eddabuch, das immer das Hauptobjekt des Interesses und der gelehrten Arbeit bleiben wird.

Mehrere der in ihm erhaltenen Lieder liegen ganz oder teilweise in mehrfacher Überlieferung vor. Am häufigsten tritt dem Regius das Eddabruchstück im Codex Arnarnaganeanus 748,4<sup>o</sup> zur Seite. Es enthält bei ungefährer Gleichwertigkeit der Lesarten so nah verwandte Textformen, daß auf einen gemeinsamen Archetypus geschlossen werden muß. Auch ohne Vergleichung erweisen beide Handschriften sich als Kopien verlorener Vorlagen.

Der Regius gehört der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an; man pflegt jetzt das runde Jahr 1270 zu nennen. Das Bruchstück gilt für einige Jahrzehnte jünger. Wie hoch die Vorlagen hinaufgingen, läßt sich natürlich nicht genau ausmachen. Die allgemeine Geschichte des Schreibens im alten Island läßt schwerlich an einen früheren Zeitpunkt denken als das zweite Drittel des 13. Jahrhunderts. Die Aufzeichnung der Helden- und Göttersagen auf Island fällt also nicht früher als die der aus derselben Wurzel erwachsenen Epen in Oberdeutschland.

Sowohl vom Regius wie vom Eddabruchstück haben wir vortreffliche phototypische und diplomatische Abdrücke, die die 'Gesellschaft zur Herausgabe alter nordischer Literatur' (Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur) in Kopenhagen besorgt hat. Daneben ist für die Kenntnis des Textes die schon erwähnte Ausgabe von Bugge das wertvollste Hilfsmittel.

### I. Der Regiustext.

1. **Verständnis.** Die Sprache der Edda ist altisländisch. Dieses Idiom mutete im 17. Jahrhundert die europäischen — auch die skandinavischen — Gelehrten ebenso fremd an wie heute noch ihre große Mehrzahl. Nur die Isländer verstanden es einigermaßen, dank der konservativen Schreibweise des Neuisländischen. Isländer sind denn auch die ersten Erklärer der Edda gewesen. An den ersten kommentierten Ausgaben, die dänische Altertumsfreunde unternahmen, haben sie das Beste getan, und von da aus, namentlich aus den Noten der großen Kopenhagener Edition von 1787 (II. Band 1818),

1) Rücksicht auf die Güte früherer Drude kann nicht im Spiel gewesen sein. Wer wollte z. B. behaupten, die Hyndluljóð seien besser herausgegeben gewesen als das Hunnenschlachtlied?

ist eine gewisse Kenntnis der Eddasprache und Einblick in den Inhalt der Lieder auch nach Deutschland und England ausgeströmt. Einem eingeborenen Isländer gleichzuachten war der Sprachforscher Rasmus Rask, ein Bauernsohn aus Sünen, der so gut isländisch gesprochen zu haben scheint wie finisch; er hat den Brüdern Grimm bei ihren Eddastudien geholfen. Mit der Zeit mußte der Vorsprung der Isländer sich ausgleichen. Seit fast alle altisländischen Pergamente sich in Kopenhagen befanden, konnten auch Nicht-Isländer sich in die Sprache einlesen. Diese Möglichkeit vervielfältigte sich, als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine lebhaftere Editionstätigkeit an altnordischen Texten einsetzte. Die norwegische Historikerschule gab die Königsgeschichten heraus, die 'Nordische Literaturgesellschaft' in Kopenhagen die Isländergeschichten. 1860 erschien das *Lexicon poeticum antiquae linguae septentrionalis* von dem Isländer Sveinbjörn Egilsson, das das Verständnis vieler skaldischer Denkmäler überhaupt erst ermöglicht hat und durch die Sammlung des poetischen Wortschatzes mit reichen Belegen auch dem Eddastudium mächtig zugute gekommen ist. Es folgten die wertvollen Wörterbücher von Powell-Digfusson und Friðner. In Deutschland gab Lüning die Eddalieder mit Erläuterungen heraus und wirkte dadurch sehr aufklärend; Müllenhoff interpretierte in seiner *Alttertumskunde* einen wichtigen Teil der Sammlung; Gering lieferte ein praktisches Spezialglossar, aus dem 1903 sein 'Vollständiges Wörterbuch zu den Liedern der Edda' erwuchs; auch einen großen, fortlaufenden Kommentar erhielten wir in dem II. Bande von Heinzels und Dettlers *Edda* (1903). Die Zahl der Beiträge zur Textklärung, die in den letzten Jahrzehnten in Zeitschriften und Büchern ans Licht getreten sind, ist nicht ganz gering. Längst ist die nordische Philologie ein selbständiger Zweig der Germanistik geworden; ihre Quellen und Hilfsmittel sind allgemein zugänglich; von einem Privileg der Isländer kann keine Rede mehr sein. Ja, es liegt auf der Hand, daß gerade der isländische Germanist besondern Gefahren ausgesetzt ist. Sein Sprachgefühl ist gegenüber den alten Texten ebensowenig unfehlbar wie das unsrige gegenüber den mhd., und es kann ihm daher zum Fallstrick werden. Ebenso wie das Mhd. will schließlich auch das Altisländische zunächst aus sich heraus erforscht sein wie eine fremde Sprache. Es will weiterhin verglichen sein mit den verwandten alten Dialekten, zumal wo es sich um die Dichtersprache handelt, denn die altgermanische Dichtersprache ist eine große Einheit. Daher hat, wer z. B. vom *Beowulf* herkommt, wiederum einen spezifischen Vorsprung vor dem, der vom Neuisländischen herkommt. Die eddische Vers- und Stilüberlieferung ist auf Island im Laufe des Mittelalters ausgestorben. Die skaldische Tradition, die fortlebte, ist trotz handgreiflicher Zusammenhänge wesentlich verschieden. Es geht nicht an, eddische Texte von rein skaldischen Voraussetzungen aus zu interpretieren.

Ohne ein Urteil über die Leistungen der Vergangenheit fällen zu wollen,

müssen wir feststellen: das Verständnis des Eddatextes ist trotz stetiger Fortschritte heute noch weit von seinem Ziele entfernt. Bei weitem nicht alles, was die gangbaren Hilfsmittel lehren, ist gesicherte Erkenntnis. Manches ist nur geraten, und teilweise nachweislich falsch geraten. Vieles bedarf genauerer Bestimmung. Künftigen Erklärern bleibt noch eine Ernte.

2. **Lesarten.** Die Meinungen über die Güte unserer Überlieferung sind sehr geteilt. Niemand leugnet, daß sie verbesserungsbedürftig ist. Aber während die einen sie als das liederliche Werk „unwissender und gedankenloser Schreiber“ behandeln und auf Schritt und Tritt ändern (so namentlich Gering), sind andere viel konservativer gesonnen und glauben teils das Gegebene erklären zu können, teils setzen sie methodische Zweifel in jede Änderung. Ich stehe auf der konservativen Seite (vgl. meine Ausgabe Heidelberg 1914). Der Gegensatz wäre weniger scharf, wenn man sich überzeugen könnte, daß die große Zahl der Gering'schen Konjekturen sich an Wert auch nur annähernd mit denen von Bugge messen kann, der für den Eddatext so viel getan hat wie kein zweiter, Ich sehe die Aufgabe des Textforschers nicht im Konjekturenmachen, sondern im Verstehen. Das Großhoden über „neue Mittel Textverderbnisse zu erkennen und zu heilen“ kann ich nicht teilen; ich finde darin nur ein beklagenswertes Symptom, daß ein ungeduldiger Tätigkeitstrieb, die Lust, an dem gegebenen Objekt eine Änderung hervorzubringen, sich auslebt auf Kosten der abwägenden Logik. Über das Recht zu einer Änderung kann niemals das Gefallen an der sauberen Manipulation entscheiden, sondern nur die ehrliche Überzeugung ein Stück Wahrheit zu erfassen. Und wie selten kann man diese Überzeugung haben!

3. **Metrische Textkritik.** Jenes Mittel „Textverderbnisse zu erkennen“ ist die silbenzählende Metrik. Sievers hat in den achtziger Jahren gezeigt, daß man die Verse der Skalden durch Streichung entbehrlich scheinender Pronomina und sonstiger Kleinwörter und durch Einführung gewisser älterer Sprachformen leicht auf eine feste Silbenzahl bringen kann. Er schloß, die so rekonstruierten Verse seien die von den Dichtern gewollten, und übertrug sein Verfahren auch auf die Eddalieder, deren Mehrzahl nach ihm deutlich auf Urformen aus viel ungemischteren Vierfüßler-Verse zurückwies, als die Überlieferung auf den ersten Blick erkennen läßt. Im Tübinger Programm von 1885 hat Sievers einige Götterlieder probeweise nach seinem System metrisch bearbeitet. Nicht weniger als drei Herausgeber sind dem Beispiel gefolgt und haben die ganze Edda in das knappe Sievers'sche Gewand gekleidet: Symons, Sinnur Jonsson und Gering. In ihren Ausgaben liest man also z. B. statt *Heiði hana héto*, 'sie nannten sie (eam) Heidr', vielmehr *Heiði héto*; statt *ganga hér at garði*, 'es gehen hier beim Hofe (goldgehörnte Kühe)' vielmehr *ganga at garði*; die Zahl dieser Eingriffe geht in die Tausende; viele treffen auch die Wortstellung und sind geradezu als Umdichtungen

zu bezeichnen. Wer ſeine erſte Bekanntschaft mit der Edda an der Hand eines ſolchen konſtruktiven Textes ſchloß und dann zu dem überlieferten Text kam, der mußte ſozusagen umlernen: eine neue Sprache, eine neuer Rhythmus und Stil traten ihm entgegen. Wäre das Verfahren der Ausgaben richtig, ſo müßte der knappe Stil der der Wikingzeit, der volle der des 13. Jahrhunderts ſein. Für den Wandel vom Knappen zum Vollen wollte Sievers die 'Überlieferung' verantwortlich machen: Lautwandel und ſyntaktiſche Neuerungen, wohl auch allmähliche Abſtumpfung des metriſchen Gefühls (oder Vergessen der metriſchen Regeln?) hätten das Ergebnis gehabt. Im Jahre 1909 aber war der Urheber der Lehre zu andern Anſchauungen gelangt: „genauere Nachprüfung der Eddaverſe nach Rhythmus und inſbeſondere Melodie“ hatten ihn „zu der Überzeugung geführt, daß die meiſten jener Wörtchen doch mit Recht im Texte ſtehn“. Die einſtige Alternative, ob die 'überſchüſſigen' Silben zu tilgen oder ebenſo wie die entſprechenden Erſcheinungen in der weſtgermaniſchen Stabreimmetrik zu beurteilen ſeien, fand alſo jetzt eine neue Entſcheidung. Es war die einzig befriedigende. Außer ſchwerwiegenden metriſchen Bedenken, die das Kürzungsverfahren als ſolches gegen ſich hatte, gibt es ſtiliſtiſche und ſprachgeſchichtliche (ſyntaktiſche) Erwägungen, die in ungezählten Einzelfällen die Überlieferung fraglos ſchützen. Mit andern Worten: die vermeintliche metriſche Beſſerung bedeutet ſehr oft eine ſyntaktiſche oder ſtiliſtiſche Verſchlechterung. Syntax und Stil aber ſind nicht in ſo bequeme Regeln gefaßt, wie die Metrik gefaßt wurde, ſie laſſen ſich z. T. gar nicht darein faſſen, weil ſie nicht mit rein quantitativen Größen zu tun haben. Daher wurden ſie überſehen und mit Süßen getreten. Die ältere Wiſſenſchaft hatte im allgemeinen feinere Organe für das nicht Zähl- und Meßbare. Zu rühmen iſt in dieſer Beziehung die kritiſche Handausgabe von Svend Grundtvig. Von den neueren metriſch-normaliſierenden Herausgebern — die übrigens ausdrücklich an der von Sievers ſelbſt aufgegebenen Poſition feſthalten — verfährt am wenigſten einſeitig-mechaniſch Symons, der auch der glücklichſte Konjekturalkritiker ſeit Bugge ſein dürfte.

4. **Lautform.** Wie in den Lesarten und in der Verſfüllung, ſo unterſcheiden ſich auch im Orthographiſch-Lautlichen die vorliegenden Eddatexte ziemlich ſtark. Bis in die ſiebziger Jahre bedienten ſich die normalisierten Ausgaben der gewöhnlichen Schreibung altisländiſcher Proſa; ſo, mit gewiſſen Unterſchieden, die von Munch, Moebius, Grundtvig, Hildebrand. Dann wurden die älteſten isländiſchen Handſchriften (um 1200) beſſer bekannt, und der Sprachforſcher Wimmer ſtellte die Forderung auf, die Eddalieder ſeien in das Gewand dieſes älteren Lautſtandes zu kleiden. Dies bedeutete unter anderm: man ſollte ſchreiben es, vas (für er, var 'est, erat'), of (für um, Präpoſition), sás, þeims (für sá er, þeim er 'is qui, ei qui'), auch emk, biðk (für em ek, bið ek oder ek em, ek bið 'sum, peto'), ferner e und o in den En-

dungen für i und u. Auch dieses Programm wurde bald verwirklicht. Müllenhoff-Hoffory, Mogt, Symons und Símur Jónsson legten es ihren Ausgaben zugrunde, auch Gering hat es bis auf die Regelung der Endungsvokale angenommen.

Es lohnt sich zu fragen, wie Wimmer seine Forderung begründete. Er meinte, durch Anschluß an die ältesten isländischen Codices erreiche man im wesentlichen die gemeinnordische Sprache der Wikingzeit, also die Sprache der Eddadichter, die, wie damals wohl kaum jemand bezweifelte, in der Wikingzeit (800—1000) gelebt hatten. Einer der neueren Herausgeber sagt bescheidener, die archaischen Sprachformen ständen der Entstehungszeit der Lieder „näher“, und er fügt, wie zum Ersatz, hinzu, sie gäben — mit ihren emk, þeims und ähnlichen Kurzformen — die gesprochene Sprache getreuer wieder. Diese Gründe können nicht überzeugen. Es kann nicht die Aufgabe einer Edition sein, die Sprechsprache eines Autors abzubilden. Denn man weiß darüber niemals genug, und wenn man alles wüßte, bräuhete man ein phonetisches Alphabet, dessen Anwendung den vornehmsten Zwecken einer Herausgabe zuwiderlaufen würde. Einzelne Anläufe zu lautgetreuer Wiedergabe (wie sie sich z. B. in Lachmanns mhd. Texten finden) haben aber schwerlich einen Sinn. Ebenso wenig Sinn hat die Wahl einer Sprachform, die derjenigen der Dichter zeitlich näher liegt als die überlieferte. Nur wenn man sicher sein könnte, die Sprache der Dichter selbst, wenn auch roh, darzustellen, ließe es sich verantworten, daß man den festen Boden der Überlieferung verläßt (vergleiche etwa Kudrun). Wimmer war jenes Glaubens. Aber die neuere Sprachforschung hat gezeigt, daß die Sprache der Wikingzeit bereits in Dialekte gespalten war. Da wir nun von keinem einzigen Eddalied wissen, in welchem Dialektgebiet es entstanden ist, so können wir auch über seine ursprüngliche Sprachform nichts sagen. Wir müssen uns an der überlieferten Sprachform genügen lassen.

Diese verdient bei näherem Zusehen keineswegs die Mißachtung, die ihr, als erst um 1270 niedergeschrieben, gewöhnlich zuteil wird. Gewiß zeigt sie Erscheinungen, die erst dem 13. Jahrhundert angehören. Aber nicht alles, was sie von der Sprache der ältesten Handschriften unterscheidet, ist jüngere Entwicklung. Es bedarf keiner besondern linguistischen Schulung, um zu sehen, daß Verschiedenheiten wie of : um, es : er, hefr : hefir nicht rein zeitliche Unterschiede sein können. Um ist ebenso alt wie of, er muß lange vor Islands Besiedlung entstanden sein. Daraus folgt, daß die Eddasprache in diesen Punkten nur dialektisch von derjenigen der ältesten Codices verschieden ist. Dasselbe gilt noch von andern Punkten. In der Behandlung der Endungsvokale (Wechsel von o und u) ist die Sprache des Codex regius sogar altertümlicher als die der konstruktiven Edda Ausgaben. Der oben zitierte Herausgeber nennt die Beibehaltung der überlieferten Sprache einen „unphilologischen Mißgriff,

nahezu ebenso ungeheuerlich, wie wenn jemand es unternehmen wollte, Hartmanns Erec nach Maßgabe der Sprachformen und der Rechtschreibung des Bozener Zöllners zu normalisieren“. Dieser Vergleich übersieht, daß wir Hartmanns — und übrigens auch seiner Landsleute und Zeitgenossen — Sprache anderweit so einigermaßen kennen! Näher läge es, die angelsächsischen Denkmäler als Parallelen herbeizuziehen. Diese pflegt man in der handschriftlichen Lautform herauszugeben; und doch wären hier die Urtexte mit größerer Sicherheit herzustellen als bei den Eddaliedern, deren Mehrzahl sicher in vorliterarische Zeit hinaufreicht. Holthausen hat den Anfang des Beowulf in die vermutliche Urgestalt umgeschrieben: das ist nur eine Probe, und sie nennt sich bescheiden einen ‘Versuch’. Damit vergleiche ich das Verfahren der Eddakritiker und die — sagen wir: Sicherheit des Cons, womit es verteidigt wird, und ich muß mich wundern. Meint man, die Anglisten seien zurückgeblieben?

## II. Literaturgeschichte.

**Alter und Heimat.** Die Gelehrten des 17. Jahrhunderts, die über die ‘Edda Saemundi’ disputierten, dachten bei diesem Titel nicht immer an das gleiche. Teils schwebte Saemund als Verfasser der Eddalieder vor: mit der Feder in der Hand hatte er als erster die uralte Kunde, die die Lieder enthalten, versifiziert, damit sie nicht der Vergessenheit anheimfalle. Andere schätzten das Verdienst des Mannes geringer ein: schon lange vor ihm war die Edda aufgezeichnet, aber in den schwierigen Schriftzeichen des Altertums, den Runen, und diese hatte Saemund enträtselt und in das lateinische Alphabet umgesetzt. Beiden Ansichten war gemeinsam der Glaube an das hohe Alter des Inhalts, der eddischen Weisheit. Die Zeitvorstellungen, in denen die damaligen Altertumsfreunde lebten, waren der Bibel und dem klassischen Altertum entlehnt. Wie man die Runensteine des Nordens zu den Gesetzestafeln Mose in Beziehung setzte, so hat man die Edda in die Zeit gleich nach der Sündflut datiert, weil sie von Ham, Moses, Josua noch nichts wisse. Andeutungen der Schöpfungs- und Paradiesesgeschichte fand man in der Völuspa, wo sogar eine messianische Prophezeiung (Surt) entdeckt wurde. Das Wissen von diesen Dingen dachte man sich nach dem Norden gebracht durch die Auswanderung der Hyperboräer aus dem Südosten, die man in den Pergamenten bestätigt fand. Das halbgelehrte Werk Snorris, die Ynglinga-Saga, läßt keine geringeren als die Asen selbst, an ihrer Spitze Odin, aus Asien (man beachte die Volksetymologie!) gekommen sein, nicht als Götter natürlich, vielmehr als Tempelpriester und Zauberer, die zu Dynastiegründern wurden. Diese Asen traten nun in den Götterliedern redend auf. Das erste und berühmteste Stück der Sammlung, die Völuspa, gab sich als Vortrag einer Seherin, die in Gegenwart Odins zu einer großen Thinggemeinde spricht. Das zweite Stück, eine Sammlung von Spruchgedichten, war überschrieben Hávamál,



Reden des Höhen, das ist Odins, und der runenfundige Alte führte kenntlich darin das Wort. Befangen in euhemeristischen Vorstellungen wie das Mittelalter, schmeichelte man sich mit dem Glauben, das echte Geisteserbe jener uralten Persönlichkeiten in der Edda zu besitzen.

Ja, die Annahme lag nahe, daß man es auch in der echten Form besaß. Sollten diese Verse, die Odin, der Erfinder der Dichtkunst, sprach, nicht von ihm selber sein? Von Odin bis zu Harald Schönhaar — dem Einiger Norwegens, zu dessen Zeit Island besiedelt wurde — zählt die Überlieferung rund 30 Generationen auf; in die vierte Generation hatten schon Saemund und seinesgleichen die Geburt Christi gesetzt (sie fiel in die Zeit Frodis, des Friedensherrschers). An dieser Geschlechterkette waren Odins und seiner Zeitgenossen stabreimende Verse hinabgeglitten bis in die Zeiten der Schreibkunst — wo dann eben Saemundus multiscius sein Amt antrat. Der in diesen Gedanken enthaltene Begriff der mündlichen Literatur mußte den Isländern ohnehin aus ihren Sagas geläufig sein. Hier hatte man nun also die vorisländische mündliche Literatur vor sich, Werke nicht isländische, überhaupt nicht nordische, nicht einmal europäische Ursprungs, mochten sie nun vor der Asienwanderung, also noch in Asien, oder auf oder nach ihr gedichtet worden sein. Man sah in der Edda ein übernationales Gut, wie in der Bibel oder im Vergil; ein nationales daneben nur insofern, als man stolz darauf war, daß die Bewahrung dieses Seitenstückes zu Genesis, Jeremias und den sibyllischen Büchern der nordischen Heimat verdankt wurde.

Eine Art Abschluß der ersten Periode eddologischer Begriffsbildung stellt die Vita Saemundi dar, die Arni Magnússon, der große Handschriftenkennner und -sammler, gelehrter, klarer und kritischer als alle seine Vorgänger kurz vor 1700 verfaßt hat. Als das Werkchen 1787 gedruckt wurde, war es immer noch die beachtenswerteste Äußerung über allgemeine Eddafragen, die es gab. So wenig hat das Jahrhundert der Aufklärung diese gefördert.

So setzt denn eine neue Periode der Forschung erst mit dem 19. Jahrhundert ein. Das Interesse wurde neu belebt durch die Romantik. Die alten euhemeristischen Gedankengänge waren anfangs noch nicht ganz überwunden, und der Glaube an die Deutbarkeit aller Mythen im philosophischen oder natursymbolischen Sinne blieb noch lange lebendig. Aber die räumlichen und zeitlichen Maßstäbe schrumpften zusammen. Man war sich jetzt klar darüber, daß die Heimat nordischer Sprachdenkmäler nur im nordisch-germanischen Heidentum zu suchen sein könnte. Da nun die Archäologie die nordischen Germanen erst mit der dritten der von ihr unterschiedenen Perioden, der Eisenzeit, auftreten ließ, so gewann man die Datierung: 'älteres und mittleres skandinavisches Eisenalter', d. h. rund 200—700 n. Chr. Im ersten Teil dieses Zeitraums stand die heidnische Geisteswelt noch unererschüttert und konnte sich reine und umfassende Denkmäler setzen wie die Völuspá. Die Daten der übrigen

Lieder reichten von dieser goldenen Ära herab bis an die Schwelle der Wikingzeit. Diese selbst (800—1000) schied aus als eine Periode roherer Sitten, zu denen die Lebensbilder der Edda nicht zu passen schienen, eindringender fremder Einflüsse und des entwickelten Staldenstils, der gegenüber der Einfachheit des eddischen als das jüngere erschien. Man hätte auch die geschichtlichen Ursprünge der Helden sagen als Stütze dieses Systems verwerten können. Aber wie die Germanisten vor Müllenhoff in diesem Punkte überhaupt nicht klar gesehen haben — in Deutschland glaubte man an sekundäre Gleichsetzungen mythischer Dichtungshelden mit Attila, Gunther, Dietrich usw. —, so schlossen die nordischen Gelehrten vollends die Augen vor der offenkundigen Herkunft der Nibelungenstoffe, auch vor ihrer südgermanischen Heimat. Sie erklärten sie für gemeingermanisch und meinten damit, sie seien aus der gemeinsamen Urheimat mitgebracht — ein letzter Rückfall in die asiatischen Träume der Früheren.

Im übrigen wurde die Heimatsfrage stark gegensätzlich beurteilt. Die norwegischen Historiker-Philologen, besonders Keyser, ließen die Eddalieder in Norwegen gedichtet sein; die Dänen, an ihrer Spitze Grundtvig, betonten den gemeinnordischen Charakter der eddischen Dichtung und fanden ihren eigentlichen Herd in dem kulturell vorgeschrittenen Südskandinavien, besonders in Dänemark. Die norwegische Ansicht hatte ihre stärksten Stützen in der Sprache und dem Wortlaut der überlieferten Texte; sie ist mit ihren Gründen in der Folgezeit durchgedrungen. Die dänische Ansicht aber hatte vor jener den weiteren literar- und kulturgeschichtlichen Gesichtskreis voraus; ihre, leider größtenteils unklaren, Gesichtspunkte bildeten und bilden noch jetzt die notwendige sagengeschichtliche Ergänzung zur Textgeschichte. Grundtvig hat, kräftiger als selbst Wilh. Grimm, das durch und durch dichterische Wesen zumal der Helden sagen betont. Er sah klarer als noch heute die meisten, daß schon die Sabel, z. B. des alten Atliliedes, Poesie ist, und er hatte ein Recht zu sagen, diese Poesie, die die Felsen des Rheins und die grünen Fluren des Hunnenlandes nennt, sei nicht norwegisches Eigen. Es war eigentlich nur die Unreife der Sprachwissenschaft zu seiner Zeit, die ihn hinderte, ganz richtige Schlüsse zu ziehen, und die ihn zu unhaltbaren Behauptungen und ungerechter Polemik verleitete.

Der Widerspruch gegen Grundtvig führte eine dritte Periode der Eddaforschung herauf. 1871 veröffentlichte Edwin Jessen seinen epochemachenden Aufsatz 'Über die Eddalieder' (Ztschr. f. dtsh. Phil. 3). Im Sommer 1876 hielt Sophus Bugge vor der nordischen Philologenversammlung in Kopenhagen den bahnbrechenden Vortrag über metrische Altersbestimmung der altnordischen Gedichte. Beide Forscher stimmten darin überein, daß die Eddalieder jünger sein müßten, als man fast allgemein glaubte. Nach Jessen waren die meisten isländische Bearbeitungen verlorener älterer Dichtung, einige

wenige norwegischen, keine 'gesamtnordischen' oder dänischen Ursprungs. Damit ist schon gesagt, daß Jessen von dem älteren und mittleren Eisenalter nichts wissen wollte. Er gab nur zu, daß die Stoffe größtenteils sehr hoch hinaufreichten. Die Gedichte selbst wies er nach ihrem Gesamtcharakter meist in ein 'literarisches' Zeitalter, und er zögerte nicht, sie teilweise bis ins 13. Jahrhundert, bis kurz vor die Aufzeichnung also, hinabzurücken. Es waren vortreffliche Beobachtungen, die dieser Kritiker ins Feld führte, Beobachtungen, die immer Geltung behalten werden. Der Schwerpunkt seiner Arbeit aber lag in der Förderung der Heimatfrage. Kriterien aufgreifend, die schon seine Vorgänger erkannt und — so Grundtvig — falsch verwertet hatten, zeigte Jessen, daß sowohl die Sprache wie die Naturschauung der Lieder auf Island-Norwegen weisen; 'die alltägliche Vertrautheit mit norröner Gebirgsnatur blickt allerorten durch', prägt die gnomische Ausdrucksweise und gestaltet die Phantasielandschaften. Fruchtbarer noch als die Jessensche Betrachtungsweise wurde die von Bugge. Diesen großen Philologen haben seine Zweifel an der Richtigkeit der überkommenen Anschauungen, die zugleich die seines ihn mannigfach anregenden Freundes Grundtvig waren, durch methodische Arbeit zu höchst wertvollen neuen Einsichten geführt. Er erkannte als erster, daß die Inschriften im längeren Runenalphabet eine wesentlich ältere Sprachstufe darstellen als das aus den Handschriften bekannte Altnordische, eben die nordische Sprache der älteren und mittleren Eisenzeit. Waren also die Eddalieder so alt, wie man annahm, so mußten sie ursprünglich in dieser — mit dem Urgermanischen wesentlich identischen — Form verfaßt gewesen sein. Daß dies unmöglich war, zeigte Bugge aus der Metrik. Die sogenannte Dollzeile der gnomischen Eddastrophe endet so gut wie niemals klingend. Würde man aber die überlieferten Dollzeilen in die Sprache der Inschriften umsetzen, so entstünde eine Menge klingender Schlüsse (gasti für gest 'dem Gaste' u. dgl.): das feste Formgefühl dieser Dichtung wäre aufs gröblichste verletzt.<sup>1)</sup> Also können die im gnomischen Maß gedichteten Texte nicht vor dem 8. Jahrhundert, sondern erst in der Periode der Wikingzüge entstanden sein. Diesen Schluß dehnte Bugge per analogiam und durch lose literarhistorische Erwägungen auf das Eddatorpus als Ganzes aus.

Die Folgezeit hat ihm hierin recht gegeben. Dabei hat es mitgewirkt, daß Bugges Aufstellungen zusammentrafen nicht bloß mit Jessens scharfsinniger Beweisführung, sondern auch mit vereinzelt früheren Stimmen, unter denen die gewichtige des Juristen und Islandfreundes K. Maurer war. Nachdem dann Sievers die ursprüngliche Diersilbigkeit der epischen Eddaverse nachgewiesen zu haben schien, glaubte man die von Bugge noch gelassene Lücke endgültig mit dessen eigenen Mitteln ausfüllen zu können; die Einsetzung 'urnordischer' Sprachformen sprengte ja auch das Diersilblermaß. Müllenhoffs

1) Näheres hierüber Germ.-rom. Monatschr. 5, 524 f.

Mitarbeiter Hoffory, der diesen Gesichtspunkt geltend machte (1885), gab zugleich eine neue Methode metrischer Altersbestimmung an: je reiner das Diersüblerschema durchgeführt ist, für um so jünger darf der betreffende Text gelten, denn es ist klar, daß der strengen Silbenzählung ein freieres Verfahren nach Art der westgermanischen Metrik vorangegangen sein muß. Danach sind Völuspa und Thors Hammerholung (Thrymlied) älter als Thors Kesselholung (Hymirlied), dagegen jünger als das Wielandslied, das als ältestes der bewahrten Eddalieder erschien. Ähnliche Schlüsse erlaubt, wie zuerst Hofforys Schüler Ranisch gezeigt hat, die Verbreitung der metrisch geforderten sogenannten unkontrahierten Wortformen (wie fáa für fá = mhd. vâhen, séa für síá 'sehen'). Die meisten Eddadichter nämlich binden sich an diesen Archaismus; die wenigen, die sich nicht daran binden (also einsilbiges fá, síá im Verse gebrauchen), müssen die spätesten sein (z. B. der Verfasser von Gripirs Weisagung). Bei diesen Folgerungen ging man anfangs ziemlich mechanisch zu Wege. Man zählte einfach die Texte durch, stellte eine Häufigkeitsskala auf und las daraus die Chronologie ab. Ein solches Verfahren kann heute nicht mehr überzeugen. Schon die vorausgesetzte Stetigkeit der Entwicklung ist eine willkürliche Annahme. Wir verlangen ferner, daß den metrisch-sprachlichen Kennzeichen möglichst viele andere — wie Stil, literarische Verwandtschaft — zur Seite treten. Es hat sich gezeigt, daß dies in weitem Umfange der Fall ist. Endlich müssen alle Textänderungen abgezogen werden. Auch ohne diese sind Entwicklungslinien deutlich erkennbar. Die metrische Entwicklung ist die von sehr freien Versfüllungen zu silbenzählender Regelmäßigkeit. An der Spitze stehen die altertümlichen Heldenlieder (bzw. ihre altertümlichsten Teile), also außer Völundarkviða (Wielandslied) die Atlakviða (Altes Atlilied), Hamdismál (Hamdirlied), Hunnenschlachtlied. Wir haben ein um 880 datiertes Staldengedicht aus Südnorwegen, dessen metrischer Habitus dem dieser Stücke ungefähr entspricht. Andererseits liefern datierte Gedichte der Spätzeit (um 1200, vereinzelt schon früher) metrische Einsilbigkeiten wie fá, síá. So erlaubt die fast durchweg datierte Skaldendichtung in einigen Punkten eine Kontrolle der eddischen Chronologie. Der Wert dieser Parallele wird aber dadurch stark verringert, daß schon in der ältesten Skaldensdicht (9. Jahrhundert) sich Gebilde finden von äußerster metrisch-stilistischer Regelmäßigkeit und Glätte. Ob die Einwirkung dieses skaldischen Ideals auf einen eddischen Dichter früh oder spät stattgefunden hat, kann nur auf Grund außermetrischer Kriterien entschieden werden.

Die herrschende Ansicht über das Alter der Eddalieder war etwa ein Menschenalter hindurch die, daß sie der Wikingzeit angehörten, also einer Zeitschicht, der man früher höchstens gewisse Spätlinge hatte zuweisen mögen, und die man im ganzen als eine Art Widerspiel des eddischen Zeitalters betrachtete. Jetzt behaupteten die Literaturhistoriker, die den linguistischen

Metrikern ebenso willig folgten wie die Textkritiker, ganz im Gegenteil, die Edda erweise sich durchweg als eine echte Frucht eben jener Übergangsperiode. So wurde das stilistische Verhältnis zur Skaldik anders aufgefaßt. Schon Jessen hatte das alte Argument, die größere Einfachheit des eddischen Vortrags weise auf höheres Alter, entkräftet durch die Beobachtung, daß der einfachere eddische und der keningreiche skaldische Stil im allgemeinen je an bestimmte Versformen gebunden sind. Seitdem die Gleichzeitigkeit der Versarten feststand, konnte auch gegen die Gleichzeitigkeit der Stile nichts mehr eingewendet werden. Jessen betonte dabei den unprimitiven Charakter der skaldischen Umschreibungen, die in der Edda immerhin vorkommen (in gewissen Texten sogar ziemlich dicht gesät sind). Dies wendete dann Finnur Jónsson so, daß er jeden Artunterschied zwischen eddischen und skaldischen Kenningar leugnete (Geschichte der altnorw. u. altisl. Literatur, dän., I. Bd. 1894). Er gewann damit einen neuen Grund, die bewahrten Reste der beiden Dichtungsarten für wesentlich gleichzeitig zu halten. Diesen Gesichtspunkt hat zwar schwerlich ein Nicht-Isländer sich zu eigen gemacht. Aber gegen das negative Ergebnis — um ihres Stiles willen brauchen die Eddalieder nicht älter zu sein als die Skaldentexte — regte sich nur noch vereinzelter Widerspruch. Daneben blieb die Kritik der Kenningar in Kraft als Hilfsmittel der Einzeldatierung. Innerhalb des gleichen Metrums (was im allgemeinen daselbe sagt wie: innerhalb der Edda) galt Kenningreichtum nach wie vor als ein Merkmal später Entstehung, und umgekehrt. Man setzte auch auf diesem Gebiete eine allmähliche Entwicklung in der Richtung von 0 auf  $\infty$  voraus. Man konnte sich darauf berufen, daß andere Altersternzeichen den Gedanken unterstützten. Das Hymirlied hat viele, das Wielandslied gar keine Kenningar. Doch gibt es andere Denkmäler, bei denen, abgesehen von ihrer schlichten Diction, so ziemlich alles für jungen Ursprung spricht. Diese Schwierigkeit läßt sich kaum anders heben, als indem man für 'jung' einstweilen 'skaldisch beeinflusst' sagt. Auch andere 'Jugend'merkmale als der Kenningreichtum lassen sich unter diesen Gesichtspunkt bringen. Es fragt sich dann weiter, wo und wann der skaldische Einfluß am ehesten anzunehmen ist.

Wie die stilistischen, so mußten sich auch die kulturgeschichtlichen Erwägungen der neuen Datierung anpassen. In gewissen Heldengedichten, so besonders im sogenannten Ersten Helgiliede, werden Heereszüge zur See geschildert. Nun melden die Jahrbücher der Geschichte nordische Wikingfahrten erst seit 793. Also müssen jene Lieder jünger sein als 793: sie fallen in die Wikingzeit oder sehr bald danach. Diese Zeit ist aber vor allem eine große Kulturbringerin für den Norden gewesen. Spuren dieser wikingischen Kultur fand man in den Eddaliedern. Diese erwähnen das 'Wälschland' (Frankreich) und die von dort eingeführten 'wälschen Schwerter'. Sie enthalten ferner — wie Digfussion und Bugge behaupteten — angelsächsische und irische Leh-

wörter. Das wichtigste Lehngut der Wikingzeit, das Christentum, wird in der Edda deutlich vorausgesetzt. Nicht bloß daß hier und da in der Heldendichtung christliche Bestattungsgebräuche auftauchen: auch die angeblich so grundheidnische Götterdichtung setzt einen 'Verfall' der alten Religion voraus, wie ihn die Berührung mit dem Christentum herbeiführen mußte und wie er gerade für die Zeit um 900 in den Geschichtsquellen bezeugt ist. 'Freilich wurzelt die mythische Dichtung im altheidnischen Glauben. Aber die Dichter stehen den alten Göttern, ihrer Macht und ihren Taten nicht mehr in kindlicher Ergebenheit, sondern mit objektiver Überlegenheit gegenüber. Die alte Religion hat ihre volle Gewalt über die Geister bereits verloren; sie ist fern genug gerückt, um die Stoffe zu einer mythischen Dichtung bieten zu können, die an die religiösen Vorstellungen statt mit staunender Ehrfurcht überall mit künstlerischer Freiheit, nicht selten mit humoristischem Behagen, ein einzelnes Mal sogar mit persiflierender Keckheit herantritt' (B. Symons). Ja, die eddischen Mythen selbst wären nach Bugge größtenteils nichts anderes als entlehnte und umgedeutete christliche oder antike Glaubensvorstellungen und Sagen, die die Wikingen durch ihren Verkehr mit den Christen auf den britischen Inseln kennen gelernt hätten. Der an der Weltesche Yggdrasill als Opfer gehentte Odin und ebenso Baldr, der durch den Mistelzweig fällt, wären Spiegelungen des gekreuzigten Christus; Loki wäre nach Rolle und Namen (Lucifer!) der Teufel usw. Trotz allen Widerspruchs, der sich gegen diese Hypothesen Bugges im ganzen wie im einzelnen erhob, hat doch wohl niemand eine gewisse, wenn auch noch so begrenzte Berechtigung der kulturgeschichtlichen Grundanschauung bestritten. Es dürfte dem Durchschnitt noch der heutigen Ansichten nahe kommen, wenn Olrik von der Völuspa sagt: 'Der Dichter war ein grübelnder und suchender Geist, der seine Entwicklung der gärenden Wikingzeit verdankt. Er hat versucht, die Frage zu lösen, wie die ererbte Mythenwelt mit den neuen Gedanken sich vereinigen ließe.'

Sehen wir einmal von der Völuspa ab, die in hohem Grade ein Ding für sich ist, und lassen wir ferner alle zweifelhaften Entlehnungshypothesen beiseite, so drängt sich uns ein grundsätzlicher Einwand gegen diese kulturgeschichtliche Datierung auf. Die Wikingzeit ist die erste historische Periode des Nordens. Was vorher war, liegt im Dunkel. Man setzt voraus, daß es damals noch keine Wikingzüge und noch keinen 'Verfall' der heidnischen Religion gegeben habe. Aber auch das Gegenteil ist denkbar. Ja, wir haben guten Grund anzunehmen, daß die sogenannte Wikingzeit nichts ist als die Erweiterung des Schauplatzes von Lebensgewohnheiten, die an den germanischen Küsten Jahrhunderte alt waren, nur daß sie den schreibenden Chronisten meist verborgen blieben. Dies übersah die ältere Wissenschaft, die sich ihr 'goldenes Zeitalter' gern etwas zu stark in den Farben der 'milden Tugenden' ausmalte. Ihre Anschauungen sind einfach übernommen worden, besonders hand-

greiflich bei den religionsgeschichtlichen Überlegungen. Diese arbeiten mit einer 'Blütezeit' des Asenglaubens, die vielleicht nie bestanden hat, und sie tun dies, weil sie im Banne einer als theologisch zu kennzeichnenden Anschauung stehen, wonach Religionen normalerweise das Geistesleben der Völker ganz durchdringen und beherrschen. Was die Kirchenhistoriker in dieser Hinsicht dem germanischen Christentum zubilligten, das wollte man dem germanischen Heidentum nicht versagen. Hier wie dort nahm man das Ideal für die Wirklichkeit und ließ ununtersucht, ob die Wirklichkeit dies verdiente. Man kann sich aber vom ungestörten nordischen Heidentum eine plausible Vorstellung machen, in die das launige Hänfeln des Donnergottes, wie es der Thrymdichter betreibt, und ähnliche Achtungsverletzungen zwanglos hineinpaffen. Es fehlt nicht an guten Parallelen anderswo. Die nachweislich christlichen Göttergeschichten des Nordens zeigen Thor und Odin in wesentlich anderem Lichte als die unfrömmsten Eddalieder. Natürlich muß es in heidnischer Zeit auch Urkunden wirklicher Frömmigkeit gegeben haben, wie wir sie in unserer Überlieferung fast ganz vermissen. Aber daraus folgt nicht, daß diese Überlieferung aus einer Zeit zersehnter Gläubigkeit stammt, sondern daß sie von christlichen Generationen stark gesiebt worden ist. Geschichtsquellen und Geschichte sind zweierlei. Schließlich darf man nicht vergessen, daß südliche Kultureinflüsse auch schon vor der Wikingzeit nach Skandinavien gelangt sind.

Die kulturgeschichtlichen Argumente können also für sich allein nichts beweisen. Auch sie leisten nur einen negativen Dienst: sie zeigen, daß der Inhalt der Eddalieder ihrer metrisch-sprachlichen Datierung nicht widerspricht.

Auch auf die Einzelchronologie hat man aus dem Inhalt Schlüsse gezogen. Nach dem Ersten Helgiliede zieht Helgi fünfzehnjährig zur Vatterache aus. Unsere Kenntnis von Sitte und Recht in bezug auf das Mündigkeitsalter erlaubt uns zu behaupten, daß dieser Dichter nicht vor dem Jahre 1000 gelebt hat. Dazu stimmt die Gesamtbeschaffenheit seines Wertes. Im sogenannten Kurzen Sigurdsliede läßt Brynhild sich an Sigurds Seite und mit fürstlichem Totengeleit auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Danach hat man das Gedicht in die Zeit der Leichenverbrennung, also in 'die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts', hinaufdatieren wollen. Dies geht schon deshalb nicht an, weil auch ein Dichter, in dessen Lande längst das Begraben der Toten üblich war, im Anschluß an ältere Darstellungen der Sage oder kraft seiner Kenntnis der alten Zeit die Szene so geschildert haben würde. Die übereilte Folgerung ist auch archäologisch zu beanstanden. Ohne Zweifel ist das Kurze Sigurdslied bedeutend jünger. Hierfür sprechen unter anderm die Anleihen in Motiven und Phrasen, die es bei andern erhaltenen Eddaliedern macht, die ihrerseits aus verschiedenen Gründen zu den jüngeren gezählt werden müssen. Solche Abhängigkeiten lassen sich auch sonst feststellen. Besonders die Helgilieder sind jahrhundertlang viel nachgeahmt worden. Da der eine Nachahmer ein kurz-

nach 1100 dichtender Skalde ist, so ist ein wertvoller terminus ante quem gewonnen. Termini post quos hat man auch aus der Sagenform abgelesen. Die südgermanische Heldensage hat noch auf ihren jüngeren Entwicklungsstufen auf die nordische Dichtung eingewirkt, und so sind gewisse Mischungen und Zusätze zustande gekommen, die einen unorganischen Eindruck machen. Hierher darf man mit großer Sicherheit z. B. das ganze Dritte Gudrunlied rechnen, ferner den nachgeborenen Sohn Hagens, der im grönländischen Atlielied sehr unvermittelt auftritt u. a. Die betreffenden Denkmäler erweisen sich somit als frühestens der Zeit der deutschen Mission in Norwegen=Island angehörig. Für das Atlielied geht dies auch aus seiner überlieferten und aus inneren Gründen durchaus glaubwürdigen Heimatsbestimmung hervor; denn Grönland wurde erst 986 von Island aus kolonisiert.

Die Fortschritte der Eddaforschung seit Bugge hatten zur Folge, daß man teilweise über die Datierungsfragen sehr zuversichtlich urteilte. Am weitesten hierin geht das schon erwähnte literarhistorische Hauptwerk von Finnur Jónsson, in dem — bei starker Skepsis gegen die metrischen Einzelkriterien — die Texte auf Vierteljahrhunderte, ja einige auf zehn und fünf Jahre genau festgelegt werden. Es bedarf kaum der Versicherung, daß solche Behauptungen in keinem Verhältnis stehen zu den Hilfsmitteln der Forschung. Auch die Darstellung der altisländisch=norwegischen Literatur von Mogk gibt dem Leser keine volle Klarheit über die Vielseitigkeit und Unsicherheit des Problems. In den Grundanschauungen sind beide Autoren wesentlich einig; es sind die Anschauungen, die bis um die Wende des Jahrhunderts durchweg die Literatur beherrschten; die Einzeldatierungen aber gingen teilweise weit auseinander. Von den höheren Aufgaben der Literaturgeschichte verlauteete damals auf unserem Gebiete wenig oder nichts.

(Sortierung folgt.)

## Schiller und Leibniz.

Eine literarhistorische Untersuchung von Heinz Kindermann in Wien.

Jedes Volk erreicht seine geistige Mündigkeit, wenn es den ersten selbständigen Philosophen hervorbringt. Für das deutsche Volk war dies Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716). Seine optimistischen Lehren, die sich auf der Monadologie aufbauen, mußten gerade im „philosophischen“ Zeitalter große Wirkung ausüben. Sein ganzes System, die parallele Dreiteilung der Darstellungsgrade und des Strebens, die durch Gott geschaffene Wirklichkeit und Harmonie der Welt lag ja im Zeitgeist des 18. Jahrhunderts. Und wie stimmte die Glückseligkeitstheorie mit der unbedingt notwendigen Liebe zu den Humanitätsbestrebungen! Die Ansicht von der „besten Welt“, die „prästabilierte Harmonie“ und die Kunstlehre, die das ästhetische Formgefühl zwischen sinnliche und logische Empfindungen stellt, vornehmlich aber der



berühmte Satz: Gott der größte Künstler, der Künstler ein kleiner Gott, fanden beim Idealismus des 18. Jahrhunderts größten Anklang.

**Übersichtstabelle.**

**I. Weltanschauung:**

**Monaden** = das Univerfum vorstellende, ausdehnungslose Kraftwesen. Unterschieden durch die Klarheitsgrade des Vorstellens:

1. Dunkle Vorstellungen (nackte oder schlafende Monaden).
2. Dunkle und klare Vorstellungen (Seelen).
3. Dunkle, sowie klare und deutliche Vorstellungen (Geister).

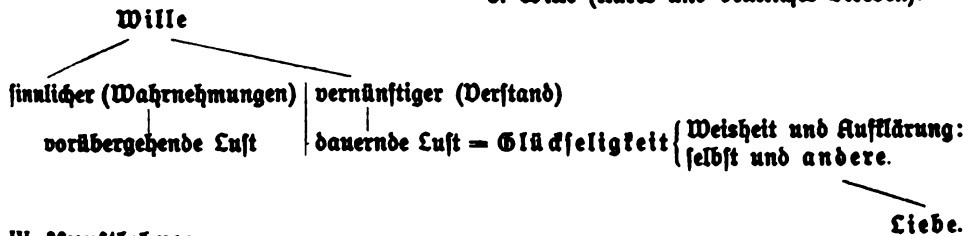
Höchste Monade: Gott. — { Zusammenhang der Monaden, also: Wirklichkeit und Harmonie der Welt } Werk Gottes.  
 „Die beste von allen möglichen Welten“ (Optimismus, — Notwendigkeit harmonisieren der Weltvorstellung und Weltwirklichkeit ) „Prästabilierte Leib und Seele („Organismus“) } „Prästabilierte Harmonie“.

**II. Erkenntnis:**

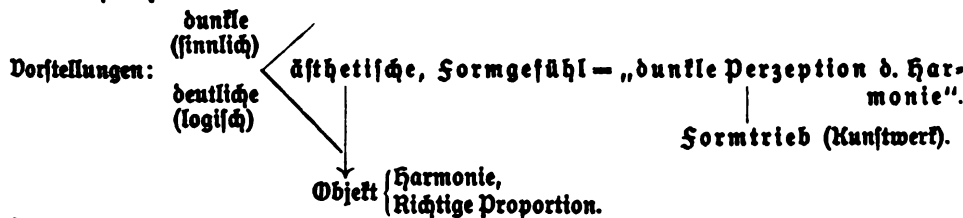


**III. Lebensanschauung:**

Monade { Vorstellen } — Streben: 1. Trieb (dunkles Streben).  
 { Streben } { 2. Instinkt (klares Streben).  
 { 3. Wille (klares und deutliches Streben).}



**IV. Kunstlehre:**



Welt: lebendige Maschine.

Kunstwerk: Wiederholung der Welt im Kleinen. | Kunst: ideale, schöpferische Nachahmung der Natur.

Mensch: Anlage zur Kunst — Gottähnlichkeit.



Diese Leibnizschen Lehren wurden vor allem von Wolff aufgegriffen, formalistisch durchgearbeitet, in ein leichter verständliches System gepreßt und so mundgerechter gemacht. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ging man auch auf Leibniz selbst zurück und unterzog sich der schwierigen Aufgabe, die vielfach zerstreuten Schriften gesammelt herauszugeben. 1768 erschien die erste Sammelausgabe, der bald in kurzen Zwischenräumen andere folgten. Viel mehr noch aber, als durch seine eigenen Schriften, wurden die Leibnizschen Ideen von den Popularphilosophen Sulzer, Mendelssohn und Garve verbreitet, die alle aus seiner Philosophie hervorgingen. Zu ihnen kann man auch Schillers Lieblingslehrer an der Akademie, Abel, rechnen, der wie aus dem für den Herzog 1773 verfaßten „Entwurf einer Generalwissenschaft der Philosophie und des guten Verstandes“ deutlich hervorgeht, ebenfalls auf Leibnizschem Boden steht. Durch ihn vor allem ist Schiller mit den Ideen des großen Philosophen bekannt geworden. Wenig Lektüre der Popularphilosophen einerseits, philosophische Dichtungen andererseits, halfen ihm, diese Kenntnis zu vertiefen. Hinzuzufügen wäre noch, daß bei Wahrung der Grundzüge die Leibnizsche Philosophie in den Bearbeitungen der einzelnen Popularphilosophen doch in vielen Einzelheiten variiert wurde und vielfach auch Ideen der englischen Philosophen, wie z. B. Shaftesburys, hereinspielten.

Daß bei diesen Verhältnissen der schülerhafte Anfänger Schiller, der ja selbst die einzelnen Lehren aus abgeleiteter Quelle, schon vermengt, schöpfte, diese ebenso in seine philosophischen Anfänge übertrug, ist ohne weiteres klar. Doch wird es uns auch späterhin schwer, Einzelheiten mit voller Sicherheit von einem bestimmten Philosophen abzuleiten. Sagt Leibniz doch selbst, daß Shaftesburys Philosophie mit Ausnahme der prästabilierten Harmonie und der Monadologie mit der seinen übereinstimme. Wie fast jede Erfindung zu gleicher Zeit von mehreren, voneinander unabhängigen Männern gemacht wird, so fanden die beiden Philosophen zu gleicher Zeit, voneinander unbeeinflusst, die gleichen Ideen, welche im Zeitgeist lagen. Nur unter diesem Gesichtspunkt können wir eine Untersuchung über den Einfluß Leibnizens auf Schiller anfangen.

Die erste uns überlieferte philosophische Arbeit Schillers ist die im Jänner 1779 gehaltene Rede über die vom Herzog gestellte Frage: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?“ Sie steht fast ganz auf Leibnizschem Boden: Die Quelle aller Tugend ist hier die Liebe zur Glückseligkeit, welche selbst wieder in der Befriedigung der eigenen und der Vollkommenheit anderer Menschen besteht. Die Harmonie der am besten eingerichteten Welt wird hervorgehoben und die Tugend vom Urteil des Verstandes abhängig gemacht. Auf dem Umweg über Klopstock dürfte Schiller die Leibnizsche Idee von der Tugend als Gottesnachahmerin übernommen haben. Noch im selben Jahr vollendet Schiller seine erste, nicht appro-

bierte Abgangsarbeit: „Philosophie der Physiologie“. Wird da behauptet, der Mensch sei berufen, der Größe des Schöpfers selbst nachzuringen, Gottgleichheit sei die Bestimmung des Menschen, der Mensch werde ewig wachsen, aber dies Ideal niemals erreichen, so geschieht es in Übereinstimmung mit Leibnizens Theodizee. Ebendazu gehört auch die Ansicht, die höchste Vollkommenheit des Menschen bestehe in der Erkenntnis des Planes der Schöpfung, des harmonischen Zusammenhangs von Ursache und Wirkung in der Welt. Echt leibnizisch ist auch die Idee, daß darin zugleich die höchste Glückseligkeit liege und die weiseste die glücklichste Seele sei. Die von Schiller hier eingeführte, aus der Medizin entlehnte Annahme eines Sensoriums, in dem die Vorstellungen für die Geistestätigkeit fixiert werden, verquidt er mit dem Mikrokosmos der Monadologie: »hier« — im Sensorium nämlich — »ruht die große Welt, im Kleinen bezeichnet«.

Im nächsten Jahr hält Schiller seine zweite Rede: „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet“. Wie in der ersten Rede weist er darauf hin, daß die Tugend den Menschen zum »Abglanz des Unendlichen« mache, »denn wonach schmachtet die Seele des Jünglings, als nach diesem nie zu umfassenden Urbild?« Die harmonische Einrichtung der Welt bezwecke nur die steigende Vollkommenheit der geistigen Wesen, und jede Handlung des Geistes, jeder Gedanke, ja jede Empfindung sei Tugend zu nennen, wenn sie die Vollkommenheit der Geister zum Zweck habe und dadurch mit dem Wesen Gottes übereinstimme. Die Beförderung der Vollkommenheit der Geister gehe von der Liebe aus, ein Gedanke, der in den Luraliedern wiederkehrt. Damit verbindet Schiller die ebenfalls leibnizische, auch in Wielands Lehrgedicht „Die Natur der Dinge“ benutzte Vorstellung von einer Kette, die Gott mit seinen Geschöpfen und alle Geister untereinander verbindet, an welcher das Endliche hinanstrebt zum Unendlichen.

Im gleichen Jahre kommt die endgültige Abgangsarbeit „Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ zustande. Interessant ist da für uns vor allem die nun schon bestimmtere Fassung der früher ausgesprochenen Bestimmung des Menschen. Noch immer ruht sie auf leibnizischer Basis: »Vollkommenheit des Menschen liegt in der Übung seiner Kräfte durch Betrachtung des Weltplanes, und da zwischen dem Maße der Kraft und dem Zweck, auf den sie wirkt, die genaueste Harmonie sein muß, so wird die Vollkommenheit in der höchstmöglichen Tätigkeit seiner Kräfte und ihrer wechselseitigen Unterordnung bestehen.« Gänzlich auf dem Prinzip des leibnizischen Systems der parallelen Dreiteilung der Klarheitsgrade des Vorstellens und Strebens ist die Anschauung Schillers, alle Geistesfähigkeit entwickele sich aus sinnlichen Trieben. »Der Mensch mußte Tier sein, ehe er wußte, daß er ein Geist war; er mußte im Staube kriechen, ehe er den Newtonischen Flug durchs Universum wagte. Der Körper also der erste Sporn zur Tätigkeit, Sinnlichkeit die erste Leiter zur Vollkommenheit.« Schließlich spielt noch die prästabilierte Harmonie

herein, wenn Schiller sagt, die naturgemäße Verbindung zwischen Seele und Körper bestehe in ihrer wechselseitigen Einwirkung und Abhängigkeit, und dies den »Organismus der Seelenwirkung« nennt.

Auch in den lyrischen Produkten der „Anthologie auf das Jahr 1782“ leuchten immer wieder die früh eingepprägten Grundsätze Leibnizscher Philosophie durch.

Wie in der Rede „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet“, wird auch in den Luraliedern, insbesondere in der „Phantasie an Laura“, die nach Leibniz für die Glückseligkeit unbedingt nötige Liebe hervorgehoben. Sie verbindet die Geisterwelt und die unvollkommenen mit dem vollkommenen Wesen, Gott:

Sphären ineinander lenkt die Liebe,      Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,  
Weltssysteme dauern nur durch sie.      Ohne Liebe preist kein Wesen Gott!

Deutlich ist auch in den Luraliedern schon der Dualismus in Schillers Seele zu bemerken, das Schwanken zwischen „sinnlichem“ und „vernünftigem“ Willen, zwischen „vorübergehender“ — wie Leibniz sagen würde — und „dauernder Lust“. Den gleichen Dualismus, den Kampf zwischen vorübergehender Lust und Pflicht und zugleich die Leibnizsche Idee, daß die Geschöpfe Gott nachringen sollen, finden wir in dem Gedicht „Ein Vater an seinen Sohn“:

Nur des Höchsten Abglanz, der Gerechte,  
Welcher in dem schröcklichen Gesichte  
Zwischen Lust und Pflicht  
Jener sich entringt, der höhern Weisheit Stimme  
Solget, trotz der Selbstsucht heißem Grimme,  
Die sein Herz mit Schwertern sticht.

Leibnizens optimistische Anschauung von der besten Welt spiegelt die auf Hoven gedichtete „Leichenphantasie“ wider; nur wird damit der Shaftesbury'sche Glaube an ein fröhliches Wiedersehen nach dem Tode verknüpft.

Den durch Gott geschaffenen Zusammenhang der Monaden finden wir im „Geheimnis der Reminiszenz“ wieder. Unerfülltes Streben erfüllt die Menschheit, sich zu Gott emporzurängen. Auch das Bild von dem Kettenband, das bis zum höchsten Wesen hinanführt, stammt von Leibniz:

Und in innig festverbundnem Wesen,      Weine, Laura! Dieser Gott ist nimmer,  
Also hab' ich's staunend dort gelesen,      Du und ich des Gottes schöne Trümmer,  
Waren wir ein Gott, ein schaffend Leben,      Und in uns ein unerfülltlich Dringen,  
Und uns ward, sie herrschend zu durch-      Das verlorne Wesen einzuschlingen,  
Srei die Welt gegeben.      [weben,      Gottheit zu erschwingen.

Darum nur entlaufen sie dem Meister,  
Ihre Heimat suchen meine Geister,  
Losgerafft vom Kettenband der Glieder,  
Küssen sich die langgetrennten Brüder  
Wiederkennend wieder.

Der Gedanke von der unermesslichen, vom ringenden Menschen nie zu erreichenden Größe Gottes kehrt auch in der „Größe der Welt“ und in der „herrlichkeit der Schöpfung“ wieder.

Durch und durch Leibniz'sche Gedanken drückt das Gedicht „Triumph der Liebe“ aus. Der Mensch strebt zwei Dinge vor allem an: Gottähnlichkeit und, um sie zu erreichen, Glückseligkeit. Beide werden vermittelt durch die Liebe. Diese aber geht, da eigene und Weisheit anderer Glückseligkeit bedeutet, jener voran und ist so im Grunde das Fundament für unser Gottähnlichwerden.

Wie hier die Liebe, so führt in der „Freundschaft“ diese die unendlich vielen Stufen der zu Geistern erhobenen Monaden zur Gottheit hinauf, eine Leibniz'sche Anschauung, mit der Schiller auf dem Umweg über Haller bekannt geworden sein dürfte:

Tote Gruppen sind wir — wenn wir hassen,  
Götter — wenn wir liebend uns umfassen,  
Lechzen nach dem süßen Sesselwang —  
Aufwärts durch die tausendfachen Stufen  
Zahlenloser Geister, die nicht schufen,  
Waltet göttlich dieser Drang.

Interessant ist folgende Strophe des gleichen Gedichtes:

Freundlos war der große Weltenmeister,  
Fühlte Mangel — darum schuf er Geister,  
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!  
Sind das höchste Wesen schon kein gleiches, —  
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches  
Schäumt ihm — die Unendlichkeit.

Zunächst führt uns da Schiller die Leibniz'sche Anschauung, Gott habe aus Freundschaft, aus Liebe die „bloß möglichen Monaden“, die Spiegel des Universums, zum Zusammenhang untereinander, zur Weltwirklichkeit erhoben, ihren Darstellungsgrad vom dunklen zum klaren und deutlichen gemacht, sie aber doch so geschaffen, daß sie nicht ganz an ihn heranreichen. Diese Ansicht aber verquidat Schiller mit einer Lehre Spinozas, dem er auch ein Gedicht der „Anthologie“ widmet, die besagt: Der Komplex Gott und der Komplex Natur, der auch alle menschlichen Wesen enthält, seien einander gleichwertig. Schon aus diesem kleinen Beispiel kann man entnehmen, wie gerade in jener Zeit die einzelnen Philosophien oft ganz willkürlich ineinandergriffen, sich miteinander vermengten.

Ein einziger für unsere Untersuchung bedeutungsvoller Aufsatz findet sich im „Württembergischen Repertorium“ (1782)<sup>1)</sup>: „Über das gegenwärtige teutsche Theater“. Dort treffen wir die in der Monadologie ausgesprochene und in die Kunstlehre übernommene Leibniz'sche Ansicht, im Kunstwerk solle sich

1) Der „Spaziergang unter den Linden“ steht im Banne Rousseaus.

die Harmonie des Weltganzen verkleinert spiegeln. »Wir Menschen stehen vor dem Universum wie die Ameise vor einem großen majestätischen Palaste . . . Aber der Dichter male für Ameisenaugen und bringe auch die andre Hälfte in unseren Gesichtskreis verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Großen; von der Symmetrie des Teiles auf die Symmetrie des Ganzen.«

Ruhelose Zeiten brachen nun über Schiller herein. Erst im Frühjahr 1785 fand er — bei Körner — zum erstenmal wieder das Glück äußerer und innerer Harmonie. In dieser Zeit entstand das jubelnde Lied „An die Freude“. Die ganze Idee des Gedichtes setzt Gottes Anwesenheit und höchste Gerechtigkeit, somit Leibnizens Anschauung von der besten Welt voraus. Auch das Streben nach Gottähnlichkeit ist insofern angedeutet, als Schiller den Weg zur Glückseligkeit über die Leibnizsche Aufklärung anderer gehen läßt:

Was den großen Ring bewohnet,      Zu den Sternen leitet sie,  
Huldige der Sympathie!      Wo der Unbekannte thronet.

Das Lied „An die Freude“ war 1786 in der „Thalia“ erschienen. In das gleiche Heft wurde die Novelle „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ oder „aus Infamie“, wie der Titel ursprünglich hieß, aufgenommen. Hier ist es die dem Helden erklärend eingeflöhte theosophische Idee von der Aufopferung für die Gesamtheit, die uns interessiert. Diese Idee steht einerseits auf dem Boden der Leibnizschen Weltanschauung und Glückseligkeitslehre, andererseits auf dem Boden der Humanitätsbestrebungen, die der Dichter ja selbst rätionierend in der Novelle ungeschminkt zum Ausdruck bringt: »Die Richter sahen in das Buch der Gesetze, aber nicht einer in die Gemütsfassung des Beflagten.« Beide Argumente kehren im „Don Carlos“, der nun eben im Entstehen begriffen ist, wieder und waren teilweise schon in „Kabale und Liebe“ aufgetreten. Damit stoßen wir also auf die Frage, aus welchem Ursprung die Humanitätsbestrebungen, die ja äußerlich eine Reaktion bedeuten, hervorgehen. Diesen deutet Spranger in seinem Buche „Humboldt und die Humanitätsidee“ an, wenn er sagt: „Der Inhalt jenes Kunstwerkes, das die Humanität darstellt, ist die absolut höchste Steigerung des Menschenwertes, gleichsam das Maximum kompossibler Daseinswerte, nicht quantitativ, sondern intensiv genommen. Damit dokumentiert sie ihren Ursprung aus Leibnizschem Geiste.“ Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß die in Schillers Werken auftretenden Humanitätsbestrebungen auf einen direkt philosophischen Einfluß zurückzuführen seien; im Gegenteil, dies waren ja Dinge, die in der Luft lagen. Doch sei nur festgestellt, daß auch diese Strömung letzten Endes auf Leibniz zurückgeht.

Ebenfalls in der „Thalia“ erscheinen die „Philosophischen Briefe“, darin die „Theosophie des Julius“. Sie ist ein gewagter Versuch des jungen Schiller, alle bisher aufgenommenen philosophischen Ideen in einem abgeschlossenen System darzustellen. Deshalb treffen wir auch auf Schritt und Tritt Gedanken

an, denen wir schon in den Arbeiten an der Akademie und in der „Anthologie“ begegneten. So erachtet er es mit Leibniz als die Bestimmung des denkenden Wesens, zu dem „Gebäude des Universums“, das ein ins Leben getretener Gedanke Gottes ist, den Plan zu finden; in der Erfüllung dieser Bestimmung liegt die Vollkommenheit, die Glückseligkeit des Menschen. Diese aber sei auch bedingt durch das Zusammenwirken von Leib und Seele, durch die Leibnizsche „prästabilierte Harmonie“. Harmonie und Ordnung sind für ihn nur vorhanden, weil sie die Anwesenheit eines „Geistes“, eines vernünftig empfindenden Wesens ahnen lassen. Auch die Leibnizsche Idee von der zu Gott hinanführenden Stufenleiter der „belebten Wesen“ und die Ansicht, der Mensch sei ein Spiegel von Gottes eigenem Selbst, fand hier wieder Aufnahme. Ebenso Leibnizens Theorie von der Liebe; sie spiegelt sich in den Sätzen: »Begierde nach fremder Glückseligkeit nennen wir Wohlwollen, Liebe«, und »Also Liebe, mein Raphael, ist die Leiter, wodurch wir emporklettern zur Gottähnlichkeit.«

Ein Ineinandergreifen von Ideen Leibnizens und Spinozas konnten wir schon bei der „Anthologie“ feststellen. Auch bei folgender Stelle können wir dies konstatieren: »Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott: Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind. Die ganze Summe von harmonischer Tätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existiert, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Stufen vereinzelt.« Daß Gott und Natur zwei gleichwertige Größen seien, lehrt Spinoza in seinem „Deus sive natura“. Und die Lehre von der Harmonie des Universums, als dem ansteigenden Stufenreich der Dinge, die nach dem vollendeten Wesen streben und in ihm, in Gott, ihr Endziel erreichen ist Leibnizsche Philosophie. Auch die bisher noch nicht geäußerte Ansicht, daß inniges Kunstgefühl für die Tugend, Talent zur Tugend sei, geht auf den großen deutschen Philosophen zurück, der doch den Kunsttrieb als Vorstufe des moralischen Willens erklärt.

Viele von diesen Gedanken sind in den „Don Carlos“ übernommen. Insbesondere im Gespräch zwischen Posa und dem König (3. Akt) sind sie zu finden. Neu tritt hinzu, daß daselbst Gott als Künstler bezeichnet wird. Wir werden auf diese Frage noch gelegentlich der „Künstler“ zurückkommen.

In der gleichen Zeit entstand der gleichfalls zuerst in der „Thalia“ erscheinende „Geisterseher“, dessen philosophisches Gespräch für unsere Untersuchung von Bedeutung ist. Während der erste Teil des Gesprächs Anschauungen Wollmars im „Spaziergang unter den Linden“, also Rousseausche Ansichten wiederholt, steht der zweite Teil auf Leibnizischem Boden. Der Prinz entwickelt da gleichsam ein Theodizee der Welt und der Notwendigkeit, die das Weltall beherrscht. Dieses erscheine dermaßen vollendet, daß keine bessere Welt vorstellbar sei.

Ein großes Ende, aber zugleich auch einen großen Anfang bedeuten für

Schillers Entwicklung die „Künstler“, im Grunde den Ausgangspunkt seiner Glanzperiode. In diesem entscheidenden Augenblick seines Entwicklungsganges legt er seine Ansichten über den Faktor „Kunst“ im Werden und Höherstreben der intellektuellen Menschheit nieder. Kunst stellt sich ihm zunächst als Mittel zur Erreichung des Endzieles Kultur — Leibniz würde sagen: dauernde Lust — dar. Also nur ein Mittel war ihm vorerst die Kunst, nicht Endzweck. Daß uns in der Fassung, in der uns heute die „Künstler“ vorliegen, die Kunst nicht nur als Mittel, sondern auch als Endzweck erscheint, ist vor allem dem Einfluß Wielands, aber auch Karl Philipp Morizens zu danken. Der Anlauf zur Gesamtidee, daß die Kunst es war, die den Menschen von der Sinnlichkeit zu wahrer Erkenntnis geführt, also zwischen beiden liegt, ist echt Leibnizisch; erst später wurden Gedanken Shaftesburys mit hineinverwoben. Doch ist an allen Ecken und Enden noch der erste Ideengang zu merken.

Schon durch die eingangs verwendeten Worte »frei durch Vernunft« (Vers 7) wird Leibnizens Aufklärungsgedanke gestreift. Seine Ideen von der Mittlerin Kunst sind ausgedrückt in den Versen:

Berauscht von dem errungenen Sieg,	Die frühe schon der künft'gen Geisterwürde
Derlerne nicht, die Hand zu preisen, . . .	Dein junges Herz im stillen zugekehrt
	Und die besiedende Begierde
	Von deinem zarten Busen abgewehrt . . .

Eine äußerst interessante Wandlung machte jene Strophe durch, die man eigentlich das Leitmotiv der „Künstler“ nennen möchte:

Nur durch das Morgentor des Schönen	Was bei dem Saitenklang der Musen
Drangst du in der Erkenntnis Land:	Mit süßem Beben dich durchdrang,
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,	Erzog die Kraft in deinem Busen,
Übt sich am Reize der Verstand.	Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Wie ich anfangs erwähnte, empfand Schiller zunächst die Kunst nur als Mittel zum Zweck der Kultur. Und in diesem Sinne schrieb er auch die erste Fassung dieser Strophe, die uns in einem vier Jahre später geschriebenen Brief an den Herzog von Augustenburg erhalten ist (1793):

Wie mit Glanz sich die Gewölke malen	Tanzt der Schönheit leicht geschürzte Hore
Und des Bergs besonnter Gipfel brennt,	Der Erkenntnis goldnem Tag voran,
Eh' sie selbst, die Königin der Strahlen,	Und die jüngste aus dem Sternenschore,
Leuchtend aufgeht an dem Sirmament,	Öffnet sie des Lichtes Bahn.

Bei oberflächlicher Betrachtung wird man wohl zwischen den Gedankengängen der beiden Fassungen nicht viele Unterschiede bemerken. Und doch erweist sich bei feinerer Beobachtung die spätere Fassung als viel stärker dem Ästhetischen zugewandt und ganz leise schon die Kunst auch als Endziel vordeutend, während sie die erste Fassung mit Leibniz lediglich als Mittlerin ansieht. Durch Frau von Wolzogen ist uns bekannt, daß K. Ph. Morizens Schrift über die „Bildende Nachahmung des Schönen“ und die durch dieses Buch ver-



anlachten Gespräche mit Wieland und Moritz selbst das Gedicht in dieser ästhetischen Hinsicht, in dieser stärkeren Hinneigung zu Shaftesbury beeinflusst haben. — Ganz von der Leibnizschen Kunstanschauung befangen muten die Verse 66—77 an:

Als der Erschaffende von seinem Angesichte	Mit dem Verlassenen, Verbannten
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies	Großmütig in die Sterblichkeit sich ein-
Und eine späte Wiedertehr zum Lichte	Hier schwebt sie mit gesenktem Fluge
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,	Um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm	Und malt mit lieblichem Betruge
Schloß sie, die Menschliche, allein	[wandten, Elysium auf seine Kerkerwand.

Die Idee von der Schaffung der Menschheit durch Gott und das Sichemporingen auf „schwerem Sinnenpfad“ fiel uns schon in der „Anthologie“, im „Geheimnis der Reminiszenz“ auf. Daß die Kunst nun zwischen Sinnlichkeit, also den „dunklen Vorstellungen“ und der Erkenntnis, also den „klaren und deutlichen Vorstellungen“ liege, daß sie im Kunstwerk das harmonische Weltall, „Elysium“, widerspiegeln, entspricht gänzlich den Leibnizschen Kunsttheorien.

Diese Vorstufenstellung der Kunst drückt sich auch in den Versen: »In die erhabne Geisterwelt wart ihr der Menschheit erste Stufe!« (101—102) aus. Auf die „dunkle Perzeption der Harmonie“, das Leibnizsche Formgefühl, greift die Anschauung zurück: (133) »Die schöne Bildkraft ward in eurem Busen wach.«

Nach Leibniz ist das Objekt unseres Formgefühls, das Grundgesetz aller Kunst, die Harmonie. Wir folgen diesem Vorbilde, indem wir harmonisch denken und fühlen. Harmonisch denken heißt aber „die Kunstidee auf das Weltall übertragen, dieses als göttliches Kunstwerk auffassen und die Weltharmonie erforschen“. Auch diese Leibnizschen Grundsätze sind in den „Künstlern“ vorhanden:

In selbstgefäll'ger jugendlicher Freude	Und preiset er das Weltgebäude,
Lehrt er den Sphären seine Harmonie,	So prangt es durch die Symmetrie.

Die Ansicht, daß das Weltall als größtes Kunstwerk, Gott also als der größte Künstler anzusehen sei, stellten wir auch schon im „Don Carlos“ fest:

Er läßt des Übels grauenvolles Heer	Den Künstler, wird man nicht gewahr,
In seinem Weltall lieber toben — ihn,	bescheiden
	Verhüllt er sich in ewige Gesetze . . .

Nun findet man hier die Idee noch erweitert vor (329—335):

Dem prangenden, dem heitern Geist,	Der, wo er schreut, noch durch Erhabenheit
Der die Notwendigkeit mit Grazie um-	entzündet
zogen,	Und zum Verheeren selbst sich schmücket,
Der seinen Äther seinen Sternenbogen	Dem großen Künstler ahmt ihr nach.
Mit Anmut uns bedienen heißt,	

Gott ist der größte Künstler, der Künstler ein kleiner Gott: eine Anschauung, die im 18. Jahrhundert äußerst beliebt war und in der Poesie vielfach mit

dem Prometheus-Symbol zusammenhängt. Uns aber handelt es sich darum, zu erfahren, von wem Schiller diesen Gedanken übernommen hat. Walzel meint in seiner Schrift „Das Prometheus-Symbol von Shaftesbury zu Goethe“ (Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum, XXV), diese Ansicht, die ja letzten Endes auf Plato zurückgeht, sei dem 18. Jahrhundert fast nur durch Shaftesbury vermittelt worden. Dabei stützt er sich auf eine Stelle in des Popularphilosophen Sulzer „Allgemeiner Theorie der schönen Künste“, an der dieser eine Übersetzung von einigen Sätzen aus Shaftesburys „Soliloque“ zitiert. Da heißt es u. a.: „... Denn ein solcher Dichter ist in der Tat ein anderer Schöpfer, ein wahrer Prometheus unter Jupiter.“ Nun gibt aber Walzel in der gleichen Schrift an, er kenne nur eine einzige Stelle bei Leibniz, die sich auf das genannte Problem beziehen könne, und bezeichnet eine Stelle aus der „Theodizee“ (§ 147), die den Menschen vom Standpunkt Gottes aus kleine Gottheiten nennt. Uns ist es aber natürlich um die Stellung des Künstlers zu Gott vom menschlichen Standpunkt aus zu tun. — Es findet sich aber in Leibnizens die Kunst betreffenden Abschnitte seiner „Principes de la nature et de la grâce“ (14) eine Stelle, die jene im 18. Jahrhundert so beliebte Anschauung direkt und unverhüllt ausspricht: »Was die vernünftige Seele oder den Geist angeht, so übertrifft er in einer Hinsicht alle anderen Monaden oder einfachen Seelen. Er ist nicht bloß ein Spiegel der natürlichen Welt, sondern ein Bild der Gottheit. Der Geist hat nicht bloß eine Darstellung von den Werken Gottes, sondern er ist imstande, etwas Ähnliches hervorzubringen, wenn auch nur in kleinem Maßstabe. Denn die Seele ahmt in ihrer Sphäre, in ihrer kleinen Welt, diesem begrenzten Spielraum ihrer Kräfte, die Werke nach, welche Gott im Großen vollbringt.«

Als ich Prof. Walzel auf diese Stelle aufmerksam machte, entgegnete er mir, ich möge beachten, daß hier vom Künstler nicht als „Schöpfer“ die Rede sei, sondern nur vom „nachahmen“ gesprochen werde. Das Wort „nachahmen“ hat hier nach dem Inhalt der beiden vorausgegangenen Sätze, die eine mit Gott wesensgleiche Kraft der Seele behaupten, nur den Wert einer Ausdrucksvariante. Und gerade für unsere Stelle in den „Künstlern“: »Dem großen Künstler ahmt ihr nach« reichen wir aus, ja, es ist sogar noch viel bezeichnender, daß Schiller Leibniz fast wortwörtlich wiederholt. Außerdem läßt sich aus einer Briefstelle erweisen, daß Schiller vor dem 25. Mai 1792 Sulzer nicht gelesen hat. Da heißt es nämlich in einem Brief an Körner: »Baumgarten will ich auch noch vorher lesen. Du mußt wissen, ob etwas mit Sulzer zu tun ist.« Hätte Schiller also Sulzer gelesen, so aufmerksam gelesen, daß ihm der kleine Satz aus Shaftesburys „Soliloque“ im Gedächtnis geblieben wäre, hätte er dies wohl selbst gewußt und nicht erst an Körner appellieren müssen. Noch dazu äußert sich Schiller einmal Körner gegenüber, er habe in seiner Jugend an philosophischen Schriften fast nichts gelesen. Wichtig ist, daß es in den

„Künstlern“ heißt: »der die Notwendigkeit mit Grazie umzogen«; diese Anschauung gehört zweifellos zu Leibnizens Monadologie, der Anschauung von der besten Welt. Andererseits beruhte die Weltanschauung der gebildeten Deutschen damals lediglich auf dem Leibniz-Wolffschen System, ja ging von diesem aus und auch Abel teilte diese Ansichten. Halten wir uns noch vor Augen, daß Schiller einerseits im „Don Carlos“ noch vielfach Anschauungen, die er an der Akademie sich eingeprägt, verarbeitet hat, andererseits, die direkte Anführung des Prometheus-Symboles weder in den „Künstlern“, noch sonst irgendwo sich hätte wahrscheinlich entgehen lassen, wenn er davon gewußt hätte.

Was aber den Unterschied zwischen „Schöpfer“ und „Nachahmer“, auf den Walzel hinwies, betrifft, so gelang es mir, noch zwei Stellen bei Leibniz zu finden: die eine in der „Monadologie“ (83): »Chaque esprit étant une petite divinité dans son département« und die andere im „Système nouveau“ (5): »Les esprits étant comme de petits dieux.« Ziehen wir noch in Betracht, daß für die gesamte Weltanschauung des 17. und 18. Jahrhunderts Gott mit „Schöpfer“ identisch war, so sind auch diese letzten Bedenken zerstreut. Damit soll nicht gesagt sein, daß Shaftesbury nicht mitgeholfen hat, diesen Satz im 18. Jahrhundert zu verbreiten, sondern die Sachlage wird durch meine Auffindung der zitierten Stellen, im Unterschied zu Walzels Schrift über das Prometheus-Symbol, nur zugunsten des deutschen Philosophen verschoben.

Beachtenswert sind auch folgende Verse (446—449):

Der Dichtung heilige Magie	Still lente sie zum Ozeane
Dient einem weisen Weltenplane,	Der großen Harmonie!

Dazu meint Walzel in der Einleitung zur Säkular-Ausgabe (Bd. 11, S. VIII): „An Leibniz denkt man zunächst bei diesen Worten; Leibniz' Glaube, daß die Welt von dem höchsten Wesen aufs beste eingerichtet sei, daß jeder Teil dieser Welteinrichtung aufs harmonischste dem Endzweck menschlicher Glückseligkeit diene, spielt hier gewiß herein. Lange hat Schiller an dieser Lehre festgehalten, vielleicht bis an sein Ende sich ihr nicht völlig entzogen.“ Vier Jahre später bemerkt Walzel im Aufsatz „Shaftesbury und das deutsche Geistesleben des 18. Jahrhunderts“ (Germanisch-romanische Monatschrift I, 416ff.) zu den gleichen Versen: „Unzweifelhaft denkt Schiller im Sinne Shaftesburys. . . Die Stelle arbeitet derart stark mit der ästhetischen Auffassung des Universums, wie sie von Shaftesbury vertreten wird, daß an Leibniz nicht gedacht zu werden braucht.“ Demgegenüber erkennen wir in dem „weisen Weltenplane“ Leibnizens beste Welt und werden also, ganz abgesehen von der fast selbstverständlichen prästabilierten Harmonie, auch diese Verse auf Leibniz zurückführen.

Wie schon bemerkt, sind die „Künstler“ nicht bloß ein großes Ende, sondern auch ein großer Anfang. Denn in ihnen ahnt Schiller schon Kantsche Gedanken voraus, mit denen er sich von nun an genauer befaßt. So finden wir in Schillers akademischer Antrittsrede „Was heißt und zu welchem Ende studiert man

Universalgeschichte" ein merkwürdiges Ringen der alteingeprägten Leibnizschen Gedanken mit den neu hinzugenommenen Kantischen Ideen, ein Ineinandergreifen der beiden Philosophien. Das Univerſum ſaßt Schiller auch hier gut Leibnizisch als göttliches Kunstwert auf; bisher hat er dabei aber wohl vor allem das natürliche Weltall im Auge gehabt; nun aber überträgt er diese „Kunstidee“ auch noch auf die Weltgeschichte. Ebendieselbe Ausdehnung erfährt der Leibnizsche Gedante von der größten Zweckmäßigkeit, der besten aller möglichen Welten. Diese Erweiterungen geschehen unter dem Einfluß von Kants Ideen zu einer „allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“.

Eine lange Spanne Zeit widmet Schiller nun historischen Studien. Daneben hält er aber zu Anfang der 90er Jahre auch ästhetische Vorlesungen, die von Michaelis veröffentlicht, auf uns gekommen sind. Besonders beachtenswert ist da die Vorlesung über den „Wert des Schönen und der Kunst“, die 1792 oder 1793 gehalten wurde. Saßt fühlt man sich in Schillers Philosophie an der Akademie, zu mindest aber in die Zeit der ersten Fassung der „Künstler“ zurückversetzt. Denn hier wird, wie bei Leibniz, der Kunst bloß die Mittlerrolle zugeschrieben; sie wird lediglich als Übergang von den dunklen, sinnlichen, zu den deutlichen, logischen Vorstellungen dargestellt: »... durch das Schöne erweitern wir das Feld unserer Empfindungen, werden aber an Begriffen nicht reicher. Es bewahrt uns vor der Roheit der Sinnlichkeit. Für den Menschen mit größerer Sinnlichkeit ist daher die Schönheit die größte Wohlthat . . . Das Schöne veredelt die Sinnlichkeit und versinnlicht die Vernunft. Es lehrt einen Wert auf die Form legen. Mit dem Schönen lernt man Dinge ohne Eigennuß<sup>1)</sup>, bloß ihrer Form wegen lieben . . .« Solch eine genaue Übereinstimmung mit Leibnizschen Ideen, die ja nicht nur im Umriß des Gedankenkomplexes, sondern auch in derartigen Feinheiten, wie der Betonung des Leibnizschen „Formgefühls“ zum Ausdruck kommen, wäre höchst merkwürdig, würde uns nicht aus zwei Briefen an Reinwald und Körner klar, daß Schiller in dieser Zeit Leibniz selbst gelesen habe.

Aus dem gleichen Grund werden wir auch die in der im selben Jahr entstandenen Abhandlung „Über Anmut und Würde“ so sehr betonte Idee von harmonischen Menschen nicht auf Shaftesbury, sondern einfach auf Leibnizens „Organismus“, auf seine „prästabilisierte Harmonie“ zurückzuführen haben.

Bald nachher entstanden die Briefe „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“. Auch hier klingen ziemlich deutlich Leibnizsche Reminiszenzen durch: vor allem die schon in den „Künstlern“ verwendete Dreiteilung der menschlichen Vorstellungsgrade, die auch hier auf die Entwicklung der Kultur zurückgeführt werden: die verworrene, dunkle Vorstellung, die zweite bloß

1) „Ohne Eigennuß“ stammt von K. Ph. Moriz.

einzelne Merkmale unterscheidende, also dunkle und klare Vorstellung und die deutliche Erkenntnis, die klare und deutliche Vorstellung. Diese Dreiteilung spricht sich auch in der Feststellung eines Stoff-, Form- und Spieltriebes aus, wobei der Formtrieb eine Wiederholung von Leibnizens „dunkler Perzeption der Harmonie“ darstellt.

Ideen, denen Schiller schon in der „Theosophie des Julius“ mit dem gleichen Bild Ausdruck verliehen, kehren in den 1795 geschriebenen Distichen „Columbus“ wieder. Der darin betonte Glaube an eine „dem Menschen unsichtbar innewohnende Kraft“ und die Übereinstimmung zwischen ihr und der „das ganze Weltall ordnenden und regierenden“ paßt gänzlich zu Leibnizens Harmonie zwischen Weltvorstellung und Weltwirklichkeit, zu seiner „prästabilierten Harmonie“.

Wie vertraut Schiller auch noch 1797 mit Leibnizens Ideen war, bezeugt der äußerst charakteristische Ausdruck, den er ihm im „Philosophen-Zyklus“ des Xenienalmanachs in den Mund legt:

Zweierlei Dinge laß' ich passieren, die Welt und die Seele;  
Keins weiß vom andern, und doch deuten sie beide auf Eins.

Dies sind Ideen, die wir im Verlauf der Untersuchung oft und oft nachweisen konnten.

Don nun an allerdings verblaßt das bisher grelle Hervortreten Leibnizscher Ansichten. Nur sporadisch kehren sie wieder, wie eben Gedanken, die einem in der Jugend unauslöschlich eingeprägt wurden, nach langen Jahren immer wieder ganz intuitiv auftreten. So verspüren wir in dem 1799 entstandenen Gedicht „Das Glück“ ganz deutlich den Hauch der „prästabilierten Harmonie“.

Auch Schillers Meisterwerk, die Wallenstein-Trilogie, führt gewiß manchen Leibnizschen Gedanken mit sich. Wallenstein glaubt doch sicherlich an die best-eingerichtete Welt, an ein von vornherein prästabiliertes Weltgeschehen, das sich auf jeden einzelnen bezieht.

Und aus allen Dichtungen Schillers, ohne Ausnahme, spricht das innige Verhältnis des Dichters zu den Gestalten, die er schafft, das „Prinzip der Liebe“, das Schiller schon 1783 in einem Brief an Reinwald so schön beschreibt. Don wem sonst aber stammt dies Mittel zur Glückseligkeit als von Leibniz . . .

Der ungeheure Reichtum der Leibnizschen Philosophie hat ja nicht nur die Welt- und Lebensanschauung des 18. Jahrhunderts durchdrungen, sondern man kann mit Recht sagen: die Gedankenwelt des ersten selbständigen Philosophen des deutschen Volkes ist bis auf den heutigen Tag noch nicht erschöpft.

## Grundsätzliches zum deutschen Unterricht I.

### Der Kampf um den deutschen Aufsatz.

Von **Wilhelm Schnupp** in Würzburg.

Die Zeit, in der man sich leidenschaftlich über kleinere und kleinste Fragen ereiferte, liegt wie ein Traum hinter uns. Daß man das „Problem des Aufsatzes“ für ein Lebensinteresse des deutschen Volkes erklären konnte, war eine der vielen Übertreibungen, entstanden aus naiver Entdeckerfreude, aus Mangel an psychologischer Vertiefung und geschichtlicher Besinnung. Es gibt Einseitigkeiten, die fort und fort die Verständigung erschweren und den Widerspruch der ernstlich denkenden Menschen herausfordern, wie die Annahme unbedingter Einerleiheit der Menschen und Geschlechter, die Befangenheit in der Illusion, die vorschnelle Verallgemeinerung. Nur der Wirklichkeitsinn und die praktische Erfahrung befähigen zu einem sachlichen Urteil. Die jungen Leute, soweit sie nicht zur breiten Mittelmäßigkeit gehören, unterscheiden sich mit zunehmendem Alter immer mehr und sind um die zwanziger Jahre wesentlich differenziert. Zwei Beispiele von sehr begabten Schülern, die in ihrer Art typische Geltung beanspruchen dürfen, sind mir besonders in der Erinnerung. Der eine erklärte mir in einer gelegentlichen Unterhaltung, er habe für Dichtung und Kunst nichts übrig, interessiere sich nur für physikalische und technische Fragen. Ich muß aufrichtig gestehen, dieses ehrliche Geständnis ging mir anfangs nahe. Der andere, ein scharfer Denker, bat mich ausdrücklich, ich möchte doch nebenbei auch allgemeine Themen stellen, da er nur solche gern bearbeite. Zu leicht sehen ältere Leute bei jüngeren dieselben Liebhabereien voraus und sehen die Jugend in ihrer, in verklärter Beleuchtung. Jeder selbständige Mensch weiß ferner, daß psychologischen Versuchen keine unbedingte Gültigkeit zukommt. Die moderne Auffassung ist: es kann so sein, aber es braucht nicht so zu sein. Meumann, dessen Schule den Sprung von der Theorie zur Praxis nicht immer vermieden hat, gibt doch rückhaltlos zu, daß Psychologie und Lehrtätigkeit nicht dasselbe bedeuten, und ebensowenig dürfen Schüler bloß zu Versuchszwecken dienen. Es berührt immer peinlich, wenn Einseitigkeiten zum Ganzen erweitert oder entwicklungsgeschichtlich Widerlegtes aufgemußt<sup>1)</sup> wird. Gewiß haben sich auch hier wie überall Unberufene auf den Kampfplatz gedrängt; ich denke dabei nicht nur an Denn und Genossen, sondern an alle, die plötzlich über Nacht ihr Prophetentum entdeckten und die Sache von oben herab, wie Sechner sagt, im Anlauf zu erledigen dachten. Die ganze Angelegenheit hängt schließlich mit all den verwickelten und ungelösten Grundproblemen, im besonderen mit dem geistigen Schaffen, zusammen, weshalb sie zu den schwierigsten Aufgaben des Unterrichts ge-

1) In einer Zeitschrift für den deutschen Unterricht darf ich es doch wohl sagen, daß ein Schulmann in hervorragender Stellung, dessen Name nebensächlich ist, in einem Aufsatz, der von Oberflächlichkeiten wimmelt, auch das gute alte Wort als unbekannte Größe gemahregelt hat. Ich gebrauchte es hier absichtlich, nachdem auch Gustav Roethe in seiner ausgezeichneten Kriegsrede „Von deutscher Art und Kultur“ zweimal dieses Verbrechen begangen hat.

hört. Aus all diesen Gründen müssen im Rahmen eines kurzen Aufsatzes Andeutungen genügen. Die Rücksicht auf die Wirklichkeit gibt immer und überall die Entscheidung.

Die leichteste Beantwortung ist freilich, wenn man den Schulaufsatz für Unsinn erklärt, wie es von hervorragender Seite ohne praktische Erfahrung geschehen ist. Folglich: der junge Mensch soll nur fremde Stoffe und Ansichten in sich aufnehmen, eine gewisse Gewandtheit in der Form gewinnen, der Fünfundzwanzigjährige eine wissenschaftliche Arbeit machen. Diese Ansicht ist nicht nur naturwidrig, ihre Verwirklichung wäre eine Versündigung an der Jugend. Wie es mit der Anleitung zum geistigen Arbeiten vielfach an der Universität bestellt war oder ist, weiß jedermann. Im übrigen sind zwei Richtungen zu unterscheiden. Die eine ist die künstlerische, ästhetische, man kann sie auch die individualistische nennen. Das einleitende Wort hat einen hellen Klang: Künstler, Künstlerschaft. Man schreibt nicht als Tagelöhner, als nüchterner sachlicher Arbeiter, sondern schafft etwas Ungewöhnliches, in seiner Art mit Goethes oder Beethovens Meisterwerken Vergleichbares. Der Aufsatz ist Ausdruckskultur, ist Selbstdarstellung, persönliche Gestaltung. Der Gedanke blendet, bestrikt, weil er sich mit einer einschmeichelnden Illusion verbündet. Warum soll denn dem Oberklässer, so heißt es pathetisch, verwehrt sein, dieselben Gegenstände zu behandeln wie ein Goethe usw., eine Landschaft, einen plätschernden Bach zu schildern? Gewiß darf er das, wenn er es kann, wenn die Gegenstände lebendig zu ihm sprechen, wenn die Stimmung, die nicht befohlen werden kann, ihn erfasst. Aber die Zusammenstellung mit Goethe ist etwas kühn, ist phantastisch, und so weit sind wir noch nicht, daß die Begabungen standesamtlich und gleichmäßig verteilt werden, keiner den andern übertreffen darf. Die tatsächliche Wirklichkeit spricht gegen diesen Gedankenflug eine andere, eine fast ärmliche Sprache. Hier und da eine künstlerische, eine echtkünstlerische Begabung, und diese ist natürlich wie eine kostbare Blume zu pflegen und zu behüten. Dabei ist es eine naive Annahme, als ob die paar Aufsätze schon jemals ein Genie erstickt hätten. Die kraftvolle Individualität erstarbt gerade im Widerstand und setzt sich durch. Andererseits denke man einen Gauß oder Liebig, einen Moltke oder Hindenburg der Herstellung von „zarten Bezügen“ zu einem plätschernden Bach beflissen; doch die Vorstellung ist grotesk. Auch Goethes Zunge und innere Welt hat sich erst in Straßburg gelöst; vorher war er mehr Nachahmer, lernte von anderen oder lehnte ab. Die ganze Auffassung hängt mit der Vieldeutigkeit des Kunstbegriffes zusammen; doch von Begriffsklarheiten, von ihrer Entwicklung und ihrem gültigen Gehalt, durfte man ja oder darf man in gewissen Kreisen nicht reden. Es lebe die Verschwommenheit!

Kein tieferer Mensch verkennet, daß dieser Richtung ein wertvoller Gedanke innewohnt. Unmittelbarkeit, lebensvolle Darstellung! Daß jeder sich gibt, wie er ist, seinen Unwert nicht mit hohlen Redensarten verbrämt, seine echte, seine wahrhaftige Innerlichkeit, seine Lebens- und Weltbeziehungen ausdrückt. Eine schöne Idee! Natürliche und naturhafte Menschen — es sei an das Beispiel aller Beispiele, an Goethe, erinnert —, die nicht mit dem Pubitum (in diesem Falle mit dem Lehrer) lotterieren, nicht Künstler, sondern Künstler sind: ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, wobei ich freilich wieder an den vieldeutigen Begriff der Kunst denken muß. Ist denn hier alles so wurzelecht? Gefallen sich nicht auch Schriftsteller über den Aufsatz in der Pose des Propheten? Von ungeheurer Weltkultur redeten die unverbesserlichen

Phantasten ein langes und breites. Und die Wirklichkeit? Was jedoch das Höchste bedeutet: nicht nur Ausdruck, sondern zugleich künstlerische Abrundung, so daß das Werk für sich lebt und für sich besteht. Doch solche Leistungen bringen auch nur wenige von den Alten zustande. Durch die Brille der Psychologie erscheinen Befenntnisse und Naivitäten als künstlerische Taten.

Die Kehrseite des verheißenen Pantheons enthält bedenkliche Warnungszeichen. Dadurch, daß man den einzelnen zwingt, Unmögliches zu erreichen, nötigt man ihn zur Phrase. Man treibt den Teufel durch den Beelzebub aus. Der früher erwähnte hochbegabte Schüler, der jetzt einen größeren Beweis seiner Tüchtigkeit gab, als durch den Aufsatz u. dgl. geschehen könnte, und in fremder Erde ruht, würde ehrlich sagen: Das kann ich nicht leisten, also muß ich Sprüche und Künsteleien aufstischen. Mit Recht; denn jede Einseitigkeit mißachtet das Recht der anderen. Alle Richtungen der modernen Kunst, wie Naturalismus und Impressionismus, vorübergehende und dauernde, wurden mit der Zeit blindlings auf das andersgeartete Gebiet übertragen, hier als Großtaten bejubelt. Gewisse Aufsätze der neuen Ära muten wie futuristische Pinselstriche eines überreizten, in Gedankenflucht befangenen Gehirns an. Sorcierte Talente, falsche Tendenzen, wobei das erquälte Geschreibsel in übelstem Feuilleton endet. Keine Rücksicht auf die Nerven anderer, die es verkosten sollen; Tagebücher wären hier die richtige Ablagerungsstätte, nur Freunden und Freundinnen vorzulesen. Dieser Wahn verhärtet sich zur Dichtermanie. Ein herrliches Zukunftsbild, wie in den Schwimmanstalten zur Zeit des Horatius: alles schriftstellert, niemand arbeitet, niemand locht, und niemand spricht mehr sachlich. Nein, dieser Pfad, bis zu Ende verfolgt, führt in die Irre. Ein Handwerker, der impressionistische Rechnungen, ein Arzt, der poetische Gutachten abgibt!

Die zweite Richtung ist die wissenschaftliche. Ihre Krone ist die ehrliche Sachlichkeit. Sie beschäftigt sich mit den Gegenständen, sucht ihr Wesen, ihren Wert und Ursprung zu erfassen. Wie die große, echte Kunst strebt sie ins Allgemeine, sie überschreitet die Enge des Individualismus. Sie geht den Weg, auf welchem auch die Sprache entstanden ist, ein Verständigungsmittel zwischen den Menschen zu sein, den Weg zugleich, dem jeder Staatsbürger, jeder in seiner Auffassung und Lebensgestaltung folgen muß, weil wir eben, wie Ludwig Stein sagt, nicht im Urwald leben. Sachlichkeit, nicht subjektive Willkür, ist das Ziel, dem die moderne Kultur, die sich von wesenlosen Illusionen befreien will, zustrebt oder zustreben muß. Jedes andere ist Rückschritt. Alles Gehässige, alles Kleinliche, die Parteikämpfe in ihrer Entartung enden mit der Sachlichkeit. Wer diese Grundlage in der Erziehung ausschaltet, ist ein weutferner Phantast. Freilich wird dadurch der Streit zwischen Objekt und Subjekt nicht geschlichtet. Aber auch diese Darstellungsweise hat ihre Klippen, an denen sie strandet. Sie kann zur strohdürren Nüchternheit werden, in der alle lebendige Kraft erstickt, oder sie kann sich völlig von den Gegenständen entfernen, mit den verblaßten Vorstellungen davon, d. h. mit den allgemeinen Begriffen, arbeiten. Es ist etwas anderes, ob man den Hund, die Kage beschreibt oder einen Hund und eine Kage. Letzteres Verfahren mag in der Naturwissenschaft notwendig sein, der kindlichen oder jugendlichen Darstellungsweise entspricht es nicht.

Damit ergibt sich von selbst die Synthese: Arbeiten im lebendigen Bewußtsein, im lebendigen Zusammenhang mit den Gegenständen, aber zugleich so, daß das



Erzeugnis nicht Halbunsinn, wie Goethe einmal sagt, oder ganzer Unsinn ist, sondern seinen Sinn in sich trägt, daß der Gegenstand nicht in subjektive Willkür verflüchtigt wird. Man hat mit Recht die Mitteilungen der Obersten Heeresleitung als Vorbild klarer Sachlichkeit hingestellt; hier fehlt jeder bombastische Überschwang, jede leere Phrase, welche letztere doch bloß aus Verschwommenheit entsteht, eine Lücke verdecken soll. Aber man tut unrecht, dieselbe Höchsthforderung gleich an die Anfänger zu stellen. Das Kind lebt im allgemeinen in mythischen Vorstellungen, die erste Lokomotive etwa, die es sieht, verwandelt sich ihm in ein schraubendes Ungeheuer. Aber es bleibt dabei nicht stehen und kann nicht stehen bleiben, wengleich sich die Möglichkeit als solche, zumal in künstlerischen Naturen, erhält. Es folgt die Zeit, in der das innere Leben stärker erwacht, die Neigung zu Übertreibungen sich einstellt. Der Blick für die Wirklichkeit wird allmählich schärfer, das Streben nach Erkenntnis bewußter. Tiefer graben sich die Furchen des Erlebens ein, da der Widerklang vorhanden ist, während für die meisten die ersten zehn Jahre nur einen von wenigen Lichtern erhellen Traumzustand darstellen. Doch läßt sich auch hier kein allgemeinverbindliches Gesetz aufstellen; wir sind, trotz der Untersuchungen von Preyer, Stern, Meumann, Werschner, in diesen Fragen noch zu keinem abschließenden Urteil berechtigt. Die Entwicklung vollzieht sich nicht geradlinig, vollzieht sich vor allem individuell. Es gibt alle möglichen Spielarten, neben phantasiereichen und phantastischen nüchterne, deswegen nicht weniger begabte Naturen, die am Schreiben wenig, an praktischer Tätigkeit mehr Gefallen finden. Von dem üblichen Mittelschlag sei ganz abgesehen. Im zweiten Jahrzehnt des Lebens treten körperlich und geistig die wesentlichsten Veränderungen ein. Die Behauptung, daß jedes Kind einen Drang zum schriftlichen Ausdruck habe, beruht auf einer Illusion, auf rosafarbenem Ästhetizismus; vielleicht äußert sich hierin der Tätigkeitsinn am wenigsten. Die Folgerung aus all dem Vorausgehenden wäre, daß die Pflege des deutschen Aufsatzes völlig individuell sei; doch läßt sich dies im Rahmen einer Klasse und auch aus anderen Gründen kaum durchführen, ja es ist vielleicht nicht einmal wünschenswert.

Andererseits bleibt die Forderung, daß dem Schüler gerade im Aufsatz Gelegenheit zu eigenem Schaffen, zumal in den obersten Klassen, geboten werde. Er soll sich nach seiner Weise mit den Gegenständen aussprechen, nicht immer am Gängelbande gehen. Gegenstände sind jedoch nicht etwa bloß die Außendinge, sondern auch das Gelesene, Gehörte, alles, was zur Innerlichkeit spricht, Eindrücke hervorruft. Schaffen aber bedeutet, aus irgendwelchen Elementen durch das Medium des Ich etwas gestalten, aus der Vielheit durch die synthetische Kraft des Geistes (oder der Phantasie oder der „Vernunft“ oder wie man das geheimnisvolle Ding nennen mag) eine Einheit hervorbringen. All die Leiden und Freuden des Schaffens, die inneren Umänderungen, die notwendig entstehen, werden ihm so an einfachen Beispielen vertraut. Etwas von dieser Tätigkeit wirkt in jedem Urteil mit, das der Mensch spricht, nicht nachspricht. Das gilt selbst für das Nachschaffen, die Wiedergabe fremder Gedanken. Die Grenzen zwischen produktiver und reproduktiver Phantasie gehen ineinander über. Denn der einzelne nimmt doch in der Regel nur auf, was ihm wichtig erscheint, was ihn innerlich anzieht; doch auch hier kommt die Beziehung zwischen individuell und allgemein in Betracht.

Damit gelangen wir zum Erlebnis-aufsatz, der vor dem Kriege als Kampftruf

der Jungen gegen die Alten galt und in richtiger Auffassung auch berechtigt ist. Es knüpft sich von selbst die Frage an: was ist ein Erlebnis? Der Umkreis des Begriffes wurde in unverständlicher Weise erweitert und das edle Wort dadurch fast entwertet, was kaum Wahrnehmung und Erfahrung, höchstens Empfindung oder verschwommene Vorstellung war, dahin gerechnet. Sogar in der Wirtschaftsgeographie und in der Statistik sollte es für die jungen Leute Erlebnisse geben! In der Tat ist es anders. Nur was sich machtvoll aufdrängt, was unverlierbar haftet, ergreift und erleuchtet, darf als Erlebnis, d. h. als vollendetes Erleben, gelten; Gestaltung und Umgestaltung sind unzertrennlich damit verbunden. Auch hier entscheidet das aufnehmende Organ, die innere Empfänglichkeit. Was dem einen das Größte bedeutet, ist vielleicht dem anderen nichts.<sup>1)</sup> Es wäre eine dankbare Aufgabe, einmal ohne Pose und ohne willkürliche Zutat für eine Reihe von Personen festzustellen, was die ersten bleibenden Eindrücke waren. Solange die Grundlagen dafür fehlen, solange man bloß das eine weiß, daß alles Erleben subjektiv begründet ist, sollte man in der Verallgemeinerung seiner Wünsche vorsichtiger sein. Für den Schulaufsatz kommen die tiefsten und nachhaltigsten Erlebnisse nur mittelbar in Betracht, es bleiben also die weniger farbenreichen, die mehr allgemeinen Erfahrungen übrig; denn der Takt verbietet es, sich in den Kreis des Persönlichsten oder der Familie einzudrängen. Übrigens sind die Erlebnisse nicht so zahlreich, häufiger vielleicht bei frühreifen Großstadtkindern als bei naturhaften Landkindern, die gewiß nicht weniger begabt sind. Wenn es der zur Verfügung stehende Raum erlaubte, ließen sich hierin lehrreiche Tatsachen feststellen. Und die Jagd nach Erlebnissen? Grenzt dies nicht hart an Entartung? Goethe hat nie danach gefahndet. Die großen Augenblicke des Lebens kommen von selbst, ungerufen und ohne künstliche Zwangsmittel.

Trotzdem gebührt dem Aufsatz, der aus dem Erleben entspringt, sein Recht, wenn man ihn als lebendige Darstellung im unmittelbaren Verhältnis zu den Gegenständen, als eine Darstellung auffaßt, in der das Ich seine Eindrücke, seine Beobachtungen ausdrückt. Gerade die Kriegszeit bietet zahlreiche Möglichkeiten. Wir können jedoch sonst nicht eigens die Schicksals- oder Gelegenheitsmacher spielen; denn das Er künstelte verliert die Kraft der Wirklichkeit. Muß man ferner gleich über alles schreiben? Ist nicht die mündliche Wiedergabe ungleich lebensvoller? Neulich hat mir ein Knabe seine Erfahrungen beim Losverkauf und mit seinen Losen köstlich geschildert. Das wäre des Schreibens wert gewesen. Im übrigen lasse man hier den Schülern freie Hand, quäle sie nicht mit einem vorgezeichneten Plan; denn ein Schema nimmt alle Frische und Unmittelbarkeit. Aber der Erlebnis-aufsatz kann in der höheren Schule nicht bis zur Univerſität vorherrschen. Dadurch züchteten wir die unleidige individualistische Sucht, nur sich und das Seinige, was vielleicht objektiv wertlos ist, für interessant zu halten, und reichlich die Hälfte der Schüler (nicht der höheren Töchter) hätte an solchem Geschreibe keine Freude; dazu ginge die Sachlichkeit verloren. Für andere Erlebnisse sind Tagebücher und rosarote Zettel vorhanden, und diese unterstehen der Korrektur durch den Lehrer nicht. Die ganze individualistische Aufsatztheorie hat ihr genaues Gegenstück in der Zeit des Sturms und Drangs; oft stimmt es bis ins einzelne, auch hier derselbe Bund zwischen Subjektivität und Ästhetizismus. Goethe, der die

1) Ausführlicher habe ich darüber gehandelt in der „Klassischen Prosa“ (B. G. Teubner), 2. Teil, Schlußabschnitt.

Jugendkrankheit siegreich überwand, hat nicht ohne Grund von forcierten Talenten gesprochen. Auch er trägt Erlebtes nicht naturalistisch vor, verwendet es, wenn er sich aussprechen muß, in anderen Zusammenhängen, weil es ihm widerstrebt, Innerstes auf den Markt zu bringen. Und darin besteht zugleich, wie ich schon vor Jahren in meiner Deutschen Aufsatzlehre hervorhob, die Lösung für die abhandelnde Darstellung: notwendig sind Aufgaben, die ganz oder teilweise an Erlebtes anknüpfen, sich nicht auf Beobachtung beschränken.

Man kann der individualistischen Auffassung die Folgerichtigkeit nicht absprechen. Indem sie grundsätzlich den Menschen aus dem naturgemäßen Zusammenhang löst, behauptet sie, das Kind schaffe seine Sprache selbst: eine kühne Übertreibung der Tatsache, daß es Lautgebilde hervorbringt und daß sich mit jedem neuen Geschlechte die Sprache irgendwie umbildet. Erfahrungsgemäß aber bleiben Kinder, die man hierin zu sehr gehen läßt, zurück. Übrigens gehört zur Darstellung eines Erlebnisses ungewöhnliche Sprachkraft. Es ist bezeichnend, daß in derartigen Aufsätzen die Mundart an die Stelle des Hochdeutschen tritt. Aber das genügt noch nicht. Urtümliche Laute entringen sich dem „Sprachzentrum“ des Schreibenden: abgerissene Ausrufe, unartikuliertes Lallen. So endet der Aufsatz, da man das Unausprechliche doch nicht ausdrücken kann. Zwanzig Jahre, nachdem in der Literatur der Naturalismus im wesentlichen überwunden ist, schleicht er auf Umwegen in die Schule ein. „Wir“ können uns demnach nicht rühmen, allzu fortschrittlich zu sein. Gewiß soll das Kind und soll der junge Mensch natürlich reden und schreiben, aber doch nicht im Sinne einer theoretischen Richtung.

Aus den früheren Zusammenhängen ergeben sich von selbst die zwei Grundformen der Darstellung, die jedoch selten in so reiner Gestalt erscheinen wie etwa in Hölderlins Hyperion oder in Kants Kritik der Vernunft: Schilderung und Beschreibung. Beide können auch in Form der Erzählung auftreten und entsprechen den gegebenen Bedürfnissen des menschlichen Geistes. Der Schildernde stellt seine Eindrücke dar, die ein resonanzfähiges Organ voraussetzen, dessen sich in Wirklichkeit nicht jeder rühmen kann. Auf die besonderen Gründe ist hier nicht einzugehen. Eine Schilderung verlangen heißt unter Umständen Unmögliches fordern; sonst behilft sich der Schüler mit gangbaren Redensarten. Erleichtert wird dies, wenn sich die Schilderung unter bestimmten Gesichtspunkten bewegt. Wie wenige Erwachsene sind Meister in dieser Darstellung! Die Beschreibung beruht auf Beobachtung; ihr Ziel ist Klarheit und Sachlichkeit, womit sich natürlich auch lebendige Eindrukskraft verbinden kann. Dahin gehören jedoch nicht nur Beschreibungen von Gegenständen oder Ortschaften, sondern alles Begründen, die Charakteristik, die entwickelnde und wertende Darstellung. Die Gegenstandsbeschreibung kommt gewöhnlich über die üblichen Schulphrasen nicht hinaus, sie ergänzt sich durch das Zeichnen und bleibt besser dem mündlichen Unterricht angesichts des Gegenstandes überlassen. Anders, wenn es sich um Vorgänge oder Tätigkeiten handelt. Eine Mittelstufe sind die Bildbeschreibungen. Über die künstlerische Form oder gar kunstgeschichtliche Fragen zu schreiben, sind wohl nur wenige Schüler berufen; es bleibt also beim Inhaltlichen und bei Kunstwerken, die den meisten oder einzelnen zugänglich sind. Daß es sich, wenn nicht ein Schema zugrunde gelegt werden soll, um ein Nachschaffen, nicht Nachsagen fremder Urteile handelt, bedarf wohl keiner Erwähnung. Das meiste ist

Sache des mündlichen Unterrichts, dient der inneren Bereicherung. Dieses Kapital liegt nicht brach, am wenigsten für den Aufsatz.

Wer stellt die Aufgabe, der Lehrer oder der Schüler? Früher hätte man über die eine Möglichkeit gelächelt, doch mit Unrecht. Es ist an sich eine Härte, daß alle möglichen Leistungen von dem jungen Menschen verlangt werden. Heute soll er über das, morgen über jenes schreiben. Vielleicht hat der einzelne Lehrer seine besondere Liebhaberei, beschäftigt sich mit seinem besonderen Sache und setzt das gleiche bei der Jugend voraus. Aber jeder ernstzunehmende Erwachsene würde es ablehnen, über eine Frage zu reden oder zu schreiben, womit er nicht durch eigenes Studium vertraut ist! Wir haben in Bayern seit Jahren die Einrichtung, daß die Schüler der oberen Klassen ihre Themen für die freien Vorträge selbst wählen dürfen. Viele Aufgaben waren verstiegen, aber manche doch auch Treffer. Einer schilderte z. B. seine Heimkehr aus England zu Anfang des Krieges, ein anderer trug über die Fortschritte in der neueren Stenographie vor, worin er tatsächlich Sachmann war, ein dritter nach alten Urkunden und Erzählungen über eine wichtige Zeit aus der Geschichte seines Elternhauses. Wenn der Schüler selbständig ein Thema findet oder wenn er in einem Sache besonders bewandert ist, wird man ihm, zumal auf der Oberstufe, entgegenkommen. Übrigens ist durch die freien Berichte dafür hinreichend gesorgt, und auch das Leben stellt seine Aufgaben. Goethe hatte gewiß das Glück, im ganzen nur über das schreiben zu müssen, was ihn zur Aussprache drängte. Wenn man diesen einzelnen Fall verallgemeinert, so ergäbe sich wahrscheinlich eine überraschende Folge: die Schriftstellerei würde erheblich abnehmen, nicht nur bei den Jungen. Im ganzen ist die Stellung eines Themas, das aus dem Unterricht oder der Unmittelbarkeit des Lebens hervorstößt, für die Jugend eine Erleichterung, wobei ich von anderen Bedenken absehe. Keine Aufgabe, besonders in den oberen Klassen, darf sich mit mechanischer Reproduktion begnügen, immer ist es die schaffende Tätigkeit, die Kräfte in Bewegung setzt und erst ein Urteil ermöglicht. Auch Rücksicht auf die Eigenart der Klasse, bzw. die Stellung von mehreren Themen zur Auswahl empfiehlt sich, ohne daß die Einheit des Unterrichts gefährdet wird. Was einer ohne jede innere Teilnahme, nur auf Befehl arbeitet, wird tatsächlich zur Knechtsarbeit.

Kann denn der junge Mensch schon etwas schaffen? Gewiß, in seiner Weise, in seinem Bereiche. An verfehlten Themen liest man alljährlich noch ein überreiches Verzeichnis, wenn der Schüler z. B. über erzieherische, fachwissenschaftliche, philosophische, ästhetisierende Fragen urteilen soll. Auf diese Weise beschwört man das Heer der Phrasen nicht. Hier ist strenge Selbstbesinnung, klare Einsicht in die Wirklichkeit notwendig. Immer wieder, gleich einer Landplage, vererben sich rein geschichtliche Aufgaben, die vielleicht wenige Historiker beantworten möchten, Themen über den Aufbau nach Freytagscher Schablone, metaphysische Erörterungen. Nur was lebendige Gegenwart in sich birgt, was das Denken auf einem bestimmten Gebiete festhält, eignet sich. Leben, Wirklichkeit, alles ruft uns darauf zurück. Dabei kommt es nicht allein auf die zeitliche Nähe oder Ferne an. Die Punischen Kriege z. B. oder das Nibelungenlied sind gegenwärtiger als die Kleinlichen Streitigkeiten in einem halben Jahrtausend deutscher Geschichte oder die moderne Literaturdichtung ohne jeden volkstümlichen Einschlag. Mehr Wirklichkeit in den Aufsätzen, wozu besonders der gegenwärtige Krieg Anlaß gibt: die Leistungen der Technik, der Eisenbahn usw., die Be-

deutung der geistigen und sittlichen Kräfte, einzelner Kreise (je nach den besonderen Kenntnissen), Heimat, Naturbeziehungen u. a. Literarische Themen haben nur dann einen Wert, wenn sie sich auf der Höhe der Dichtung halten. Von eigenen und fremden Pflichten soll man wenig reden, um so mehr ihnen nachkommen. Oft läßt sich solchen Aufgaben eine persönliche Wendung geben, wodurch die Selbständigkeit des Schaffens freie Bahn gewinnt: z. B. Meine Neujahrswünsche für unser Vaterland; Was empfinden wir von den Lasten des Krieges? Uferlose Themen sind ebenso von Übel wie Aufgaben, die zum Nachbeten fremder Ansichten nötigen. Kein Schüler kann das Thema: Krieg und Kultur in allen seinen Bereichen behandeln. Nie braucht der Aufsatz stofflich erschöpfend zu sein, wohl aber gibt es gewisse Gedanken, die kommen müssen. Für die Disposition, die ebenfalls durch eine Synthese von Gegenstand und Ich entsteht, gibt es in der Regel mehr als eine, oft zahlreiche Möglichkeiten. Die Korrektur soll nur eitle Wichtigtuerei, undeutsche Pose und phrasenhaftes Gerede ausjäten; daß sie sich der Eigenart des einzelnen möglichst anschmiegt, daß sie sich im besonderen vor öder Sprachschulmeisterei, vor der Sucht nach glatter Korrektheit zu hüten hat, brauche ich Sachmännern nicht zu sagen.

Die unteren Klassen höherer Lehranstalten beschränken sich naturgemäß auf Erzählungen, Schilderungen, Darstellungen von Selbsterlebtem, Beschreibungen, unter entsprechender Zunahme der Schwierigkeiten. In der 6. Klasse (Unterssekunda) erweitert sich der Kreis durch die Abhandlung. Von der nächsten Klasse an arbeitet der Schüler am besten selbständig. Natürlich setzt dies entsprechende Aufgaben und Übungen voraus; letztere geben zugleich Gelegenheit, einmal über einen Gedankenkreis im Zusammenhang zu handeln. Daß der Schüler alles aus sich lernen solle, ist eine schöne Redensart und billige Ausrede; in diesem Falle wäre der Lehrer überflüssig. Wir würden noch in den Anfängen der Kultur stehen, wenn nicht der eine von dem anderen lernte. Im Gegenteil. Ein Lehrer, der, frei von jeder Schablone, mit dem geistigen Schaffen vertraut ist, der im Wechselverlehr mit der Klasse jedes Thema nach seiner Weise gestaltet, kann die wertvollsten Anregungen geben. An leichten Stoffen lernt der Schüler allmählich, was für jeden Beruf, für jede Tätigkeit wichtig ist und mehr bedeutet als individualistisches Gerede, die Anfänge des geistigen Arbeitens kennen.<sup>1)</sup> Freilich muß die notwendige Begabung und Empfänglichkeit vorhanden sein.

Die künstlerische und wissenschaftliche Darstellung wurzeln in den gleichen geheimnisvollen Gründen allen Lebens, nur gehen sie dann getrennte Wege. Die besten Gedanken lassen sich nicht erzwingen, aber doch irgendwie anregen, wenn auch nicht hervorzubringen. Und mehr als anregen kann der Lehrer nicht. In einem richtig gestellten Thema bilden Einleitung und Schluß organische Bestandteile; sonst fallen sie als angelegte Zutaten besser weg. Oft läßt dieselbe Arbeit eine verschiedenartige Behandlung zu. Das Größte, was der Aufsatz anstreben kann, ist die edle Sachlichkeit oder die Achtung davor, und damit kann sich wohl die Kraft der Innerlichkeit verbinden. Über den Wünschen und Sehnsüchten des einzelnen steht als höchstes Gebot der Verzicht auf kleinliche Eitelkeit, die Gegenständlichkeit wie in der echtdeutschen Kunst, die reine Hingabe an die Sache. Männer von dieser Gesinnung schaffen jetzt und künftig hin die deutsche Größe.

1) Ich kann hier nicht näher darauf eingehen.

## Der Weg zum „gestaltenden“ Aufsatz.

Don Heinrich Scharrelmann in Bremen.

Alle vierzehn Tage oder drei Wochen läuft in der Regel durch die deutschen Zeitungen — besonders durch die charakterlose „Generalanzeiger“-Presse! — zur Belustigung des einwärtslofen Publikums ein sogenannter „drolliger“ Schulaufsatz.

Die meisten dieser Kinderstilproben sind gemacht, wie auch die vielen sogenannten „Kindermundwörter“ ja von Berufsjournalisten verbroschen werden.

So fiel mir vor einigen Wochen auch wieder solch ein „Schulaufsatz“ in die Hände, den eine 11 $\frac{1}{2}$  jährige Schülerin über das Thema „Die Käse“ geschrieben haben soll: „Die Käse bepflanzt sich durch Junge fort, welche neun Tage unsichtbar sind. Dann bekommen sie Augen, die Alte setzt sich darauf, sonst frißt sie der Kater zusammen. Die Käse sind sehr possierlich und beschäftigen sich mit Zwirnsknäulen und anderem Unfug. Dann lernen sie Mäuse fangen, indem ihre Krallen unhörbar sind. Die Ohren sind scharf und spitz, um ein Mäuslein zu erwischen. Endlich kommt's aus dem Loch. Diese läßt sie ein paarmal laufen, bevor sie es frißt. Die Käse ist mit einem verschiedenen Fell überzogen. Sie wird elektrisch, wenn man ihr entgegen fährt. Hinter ihr befindet sich der Schwanz. Dieser wird immer dünner und hört am Ende ganz auf. Mitteltst ihrer Krallen ist sie sehr anhänglich und klettert auf Bäume, wo sie Eier für ihre Jungen fängt.“

Derartige Aufsatzproben sind für den Einsichtigen gewiß nicht zum Lachen, im Gegenteile! Heulen müßte man eigentlich über den miserablen Unterricht, der solche Stilblüten zutage fördert. Die ganze Komik liegt darin, daß das Kind durch den Unterricht veranlaßt wird, ein Deutsch zu schreiben, daß ihm innerlich noch völlig fremd ist. Es hat Vokabeln und Redensarten aus dem Buchdeutsch gehört, oft gehört sogar, aber nicht verstanden und drückt also falsch aus, was es doch richtig gesehen und beobachtet hat.

Derartige Aufsätze sind dann die Quittung des Kindes über das unsinnige und total verkehrte Bemühen des Lehrers, dem Kinde seine eigene Ausdrucksweise so rasch wie möglich abzugewöhnen und die leidige, saft- und kraftlose Sprache des sogenannten Gebildeten dafür an die Stelle zu setzen.

Das geschriebene Wort als Ausdrucksmittel des Kindes muß seiner mündlichen Sprechweise zunächst völlig gleich sein. Und ganz langsam und erst nach jahrelanger Arbeit darf man dann versuchen, nein, wird das Kind von sich aus schon selbst versuchen, sein geschriebenes Kinderdeutsch in die Sprache der Erwachsenen umzuwandeln.

Dieser Assimilierungsprozeß aber erfordert Zeit, viel Zeit! Wenn das Kind in der Oberklasse imstande ist, einigermaßen Schriftdeutsch zu sprechen und zu schreiben, darf die Schule zufrieden sein. Und je früher das Kind seine eigene Schreibweise zugunsten des Buchdeutsch ändert, um so bedenklicher ist das. Je früher der Lehrer auf die Verwendung desselben im Kinderaufsatz hindrängt und je energischer und beharrlicher er die kindliche Ausdrucksweise aus den Aufsätzen hinaustorrigiert, desto toller wird das Kauderwelsch, das das Kind spricht und schreibt. Und umgekehrt kann man sagen: Je echter sich das Schulkind in seiner Sprache geben durfte, desto leichter wird es ganz von selbst den Übergang zum Deutsch des Gebildeten finden.

Die neue Schule erst hat Sprache, Schrift, Zeichnung, plastische Arbeit als Ausdrucksmittel des Kindes werten lernen. Der Aufsatz hat also auch, wie alle anderen Ausdrucksmöglichkeiten, zunächst nur den Zweck, dem Lehrer zu zeigen, was das Kind in seiner Umwelt gesehen und beobachtet und verstanden hat. Der Aufsatz kann zunächst nichts anderes sein, als ein Spiegelbild der Lebenserfahrung des Kindes.

Wenn die Schule daher das Kind zu eigener Tätigkeit veranlaßt, indem sie es zum Erzählen und Berichten, zum Aufschreiben, zum Aufzeichnen usw. anregt, tut sie es nur, um alles das immer wieder aufs neue lebendig werden zu lassen und frisch zu erhalten, was das Kind bereits erlebt hat.

Daß schon das sechsjährige Kind, mag es in einem Milieu aufgewachsen sein, in welchem es will, außerordentlich viel gesehen, gehört und begriffen hat, braucht nicht erst noch einmal wieder bewiesen zu werden.

Dieser Schatz des privaten Erlebens aber, den das Kind schon mit in die Schule bringt und der zum Fundament des Unterrichts werden soll, versinkt allmählich rettungslos, wenn wir ihn nicht in jeder Stunde bruchstückweise wieder ins Bewußtsein zurückerufen. Daher hat auch aller Unterricht die erste und Hauptaufgabe, ständig die Erinnerung an eigene Beobachtungen in Haus und Straße zu wecken.

Je mehr er das tut, um so inniger vermählt sich das neue Wissen, das die Schule gibt, mit dem schon vorhandenen, um so mehr wird auch die Kraft der Erinnerung im Kinde gestärkt und — um so reicher wird das gesamte geistige Leben in den nachfolgenden Jahren sich entwickeln.

Die oberflächlichen Naturen, die über alles weg- und an allem vorbeiziehen, die tausend Eindrücke ungewollt aufnehmen und doch keinen davon stark in ihr Bewußtsein treten lassen, deren mühsam errungenes Schulwissen also haltlos in der Luft schwebt und keine Verbindung mit dem Privaterleben findet — das sind die wirklich bedauernswerten, denen schließlich keine Schule helfen kann.

Die aber, die bei allem, was sie in der Schule hören, sich an tausend selbsterlebte Winzigkeiten erinnern und von jeder neuen Notabel Wege zu ihrem alten längst erworbenen Wissen finden, diese assoziationsgewandten Kinder entwickeln sich auch zu Menschen mit gut fundiertem reichen Wissen und Erkennen.

Wenn der Aufsatz nun eines dieser Ausdrucksmittel des Kindes werden soll, wenn er ein Spiegelbild der geistigen Schkraft sein soll, dann ist es wieder selbstverständlich, daß er seine Themen nur aus dem Erleben des Kindes nehmen darf. Was im Hause und auf der Straße gesehen, gehört und beobachtet worden ist, das gilt es zunächst im Aufsatz wieder lebendig werden zu lassen (siehe „Im Rahmen des Alltags“, I. Teil).

Aber dieses alte Wissen wird nur lebendig im Kinde, drängt darnach mitgeteilt zu werden in Wort oder Schrift, wenn der Lehrer es verstand, die schon verstopften Schleusen wieder zu öffnen. Je stärker das Kind am Unterrichtsthema interessiert ist, desto reicher fließen die Quellen der Erinnerung. Somit ist die geschickte Einleitung eines Aufsatzes auch zugleich die vornehmste und — schwierigste Aufgabe des Lehrers.

Wie führst du die Klasse zu neuen Aufsatzthemen? Wer diese Frage praktisch zu lösen versucht, macht bald die Beobachtung, daß die engsten und speziellsten Themen auch immer wieder die anregendsten für die Kinder sind. Allgemeine Themen,

z. B. der „Sonntag“, werden auch nur allgemeine Erinnerungen mit nichtsagenden Sätzen. („Der Sonntag ist sehr schön.“ „Ich freue mich, wenn Sonntag ist.“ „Am Sonntag gehen die Leute aus“ — so und ähnlich reagiert das Kind dann auf die empfangenen matten Anregungen des Lehrers!)

Eine speziellere Fassung, etwa „am letzten Sonntag“, macht's auch noch nicht. Sätze „Am letzten Sonntag bin ich bei meinem Onkel gewesen.“ „Da habe ich schön gespielt.“ „Wir haben im Heu gelegen“, pflegen bei solch verengerten Themen die ganze Ausbeute zu sein. Man sollte deshalb auf der Unterstufe das Thema so speziell, wie man nur kann, fassen und, damit das möglich ist — weil doch jedes Kind über andere Erfahrungen verfügt! — auch den einzelnen Schülern verschiedene Themen geben. So schreibt z. B. das eine Kind über: „Wie ich am letzten Sonntage bei meinem Onkel im Heu gelegen habe“. Ein zweites: „Wie ich am letzten Sonntage in der X-Straße Kriegen spielte“. Ein drittes: „Wie sich am Sonntage Karl Meyer den Fuß verstauchte“ usw.

Und erst dann, wenn jedes Kind in der Klasse seine ganz spezielle Aufgabe unter Mithilfe des Lehrers gefunden hat, werden auch diese einfachen Niederschriften Wert erhalten. Erst die scharf umrissene engste Aufgabe weist dem Kinde den wirklichen Weg zur Produktion.

Je allgemeiner aber das Thema ist, um so ratloser steht es vor ihm, weil es nicht weiß, wie und wo es sein Thema anzupacken hat.

Um aber das Interesse für die Bearbeitung solcher spezielleren Themen zu wecken, bedarf es einer besonderen Hinleitung von Seiten des Lehrers. Solche Hinleitungen müssen genau bis auf das einzelne Wort überlegt werden, und erfüllen ihren Zweck erst dann, wenn die Mehrzahl der Kinder auf das erlösende „schreibt!“ vor Ungeduld zappelt.

Ich selbst habe entweder versucht, durch eine Einleitung die ganze Klasse mit einem Schlage zur Produktion zu führen, oder ich formte die Hinleitung zum Thema so, daß nach und nach immer mehr Kinder aus eigener Initiative oder nach kurzen Winken von mir sich zum Schreiben gedrängt fühlten und zur Feder griffen; z. B. ich erzähle der Klasse das erste Kapitel des Däumling und breche mitten darin ab. Erst einzelne, dann mehrere und mehrere drängen mich: „Weiter! Wie geht's weiter?“ Ich zucke die Achseln und sage: „Ich weiß nichts mehr.“ „Wie meint Ihr, daß es nun weiter gehen muß? — Schreibt's auf!“

War das, was ich erzählte, spannend genug, packte es das Interesse der Klasse und wurde die Phantasie wirklich befruchtet, dann ist auch die Lust am Weiterspinnen des Gehörten erwacht und die Aufforderung: „Schreibt einmal auf, wie Ihr meint, daß die Geschichte weiter gehen muß!“ stößt nicht mehr auf Widerstand, auch nicht auf ein inneres Widerstreben.

Die andere Art der Einleitung bezweckt, im Laufe einer Unterredung mit den Kindern nach und nach einzelne zum Schreiben zu bringen, sobald die Betreffenden ihre Aufgabe gefunden haben; z. B.:

„Am letzten Sonntag, als wir so schönes Wetter hatten, bin ich schon ganz früh aufgestanden.“

„Ich habe am letzten Sonntag ganz lange im Bett gelegen, da habe ich mir mit meinem Bruder was erzählt, und da haben wir tüchtig Spaß gemacht!“ unterbricht



mich einer der Schüler. Der hat sein Aufsatzthema als erster gefunden. „Erzähle mir schnell auf der Tafel da von Karl, dann kann ich es nachher lesen.“

„— ich wollte eine Tour machen.“

„Wir haben am Sonntag auch eine Tour gemacht. Wir sind mit unserem Jagdwagen nach Scharmbeck gefahren.“

Auch diesem Kinde könnte ich gleich zurufen: Erzähle auch du mir auf deiner Tafel von diesem Ausfluge! Aber ich muß fürchten, daß das Kind sein eigentliches Thema doch noch nicht gefaßt hat. Erzählt es mir von dem ganzen Ausfluge, dann werden viele allgemeine Redensarten und langweilige Sätze ganz von selbst unterfließen. Um das zu vermeiden, muß ich sein Thema noch mehr einengen. Das kann auf zweierlei Weise geschehen. Entweder ich suche rasch eine speziellere Aufgabe für das betreffende Kind, indem ich es etwa mit den Worten unterbreche: „Was war denn das Schönste auf dem ganzen Ausfluge?“ Oder ich lasse es zunächst das viel zu allgemeine Thema über den Ausflug mit dem Jagdwagen ruhig beginnen, sehe mir hinterher, wenn ich Zeit gefunden habe und alle Kinder schreiben, die Tafel an und suche dann eine besondere Aufgabe aus dem Aufgeschriebenen zur weiteren spezielleren Darstellung für das Kind heraus.

„So setzte ich mich in die erste Elektrische, die nach Seebaldsbrück fährt, und fuhr durch Hastädt bis zur Endstation.“

„In Hastädt wohnt mein Onkel!“ ruft mir nun ein Kind zu. Aha! Wieder nähert sich einer seinem neuen Thema! „Hat er auch Pferde?“ frage ich. Lebhaftes Kopfnicken. „Hast du auch schon mal auf einem Pferde geritten?“ „O ja,“ ruft der Kleine da in der Erinnerung schwelgend, „und ich wäre beinahe heruntergefallen, wenn —“

„Erzähle es mir auf deiner Tafel, dann lese ich es nachher.“

„Als ich in Seebaldsbrück angekommen war, marschierte ich auf der Landstraße nach Osterholz weiter.“

„Da bin ich auch schon gewesen“, ruft wieder einer. „Da wohnt unser Kartoffelbauer, der bringt uns im Herbst unsere Winterkartoffeln! Dann kletterte ich immer auf seinen Wagen.“

Wieder einer, der sein Thema findet! usw.

Schließlich bleibt ein Rest von Kindern übrig, die, trotzdem ich meine Hinleitung etwa 10 Minuten bis eine Viertelstunde ausspinne, immer noch nicht mobil geworden sind und ihr Thema noch nicht gefunden haben.

Für diesen Rest kann man leicht 3—4 spezielle Themen, die irgendwie mit dem Sonntag zusammenhängen, zur freien Auswahl an die Wandtafel schreiben. Das müssen natürlich dann Themen sein, die bestimmt von jedem Kinde bearbeitet werden können; z. B.:

Wie ich am letzten Sonntag schön gespielt habe.

Wie wir am letzten Sonntag Besuch hatten.

Wie ich am letzten Sonntage mit nach unserem Lande war.

Wenn man am Sonntag Morgen auf die Straße kommt.

Ist die Zahl der noch nicht zum Schreiben gekommenen nur klein, kann man auch von einem zum andern schnell durch ein paar Fragen und Bemerkungen jeden einzelnen zu seinem Thema zu führen versuchen. Es gibt da eben viele Wege!

Die Kunst der Einleitung wird natürlich auch erst langsam durch wiederholte Versuche erworben. Der Lehrer sollte sie immer wieder üben und gerade hierin eine wichtige Aufgabe erblicken. Fällt er herein, wird er sie das nächste Mal nur noch vorsichtiger und gewissenhafter anpacken. Man lernt da eben nie aus und schreitet nur von Teilerfolg zu Teilerfolg.

Man prüfe auch nach beendeter Niederschrift die einzelnen Arbeiten darauf hin, welche Themen am stärksten die Produktion anregten. Welche am liebsten gewählt wurden und welche wieder als unkindlich oder sonst nicht für die Klasse passend ganz abgelehnt wurden.

Sehr oft habe ich zu Hause in meinen Präparationsstunden zu erwartende Aufsätze der Übung wegen aufgeschrieben, indem ich mir genau überlegte, was die Kinder wohl über dieses oder jenes Thema schreiben würden. Hatte ich dann einige solche Durchschnittpassagen selbst fertiggestellt, sah ich meine Niederschriften Satz für Satz genau durch und überlegte, welche Sätze als die besten und wertvollsten und welche wieder als verfehlt und minderwertig anzusprechen seien. Bei Sätzen, die mir aus irgendeinem Grunde besonders gut gefielen, überlegte ich wieder: worin ist dieses Gefallen begründet?

Der Lehrer muß doch wenigstens die Richtung kennen, welche er mit seiner Klasse einzuschlagen hat! Mit den gewonnenen Erkenntnissen ging ich dann an die Kritik der kindlichen Niederschriften selbst heran. Wurden mir Sätze vorgelesen, die den Kindern und auch mir gut gefielen, lobte ich, stellte auch wohl, nachdem ein Aufsatz vorgelesen worden war, an die Klasse die Frage: „Welches ist der beste Satz in dem Aufsatz?“ und: „Welche Sätze sind die langweiligsten?“ „Welche hätten ganz gut wegbleiben können?“

Auch die Kinder müssen ja verstehen lernen, in welche Richtung sie bei künftigen Aufsätzen zu steuern haben.

Diese gemeinschaftliche Kritik an vorgelesenen Aufsätzen halte ich für sehr wichtig, sie sollte schon vom ersten Aufsatzversuche an einsetzen. Wird die Kritik durch die Kinder beleidigend oder zu engherzig, mildere ich. Greift sie nicht fest genug zu, bin ich der Unduldsame. Aber wo nur etwas zu loben ist, soll auch reichlich gelobt werden, um die Produktionslust zu steigern.

Es klingt absurd, aber tausend Erfahrungen bestätigen mir immer wieder die Richtigkeit der Behauptung, daß zunächst ausnahmslos immer die längsten Aufsätze auch die besten sind. Gerade wie das kleine Kind erst Laufen gelernt haben muß, ehe es das Sprechen lernt, so muß das aufsatzschreibende Kind durchaus erst Schwätzen gelernt haben, ehe es Gehaltvolles schreiben lernen kann. Der lange Aufsatz beweist zunächst das Interesse des Kindes für sein Thema, die Lebhaftigkeit seiner Produktionskraft. Und wenn es auch zunächst nur fades Zeug ist, was das Kind produziert, die gemeinschaftliche Kritik gibt ihm im Laufe der Zeit Winke genug, in welcher Richtung es seine Produktion zu vertiefen hat.

So habe ich im ersten Aufsatzunterricht von jeher schon die Direktive gegeben: „Wer am meisten aufschreibt, macht's am besten.“

Von den nachfolgenden beiden Aufsätzen wird also der zweite unbedingt als der bessere zu beurteilen sein.

## Wie ich am Sonntag bei meinem Onkel war.

Sonntag war ich bei meinem Onkel. Da haben wir gespielt. Wir haben Jäger und Tier gespielt. Mein Cousin konnte uns nicht kriegen. Da habe ich ihn ausgelacht. Da ist er wütend geworden. Ich bin Sonntag erst ganz spät wieder nach Hause gekommen.

## Wie ich am Sonntag bei meinem Onkel war.

Sonntag bin ich mit meinem Bruder nach meinem Onkel gefahren. Wir sind mit der Elektrischen hingefahren. Mein Onkel war zu Hause. Tante Meta hat uns ein großes Stück Pflaumenkuchen gegeben. Als wir das auf hatten, haben wir im Garten gespielt. Rudi hat immer Pflaumen geschüttelt. Die haben wir aufgeessen. Dann sind wir ins Heu getrabbelt. Dann haben wir Kaffee getrunken. Dann haben wir wieder gespielt. Wir haben Räuber und Gendarm gespielt. Rudi ist hingefallen und hat geweint. Dann haben wir zu Abend gegessen. Dann sind wir wieder nach Hause gefahren. Ich bin erst ganz spät zu Bett gegangen. Am andern Morgen konnte ich gar nicht aufstehen. Ich war noch sehr müde.

Der Saß: „Wer am meisten schreibt, macht's am besten!“ ist für die Kinder schon im zweiten Schuljahre klar und verständlich.

Er gibt einen untrüglichen Maßstab zur Beurteilung der eigenen Arbeit und spornt die Produktivität stets aufs neue an. Ganz allmählich erkennt dann die Klasse, daß die einfache Länge doch nicht ausnahmslos ein sicherer Maßstab zur Beurteilung eines Aufsatzes ist. Ein etwas kürzerer Aufsatz wird manchmal freudiger angehört, als ein längerer. Sowie die Klasse zu dieser Erkenntnis gekommen ist, muß die bisherige Parole: „Wer am meisten schreibt, macht's am besten!“ fallen, und eine neue ausgegeben werden, die je nach der Erkenntnis der Kinder lauten könnte: „Wer am schärfsten sieht und hört und das am genauesten aufschreibt, macht's am besten! Oder wer so schreibt, daß wir uns alles ganz genau denken oder vorstellen können, macht's am besten.“

## Wie ich am Sonntag bei meinem Onkel zu Besuch war.

Gestern bin ich bei meinem Onkel gewesen. Mein Bruder war auch mit. Onkel saß auf dem Sofa, er hatte Zahnweh. Tante hatte ihm ein dickes Tuch um den Kopf gebunden. Er sagte immer: „O, meine Kusen (Badenzähne)! Wat doht mi de Kusen weh!“ Die Tante sagte zu ihm: „Schall id di noch mal heete Kamellen upleggen?“ Da sagte er: „De helpt mi doch nich. Paß up, dat ward nich eher wedder beter, als bit dat Oos rut is.“ Die Tante mochte da aber nichts von hören. Sie ging mit uns in den Garten . . .

So suche ich allmählich die Kinder zum lebenswahreren Berichten, zu einer anschaulicheren Darstellung ihrer kleinen Erlebnisse zu führen. Wer am echtesten schreibt, das heißt, wer so erzählt, wie er es wirklich erlebt hat, und nichts wegläßt, was der Hörer wissen muß, um alles genau nachzuerleben zu können, hat auch den Apfel abgeschossen. Diese neue Direktive kann der Klasse wieder monatelang zur Richtschnur dienen. Auch jetzt spielt immer noch die Ausführlichkeit in der Darstellung (also die Länge des Aufsatzes) eine Rolle. Aber sie spielt nicht mehr die Hauptrolle, wie zu Anfang!

Das Prinzip der Anschaulichkeit beginnt schon mit in Konkurrenz zu treten. Mehr und mehr soll dieses Prinzip natürlich die Oberhand gewinnen. Die Klasse

kommt manchmal überraschend früh zu der Erkenntnis, daß der getreue Bericht, der schlicht und schmutzlos Tatsache an Tatsache reiht, wertvoller ist als ein langatmiger nichtsagender. Hat die Klasse aber die neue Richtung für die Produktion klar erkannt, kann der Lehrer allmählich der nächsten Forderung den Boden bereiten: „Wer am meisten das aufschreibt, woran die andern nicht so leicht denken, macht's am besten“.

Wie ich am Sonntag bei meinem Onkel zu Besuch war.

„Kinder, ihr dürft morgen nach Onkel Hans, wenn ihr heute Nachmittag schon eure Schularbeiten alle macht!“ Da freute sich mein Bruder und tanzte in der Stube herum. Ich machte gleich mein Rechnen. Eine Aufgabe konnte ich gar nicht herauskriegen. Da ging ich nach Willi Peters, der sagte: „Das ist ja ganz leicht, du mußt bloß malnehmen“.

Als wir bei meinem Onkel waren, fütterte er gerade seine jungen Kanarienvögel. Er hat ein großes Bauer auf dem Boden, da sind sie alle drin. „Na, ihr Schlingel, seid ihr da?“ sagte Onkel Hans, als wir ihm guten Tag sagten. Er zeigte uns ein Nest, darin lagen vier Eier. Eins war kaputt gegangen. Das nahm er heraus und warf es weg. „Kann man die Eier auch essen,“ fragte mein Bruder. „Ja,“ sagte mein Onkel. „Dann koch' uns doch mal welche!“ „Nein,“ sagte mein Onkel, „mehr als eins habe ich nicht über und davon werde ich doch nicht satt.“

Der Weg führt also von der Lebenstreue zum persönlichen Erleben. Auch diese Erkenntnis wird meist (schon im 3. Schuljahre) gewonnen. Wer etwas sieht und hört, was die meisten andern übersehen und überhört haben, wer uns gerade das erzählt, was alle andern nicht wissen oder woran sie nicht gedacht haben, der liefert uns den wertvollsten Aufsatz.

Dereinzelt tritt zuerst solch „eigenes“ Erleben in diesem oder jenem Satze einmal in einem vorgelesenen Aufsatz hervor. Dann muß der Lehrer natürlich sofort den Finger darauf legen und diesen Satz besonders loben. Die Kinder fühlen es auch meist schon selbst, sie hören auf Sätze, die Eigenart verraten, viel lieber als andere, die nur das erzählen und berichten, was jeder selbst auch schon gesehen und gehört hat.

So versuche ich, die Klasse von der Quantitätsleistung durch wenige Zwischenstufen zur Qualitätsleistung zu führen. Und dieser Weg führt nach meinen Erfahrungen am sichersten über die Stationen „Lebenstreue“ und „Eigenart“.

Hat das Gros der Klasse die Stufe der Qualitätsleistung aber erreicht, gibt es wohl kein anderes Mittel, als wieder größere Anforderungen an die Quantität zu stellen, um den nächsten Fortschritt zu erreichen.

Jetzt dürfen der Klasse umfangreichere Aufgaben gestellt werden. Mein Büchlein „Der Geburtstag“ ist eine Illustration dafür, was ich unter verstärkten Quantitätsleistungen verstehe.

Bei aller produktiven Entwicklung des Kindes macht man eine merkwürdige Erfahrung: Etwa mit dem Ende des 4. Schuljahres, mitunter auch schon am Anfang oder in der Mitte desselben, verliert das Kind plötzlich die Freude an seinen Produkten.

Die Lust am Aufsatzschreiben, am Zeichnen, am Erzählen, am selbständigen Mitteilen während des Unterrichts schwindet allgemein. Die Kinder werden plötzlich passiv. Ein paar bleiben wohl noch eine Zeitlang produktiv, doch auch bei ihnen stellt sich nach kurzer Zeit schon dieselbe Erschlaffung ein, und gerade die produktivsten

Kinder, die im freien Aufsatz und im Illustrieren derselben Hervorragendes leisteten, sind auch die ersten, die plötzlich keine Lust an solcher Tätigkeit mehr zeigen.

Woher kommt das? Versagt wirklich die produktive Kraft im Kinde? Setzt etwa nun eine Periode der Passivität ein? Nach meinen Erfahrungen liegt der Grund an einer ganz anderen Stelle: Das Kind fühlt und erkennt auf einmal das Ungenügende seiner Leistungen und weiß keinen Weg, um weitere Fortschritte zu erzielen. Aufsätze, Zeichnungen, überhaupt alles, was es bisher geschaffen hat, mit innerster und größter Freude geschaffen hat, erscheint dem Kinde nun auf einmal schal und kindisch und lächerlich. Es sind ihm nämlich plötzlich die Augen aufgegangen über den Unterschied zwischen seinem naiven Schaffen und dem bewußten und technisch mehr geschulten in der Kunst der Erwachsenen.

Und diese Erkenntnis wirkt so niederdrückend auf die Schaffenskraft des Kindes, daß sie für immer zu versagen droht, wenn die Schule nicht Mittel und Wege findet, um der Klasse über die Klippen hinweg zu helfen.

Keine neue Aufgabe reizt die Kinder noch. Ich bin manchmal recht verzweifelt gewesen, wenn ich dieses plötzliche Versagen wieder einmal erlebte, glaubte schon, die Kinder überanstrengt zu haben oder die von mir angestrebte Entwicklung der schöpferischen Tätigkeit im Kinde sei überhaupt ein verkehrtes Ziel gewesen.

Erst als ich den oben angedeuteten Grund klar erkannte, dämmerte mir auch die weitere Entwicklungslinie, die der Unterricht im freien Aufsatz zu beschreiten hat, auf.

Das Kind ist nur stofflich erschöpft. Es hat im deutschen Aufsatzunterricht hundertmal beweisen müssen, daß es scharfe Augen und Ohren hat, und daß es schlicht und anspruchslos das Leben, das es selbst lebt, schildern und darüber berichten kann. Noch feinere Beobachtungen, noch schärfere und lebenswahre Wiedergabe des Gehörten (auch dies alles ließe sich ja letzten Endes immer noch steigern!) reizen es nun nicht mehr. So steht es vor einer grauen Mauer und erblickt doch nicht das Tor, das hindurch führt.

Den Schlüssel zu diesem Tore aber hat der Lehrer dann in der Hand, wenn er die Klasse vom Erlebnis-aufsatz zum gestaltenden führt. Hat bisher der Stoff selbst, sein inneres Erleben dem Kinde die Feder in die Hand gedrückt und es schließlich ermüdet, muß es nun die Kunst tun. Da neue stoffliche Aufgaben nicht mehr reizen, dürfen ihm nur noch künstlerische Aufgaben gegeben werden.

Die Schreiblust verschwindet rettungslos, wenn man das Kind auch ferner noch zwingen wollte, immer aufs neue aus seinem Erleben und seiner Erfahrung zu schreiben. Neue Stoffgebiete, von denen das Kind wenig oder noch gar nichts weiß, anzubohren, ist natürlich mehr als bedenklich. Es würde eine Klasse direkt der Schundliteratur in die Arme treiben. Der Erfahrungskreis des Kindes, seine Welt, muß auch fernerhin im Aufsatzunterricht allein die Themen bieten, die es bearbeitet, aber es muß jetzt vor eine höhere Aufgabe gestellt werden. Es soll nicht mehr über diese Welt berichten, davon erzählen, über eigenes Leid und eigene Freude referieren — es soll diese Welt jetzt in des Wortes bester Bedeutung gestalten lernen.

Sorderte der Aufsatz vom Kinde bisher Lebenswahrheit und Treue im Wiedergeben des Gesehenen und Gehörten, stellt er nun bewußt die Klasse vor die große Aufgabe der Formung. Die sieht das Kind von sich aus überhaupt noch nicht oder nur sehr unklar. Der Lehrer hat sie daher aufzuzeigen.

Selbstverständlich will der Aufsatzunterricht die Kinder nicht zu Schriftstellern machen, aber sie müssen doch die Elemente der Kunst des geschriebenen Wortes kennen und verwenden lernen.

Ich habe immer ein inneres Aufatmen der Klasse erlebt, wenn ich sie nach einer solchen Periode der Erschlaffung von stofflichen Aufgaben zu den formellen führte. Sie sahen ihr altes Erleben plötzlich in neuer Beleuchtung. Sie sahen wieder Fahrwasser vor sich und segelten bald in altgewohnter Frische hinaus.

Gerade wie wir im Zeichenunterricht auch die Technik des Zeichnens lehren, dem Kinde zeigen, wie es mit Farben und Pinsel, mit Bleistift und Kohle und Pastell umzugehen hat, um das wirkungsvoll auszudrücken, was es sieht, so muß auch der Aufsatzunterricht das Kind lehren, wie man Beschreibungen, Schilderungen, Erzählungen zu schreiben hat, um sie wirkungsvoller zu gestalten. Gestalten soll das Kind lernen, das heißt bewußt und in voller Absicht seine Sätze und Worte setzen lernen. Es soll selbst den Grund wissen, warum es so und nicht anders schreibt. Aus der Willtür der Form soll die Klasse nun zu bewußter Formgebung fortgeschreiten.

Der Weg aber, der das Kind zu dieser Kunst des Gestaltens führt, wird dann vom Lehrer eingeschlagen, wenn er seine Klasse bei aller Lektüre und bei der Besprechung fertiger Aufsätze auf Fragen der Technik hinlenkt:

Warum gefällt euch dieses Lesestück, dieser Aufsatz so gut?

oder:

Wodurch zwingt uns der Dichter hier so besonders in seinen Bann?

Überhaupt sind ja die Fragen: Wie macht der Dichter das? Wodurch wirkt er so stark auf seine Leser? immer Fragen nach rein künstlerischen Dingen.

Vom einfachen Anhören und Genießen, vom instinktmäßigen Erfassen der Schönheit soll also nun das Kind zu einer klaren Erkenntnis der künstlerischen Ausdrucksmittel der Sprache hinübergeleitet werden. Die vielen, verschiedenen Mittel der Sprachkunst sollen ihm bewußt werden!

Der Aufsatzunterricht muß aber auch diese neugewonnenen Erkenntnisse in eigenes Können umsetzen, muß sie anwenden lehren.

Durch diese Forderung aber erhält der Aufsatzunterricht auf der Oberstufe ein völlig neues Gesicht. Mit einem Schlage kommen wir aus dem Wirrwarr des freien Aufsatzes heraus und haben den Vertretern des gebundenen Schulaufsatzes ein ähnliches, aber weit höheres und wertvolleres Ziel entgegen zu stellen.

Man darf nicht vergessen, daß auch die alte Schule wohl Formaufgaben im Aufsatzunterricht kannte und anstrebte. Die „Formlosigkeit des freien Aufsatzes“ ist ja auch seinen Anhängern oft genug zum schweren Vorwurfe gemacht worden. Die alte Schule „übte“ die Beschreibung, die einfache (schmucklose, d. h. unkünstlerisch gestaltete) Erzählung, sie ließ Dichtungen (Lesestücke in künstlerischer Form!), wie Fabeln, Parabeln, Balladen usw., vom Schüler in die platteste Prosa des Schuldeutschen übersetzen, sie lehrte die Kinder Briefe schreiben, die ihren Adressaten nie erreichten, weil er fingiert war, die ihn informierten über Dinge nebensächlichster Art oder die Fragen stellten, deren Beantwortung ganz gleichgültig waren, ja, sie glaubte in der Übung langweiligster Abhandlungen oder in überberückichtigten „Chrien“ einen würdigen Schlussstein ihres planmäßigen Aufbaues geschaffen und damit den Schüler bis an die Grenze aller sprachlichen Ausdruckskultur geführt zu haben.

Dieser Weg war und blieb fruchtlos, weil er zum Sterben langweilig für Lehrer und Schüler war. So ist es erklärlich, daß sich die Vertreter des freien Aufsatzes gründlich und mit Entrüstung von der ausgeflügelten Methodik des alten Aufsatzunterrichtes abwandten.

Ebenso wie in der Lese- und in der Aufsatzstunde soll natürlich auch in der Aufsatzstunde das ästhetische Urteil der Schüler geweckt werden: Welcher von den beiden vorgelesenen Aufsätzen gefällt euch am besten? — Wie hätte der Schreiber des weniger gut gelungenen Aufsatzes es besser machen können? — Wodurch wäre seine Arbeit wirkungsvoller geworden?

Durch die Beantwortung solcher und ähnlicher Fragen kann eine Unmenge kleiner technischer Erkenntnisse gewonnen werden, die der Lehrer festlegen und später nach theoretischen Gesichtspunkten durch die Schüler selbst ordnen lassen kann.

Aber jede dieser rein empirisch gewonnenen Erkenntnisse muß dann auch in eigenen Versuchen der Klasse angewandt werden, um das Können zu heben. Wie der Rechenunterricht die Mittel der Mathematik lehrt, um mit Zahlengrößen arbeiten zu können, wie Physik und Chemie durch Experiment und Theorie die Ausbarmachung der Naturkräfte nachweisen, wie der Zeichenunterricht den Kindern Winke über Form- und Farbbehandlung gibt, so kann und darf der Aufsatzunterricht nichts anderes lehren als die Mittel der Worttechnik, die Gesetze der sprachlichen Gestaltung. Aufsatzunterricht muß wieder zu einer Stillehre werden, das Wort ist hier freilich in einem neuen, künstlerischen Sinne gemeint; erst dann wird der freie Aufsatz seinen vollen Sieg erringen.

## Schillers Don Carlos.

Richtlinien<sup>1)</sup> für eine kurzorische Besprechung.

Don Franz Schnaß in Köln.

### I.

Als ein echtes und rechtes Übergangsprodukt bekundet der Don Carlos Schillers endgültige Wendung vom lebenssprühenden naturalistischen Prosadrama zur monumental stilisierten Jambentragedie. In der Tat, wer von Schillers Jugenddramen kommend zur Lektüre des Don Carlos fortschreitet, fühlt sich in eine andere, dichterische Welt versetzt. Eine andere Seele spricht zu ihm. Aus dem Orplid seines aufschwungbegierigen, nach dem Unendlichen lechzenden Herzens und seines ungenügsamen, Ewigkeitsmaße an das Irdische anlegenden Geistes hält der Dichter nicht mehr anspruchsvoll-feindselige Abrechnung mit dem erbärmlichen Leben und der ihn bedrängenden Welt. Die Kampffanfaren und Vergeltungsposaunen seines Sturms und Drangs schmettern nicht mehr. Nein. Überwunden ist die zornsprühende Verachtung, die wilde Gebärde des Hasses, das stolze Achselzucken, das spöttische

1) Ihre nähere Ausführung gibt mein 1914 bei E. Wunderlich, Leipzig, erschienen Buch „Der Dramatiker Schiller — Aufzeichnung seines Werdens und Wesens durch einheitlich-vergleichende Betrachtung und ästhetische Erklärung seiner Dramen“ (mit 26 Abb., 53 Bg., M. 9,—) auf S. 253—308. Auch als Einzelheft für 0,60 M. erhältlich.

Blinzeln und schneidende Lachen. Verstummt ist das Trotzige und Herbe, das Jähe und Schrille, das pathetisch Wetternde und grimmig Knirschende. Ein befreites Jauchzen und der frohe Klang einer harmonisch gestimmten Seele geht hindurch. Verschwunden sind die brennenden, grellen, flackernden Farben und die tendenziös verzerrten Linien; schmelzende, ruhig leuchtende, satte Töne und edle, maßvolle Konturen breiten sich aus. Nicht Groll, nicht Haß, nicht Bitterkeit, sondern Freude, Glauben, Begeisterung. Man spürt es deutlich: Die Resonanz im Herzen des Dichters ist eine andere geworden. Er polemisiert und protestiert nicht mehr, er entfaltet, er breitet aus. Daher fehlen die heißenden Sarkasmen, die verfliegene Zynismen und unklaren Hyperbeln, die verzweifelte Klagen und empörten Aufschreie. An die Stelle heftiger, subjektiver Parteinahme tritt die selbstverleugnende, objektive Ruhe leidenschaftslosen Dahinstellens. Das mißmutige Kritizieren und unerfreuliche Negieren des Unberechtigten und Wertlosen wird verdrängt und übertönt von einem beglückenden, positiven Reichtum großer, erhabener, Welt und Leben mit jugendstarker Begeisterung umfassender Gedanken und Ideale von eigenem Wert und eigenem Recht. Ein voller Goldglanz ruht mit verklärender Milde über dem Ganzen. Die Jugenddramen klingen in ein hoffnungsloses, niederdrückendes „Umsonst“ aus. Anders hier. Wenn auch am Ende blutigrot die Sonne unter sinkt und schwarze Nacht schwer hereinschattet, es strahlt ein freudiges, siegreiches „Dennoch“ hindurch: Blut mag vergossen werden, aber der Geist läßt sich nicht dämpfen. Herzen brechen, Ideale leben. Wie Hebbel, so schreitet auch Schiller vom düstern Pessimismus zum verfühnlischen Optimismus fort, ohne als Tragiker den ernststen Grundton aufzugeben

Als ein Zeugnis solch tiefgreifenden seelischen Wandels will der Don Carlos zugleich gewürdigt sein als ein Selbstbekenntnis voll persönlichen Lebens, voll innerlichen Empfindens und Denkens. Selbst von einem lyrischen Zauber stimmungs- voll durchwirkt, wird sein Genuß wesentlich gefördert, wenn man die parallel entstandenen Gedichte liest. Der schwungvolle, hochgestimmte Jubelhymnus „An die Freude“ — so nennt Schiller einfach das, was wir etwas präventiver und weitläufiger, wie wir nun mal geworden sind, als „Lebensbejahung“ bezeichnen — preißt diese Wurzel einer gesunden, humanen Kultur und nimmt wie ein Präludium die Motive unseres Dramas in fortreizender Intonation vorweg. „Wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein“ — wer denkt bei diesen Worten nicht an Don Carlos und Don Rodrigo? Und wie eine Devise der großen Unterredung zwischen König und Marquis klingt es: „Wahrheit gegen Freund und Feind, Männerstolz vor Königsthronen“. Alle die göttlichen Gedanken aber, die Posa so beredt vor Philipp vertritt, verdichten sich mit lapidarer Kürze in einer überaus tiefsinnigen Zeile des Gedichtes „Die Künstler“: „Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze“. Der im Banne des Rousseauschen Kulturpessimismus stehende radikale Räuberdichter hätte diesen Satz nicht schreiben können. Dahinter steht vielmehr die Einsicht des ethisch durchbildeten Menschen, daß sich die bestehende Kultur nicht gewaltsam in Trümmer schlagen läßt, sondern daß sie als ein in der Vergangenheit notwendig so Gewordenes nach zukunftsstarken Idealen fortentwickelt werden muß, im Bewußtsein der vernünftigen, sittlichen Freiheit als ihres einzigen Selbstgesetzes, ihres wahren Selbstzweckes. Nicht Ausrottung, sondern Ausaat! Nicht zurück und hinab zur Natur,



sondern vorwärts und hinauf zur Autonomie. Seine beiden Seiten aber als Jüngling und Mann entfaltete Schiller in Carlos, dem zuerst seine Liebe, in Posa, dem zuletzt seine Bewunderung gehörten. Zugleich verkörpern diese Gestalten die in dem Dichter wirksamen, gegensätzlichen und nach Ausgleichung verlangenden Stimmungen der Sturm- und Drangzeit, ähnlich wie Werther und Götz: der schwermütige, hoffnungslos liebende, resignierte Prinz, der in seinen Empfindungen leidende Mensch, die sentimentale; der leidenschaftlich verwegene Strebende, heroische Posa, der von reformatorischen Ideen durchglühete Prophet, die titanische Stimmung.

## II.

Kein anderes Werk Schillers umspannt eine, für seine willensstarke Arbeitsweise so ungewöhnlich langgestreckte Werdezeit und trägt zugleich so deutliche Spuren der kraftvoll ausgreifenden Entwicklung seines Schöpfers an sich. Von der ersten Idee, ein „Don Carlos-Drama“ zu schaffen, die dem Dichter bereits 1782 aufzuckte, bis zur tatsächlichen Vollendung im Jahre 1787 dehnt sich ein Zeitraum von vollen fünf Jahren, innerhalb dessen zwar dieses Drama den einzigen, größeren poetischen Gegenstand bildete, zu dem seine Phantasie aus allen Ablenkungen immer wieder zurückkehrte, innerhalb dessen aber auch Schiller, wie angedeutet, die stärkste Wandlung seiner Anschauungen, ja, die entscheidende Krisis seines inneren Lebens durchgemacht hat. Mit organischer Notwendigkeit wuchs die Dichtung mit dem wachsenden Dichter. Stuttgart, Bauerbach, Mannheim, Leipzig=Loschwitz, Dresden=Charandt sind die äußeren Stationen; die poetischen Schichten des Don Carlos die inneren Wegmarken dieser Entwicklung. Um das Werk zu verstehen, muß man diese verschiedenen Schichten, die wie geologische Formationen merkwürdig ineinander gelagert und überschoben sind, dem Gang der Arbeit entsprechend, genetisch analysieren.

In drei gegeneinander deutlich abzugrenzenden Entstehungsphasen, bezeichnet durch die Gestalten des Prinzen, des Königs und des Philosophen, vollzog sich der vertiefende, von der rührenden Hauptfigur zum eigentlichen Urheber ihres Schicksals und weiter zur allumfassenden, überragenden Idee fortschreitende Gestaltungsprozeß, wie er übrigens in auffallend ähnlicher Weise für Hebbels „Maria Magdalena“ nachgewiesen<sup>1)</sup> werden kann, sofern diesem, die Reformierung der engherzigen, harten Bürgermoral symbolisch andeutenden Titel „Meister Anton“ und „Klara“ vorausgegangen sind. Der äußerliche Konflikt der Einzelgestalten vertieft und vergeistigt sich zu einer Auseinandersetzung der sie beherrschenden Ideen, allgemeiner geistiger Mächte.

Nach dem unter dem Eindruck der St. Réalschen „historisch galanten“ Carlosnovelle<sup>2)</sup> im Spätjahre 1783 entstandenen ersten Entwurf schwebte dem Dichter zunächst ein gegen Jesuitismus und Inquisition gerichtetes, also tendenziöses Intrigen- und Eifersuchtsstück vor, das „einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen“, in dessen Mittelpunkt als tragischer Held der Infant Carlos, „ein feuriger, großer und empfindender Jüngling“ stehen sollte, und das im wesentlichen eine Synthese schon früher mit Glück benutzter Motive voll-

1) Dgl. meine Arbeit in dieser Zeitschrift, Bd. XXVIII, S. 862—870.

2) Diese Quelle, deren Vergleich mit dem fertigen Drama lehrreich ist, ist zugänglich in Recl. Univ.-Bibl. Nr. 874.

309: unverträglicher Gegensatz zwischen Vater und Sohn, alter und junger Generation, zwischen Konvention und Leidenschaft (Elisabeth!), blutschänderische Liebe zwischen Mutter und Sohn (Phädrasmotiv). — Ein Jahr nach diesem ersten Anlauf (1784) erhält das Ganze eine zweite völlig andere Orientierung und entwickelt sich zu einem, von Polemik freien, psychologisch-politischen, in Jamben auszuführenden (Thaliafragment!) „Familiengemälde aus einem fürstlichen Hause“, in dem König Philipp, der einsame Monarch, der als Mensch unter der grauerwollenen Last seiner Krone verkümmert, als die eigentlich rührende Zentralfigur vor den schwärmerisch tatendurstigen Prinzen und die unglückliche Königin getreten ist. — Aber auch dabei bleibt es nicht. Der jugendlich unreife Infant und der konservative Regent müssen dem gereiften, liberalen Marquis Posa als der bewegenden Kraft den Vortritt lassen. Damit kommt das dramatische Steuer abermals in eine andere Hand, die dem Geschehen eine bestremdliche Wendung gibt, und in diesem, ihrem dritten und letzten Stadium (1786/87) wächst sich die Dichtung aus: zu einer geschichtlichen Ideentragedie, zum Hohenliede von Menschenwürde und Volksbeglückung.

So ward aus der Prinzen- und Liebestragedie eine Königs- und Familien- und aus dieser eine Philosophen- und Gedantentragedie! Infolge dieser allmählichen Zusammenlegung divergierender Handlungsbündel leidet das Stück unleugbar an einem überlastenden, die folgerichtige Geschlossenheit gefährdenden Trimorphismus. Wenigstens durchspaltet ein deutlicher Bruch das Ganze, dessen erste Hälfte von dem Antagonismus zwischen Vater und Sohn, dessen zweite Hälfte dagegen durch das Verhältnis zwischen Philipp und Posa beherrscht wird. Nur die eigentümliche Entstehung erklärt diese innere Diskrepanz des Dramas, in dem sich eben verschiedene Pläne und Ideen zur Einheit zusammenzufinden suchen.

### III.

Hat die wiederholte Verschiebung des organisierenden Schwerpunktes das anfänglich feste Gefüge der immer verwickelteren Handlung bedenklich gelodert, ja, vom dritten Akte an schier in eine unübersichtliche dramatische Rhapsodie zerklüftet, so entschädigt für diese offensichtlichen Schwächen der Komposition, für die schwierige Durchschaubarkeit und nicht immer zureichende Begründung ein unvergleichlich reicher Ideengehalt, wie er Schillers damaliger Gedankenwelt in innigster Sühnung mit den geistigen Anliegen seiner Zeit kraftvoll entströmte. Die Personen des Dramas werden geradezu zu Stützpfeilern eines hehren Gedankendoms. Gedanklich gewinnen die drei männlichen, den dramatischen Puls unsicher machenden, unsere Aufmerksamkeit zerplitternden Hauptgestalten sofort ihre Berechtigung. Und das meinte der junge Hebbel mit seinem strengen Urteil, daß Schillers Don Carlos „in allen Einzelheiten, nur nicht in der Totalität anzuerkennen“ sei.

Den gedanklichen Kern bildet die Humanitätsidee einer menschenwürdigen Kultur, wie sie gegenüber mittelalterlich-hierarchischer Unfreiheit von Spinozas „Theologisch-politischem Traktat“ schon 1670 vorweggenommen und von Voltaire weiter ausgebaut wurde, bis sie gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland ihre wissenschaftliche Begründung erhielt durch Herder, Kant und Wilh. v. Humboldt, ihre dichterische Verherrlichung durch Hamann und Lessing, Goethe und Schiller.

In einem leuchtenden Dreigestirn von Dramen erstrahlt dieser hohe Gedanke: als die Idee der Duldung zwischen Konfessionen und Rassen im Nathan, als die Idee der Wahrheit zwischen Mann und Weib, Herr und Diener in der Iphigenie, und als die Idee der geistig-politischen Freiheit im Don Carlos. Duldung, Wahrheit, Freiheit, das sind die ewigen Leitsterne einer humanitären Kultur. Ohne diese drei ist ein volles Erblühen der Menschenwürde unmöglich. Aber während sich bei Lessing und Goethe der Konflikt harmonisch auflöst — Nathan und Iphigenie sind ja keine Tragödien —, gewinnt bezeichnenderweise Schiller auch hier in seinem Don Carlos einen tragischen Ausgang. Posa geht physisch zugrunde, wemgleich er moralisch triumphiert. Schillers geschichtlicher Tiefblick hatte in ihm die weise Überzeugung ausgereift und gefestigt, daß die Menschheit nur durch schwere Kämpfe und schmerzliche Leiden wider nächtliche Gewalten ihren lichttrunkenen Idealen zum Siege verhelfen kann. Ward ihr doch schon durch Jesu Passion in dem Kreuz von Golgatha ein Symbol dafür aufgerichtet, welch große Opfer der Humanitätsgedanke bei seiner Durchführung fordert, da den Menschen die Duldung so schwer, die Wahrheit so fürchtbar, die Freiheit so gefährlich ist. Die Forderung der Freiheit spricht aus dem Prinzen und Marquis, während der König zwischen Autorität und Freiheit schwankt. Die knechtende, bevormundende Autorität aber, die mit aufgedrungenen Normen die sittliche Operationsbasis verkürzt, dieser Geisterzwang mit all seiner eisesstarrten Unerbittlichkeit und ertötenden Grabestälte erhält, außer in Alba und Domingo, vornehmlich in dem zum Schluß erscheinenden fanatischen Großinquisitor einen ebenso vollgültigen wie genialen Ausdruck.

Aus dieser Wurzel des weitausgreifenden Humanitätsgedankens, der unserem Drama die ergreifende Wärme gibt, erwachsen die begrenzttere Monarchenidee und im engsten Zusammenhang mit ihr die Freundschaftsidee. Der Herrscherwürde, zu der wenige berufen, die wenigsten auserwählt sind, eignet eben deswegen eine eminent tragische Seite. Selbst sterblicher und nicht allwissender Mensch, keine blutleere Idee, soll doch der Fürst anders wie die übrigen Sterblichen, nämlich wie ein fleischgewordenes Prinzip handeln und seinen privaten Meinungen und persönlichen Wünschen um der Allgemeinheit willen peinvolle Beschränkungen auferlegen. Der argwöhnische König Philipp, keine abstoßende Despotenfarikatur, sondern ein sympathischer, lebensvoller Charakter, der auf unser Mitgefühl durchaus Anspruch hat, sehnt sich aus seiner schauerlichen Einsamkeit und liebeleeren Enge — ganz im Sinne der damaligen Illuminaten — nach einem grundehrlichen Berater, einem aufrichtigen Menschen und treuen Freund. — Selbst bei Körner das Glück gleichgesinnter, hingebender Freundschaft austofsend, schmiedet Schiller durch ihr adelndes Band Carlos und Posa zusammen als zwei Menschen, die sich „aus Millionen herausgefunden“ haben mit ihrer Begeisterung für die gleichen Lebenszwecke und Ideen. Wegen dieser herrlichen Gedankenfülle bildet der Don Carlos einen Markstein in der deutschen Geistesgeschichte. In ihm schlägt eines der edelsten deutschen Herzen.

Ungeachtet all dieser unvergänglichen Schönheiten haben nörgelnde Ästhetiker und blasierte Kunstbanaufer sich an dieser Ideentragedie geärgert und wohl gar die „Herzweiterung“ des Don Carlos beklagt. Sie erspähten mit billiger Kritik nur die Flecken dieser Sonne und spürten nicht ihre Wärme. Seit fünf Generationen

ist dieses Drama aber auch vielen begeisterungsfähigen und willigen Jünglingsherzen, nicht zuletzt gefürsteten, zum tiefen, nachhaltigen Erlebnis geworden, Jünglingen, die den Traum ihrer Jugend in ihr Mannesalter hineinwirken lassen und nicht irre wurden, als in einer materialistischen Zeit, aus der uns der Kriegsturm auf-rüttelte, des Staubes Weisheit — Begeisterung, die Himmelstochter, lästerte.

## Adalbert Stifters Lesebuch zur Förderung humaner Bildung.

Don Alois Trost in Wien.

Aus der schon so stattlich angewachsenen Literatur über Adalbert Stifter weiß man, daß der Dichter gemeinsam mit seinem Freunde Johannes Aprent<sup>1)</sup>, dem späteren Herausgeber seines Nachlasses und seiner Briefe, ein Lesebuch für Realschulen verfaßt hat, das von der Unterrichtsverwaltung nicht gutgeheißen wurde und deshalb bei dem Verleger vermoderte. Nirgends aber findet sich, soviel wir sehen können, Näheres über den Inhalt des Buches. Und doch ist dieses Lesebuch schon als ein bezeichnender Niederschlag von Stifters Geistesrichtung einer eingehenden Beachtung wert, wie man etwa auch bei einer Schilderung der dichterischen Wesensart Theodor Storms dessen „Hausbuch aus deutschen Dichtern“ mit Nutzen heranziehen wird. Es mag daher, ganz abgesehen von der engeren Gemeinde Stifters, dem Literaturhistoriker nicht unwillkommen sein, den Inhalt des verschollenen Lesebuches an einem leicht zugänglichen Orte kennen zu lernen; nicht minder gern wird der Lehrer des Deutschen erfahren, wie sich ein großer deutscher Dichter ein deutsches Lesebuch gedacht hat.

Bevor wir den Inhalt des Buches mitteilen, dürfte es angezeigt sein, aus Stifters Briefen an seinen Verleger Gustav Hedenast in Pest einige Stellen voranzuschicken, die uns über Entstehung und Schicksal des Buches unterrichten.

Am 22. März 1853 schreibt Stifter aus Linz: „Der hiesige Professor an der Realschule, Joh. Aprent, will im Vereine mit mir ein Lesebuch für die Oberrealschulen herausgeben, zusammengestellt aus klassischen Mustern deutscher Literatur, sowie Auszüge aus den Alten. Ich werde dabei die aus dem Griechischen und Lateinischen genommenen Bestandtheile besorgen und größtentheils selbst übersehen, und überhaupt die Auswahl und Anordnung der Stücke leiten. Das Buch soll 20—25—30 Bogen enthalten . . . Wollen Sie das Buch auflegen, und unter welchen Bedingungen für die erste Auflage? bei der zweiten ein neuer Vertrag. Solche Bücher haben oft geringen, oft ungeheuren materiellen Erfolg, daher mein Antrag, vorläufig die Probe zu machen.“ Am 7. April kann der Dichter schon, im eigenen und in seines Mitarbeiters Namen, den „Bedingungen“ des Verlegers zustimmen. Am 4. Mai heißt es dann: „Ich bin dagegen, daß das Lesebuch im August erscheint, es müßte überhüdt werden, und ein Entschluß im Ministerium würde doch kaum rechtzeitig kommen, um das Buch für 1854 in Anwendung zu bringen. Es läuft uns niemand den Rang ab, und im Ministerium werde ich auf das Erscheinen des Buches aufmerksam machen, und es wird gewiß darauf warten. Das Buch soll sehr gediegen werden . . . Das Unternehmen ist bei dem Aufschwung aller Bürger- und Handelsschulen nicht unbedeutend.“ Am 27. Dezember meldet Stifter: „Morgen geht unser Lesebuch mittelst Postwagen an Sie ab. Aprent erklärt es für das beste dieser Art. Nach meiner Weise, die Sie kennen, hätte ich Alles noch einmal von vorne begonnen und durchgesehen, aber Aprent lacht mich aus, und ist dagegen, also

1) Geb. Olmütz 1823, gest. Linz 18. April 1893.

mag es abgehen . . . Obwohl wir nur bestimmte Abende arbeiteten, beirrte die Sache doch einigermaßen die größere Arbeit [am „Nachsommer“?] . . .“ Ein Brief vom 13. Mai 1854 berichtet: „Das Lesebuch wird mit einem Bittgesuch von mir und Aprent dem Ministerium vorgelegt und von der hiesigen Statthalterei auf das Trefflichste einbegleitet. Ich hoffe, daß es wird empfohlen werden, ja, wenn eine gewisse Partei im Ministerium nicht wäre, so hegte ich keinen Zweifel, daß es sogar als vorgeschriebenes Schulbuch würde eingeführt werden. Aber auch das kann in Zukunft noch geschehen . . .“ Die hier schon merkwürdigen Befürchtungen Stifters erfüllten sich aufs Schlimmste. Am 2. Jänner 1855 muß er dem befreundeten Verleger erklären: „Unser Lesebuch ist nicht für die Realschulen approbiert worden, weil es dem Lehrplan nicht entspricht. Letzteres ist unwahr oder wahr, je nachdem man den Geist oder den Wortlaut des Lehrplanes ins Auge faßt. Die Begutachtungen, sagt der Erlaß, sagen das einstimmig, obwohl sie dem Lesebuche bedeutende Vorzüge zuerkennen . . . Wir meinen, wenn Edles, Großes, das in die Herzen der Jugend gesät werden sollte, und sie auf einen schöneren und größeren Lebensweg hinstellt, geboten wird, und dies in einer vollkommenen deutschen Sprache, würde die Sache für sich reden, daß man mit Freude darnach greifen werde, und daß man einsehen werde, daß alle untergeordneten Rücksichten: Bildung des Styles, Leichtigkeit im Ausdrücke, Kennenlernen der Dichtungsarten etc. mit Ausnahme der Literaturgeschichte (deren Kenntnis für Jünglinge ohnehin unmöglich ist, und deren Forderung in Widerspruch mit sich) ohnehin in dem höheren Zwecke liegen; allein man fordert die niederen Zwecke in einem ausgedehnten Maße, weil man den höheren nicht zu sehen vermochte, obwohl er in der Bittschrift angegeben wurde. Ich habe dieselbe verfaßt. Aprent erklärte sie für sehr gut . . . Ich bin zu dem Entschlusse gelangt, kein Buch mehr zu machen, als zu dem als Begutachter das deutsche Volk berufen wird. Hätten Aprent und ich gleich von vorne herein auf die Realschule verzichtet, und lieber das Buch so zusammengestellt, daß es für Erziehung überhaupt zu verwenden wäre, so hätten wir etwas Dankbareres gethan, als Zeit und Mühe auf diese Weise verschwendet. Sehr schmerzlich ist uns die Sache auch Ihetwegen . . . Mein eifriges Streben wird sein, durch ein einträgliches Werk Ihnen (!) das schlecht einträgliches vergessen zu machen. Daß mich die Sache sehr angegriffen hat, können Sie sich denken . . .“

Diesen eigenen Äußerungen des Dichters sei schließlich noch eine Stelle aus einem späteren Brief des Verlegers hinzugefügt. Am 1. April 1871 schreibt Hedenast an P. K. Hofegger: „Das Stiftersche Lesebuch liegt nach wie vor auf dem Lager. Es ist in Wien schwer in solchen Fällen durchzudringen. Die Minister wechseln alle Augenblicke wie schlechte Dienstboten und die eigentlichen Referenten und Richter sind Professoren, die auch solche Bücher gemacht haben und einen andern nicht aufkommen lassen.“<sup>1)</sup>

Unser Buch ist ein Oktavband von 360 Seiten, denen acht römisch paginierte mit Titel und Vorrede vorangehen. Der vollständige Titel lautet:

Lesebuch zur Förderung humaner Bildung in Realschulen und in anderen zu weiterer Bildung vorbereitenden Mittelschulen. Von Adalbert Stifter und J. Aprent. Pest, 1854. Verlag von Gustav Hedenast. Auf der Rückseite des Titels stehen als Leitspruch die Verse aus dem Tasso:

Und wie der Mensch nur sagen kann: Hie bin ich!

Daß Freunde seiner schonend sich erfreun;

So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin.

Goethe.

Die Vorrede, unterzeichnet „Linz im März 1854. Die Verfasser“, mag, mit einigen Auslassungen, hier abgedruckt werden.

1) Vgl. Anton Schloßars Aufsatz über Stifter und Hedenast in der Prager Monatschrift Deutsche Arbeit, IV. Jahrg., S. 808. — Dasselbst S. 806 auch die Angabe, daß 1863 „eine neue (vielleicht nur Titel-) Auflage“ des Lesebuches erschien; das Bücherlexikon von Heinicus verzeichnet für das genannte Jahr tatsächlich eine zweite Auflage.

„Die Verfasser des vorliegenden Lesebuches haben in Anbetracht der weit auseinanderliegenden Forderungen an ein solches Buch je nach der Reife und dem Lebenszweck der Schüler . . . vorzüglich einen Gesichtspunkt im Auge behalten . . ., den Gesichtspunkt allgemein menschlicher Bildung (Humanismus), deren Pflege die neuere Zeit mit Recht den Sachwissenschaften (Realfächern) beigesellt hat, damit der Jüngling, der sich um die Kenntnis des Sachlichen bemüht, also der Schüler der Bürgerschulen, der technischen Schulen u. s. w. auch in die Welt des höhern allgemein menschlichen Denkens und Fühlens eingeführt werde . . . und zu dem Notwendigen seines künftigen Lebens auch den höhern Schmuck desselben lege.

Zu diesem Zwecke haben die Verfasser einerseits nur sittlich Schönes, Würdiges, Verstandesgemäßes, d. h. künstlerisch Gebildetes zusammen zu stellen sich bestrebt, sie haben aus der alten Welt der Griechen und Römer Theile in Übersetzungen aufgenommen, aus alter und neuer Zeit deutscher dichtender und denkender Kunst Beiträge gesammelt, und aus den erhabenen Theilen des alten Testaments Auszüge gemacht, die nach den Eingeweihten der Schrift zu dem Tiefsten des heiligen Buches gehören. Andererseits haben die Verfasser jede einzelne Lehre und Wissenschaft als solche bei Seite gelassen, da denen, die in den oben angeführten Schulen notwendig sind, ohnehin ein eigener ausschließlicher Vortrag gewidmet ist . . .

Wenn Manches für Einzelne noch schwer Fassbares geboten wird, haben die Zusammensteller es für ein geringeres Übel gehalten, als dafür leicht Fassliches aber Gemeines zu bieten, das dem Geiste Schaden zufügt, den ein für jetzt Unverstandenes nicht bringt, das nach und nach ein Verstandenes wird, weil ja das Buch auch noch nach der Schule den Schülern lieb bleiben soll.

Die Sprache ist hier als ein Gewordenes angesehen und als solches mit den Schülern zu behandeln, die ja diese Sprache schon längst sprechen, und die Vorstufen, wie sie sich ihnen zusammengebaut hat, im Wesentlichen bereits überwunden haben müssen.

Hinsichtlich der Art, wie die allgemeine Menschlichkeit in der Sprache zum Ausdruck kommt, haben die Verfasser gestrebt eine solche Auswahl zu treffen, daß im Einzelnen die Gattung erscheine und so viel möglich alle Gattungen vertreten seien.

Was die Einteilung betrifft, scheiden die beiden Teile „Von Außen — nach Innen“ den Stoff in zwei große Gebiete, die sich auf die Richtung beziehen, nach welcher überhaupt alle geistige Entwicklung vor sich geht. Zuerst Beschauen des Gegenstandes und Herrschaft desselben, dann Erregtheit des Innern und seine Geltendmachung, also dort Beschreibung und Erzählung, hier Gefühlsäußerung (Lyrik) und Denken über die Dinge (Reflexion). Zu beiden kommt im Menschen dann das Wollen, in welchem das thätige Innere sich wieder der Außenwelt zuwendet und die That erzeugt, die den Kreis an seinem Anfangspunkte abschließt. Das Drama hätte also eigentlich das Ende des Buches mit seinem Anfange verbinden sollen, doch mußte darauf verzichtet werden, da der Aufnahme eines ganzen Stückes Verlagsrechte entgegenstehen, und kaum eine Dichtungsart weniger geeignet ist in Bruchstücken gegeben zu werden, als das Drama. Lehrer, die mit dem Lesebuche einverstanden sind, werden leicht eines finden, auf das sie die Schüler verweisen, oder das sie mit ihnen lesen können. Wir deuten unvorgreiflich Goethes Iphigenie an.

Das Buch kann in zwei Jahren (etwa wie die 4. und 5. Klasse österr. Realschulen) durchgenommen werden . . .“

Das im folgenden wiedergegebene Inhaltsverzeichnis entspricht dem am Ende des Buches stehenden, doch ist in einigen Fällen, wo die Überschriften der Lesestücke im Innern des Buches ausführlicher sind, diesen gefolgt worden; andere, ganz unwesentliche Abänderungen erklären sich von selbst. Mit Hilfe der Anmerkungen wird es vielleicht gelingen, das dürre Gerippe des Inhaltsverzeichnisses in etwas mit blühendem Fleisch zu umkleiden.

## Don Außen.

Der heilige Wald der Semnonen. — Der heilige See der Hertha. — Frau Holla zieht umher. — Frau Holla und der Bauer. — Der Kobold. — Die Wichtlein. — Der Abzug des Zwergvolkes über die Brücke. — Das Vogelnest. — Der Hirt auf dem Kyffhäuser. — Der getreue Eckhart. — Alboin wird dem Audoin tischfähig. — Des Königs Grab. — Der eiserne Karl. — Kaiser Karl im Unterberg. (Nach Grimm.)

Abdallah. (Von Chamisso.)

Schneewittchen. Eine Märchen-Szene. (Von [Theodor] Storm.) Zwergenwirtschaft.<sup>1)</sup>

Wie Rüdiger erschlagen ward. (Nach Simrod's Übersetzung des Nibelungen-Liedes.)

Aus der Ilias von Homer.<sup>2)</sup> — Aus der Odyssee.<sup>3)</sup> (Nach der Übersetzung von Voß.)

Aus dem „Eid“. (Von Herder.)<sup>4)</sup>

Aus „Hermann und Dorothea“. (Von Goethe.) Schicksal und Antheil.

Die Heinzelmännchen. (Von Kopisch.)

Der getreue Eckart. — Die wandelnde Glocke. — Hochzeitslied. — Der Todtentanz. —

Der Zauberlehrling. — Erlkönig. (Von Goethe.)

Edward. (Aus Herders „Stimmen der Völker“.)

Die Mutter und das Kind. (Von Chamisso.)

Die Rache. — Klein Roland. (Von Uhland.)

Der Graf von Habsburg. — Die Kraniche des Ibykus. (Von Schiller.)

Der Wanderer. (Von Goethe.)

Der Gast. (Von Leopold Schefer.)

Tödten und Lebendigmachen. — Adams Tod. — Abrahams Kindheit. — Die Stimme der Thränen. — Das Grab der Rahel. — Die Morgenröthe. — Die Gefänge der Nacht. — Die Sterne. — Das Kind der Barmherzigkeit. — Der Tag vor dem Tode. — Drei Freunde. (Von Herder.)

Der Greis und der Tod. — Der Esel und der Fuchs. — Die Alte und der Wolf. — Der Frosch und der Ochs. — Der Löwe und die Maus. — Der Bod und der Fuchs. — Das alte und das junge Reh. — Der Adersmann und seine Kinder. — Der Löwe und der Fuchs. — Der Wolf und das Lamm. (Nach Aesop.)

Das Roß und der Stier. — Der Besitzer des Bogens. (Von Lessing.)

Blau-Weilchen. (Von Friedrich Höpfer.)

Strenge Barmherzigkeit. (Von [A. E.] Gröhlisch.)

Stablied. (Aus Herders „Stimmen der Völker“.)

Der Tanzbär. (Von Gellert.)

Der Esel. (Von Claudius.)

Abler und Taube. — Fuchs und Kranich. (Von Goethe.)

Der arme Schiffer. — Die Geschichte von dem Hute. (Von Gellert.)

Seltamer Spazierritt. — Einträgliches Rätselfhandel. — Kannitverstan. (Von Hebel.)

Brief an Andres, wegen der Geburtstage. (Von Claudius.)

Legende vom Rübezahl. (Von Musäus.)<sup>5)</sup>

Tod des alten Großvaters Eberhard Stilling. (Von Jung-Stilling.)

Der Haideknabe. (Von Stifter.)<sup>6)</sup>

Novelle. (Von Goethe.)

Marschen und Halligen. (Von Th. Mügge.)<sup>7)</sup>

1) Die „Szene im Gemach der Königin“ nicht mehr.

2) 22. Gesang bis D. 411: Hektors Tod.

3) 9. Ges. D. 105 ff.: Odysseus bei den Kyklopen. 4) Romanze 48, 65—70.

5) Die 4. Legende, vom Glashändler.

6) Das 1., in den Studien „Die Haide“ betitelt Kapitel.

7) Am 23. Jänner 1854 schreibt Stifter an Hedenast: „Da nach Aprents Rechnung vielleicht nicht genug Materiale sein dürfte, so entschlossen wir uns, ein Stück, über welches wir zweifelhaft waren, doch aufzunehmen — »Marschen und Halligen« (von Th. Mügge) . . . Dieses Stück soll vor dem Haideknaben, oder nach Goethes Novelle kommen, wenn ersteres wegen vorgeschrittenen Sahes nicht mehr möglich wäre.“

Tobias Witt. (Von Engel.)

Aus den Briefen aus der Schweiz. (Von Goethe.) Genf, den 27. Oktober.

Die weitberufene Höhle von Atarupe, Gruft eines vertilgten Völkertammes. (Von A. Humboldt.)<sup>1)</sup>

Das h. Abendmahl von Leonard da Vinci.<sup>2)</sup> — Über Laotoon.<sup>3)</sup> — Der Münster in Straßburg.<sup>4)</sup> (Von Goethe.)

Der Maulwurf. — Die Sixtine. (Von Hebel.)

Aus dem römischen Geschichtschreiber Titus Livius Patavinus. (Römische Geschichte von der Erbauung der Stadt an.) Auszüge aus der dritten Dekade, welche den zweiten punischen Krieg behandelt. (Aus dem Lateinischen übersetzt von Stifter.) Hannibal geht nach Hispanien, dessen Charakter; Hanno spricht für den Frieden mit Rom; Rom erklärt den Krieg; Die Schlacht am Trasimenischen See; Eindruck dieser Schlacht in Rom; Abschied Hannibals von Italien. [I. Buch, 1.—3. Kap.; II. Buch, 4. und 5. Kap.; X. Buch, 16. Kap.]

### Nach Innen.

Aus der heiligen Schrift des alten Testaments. (Übersetzung von Joseph Franz Allioli.) Lobgesang Moses [Mos. II. Kap. 15]; Moses Segen und Fluch [Mos. V. Kap. 28 und 30]; Jobs Klage [Job, Kap. 30 und 31]; Antwort Gottes auf Jobs Klage [Job, Kap. 38 und 39]; Verkündigung der Zerstörung durch Nabuchodonosor [Jerem. 4. und 8. Kap.]; Klage über die Zerstörung Jerusalems [Jerem. 9. Kap.]; Klagelied über Jerusalem [Jerem. 1. Kap.]; Weisagung der Rückkehr aus der Gefangenschaft [Ezech. 37. Kap.].

Erziehung. — Gefahr des Großsinnes. (Von Walthar von der Vogelweide.)<sup>5)</sup>

Die Frühlingsfeier. — Die Sommernacht. — Der Eislauf. (Von Klopstock.)

An die Schwalbe. (Von Gleim.)

Trost in mancherlei Thränen. (Von Oberbed.)

Ein Spruch Meister Hildebrands von Bern. — Der Eichbaum. (Von Souqué.)

Zuruf. — Auf der Reise. (Von Matthijson.)

Lied eines Landmannes in der Fremde. — Sicherlied. (Von J. G. v. Salis.)

Winterlied. — Die Sternseherin. (Von Claudius.)

Frisch gesungen! — Das Alter. — Winter. — Das Schloß Boncourt. (Von Chamisso.)

Die Eichen. (Von Körner.)

Gesang der Geister über den Wassern. — Mahomets Gesang. — Das Göttliche. — Auf dem See. — Geistergruß. — Meeresstille. — Beherrigung. — Glückliche Fahrt. — Erinnerung.<sup>6)</sup> — Wanderers Nachlied. — Ein Gleiches. — Natur und Kunst. (Von Goethe.)

Die Sänger der Vorwelt. — Hoffnung. — Das Siegesfest. — Klage der Ceres. — Aus dem Lied von der Glode.<sup>7)</sup> — Parabeln und Räthsel.<sup>8)</sup> (Von Schiller.)

Natur und Kunst. — Die Reue. — Der Regenbogen. — An die Bäume im Winter. — Nacht und Tag. — Nichts verliert sich. (Von Herder.)

Zimmerpruch. — Einkehr. — Dichtersegens. — Lied eines Armen. — Abendwolken. — Schäfers Sonntaglied. — Die Kapelle. — Der König auf dem Thurme. — Auf der Überfahrt. — Des Sängers Wiederkehr. (Von Uhland.)

Coast. An Goethes achtzigstem Geburtstag an der türkischen Gränze ausgebracht. — Bei Beethovens Begräbnisse. (Von Jedlik.)

Im Walde. — Feierabend. (Von Geibel.)

Selbsterkennen. (Von Jedlik.)

König und Landmann. (Von [J. G.] Seidl.)

Zwei Wanderer. (Von [Anastasius] Grün.)

1) Aus den Ansichten der Natur.

2) Der zweite Aufsatz, über den Inhalt des Bildes. 3) Gefürzt.

4) Aus Dichtung und Wahrheit, 9. Buch. 5) In neuhochdeutscher Übersetzung.

6) „Willst du immer weiter schweifen . . .“

7) Schilderung der Feuersbrunst, D. 155—226 (nach der Zählg. der „Säkular“-Ausg.); dann von D. 300 bis zum Schluß.

8) Regenbogen; Sterne und Mond; Auge; Pflug.



- Varietas. (Von Joh. N. Vogl.)  
 Der Tropfen. (Von [W.] Wadernagel.)  
 Das Habermaß. — Sonntagsfrühe. — Eine Frage. (Von Hebel.)<sup>1)</sup>  
 Nun folgen auf 21 Seiten, ohne jede Überschrift, Sprüche in Reimen und Distichen, und zwar: 3 von Souqué, 4 von Rüdert, 11 von Herder, 6 von Schiller und 18 von Goethe, und Aphorismen in Prosa, und zwar: 3 von Goethe, 17 von Jean Paul, 3 von J. M. Sailer und 32 von W. v. Humboldt.<sup>2)</sup>  
 Die schöne Gartenkunst. (Von Schiller.)<sup>3)</sup>  
 Der wahre Dichter. (Von Goethe.)<sup>4)</sup>  
 Die Blüthezeit der Poesie des Mittelalters. (Von Dilmar.)<sup>5)</sup>  
 Das Nibelungenlied. (Von Aug. W. v. Schlegel.)<sup>6)</sup>  
 Werth und Wirken der Sprache.<sup>7)</sup> — Der Mensch im Verbande mit der Menschheit.<sup>8)</sup>  
 (Von Herder.)  
 Bestimmung zur Pflächterfüllung.<sup>9)</sup> (Von J. G. Sichte.)  
 Die Tugend. (Von Sailer.)  
 An meinen Sohn Johannes. (Von Claudius.)  
 Aus Phaedon von Platon.<sup>10)</sup>

## Zur Entstehungszeit von Schenkendorfs Gedicht „Freiheit“.

Von Elsa von Klein in Wien.

A. Hagen datiert das Gedicht „Freiheit“ in der 3. (S. 514) und 5. Auflage (S. 262) vor 1813. P. Czigan stimmt ihm bei (Euphorion XIII, S. 803, und XIX, S. 757) und hält es für einen der „Freiheitsgefänge 1810“, von welchen Schenkendorf dem Staatsrat Stägemann ein Exemplar widmete. Es dürfte jedoch nicht unter diesen gewesen sein, da Stägemann die Mystik in Schenkendorfs Gedichten schon vorher scharf abgelehnt hatte (Aus der Franzosenzeit. Ergänzungen . . . hsg. von Franz Rühl, S. 132).

In den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte, deutsche Literatur und Pädagogik“ 12. Jahrg. 1909 weist A. Döring Übereinstimmung in der Gedankenführung von Schenkendorfs Gedicht und Sichtes zweitem patriotischen Dialog nach. O. Walzel findet die gleichen Gedanken in Schenkendorfs „Freiheit“ und in Fr. Schlegels gleichnamigem Gedicht (Anzeiger für deutsches Altertum, Bd. 22, S. 384). In „Maß von Schenkendorf. Eine literarhistorische Studie“, 1908, S. 42, Anm. 4, zeige ich, daß die folgenden Strophen miteinander übereinstimmen:

- 1) Alemannisch; dazu am Schlusse des Buches „Wortklärungen“.
- 2) Die letztgenannten, zum Teil sehr umfangreich, aus den Briefen an eine Freundin.
- 3) „Über den Gartenkalender auf das Jahr 1795“; gekürzt.
- 4) Aus Wilhelm Meisters Lehrjahren, 2. Bd., 2. Kap.
- 5) Aus der Geschichte der d. Nationalliteratur. „Alte Zeit. Vorbereitungszeit.“
- 6) Aus dem Abschnitt „Vorrang der Nibelungen“ der Abhandlung: „Aus einer noch ungedruckten historischen Untersuchung über das Lied der Nibelungen“ in Friedr. Schlegels Deutschem Museum, I. Bd. 1812, S. 28—30.
- 7) Aus dem 8. Kap. des 9. Buches der Ideen zur Philosophie der Geschichte.
- 8) Aus der „Vorlesung: Über die menschliche Unsterblichkeit“ in den Zerstreuten Blättern.
- 9) Aus der „Bestimmung des Menschen. 3. Buch: Glaube“; gegen Ende: „Gesegnet sei mir die Stunde . . .“
- 10) 17 Seiten. Der Dialog ist stark gekürzt, bes. in der Mitte und gegen Ende (Kap. 15 bis 21, 30, 31, 33, 34 und 36—62 z. B. sind ganz weggelassen).

Schnt.: 3. Str. mit Schl.: 1. Str., 6. u. 7. D. und 3. Str., 3.—5. D.  
 = 4. Str. = = 2. Str., 1.—4. D.  
 = 5. Str. = = 4. Str., 1.—4. D.  
 = 6. Str. = = 5. Str., 5.—7. D. und 8. Str.  
 = 13. Str. = = 10. Str., 5.—7. D.

Schlegels „Freiheit“ erschien 1807 im „Morgenblatt für gebildete Stände“; dieses dürfte Schenkendorf eifrig gelesen haben, weil es oft „Korrespondenz-Nachrichten“ aus Königsberg bringt. Der Jahrgang 1808 enthält das literarische Vorbild zu dem „Gebet bei der Gefangenschaft des Papstes“, das Schenkendorf 1810 verfaßte (Schenkendorfs Liederspiel „Die Bernsteinküste“, von E. v. Klein, Halle 1916, S. 53). An Schlegels „Freiheit“ lehnt sich Schenkendorf auch in dem Gedicht „Das Zimmer“ aus der Gruppe „häusliches Stilleben“:

Schlegel: „Freiheit“:	Schenkendorf: „Das Zimmer“:
2. Str.: „Was mit Lust und Beben In die Seele bricht Dieß geheime Leben, Ist es Freyheit nicht?“	4. Str.: „Das Wirken und das Weben, Es hört wohl niemals auf, All das geheime Leben Hält immer seinen Lauf.“
8. Str.: „Doch die höchste Liebe Nimmt wohl andern Lauf, Daß ihr eines bliebe, Gibt sie alles auf. .....“	7. Str.: „Brich unter Lust und Schmerzen, O Leben, brich heraus; Erblüh' aus meinem Herzen, Du reifer voller Strauß!“

Aus der Anlehnung an Schlegel ergeben sich somit zur Datierung von Schenkendorfs „Freiheit“ keine Anhaltspunkte; solche finden wir dagegen in den persönlichen Zügen, welche das Gedicht außerdem aufweist.

Die zweite Strophe: „Magst du nie dich zeigen  
Der bedrängten Welt?  
Führest deinen Reigen  
Nur am Sternenzelt.“

erinnert an folgende Verse aus den Gedichten „Dem Andenken der Frau Henriette Gottschalk . . .“, Verfasserin der „Sternblumen“:

II, 1. Str. D. 1: „Warum willst du von uns fliehen!  
Weile, weile, schöner Stern!“

IV, letzter Vers: „Der sel'ge Geist flog auf zum Himmelsreigen.“

Unter dem Eindruck ihres Todes dürfte Anfang 1810 der Eingang des Gedichtes „Freiheit“ entstanden sein.

In der dritten Strophe faßt Schenkendorf — ebenso wie Schlegel — den Wald als Aufenthalt der Freiheit auf. Infolge einer literarischen Anregung erscheint hier zum ersten Male und in der einfachsten Form eine Vorstellung, die der Dichter später im Schwarzwald selbst erlebte und nach 1813 öfters weitläufig darstellte (Schenkendorfs Liederspiel . . ., S. 70ff.).

In der fünften Strophe behandelt Schenkendorf außer der Freundschaft, die auch bei Schlegel vorkommt, noch die Liebe. Die sechste Strophe streift das religiöse Moment, welches den Beziehungen Schenkendorfs zu Frauen eigentümlich ist. „Die Sehnsucht“ dürfte aber doch auf die irdische Vereinigung mit der Geliebten gerichtet sein; denn in der siebenten Strophe erinnert er sich ganz unvermittelt jenes Land-

mädchens, das ihn zuerst auf den Gedanken brachte, sich zu vermählen (A. Hagen, M. v. Schenkendorfs Leben . . ., S. 12 und 90). Hagen berichtet, daß die Freundin dieses Mädchens ihn später manchmal in Königsberg aufsuchte; unter dem Eindruck eines solchen Besuchs könnte die Strophe entstanden sein, welche sich in dem Gedicht fremdartig ausnimmt. In der achten Strophe bedeuten die „stillen Kreise“ nicht mehr das Rousseausche Ideal, sondern das Zurückziehen des Mystikers auf sich selbst. In den beiden folgenden überträgt Schenkendorf die siebente Strophe von Schlegels „Freiheit“ auf Königsberger Verhältnisse, vielleicht auf den patriotischen Männerbund, in welchem Schrötters Rede über „Deutschlands Nationalruhm“ entstand. Die dreizehnte Strophe entlehnt von Schlegel den Ausdruck für den Gedanken, daß erst im Tode das wahre Leben entsteht, welcher in J. Werners Formulierung oft in den Stammbüchern des poetischen Männerbundes vorkommt (A. Hagen).

Für die nationalen Ideen, die nach der Schlacht bei Jena von Königsberg ausgingen, wurde Schenkendorf durch Motherby und Schrötter begeistert. Mehr beschäftigte ihn damals noch die mystische Literatur, welche ihm sein Freund Wilhelm Dorow vermittelte. Diese verschiedenartigen Interessen spiegeln sich in dem Gedicht „Die Freiheit“, in welchem Schenkendorf etwa Anfang 1810 nach dem Vorbild Friedrich Schlegels von der Freiheit im religiös-ethischen Sinne auf die politische übergeht.

## Literaturbericht 1912—15.

### Märchen. Sage. Volkslied.

Von Karl Reuschel in Dresden.

Aus dem Gebiete der Märchenliteratur sind vor allem die Veröffentlichungen zu nennen, die ihr Erscheinen der Hundertjahrfeier des berühmtesten Buches auf diesem Gebiete, der Kinder- und Hausmärchen von den Brüdern Grimm, danken. Die erste Auflage ist der Gegenwart so gut wie unbekannt, und darum hat sich Panzer ein Verdienst erworben durch einen sorgfältigen Neudruck.<sup>1)</sup> Eine sehr gründliche Einleitung unterrichtet über das Entstehen und das allmähliche Herauswachsen der Form dieses Werkes sowie über die Gründe, aus denen die erste Ausgabe auch heute ihren Eigenwert besitzt. Jetzt kann man bequem verfolgen, wie sich die Märchen-erzählerkunst namentlich Wilhelm Grimms ausbildet. Die Ausstattung entspricht dem Inhalt. Bemerkenswert sei, daß Nr. 54 in der Geschichte vom versteckten Becher einen Zug aus Josef in Ägypten benützt, einer der seltenen Fälle, in denen sich biblische Überlieferung an das Märchen angelehnt hat. Friedrich von der Leyen gibt den Grimmschen Märchen eine neue Anordnung, die sich auf seine und anderer Forschungen aufbaut und das vermutliche Alter der Gebilde maßgebend sein läßt.<sup>2)</sup>

1) Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, in ihrer Urgestalt herausg. von Friedrich Panzer. Erster und zweiter Teil. München 1913, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Zwei Halbpergammentbände M. 11,—, zwei Ganzleiderbände M. 20,—.

2) Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm. Jubiläumsausgabe. Herausg. von Friedrich von der Leyen. Jena 1912, Eugen Diederichs' Verlag. 2 Bände. (Die Märchen der Weltliteratur, herausg. von Friedrich von der Leyen und Paul Jaunert.)

Das Unternehmen erscheint gewagt, aber es ermöglicht eine Überschau über die ähnlichen Darstellungen und Motive. In der gehaltvollen Einführung werden allgemeine Gesichtspunkte zur Charakteristik von Märchen, Sage und Schwank, auch Berührungen zwischen Volks- und Kunstmärchen scharf hervorgehoben. Von der jahrzehntelang vorbereiteten Neubearbeitung der Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen sind zwei gewaltige Bände erschienen, 120 Nummern umfassend.<sup>3)</sup> Johannes Bolte, unterstützt von Georg Polivka, legt die Ergebnisse seiner spürsinnigen, alle Literaturen überblickenden Emsigkeit vor und offenbart ein Wissen, das selbst Reinhold Köhlers vielberühmte Kenntnisse weit übertrifft. „Wenn ich dies Wunder fassen will, so steht mein Geist vor Ehrfurcht still.“ Das Entlegenste wird entdeckt, und dabei liefert er keineswegs bloße Zusammenstellungen des ungeheuren Stoffes, sondern macht ernsteste Versuche, ihn zu sichten. Bolte durfte die Handexemplare der Brüder Grimm benutzen und dankt ihnen außer genauen Angaben über die Herkunft der Märchen noch manchen Nachtrag zu der Auflage von 1856. Weit aus das Meiste von dem Hinzugekommenen aber ist sein und seines slavischen Mitarbeiters Verdienst. Einen Begriff von dieser entsagungsvollen Leistung gewähren einige Vergleiche zwischen 1856 und 1913/15. „Katz und Maus in Gesellschaft“ füllt bei Reclam eine halbe Seite, bei Bolte fast vier Seiten des Lexikonformats. „Der getreue Johannes“ bietet das Verhältnis von 3 $\frac{1}{2}$  zu 15, „Die drei Männlein im Walde“ von 1 zu 10, ebenso „Hänsel und Gretel“, „Das singende springende Löwenederchen“ von 5 zu 44, „Die fluge Bauerntochter“ gar von 2 zu 24! Sorgfältig werden die Motive in allen den Fällen auseinandergelegt, wo es sich um verwideltere Gebilde handelt. In der Benutzung der Forschungen üben die Herausgeber, zunächst Bolte, weise selbständiges Urteil, etwa beim „Dornröschen“, bei den „Zwei Brüdern“, bei der „Klugen Bauerntochter“. Nur durch Zufall würde sich hier und da ein Nachtrag beibringen lassen. Wie bequem finden künftige Bearbeiter dieses weiten Feldes den Stoff zubereitet!

Zaunerts Ausgabe der Volksmärchen von Musäus<sup>4)</sup> enthält eine ansprechende Einleitung und wertvolle Anmerkungen, in denen die Vorlagen des Schriftstellers und Einflüsse seines Wertes auf die mündliche Märchenüberlieferung mit Sorgfalt aufgedeckt werden. Mit dem Erklären von Anspielungen, die dem heutigen Leser dunkel sein müssen und über die ihm zur Verfügung stehende Nachschlagebücher im Ungewissen lassen, ist Zaunert zu sparsam. Um die reizenden Bilder Ludwig Richters alle in einem Bande unterzubringen, wird eine ungerechtfertigte Reihenfolge der Erzählungen gewählt. Hat das Verhältnis des rationalisierenden Märchenschreibers zu den Quellen von dem neuen Herausgeber manche Beleuchtung erfahren, so kommt eine tief eindringende, geschmackvolle und kenntnisreiche Arbeit von Erwin Jahn

3) Anmerkungen zu den Kinder- u. Hausmärchen der Brüder Grimm. Neu bearbeitet von Johannes Bolte und Georg Polivka. Erster Band (Nr. 1—60). Leipzig 1913, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. Geh. M. 12,—, geb. M. 14,—. Zweiter Band (Nr. 61—120). Ebenda 1915, gleicher Preis.

4) J. K. A. Musäus, Volksmärchen der Deutschen. Mit Holzschnitten von Ludwig Richter. Erster Band. Herausg. von Paul Zaunert. Jena 1912, Eugen Diederichs' Verlag. Zweiter Band mit gleichem Titel, nur daß es heißt: Mit Holzschnitten von Ludwig Richter u. a. (Die Märchen der Weltliteratur, herausg. von Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert.) Je M. 3,— in Pappband, in Leder geb. je M. 5,50.

aus der Schule Albert Kösters über diese Ergebnisse weit hinaus und hat das Verdienst, die literarhistorische Stellung des Verfassers der Volksmärchen endgültig festgelegt zu haben.<sup>5)</sup> Zwar die ersten Kapitel „Das Märchen und der deutsche Rationalismus des 18. Jahrhunderts“ und „Musäus' Leben und schriftstellerische Tätigkeit“ können kaum Neues bieten, dagegen ist das dritte Kapitel als Stoffuntersuchung musterhaft. Ursprünglich, so zeigt Jahn, benutzte Musäus echte Märchen aus Volksmund, später mehr Gedrucktes (Sagen). Wo er eigenes erfand, verwendete er wenigstens volkstümliche Züge. Reine Schwänke mied er. Diesem Abschnitt mindestens gleichwertig, von gutem ästhetischen Urteil zeugend, ist der breit ausgeführte nächste, der die Form der Volksmärchen behandelt. Was hier über die Technik der Vorgeschichte, das Steigern der wunderbaren Ereignisse und dabei den Versuch, sie begreiflich zu machen, sodann über das Einsehen mit der Wirklichkeit, die mittelalterliche Zeitfarbe und das Verspotten kirchlich-katholischer Einrichtungen gesagt wird, steht auf ansehnlicher Höhe der Literaturbetrachtung; auch über die seelische Vertiefung der Charaktere weiß Jahn gute Bemerkungen vorzutragen, besonders wichtig erscheint mir, daß er den Einfluß des englischen humoristischen Romans betont. Gediegen sind weiter die Ausführungen über die Sprache, für die Luthers Bibel hauptsächlich eine Fundgrube bot, daneben der erneuerte Minnesang, der Kanzleisil und das Volkslied. Der Hinweis auf die gesuchten, ironischem Zweck dienenden Bilder leitet zu dem letzten Punkte über, den der Verfasser eingehend erörtert, zu dem Ton der Märchen novellen. Hier wird nach einer feinen Unterscheidung zwischen altem Volksmärchen und neuem Kunstmärchen die Komik der Situationen, die humoristische Gestaltung der Charaktere, die beabsichtigte reichliche Verwendung der Fremdwörter, das Hineintreden des Schriftstellers und endlich der Zusammenhang mit der Märchendichtung der Romantiker hervorgehoben. Ein Schlußkapitel wiederholt knapp die schönen Ergebnisse, und ein Anhang legt dar, wie Musäus' Märchen durch Vermittelung der Volksbücher ins Volk eingedrungen sind. Einen Einwand möchte ich nicht unterdrücken: die Sprachgestaltende Fähigkeit Musäus' ist unterschätzt worden. Nicht zu Gesicht bekommen habe ich die bei Diederichs erschienenen, von Jaunert herausgegebenen „Deutschen Märchen seit Grimm“. Hochbefriedigt wird der Leser das hübsche Buch „Plattdeutsche Volksmärchen“ von Wilhelm Wisser<sup>6)</sup> aus der Hand legen, und gern wird er es wieder vornehmen. Wisser, bekannt geworden durch seine für Kinder berechneten Bändchen „Wat Grotmoder vertell't“, hat zwölf Jahre lang, von 1894 bis 1906, in Ostholstein Märchen gesammelt. Seine Gewährsleute, etwa 240, waren zu ungefähr vier Sünfteln Männer, nicht, wie man erwarten sollte, Frauen. Wisser leugnet auch, daß in seiner Gegend die weiblichen Personen besser erzählen als die männlichen. Diese Beobachtungen und andere machen das Vorwort wertvoll. Während zwei Erzähler über 60 Geschichten wußten, brachte es die beste Erzählerin nur auf 40. Aus dem Volke stammend ist Wisser unters Volk gegangen. Er hat besonders in den untersten Ständen Erfolg gehabt und weit mehr beim Alter als bei der Jugend. Schwankartiges scheint namentlich beliebt

5) Die „Volksmärchen der Deutschen“ von Johann Karl August Musäus. Von Erwin Jahn. (= Probefahrten 25. Band.) Leipzig 1914, R. Voigtländers Verlag. M. 4,80.

6) Plattdeutsche Volksmärchen. Ausgabe für Erwachsene. Gesammelt und bearbeitet von Wilhelm Wisser. Jena 1914, Eugen Diederichs' Verlag. (Die Märchen der Weltliteratur.) Pappband M. 3,—, in Leder geb. M. 5,50.

zu sein, wie schon die Tatsache bezeugt, daß, während die meisten Geschichten nur in einer oder in zwei Fassungen vorliefen, die derbe Geschichte vom Küster und Priester in dreißig auftrat. Dieser stellt sich seinen Vorlagen gegenüber ähnlich frei wie die Brüder Grimm, er hält auf ein reines Platt. Der Begriff des Märchens wird von ihm meines Erachtens zu weit gefaßt. Dem des Plattdeutschen Unkundigen dürfte der sprachliche Anhang nicht genügen. Für vergleichende Märchenstudien kaum entbehrlich ist die geschickte Auswahl „Russische Volksmärchen“ von August v. Löwis of Menar<sup>7)</sup>, der sich durch seine Arbeit über den „Helden im deutschen und russischen Märchen“ als vortrefflicher Kenner dieses dem Westeuropäer im allgemeinen schwer zugänglichen Gebietes erwiesen hat.<sup>8)</sup> Die Einleitung des schmucken Bandes gibt bemerkenswerte Fingerzeige, und die Übersetzung lieft sich sehr gut. Aus den Ergebnissen der eben erwähnten Untersuchung ist folgendes von Wichtigkeit: Das russische Märchen steht dem Schwante ferner als das deutsche, es liebt im Gegensatz zu diesem das Zwiegespräch und die Einzelmalerei, schildert den Helden typischer und phantastischer, stattet ihn häufiger mit redenden Namen aus und betont seltener seine Armut. „Für D (das deutsche Märchen) eigentümlich ist die Dienertreue mit der betonten Nuance der Gegenseitigkeit in den Verpflichtungen“ (S. 132). Kirchliches spielt, anders als im deutschen Märchen, bei dem russischen eine große Rolle. Im ganzen erreicht der Verfasser mit dieser Gegenüberstellung seinen Zweck, im Märchen die nationalen Unterschiede zu ermitteln. — Kühnste Phantasterei tobt in einem Buche von Philipp Stauff, das deutsche Volksmärchen mit Hilfe von Astralmythen und „armanischer“ Erkenntnislehre zu deuten versucht.<sup>9)</sup> Diese Guido v. List zugeeignete Schrift kann wissenschaftlich nicht ernst genommen werden und soll hier nur zur Warnung erwähnt sein. Es genügt, auf einige besonders erquidliche Stellen hinzuweisen. Surtur heißt 's Ur t' Ur = aus dem Ur zum Ur, Wolf ist We-ol-fa = Wehwissenszeuger, Silber hat den Sinn von Weistum und hängt mit Zielfahrt zusammen. Die Verleger haben dem Bande eine treffliche Ausstattung gegeben; ihr Mut fordert zur Bewunderung heraus. Über „Amor und Psyche“ in Siebenbürgen handelt Adolf Schuller us.<sup>10)</sup> Es gibt zwei Haupttypen der Geschichte. Die Quelle der siebenbürgisch-sächsischen Märchenform ist in rumänischer Überlieferung zu suchen. Das Märchen hat seit 2000 Jahren auf dem Südbalkan eine Heimat gefunden. Sein Kern steht im Zusammenhang mit Vorstellungen und Gebräuchen bei der Geburt. Schon bei Apulejus sind die Typen A und B verschmolzen. Schullerus kommt zu dem Schlusse: „Es ist ein Zeichen konservativer Zähigkeit des Märchens, daß in einem Zeitraum von zwei Jahrtausenden zwei Märchen von den Tagen des Apulejus bis zur Gegenwart in wesentlich gleicher Art sich gegenseitig beeinflussen und doch wieder in erkennbarer Sonderform sich erhalten haben, und wir können es unseren Siebenbürger Varianten danken, daß sie uns

7) Russische Volksmärchen. Übersetzt und eingeleitet von August von Löwis of Menar. Jena 1914, Eugen Diederichs' Verlag (Die Märchen der Weltliteratur). In Pappband M. 3,—, in Leder M. 5,50.

8) August von Löwis of Menar, Der Held im deutschen und russischen Märchen. Jena 1912, Eugen Diederichs' Verlag. M. 3,—.

9) Märchendeutungen. Sinn und Deutung der deutschen Volksmärchen von Philipp Stauff. Berlin 1914, Priber & Lammers Verlag. In Pappband M. 3,60.

10) Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Philologische Beiträge zur Geschichte der ungarisch-deutschen Beziehungen“. Budapest 1912, Diktor Hornyánszky, I. u. I. Hofbuchdruckerei.

den Ausblick in so weit zurückreichende Entwicklungsperioden des Märchens gewähren.“ Durch die verschiedensten Literaturen geht Alfons Hilka der Wanderung einer Tiernovelle vom undankbaren Menschen und den dankbaren Tieren nach.<sup>11)</sup> Es gelingt ihm, für diesen Fall die Gültigkeit von Benfey's orientalisches-indischer Theorie schlagend zu erweisen. Auf dem Grenzgebiet von Sage, Märchen, moralischer Erzählung und Legende bewegen sich Dähnhardts „Naturfagen“<sup>12)</sup>, von denen im Jahre 1912 der zweite Band der Tierfagen herausgekommen ist, nur zum Teil noch von Dähnhardt selbst und zur größeren Hälfte von dem eifrigen Mitarbeiter A. v. Löwis of Menar besorgt. Die Übernahme des Rektorats der Nikolaischule hat Dähnhardt behindert, sein Werk weiterzuführen; jetzt — nach seinem frühen Tode auf dem Schlachtfelde — könnte kein geeigneterer Fortsetzer gefunden werden als Löwis of Menar. Der vorliegende Teil enthält mehrere Abschnitte, die dem Germanisten Neues bringen und Bekanntes in neuem Lichte zeigen, so die europäischen Überlieferungen der Geschichte von Affe und Schildkröte (3. B. Bruder Wernher MSH III, 16, Nr. 26, Hans Sachs), die auf eine äsopische Fabel gegründeten Erzählungen vom Wettlauf zwischen dem Hasen und der Schildkröte, eine Erweiterung der Programmschrift Dähnhardts „Beiträge zur vergleichenden Sagen- und Märchenforschung“, die gleichfalls äsopische Fabel von den Hasen und den Fröschen, die Geschichten von der Feindschaft zwischen Hund und Katze, von der Königswahl und vom Krieg der Tiere (mit wertvollen Beiträgen Johannes Boltes) und die Fuchsmärchen. Einem alten Bekanntem begegnen wir in einem anderen Buch Dähnhardts, in seinen „Naturgeschichtlichen Volksmärchen“<sup>13)</sup>, die in unserer Zeitschrift schon nach dem ersten Erscheinen beurteilt worden sind. Die 4. Auflage, wiederum in zwei Bänden, beweist, welche Teilnahme sich diese — nochmals vermehrte — treffliche Auswahl erworben hat. Aus der Beschäftigung mit den naturdeutenden Geschichten ist allmählich Dähnhardts Hauptwerk erwachsen, die oben besprochene gewaltige Sammlung.

Wenden wir uns den Veröffentlichungen auf dem Gebiete der eigentlichen Sage zu, so treffen wir eine Neuausgabe der „Deutschen Sagen“ von den Brüdern Grimm<sup>14)</sup>. Hermann Schneider hat sie für die Goldene Klassikerbibliothek besorgt. Er entwirft ein bei aller Knappheit aufschlußreiches Lebensbild der Brüder und gibt zu den Ortsfagen wie zu den geschichtlichen Sagen eigene Einleitungen, die vom Standpunkt der jüngsten Forschung aus den Stoff beleuchten. Namentlich die zweite der Einleitungen enthält viel literargeschichtlich Bemerkenswertes. Mit dem Gebrauch von Fremdwörtern hätte der Herausgeber sparsamer verfahren können. Friedrich von

11) Sonderabdruck aus Band XVII, der Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkstunde. Breslau 1915.

12) Naturfagen. Eine Sammlung naturdeutender Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden . . . herausg. von Oskar Dähnhardt. Band IV: Tierfagen. Zweiter Teil. Bearbeitet von Oskar Dähnhardt und A. von Löwis of Menar. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. Geh. M. 8,—, in Leinwand geb. M. 10,50.

13) Naturgeschichtliche Volksmärchen. herausg. von Dr. Oskar Dähnhardt. Mit Bildern von O. Schwindrazheim. Vierte, vermehrte Aufl. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. 2 Bände, geb. je M. 2,40.

14) Die deutschen Sagen der Brüder Grimm. In zwei Teilen herausg., mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Hermann Schneider. Mit dem Bildnis der Brüder Grimm. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. o. J. (1915). Ein Leinenband M. 2,—.

der Leyen beschenkte uns mit dem zweiten Band seines Deutschen Sagenbuchs<sup>15)</sup>. Hier wird eine zusammenfassende Darstellung der deutschen Heldensagen geliefert, gediegen im Inhalt und geschmackvoll in der Form. Es steckt nicht wenig eigene Arbeit in dem Buche, und zumeist ist sie durch einen bescheidenen Hinweis auf das Unsichere kenntlich gemacht. Gegen Ende freilich läßt es der Verfasser zuweilen an solcher Vorsicht fehlen. Das Werk verdient, daß etwas näher darauf eingegangen wird. Mäkeln ließe sich an der Anordnung, denn die einzelnen Abschnitte heißen: die Urzeit; die Völkerwanderung; England und Dänemark; germanische Sagen im Norden; die Wikinger; das deutsche Mittelalter; die Nibelungensage und das Nibelungenlied. Auf welchem Grund beruht eine solche Einteilung? Daß die Fahrt Siegfrieds zu Brünhilde ursprünglich eine Fahrt ins Totenreich gewesen sei, eine Vermutung, auf die von der Leyen offenbar Wert legt, da er sie an zwei Stellen (S. 12 u. S. 311) äußert, kommt mir sehr unwahrscheinlich vor. Auch daß Opferlieder eine der Quellen unserer Siegfriedsage sein sollen, vermag ich nicht zu glauben. Dagegen teile ich, anders als der Verfasser, die Ansicht Kluges, aus Jordanes' Bericht über Attilas Leichenfeier schimmere eine alte germanische Heldenlage hervor. Hadubrand soll im Hildebrandsliede seinen Vater schelten, weil ihm das Sechten zu lieb gewesen sei! Verkehrt findet von der Leyen die Meinung, daß die Kudrunssage eine „Doublette“ der Hildebrandsage darstelle. Zu niedrig wird die Thidreksjaga als Überlieferung der Nibelungensage bewertet. Idico als Vorbild der Kriemhild lehnt der Verfasser ohne Berechtigung völlig ab. Nicht folgen kann ich ihm auf dem Wege, die Siegfriedgestalt aus einem wirklichen und einem mythischen Siegfried herauswachsen zu lassen. Ganz gut ist der Einfall, Hagen aus dem Typus eines fränkischen Hausmeisters abzuleiten. Brodstedts kühne Vermutungen von der altfranzösischen Herkunft der Edewart- und der Gelfratepisode hätten eine entschiedenere Ablehnung erfahren können. Endlich verstehe ich nicht, warum von der Leyen Hilde Gudrun, Hildebrand Gering schreibt, das ist englische Mode. Den Ausdruck „germanisch“ hätte besser „altgermanisch“ ersetzt. Solche Kleinigkeiten wiegen indessen wenig gegenüber dem unleugbaren Geschick, schwierige Dinge klar und einfach zu sagen, gegenüber der zuverlässigen Arbeit und der warmen vaterländischen Stimmung, die das Werk durchzieht. Fast prophetisch klingen zwei Jahre vor Ausbruch des Krieges die herrlichen Worte: „Uns treibt es immer von neuem unwiderstehlich zum germanischen Heldentum zurück, in den ernstesten Stunden unserer Geschichte erwacht jedesmal dies alte Heldentum, stellt Ehre und Treue über Tod und Leben, geht unbeugsam und still die Wege, die es gehen muß, sieht im Kampf die Höhe des Daseins und wehrt sich, bis zum letzten Atemzuge kämpfend, jeder Übermacht“ (S. 338f.). Recht dankenswert sind in diesem auch äußerlich schönen Lehrbuch die gerade im nötigen Umfang beigefügten literarischen Anmerkungen. Otto L. Jiriczeks Götchenbändchen über die deutsche Heldensage<sup>16)</sup> ist in vierter Auflage erschienen, wiederum den Forschungen entsprechend

15) Die deutschen Heldensagen von Friedrich von der Leyen. München 1912, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck (= Deutsches Sagenbuch. In Verbindung mit Friedrich Ranke und Karl Alexander v. Müller herausg. von Friedrich von der Leyen. Zweiter Teil.) Geb. M. 3,50.

16) Die deutsche Heldensage. Von Dr. Otto L. Jiriczek, Professor an der Universität Würzburg. Vierte, erneut umgearbeitete Auflage. Mit 5 Tafeln. Berlin und Leipzig 1913, G. J. Göttschensche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. Geb. M. —,90.



gestaltet und sorgfältig durchgesehen. In der Knappheit bei innerem Reichtum, in der einfachen Klarheit und Übersichtlichkeit, in der geistigen Durchdringung des Stoffes hat es auf diesem Gebiete nicht seinesgleichen. Gerühmt seien auch die vortrefflichen Register, die jede Frage rasch lösen helfen. Endlich verdient ein neues Büchlein von J. W. Bruinier, Die germanische Heldensage, Beachtung, weil es mit großer Selbstständigkeit den Gegenstand behandelt und ihn oft fesselnd darstellt.<sup>17)</sup> Die Kehrseite dieser Vorzüge darf aber nicht unerwähnt bleiben. In der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ sollten möglichst nur gesicherte Forschungsergebnisse vorgetragen werden; zum mindesten hätte sich empfohlen, Hypothesen immer als solche erkennen zu lassen. Der Kundige wird aus dem mit warmem Anteil geschriebenen Werkchen manche Anregung schöpfen, dagegen kann der Lernbegierige öfters auf falsche Fährte geraten. Gut Gelingen finde ich namentlich am Anfang, so den Unterschied zwischen geschichtlichem und Unterhaltungszwecken dienendem Liede. Die ästhetische Bewertung des Nibelungen- und des Kudrunliedes (S. 24f. u. S. 53) zeichnet sich durch die schon gerühmte selbständige Art aus. Bedenken gegen einzelnes steigen genug auf. So erklärt Bruinier, der Rüdiger des Nibelungenliedes sei keine tragische Gestalt, so glaubt er an einen Baltram- und Sintrammythus (S. 40), an einen Zusammenhang von Hartungen- und Siegfriedsage und äußert über die Sage von den Nibelungen Ansichten, die zum größten Teile der Beweise entbehren. Die angenehme Darstellung ist nicht frei von Wunderlichkeiten („Reuegedanken ziehen über Siegfrieds Herz“ [S. 84]; Richard Wagners Singspiele S. 98). Schreibungen wie Walter und Gunter gehören sich nicht in einer Arbeit über germanische Heldensage.

Einem sagengeschichtlich höchwichtigen Gedicht, dem angelsächsischen Widsith, hat der Engländer R. W. Chambers eine ebenso eindringende wie planmäßige und scharfsinnige Untersuchung gewidmet.<sup>18)</sup> Wohl das Hauptergebnis (S. 165) wird folgendermaßen dargestellt: An examination of the geography of Widsith confirms us, then, in the belief that Widsith cannot have any autobiographical basis, but that it represents an exceedingly early form of traditional lore, and that certain portions, which can be defined with some accuracy, are likely to be later interpolations. Das Gedicht stammt wahrscheinlich aus dem 7. Jahrhundert, noch älter ist der Königsatalog (S. 150f.). Spätere Einschübe sind offenbar. Die Mundart weist nicht auf westsächsischen, sondern wahrscheinlich auf englischen Ursprung. (S. 166.). Altertümlich strophisch ist die Versbehandlung mit dem Enden des Sinnes am Schlusse der Zeile (S. 176). Der mönchische Schreiber wollte vielleicht die Zahl der Volksstämme, die der Sänger kennen gelernt zu haben behauptet, auf die üblichen 72 bringen, daher die biblischen Anklänge (S. 179); vielleicht ergänzte er auch ein Bruchstück. Dem musterhaft sorgfältigen Text, den reichliche Anmerkungen begleiten, gehen Kapitel über die Stellung des Denkmals als eines Abbildes germanischen Heldenalters, über die dem Dichter bekannten Geschichten, über die bisherige kritische Behandlung des Gedichts, über die geographischen Grundlagen, über Sprache und Metrum und endlich eine Zusammenfassung der Ergebnisse

17) Aus Natur und Geisteswelt Nr. 486. Leipzig und Berlin 1915, B. G. Teubner. In Halbleinen M. 1,25.

18) Widsith. A Study in old English heroic legend. By R. W. Chambers, M. A., fellow and librarian of University College, London - Cambridge: at the University Press. Price 10 sh. net.

voran; es folgen ihm eine Reihe von gründlichen Erörterungen einzelner Fragen. Herausgehoben seien ein paar Punkte. Wada und Heortenda gehören schon in die ursprüngliche Hildejage (S. 105). Diese war zuerst an der Ostsee, nicht an der Nordsee heimisch (S. 109). In der Scyld-Sceaf-Frage entscheidet sich Chambers für Sceaf als den älteren (S. 119 ff.); mir scheint der Scyld Sceafing des Beowulf das gleiche zu beweisen.

Hermann Schneiders Buch „Die Gedichte und die Sage von Wolfdietrich“ (München 1913) soll in dem Bericht über altdeutsche Literatur behandelt werden.

Von Sagensammlungen deutscher Landschaften sind zwei schlesische und eine aus dem Oberwallis zu erwähnen. Richard Kühnau großes Wert<sup>19)</sup> ist Ende 1912 zum Abschluß gekommen. Band 3, über 800 Seiten stark, enthält Zauber-, Wunder- und Schatzsagen in einer erstaunlichen Fülle nach Stoffen geordnet. Diese Art der Zusammenstellung erläutert der fleißige Herausgeber in einem ausführlichen Vorbericht. Deshalb er sich nicht streng auf sein Heimatland beschränkt und beispielsweise rein sächsische und böhmische Erzählungen nicht ausschließt, bleibt unverständlich. In der Hauptsache wird aus gedruckten Quellen geschöpft. Unter den reichlich 800 Sagen des Bandes beziehen sich 20 auf Freimaurer, nur etwa 50 auf das bergmännische Leben, und davon spielt gerade eine einzige im polnisch-ober-schlesischen Industriebezirk. Der ganze Reichtum des Werkes erhellt aus Band 4, der nach einem zeitlich und alphabetisch angebrachten Verzeichnis der benutzten Literatur ein Register der Ortsnamen, Personennamen und in seiner größeren Hälfte ein ungemein wichtiges, weil peinlich genaues Sachregister bietet. Nicht vergessen sei die hübsche Auswahl aus dem großen Werke, ein empfehlenswertes, mit schönen Bildern versehenes Bändchen aus Eichblatts deutschem Sagenschatz.<sup>20)</sup> Für wissenschaftlichen Gebrauch ist noch mehr als bei Kühnau geschehen in den Sagen und Märchen aus Oberwallis, die wir dem verdienstvollen Sammler Johannes Jegerlehner verdanken.<sup>21)</sup> Man erkennt schon aus dem lebensfrischen Vorwort und den knappen Vorbemerkungen zu einzelnen Abschnitten, mit welchem seltenen Geschick hier die Volksüberlieferungen zusammengetragen worden sind. Diese Unmittelbarkeit und Urwüchsigkeit macht das Lesen zu einem Genuß. Geordnet ist die stattliche Sammlung nach Tälern. Fast zu bescheiden urteilt Jegerlehner über die Form; er spricht von holperigster Treue. Vergleichende literarische Anmerkungen (auch zu dem 1909 erschienenen Band 6 der „Schriften“ Sagen aus dem Unterwallis) steuert Hanns Bächtold mit liebevollem Verständnis bei, allen gerechtfertigten Bedürfnissen entgegenkommend und von Professor Singer mit bekannter

19) Schlesische Sagen III. Zauber-, Wunder- und Schatzsagen. Von Richard Kühnau. Mit einer Abbildung im Texte. Leipzig und Berlin 1913, B. G. Teubner. Geh. M. 12,—, in Leinwand M. 13,—. Schlesische Sagen IV. Register zu Band I—III. Von Richard Kühnau. Im gleichen Verlag 1913. Geh. M. 5,—, in Leinwand geb. M. 6,—.

20) Schlesische Sagen von Richard Kühnau (= Eichblatts deutscher Sagenschatz 4. Band). Berlin-Friedenau 1914, Eichblatt. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,—.

21) Sagen und Märchen aus dem Oberwallis. Aus dem Volksmunde gesammelt von J. Jegerlehner. Mit vergleichendem Anhang und Register zu dieser und des Verfassers Sagen aus dem Unterwallis (1909), unter Mitwirkung von Prof. Dr. S. Singer, versehen von Hanns Bächtold. Basel, Verlag der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde. (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 9.) Für Mitglieder Fr. 6,—, für Nichtmitgl. Fr. 8,—.

Belesenheit unterstützt. Endlich rührt ebenfalls von Bächtold ein umfangreiches Sachregister her, das zugleich den Unterwalliser Sagen dient. In einer Untersuchung über die Zwergsagen der Schweiz<sup>22)</sup> knüpft Samuel Singer an eine pygmäenartige Urbevölkerung des Landes an, um die Tatsachen der Überlieferungen zu erklären. Er bemerkt auch, daß, möglichst entsprechend den politischen Verhältnissen, von Zwergkönigen kaum die Rede ist, und daß sich Übertragungen von Vorstellungen zwischen Riesen und Zwergen finden. Mit den abergläubischen Vorstellungen vom Galgenmännlein und ihrer Verwendung in den Literaturen beschäftigt sich eine unausgereifte und im Saß flüchtig durchgesehene Arbeit von Alfred Schloffer.<sup>23)</sup> Hier wird zuerst vom Alraun im Volksglauben, dann vom Alraun in Kunst und Literatur und endlich in einem dritten Hauptteile von Wesen und Grundlage des Alraunglaubens gehandelt. Schon diese Stoffanordnung ist reichlich ungeschickt. Der Verfasser hat vielerlei zusammengetragen, seine immer erneuten Versuche, den Alraun mit der germanischen Mythologie in Verbindung zu bringen, scheinen mir in einem Falle, wo sich die Einwirkung des Klassischen und biblischen Altertums so deutlich spüren läßt, ganz verfehlt zu sein. Über die Darstellung der Mandragora in der Kunst wäre wohl mehr zu sagen gewesen; der Abschnitt über die literarischen Zeugnisse macht einen oberflächlichen Eindruck. Aus dem englischen Schrifttum sind Stellen bei Shakespeare und Stevensons „The Bottle Imp“ herangezogen, von ausländischen Erwähnungen kennt Schloffer noch den altfranzösischen Roman von Floire et Blancheflor, Lafontaines Erzählung in Versen „La Mandragore“ und deren berühmtes Urbild, Machiavellis Lustspiel. Die Hinweise auf deutsche Gestaltungen gehen merkwürdig durcheinander, dürften aber nahezu vollständig sein. Ästhetisches Urteil findet sich kaum. Fast möchte man meinen, „Der spiritus familiaris des Rohrtäuschers“ von der Droste-Hülshoff habe den Anstoß zu der Untersuchung gegeben, aber auch hier ist nichts von Vertiefung zu spüren. Goethes scherzhafte Bemerkung „Und hätt' ich sechs Alraune“ in der Derssepistel an Friederike Oeser und die Alraune von Kleists Hermannsschlacht fehlen.

Mit dem Volksliede hat sich die Forschung in unserem Berichtszeitraum recht eifrig befaßt. Eines der gehaltvollsten und anregendsten Werke auf diesem Gebiete, Otto Bödels „Psychologie der Volksdichtung“ ist, sieben Jahre nach dem ersten Erscheinen, zu der verdienten Ehre einer zweiten Auflage gekommen.<sup>24)</sup> Die Vorzüge dieses Buches, über das ich mich in Band 17 der Zeitschr. des Vereins für Volkstunde näher ausgesprochen habe, liegen in der verständigen Benützung eines ungeheuer weit verstreuten Stoffes, in der aus eigener Sammlertätigkeit gewonnenen tiefen Einsicht in das Wesen des Volksesanges und in der warmen Liebe, mit der Bödel alles Volkstümliche umfaßt. Eine scharf logische Behandlung vermißt man in den Kapiteln 2 und 3 (Der Ursprung des Volksesanges und das Entstehen des Volksliedes), die streng genommen dem gleichen Vorgang gelten. Die neue Auflage legt von dem Streben des Verfassers, mit der Forschung Schritt zu halten, ein schönes Zeugnis ab. Sie ist

22) Aufsätze und Vorträge von Dr. S. Singer, ord. Professor an der Universität Bern. Tübingen, J. B. Mohr (Paul Sieber), S. 37—48.

23) Die Sage vom Galgenmännlein im Volksglauben und in der Literatur. Von Dr. Alfred Schloffer. Münster i. W. 1912, Druck der Theissing'schen Buchhandlung. M. 1,50.

24) Psychologie der Volksdichtung. Von Dr. Otto Bödel. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin 1913, B. G. Teubner. Geh. M. 7,—, in Leinenband M. 8,—.

innerlich bereichert, obgleich ein wenig verkürzt. Mit besonderer Freude darf die wesentliche Vermehrung des Sachverzeichnisses begrüßt werden. Daß trotz des Verbotes der Spinnstuben im sächsischen Erzgebirge die „Huzenstube“ mit ihrer Vereinigung von flöppelnden Mädchen und harmlose Unterhaltung treibenden Burschen im Grunde die gleiche Aufgabe, den volkstümlichen Sang zu pflegen, erfüllt, könnte im zehnten Abschnitt nachgetragen werden. Zur Wanderung von Volksliedern wäre noch A. Leskien, Band 63 der Verhandlungen der Sächs. Akademie der Wissenschaften, philologisch-historische Klasse, erwähnenswert. Eine ähnlich geartete Natur wie Bödel ist J. W. Bruinier, dessen vielbeachtetes Büchlein über das deutsche Volkslied es auf die fünfte Auflage gebracht hat.<sup>25)</sup> Auch Bruinier besitzt ein warmes Gemüt und Begeisterung. Seine Arbeit zeigt sich wieder umgestaltet und vermehrt. Warum wird nur immer von dem bekanntesten Soldatenlied aus dem siebenziger Kriege die bayerische Form mitgeteilt? Weshalb nicht eine aus Sachsen, wo das Lied her stammt? Diese Frage sei auch an Friedrich Arnold, den Verfasser des weiterhin zu nennenden Buches, gerichtet. Verdienstlich ist ein neu hinzugekommener Abschnitt über das Musikalische, den Wilhelm Wüst beisteuert. Auch eine Liste von Wanderstrophen und ein Verzeichnis der beliebtesten Kunstlieder im Volksmunde wird Nutzen stiften. Das Lied „Jesus meine Zuversicht“ der Kurfürstin Luise Henriette abzusprechen, liegt kein Grund vor. Daß das „Schamperlied“ immer schmutzig sei, muß ich bestreiten. Das Lied vom Böhmerwald (S. 137) rührt, wie betont zu werden nötig scheint, von Maximilian Schmidt, dem sogenannten Waldschmidt her und findet sich als eine Art Leitmotiv in dessen Erzählung „Am goldenen Steig“. Für das „Eternigrab“ nimmt Winter-Tymian die Verfasserchaft in Anspruch. Ein vortreffliches Handbuch für Freunde des Volksliedes hat Friedrich Arnold in 3. Auflage veröffentlicht.<sup>26)</sup> Es unterrichtet aufs zuverlässigste über alle in Betracht kommenden Fragen, bietet außer reichen Literaturangaben höchst anschauliche Bilder von der Geschichte des Volksliedes und gewährt gründliche Einblicke nicht bloß in die verschiedenen Theorien, sondern namentlich in die Lebensgebiete, aus denen das Volkslied erwachsen ist, da der Verfasser von der richtigen Ansicht ausgeht, daß die Lieder aus der Umwelt verstanden werden müssen. Einzelnen Gruppen und umfanglicheren Balladen sowie historischen Gefängen werden wohlabgerundete Monographien gewidmet. Arnold hält es für angezeigt, auch dem Studentenlied sein Augenmerk zu widmen und das Kinderlied nicht auszuschließen. Überall spürt man genaueste Vertrautheit mit dem Gegenstande. Im zweiten Band findet sich eine reiche und sorgfältige Auswahl von Liedertexten (der erste bringt deren im Zusammenhang mit der Darstellung eine nicht geringe Zahl), die mit Fleiß sprachlich erläutert werden. Das Vorwort rechtfertigt die Beschränkung auf hauptsächlich älteres Liedergut. Dem Werke hat Paul Galster als prächtigen Anhang 60 Weisen mit Klavierbegleitung beigelegt. Arnold bekennt

25) Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgefanges. Von J. W. Bruinier. Fünfte, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig und Berlin 1914, B. G. Teubner (= Aus Natur und Geisteswelt, 7. Bändchen). In Leinen M. 1,25.

26) Das deutsche Volkslied. Von Friedrich Arnold. 2 Teile in zwei Bänden. Dritte, vollständig umgearbeitete Auflage. Prenzlau 1912, C. Vincent. In zwei Leinenbänden je M. 4,—, in einem Leinwandband M. 7,50.

sich zu John Meiers Anschauung, besitzt aber Gerechtigkeitsfönn genug, um auch andere Ansichten (wie die Bödels und Pommers) gelten zu lassen. Für bescheidenere Ansprüche, zunächst für den Schulgebrauch bestimmt ist ein Bändlein von Karl Breuer.<sup>27)</sup> Es finden sich eine kurze Erörterung über Wesen und Werden des Volksliedes, ein knapper Abriss seiner Geschichte, eine sorgfältige, vielseitige Auswahl von Liedern, ein Kapitel wohlervogener Erklärungen, ein weiteres Kapitel mit den notwendigsten Literaturangaben und endlich ein Abschnitt mit sehr beachtenswerten Vorschlägen zur Pflege des Volksliedes in dem hübschen Bändchen. Leider werden keine Weisen mitgeteilt. Warmer Empfehlung würdig ist das neue Wunderhorn von K. Henniger<sup>28)</sup>, eine feinsinnige Blütenlese, die mit Worten und einstimmigen Weisen stimmungs- volle Zeichnungen verbindet und sich bei großer Reichhaltigkeit durch recht billigen Preis auszeichnet. Eine andere gefällige Auslese nimmt besonders auf die kriegs- rischen Ereignisse Rücksicht und teilt einige seltenere Lieder mit; A. König hat sie besorgt.<sup>29)</sup> Man spürt es dem schmuden, mit entzückenden Bildern ausgestatteten Buch an, daß es ein erfahrener Gesangslehrer zusammengestellt hat. Die bekanntesten Soldatenlieder — leider ohne Melodien, aber mit reizvollem Bilderschmud — vereinigt Friß Rumpfs Sammlung „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren“<sup>30)</sup>, eine buchtechnische Sehenswürdigkeit. Vorzüglich neuere, auch noch kaum veröffent- lichte Volks- und Soldatenlieder mit Anweisungen, wie sie zur Laute begleitet werden können, enthält ein schmudes Bändchen von Joseph Beifus und Hans Scholz „Die bunte Garbe“<sup>31)</sup>, das sich für die Zwecke der Wandervögel in ähnlicher Weise eignet wie der berühmt gewordene, allerdings viel sangesreichere „Zupfgeigenhansl“, von dem bereits die 24. Auflage (das 193.—197. Tausend) ins Volk gedrungen ist. Mit einem Worte muß der im Berichtszeitraum erschienenen Sammlungen von Volks- liedern aus deutschen Gauen gedacht werden, obgleich sie nicht zur Besprechung ein- gesandt worden sind. Lippische Volkslieder (nur Texte) veröffentlichten K. Wehrhan und Fr. Wiente (Detmold 1912); Volkslieder aus dem Eulengebirge (in Wort und Weise) Wilhelm Schremmer und Erwin Schönbrunn (Breslau 1912); Othmar Meisinger gab im Auftrage des Vereins Badische Heimat einen reichen Schatz von

27) Das deutsche Volkslied. Eine Einführung in das Wesen und die Geschichte der deut- schen Volkslieder nebst einer Auswahl derselben mit Erläuterungen für den Schulgebrauch von Dr. phil. Karl Breuer, Oberlehrer an der Liebig-Oberrealschule i. G. zu Frankfurt a. M. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Paderborn 1913, Ferdinand Schöningh (= Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker IX). In Leinwand geb. M. 1,30.

28) Neues Wunderhorn. Die schönsten deutschen Volkslieder aus alter und neuer Zeit mit Bildern von Fr. Staffen, E. Liebermann u. a. Von K. Henniger. 3. Auflage (1914). München, Holbein-Verlag. In Leinen geb. M. 2,—.

29) Deutsche Art und Geschichte im Volkslied. Mit 31 Abbildungen, darunter 3 mehr- farbigen. Ein Liederbuch aus dem Kriegsjahr 1915. Zugleich eine Ergänzung aller Schul- liederbücher. Zusammengestellt von A. König. Ansbach 1915, Michael Prögel. In Lein- wand geb. M. 1,50.

30) Soldatenlieder, gesammelt und mit 19 vielfarbigen handkolorierten, ganzseitigen Bildern versehen von Friß Rumpf. Zweite Auflage (drittes bis siebentes Tausend). Berlin, Erich Reiß. In Pappband M. 2,80.

31) Die Bunte Garbe. Deutsche Volkslieder der Gegenwart, Soldaten-, Gefellen- und Schelmenlieder mit Singweisen zur Laute. Herausg. von Joseph Beifus und Hans Scholz. München 1913, Martin Mörikes Verlag. In abwäschbarem Leinen M. 1,50.

Volksliedern aus dem Badischen Oberlande (Texte und Melodien) heraus; die dürftigeren Überlieferungen aus dem Neckgau fanden in Karl Adamek einen sorgfältigen Sammler (Deutsche Volkslieder und Sprüche aus dem Neckgau; Lissa i. P. 1913 = Veröffentlichungen der Abteilung für Literatur der Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Bromberg 7). Im Auftrage des Vereins für Sächsische Volkskunde ließ der Berichterstatter die Sammlung „Größere Volkslieder aus dem Vogtlande“, die Hermann Dunger während der Jahre 1860 bis 1875 in seiner Heimat zusammengetragen hat, nach dessen Tode im Druck erscheinen<sup>32</sup>); er fügte ein Lebensbild des bekannten Sprachgelehrten und vergleichende Anmerkungen hinzu und hatte sich der Unterstützung des Mundartdichters Louis Riedel sowie des Kantors Sinkenneß zu erfreuen, von denen der erstgenannte etwa 30 Texte, der zweite einen Druckbogen Melodien beisteuerte.

Es bleibt nur übrig, einiger bemerkenswerter Untersuchungen zur Volksliedkunde zu gedenken. Im 3. Bande der „Landeskunde der Provinz Brandenburg“ (Berlin 1912) steht eine beachtliche Arbeit von Heinrich Lohre über das Volkslied in der Mark. Über das deutsche Fuhrmannslied und die Lieder der Landstraße handelt ein Vortrag von Oskar Wiener<sup>33</sup>), eine gute Übersicht mit bezeichnenden Gedächteinlagen, darunter das Lied eines Chauffeurs und eine Kundenparodie auf das Lied „An der Weichsel gegen Osten“. Die zuerst von Goethe dem Volksmunde abgelauschte Ballade vom Grafen und der Magd suchte Rudolf Thieß in ihrer Urform wiederherzustellen (Straßburg 1913); es gelang ihm dies mit annähernder Sicherheit, obwohl ihm mehrere neuere Fassungen entgangen waren. Einem anderen ebenfalls von Goethe im Elsaß aufgeschriebenen balladenhaften Liede widmete Stephan Ankenbrand eindringende Arbeit (Der eiferjüchtige Knabe. Paderborn 1912. Blätter zur bayerischen Volkskunde, 1. Reihe, Würzburg 1912, S. 65 ff.). Mit der Musikhandschrift FX 21 der Universität Basel, dem von etwa 1525—1575 entstandenen Liederbuch Ludwig Iselins, beschäftigte sich eine Doktorarbeit von Max Meier.<sup>34</sup>) Die alemannische Sprachform wird erwiesen, die Herkunft der Lieder untersucht, danach der Inhalt, der sich zum großen Teile aus Liebesliedern zusammensetzt; die Bestandteile sind volksmäßig, kunstmäßig und humanistisch. Außer Volks- und Gesellschaftsliedern finden sich Quodlibets. Weiters die meisten der Lieder entstammen dem alemannischen Sprachgebiet. Auch der Quellenfrage wendet sich Meier zu, und nachdem er das Liederbuch als literarisches Denkmal gewürdigt hat, druckt er die noch nicht anderwärts veröffentlichten Texte sorgfältig und mit Anmerkungen ab. Diese Erstlingsleistung, John Meier gewidmet und von ihm beeinflusst, ist aller Anerkennung wert. Johannes Dollschwich, ein Schüler von Professor Franz Schulz, erörtert das Lied und die Sage der

32) Größere Volkslieder aus dem Vogtlande. Gesammelt von Hermann Dunger. Mit Beiträgen von Louis Riedel. Herausg. von Karl Reuschel. Anhang: Singweisen von Otto Sinkenneß. Plauen i. D. 1915, Rudolf Neubert jr. Veröffentlichung des Vereins für Sächsische Volkskunde. Geb. in Leinen M. 3,60.

33) Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausg. vom Deutschen Vereine zur Vertretung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Seber 1913. Nr. 143. Kr. 0,20.

34) Das Liederbuch Ludwig Iselins. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde . . . der Universität Basel vorgelegt von Max Meier. Basel 1913, Buchdruckerei Werner-Riehm.

Srau von der Weissenburg.<sup>35)</sup> Das Lied wird zuerst im Jahre 1557 überliefert von dem Merseburger Chronisten und Bürgermeister Ernst Brotuff, der einen prosaischen Bericht über die seiner Ansicht nach zugrunde liegenden Begebenheiten hinzufügt. Nachdem D. die Verschiedenheiten in den Angaben der Ballade und dieses Berichts aufgedeckt hat, geht er den älteren chronikalischen Aufzeichnungen über die Ereignisse nach und stellt fest, daß sich früh eine Sage mit dem Liebesmotiv bildete, die sich an das Schloß Zscheplitz heftete; Brotuff war der Meinung, die Fabel des Liedes von der Frau von Weissenburg sei eben diese Volks Sage, und entnahm letzterer darum den Namen Weissenburg. In einem zweiten Teile wird das Lied genauer untersucht. Es findet sich in sieben Fassungen und muß ein Spielmannserzeugnis sein. Aus der genauen Musterung des Inhalts der verschiedenen Formen des Gedichts ergibt sich folgendes: Brotuff hat es umgestaltet, um es an die Reinhardtsbrunner Überlieferung anzugleichen. Die Luxemburgische Fassung ist in ähnlicher Weise „historisiert“ worden durch Anwendung auf Elisabeth von Görlitz. Im Simmental wurde das Lied mit einer Örtlichkeit verknüpft, und im Steinatal des nördlichen Schwarzwaldes hat es sich von da aus heimisch gemacht, weil auf Burg Roggenbach Herren von Weissenburg saßen. Am Ende kommt D. doch zu der Annahme thüringischen Ursprungs. Seine Darlegungen sind scharfsinnig und durchaus überzeugend. Volkslieder auf die Königin Luise behandelte John Meier (Zeitschr. des Vereins für Volkskunde, Bd. 25). Von dem gleichen Verfasser, dem Vorsitzenden des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, rührt auch der 1915 veröffentlichte erste Bericht über die Sammlung deutscher Volkslieder her und ein Aufruf zur Sammlung von Soldatenliedern.

Endlich sind noch zwei gefällige Büchlein mit Kinderliedern und Kinderspielen zu erwähnen. Friß Jöde hat unter dem Titel „Ringel Rangel Rosen“ 150 Singspiele und 100 Abzählreime zusammengetragen und mit reichen Anmerkungen begleitet, die belehrende Aufschlüsse über die Herkunft dieser Erzeugnisse geben.<sup>36)</sup> Oft genug sind diese ursprünglich Lieder oder Gesellschaftsspiele der Erwachsenen gewesen. Etwas zweifelnd stehe ich den mythologischen Deutungen gegenüber. (Vgl. auch den Aufsatz S. Singers über die Kinderspiele in dem oben angeführten Werk „Aufsätze und Vorträge“.) Ebenfalls nach unmittelbarem Hören und Sehen ist eine Auswahl von 125 gesungenen Kinderspielen aus dem Königreich Sachsen zusammengestellt worden von dem Leipziger Lehrer G. Winter (Ringel, Ringel, Rosenkranz. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung, 1913). Die längst von Curt Müller vorbereitete große Sammlung sächsischer Kinderlieder, Kinderreime und Kinderspiele harret der Herausgabe, bis bessere Zeiten kommen.

(Abgeschlossen am 26. Oktober 1915.)

35) Die Frau von der Weissenburg. Das Lied und die Sage. Von Johannes Dollschwiß. Straßburg 1914, Karl J. Trübner (= Freie Forschungen zur deutschen Literaturgeschichte. Herausg. von Franz Schulz 1). M. 5,—.

36) Ringel Rangel Rosen. 150 Singspiele und 100 Abzählreime, nach mündlicher Überlieferung gesammelt von Friß Jöde. Leipzig und Berlin 1913, B. G. Teubner. In hübschem Pappband M. 2,—.

## Literaturbericht 1914/15.

Goethe.

Von **Paul Lorenz** in Spandau.

Alle Hemmungen, die unser großer deutscher Kulturkrieg im literarischen Leben hervorrufen mußte, machen sich auch bei den Erscheinungen der Goethe-Literatur geltend: vor allem ist ihre Zahl erheblich geringer als früher. Aber es wäre gar nicht zu verstehen gewesen, wenn nicht andererseits gerade dieser Krieg sich auch fruchtbar erwiesen hätte für die Art der Erscheinungen. Steht doch der Geist, in dem wir ihn führen, in einem unsern Feinden völlig unbegreiflichen innigen Zusammenhang mit der geistigen Kulturwelt, die für uns der Name Goethe einschließt. Zumeist wird der Bericht freilich Schriften betreffen, deren Abfassung noch vor dem Ausbruch des Krieges liegt.

### I. Werke.

Verzögert wurde durch die Unruhen des Krieges das Erscheinen des längst abgeschlossenen 53. Bandes der Großen Weimarer Goethe-Ausgabe.<sup>1)</sup> Es ist der letzte Band der Werke im engeren Sinne, unter der Redaktion W. v. Ottingens von Julius Wahle mit gewohnter Sorgfalt herausgegeben. Er enthält eine Fülle von Nachträgen zu Bd. 1—52 für die Gedichte, den Westöstlichen Divan, die Dramen, Operndichtungen, Ansprachen, Aufsätze über die Literatur, Zeugnisse amtlicher Tätigkeit, Goethes Testamente, Paralipomena und Stellen aus Goethes Notizbüchern. Vieles davon, wie einige römische Elegien und Epigramme, Gedanken über Pachttermine und Remisse, Vorschläge, wie die Scheunenbrandstätte vielleicht zu bebauen sein möchte, und anderes war bisher überhaupt noch nicht gedruckt, anderes erscheint in vollständigerer und gesicherterer Form. Textverbesserungen und Nachträge zu den Lesarten einzelner Bände der ganzen I. Abteilung beschließen diesen inhaltsreichen und für den Forscher unentbehrlichen Band.

Unter den Einzelwerken wird dem Faust wieder eifrige Forscherarbeit gewidmet. Als Abschluß seiner Bibliographie des Wagner-Volksbuchs gibt Josef Friß Beschreibung, Würdigung und Proben von dem Wagnerbuch des 17. und von vierem des 18. Jahrhunderts<sup>2)</sup>, nämlich i = 1601 in Leipzig, k und l = 1712 und 1714 in Berlin, m = 1798 in Neu-Ruppin, besonders wichtig als Bearbeitung vom Standpunkt des strengen Rationalisten, n = 1799 in Wien im Stil der Ritter- und Räuber-geschichten. Auch das Wagner-Puppenspiel erfährt eine Behandlung: es wird als Fälschung erwiesen; von einem echten gibt es freilich bisher nur den Theaterzettel. — Mit der vieldeutigen Szene der vier grauen Weiber im zweiten Teil des Faust beschäftigt sich ein Aufsatz V. Pollaks<sup>3)</sup>. Die Gestalt der „Sorge“ wird gegen Türck

1) Goethes Werke herausg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. I. Abteil. Bd. 53. Weimar 1914, K. Böhlau. Kl. Ausg. geh. 6,60, geb. M. 8,60. Große Ausg. geh. M. 8,40, geb. M. 11,—.

2) Das Wagner-Volksbuch im 18. Jahrh. herausg. von Josef Friß. Berlin u. Leipzig, B. Behrs Verlag (Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh. Nr. 150. Dritte Folge Nr. 30). Geh. M. 2,40.

3) Valentin Pollak, Die Szene „Mitternacht“ im 2. Teil des Faust V, 4. Sonderabdruck a. d. Jahresbericht d. k. k. Staatsgymnasiums im VII. Bezirk Wien.



— unter Heranziehung des Zahmen Xenions: „Wie ein Auge mit fliegenden Mücken“ als die durch die Sorgen erzeugten Zwangsvorstellungen gedeutet. Der ganze Sinn sei insofern doch unorganisch, als Faust sich bewußt wird, als Handelnder der Sorge zu verfallen, aber doch entschlossen den eingeschlagenen Weg fortsetzt. Darin wird Türr aber beigestimmt, daß Faust den genialen Blick verloren hat, der die ganze Welt umfaßt und daher etwas von „blinder“ Hartnäckigkeit beweise. Insofern sei freilich Fausts Unternehmen gescheitert, als er das Ganze der Natur nicht gefunden und erfaßt habe und nun, opferbewußt der täglichen Pflicht hingegeben, nach eigener Kraft die Menschheit fördere. — Den zweiten Teil des Faust und im Grunde die ganze Dichtung vom Gesichtspunkt des Erotischen aus betrachtet ein anonymer Univerſitätsprofessor<sup>4)</sup> v. Sch. Ohne Frage spielt die Liebe in allen möglichen Gestalten eine wichtige Rolle in der Faustdichtung, in der Gretchentragödie zumal und im Helenadrama. Deswegen hat Goethe aber keineswegs die Ansicht durchfühlen lassen wollen, „daß das ganze Leben und Streben der Menschheit in der sinnlichen Befriedigung“ liege, bekrönt „durch die Liebe, die wiederum die ganze Philosophie des Lebens ausmachen“ solle. Freilich ist Goethe im Faust — aber nicht, um damit den Zusammenhang des Ganzen zu geben — auch in die mythischen Tiefen des physisch-geistigen Urgrundes des Lebens überhaupt hinabgestiegen. Daß aber seine Phantasie, auch nur in den vom Verf. behandelten Szenen, dauernd von Bildern erfüllt gewesen sei, die die einzelnen Vorgänge bei der geschlechtlichen Zeugung mit höchster Wirklichkeitstreue malten, das zu beweisen ist ihm nicht gelungen, trotz seiner „Rechtfertigung“ in der Vorrede zur 2. Auflage gegenüber einer Besprechung von Prof. Geiger. — Unter sorgfältiger Untersuchung der Ergebnisse und Irrtümer der bisherigen Elpenorforschung gelangt M. Peters<sup>5)</sup> zu der Überzeugung, daß das Stück nicht tragisch, vielmehr veröhnlich geendet haben müsse. Er stellt es richtig in eine Reihe mit der Iphigenie, die auch mehrfach in Gedanken und Ausdruck Parallelen darbietet. Lykus kann nicht Mörder seines Bruders, des Gatten der Antiope, sein; der kleine Elpenor, zwölfjährig zu denken, kann gar nicht seinen Racheſchwur erfüllen; Antiope ist keine blindwütige Megäre. Ansprechend ist auch die Deutung des Bruchstücks als ebenfalls eines Versuchs, das wenig erfreuliche Verhältnis Carl Augusts zu seiner Gemahlin, selbst nach der Geburt des Erbprinzen, erträglicher zu gestalten. Charakterzüge der Antiope passen gut allerdings auf Anna Amalia, Elpenors auf den Herzog, des Lykus zum Teil auf Goethe selbst. Der Versuch einer Fortsetzung der Handlung des Bruchstücks, die einen siegreichen Kampf um die Wahrheit, diesmal bei Lykus, dem Räuber des Elpenor, bringt und eine Selbstüberwindung der Antiope aus Liebe zu dem Sohne, kann als gelungen bezeichnet werden. — Goethes Campagne in Frankreich und auch die Belagerung von Mainz ist mit Recht vielfach ein willkommener Leseſtoff für unsere Feldgrauen im Westen gewesen. Ihr Verständnis, namentlich der ersten Schrift, hat W. v. Ottingen be-

4) Das Erotische im 2. Teil des Goetheschen Faust (II; Akt, 1—3). Ein Beitrag zu des Dichters Denkweise, gleichzeitig als Versuch, die ganze Faustdichtung in verständigen Zusammenhang zu bringen von Univerſitätsprofessor Dr. v. Sch. 2. Aufl. Oranienburg 1913. Orania-Verlag. Broſch. M. 1,20.

5) M. Peters, Goethes Elpenor, eine quellenkritische Untersuchung. Münster (Westfalen), Franz Coppentath. Geh. M. 1,50.

deutend gefördert durch den Nachweis des Mustergültigen und geradezu Modernen in Goethes Kriegsberichterstattung<sup>6)</sup>: „Ganz wie ein Berichtersteller von heute erzählt er uns, was er persönlich erlebt hat, und schmückt seinen Kriegsbericht mit vielen untriegerischen Einzelheiten aus. Das Eingeständnis, daß er, oft ganz im Angesicht der Todesgefahr und im Bewußtsein, den Beginn einer neuen Periode der Weltgeschichte mitzuerleben, doch den Sinn für so viele Interessen friedlicher Art fortzupflegen konnte, bringt ihn und sein Werk uns nahe.“ — In wiederholter Auflage, als ein Zeichen erwünschter Wirkung, erschienen, in erster Linie für die Schule bestimmt, zwei Ausgaben von Goethes Gedankenlyrik, die von Adolph Matthias<sup>7)</sup> in 2. wesentlich veränderter Auflage mit wertvoller Einleitung über Goethes lyrisches Schaffen überhaupt und Charakteristik der Eigenart seiner Gedankenlyrik im besonderen; und die von mir selbst in 4. Auflage mit vielfach den Fortschritten der Forschung entsprechenden Ergänzungen.<sup>8)</sup> — Eine Reihe anderer Schulausgaben führen die Anmerkungen<sup>9)</sup> und<sup>10)</sup> auf.

Da nach statistischen Angaben des deutschen Buchhandels um Weihnachten 1914 die Zahl der ins Feld geschickten Ausgaben von Goethes Gedichten und seinem Faust alle andere Literatur — abgesehen von der Bibel im ganzen oder in Teilen — bei weitem übertrifft, war es auch ein guter Gedanke, in einem kleinen heftigen Goetheworte über den Krieg zusammenzustellen, zumal unter einem eben so einprägsamen wie treffenden Titel.<sup>11)</sup> Gedichte, Dramen, Epen, Schilderungen wie die Campaigne in Frankreich, Belagerung von Mainz, Äußerungen in Gesprächen und andere Quellen haben eine Fülle von Stoff geboten, der unter die Gruppen Allgemeines, König, Krieg, Schlachten und Kämpfe, Reiter, Feind, Tod, Unglück im Kriege, Daheim (Philister), Zur See, Deutsche Vaterlandsliebe, Der Orient, Frankreich, Friede verteilt ist. Vermißt habe ich u. a. Clärchens Lied aus dem Egmont, das Soldatenlied aus dem Faust, die herrliche Stelle aus der Iphigenie V, 3: „Der rasche Kampf verewigt einen Mann . . . allein die Tränen, die unendlichen . . . sich verzehrt“, aus dem Faust II: „Träumt ihr den Friedenstag? Träume, wer träumen mag; Krieg ist das Lösungswort, Sieg! und so tönt es fort!“ sowie: „Und der Tod ist Gebot, das versteht sich nun einmal!“

6) W. v. Ottingen, Dalmy und Mainz im „Tag“ v. 30. Januar 1915.

7) In Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen und Abhandlungen. Wien u. Leipzig, o. J. Geb. M. 0,85.

8) In Ehlermanns Deutschen Schulausgaben Nr. 35. Berlin, Dresden, Leipzig 1915. Geb. M. 1,40.

9) Goethes Hermann und Dorothea. Eine schulgemäße Erläuterungsschrift f. Mittelschulen und verwandte Bildungsanstalten. Mit einem Anhang von 20 Dispositionen und Themen zu Aufsätzen u. Niederschriften von C. Kaul, Rektor. Leipzig, E. Wunderlich. Geb. M. 0,80.

10) Meisterwerke der Literatur. Herausg. von Direktor Dr. E. Hartmann. Leipzig, Klinckschardt. Bd. 5. Goethes Götz von Berlichingen von Dr. Franz Richter. — Bd. 6. Goethes Hermann und Dorothea von Max Rittner. Ebenda. — Bd. 7. Goethes Iphigenie auf Tauris von Ernst Hartmann, ebenda. — Bd. 8. Goethes Egmont von Hermann Jansen, ebenda. Bd. 10. Goethes Dichtung u. Wahrheit in Auswahl von Otto Felsberg, ebenda.

11) Der feldgraue Goethe. Goetheworte über den Krieg. Breslau 1915, Priebatsch. Geb. M. 0,30.

Zu Goethes Werken gehören immer auch seine mündlichen und schriftlichen Äußerungen, zumal die über seine eigenen Dichtungen. Die Sammlung derselben, die seit längerer Zeit der unermüdblichen Arbeit H. G. Gräfs verdankt wird, schreitet rüstig fort. Der 1. Band von Goethes Äußerungen über seine lyrischen Dichtungen ist im Bericht vom Jahre 1913 angezeigt worden. Die Würdigung dieses zweiten Bandes<sup>12)</sup>, der die Äußerungen von 1815—1826 enthält, kann nur eine Wiederholung der ungewöhnlichen Bedeutung dieses Werkes heißen. Echt deutscher Gelehrtenfleiß in Verbindung mit Scharfsinn und Spürkraft zeichnen auch ihn wieder aus. Welch eine Fülle von Arbeit in den so unscheinbaren Anmerkungen steckt, wird jeder zu würdigen wissen, der auf ähnlichem Gebiet einmal tätig gewesen ist. Sie bezeugen eine unbedingte Beherrschung der einschlägigen Goetheliteratur. Und bei der Einzigartigkeit der Einheit alles Goetheschen Schaffens sprudeln Quellen auch da für das Verständnis seiner Lyrik, wo man sie oft nicht erwarten würde. Die Hauptmasse der Äußerungen des neuen Bandes betrifft, dem angegebenen Zeitraum entsprechend, die Gedichte des Divans. Die zahlreichen Fragezeichen in den Anmerkungen bedeuten ebenso viele Aufforderungen an die Forscher auf diesem Sondergebiet, den vom Verf. gegebenen Fingerzeigen nachzugehen und Antwort darauf zu suchen.

## II. Leben.

Georg Simmel, dessen tiefschürfendes Buch über den philosophischen Gehalt von Goethes gesamter Wirksamkeit im Bericht vom Jahre 1913 gebührend gewürdigt worden ist, hat in einem Aufsatz auf die doppelte Bedeutung der „Jugend“ bei Goethe in sehr fruchtbarer Weise aufmerksam gemacht.<sup>13)</sup> Goethes eigene Jugend ist nicht nur „durchaus von dem Ideal geführt: seine Existenz rein als Existenz zu möglichstster Höhe, Stärke, Vollkommenheit zu entwickeln“, die Eigenart jeder Jugend, den Prozeß des Lebens, das Übergewicht über seine Inhalte gewinnen zu lassen, in so noch nie gesehener Weise zu steigern. Vielmehr als auch in seinem Alter die Inhalte des Lebens das Übergewicht über den Lebensprozeß erlangen mußten, konnte er sich „seinen Kräften und Trieben, wie sie ihm gegeben waren, der bloßen Wirksamkeit seines Lebensprozesses so überlassen, wie seine Natur ihn von innen her entwickelte, sicher, daß dieser Prozeß gerade so seine wertvollsten Inhalte hervorbringen würde, daß er gerade damit den Forderungen der Sache wie der Idee am besten genüge.“ So ist der ganze Wandel seiner Einstellungen zwischen Jugend und Alter, den Goethe selbst oft genug mit aller Deutlichkeit ausdrückt, schließlich doch von dem Lebensprinzip der Jugend, getragen, von der Herrschaft des Lebensprozesses über alles, was dieses Leben an Sachgehalten hervorbringt, aufnimmt, verarbeitet.

## III. Goethe-Stätten.

Die unvergleichliche Bedeutung, die das Erlebnis „Rom“ für Goethe gehabt hat, vermag man ohne eigene Beschäftigung mit der Kunst dieser geistigen Beherrscherin der Welt nicht nachzuerleben. Gute Dienste wird dabei eine Veröffentlichung

<sup>12)</sup> Hans Gerhard Gräf, Goethe über seine Dichtungen, III. Teil: Die lyrischen Dichtungen. 2. Bd. 1. Hälfte. Frankfurt a. M., Rütten u. Löning. Geh. M. 20,—, geb. M. 21,50.

<sup>13)</sup> Georg Simmel, Goethe und die Jugend im „Tag“ vom 6. August 1914.

von Otto Th. Schulz tun können.<sup>14)</sup> Mit Ausnahme von Nr. 1—3, der Phantasie „Römische Kerker“ vom Vater Piranesi, Nr. 38: Untergang Pompejis, einer Phantasie des Sohnes Piranesi, sowie 39/40: Straßen im zerstörten Pompeji, und Nr. 42 bis 45: Paestum, die erst nach Goethes Besuch in Italien entstanden sind, betrifft die Auswahl der Stätten den Zustand, in dem sie Goethe selbst kennen gelernt hatte und den er zum guten Teil von Kind auf aus den Sammlungen seines Vaters kannte. Den Abbildungen gehen kurze aufklärende Bemerkungen über die Entstehung und die Geschichte der einzelnen Gebäude voran sowie eine Einleitung über Goethes seelischen Zustand vor der Italienischen Reise und unter ihren Eindrücken selbst und Angaben über die Piranesi und ihre Kunst, die eine Verbindung von Radierung und Grabstichkunst darstellt. Die Auswahl ist so getroffen, daß sie das Studium der Italienischen Reise, soweit der Aufenthalt in Rom in Frage kommt, recht fruchtbar zu gestalten vermag. — Nur in äußerst geringem Maße kann Spoleto als eine Goethe-Stätte bezeichnet werden. Aber Goethes Aufenthalt daselbst gibt Ernst Maaß Anlaß zu einer interessanten Untersuchung.<sup>15)</sup> Goethe erwähnt in dem Tagebuch an Frau v. Stein vom 27. Okt. 1786 die zehn Bogen der schönen Wasserleitung und stellt diesen Bau in Gegensatz zu dem „Winterkasten“ auf dem Weißenstein, d. i. die Wasserleitung auf der Wilhelmshöhe bei Cassel. An einer Stelle seiner Vorarbeiten zu einer Physiologie der Pflanzen aus dem Jahre 1791 spricht Goethe dann vom „Beispiel vom Aquädukt, die Phantastereien von Idealen zu unterscheiden“. Maaß deutet das unter Heranziehung weitsichtiger, nicht immer streng hergehörigen Stoffes glaubhaft so, daß „der Aquädukt ein ungeheurer Gedanke ist, aber ein notwendiger, der auf ein Großes, Wahres, Ideales geht“. Als das Phantastische muß dem Dichter dann vorgeschwebt haben „das Zwecklose, Wertlose, Inhaltleere, Unlebendige“, also ein Luxuswerk, eine überflüssige Spielerei, wie es auf dem Gebiet der Wasserarchitektur eben der „Winterkasten“ war.

#### IV. Verhältnis zu Deutschtum, Wissenschaft, Kunst.

Wie sich deutsches Wesen im Urteil Goethes spiegelt, muß von besonderem Wert sein zu betrachten in einer Zeit, die das deutsche Volk im schwersten Kampf für sein nationales Dasein sieht. Ich habe an der Hand mündlicher und schriftlicher Äußerungen Goethes unter ausdrücklicher Ausschließung seiner nur mittelbar zu erschließenden Anschauungen in den Werken einen Überblick darüber gegeben.<sup>16)</sup> Die Arbeit, die selbst noch vor dem Kriege entstanden war, kann jetzt noch viel fruchtbarer wirken, wo die Herausarbeitung des lange angestrebten deutschen Bildungs-ideals durch das Offenbarwerden stärkster grunddeutscher Wesenszüge in der Art, wie wir den Krieg erleben, eine so unverkennbare Förderung erfährt.<sup>17)</sup> — Goethes

14) Otto Th. Schulz, Goethes Rom in 45 gleichzeitigen Kupferstichen der beiden Piranesi, Vater u. Sohn: Voigtländers Quellenbücher, Bd. 82. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. Brosch. M. 0,80.

15) Ernst Maaß, Goethe in Spoleto in d. Neuen Jahrb. f. d. kl. Altertum, Gesch. u. d. Lit., 17. Jahrg. XXXIII. u. XXXIV. Bds. Heft 6, S. 421—434.

16) Paul Lorenz, Deutsches Wesen im Urteil Goethes in Zeitschr. f. d. d. Unterr. 29. Jahrg., 5. Heft, Mai 1915, S. 320—336.

17) W. v. Ottingen, Goethes Vaterlandsliebe im „Tag“ vom 19. Dezember 1914 vermag zur Erwerbung der lange noch nicht genügend verbreiteten einzig richtigen Auffassung über

Verhältnis zu Aristoteles ist bisher in der gesamten Goetheliteratur noch zu kurz gekommen. Peter Petersen holt jetzt das Wichtige mit gutem Erfolge nach.<sup>18)</sup> Es handelt sich vornehmlich dabei um zwei Punkte: um die Goethesche Deutung der Katharsis und um die Verwendung des Begriffs Entelechie. Die Hochschätzung der Poetik des Aristoteles, die Goethe wie das meiste Griechische nicht im Urtext las, wird gebührend betont, die Unhaltbarkeit der Deutung der Katharsis vom philologischen Standpunkt aus nachgewiesen und aus Goethes begreiflichem Bestreben erklärt, auch von der Tragödie die lehrhafte Tendenz fernzuhalten und das Recht der Kunst und der Dichterpersönlichkeit zu wahren — Baumgartens Auffassung in seinem Handbuch der Poetik hätte dabei auch berücksichtigt werden sollen. Viel größeren Raum nimmt die Erörterung der naturwissenschaftlichen Beziehungen Goethes zu Aristoteles ein. Verwandtschaft und Abweichung werden mit Ruhe und guter Einsicht in den Unterschied von Philosoph im engeren Sinne und Künstler dargelegt. Die Begriffe Idee, Urphänomen, Entelechie erfahren eine klare Darstellung. Zu ergänzen wäre diese aber noch durch den Hinweis darauf, daß jeder Schöpfer eines großen philosophischen Systems, wie eben auch ein Aristoteles, letzten Endes gar nicht eines künstlerischen Elementes, eben des von innen heraus begründeten Zusammenfassens und Gestaltens, entbehren kann, nur sind des Philosophen Bausteine die Begriffe, die des Künstlers die Anschauungen. Der Verf. schließt seine zugleich scharf- und feinsinnige Untersuchung mit dem Ergebnis: „Goethe und Aristoteles sind beide ausgeprägte Vertreter des Realidealismus. Goethe gestaltet die Ideale im Realen, Aristoteles beweist das Ideale als Grund des Realen. Beide gehen daher (im Gegensatz zu Kant) vom Sein zum Denken und erhalten sich offene Augen und klaren Blick für alles Seiende, sie kennen in gleicher Weise die teilnehmende Hingabe des Forschers an das Einzelne.“ — Über Goethes Anschauungen vom Stil des Epos in Verwandtschaft und Gegensatz zu den Auffassungen der beiden Schlegel handelt Oskar Walzel.<sup>19)</sup> Zugrunde liegt seiner eingehenden Untersuchung Goethes Aufsatz „Über epische und dramatische Dichtung“<sup>20)</sup>, in dem Goethe den Gegensatz dieser beiden Gattungen auf den Unterschied der mimischen von der rhapsodischen, der erzählenden, Darstellung zurückführt. W. weist nach, daß das, was Goethe vom Rhapsoden und von epischer Poesie überhaupt sagt, durch S. A. Wolf bestimmt worden ist. Dessen Gedanken wurden dann weitergeführt in Wilhelm Schlegels Besprechung von „Hermann und Dorothea“, die sich wiederum auf Friedrich Schlegels Studie über die homerische Poesie in seiner Geschichte der Poesie der Griechen und Römer stützt. Goethe zeigt sich aber nicht etwa nur als gelehrigen Schüler und glücklichen Weiterdenker Schlegelscher Gedanken, mit deren Anschauungen er freilich rechnet. Vielmehr ist bei ihm stets die feste und sichere Hand eines Dichters zu spüren,

diesen doch recht wichtigen Punkt an der Stelle, wo der Aufsatz steht, und eben bei der heute national so stark gesteigerten Empfindungsfähigkeit trefflich zu wirken.

18) Peter Petersen, Goethe und Aristoteles. Braunschweig, G. Westermann. Geh. M. 1,25.

19) O. Walzel, Goethe und die Schlegel über den Stil des Epos: Socrates, 2. Jahrg., Heft 7/8, Juli-August 1914. S. 369—394.

20) Die Gewinne, die dieser Aufsatz heute noch der Begründung dichterischer Form bietet, hat Walzel hervorgehoben unter Andeutung, daß er Treffenderes über das Drama als über das Epos vorbringt, in der Internationalen Monatschrift Januar 1914, Sp. 470 ff.

der sein Handwerk in der erprobten Kraft eines Meisters übt. So gibt er vor allem die Einheit der epischen Dichtung nicht, gleich ihnen, völlig auf, die nur als Männer der Wissenschaft sich geben. Gerade „dem Ganzen sucht Goethe stilistische Eigenheiten abzulauschen. Er tut es möglichst vorsichtig, um mit den neuen Lehren Wolfs und seiner Anhänger nicht in unüberbrückbaren Gegensatz zu geraten.“

Eine einschneidende Änderung hat in diesem Berichtsjahre diejenige periodische Veröffentlichung erfahren, die, unter dem Titel „Goethe-Jahrbuch“ von 1880 bis 1913 von Prof. L. Geiger herausgegeben, den Mittelpunkt der Goethe-Wissenschaft bildete. Statt seiner erscheint seit 1914 das „Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft“. Herausgeber ist Prof. Hans Gerhard Gräf.<sup>21)</sup> Mehr Nachdruck wird darin von jetzt ab auf die Abhandlungen gelegt, die Goethe-Bibliographie ist fallen gelassen, das Mitgliederverzeichnis erscheint nur alle drei Jahre. Mitteilungen aus dem Goethe-Schiller-Archiv, aus dem Goethe-Nationalmuseum, Neue und alte Quellen, der Festvortrag des laufenden Jahres auf der Weimarer Versammlung, der Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft bilden die ständigen Gruppen des Inhalts. Da 1913 die 100. Wiederkehr von Wielands Todestag begangen wurde, ist Bernhard Seufferts Rede über Wieland in erweiterter Gestalt aufgenommen: es ist die bisher beste Darstellung des Dichters; ferner Gustav Koethes Festvortrag von 1914 über „Goethes Helden und den Ur-Meister“ mit seinen bedeutamen, freilich nur raschen Strichen zur Charakteristik des Heldentums in Goethescher Dichtung und seinen nicht immer einwandfreien Ausführungen über Wilhelm Meister selbst. O. Walzel handelt über die Sprache der Kunst an der Hand von Wackenroder und Schelling, Goethe und K. Ph. Moriz, in seiner kulturgeschichtlich weitblickenden, stets neue Zusammenhänge aufzeigenden Weise, O. Pniower über das Lied „Der Schäfer puzte sich zum Tanz“. Der 1. Band ist mit dem Daweschen Goethebildnis aus dem Jahre 1819 geschmückt, das lange verschollen, 1911 in Petersburg wieder gefunden, von einem Hamburger nach Weimar gestiftet wurde. Es gilt, nicht mit Unrecht, als eines der allerbesten Goethebildnisse, herrschend ist dabei der Zug der Güte und Menschlichkeit. — Der 2. Band des Jahrbuchs<sup>22)</sup> steht im Zeichen des Krieges. Wie durchaus der Geist dieses deutschen Kulturkrieges im Einklang steht mit dem Geist Weimars und Goethes, führt Gräf treffend in der Einleitung aus. Der Band bringt Herzog Carl Augusts bisher ungedruckte aufschlußreiche Aufzeichnungen über die Schlacht bei Jena, eingehendere wertvolle Abhandlungen über das erste Jahrzehnt seiner Regierung und über seine Erziehungsgeschichte. Unter den Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv ragen besonders hervor 13 Briefe von Marianne v. Willemer an Goethe und zwei an Goethes Sohn. Die „Mitteilungen“ betreffen vor allem die Neueinrichtung des Goethehauses, das durch die Aufstellung der Sammlungen jetzt vollendet ist, und die Beschreibung von Richard Engelmanns neuer Goethebüste in der Eingangshalle des Goethehauses. Dem Festvortrag bei der Jahresversammlung 1915 von Max Lenz über „Deutsches Nationalempfinden im Zeitalter unserer Klassiker“ ist recht weitverbreitete Kenntnisnahme zu wün-

21) Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrag des Vorstandes herausg. von Hans Gerhard Gräf. 1. Bd. Weimar, Goethe-Gesellschaft. In Kommission beim Inselverlag, Leipzig 1914.

22) Daselbe, 2. Bd. Weimar u. Leipzig 1915.

sehen, da über diesen wichtigen Gegenstand noch vielfach unklare Vorstellungen herrschen.

Nach dem Tode Erich Schmidts tagte im Frühjahr 1914 die Goethe-Gesellschaft zum ersten Male unter ihrem neuen Vorsitzenden, Erzellenz v. Rheinbaben. Er vertrat in seiner Einführungsrede die nicht unbedingt eindeutige Auffassung, daß die Sache der Goethe-Gesellschaft eine Angelegenheit sei, die zum Heil des Vaterlandes auszugestalten wäre. Wenigstens war der Ton, vielleicht ungewollt, von politischer Färbung mehr als von nationaler. Dagegen wehrt sich besonders ein Aufsatz von Adolf Teutenberg<sup>23)</sup>; er rühmt, daß bisher die Führer der Gesellschaft die Wirkung des Gefühls einer Gemeinschaft von Freien zu erzielen wußten, von Verstehenden, aufs Innerliche Gerichteten, von fessellosen Geistern, von freischwebenden Seelen, der Scheinwelt überhobenen Menschen. Die Erfahrungen des Weltkrieges werden den Verfasser wohl gelehrt haben, etwas anders darüber zu denken und den unverkennbar volkhaften Grundzug in der durch Goethes Namen bezeichneten Kulturwelt stärker ins Auge zu fassen. Politik freilich im Sinne des Parteiwesens muß dauernd ausgeschlossen bleiben bei allen, die dem Geiste nach wahre Mitglieder der Goethe-Gesellschaft sein wollen.

## Mitteilungen.

Deutschtum und Dichtung behandelt Ernst Elster in seiner passenden Rektoratsrede (Marburg, Ellvert 1915. M. —, 50), die wir jedem Lehrer des Deutschen dringend empfehlen. Er sieht das Eigentümlich-Deutsche in einer inneren Freiheit, die sich mit einer starken sittlichen Gebundenheit und mit hochstrebender Begeisterung für die letzten Zielgedanken reinen Menschentums vereint. Dieser Kampf zwischen Freiheit und Gebundenheit spielt sich zu allen Zeiten — das zeigt ein Überblick über die Geschichte unseres Schrifttums — in deutschen Seelen ab, er wird auch uns immer neue Lebensinhalte geben. Das Verständnis für diese Bedeutung unseres Schrifttums zu vermitteln und dadurch am Aufbau deutschen Wesens entscheidend mitzuwirken ist Aufgabe des deutschen Unterrichts, der damit das Band bildet zwischen all den durch verschiedene Bildung Getrennten. h.

Ein prächtiges Buch hat Horst Schöttler zusammengestellt unter dem Titel: „Deutsche Art. Uns zur Ehre — den andern zur Lehre“ (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 175 S. M. 3,—). Es enthält bemerkenswerte Aussprüche deutscher Männer aus allen Zeiten, Volkschichten und Berufen über deutsche Art und die sittlichen Grundgedanken, aus denen sie sich aufbaut. Dichter und Gelehrte, Fürsten und Heerführer, Staatsmänner, Juristen und Prediger reden da; wer Bedeutendes zu sagen hatte, kommt hier zu Wort von Einhard bis Ranke, von Walther von der Vogelweide bis Richard Wagner, vom Wilsbeden bis auf Hindenburg, von Tauler bis Nietzsche, vom Sachsen Spiegel bis zum Bürgerlichen Gesetzbuch, vom Kaiser bis zum Schornsteinfeger und Handwerksburschen. Mit Takt, Verständnis und einer ausgebreiteten Belesenheit aufgestellt, die nicht bloß an der Oberfläche zusammenlehrt, bietet die Sammlung den genußreichsten Lesestoff; man fühlt sich angeregt und gefördert, wo man sie aufschlägt. Das Buch verdient nachdrückliche Empfehlung.

Eine überaus frische und anziehende Schilderung von dem Treiben draußen in Feindesland, ein tiefes Erfassen aber auch der großen Gedanken, aus denen es quillt und die es erzeugt, gibt uns Anton Hendrich (Mit dem Auto an der Front. Grandtsche Verlagshandlung, Stuttgart. 165 S. M. 1,—). Besondere Teilnahme dürfen einmal die scharf gesehenen Schilderungen aus Flandern beanspruchen und ihre, freilich nicht eben günstige, Kennzeichnung des Flamentums, sodann die Erzählung von der Begegnung des Verfassers,

<sup>23)</sup> Adolf Teutenberg, Goethetage in Weimar in d. Grenzboten Nr. 25 (24. Juni 1914), S. 563—573.

der einer Einladung des Großen Hauptquartiers gefolgt war, mit dem Kaiser, wie denn das Buch überhaupt mit seiner Vaterlandsbegeisterung und der warmen Anerkennung unseres Heeres in Führern und Soldaten bei der politischen Stellung des Verfassers auf der äußersten Linken als eines der erfreulichsten politischen Zeichen der Zeit gelten darf. **Panz er.**

Auch mit seinem Kriegs- und Friedenskalender (Stuttgart, Grandh. M.—,40) wird Hendrich viel Freunde gewinnen. Allen, die Freude an einem echten Volksbuch haben mit seiner Mischung von Innerlichkeit, Ernst und Humor, sei er angelegentlich empfohlen.

An weiteste Kreise wendet sich wieder der Dürerbundkalender Gesundbrunnen 1916 (München, Callwey. M.—,60). Er ist mit seiner Fülle erster Anregungen ein rechtes Geleitbuch für stille Augenblicke des Jahres, das uns hoffentlich vom Krieg in den Frieden hinübergeleiten soll.

**Euphorion.** Daß es mit der viel erhofften Ermattung nichts ist, beweist, daß diese so rein wissenschaftliche Zeitschrift ihr Erscheinen fortsetzen kann. (XXI. Bd. 3. Heft. 1914. M. 5,—.) Wir erfahren u. a. Neues über Sischart (Hauffen), Schupp (Vogt), den Prediger und Mariendichter Procop von Templin (Kober), die Französische Revolution bei Klopstock und den Göttingern (Sauer), über französische Einflüsse auf Goethe (Mehlény und Bettina Fries), Theodor Fontane (Ammann) und Heyse (Plotte), und über Platens Polenlieder und finden neue Briefe von Jean Paul (Sunk) und Schleiermacher (J. Elster und E. Klingner). **h.**

**Kantgesellschaft.** Der Ablieferungstermin für die siebente Preisauflage ist vom 15. April 1916 auf den 15. April 1917 verlegt worden. Das Thema dieser Preisauflage lautet: „Der Einfluß Kants und der von ihm ausgehenden deutschen idealistischen Philosophie auf die Männer der Reform- und Erhebungszeit“. (1. Preis 1500 M., 2. Preis 1000 M., 3. Preis 500 M.; Preisrichter die Herren Professoren Max Lenz-Hamburg, Friedrich Meinecke-Berlin, Eduard Spranger-Leipzig). Näheres durch den stellvertretenden Geschäftsführer Hochschuldozenten Dr. Artur Liebert, Berlin W 15, Saganenstr. 48.

**Deutscher Germanistenverband.** Im Frankfurter Ortsverein sprach am 15. November Prof. Dr. Joh. Gg. Sprengel über die Ergebnisse des Weltkriegs für den deutschen Unterricht. Er wies die Wirkung des großen Erlebens der Gegenwart in der mannigfach sich äuernden Selbstbesinnung unseres Volkes nach, aus der uns die Erlösung vom Banne der Fremdsucht erwachsen will. Die höhere Schule kann und darf sich diesem Geist nicht entziehen; sie muß umlernen und in ihren Lehrplänen den im Deutschtum liegenden Werten und Kräften den Platz einräumen, der ihnen bisher in schroffem Widerspruch zur gesamten Entwicklung unseres Geisteslebens vorenthalten wurde. Nur wenn dies geschieht, werden die ungeheuren Opfer nicht vergebens gebracht sein, und nur dann dürfen wir Vertrauen in eine gesunde, starke und selbstbewußte Entwicklung unseres Volkstums setzen, die sich mit der richtigen Wertung fremden Geisteslebens alter und neuer Zeit sehr wohl vereinen läßt. Aus dem Gesamtumfang des deutschen Unterrichts griff der Berichterstatter die Gebiete des Schrifttums und der Kunst heraus und schilderte deren Stellung auf der künftigen nationalen höheren Schule in steter Beziehung zu den Lehren des Weltkriegs. Nur innige Vertrautheit mit der altdeutschen Dichtung eröffnet das wahre Verständnis für die gegenwärtigen Leistungen der Deutschtum; in unserer alten Dichtung und Kunst liegen für die nationale Erziehung unermessliche Werte noch immer brach. Andererseits ist lebendige Erkenntnis der Gegenwart nur zu schöpfen aus hinreichender Vertrautheit mit dem Schrifttum der Neuzeit, in dem sich das Weltempfinden, der Wirklichkeitsinn des neueren Deutschtums lebendig abspiegelt. — An einen Gegenbericht, den Herr Direktor Dr. Biese erstattete, schloß sich noch eine Aussprache in der Versammlung.

**Berichtigung.** Herr Geheimrat O. Behaghel in Gießen macht uns freundlich darauf aufmerksam, daß auf S. 767 (1915) ein Fehler unterlaufen ist. „Wenn Hebel chömmet und chinder schreibt, so ist mit dem ch kein kch gemeint, sondern ein richtiges ch, wie wir es in Dach, Loch sprechen.“

Für die Leitung verantwortlich: Dr. **Walther Hofftaetter**, Dresden 21, Elbstr. 1.  
Alle Manuskriptsendungen sind an seine Anschrift zu richten.



## Eddaforschung.

Don Gustav Neckel in Heidelberg.

### II.

(Fortsetzung von S. 16.)

Wie schon die älteren Gelehrten bei ungefährer Übereinstimmung über das Zeitalter der Edda die Heimatfrage ganz gegensätzlich beurteilt hatten, so auch die moderne Schule. Allerdings hatte Jessen ein für allemal, wie es schien, die Suche auf das westnordische oder norröne Gebiet eingeschränkt. Aber innerhalb dieses Gebietes lebten nun die alten Meinungsverschiedenheiten wieder auf. Die Keyzersche Ansicht, wonach das Mutterland Norwegen — und nicht Island — die Stätte des eddischen Schaffens gewesen sei, fand einen sehr entschiedenen Vertreter an Sinnur Jónsson. Weil aber der Codex regius die beiden Attilieder als grönländisch bezeichnet, die überkommene Deutung dieses Namens auf die norwegische Landschaft Grenland jedoch unhaltbar geworden war, so versetzte Sinnur eine Minderheit von Liedern nach Grönland. Die Gründe für dieses System können nicht überzeugen, und es hat scharfen Widerspruch gefunden bei Björn Magnússon Ólsen in Reykjavik. Nach Ólsen stammt wahrscheinlich die ganze Eddasammlung aus Island, bis auf die beiden Stücke, die der isländische Sammler ausdrücklich davon ausnimmt. Eine dritte Auffassung ist zuerst von Guðbrandur Vigfússon, später von Bugge begründet worden: danach wären die allermeisten Eddalieder in den Wikingriedelungen auf den britischen Inseln zu Hause. Die deutschen Gelehrten haben meist eine vermittelnde Stellung eingenommen, doch mit mehr oder weniger ausgesprochener Vorliebe für Island. So auch B. Symons (Groningen) in der — 1906 erschienenen — Einleitung zu seiner Ausgabe.

Wie sich vermuten läßt, ist die Entscheidung schwierig. Daß die Herkunft der Handschriften aus Island nichts beweist für die Herkunft ihrer Inhalte, erhellt sehr einfach daraus, daß auch sämtliche norwegischen Staldengebichte in Island, und nur dort, überliefert sind. Man hat behauptet, der Sammler lege stillschweigend Zeugnis ab für isländischen Ursprung der allermeisten seiner Gedichte, indem er zweien das Beiwort 'grönländisch' gebe: hätte er noch andere für ausländisch gehalten, so würde er dies ebenfalls gesagt haben. In der Tat wird dem Sammler grönländische Heimat eines Liedes als etwas Besonderes erschienen sein, was der Hervorhebung wert war. Darum braucht er jedoch die andern Lieder nicht gerade für isländisch gehalten zu haben.

Wir sehen aus der Geschichte vom Nornen=Geſtr, daß man ſich im isländiſchen Mittelalter nicht bloß die Vorgänge der Nibelungenſagen in Deutſchland geſehen, ſondern auch die eddiſchen Nibelungenlieder dort gedichtet dachte, und zwar von den Helden, denen ſie (teilweiſe) in den Mund gelegt ſind. Es iſt dieſelbe Anſchauung, die wir bei den Renaissancegelehrten angetroffen haben. Daß ſie nicht vereinzelt war, iſt ſicher. Auch die Eddaproſa bekennt ſich zu ihr, wenn ſie von Gudrun's Selbſtbiographie (2. Gudrunlied) als vom 'Alten Gudrunliede' ſpricht: jedenfalls deſhalb, weil die vermeinte Verfaſſerin in der 'alten Zeit' gelebt hatte. Daß ſie im Südlände, und teilweiſe in Dänemark, gelebt habe, ſagte das Gedicht ſelbſt. Wollte man alſo das Zeugnis des Sammlers literariſtiſch verwerten, ſo fiel es für ſüdgermaniſch=öſtnordiſche Heimat ins Gewicht!

Die Sprache, die ſo ſchwer für die weſtnordiſche Heimat ins Gewicht fällt, verſagt den Dienſt, ſobald die Frage beſtimmter geſtellt wird, und zwar gilt dies nicht minder vom Wortſchah und Wortgebrauch als von der metriſch erwieſenen Lautgeſtalt. Kennen wir die urſprüngliche Sprachform der Lieder bis in die phonetischen Feinheiten hinein, ſo wäre es möglich, ſie alle oder doch viele von ihnen ziemlich genau zu lokalifieren. Aber wir kennen die Eddalieder nur in den isländiſchen — was den Regius betrifft, wahrſcheinlich nordiſchländiſchen — Niederschriften nach 1250. Die Einzelheiten älterer Sprache, die wir rekonſtruieren können, weiſen auf keine beſtimmte Landſchaft. Eine darunter, das anlautende w vor r (vreidi 'Jorn', vreka 'rächen'), lebt allerdings bis heute in Südnorwegen. Aber ſie kommt auch in isländiſchen und norwegiſchen Staldengedichten der Wikingzeit vor. Daraus folgt zwar nicht, daß man damals auch außerhalb jenes ſüdnorwegiſchen Grenzgebiets noch vreidi, vreka geſagt hat. Ebenſogut können die Stabreime mit w auf Rechnung einer rein dichterischen Überlieferung kommen, die als ſolche einem isländiſchen Theoretiker noch im 13. Jahrhundert bekannt iſt. Aber in keinem Falle erſcheint das vr eines poetiſchen Textes irgendwie näher lokalifieret. Ähnliche Erwägungen gelten für Wortſchah und Wortgebrauch. Eddiſche Wörter und Bedeutungen, die in der reichen altisländiſchen oder in der dürftigen altnorwegiſchen Literatur ſonſt nicht vorkommen, können darum doch zur Zeit des betreffenden Dichters isländiſch oder norwegiſch geweſen ſein, oder ſie haben der über den Ländern ſtehenden Dichtersprache angehört. Günstiger ſcheint auf den erſten Blick der Fall zu liegen, wenn z. B. am Anfang der Döluspa laukr 'Lauch' in der allgemeineren Bedeutung 'Kräuter' gebraucht wird:

von Süden beſchienen die Sonne den Boden,  
da wuchs auf dem Grunde grünendes Kraut —

buchſtäblich: grün(end)er Lauch (wie Simrod unbefugt beiſiehält). Eine Sinnesverbläſſung wie die von 'Lauch' zu 'Kraut' fand beſonders günſtige Bedin-

gungen in Island, wo es keinen Lauch gibt und wo z. B. das Wort eik 'Eiche', weil es keine Eichen gibt, allgemein für 'Baum' gebraucht wird ('der Apfel fällt nicht weit von der Eiche', sagt der Isländer). Aber darum ist es natürlich nicht ausgeschlossen, daß der Vorgang sich auch in Norwegen einmal vollzogen hat. Überdies wissen wir nicht sicher, ob der Dichter in jener Strophe wirklich durchweg seinen eigenen Sprachgebrauch angewandt hat; er kann auch aus einem für uns verschollenen, älteren, vielleicht fernher gekommenen Gedicht entlehnt haben (wie denn bekanntlich eine andere Zeile aus gleichem Zusammenhang fast wörtlich im Messobrunner Gebet wiederkehrt). Das zuletzt Gesagte deutet einen grundsätzlichen Einwand an, der sich auch gegen andere aus dem Wortlaut gezogene Schlüsse machen läßt. Aus dem laukr der Urzeit folgt also nicht, daß der Döluspädichter ein Isländer war. Dies folgt auch nicht daraus, daß seine Götter in der Urzeit im tün dem Brettspiel oblagen und später, bei der Erneuerung der Welt nach dem Ragnarök, die goldenen Spielbretter im Grafe wiedergefunden werden. Isl. tün hat nämlich den spezifischen Sinn 'gedüngter Grasplatz um das Gehöft', 'Hauswiese', und eben eine Wiese müsse, so hat man gemeint, mit dem tün der Döluspa gemeint sein. Als ob das zerstörende Weltende mit Feindeseinbruch und Feuersbrünsten an dem Asengehöft (tün poetisch = 'Zaun', 'Gehöft') spurlos vorübergehen könnte; und als ob der Dichter — auch wenn er ein Isländer war — die goldschimmernden Wohnungen der Götter wie eine isländische Hüttenreihe könnte gedacht haben. Also auch das Textverständnis darf nicht zu kurz kommen, wenn man die Heimatfrage erörtert.

Etwas ausgiebiger ist die Naturanschauung der Gedichte. Ein Eisbär, der im jüngeren Attilied erwähnt wird, bestätigt den bezugten Ursprung des Denkmals in Grönland. Im Liede von Helgis Tod und Wiedertehr kommt Sigrun, die ein Wiedersehen mit dem toten Geliebten gefeiert hat, am nächsten Abend vergebens zum Hünengrab:

Gelommen wäre, wollt' er kommen, Schon' sthen Aare im Eschengezweig,  
Nun Sigmunds Sohn aus Odins Saale. Es treibt das Volk dem Traumland zu.  
Hoffnung auf Helgis Heimkehr dunkelt:

Diese Abendstimmung mit den Adlern auf den Zweigen der Esche konnte wohl keinem Sohne des fahlen Island aufgehen. Dasselbe gilt von gewissen Vergleichen, so wenn im Alten Hamdirliede der eine der beiden todwunden Kämpfer spricht: 'Wir stehen auf Leichen wie Aare im Gezweig', oder ebendort König Jörmunret grimmig aufbrüllt wie ein Bär. Es gilt freilich keineswegs allgemein, daß die Erwähnung eines in Island nicht vorkommenden Naturgegenstandes dazu berechtigte, den betreffenden Text den Isländern abzusprechen. Isländische Stalden erwähnen z. B. sehr häufig den Wolf, der auf der Walfstatt seine Beute sucht. Sie verdanken dieses Bild lediglich ihren festländischen Vorgängern; bekanntlich gehören die gierigen Aastiere zu den stehen-

den Zügen der altgermanischen Schlachtschilderung. So ist denn auch der Gebrauch der Wolfsformeln bei den Isländern in der Regel entweder schablonenmäßig-start oder naturwidrig-phantastisch; sie haben eben nie den Walfattwolf gesehen. Der Dichter aber, der den Gotenkönig wie einen Bären schreien läßt, der hat den Klang der Bärenstimme im Ohr gehabt, er hat an das große Raubtier gedacht, das sich brüllend vom Lager erhebt, als es den Zahn der Hunde spürt. Dieser Vergleich ist ganz individuell, er hat in stabreimender Dichtung nicht seinesgleichen. Nun hat man freilich eingewendet, der Erfinder dieses Vergleichs könne ein Isländer gewesen sein, der auf einer der landesüblichen Reisen nach Norwegen dort eine Bärenjagd mitgemacht hätte. Dies ist gewiß ein Einwand von prinzipieller Bedeutung. Gute Ortskenntnis an der norwegischen Küste erweist z. B. keineswegs einen norwegischen Verfasser. Aber für den vorliegenden Fall ist der reisende Isländer belanglos. Das Hamdirlied enthält nämlich noch mehr eigenartig geschaute Bilder festländischer Natur; so besonders in der Witwenklage zu Anfang:

Bin einsam worden, wie die Espe im Wald,  
Der Brüder beraubt, wie die Birke<sup>1)</sup> der Zweige . . .

Alle diese Einfälle zusammen können einer isländischen Phantasie schwerlich gekommen sein. Nicht nur die isländische Landesnatur, auch die nachweislich isländische Dichtung und Prosa spricht entschieden dagegen. Also auch der Stil hat bei diesen Überlegungen eine Rolle zu spielen. Es gilt vom Hamdirliede allgemein, daß es stilistisch eines der altertümlichsten Eddastücke ist. Dasselbe gilt, wie wir schon sahen, von seiner metrischen Beschaffenheit. Der Inhalt ist eine uralte gotische Heldensage, die nachweislich als Gedicht von demselben Aufbau, mit wesentlich den gleichen Motiven wie das Hamdirlied über Niederdeutschland nach Scandinavien gekommen ist. Alle Kriterien zusammen geben einen ausreichenden Beweis dafür, daß das Hamdirlied ein vorisländischer Text ist.

Das zuletzt Gesagte greift hinaus über die Methode der von Bugge und Jessen angeregten Forschung der achtziger und neunziger Jahre. Ihr lag sowohl Stilbetrachtung wie vergleichende Germanistik durchweg fern. Überall, wo die südgermanische Überlieferung befragt werden mußte, klappt in den alt-nordischen Literaturgeschichten eine Lücke (die übrigens auf deutscher Seite ihr Gegenstück hat). Und wo man es unternimmt, ein Denkmal zu kennzeichnen, seine allgemeine Beschaffenheit, seinen Gehalt herauszustellen, da verfährt man sprunghaft und äußerlich. Dies rächte sich da, wo auf den Stil Schlüsse gebaut wurden; so bei Sinnur Jónssons grönländischer Hypothese, die durch Olsen eine vernichtende Kritik erfahren hat. Immerhin war an den zugrunde liegenden Beobachtungen etwas Richtiges. Die Merkmale der sogenannten grönländischen Gruppe gehen auf in den Eigenschaften, die die jüngere

1) So übersetzt Genzmer. Der Urtext hat: die Söhne.

Schicht der eddischen Heldendichtung kennzeichnen, und diese Schicht gehört wahrscheinlich in die isländische Literaturgeschichte. In der Geschichte der Skaldendichtung folgt auf eine ältere, spärlicher vertretene norwegische Periode seit 950 eine fast rein isländische: die Skaldenkunst ist aus dem Mutterlande in die Kolonie ausgewandert und hat dort eine reiche Nachblüte erlebt, der wir die große Mehrzahl der überlieferten Skaldengedichte verdanken, während in Norwegen die Überlieferung abstarb, so daß das 11., 12. Jahrhundert, die Zeit der größten Fruchtbarkeit im altisländischen Geistesleben, dort literarisch leer sind. Es liegt nahe genug, in diese gut bezugte, innerlich plausible Entwicklung auch die eddische Poesie einzufügen.

Man solle glauben, am nächsten müsse dies denjenigen Gelehrten liegen, die die Ähnlichkeiten und Zusammenhänge zwischen skaldischer und eddischer Dichtung am stärksten betonen. Aber gerade Sinnur Jónsson will davon nichts wissen. Was ihn bestimmt, sind besonders jene Spuren nicht-isländischer Umwelt, von denen einige oben besprochen wurden. Er vermißt daneben die Hinweise auf speziell isländische Natur und Kultur, Dinge, die dem Eisbären des grönländischen Atlidichters an die Seite zu stellen wären. Hierbei ist zu erinnern, daß die stabreimende Dichtung stark traditionsgebunden war. Wie kein isländischer, ja kaum ein norwegischer Stoff in den seit alters geschlossenen Kreis der Heldensagen mehr Aufnahme gefunden hat, so sind auch Stil und Kostüm treu festgehalten worden. Die Eddadichter sind in dieser Beziehung ebenso konservativ wie die Skalden. Ein isländischer Eddadichter mußte sich klar sein, daß seine Helden vor alten Zeiten im fernen Südlände gelebt hatten, nicht in Island, und er konnte darum unmöglich etwa Lavaströme, warme Quellen oder Polarfüchse in sein Gedicht hineinbringen. Der grönländische Atlidichter aber ist gerade dadurch merkwürdig, daß er das heroische Gewand nur halb, oder weniger als halb, festhält; sein Stil erinnert überall an die Prosa; sein Werk ist ein Unikum und übrigens in der fernen amerikanischen Siedelung weit begreiflicher, als es in Island wäre. Die deutlichen Spuren nicht-isländischer Herkunft aber beschränken sich auf eine Minderheit von Denkmälern, und zwar auf solche, die aus mehrfachen Gründen zu den ältesten gerechnet werden müssen.

Daß die Sprache nichts beweist, wurde oben hervorgehoben. Sinnur hat aber noch ein anderes Argument gegen die isländische Eddadichtung ins Feld geführt: die unruhigen Zustände des neubesiedelten Landes, die wilden Totschläge und Fehden der Sagazeit sollen eine „dichtende Beschäftigung der Isländer mit Mythen und Sagen“ unmöglich gemacht haben, während Norwegen zu der in Betracht kommenden Zeit reichlichen Friedens sich erfreut habe, der Muße habe geben müssen zu geistiger Arbeit; und die Norweger seien auch nicht so nüchtern-praktischen Geistes gewesen wie die Isländer, die im Jahre 1000 das Christentum durch Mehrheitsbeschluß annahmen. Man vermißt

bei diesem Gedankengang die Rücksicht auf die letzten zwei Drittel des 11. Jahrhunderts, die doch auch nach Sinnur Jónssons System nicht ganz hinter das eddische Zeitalter fallen. Damals war es auf Island mindestens so friedlich wie in Norwegen hundert Jahre früher, wo immerhin mancher kleine Krieg ausgefochten sein dürfte, von dem wir nichts wissen. Daß der abstrakte Gedanke, die Dichtkunst blühe nur in friedlichen und friedensgesegneten Kulturen, ganz irrig ist, gehört zu den elementarsten Lehren der Geschichte. Dieser Gedanke ist wiederum nichts als die neue Anwendung einer älteren Lehre, der romantischen Lehre von der Entstehung der Edda in einem vorgeschichtlichen Kulturlande, während die rohere Nachwelt so hoher Schöpfungen unfähig gewesen sei. Das Kulturland wurde einfach aus dem Dänemark des 5.—7. Jahrhunderts in das Norwegen des 10. verlegt; und den Raubzügen der Normannen erschien die isländische Sagazeit gleichwertig, in der das Wikingblut „sich austobte“.

Sachlich sind gegen diese ganze Betrachtungsweise — die übrigens nicht die Jónssons ganz allein ist — die triftigsten Gegen Gründe, namentlich von Olfen, erhoben worden. Hier mögen einige Bemerkungen genügen, die anknüpfen an das 'Ethische und Moralische'. Es darf nicht übersehen werden, daß die Sagas und die Eddalieder ihre eigene Ethik haben, die verschieden ist von der christlichen und bürgerlichen. Vom Standpunkte dieser Ethik ist ein 'ununterbrochenes Kampfleben' nicht an sich ein 'sündiges Leben'.<sup>1)</sup> Ein solcher Gedanke liegt auch dem Döluspadiichter offenbar fern. Der Geist der Eddalieder und der Sagas ist mehr oder weniger ausgesprochen kriegerisch-heroisch. Hamdir und Sörli, Gunnar und Högni, Thor und Vidar sind nahe Geistesverwandte der Sagamenischen. Es besteht hier keinerlei innerer Gegensatz. Vielmehr können Phantasieschöpfungen wie die Eddasagen nur entstanden gedacht werden auf dem Boden einer kriegerischen Kultur, wie sie uns die Sagas für das Island des 10. Jahrhunderts schildern, wie sie aber ohne Zweifel schon weit früher bestanden hat, nicht nur in Norwegen, sondern bei allen heidnischen Germanen. Daß in einer solchen Kultur trotz ständiger Unsicherheit des Lebens und zeitweilig sich häufender Sehden Dichter auftreten und Gehör finden können, das ist eine aus allen Weltteilen bekannte Tatsache, und es wird gerade durch die nordischen Quellen anschaulich belegt: der Skalde ist ein Gefolgsmann, der das Schwert führt wie die andern. Der größte mit Namen bekannte altisländische Dichter, Egill Skallagrímsson, war eine unruhige, harte Kämpfernatur, sein Leben ist reich an Gefahren und blutigen Taten, seine Gedichte aber sind mindestens so kunstreich wie irgendein Eddalied und erregen ähnlich

1) Vgl. Sinnur Jónsson, Lit.-historie 1, 131; dazu Olfen, Timarit 15, 88.— Zwischen der ersten Stelle und der im gleichen Werke 1, 47 von Sars übernommenen Betrachtung besteht ein Widerspruch: es ist der Widerspruch zwischen den Lehren der Romantiker und denen von Sars, die sich hier im gleichen Buche ein Stellbildnis geben.

wie die Eddalieder durch ihren menschlichen Gehalt unser unmittelbares Mitgefühl. Wie konnte man, vertraut mit der Skaldendichtung und überzeugt von ihrer und der Eddalieder Gleichzeitigkeit und Gleichartigkeit, für diese einen friedlichen Kulturherd fordern, den man doch für jene nicht brauchte?

Man wird der Eddaforschung dieser Zeit nachrühmen dürfen, daß sie in methodischer Arbeit dem Gegenstande wichtige neue Seiten abgewonnen hat. Sie hat die überkommenen Probleme wesentlich gefördert, sie aber nicht endgültig gelöst, nicht einmal in den Teilen, von denen sie selber dies annahm (die beiden allgemeinen Sätze über Alter und Heimat). Dies lag zum Teil an ihrem Verhältnis zu der unmittelbar vorangehenden Forschung, deren Ergebnisse sie teilweise unterschätzt, teilweise unselbständig übernommen hat.

Die in der Eddaforschung jeweils herrschenden Meinungen sind wohl zu keiner Zeit einmütig von allen Mitforschenden geteilt worden; es hat immer Minderheiten gegeben, die widersprachen oder doch zweifelten. So stieß die metrische Zustufung der Eddaverse, wie die zugrundeliegende linguistische Metrik überhaupt, von vornherein auf Ablehnung und abweichende Anschauungen. Diese haben sich einerseits niedergeschlagen in den theoretischen Schriften von Heusler (Berlin), anderseits in den Versstatistiken von Pipping und Sjöros (Helsingfors, 1903 und 1906). In den letzten Jahren hat sich das Blatt sichtlich zugunsten der Gegner gewendet. Man darf wohl auch sagen, daß der allgemeine Zug der Zeit ihnen günstig ist.

Einer der Einwände gegen das Sieverssche Verfahren war die Abwesenheit historischer Gesichtspunkte. Dieser Mangel wurde teilweise beseitigt durch Hoffory, der die überschüssigen Silben als Altertümlichkeiten auffassen lehrte. Hofforys Gedanke führt folgerichtig zu dem Schluß, daß diejenigen Denkmäler, deren Verse der Silbenzählung überhaupt spotten (Hamdirlied, Altes Atlilied, Lied von der Hunnenschlacht), die allerältesten sein müssen. Da aber die metrische Altersbestimmung mit der festen Silbenzahl steht und fällt, so eröffnet sich für diese Denkmäler die Möglichkeit, daß sie vor die Wikingzeit zu setzen, also ungefähr so alt sind, wie Keyser und Grundtvig gemeint hatten. Damit ist die moderne Datierung der Eddalieder durchbrochen: der Satz „keiner der erhaltenen Texte kann vor 800 entstanden sein“ verliert seine Gültigkeit.

Wenn trotzdem dieser Satz ohne Einschränkungen und Zweifel so oft wiederholt worden ist, so hatte das wohl hauptsächlich zwei Gründe: die alte Vorstellung von der Edda als einer Einheit, der in allen Teilen wesentlich die gleichen Prädikate zukommen, und jene verhängnisvolle Denkgewöhnung, wonach nur das Beachtung verdient, was sich exakten Regeln unterwerfen läßt. In Wirklichkeit ist die Eddasammlung sehr wenig einheitlich, und das beruht zum Teil auf dem Nebeneinander von Regel und Regellosigkeit in der sprachlichen Füllung ihrer Rhythmen. Je größer aber die Zahl der eddischen Spielarten ist, um so reichere Beute winkt unserer Erkenntnis. Es ist kein Vorzug,

wenn der terminus post quem für alles ausnahmslos gilt, wie ein Lautgeſetz, wie eine phyſikaliſche oder chemiſche Formel. Wir haben gar kein Intereſſe daran, den eddiſchen Zeitraum oder das eddiſche Urſprungsland ſo eng, ſo ſcharf begrenzt und leicht überſchaubar wie möglich denken zu dürfen. Wir werden deſhalb ſorgfältig prüfen, ob wir wirklich ſo enge Grenzen ziehen müſſen.

Die Forſchung der achtziger Jahre war durch ihren Gegenſatz gegen die ältere Schule dazu getrieben worden, abſichtsvoll zu betonen, alles, was vor 800 und außerhalb des norrönen Gebietes etwa liege, ſei terra incognita. Darüber zu ſpekulieren lohne ſich nicht für ernſthafte Leute, meinte man. Man ließ deſhalb die nordiſche Literaturgeſchichte mit der Wikingzeit anheben. Freilich erkannte man an, daß es vorher ſchon die 'Sage', den 'Stoff', gegeben habe und daß der Stoff größtenteils aus Deutschland nach Skandinavien gekommen ſei. Aber obgleich man nicht leugnete, daß Sagengeſchichte Literaturgeſchichte iſt, machte man nicht Ernſt mit dieſem Satz. Die Frage: wie haben wir uns das Leben jener 'Sage' eigentlich vorzuſtellen? wurde nicht einmal geſtellt, geſchweige eine Antwort auf ſie geſucht, auch nicht in der 'Heldensage', die ein beſonderer, rein ſtoffgeſchichtlicher Forſchungsweig blieb und übrigens herzlich wenig Beachtung fand. Und dies zur ſelben Zeit, wo die Sprachwiſſenſchaft erfolgreich hinausſchritt über die zufälligen Grenzen des Überlieferten, geleitet von der Vergleichung und von Geſetzen, die, aus der Erfahrung abgeleitet, auch über dieſe hinaus Geltung haben. Nicht nur das vergleichend-geſchichtliche Vorgehen der Sprachforſcher blieb ohne Nachahmung, auch auf eine Begriffsbildung gleich der linguistiſchen verzichteten die Literariſtiker: es gab für ſie eigentlich nur einzelne Denkmäler und Handſchriften mit den jeweils zugehörigen Überlieferungs-, Verfaſſer-, Abhängigkeits- und dergl. Fragen; nur die Erörterung dieſer Spezialfragen unterſchied ſie von einem Linguisten, der etwa lauter Sätze, Wörter oder Laute geſammelt hätte, ohne zu bemerken, daß es Satz-, Wort- und Lautarten gibt.

Und doch hatten ſchon ältere Forſcher bemerkt, daß die Eddalieder ſich nach ihrer Kunſtform in Gattungen einteilen laſſen, und ſie hatten Schlüſſe daraus gezogen. Grundtvig, in der letzten ſeiner drei Vorleſungen über die Heldendichtung des nordiſchen Altertums (1867), hatte richtig geſehen, daß das Situationsſtück mit Rückblick (Oddruns Klage, Gudruns Gattenklage) jünger ſein muß als das erzählende Gedicht (Wielandslied, die Atlilieder). Müllenhoff hatte den Begriff der ſogen. „gemischten Form“ aufgeſtellt — „proſaiſche Erzählung mit bedeutſamen Reden der handelnden Perſonen in poetiſcher Faſſung“ — und hatte ſie für die Vorstufe der durchverſifizierten erzählenden Lieder der Weſtgermanen erklärt, eine Lehre, die viel Anklang gefunden — und ebenſo viel Verwirrung geſtiftet hat. Nun kam 1897 der Engländer Ker, der die Betrachtungsweiſe des literary criticism unbefangen auf die alten Denkmäler anwandte, mit einer Reihe fördernder Beobachtungen. Aber volle



Klarheit in diesen Dingen hat erst der Aufsatz von Heusler über den Dialog in der altgermanischen Dichtung (Zeitschr. f. dtsh. Altertum 46, 1902) geschaffen.<sup>1)</sup> Es gibt innerhalb der großen erzählenden Gruppe einerseits doppelseitige — aus Dialog und Bericht des Dichters gemischte —, anderseits einseitige — dialogisch-dramatische — Ereignislieder. Das doppelseitige Ereignislied zeigt einen älteren Typus (Wielands-, Altes Atli-, Thrymslied) und jüngere Typen (Kurzes Sigurds-, Jüngerer Atli-, Hymirlied) nebeneinander. Das einseitige Ereignislied, das kunstvollste Gebilde der Stabreimenden Formenwelt (Helgis Tod, Skirnirs Werbungsfahrt), kann aus dem doppelseitigen entstanden gedacht werden, indem der von jeher stark hervortretende Dialog den Bericht aus Dichters Munde auffog; sein Hauptmerkmal ist, daß der Dialog den Bericht ersetzt, die Handlung und ihre Umwelt so gut wie vollständig spiegelt. Daher ist es innerlich verschieden von den Situationsstücken (heroic idyls), die zwar auch ganz oder fast ganz aus Rede (Rückblick) bestehen, die aber, wie schon der Name andeutet, keine Handlung zu bewältigen haben. Die Situationsstücke stehen dagegen der lehrhaften, meist mythologischen, Katalogdichtung nahe und anderseits denjenigen jüngeren Ereignisliedern, die ebenfalls durch breite, handlungsarme Reden gekennzeichnet sind.

Daß diese Art Reden einen jüngeren Geschmack darstellt als die fernige, das Ganze vorwärtstragende oratio recta etwa des Alten Atliedes, dafür bürgen schon das Ethos der Denkmäler und der Gegensatz ihrer Bauart so überzeugend, daß Meinungsverschiedenheiten darüber heute nicht mehr bestehen dürften. Besonders ausflärend sind die mehrfachen Darstellungen derselben Sage, die in unserer Überlieferung nebeneinander liegen, so besonders die beiden Atlieder. Man sieht hier deutlich, wie der jüngere Dichter den überkommenen Stoff zu bereichern und zu vertiefen sucht. Dazu dienen ihm besonders die eingelegten Redeauftritte, die, arm an dramatischem Gehalt, die Gesinnungen und Schicksale der Helden exponieren. Im jüngeren Atliede ist es der Zwist der Ehegatten, Atli und Gudrun (Egel und Kriemhild), der diesen Auftritten als Grundlage dient. Bei ihrer Breite und ihrer Neigung, Einzelheiten aus der Vorgeschichte — anderswo auch aus der Zukunft — hereinzuziehen, beschweren sie den Lauf der Handlung und wirken fast wie ein Gedicht im Gedichte. Auch sonst pflegt die Komposition der jüngeren Ereignislieder um ebenso viel lockerer, sorgloser als die der älteren zu sein, wie ihr Umfang den der letzteren übertrifft. Ihre stilistische Gesamterscheinung ist der einer Spätkunst; auch gewisse Einzelmotive legen den Vergleich mit dem Barock nahe.

Die stilgeschichtliche Betrachtungsweise erwies sich zunächst fruchtbar für die Frage nach den verlorenen Eddatexten. Der Codex regius hat eine große Lücke, deren stofflicher Inhalt in der Prosa der die ganze Reihe der Heldenlieder paraphrasierenden Volsunga saga gerettet ist. Heusler war der erste, der an

1) Vgl. Symons, Einleitung § 30, Ranisch, Eddalieder (Sammlung Götschen).

die Saga die Maßstäbe der bewahrten eddischen Dichtung anlegte, zunächst den allgemeinen Maßstab der Fabel — ein Lied umspannt weder 'eine Reihe von Geschehnissen' noch ein 'Stück' der Sage ('des Zyklus'), sondern eine einheitliche Handlung, die es bis zu Ende vorführt —, sodann die Maßstäbe des älteren und des jüngeren Ereignisliedstiles. Er vervollständigte auf diese Weise die hinter der Lücke einsehende Strophenreihe — den *lóγος ἀκέφαλος* des alten Torfaeus — zum 'Alten Sigurdsliede' und gewann aus den dazwischen geflochtenen gliederreichen Dialogen das 'Große Sigurdslied', einen interessanten Vertreter des jüngeren Ereignisliedes, ein Seitenstück zum 'Kurzen Sigurdslied'; zudem ein paar Situationsstücke ('Die Lieder der Lücke', in den Germanist. Abhandlungen für H. Paul, 1902). Diese Ergebnisse als Ganzes sind bisher durch nichts Befriedigenderes ersetzt worden. Wenn einmal die zusammenfassende Nachprüfung vorgenommen wird, die das durch die Diskussion<sup>1)</sup> inzwischen hinzugebrachte neue Material nötig macht, so wird die Stilkritik nach wie vor das letzte Wort zu sprechen haben, mag man nun Literaturgeschichte oder Sagengeschichte treiben wollen.

Noch wertvollere Bereicherung als aus der Volsunga saga erfuhr das eddische Material aus dem lateinischen Werke des Saxo Grammaticus. Der bahnbrechende Sagoforscher Axel Olrik (Kopenhagen), Grundtvigs Schüler, der uns den richtigen Blick auf die Quellen jenes Geschichtsschreibers eröffnet hat (1892 ff.), hat auch die darunter befindlichen Gedichte gewissermaßen erst entdeckt, so besonders das Lied von Hrolf Krates Fall (Biarfilied) und das Ingeldslied, welche beide in dänischer Nachdichtung und feinsinniger Kommentierung jeweils den Mittelpunkt der beiden bisherigen Olrikschen Hauptwerke bilden ('Dänemarks Heldendichtung' I und II, 1903 und 1910).<sup>2)</sup> Nach Olrik sind diese Denkmäler im 10. Jahrhundert in Dänemark entstanden. Seine Gründe sind namentlich für das Ingeldslied sehr gewichtig. Für den dänischen Ursprung beider Texte spricht ihre Bauart: das monologische Ereignislied von stark lyrischer Haltung, wie wir es hier in Meisterwerken vertreten sehen, ist der Eddasammlung unbekannt; diese hat nur dialogische Ereignislieder. Besitzen wir aber hier dänische Eddadichtung, so ist die Jenseitsheimatsbestimmung durchbrochen. Dabei fällt es noch besonders ins Gewicht, daß der Anfang des Biarfiliedes auch in isländischer Sprache vorliegt und daß das ganze Lied auf Island bekannt gewesen ist. Dazu kommt ein weiteres: es hat seine Schwierigkeiten, lange stabreimende Heldengedichte von heidnischer Haltung in dem Dänemark um 1200 noch lebendig zu denken. Sind also diese Denkmäler dänisch, so werden sie am ehesten auf dem Umwege über die isländische Über-

1) Boer, *Ztschr. f. dtsh. Phil.* 35 u. ö., *Nedel edd.* 39, Ussing, *Om det indbyrdes forhold mellem heltekvadene*, Kopenhagen 1910, Panzer, *Sigfrid* 189ff.

2) Daneben haben selbständigen wissenschaftlichen Wert die Verdeutschungen beider Stücke bei Genzmer, *Edda I, Heldendichtung* (2. Aufl. 1914).

lieferung Sago zugekommen sein. Dann meldet sich aber sogleich die Frage: sind vielleicht unter unseren isländischen Gedichten und Gedichtbruchstücken noch weitere in Dänemark — oder sonst außerhalb der norrönen Grenzen — zu Hause?

Wir müssen uns klar machen, was dies heißt. Die Sprache der Eddalieder ist isländisch. Wäre der Dichter eines von ihnen ein Däne, so müßte der betreffende isländische Text aus dem Dänischen übersetzt sein. Der Satz 'dies Lied ist dänisch' hätte genauer zu lauten: 'sein Original war dänisch'. Dann würde es sich fragen, wie Übersetzung und Urtext sich zueinander verhalten. Wäre die Übersetzung sehr frei gewesen, so daß man von Umdichtung oder 'Bearbeitung' sprechen könnte, so wäre das Original ungefähr = x. Es gibt aber eine wichtige Parallele, die darauf hinweist, daß wir mit dieser Möglichkeit jedenfalls nicht in erster Linie zu rechnen hätten. Das sind die Balladen des Mittelalters. Wir haben sie oft in verschiedenen Fassungen, z. B. im dänischen Originaltext und in isländischer Gestalt. Die Fassungen unterscheiden sich zwar vielfach im Wortlaut — schon das Reimbedürfnis mußte zu Änderungen zwingen —, aber obwohl die unmittelbare Grundlage des isländischen Textes niemals bekannt ist (die dänischen Aufzeichnungen sind dafür im allgemeinen zu jung), so ist doch deutlich, daß die Isländer sich nicht bloß an den Gang der Handlung binden, sondern getreu Strophe um Strophe wiedergeben. Oft weist ein lässig beibehaltener Ausdruck auf das Original zurück.<sup>1)</sup> Da die Eddalieder ebenso mündliche Literatur waren wie die Folkevise, so haben wir kein Recht, von der Aneignung eines fremdsprachlichen Textes dort wesentlich anderes zu erwarten, als was wir hier finden. Dazu gehören nun auch die stehengebliebenen Reste des Originals. Aber in den Jahrhunderten, um die es sich bei der Edda handelt, standen die skandinavischen Sprachen einander noch viel näher als zur Balladenzeit (nach 1200). Auch gibt es so gut wie keine gleichzeitigen lokalisierten Denkmäler. Daher sind kenntliche Danismen kaum zu erhoffen. Es gilt hier dasselbe wie innerhalb der norrönen Mundarten. Daraus sieht man aber, daß die Behauptung, ein um 1270 in (Nord-)Island aufgezeichneter Text stamme aus einem Teile Norwegens, sich sprachlich auf keine besseren Gründe berufen kann, als die Verlegung eines anderen solchen Textes nach Schonen oder Jütland. Nur inhaltliche Gründe können entscheiden. Die Umwelt vieler erzählten Vorgänge weist, wie Jessen lehrte, nach Norwegen-Island. Dem läßt sich gegenüberstellen, daß das Erzählte selbst, eingeschlossen Stücke seiner Umwelt, vielmehr anderswohin weist, in den Nibelungenliedern nach Deutschland, im Hunnenschlachtliede in das pontische Gotenreich, in den Helieliedern und im Mühlenlied nach Dänemark, in Hjalmar's Sterbelied nach Schweden. All dies glaubte man bekanntlich früher von den Liedern abschneiden zu können als ihren 'Stoff', der auch in anderer Form als der Liedform habe fortgepflanzt werden können. Hatte man überall ein Recht dazu?

1) Vgl. u. a. Olrik, *Danske Studier* 1906, S. 182 ff. (über die Ribold-Ballade in Island).

Eine sichere Handhabe, um zu festen Ergebnissen zu gelangen, würden jene Spuren der fremdsprachlichen Vorgänger bieten, wenn sich solche finden ließen. Man hätte zu suchen in den Texten mit südgermanischem Inhalt, weil hier eine größere Sprachverschiedenheit beteiligt ist als innerhalb Skandinavien. Seit den Brüdern Grimm lag die Vorstellung, gewisse eddische Heldenlieder seien aus Deutschland eingewandert, gewissermaßen in der Luft, und 1894 machte R. Kögel den Versuch, das Wielandslied als eine Übersetzung aus dem Deutschen darzutun.<sup>1)</sup> Seine Hinweise waren nicht geeignet, die Vorstellung von der ungeformt wandernden Sage zu widerlegen, aber sie lassen sich erweitern, so daß sie außer dem Stoff auch den Liedtext treffen.<sup>2)</sup> Entsprechende Beobachtungen erlaubte das Lied von der Hunnenschlacht (Eddica minora XIV, Verf., Beitr. 3. Eddaforschung 263). Im Alten Atliliede heißt der Wolf der 'Heidebewohner': damit ist nicht die Heide im gewöhnlichen Sinne gemeint, auch nicht die isländische Bergheide, sondern die altniederdeutsche Heide, das ist der Wald: der Wolf ist in der stabreimenden Dichtung ständig der Waldbewohner.

Die Kriterien häufen sich, wenn wir den alten Eddaliedern mit südgermanischem Sagengehalt die stofflich verwandten (oder identischen) südgermanischen Denkmäler gegenüberstellen. Da finden sich Anflänge, darunter wörtliche, in solcher Menge und Deutlichkeit, daß der Schluß auf liedmäßige Zusammenhänge unabweisbar wird.<sup>3)</sup> Den eindrucksvollsten Fall liefert die Trugrede des letzten Burgunden: Altes Atlilied Strophe 26. 27 = Nibelungen (B) Strophe 2371. Noch wertvoller ist die Übereinstimmung zwischen dem Alten Hamdirliede und dem niederdeutschen Liede von Ermenrichs Tod, das auf einem fliegenden Blatt des 16. Jahrhunderts uns gerettet ist.<sup>4)</sup> Hier gibt es nicht bloß die merkwürdigsten Ähnlichkeiten des Wortlauts und einzelner Motive<sup>5)</sup>, sondern durch die Entstellungen und Verschiebungen des späten niederdeutschen Textes hindurch zeigt sich deutlich noch die ursprüngliche Identität im Gang der Handlung (Scenarium). Das Einzigartige dieses Fundes liegt darin, daß wir hier dem eddischen Liede einen südlichen Doppelgänger direkt gegenüber-

1) Geschichte der deutschen Literatur 1, 99f.

2) 2, 6 dró = 'trug' (anord. draga 'ziehen'!); 5, 5 'sló fastan' = 'schlag fest'; 9, 2 bero (statt biarnar) nach ahd. af. bero, vgl. 10, 1 á berfialli; 13, 4 vlsi álfa (danach álfa liódi 10, 3) = 'weißer Elbe', vgl. þæs wisan Welandes bei Alfred im Boethius, mhd. wisiu wip und die 'Sinnen' in der Eddaprosa, auch den 'großen Stehler' Alberich in der Thidreksjaga.

3) Vgl. die oben S. 90 Nr. 1 gegebene Literatur, Niedner, Ztschr. f. dtsh. Alt. 33, 36f.; Boer, Untersuchungen zur Nibelungenjaga 2, 29ff. und schon Edzardi, Germania 23, 91f.; W. Grimm, Heldenjaga 12.

4) Vgl. besonders Symons, Ztschr. f. dtsh. Phil. 38, 145ff.

5) Im nhd. Liede tragen die Angreifer Samt und Seide über den Harnischen: im Hamdirliede sind sie in guðvefr gelleidet. Wie es im nhd. Liede einen 'Hörning' gibt und im eddischen der dritte Bruder hornyngr ('Bastard') heißt (Symons), so entspricht dem nhd. 'Blödeling' ein eddisches blaudom hal ('dem feigen Kerl') und wohl auch dem Reginbald, einem Sohn Ermenrichs in der Thidreksjaga, der reginkunngi baldr = Ermenrich.

stellen können, wie der norwegischen Ballade die schwedische, der isländischen die dänische, der dänischen die niederdeutsche: ein und dasselbe Dentmal, das jahrhundertlang mündlich weitergegeben worden ist, erscheint uns in zwei Gestalten, einer späten, inhaltlich und formal (zum Endreim) umgebildeten, und einer älteren, stabreimenden. Das Verhältnis ist ähnlich wie das zwischen dem alten Hildebrandbruchstück und dem (in vielen deutschen und niederländischen Drucken erhaltenen) jüngeren Hildebrandslied. Auf Wesen und Lebensweise des germanischen Heldenliedes fällt ein grelles Licht. Wir erkennen es als den Vorläufer der mittelalterlichen Ballade, der ebenso gemeingermanisch war wie diese.

Daß die Sagen in fester Form gelebt haben, muß man auch aus inneren Gründen annehmen. Erstens wegen ihres guten Gedächtnisses. Formlose Tradition — Geschichtserinnerung — pflegt erfahrungsgemäß nach wenigen Generationen unkenntlich zu werden oder ganz zu erlöschen. Die Heldendichtung aber kennt nicht bloß Völker-, Orts- und Personennamen aus entlegenen Zeiten und Gegenden, sie bewahrt auch Landschaftsbilder, Familienverhältnisse und Kleinigkeiten wie die Hornbögen und sogar die Schnauzbärte der Hunnen erstaunlich treu.<sup>1)</sup> Diese Erscheinung lehrt dasselbe wie die Berührungen isländischer Texte mit oberdeutschen: nicht der abstrakte Stoff ist vererbt worden, sondern der Wortlaut. Dazu kommt als zweites der poetische Bau der Sagen. Sie sind innerlich Dichtung, so gut wie z. B. Macbeth, und Dichter müssen sie geschaffen haben. In der Tat treffen wir sie in Gedichtform an, im Norden wie im Süden. Wir haben also keinen Grund, anzunehmen, daß sie je nicht in dieser Form vorhanden waren. Es fragt sich nur, welche Gedichtform die ursprüngliche ist. Diese zweite Überlegung läßt sich auch so wenden: Dinge wie die Tragödie der burgundischen Brüder wird man sich so, wie wir sie aus dem Attililiede kennen, nicht gesprächsweise erzählt haben wie eine Anekdote (Volks Sage) oder eine Neuigkeit. Eine so außeralltägliche, pathetische Geschichte erforderte eine festliche Veranstaltung: der Vortrag des Heldenliedes vor den Zuhörern. Auch Macbeth oder die Gespenster sind gesprächsweise nicht zu bewältigen, sie werden erst auf der Bühne lebendig — und, bis zu einem gewissen Grade, bei der Lektüre; aber bei unserer Frage handelt es sich ja um vorliterarische Zeiten. Nun ist der Stoff, sagen wir: des Alten Attililiedes, Jahrhunderte älter als die Wikingzeit. Es ist ausgeschlossen, daß er jemals als Namenhaufen und 'abstraktes Personen- und Begebenheitsverhältnis'<sup>2)</sup> bestanden hat, ausgeschlossen aus den eben genannten Gründen und wegen der engen Beziehungen zur Geschichte der Völkerwanderung einerseits, zum Nibelungenepos andererseits. Das Alte Attililied erscheint geradezu im ganzen Verlauf und Inhalt seiner Fabel (abgesehen von einer und der anderen Einzelheit) als die poetische Zwischenstufe zwischen den wirklichen Ereignissen des 5. Jahrhunderts

1) Vgl. Bugge, Erpr og Eitill, Kristiania 1898. Panzer, Das altdeutsche Volksepos, S. 19.  
2) Ussing a. a. O. 174.

und der oberdeutschen Burgundenfabel der Ritterzeit. Also ist es, abgesehen von seiner sprachlichen Form, älter als die Wanderung der Nibelungensage nach dem Norden: diese Wanderung ist nichts anderes als die Verbreitung eines berühmten — vermutlich fränkischen — Liedes durch Gefolgschaftsdichter über Weser, Elbe und Sund.

Daß es nicht bloß einen germanischen Sagenschatz, sondern auch eine germanische Poesie gegeben hat, ist längst bekannt. Unsere neue Einsicht besteht darin, daß wir gelernt haben, die beiden Tatsachen miteinander in Verbindung zu bringen und sie damit ihrer alten unfruchtbaren Ungreifbarkeit zu entkleiden. Schon längst harrten zwei Fragen auf Antwort: in welcher Form sind die Sagen fortgepflanzt worden? und: wie sahen die Gedichte aus, an denen in germanischer Zeit die Stabreimmetrik und die Variationstechnik gehaftet haben? Der Schluß auf germanische Heldenlieder lag nahe genug. Aber diese Heldenlieder blieben lange unklar, rätselhaft. Der Blick haftete zu einseitig am westgermanischen Epos (Nibelungen, Beowulf), während man die Eddalieder vernachlässigte, und die Stilbetrachtung fragte nur nach dem äußeren, nicht nach dem inneren Stil. Ein Wandel wurde angebahnt durch die Studien in vergleichender mittelalterlicher Literaturästhetik, die W. P. Ker unter dem Titel *Epic and Romance* 1897 erscheinen ließ. Hier wurde der große Gegensatz heroisch—ritterlich mit feinstem Verständnis herausgearbeitet, als der Gegensatz zweier literarischer und Kulturzeitalter, und besonders die ältere, heroische Schicht, die Hinterlassenschaft des germanischen Altertums in England, Skandinavien und Frankreich, nach ihren sittlichen und künstlerischen Merkmalen beschrieben; das Tragische, der Lieblingsgegenstand der germanischen Dichtung, erhielt zum erstenmal den rechten Platz angewiesen, indem die Gültigkeit von Aristoteles' Bemerkung über das Dramatische im Epos auch für dieses Gebiet betont wurde, und dabei wurde u. a. unsere Würdigung der Eddadichtung feinsinnig bereichert. In diesem Zusammenhang entdeckte nun Ker auch den Liedstil in seiner Verschiedenheit vom Epenstil: Hildebrandslied und Simmsburglied sind eine andere, ältere Gattung als Beowulf und Waldere. Die nordischen Lieder vertreten noch extremer die erste Gattung, die im Norden den Fortschritt zum Epos niemals gemacht hat. Kers Gesichtspunkte wurden aufgenommen und konkret klärend und berichtigend, mit Heranziehung der deutschen Heldenepen und der Balladensammlungen, weiter verfolgt von Heusler in den Untersuchungen über 'Lied und Epos' (1905). Derselbe hat dann in dem Artikel 'Dichtung' in Hoops' *Realexikon der germanischen Altertumskunde* die Ergebnisse der vergleichenden germanischen Literaturforschung im Grundriß dargestellt.

Der Tatbestand ist in der Hauptsache dieser: der Liedtypus, der sich innerhalb der eddischen Literatur als der älteste erweist, das doppelseitige Ereignislied, hat sehr nahe Verwandte an den beiden einzigen westgermanischen Heldenliedern, die uns erhalten sind. Daraus läßt sich der Begriff des gemeingermani-

ischen Heldenliedes mit nahezu restloser Klarheit gewinnen. Die Verwandtschaft der poetischen Gebilde reicht von der Oberfläche bis ins Innerste; sie zeigt sich am Ethos und der Art des Inhalts (der Heldensage) ebenso wie an seiner Darstellung (episch-dramatische Kürze) und deren Umfang, an der Phraseologie, an dem Verhältnis von Satz und Vers, endlich an der Metrik. Das stabreimende Epos weicht scharf ab in der Darstellungsweise (epische Breite) und daher auch im Umfang, ferner teilweise im Ethos und in der Gliederung (Verhältnis von Satz und Vers). Ähnliches gilt von den jüngeren eddischen Gattungen. Nur eine Frage bleibt dabei offen: die nach der metrisch-musikalischen Periodenbildung. In diesem Punkte verhalten sich nämlich die eddischen und die westgermanischen Ereignislieder verschieden. Jene sind sangbar-symmetrisch (strophisch), diese unsangbar, u. a. durch den sogenannten Hakenstil. Doch gehen Simsburg und Hildebrand hierin lange nicht so weit wie das Epos, sie sind teilweise ebenfalls symmetrisch, ebenso einige andere kleine angelsächsische Stücke. Umgekehrt zeigen das alte Atli- und das Hamdirlied Hinneigung zum Hakenstil. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist der symmetrische Bau das ältere. Die älteste Stilform germanischer Dichtung ergibt ein Vergleich des Thrymliedes mit den westgermanischen Zauberprüchen. Der Hakenstil ist eine südgermanische Neuerung, die wohl mit der Steigerung des Variationsstils Hand in Hand gegangen ist. Die deutschen Vorläufer des Hamdir- und Atli- und des Wielandsliedes dürfen wir uns etwa wie das Hildebrandslied gegliedert vorstellen; der des Wielandsliedes, dessen Diction so sehr viel schlechter ist, scheint auch altertümlichere Gliederung gehabt zu haben. Welchen Umfang aber hatte die älteste Strophe? Man hat vermutet, daß es die Langzeile war.<sup>1)</sup>

Ist somit die gemeingermanische erzählende Hauptgattung im ganzen klar gestellt, so fällt zugleich neues Licht auf die Vorgeschichte der ältesten eddischen Heldenlieder. Denn der namentlich durch 'Ermentrichs Tod' und durch die Parallele der Balladenwanderungen mindestens zu hoher Wahrscheinlichkeit erhobene Satz, daß diese Stücke im allgemeinen Szene für Szene südgermanischen Originalen folgen, wird gegen den denkbaren Einwand gesichert, die deutschen Lieder könnten ebenso gut eine ganz andere Darstellungsform besessen haben als die des doppelseitigen Ereignisliedes (oder: sie müßten als Epen gedacht werden). Grenzen der literarischen Formen gab es, soweit wir zu erkennen vermögen, in der ältesten Zeit zwischen den germanischen Völkern nicht. Sie entstanden erst, als sich in England das Epos, im Norden das einseitige Ereignislied bildete. Die eddischen Gedichte zeigen uns in der Mannigfaltigkeit ihrer Gattungen eine historische Abfolge; sie führen uns von den speziell isländischen Arten hinauf zu den gemeinnordischen und weiter zur gemeingermanischen; und sie veranschaulichen uns dabei diese letzte kaum weniger reich als das heroische Idyll der Spätzeit, denn, so gering die Zahl der alten Ereignislieder ist, jedes von ihnen hat eine ganz ausgeprägte stilistische Eigen-

1) Über die Gliederung vgl. meine Beiträge zur Eddaforschung (1908).

art, so daß wir auf Grund der Edda allein, auch ohne die deutschen und englischen Stüde heranzuziehen, von verschiedenen Schulen der germanischen Heldendichtung sprechen dürfen. Wir erkennen auch deutlich die Sonderart der nordischen Einzelentwicklung. Die von Anfang an für den Heldendichter so bezeichnende überwiegende Teilnahme für den Menschen, seine Leidenschaften und Konflikte, wird im Norden zu einer Ausschließlichkeit gesteigert, die zur Problemtragödie und zur psychologischen Studie führt. Nicht zufällig hat sich Ibsens besondere Begabung zuerst an der Nacherzählung eines späten Eddaliedes entzündet. Aber wunderbarer als Ibsens Genie im 19. Jahrhundert ist die Tiefe und die sichere Kunst der Menschendarstellung bei den namenlosen Eddadichtern, die sich zu ihren gefeiertsten Zeitgenossen im südlicheren Europa verhalten, sagen wir: wie Heinrich v. Kleist zu Gellert. Nicht minder einsam in ihrer Zeit stehen die einseitigen Ereignislieder mit ihrem hinreißenden lyrischen Schwung und ihrem feinen Formsim. Eins aber haben die nordischen Dichter verlernt: das Erzählen. Ihre deutschen Vorgänger zur Merowingerzeit waren darin allem Anschein nach stärker. Sie hatten dabei eine Neigung zu genrehafter Ausmalung des Beiwerks: in der reich behängten Halle des Hunnenkönigs drängen sich die Schnauzbärtigen Krieger; Wieland, der müde von der Jagd heimkehrt, sitzt auf das Bärenfell nieder und zählt seine Ringe, während vor ihm das Bratfeuer prasselt; das Königspaar schaut vom Hochsitz aus den Königsknaben zu, die Gere schäften oder ihren Pferden die Mähne kürzen. Etwas Verwandtes sind die farbigen Naturbilder in den Vergleichen. Zu beidem liefert die Poesie mit westnordischer Wurzel und die jüngere Nibelungendichtung wenige oder keine Gegenstücke; sie hat abgestreift, was irgend an epische Breite erinnert.

Die Eddaforschung auf ihrer neuesten Stufe ist das Hauptstück der altgermanischen Literaturgeschichte geworden. Aber wir verstehen nicht mehr, wie man früher wohl tat oder gern getan hätte, die Edda mit Haut und Haaren nach Deutschland oder auch nur nach Dänemark. Wir haben nur durch Analyse und Vergleichung gelernt, ihre Mannigfaltigkeit besser zu würdigen. Es verhält sich mit der Edda wie mit der nordischen Archäologie: von Süden kommende Kulturströme haben dort oben ihr Geschiebe abgelagert, das von weither kam und in seiner Heimat ungleich weniger Andenken hinterlassen hat.<sup>1)</sup>

1) Vgl. Sophus Müller, Urgeschichte Europas. — Der Begriff des germanischen Heldenliedes, so wie oben dargestellt, ist nicht allgemein angenommen. Doch sind es eigentlich nur Meinungsäußerungen, ohne irgend umfassende Begründung, die dagegen laut geworden sind. Wieviel von Olriks Ansicht, das breite Epos sei älter als das Lied (Danmarks Heltedigtning 1, 103 ff.), ich für richtig halte, ist oben gesagt; Olriks Gedankengang scheint mir durch Heusler, Anz. f. dtsh. Alt. 30, 34f. widerlegt. Der 'dramatisch-zusammengedrückte Stil', der 'targe, springende, unepische Stil' (Vogt, Festschr. d. Schles. Ges. f. Volkstunde 1911, S. 508) kann nicht für etwas nur Nordisches gelten. Gewiß ist das Hildebrandslied das Werk einer 'nach Komposition und Stil hochentwickelten Kunst' (Vogt), aber diese ist nicht 'von den skandinavischen Liedern ganz verschieden'. Am wenigsten geht dies daraus hervor, daß das Hildebrandslied, mit Ker zu reden, ein Trauerspiel in einem Auftritt ist, während



Auf der anderen Seite ist die Eddaforschung bestimmter als früher ein Stück der altisländischen Literaturgeschichte geworden. Schon oben wurde hervorgehoben, daß überwiegende Gründe dafür sprechen, das Endstück der eddischen Entwicklung nach Island zu verlegen, in die Zeit um 1100. Niemand hat je bezweifelt, daß die in isländischen Sagahandschriften überlieferte eddische Dichtung in ihrer Mehrzahl isländischen Ursprungs ist (Herwörlid, Innsteinslied, Hjalmar's Sterbelied u. a.). Damit ist die Bodenständigkeit eddischer Kunstübung in Island zugegeben und alles, was gegen die isländische Heimat von Liedern des Codex regius etwa Grundsätzliches angeführt wird, von vorn herein entkräftet.<sup>1)</sup> Daß 'Starkads Rückbild', das einzige uns im Original vorliegende Starkadlied, nicht norwegisch ist, wie Olrik gemeint hat, sondern isländisch, zeigte Ranisch: die Kriegsgefährten des Helden tragen zum Teil die Namen bekannter Personen der isländischen Sagazeit, und diese Namen sind sehr selten (Ranisch, Die Gantrettsaga, 1900). Solche konkreten Anhaltspunkte sind, wie wir sahen, nur ausnahmsweise zu erwarten. Gleichwohl gibt es gewichtige Einzelgründe für den isländischen Ursprung noch weiterer Denkmäler. Die Kultur Alt-Islands ist uns so gut bekannt und erweist sich als so einzigartig, daß wir imstande sind, Werke, die diese spezifische Geisteswelt abbilden, danach zu lokalisieren und auch zu datieren. Dies gilt besonders für die gattungsmäßig jüngsten Sprossen am eddischen Baum, die 'antiquarische Gelehrsamkeitsdichtung', Stücke wie das Lied von der Schöpfung der Stände (Rigspula) oder das von Thor und dem Zwerg Alwis oder die Märchendichtung von Svipdag.<sup>2)</sup> In allen dreien steckt keltischer Einfluß, wie er für das Geistesleben gerade der Isländer nach der Wikingzeit bezeichnend ist (nicht der Nordländer in der Wikingzeit, wie Bugge gemeint hat).

die eddischen Lieder eine Auftrittsfolge bieten. Denn einmal ist diese Auftrittsfolge keine bloße 'Solge von Begebenheiten', sondern ebenso wie die eine Szene des deutschen Liedes die Darstellung einer Fabel oder Sage, und zwar einer Sage aus der gleichen Familie. Ferner sind die mehreren Szenen (z. B. des Alten Atliliedes) von gleicher Bauart wie die eine des Hildebrandsliedes: hier wie dort die bezeichnende dramatische — man könnte auch sagen: unepische — Anlage mit viel leidenschaftlicher Rede, die es aber doch vermag, das nicht vom Dichter unmittelbar Erzählte, zum Teil durch kurze Rückblende, zu bewältigen. Medias in res führt auch das eddische Hamdirlied; es läßt die Vorgeschichte ebenso weg wie das Hildebrandsfragment. Daß letzteres das Bruchstück eines ahd. Epos sei (Panzner, Dtsch. Lit.=Ztg. 1908, 134 ff.), kann meines Erachtens bei der ganzen kunstvoll-einzigartigen Anlage des Denkmals nicht in Frage kommen, das sogar mit den einseitigen Ereignisliedern des Nordens stilistisch deutlich enger verwandt ist als mit Waltharius, Beowulf oder Nibelungen. Der Zufall will es, daß wir im Hildebrandsliede gerade eines der ausgeprägtesten dramatischen, unepischsten Stücke der ganzen Gattung besitzen. — Sinnsburg kann nicht, wie Ker S. 97 meinte, von Haus aus nur die eine bewahrte Szene gehabt haben; es würde ja der Schluß der Geschichte fehlen, der keinem einzigen unverstümmelten Texte fehlt. Hätten wir die beiden westgermanischen Stücke ganz, so wäre die Beurteilung sehr erleichtert. Aber auch so bleibt der Willfür weit weniger Spielraum, als die Widersprüche der geäußerten Meinungen erraten lassen.

1) Dgl. Sijmons Einleitung CCXCIV f.

2) Heusler, Heimat und Alter der eddischen Gedichte, Herrigs Archiv 116, 249 ff.

Zwischen den beiden Endpunkten liegt eine Schicht, die weniger sicher zu beurteilen ist. Bei manchem, was vorchristlich ist oder zu sein scheint, aber nicht über das norröne Gebiet hinausreicht, bleibt die Frage, ob isländisch oder norwegisch, offen. Dies gilt natürlich auch von solchen Denkmälern, bei denen die Gründe für Ursprung in heidnischer oder christlicher Zeit sich ungefähr die Waage halten.

Aber diese Unklarheiten bedeuten verhältnismäßig nicht sehr viel gegenüber der sicher zu ziehenden großen Entwicklungslinie. Zur Eigenart des mündlichen Literaturbetriebes, dessen Niederschlag 'die Edda' ist, gehört es, daß die ältesten Arten und Stücke weitergelebt haben neben den jüngeren und jüngsten. Gedichte wie Humenschlachtlid oder Thrymlid sind jahrhundertlang so bewundert und geehrt worden, daß man sie zwar ausbesserte, aber nicht umdichtete und daß sie, nachdem man angefangen hatte, ihren neu erfaßten Inhalt in neue Formen zu gießen, doch selber darüber nicht vernachlässigt wurden. So erklärt sich die zeitlich und räumlich so lange Vorgeschichte unseres verhältnismäßig geringen Materials. Man kann die Edda in bezug auf diese ihre weite Perspektive wirklich mit der Bibel vergleichen. Durch die Entlegenheit der Ursprünge erklärt sich auch das Fehlen der Verfasseramen. Es beruht ursprünglich auf Vergessen und Gleichgültigkeit des Publikums, das den fern lebenden Dichter nie gesehen hat und von seiner Persönlichkeit nichts weiß (so wie heute noch die Mehrzahl des Theaterpublikums trotz aller Freude am 'Troubadour' nicht weiß, von wem die Oper ist). Später gehörte dann die Anonymität zur Sache. Dies wurde dadurch befördert, daß diejenigen Dichter, die Neues boten (wie z. B. der Verfasser des Kurzen Sigurdsliedes), nicht auf den Glanz der altüberlieferten Dichtung verzichten wollten und daher nicht nur die alten Gegenstände beibehielten, sondern geradezu so auftraten, als gäben sie ein älteres Gedicht weiter (z. B. das Alte Sigurdslied). Sie konnten dies mit gutem Schein, weil sie ja tatsächlich sehr vieles, bis zu wörtlich beibehaltenen Versen und Strophen, ihren Vorgängern verdankten, während es andererseits von jeher Gewohnheit von Vortragenden gewesen sein dürfte, einzelnes zu ändern oder hinzuzutun. — Immerhin ist es nicht wahrscheinlich, daß die Verfasserschaft etwa eines bekannten Stalden (wie Arnor Jarlaskald) an einem Eddaliede seinen isländischen Landsleuten verborgen geblieben sein sollte.

So sind die Antworten, die wir auf die alten Fragen nach Heimat und Alter der Eddalieder heute zu geben haben, viel inhaltreicher als vor einem Menschenalter. Der Satz: „Die Eddalieder sind geistige Erzeugnisse des westnordischen Stammes“, der niemals zu rechtfertigen war, ist heute vollends veraltet. Er braucht niemand mehr von der Beschäftigung mit der Edda abzuschrecken. Das isländische Pergament gehört nicht nur dem westnordischen Stamme und nicht nur den Scandinaviern. Aber wir wollen es nicht den Isländern oder gar den Scandinaviern 'rauben', sondern wir wollen mit Staunen und Dankbarkeit des 'Eifers der Thule-Bewohner' gedenken, den schon Sago zu rühmen hatte.

(Schluß folgt.)

## Inhaltsangaben als Grundlage für literarische Übungen.

Von Julius Wiegand in Köln-Deuh.

**Dorbemerkungen.** Der Unterricht im geschichtlichen und künstlerischen Verständnis der deutschen Dichtung scheint mir der Dervollkommnung noch fähig zu sein. Der im folgenden gezeigte Weg hat, glaube ich, drei Vorzüge. Literaturgeschichte ohne Anschauung ist nicht viel wert. Mein Vorschlag soll es ermöglichen, Dichtungen, deren vollständige Behandlung zu zeitraubend oder reizlos wäre, heranzuziehen und sich auch mit nicht höchstwertigen, aber für ihre Zeit bezeichnenden Werken zu befassen. Er wird auch ermöglichen, daß dem stiefmütterlich behandelten Roman mehr Anteilnahme zugewandt wird, da doch gerade der Roman infolge seiner größeren Technik und seines mannigfaltigeren Inhalts einen besonders guten Einblick in die literarische Entwicklung gestattet (natürlich lassen sich Dramen ebenso behandeln). Der Vorschlag soll ferner dazu beitragen, die seither vorwiegend aufnehmende Tätigkeit des Lernenden in ein wirkliches Er- und Verarbeiten zu verwandeln, in eine selbstständig findende, urteilende, kritische Leistung; kurzum, er soll das Arbeitsprinzip auch in diesem Unterricht mehr zur Geltung bringen, wo man sich seither meist mit dem Kennenlernen und Verständnis des Inhalts begnügte. Auch kann die Arbeit erst dann recht fruchtbar werden, wenn man eine Anzahl von Kunstwerken zugleich überschaut; will man aber den Lernenden zumuten, daß sie eine größere Anzahl umfangreicher Werke durcharbeiten, ehe die Übungen fruchtbar werden, so wird man an der menschlichen Bequemlichkeit und bei Schulen auch an der Kürze der zur häuslichen Vorbereitung verfügbaren Zeit scheitern. An sich läßt sich natürlich die unten gezeigte Betrachtungsart auch auf im ganzen Umfang gelesene Werke anwenden.

Mein Vorschlag geht also dahin, daß man ausführlichere Inhaltsangaben von der Art der unten folgenden<sup>1)</sup> den Lernenden gedruckt als Unterlage in die Hand gebe. Ich zeige an drei Beispielen, zu welchen Ergebnissen man auf diesem Wege kommen kann, wie die Handlung in ihre Motive zu zerfasern ist, wie die gleichen und ähnlichen Motive innerhalb desselben Werkes und dann innerhalb mehrerer Werke zusammengestellt werden, wie man aus Übereinstimmungen und Abweichungen (besonders wichtig ist auch das, was fehlt) Schlüsse ziehen kann, wie man aus den Stoffen die Anschauungen und Gefinnungen ableitet, wie man endlich die Eigentümlichkeiten verschiedener Dichter, verschiedener Zeiten herauskristallisiert. Daß erst im Groben gesammelt und dann das Material immer mehr durchgeseiht werden muß, daß nicht die Ergebnisse, so wie sie unten geboten werden, gleich fertig dastehen dürfen, ist selbstverständlich. Es wäre also mit Fragen etwa der folgenden Art vorzugehen: welches ist das Hauptmotiv der Dichtung? Welche anderen Motive finden sich noch, welche wiederholt? Untersuche die Rolle des Religiösen! usw. Welcher Schluß auf die Ansichten des Dichters läßt sich daraus ziehen? Läßt sich das Ergebnis mit einer allgemeinen Zeitströmung in Verbindung bringen? Haben wir ähnliches in einem anderen be-

1) Die drei Inhaltsangaben sind für sich gedruckt und dem Hefte als letzter Halb-Bogen angehängt, so daß sie zur Benutzung in der Schule herausgenommen und besonders zu einer Erprobung des Verfahrens dem Schüler in die Hand gegeben werden können. Weitere Abzüge des Bogens stehen durch den Verlag zur Verfügung.

sprochenen Werke? Welches ist der Unterschied der Auffassung, der Verwendung des Motivs in den verglichenen Werken? usw. Dem kundigen Lehrer wird es keine Schwierigkeit sein, die vorbereitenden Fragen und die nötigen Zwischenstufen ausfindig zu machen, bevor die Hauptergebnisse zusammengestellt werden.

Stoff und Gefinnung sind aber nicht das ganze Kunstwerk; daß auch über die künstlerische Gestaltung sich mancherlei ableiten läßt, wird die Probe zeigen. Der Betrachtung einer oder mehrerer Stilproben, wofür ich neulich ein Beispiel gab, müßte dann noch die Zergliederung eines Abschnitts, Kapitels, einer Szene folgen, um die Art der Durchführung im einzelnen zu erkennen; hoffentlich kann ich in einem dritten Aufsatz auch dafür eine Probe geben.

Die folgende Erläuterung vermeidet natürlich im allgemeinen das, was aus den Inhaltsangaben nicht hervorgeht. Ein noch genauerer Auszug würde noch schärfere Ergebnisse ermöglichen; für manche Zwecke würde ein kürzerer schon ausreichen. Vielleicht könnten schärfere Augen aus meinen Proben vollständigere, richtigere Charakteristiken herausholen; um die Methode zu zeigen, wird mein Beispiel wohl genügen. Um Wiederholungen zu vermeiden, sind nicht alle Unterschiede, die sich durch Nebeneinanderhalten entsprechender Abschnitte leicht ergeben, ausdrücklich angeführt.

Nicht jedem wird diese Betrachtungsart zusagen; wem die Behandlung deutscher Dichtungen nur ein Mittel zu ethischer Erbauung, zur Vermittlung von Begeisterung für ein für allemal feststehende Gedanken ist, mit dem ist nicht zu rechten. Auch auf den Einwand, daß diese Behandlung zu hoch für die Schule sei, gehe ich nicht ein; ich glaube es nicht. Aber es genügt mir, den Weg zu zeigen; für wen er gangbar ist, der gehe ihn; ich weiß von einem Hochschullehrer, einem Literaturgeschichtler von wissenschaftlicher Bedeutung und feinem Urteil, der doch im Seminar mit dem Simplizissimus nichts anderes anzufangen wußte, als daß er Formen erklärte und Bedeutungsentwicklungen von Wörtern darlegte. Vielleicht ist es nicht zu kühn anzunehmen, daß auch eine Belebung des Hochschulbetriebs sich aus dem Vorschlag ergeben könnte. Ich denke auch, daß solche Übungen mit gebildeten Laien, mit Hörern aller Fakultäten in Fortbildungskursen, an Volkshochschulen usw. angestellt werden könnten.

### 1. Hartmanns Iwein.

Inhaltsangabe S. 137.

Stoff und Gedanken. Die Taten- und Kampfeslust der Zeit zeigt sich in den zahlreichen Kämpfen und Abenteuern. König Artus hat die tapfersten Helden an seinem Hofe versammelt, von wo sie auf Abenteuer ausziehen. Sitzen sie beisammen, so sprechen sie von nichts anderem: Kalogreants Erzählung. Abenteuer reiht sich an Abenteuer. Auf dem Weg zu einem begegnen dem Ritter so und sovieler andere. Dem unhöfischen Mohren erklärt Kalogreant gleich am Anfang, was Abenteuer seien. Kampffschilderungen sind sehr ausführlich. Vor dem „sich Verliegen“ warnt Gawein den jungverheirateten Iwein. Und sofort verläßt dieser sein kürzlich angetrautes Weib, mit Urlaub für ein ganzes Jahr; im Abenteuerdrang versäumt er sogar diese Frist. Ist ein Abenteuer ausfindig gemacht, so ziehen die Streitbegierigen aus; Iwein ist voll Angst, es könnte ihm einer am Brunnen zuvorkommen; Artus will mit dem ganzen Hof hinziehen. Das unfreundliche Benehmen der Bürger, das die Fremden fortzujagen soll, reizt Iwein erst recht, zur Burg zu gehen. Die vorgeführten Einzel-

kämpfe (um solche handelt es sich vorwiegend) sind zahlreich: mit dem Herrin des Brunnens, mit Keie, mit dem Drachen, mit einem Riesen, für Lunet gegen drei Gegner, mit zwei Riesen, gegen Gawein. Zweck des Kampfes ist in erster Linie Ruhm, Ehre, das Bewußtsein der Überlegenheit, aber auch die Absicht, zu helfen.

Um die Abenteuerlichkeit zu steigern, werden die Helden in eine Welt der Wunder hineingestellt. Die Kreuzzüge hatten die von Kirche und Volksglauben ausgehende Wundersucht noch gemehrt. Die Ziel- und Zwecklosigkeit dieser Wunder ist auffallend: Da ist der Mohr unter den wilden Tieren. Warum sitzt er da? Um den Weg nach dem Brunnen zu weisen? Und was soll dieser Zauberbrunnen? Warum ist es die wichtigste Herrscheraufgabe in dem Märchenreich der Laudine, diesen Brunnen zu schützen? Da sind dann die Riesen, der unsichtbar machende Ring, das tödliche, selbsttätige Falltor, die heilende Salbe der Seimorgan (Satamorgana), das Schloß, dessen Besitzer jeden Gast zum Kampf mit den Riesen zwingt, dessen Herr die Tochter nur dem Riesenbesieger geben will.

In der höfischen Epik wird zum erstenmal die Liebe ein dem Kampf gleichwertiger Gegenstand. Galanterie und Flirten mehrmals beim Aufenthalt Zweins auf Burgen, also Liebesgeplänkel als gesellschaftlicher Zeitvertreib. Wird es ernster, so handelt es sich immer um Eheabsichten. Zweimal wird dem Zwein ein Antrag gemacht; der schon Verheiratete lehnt ab. Stets gehören beide Teile ritterlichen Kreisen an. Die Liebe wird mit anderen Problemen verquidt, durch Nebenumstände erschwert: Die Witwe, fast an der Bahre des Gatten, heiratet den Mörder. Das Hauptproblem ist der Widerstreit zwischen Liebe und Ritterpflicht, Liebeszwist und Versöhnung. Die wirkliche Minne ist unwiderstehlich: Zwein liebt Laudine auf den ersten Blick. Starkes Fühlen ist ein Ruhm für den wahren Liebhaber: Zwein wird wahnsinnig vor Schmerz um die Verlorene.

Ganz zwecklos sind die Abenteuer nicht immer: Schutz der Bedrängten ist Ritterpflicht („Ritterlichkeit“); wir haben Ansätze von Edelmut und Menschenliebe; doch kommt sie nur Standesgenossen zugute und dem Löwen, der ja das edelste Tier ist. Bedrängte ziehen aus, um einen rettenden Ritter zu suchen, die Gebetenen folgen stets. Zwein hilft sogar dem Löwen gegen den Drachen, er hilft der Gräfin, rettet die 300 Frauen, befreit die Kinder des Grafen aus der Gewalt des Riesen, kämpft für die Tochter des Grafen vom schwarzen Dorn, so wie Gawein deren Schwester verteidigt. Der Kampf für Lunet ist eine Pflicht der Dankbarkeit. Dankbar ist auch der edle Löwe. Andere Beispiele für Edelmut: Zwein klagt um des Löwen Wunden mehr als um seine eignen. Die jüngere Tochter des Grafen vom schwarzen Dorn will lieber auf ihr Erbe verzichten, als daß Zwein sein Leben weiter aufs Spiel setze. Glänzende Gastfreundschaft wird den schweifenden Rittern auf den Burgen stets zuteil. Das feudale Ideal königlicher Freigebigkeit („Milde“), zugleich der Treue bei gegebenem Wort wird verherrlicht in der Geschichte von der geraubten Artusgattin. Ein Beispiel für innige Freundschaft ist der Wettstreit zwischen Zwein und Gawein: jeder will vom andern besiegt sein. Wir haben also eine Welt edler Sittlichkeit vor uns, und zwar einer Sittlichkeit um ihrer selbst willen: keinerlei religiöse Beweggründe sprechen mit. Allerdings, Ruhm und Ehre sind auch unter den Triebfedern.

Nicht in den Anschauungen des Dichters und des Rittertums wurzelnde Motive sind selten, sind auch nur Nebenmotive, erfüllen meist nur technische

Zwede, als Gelent- oder Bewegungsmotive. Lifen kommen viermal vor, zweimal von Lunet der Herrin gegenüber angewandt, und dann die nicht sehr geistreiche Liff des Königs (Versuch eines salomonischen Urteils!), und die Liff, mit der der Ritter die Artusgattin gewinnt. Zahlreich sind die Erkennungen, nachdem sich Bekannte gegenübergestanden haben, kämpfend oder verhandelnd; der das Gesicht bedeckende Helm trägt zu der Häufigkeit bei. Im Kampf stehen so gegenüber Keie und Iwein, und Iwein und Gawein, beidemal in Gegenwart des Artushofes, was die Erkennung wirkungsvoller macht. Zweimal steht Iwein vor der ihn nicht kennenden Gattin; einen Unterschied macht es, ob wenigstens eine Partei die andere kennt; das erstemal gehen Iwein und Laudine auseinander, ohne daß er sich zu erkennen gibt (Spannung, da die Lösung des Konfliktes so nahe war!).

Stellung zur Wirklichkeit. Es ist eine Idealwelt, wie man sie gerne gehabt hätte. Alles Gemeine, Alltägliche ist ferngehalten, das Böse ist nur als technisches Bewegungsmittel der Handlung da, es wird nicht breit ausgeführt, nicht psychologisch beleuchtet: es ist nur da. Das Häßliche, Gräßliche ist zu den übermenschlichen Wesen verwiesen. Es handelt sich immer nur um große und wichtige Fragen, bei denen viel auf dem Spiele steht, um Ehre, Leben, Liebe, großen Schmerz, Königreiche und Fürstentümer; daher auch die Menschheit erst vom Grafen an aufwärts mitzählt: aristokratische Standesdichtung.

Stimmung. Pathetisch, die Handlungen wichtig nehmend, aber versöhnlich schließend; kein Abenteuer endet tragisch. Komisches fehlt bis auf die Figur des Keie und seine Erlebnisse; diese Komik beruht auf seinen prahlerischen Worten und den dann folgenden kümmerlichen Leistungen.

Technisches. Wenn, was nicht ganz sicher ist, dem Dichter als Hauptgedanke der Streit zwischen Rittertum und Liebe vorschwebte, so ist dieser Gedanke nicht straff durchgeführt. Als Iwein vom Wahnsinn geheilt ist, erinnert ihn erst das zufällige Zusammentreffen mit Lunet wieder an seine Liebe; als er unerkannt der Herrin gegenübersteht, wird kein Versuch der Versöhnung unternommen. Daß die beiden Heiratsmöglichkeiten als Proben auf Iweins Liebe aufzufassen sind, wird nicht angedeutet. Erst nach dem Kampf mit Gawein kommt ihm unvermittelt, durch Zufall angeregt, der Gedanke an Laudine wieder, er begießt den Brunnen. Warum tat er das nicht längst? Die Wiederversöhnung ist dann keiner inneren Änderung der Laudine, sondern einer Liff der Lunet zu verdanken.

Aufbau. Das Gedicht ist eine Aneinanderreihung von Abenteuern, das einigende Band ist sehr lose, wenn es überhaupt da ist. Doch haben alle Abenteuer, bis auf die Entführung der Artusgattin, Iwein als Mittelpunkt. Für Steigerung und Abwechslung in den Kämpfen ist einigermaßen gesorgt: es wird gegen einen Ritter, gegen drei, gegen einen Riesen und gegen zwei usw. gekämpft. Der schwierigste Kampf, durch den Freundschaftsbund zwischen den Kämpfern spannender gemacht, steht klugerweise am Schluß. Der Löwe bringt eine neue Note in die Kampfschilderungen. Auch hier liegt eine Steigerung vor: das erste Mal kämpft der Löwe mit, das zweite Mal greift er gegen die Verabredung später ein, ein drittes Mal sprengt er sogar seinen Kerker, um sich zu beteiligen. In dem ritterlichen Kampf mit Gawein darf er natürlich nicht eingreifen.

Die Reihenfolge ist im allgemeinen chronologisch; nur die Entführung der

Artusgattin wird nachträglich berichtet. Im allgemeinen wird ein Abenteuer zu Ende geführt, ehe das nächste beginnt. In die Rettung der Lunet ist indessen der Kampf mit einem Riesen eingeschoben; das erhöht die Spannung, da leicht über dem ersten Abenteuer das zweite veräußt werden könnte; und in diese beiden Handlungen wird die Entführung der Königin eingeschaltet, und zwar in zwei Teilen; die Teilung dient abermals der Spannungserweckung. Im allgemeinen erzählt der Dichter selbst. Die Entführung der Königin aber wird von dem bedrängten Burgherrn und von Lunet berichtet. Am Eingang steht die Ich-Erzählung des Kalogreant, als erregendes Motiv.

Übertreibende Darstellung. Die Not muß erst aufs höchste gestiegen sein, ehe die Rettung kommt: Lunet soll gerade auf den Rost gelegt werden, als der Retter erscheint. Die Gefühle und Gefinnungen finden drastischen, übertreibenden Ausdruck; Gefinnungsänderungen vollziehen sich scharf. Schmerz treibt sogar den Löwen zum Selbstmord; Iwein wird wahnsinnig vor Schmerz, ein andermal sinkt er vor Schmerz wie tot vom Pferd. Die Witwe wird schnell umgestimmt, ebenso plötzlich kommt ihr Groll zum Ausbruch; an Aussprache und gütliche Einigung denkt keins von beiden. Iweins Abenteuerlust wird dadurch gekennzeichnet, daß er den reichlich bemessenen Termin verstreichen läßt, als ob er seine Gattin ganz vergessen hätte. Und dann ist er doch so traurig wegen der verlorenen Liebe! So führt die übertreibende Psychologie zu Widersprüchen. Bei den Wunderdingen lassen wir uns die schrullige Grundlosigkeit noch gefallen, bei Menschen weniger. Warum soll nur der Riesenbesieger das Mädchen heiraten? Konnte der Vater nicht daran denken, daß der Sieger schon verheiratet sein kann? Warum ist der sonst so höfische, feine Schloßherr so hart und mitleidlos gegen die 300 Frauen?

Charakterzeichnung. Die Zahl der durch die ganze Handlung durchgehenden Figuren ist nicht groß; außer dem Helden, Laudine und Lunete nur die in den Artusromanen üblichen Gawein, Keie, Artus und dessen Gemahlin; dazu kommen die wechselnden Gegner und die Hilfesuchenden. Letztere können natürlich nur blaß gezeichnet sein. Die Ritter sind sich alle ähnlich; nur Keie ist eine Kontrastfigur. Der Dichter ist ein Bewunderer seines Helden, der stets der Beste, Tüchtigste ist, immer siegt, nur einmal einen allerdings entschuldbaren, weil so ritterlichen Fehler begeht.

#### Simplizius Simplizissimus von Grimmelshausen.

Inhaltsangabe f. S. 139.

Stoff und Gedanken. Der Roman hat mehrere Ziele: er will ein reich bewegtes, abenteuerliches Leben darstellen, er will ein Bild der Zeit des Dreißigjährigen Krieges geben, mit moralisch satirischer Nebenabsicht, er will erbauen und belehren, und will durch Komik erheitern.

Der Schelmenroman kommt aus Spanien. Er zeigt den Helden, der aus Niedrigkeit sich emporarbeitet, in den verschiedensten Berufen und Lagen; scharfer Wechsel von Glück und Unglück ist beliebt. Der Dreißigjährige Krieg hat manchen abenteuerlichen Lebenslauf gezeitigt, die Unsicherheit der Verhältnisse begünstigte scharfe Schicksalswendungen. Ein Überblick über die hauptsächlichen des S. wird zeigen, wie diese Romangattung sich im S. ausprägt. S. ist der Pflegesohn eines Bauern, kommt im Wald zu einem Einsiedler, der sein unbekannter Vater ist; er wird Hofnarr beim Gouverneur von Hanau, Diener eines kroatischen Obersten, Räuber, abermals

Narr bei einem kaiserlichen Obersten, Dienstmagd, als Zauberer verflucht, befreit, wieder gefangen genommen, Diener eines schwedischen Obersten, Diener eines kaiserlichen Dragoners, selbst Dragoner; als solcher wird er berühmt unter dem Namen des Jägers von Soest durch seine Streifzüge und Streiche, wegen Zweikampfs zum Tode verurteilt, freigelassen, findet einen großen Schatz, von den Schweden gefangen, heiratet die Tochter eines schwedischer Obersten, verliert sein Geld, kommt mittellos nach Paris, dort Diener eines Arztes und Liebling vornehmer Damen, entflieht, schlägt sich als Quacksalber durch, wird Mustetier in dem belagerten Philippsburg, losgebeten, wird Marodeur, Räuber, erbt viel Geld, führt in einem Bad im Schwarzwald ein Rentnerdasein, kommt mit einem Freunde nach Wien, bekommt dort eine Kompanie, wird verwundet, sucht seine Frau auf, findet sie nicht mehr am Leben, heiratet eine Bauernmagd, kommt über Livland nach Moskau, kämpft gegen die Tartaren, wird gefangen, kehrt über China usw. zurück, studiert zu Hause asketische Schriften, wird Einsiedler, macht Wallfahrten, kommt bis nach Ägypten, wird gefangen, in Arabien als wilder Mann ausgestellt, befreit, leidet Schiffbruch, endet als Einsiedler auf einer weltfernen Insel.

Daneben geht noch das Schicksal seiner Eltern her (verlorene Schlacht, Vater Einsiedler, Mutter, vom Gatten getrennt, stirbt nach der Geburt des S.), ferner das Herzbruders (falsch angeklagt, verurteilt, schwedischer Reiter, Sekretär eines Grafen, fällt in Ungnade, wird wieder in Gnaden aufgenommen, verwundet, stirbt) und das des Olivier (liederliche Jugend als Student, Schreiber, Soldat, Räuber, fällt im Kampf).

Im einzelnen lassen sich die Schicksale noch nach verschiedenen Gesichtspunkten gruppieren. Die soldatische Laufbahn läßt sich leicht zusammenstellen. Sie zeigt ein langsames Ansteigen. Die Entwicklung seiner Vermögensverhältnisse bewegt sich in Sprüngen, um mit mönchischem Verzicht zu schließen: Gold der Schnapphähne, Erbschaft des Dragoners, viel Beute, gefundener Schatz, Verlust durch den ungetreuen Kaufmann, Erbschaft Oliviers, Rentner, Gutsbesitzer, armer Einsiedler.

In allen diesen Erlebnissen zeigt sich ein anderer Geist als im Zwein. S. ist meist leidend beteiligt, Zwein handelt selbst; ein Held im Zwein und ein armer Schlucker, den das Schicksal hin- und herwirft und dessen Waffe Schlaueit und List ist, im S. Der Einsatz im S. ist meist gering, ein größeres oder geringeres Maß von Behaglichkeit, Befriedigung der notwendigsten Bedürfnisse, höchstens das nackte Leben.

Ähnlich in der Liebe. Der Jüngling beginnt gleich mit sechs Liebeshändeln, der siebente führt zu einer erzwungenen Ehe, die nur acht Tage währt. Ernste Bemühungen, zu seiner Frau zurückzukehren, werden kaum unternommen. Der Pariser Verirrungen wird er bald überdrüssig, die zweite Heirat ist eine Mißheirat mit einer Unwürdigen. Die Auffassung der Liebe ist rein sinnlich, die Achtung vor dem Weib gering, eheliche Untreue bei S. beide Male, von Seiten der Frau in der zweiten Ehe. Alle geschlechtlichen Verfehlungen werden ziemlich leicht genommen, mit komischem Beigeschmack, wie die Liebe überhaupt. Die derbe Sinnlichkeit von Männern und Frauen bildet den komischen Bestandteil bei den Pariser Abenteuern und bei den Erlebnissen des als Weib verkleideten S. Die Roheit der Kriegszeit und des vorausgegangenen Jahrhunderts, die frauenverachtende Literatur des ausgehenden Mittelalters wirken da nach. Die realistischere Auffassung zeigt sich auch darin, daß der Kinder nicht vergessen wird, während in den höfischen Romanen, so auch im Zwein, in die Entwid-



lung des Liebeslebens der Haupthelden Kinder niemals eingreifen. Uneheliche Kinder hat S. sieben, eines seiner ehelichen Kinder stammt nicht von ihm; auch diese Dinge werden von der komischen Seite betrachtet. Um das Los der Kinder macht sich S., auch in seiner späteren frommen Zeit, wenig oder gar keine Gedanken; es genügt ihm, daß er für die geldliche Versorgung seiner ehelichen Kinder Sorge getragen hat. Hier also derbe, komische Liebeshändel, im Zwein eine ernst und tragisch beabsichtigte, das ganze Innere des Helden in Aufruhr versetzende Liebesgeschichte.

Das Verlangen nach wunderbaren Erlebnissen ist noch vorhanden wie im Zwein. Nur hält man sich jetzt an einen aus volkstümlichem Dämonenglauben und christlichen Bestandteilen zusammengebrachten Aberglauben. Waren im Zwein bei aller Wundergläubigkeit der Zeit diese Riesen- und Zaubergeschichten doch in erster Linie ein Spiel der Phantasie, so ist dieser Aberglauben im S. eine reale Macht im Leben der Zeit, ein drückender Alp; auch bei natürlichen Erscheinungen wittert man leicht Spukhaftes (die Schnapphähne halten S. für den Teufel, der Jäger von Werle glaubt, S. werde vom Teufel selbst bedient, S. wird als Zauberer verklagt). Der Teufel erscheint auf der einsamen Insel, er spricht in Einsiedeln aus dem Besessenen. An einem Hexentanz nimmt S. selbst teil und fügt einen ausführlichen Beweis, daß es Hexen gebe, an. Der Profos überführt durch Zauberei den jungen Herzbruder des Diebstahls; Wahrsagungen des alten Herzbruder bewähren sich glänzend; der Schatz wird unter spukhaften Erscheinungen gefunden. S. vertreibt den Geist auf dem schweizer Schloß. Mehr ins Gebiet des wissenschaftlichen Aberglaubens gehört der Besuch bei den Sylphen des Mummelsees, die Reise zum Erdmittelpunkt, die sonderbaren Pulverversuche und der Glaube an die Möglichkeit von Kugel-, Hieb- und Stichfestigkeit.

Als eine besondere Art des Abenteuers wird die Reise in ferne, außereuropäische Länder beliebt. Die großen erdtundlichen Entdeckungen seit 1492 sind daran schuld. S. kommt nach Rußland, China usw., dann nach Ägypten, Arabien; schließlich endet der Roman mit dem später so fruchtbaren Motiv der Robinsonade. Was erzählt wird von fremden Ländern, ist reichlich phantastisch, meist ist nicht sehr viel über ein Land zu sagen; nur Rußland und die einsame Insel werden eingehender bedacht; Einzelheiten auf der Insel z. B. die Leuchtäfer, die Frucht, deren Genuß wahnsinnig macht. Komisch gewandt erscheinen die Reiseabenteuer in den Aufschneidereien des S., die inhaltlich sich an mittelalterliche Erdkunde (Merigarto, Luzidarius) anlehnen, dem Motiv nach Schelmuffski und Münchhausen vorausahnen lassen. Entsprechend den frommen Neigungen des Romanendes erscheinen die letzten Reisen in dem Motiv der Wallfahrt.

Im Verhältnis zum Mitmenschen herrscht die Selbstsucht. Selten nur findet S. einen selbstlosen Berater: in dem Einsiedler, dem Pfarrer, dem alten Herzbruder. Des S. Großmut und Edelmut als Jäger von Soest beruht vorwiegend auf Streben nach Ruhm und kluger Rücksicht auf künftigen Vorteil. Völlig selbstlos ist nur seine rührende Freundschaft für den jungen Herzbruder; wiederholt helfen und retten sie sich gegenseitig; wir haben auch einen Freundschaftsstreit wie im Zwein, er dreht sich aber bezeichnenderweise um Geldangelegenheiten.

Die bösen Taten überwiegen bei weitem, entsprechend der durch den Krieg hervorgerufenen Verwilderung; es gilt der Satz: homo homini lupus. Es wird geraubt, gestohlen, Beute gemacht, gebrannt; die grausamsten Formen nimmt der Krieg

zwischen Bauer und Soldat an. S. selbst hat mehrere Mordtaten auf dem Gewissen. Wie wenig Menschenwert gilt, zeigt der Versuch, S. zum richtigen Derrückten zu machen. Der Typ des abgefemten, zynischen Mörders ist Olivier, der sein Handeln mit Machiavell und der Raubsucht der Fürsten entschuldigt. All das steht in schroffem Gegensatz zum Iwein, wo die nackte Bosheit und Selbstsucht nur erregendes Motiv ist und sich vorwiegend in die Riesenwelt flüchtet.

Am deutlichsten ist eine Entwicklung des Helden in religiöser Hinsicht zu verspüren. Aus völliger religiöser Unkenntnis reißt ihn der Einsiedler. Ins Leben hineingestoßen, wundert sich seine Frömmigkeit über die Lasterhaftigkeit der Welt; bald wird er selbst gewissenlos und frivol (Wallfahrt auf gefochten Erbsen!). Der Einwirkung von Geistlichen widersteht er; er hat sich noch für keine der beiden Konfessionen entschieden. Die Angstbetehrung in Einsiedeln läßt ihn für die katholische Seite sich entscheiden; sie hält nicht stand. In Mostau weigert er sich, orthodox zu werden. Aскетische Schriften machen ihn zum zweitenmal zum Einsiedler; aber erst der Aufenthalt auf der Insel macht ihn wahrhaft fromm. Von dogmatischen Dingen ist kaum die Rede; trotz des asketischen Schlusses ist der Dichter nicht eingenommen gegen die Gegenseite und nicht fanatisch. Der weltverachtende Schluß ist merkwürdigerweise nicht aus den schlimmen Lebenserfahrungen, sondern aus asketischer Lesung abgeleitet. An sich wäre es verständlich, daß das Elend des Krieges Lebensüberdruß und Menschenverachtung lehrt. Menschenfreundliche Taten und Entschließungen werden aus den religiösen Gefühlen nicht abgeleitet; die Rücksicht aufs Jenseits, das „Rette deine Seele!“, also letzten Endes auch eine Art Selbstsucht, ist der Grund der Gottesfurcht und Frömmigkeit. Durch den religiösen Einschlag unterscheidet sich der S. von dem ganz weltfrohen, nur von natürlicher Sittlichkeit bestimmten Iwein.

Die Vielseitigkeit des S. kommt noch in seinen Bildungsbestrebungen zum Ausdruck. Im Iwein gehörten gelehrte Kenntnisse noch nicht zum Idealbild des vollendeten Mannes: ritterliche Fertigkeiten, Tapferkeit, Edelmut genügten. S. strebt nicht nur nach Ausbildung des Körpers (Leibesübungen) und nach (militärischer) Standesbildung, er hat auch wissenschaftliche Neigungen, entwickelt als Narr schon eingehende Kenntnis des Altertums, allerlei naturwissenschaftliches Wissen; in der Gefangenschaft und dann in der Mußezeit vor und nach der russischen Reise widmet er sich den Wissenschaften; zum Mummelsee treibt ihn Wiß- und Forschungsbegier; er entwirft ausführlich sein Gesellschaftsideal. Medizinisches lernt er bei dem Pariser Arzt; die Musik vervollständigt seine Bildung; es zeigt sich hier das der Zeit bis hoch ins 18. Jahrhundert eigne Streben nach Vielwisserei (Polyhistorie). Schließlich aber ist alles weltliche Wissen eitel im Vergleich zu den ewigen Zielen.

An zeitlosen, meist technischen Motiven ist im Verhältnis zu dem Umfang nicht viel vorhanden. Es gehören dahin die Anlagen (falsche und begründete) und Einkerkierungen: des Pfarrers in Hanau, Herzbruders, des Helden selbst wegen Zaubererei und dann wegen Zweikampfes. Dann unerwartetes Zusammentreffen: mit Herzbruder bei Wittstod und in Philippsburg, mit Olivier, mit dem Pflegevater. Solche an sich unwahrscheinlichen Begegnisse sind bei dem Wanderdasein des Helden leichter erklärlich. Mehrmals stehen sich, wie im Iwein, getrennte Familienmitglieder oder Bekannte gegenüber, ohne sich zu erkennen: S. und sein Vater, der Einsiedler, S. und sein Ohm, der Gouverneur von Hanau.

Zeitlos an sich sind auch die Listen; aber eine besondere Vorliebe hierfür im S. hängt einmal mit der Kriegszeit zusammen und dann mit der Selbstsucht, der Rücksichtslosigkeit der Zeit, mit der Freude am Schabernackspielen, die schon die Dichtung des 16. Jahrhunderts beherrschte. Kriegslisten sind die Listen des Jägers von Soest, das Dortäuschen von Kanonen vor der belagerten Stadt; S. foppt andere aus Freude am Schabernack oder um sich einen Vorteil zu verschaffen: den Rechtsanwalt, den Bürger, der ein Rezept haben will, durch das man sich „fest“ machen kann, die Bauern (als Quacksalber), dann seine Wohltäter durch lügenhafte Reiseberichte. Er wird auch wiederholt selbst gefoppt, indem man seine Unerfahrenheit ausnützt (Leibesdünste, beim Tanz), dann aus Rache von dem Rechtsanwalt. Ein schlauer Ausweg war die List mit den gekochten Erbsen; das Gegenteil der List sind Dummheiten, die einer begeht: es kommt nur der zu früh entstehende Sauerbrunnen in Betracht.

Eine andere Gruppe von zeitlosen Motiven sind die Mißverständnisse. Sie beruhen auf der Unwissenheit und Weltunerfahrenheit des Knaben, finden sich also am Anfang; sie sind viel zahlreicher als die Inhaltsangabe zeigen kann. S. versteht des Einsiedlers Fragen falsch, z. B. die nach Vater und Mutter, hält den Einsiedler für einen Wolf, mißversteht das Abenteuer im Gänsestall usw. Sie dienen zugleich komischer Wirkung. Alle diese Motive fehlen im Zwein fast ganz, was wir unten noch begründen werden.

Neben der Absicht, durch die Erlebnisse und Abenteuer des Helden zu belustigen, geht das Streben, ein Bild des Dreißigjährigen Krieges, vor allem der sittlichen und kulturgeschichtlichen Zustände der Zeit zu geben. Dieser Zweck wird fast ohne besondere Bemühungen schon durch die Darstellung der wechselnden Schicksale des S. erreicht. Wie finden S. bei allen kriegführenden Parteien, in den verschiedensten Gegenden Deutschlands (auch die unberührte Schweiz wird nicht vergessen); wir wohnen kämpfen bei und Belagerungen, sind in einer ruhigen Garnison, in einem von beiden Seiten verschonten Kloster, wo beide Teile ihre Besatzung haben, begleiten den S. zu den verschiedensten Truppengattungen, sehen Greuel, Brand, Plünderung, Schändung, Beutemachen, Hinterhalt, Lagerleben usw. Kampfschilderungen treten zurück: die Kampffreude des Zwein lebt nicht mehr in dem gelehrten, bürgerlichen Verfasser. Steht der Wehrstand im Vordergrund, tun wir doch auch einen Blick ins Leben der Bürger, der armen Bauern; die Vorherrschaft des Adels wird in dem Traum des S. noch besonders betont. Daß S. schließlich selbst adelig ist, ist trotzdem wieder eine Verbeugung vor dem Adel; denn er und der Dichter sind stolz darauf.

Könnte die Darstellung der besonderen Zeitverhältnisse noch ein zufälliges Nebenergebnis sein, so ist es sicher, daß der Dichter den Nebenzweck der allgemein menschlichen Satire verfolgt. Natürlich wird auch hierdurch das Zeitbild vervollständigt. Eine gewisse lehrhafte Deutlichkeit tritt dabei öfter hervor. Als gelungene Einkleidung für diese Absicht ist die Narrenstellung des S. zu betrachten und der Umstand, daß seine Frömmigkeit und Sittenstrenge den Widerspruch zwischen dem äußerlichen Christentum und den Werken feststellt, und daß seiner Weltunerfahrenheit die landläufigen, häufigsten Laster als etwas ganz Unvernünftiges, Derwunderliches erscheinen. So kann er das Fluchen, Schwören, Gotteslästern, die Freß- und Saufgelage, die Spielwut, unkeusche Frauenkleidung, Titelsucht usw. verspotten. Das Tanzen wird durch ein komisches Mißverständnis lächerlich gemacht. Auch an seinem

eigenen Handeln kann er infolge der Ichform Kritik üben, vom Standpunkt des über den Leidenschaften stehenden Einsiedlers aus. So äußert er sich tadelnd über seine Liebchäften, seinen Hochmut, seine Angst vor der Beichte, seine Aufschneidereien usw., den Geiz des Kölner Rechtsanwalts geißelt er besonders, und den Lastern des Geizes und der Verschwendung widmet er einen ausführlichen allegorischen Traum. Dabei hat er aber zweifellos doch auch an diesen merkwürdigen Sündern seine Freude, die er dann hinter der Nutzenwendung und angehängten Moral versteckt. Er entwirft eine Reihe kleiner Charaktergemälde, Genrebildchen, mit komischem Beigeschmack. Unverhüllt kommt der lehrhafte Zweck in der ausführlichen Darstellung seines Gesellschaftsideals zur Geltung. Wenn wir den erbaulichen und moralischen Gehalt des Ganzen betrachten, müssen wir auch nochmals der Darlegung seiner religiösen Entwicklung gedenken.

Neben der sittlichen Belehrung ist, wenn auch in geringerem Umfang, Vermittlung wissenschaftlicher Kenntnisse beabsichtigt. Der Prozaroman, dem ja lange die Gleichberechtigung mit anderen Dichtungsgattungen bestritten wurde, sucht auf diese Weise seine Daseinsberechtigung darzutun. Einiges, was dem wissenschaftlichen Bildungsgang des S. dienlich ist (s. o.), erfüllt zugleich diesen Nebenzweck. Zwei Ströme des Wissens fließen durch die Zeit: humanistische und noch stark mit Fabeln und Phantasie durchsetzte naturwissenschaftliche Weisheit. Zu ersterer Art gehört das Ausstramen antiker Zitate und Anekdoten in den Reden des Narren S., des Schreibers beim Gouverneur, des Jupiter; zur zweiten Art eine Rede des klugen Narren S., die Geschichte des Glases vom Samenkorn bis zum Papier, die Naturwunder der Robinsonade, die Reise zum Erdmittelpunkt und zum friedlichen Meer in Gesellschaft von Naturgeistern (Parazelus). Auch ein Teil der Reiseabenteuer dient zugleich diesem belehrenden Zweck.

Stellung zur Wirklichkeit. Die einzelnen Vorgänge sind zumeist dem Leben abgelauft. Er herrscht im Gegensatz zum idealisierenden Zwein starker Realismus; jedenfalls ist die Welt eher durch ein pessimistisches als durch ein optimistisches, idealisierendes Temperament gesehen. Die einzelnen Abenteuer sind meist glaubhaft; ihre Häufung erst wird unwahrscheinlich. Dabei ist die Einschränkung zu machen, daß gegen Ende, vor allem in den Reiseerlebnissen, die Handlung stark phantastisch-unwahrscheinlich wird. Die abergläubischen Partien indessen beeinträchtigen den Realismus nicht, da sie im Sinne jener Zeit als wirklichkeitsgetreu zu gelten haben. Ob die Reise nach dem Erdmittelpunkt und was damit zusammenhängt nicht als eine Verspottung des gläubigen Lesers aufzufassen ist, mag man sich immerhin fragen.

Die Gesamtsphäre ist erheblich niedriger als im Zwein; dort höchste, hier niedrige Gesellschaftsklassen. Besonders unterscheidet auch die Stellung dem Häßlichen gegenüber S. und Zwein. Das Grausige wird, besonders in den Soldatengreuelzenen, keineswegs gemieden, wie so oft in der Barockkunst. Daneben geht eine besondere Freude am Unappetitlichen her, wie sie in der volkstümlich komischen Literatur des 16. Jahrhunderts herkömmlich ist. Die Roheit der Kriegszeit spiegelt sich gleichfalls darin. Hieher gehören die Völlerei des Gouverneurs, die ekelhaften Reste des Festmahles, die Hochzeit im Gänsestall, die befudelte Hose, das Gespräch mit dem Klosett-papier, die geräuschvollen Leibesdünste, die Läufe des Obersten; die Flöhe des Jupiter und deren Bitte um eine andere Todesart erinnern an Fischarts Flohhaß.

Stimmung. In den im allgemeinen berichtenden Ton mischt sich, wie oben gesagt, vor allem am Anfang satirische Stimmung. Die Satire bedient sich oft der Komik, die aber auch selbständig vorkommt. Die starke Benützung komischer Motive ist auch ein Hauptunterscheidungsmerkmal beim Vergleich mit dem *Iwein*. In dies Gebiet gehören die kindlichen Mißverständnisse des Toren und Narren (s. o.), ferner die Listen, Streiche, Ungeschicklichkeiten (s. o.), die Unflätigkeiten (s. o.) und schließlich die komische Auffassung der Liebe.

Technisches. Aufbau. Wir haben eine ungeheure Häufung und Aneinanderreihung von Motiven vor uns, viel plumper als im *Iwein*, ungefüge wie der Häufungsstil Fißcharts und Grimmselhausens selbst. Ein einheitlicher Leitgedanke ist noch schwerer zu entdecken als im *Iwein*. Nicht alles fügt sich organisch dem Wirrsal ein; manches scheint eingefügt, nur damit es untergebracht sei, z. B. die Geschichte des Flachses, der Wettstreit zwischen Geiz und Verschwendung, recht umfangreiche Einschübe übrigen. Ihre Verbindung mit der Handlung ist ungeheuer lose; es ist unmotivierbar, warum sie gerade an dieser Stelle stehen.

Die Geschichte beginnt biographisch, mit der Jugend des Helden, während der *Iwein* mit einem voll ausgereiften Helden beginnt. Die zeitliche Reihenfolge ist im allgemeinen beibehalten; dreimal werden frühere Ereignisse nachgeholt, die Geschichte der Eltern des S., die des Olivier, die Herzbruders. Spannung wird durch dies Verschweigen nicht erweckt, da der Leser nichts vermist hatte; höchstens am Anfang hatte er einen Zusammenhang zwischen S., dem Einsiedler und dem Gouverneur vermutet; das ist über der Fülle der Geschichten bald vergessen. Das Schicksal Herzbruders und Oliviers ist mit dem des S. ziemlich äußerlich, durch zufällige Begegnungen, zusammengeflochten; außer Episoden sind weitere Nebenhandlungen nicht vorhanden.

Allerlei Kunstgriffe werden angewandt, meist ohne innere Nötigung und Rücksichtnahme auf die innere Wahrheit. Der allegorische Traum von der Vorherrschaft des Adels ist viel zu klug für den weltunerfahrenen Waldsiedler; der Traum von Geiz und Verschwendung ist viel zu klar für einen Traum, eine moralische Novelle für sich. Warum S. gerade an der Stelle, wo irdische Güter für ihn bereits keine Rolle mehr spielen, von Geiz und Verschwendung träumt, ist unbegründbar. Eine weitere Allegorie, die Gestalt des Baldanders, das Symbol von des S. unstem Lebenslauf, steht an beliebiger Stelle; auch wird von ihr weiter kein Gebrauch gemacht, was doch nahegelegen hätte. Vermenschlichung (Personifikation) in der Geschichte des sprechenden Papiers.

Die Ich-Erzählung (im *Iwein* erzählt der Dichter in der dritten Person) ist wohl angebracht. Sie gibt Gelegenheit zu Betrachtungen über eigenes und fremdes Schicksal und Benehmen; und daß ein daseinsmüder Greis das alles schreibt, rechtfertigt die moralischen Urteile. Allerdings, bei vielen Gelegenheiten ist der Einsiedler noch von recht weltlicher Freude an den sonderbaren Kostgängern des Herrgotts, von denen er berichten muß, erfüllt, und die grämliche Entschuldigung am Schluß wegen des vielen Sündhaften, das er habe berichten müssen, sieht sehr nach Ausrede aus. Am Schluß geht die Ich-Erzählung in den brieflichen Bericht eines Kapitäns über, der mit S. auf der Insel zusammentraf und die Lebensbeschreibung des S. einem Gönner, dem Herausgeber, schickt. Also hier zum Schluß noch Briefform! Die verschiedenen Mittel, um Zeitbild, Satire, komische Ereignisse anzubringen, sind schon erwähnt. Die Form der Prophezeiung ist gewählt, um eine bessere Zukunft Deutschlands der

traurigen Gegenwart gegenüberzustellen; daß sie aus dem Munde eines Narren kommt, ist das Ungeheißel oder Selbstironie des Dichters?

Charakterzeichnung. Der Held begegnet ständig neuen Personen; viel Raum ist also für die Schilderung der Nebenfiguren nicht vorhanden; es können also für sie nur wenige Züge in Betracht kommen. Daß sie scharf und gut beobachtet sind, kann eine Inhaltsangabe nicht zeigen. Bei einem Helden, der so verschiedenartiges erlebt, ist die Gefahr groß, daß widersprechende Züge auftauchen, daß er ein in vielen Farben schillernder Allerweltskerl wird, daß die Wandlungen nicht alle begründet sind. Dieser Fehler ist nicht ganz vermieden, wenn auch im allgemeinen auf den sittlichen Abstieg ein sittlicher Aufstieg folgt. S. kann alles. Er ist als Junge schon viel zu klug; auf seine umfassenden Kenntnisse z. B., die er in Hanau an den Tag legt, waren wir nicht vorbereitet; sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht der Traum vom herrschenden Adel.

#### Leben der schwedischen Gräfin von Gellert.

Inhaltsangabe s. S. 142.

Stoff und Gedanken. Die Absicht, durch die Handlungen zu belehren, ist noch viel ausgeprägter als im S. Die darzustellende Gesinnung ist die der Aufklärung und Humanität. Die äußeren Handlungen sind nur dargestellt, um daran die Gesinnungen aufzuhängen.

Die Hauptschicksale der Haupthandlung sind: Heirat eines armen Mädchens mit einem Grafen; abgewiesener Verführungsversuch eines Prinzen; daraufhin Ungnade des Hofes, Todesurteil des Grafen, Ehe der Gräfin mit R; der Graf währenddessen in Gefangenschaft; Leiden in Rußland und Sibirien. Befreiung, Rückkehr, Lösung der zweiten, Wiederaufnahme der ersten Ehe.

1. Nebenhandlung: die voreheliche Geliebte des Grafen gibt dem Grafen sein Wort zurück; ihre Freundschaft mit der Gräfin.
2. Nebenhandlung. Mariane heiratet ihren Bruder; Entdeckung dieser Tatsache. Schmerz der beiden. Karlson von einem Nebenbuhler vergiftet; sie heiratet den Nebenbuhler; Entdeckung des Verbrechens, Selbstmord der Mariane.
3. Nebenhandlung: Leiden Steeleys in Rußland und Sibirien, Befreiung, Liebe zu, Heirat mit Amalia.
4. Mehr episodentartige Nebenhandlung. Die verlassene uneheliche Mutter findet den ungetreuen Liebhaber wieder, verzeiht, heiratet ihn.

Saß alle Begebenheiten hängen mit Liebe zusammen; sechs Ehen werden geschlossen, außerdem ein nichteheliches Verhältnis und eine Entführung sowie ein Verführungsversuch. Die Handlung ist also, im Gegensatz zu Iwein und S., in Familie und bürgerliches Leben verlegt: Familienroman. Die Ehekonflikte sind alle äußerlicher und romanhafter Art. Sie beruhen nicht auf inneren Wandlungen, sondern auf unglücklichen Zufällen und Verkettung der Umstände: Doppelehe, Geschwisterehe, Ehe mit dem Mörder des Gatten. Abenteuerliche Motive können also noch nicht entbehrt werden; sie finden sich auch sonst noch: Reisen und Kriegsabenteuer: Gefangenschaft, russische und sibirische Zustände, Liebe des Naturmädchens zum Kulturmenschen. Wie der Graf, so wird auch Karlson im richtigen Augenblick in den Krieg abberufen. Die russisch-sibirischen Erlebnisse sind ein Zugeständnis an die dem Familienroman vorangehende Romanmode.

Die Zahl der zeitlosen und nur technisch verwerteten Motive ist ziemlich groß: unerwartetes Zusammentreffen zwischen Graf und Gräfin, Steeley und seinem Vater, dem verlassenen Mädchen und seinem Liebhaber, unerwartete Rückkehr des Andreas. Dann falsche Meldungen, die hier sehr wichtig sind, weil die Doppelehe, die Geschwister-  
ehe und die Ehe mit dem Gattenmörder nur dadurch möglich werden. Ferner falsche Anklagen: gegen den Grafen in Schweden, gegen den Grafen und Steeley in Mostau.

Die Hauptsache indessen sind die Gefühle und Gesinnungen, die Verbreitung der Anschauungen der Aufklärung und Gellerts. Das Christentum erschöpft sich in Tugend und Menschenliebe. Religiöser Fanatismus wird in der Figur des russischen Popen verächtlich gemacht. Von dem Aberglauben des S., den Wundern des Zwein natürlich keine Spur mehr. Die weltverachtenden Anschauungen sind auch geschwunden; im allgemeinen regelt sich alles aufs beste; der Tod hat seine Schreden verloren, wenigstens für den Tugendhaften (heiterer Tod des alten Grafen und des alten Steeley).

Die Hauptschlagwörter der Aufklärung sind Vernunft und Tugend. Die Vernunft kämpft gegen alle Vorurteile, gegen Standes- und Rassenurteile, z. T. auch gegen alte Sittlichkeitsanschauungen. Der Graf wollte ein bürgerliches Mädchen heiraten, heiratet dann eine einfache Adelige. Die Gräfin heiratet einen Bürgerlichen, ohne daß der Standesunterschied als Hindernis in Betracht kommt. Herr R. ist der Freund des Grafen. Indessen hat man bei der Gleichheit der Stände vorwiegend Adel und gebildeten Bürgerstand im Auge; infolge des Reichtums bewegen sich doch die Hauptpersonen auf einer gewissen Höhe des Daseins. Die niederen Stände sind von der dichterischen Gestaltung ausgeschlossen (wenn sie nicht den Gegenstand der Wohltätigkeit bilden). Daß es auch unter den Juden edle Menschen gibt, beweist der durch den Grafen gerettete Jude (Nathan!). Der Jude wird dann aufs freundlichste aufgenommen. Das außereheliche Verhältnis des Sohnes wird vom alten Grafen gebilligt. Kein Vorurteil besteht gegen den unehelichen Sohn der Karoline. Die Herrschaft der Vernunft erzeugt eine gewisse Leidenschaftslosigkeit, die der Dichtung an sich nicht günstig ist, da Streit, Zerwürfnisse, Aufbäumen gegen das Schicksal, große Leidenschaften, die wir vom dichterischen Helden erwarten, dadurch unmöglich werden. Gräfin und Graf kennen keine Eifersucht, keinen Haß, weder Karolinen noch R. gegenüber; R. verzichtet ohne jeden Kampf auf die Gräfin. Geschmacklos wird diese Unbestimmtheit der Gefühle, wenn die Gräfin erzählt, sie hätte den R. wieder geheiratet, wenn er nicht gestorben wäre. Von großer Vernünftigkeit zeugt die Erkenntnis von der Wertlosigkeit des Besitzes. Der Graf und Karlson heiraten arme Mädchen. Geldangelegenheiten werden stets anderen überlassen. Der Verlust von 50000 Dukaten veranlaßt kein hartes Wort.

Das andere Schlagwort ist Tugend. War im S. die Sittlichkeit in erster Linie auf Vorteile im Jenseits gerichtet, so hat sie hier das Wohl des Nebenmenschen aus reiner Menschenliebe zum Ziel, ohne selbstsüchtige Nebenabsichten. Die Hauptpersonen stoßen geradezu von Edelmut und Selbstlosigkeit. Karoline gibt dem Grafen sein Wort zurück, aus eignem Antrieb. Karoline und R. leben in der gräßlichen Familie, ohne Spur von Argwohn, Eifersucht, ohne böse Gedanken, ohne jede Versuchung. Die Gräfin bietet der ehemaligen Geliebten ihres Gatten ihre Freundschaft an, nimmt deren Sohn zu sich und erzieht ihn. Das verlassene Mädchen verzeiht dem ungetreuen Liebhaber sein wahrhaft schändliches Benehmen. Die Dankbarkeit des Juden kennt keine

Grenzen. Man verzeiht dem alten Diener, pflegt ihn rührend, damit er ja nicht glaube, man zürne ihm wegen des verlorenen Geldes. Die Gräfin beschenkt Arme, leiht Bedürftigen Geld, nimmt das verlassene Mädchen samt dem Kind sowie eine Waise in ihr Haus auf, erzieht den Sohn der Karoline. Das gräßliche Paar stattet das verlassene Mädchen aus, verschafft dem Liebhaber eine gute Stelle. Amalie ist von dem Lobe des ihr ganz fremden Grafen und von seiner Liebe zur Gattin so gerührt, daß sie ihm ihre kostbaren Steine schenkt und seine Befreiung erwirkt. Der Graf erweist den Mitgefangenen Wohlthaten, desgleichen Steeley; Steeley vergift dem gefangenen russischen Fürsten Böses mit Gutem. So herrscht denn überhaupt ein durchweg musterhaftes Verhalten. Die Ehen sind alle glücklich, voll Zärtlichkeit, Rücksichtnahme, Liebe. Die Freundschaft zwischen dem Grafen und Steeley ist höchst rührend. Auch alle anderen Personen fließen über von Freundschaft, Liebenswürdigkeit, Hochachtung, Dankbarkeit gegeneinander. Alle Diener sind höchst treu und ergeben. Der alte Christian wird krank vor Kummer über das verlorene Geld; die Behandlung der Diener ist natürlich höchst menschlich, daher denn auch deren Dankbarkeit: der Diener des R. vermachst diesem sterbend seine Ersparnisse.

Die bösen Taten, die vorkommen, werden, wie im Zwein, kurz abgetan. Sie geschehen nur, um die Handlung weiterzutreiben, und damit die Edeln Gelegenheit haben, den Bösen zu verzeihen. Die Bösen erkennen durch ihre Reue die Schönheit und Überlegenheit der Tugend an: Dormund gesteht zerknirscht, flieht, läßt sein Vermögen zurück! Sogar der Prinz bereut und macht der verwitweten Gräfin einen ehrlichen Heiratsantrag! Der böse Mitgefangene Steeleys gibt sein Unrecht zu. Nur der fanatische Pope bleibt unverbesserlich!

In alledem zeigt sich ein entschiedener moralischer Fortschritt gegenüber S. und auch gegenüber dem Zwein, was natürlich noch nicht einen künstlerischen Fortschritt bedeutet.

Stellung zur Wirklichkeit. Sind auch die Einzelheiten wieder, und zwar diesmal ausnahmslos, möglich, so gibt doch die Häufung von soviel merkwürdigen Schicksalen und von soviel Edelmut zweifellos ein nicht ganz einwandfreies und nicht wirklichkeitstreues Abbild des Lebens. S. umfaßte mehr die ganze Wirklichkeit, auch das Häßliche, Unschöne, ja er gab vielleicht nach der Seite des Bösen und Häßlichen eine zu einseitige Auswahl. Hier ist eine idealisierte Welt, die sich insofern dem Zwein nähert, wenn auch ihre Ideale ganz andere sind. Der Begriff der Wohlstandigkeit, den die damals noch vorbildliche französische Dichtung aufstellte, hätte jedenfalls die Unflätigkeiten des S. hier unmöglich gemacht, wenn sie nicht durch die soziale Sphäre des Romans schon verboten gewesen wären.

Stimmung. Komik fehlt, im Gegensatz vor allem zum S., vollständig. Einen lächerlich zu machen, scharfe Satire, das würde nicht zu der Rührseligkeit und edlen Gesinnung des Ganzen passen.

Technisches. Der Leitgedanke, Verherrlichung edler Gesinnung, kommt weniger in der Führung der Handlung als in den Einzelheiten und Nebenumständen zur Geltung, und in kleinen theoretisch-sittlichen Bemerkungen, Betrachtungen, Abschweifungen, die die Inhaltsangabe nicht bringen kann.

Aufbau. Eine Haupt- und mehrere Nebenhandlungen von verschiedener Ausdehnung gehen nebeneinander her. Die Verbindung von Haupt- und Nebenhandlung



ist äußerlich, durch die Freundschaft der Personen, durch gleiches Schicksal (Gefangenschaft), hergestellt. Die Nebenhandlungen verdanken ihr Dasein dem Streben, die magere Handlung zu verbreitern; sie sind nicht als Parallel- oder Kontrasthandlungen, die das Hauptproblem vertiefen oder unter anderem Gesichtspunkt zeigen, anzusprechen. Die Abenteuer der Gefangenschaft haben gleichfalls in dieser Ausführlichkeit keine innere Berechtigung. Die Ineinanderschachtelung der Handlungen ist recht verwidelt. Außer den Nebenhandlungen sind noch zahlreiche kleinere Episoden da, nur der Moral halber, z. B. das verlorene Geld, der Tod der zwei Väter, des treuen Dieners usw.

Infolge der Trennung von Graf und Gräfin und der Nebenhandlungen gehen örtlich getrennte Handlungen wiederholt zeitlich parallel. Die Handlungen werden nun nicht der zeitlichen Reihenfolge nach ineinandergeschaltet, sondern infolge der Ich Erzählung erfahren wir das, was auf einem andern Schauplatz vorgeht, erst, wenn auch die Gräfin davon Kunde erhält. Auf diese Weise werden eingereiht: die Geschichte der Karoline, die Vorgeschichte der Mariane, die Ermordung Karlsons, die Erlebnisse des Grafen in der Gefangenschaft, die Erlebnisse Steeleys seit der Trennung vom Grafen. Das Bekanntwerden ergibt für die Beteiligten meist eine unliebsame Überraschung, die dem Leser, der gleichfalls ahnungslos ist, zugute kommt. Spannung wird aber durch dies Verschweigen nicht erweckt, da dem Leser ebenso wie der Gräfin andere, gleichfalls glaubwürdige Erklärungen gegeben worden sind; er hat z. B. geglaubt, daß der Graf wirklich tot sei. Eher könnte das Vorleben der Mariane Spannung erwecken, da man das Gefühl hat, daß da noch etwas verborgen ist. In größerem Umfang ist jedenfalls in keinem der drei Werke durch Verschweigen Spannung erweckt.

Wie S. beginnt der Roman mit der Jugend der Heldin, aber die Jugend wird kurz abgetan, die wichtigen Ereignisse beginnen erst mit ihrer Ehe.

Zusammenfassend ist zu bemerken, daß Einheitlichkeit, Geradlinigkeit der Handlung noch in keinem der Romane erreicht ist, daß der formlose S. es am tollsten treibt, daß die schw. Gräfin mit dem Iwein die Einheitlichkeit des Tones und der Stimmung gemein hat, daß sie eine an Umfang überwiegende Haupthandlung hat, während der Iwein dafür nur durch die Einheit des Helden zusammengehalten wird; daß jedenfalls vor 1750 es noch nicht möglich war, mit einer einzigen, geradlinig sich entwickelnden Begebenheit einen Roman zu füllen, was erst Goethe im Werther gelang.

Kunstgriffe. Ich Erzählung wie im S. Sie hat auch hier den Vorzug, daß wir von einem einheitlichen Standpunkt aus alle Begebenheiten betrachten und daß wir die Überraschungen der Gräfin miterleben können. Auch werden wieder belehrende Anmerkungen dadurch ermöglicht, was wenigstens vom Standpunkt der Lehrhaftigkeit aus ein Vorzug ist. Doch hat Gellert kein Gefühl für die inneren Gebote dieser Form, sonst würde er die Gräfin nicht soviel von ihren Vorzügen und guten Werken erzählen lassen. Wiederholt sind Briefe eingeschoben; vor allem die sibirischen Abenteuer erfahren wir aus zwei langen Briefen, die, was nicht sehr wahrscheinlich ist, später als der Graf angekommen sein sollen, obschon der eine mehrere Jahre früher geschrieben ist! Gellert hat selber eine Anleitung zum Brieffschreiben veröffentlicht; bald auch sollte es üblich werden, ganze Romane in Briefform abzufassen. Die Nachholungen früherer Ereignisse, die nicht als Brief erscheinen, werden mit den Worten der Gräfin erzählt (sie hätte ja z. B. Steeley und Amalia selbst redend vorführen können).

Charakterzeichnung. Es sind wenig Unterschiede da. Die Hauptpersonen

sind alle gleichmäßig edel und gut, von den bösen erfahren wir wenig mehr, als daß sie eben die böse Tat begehen, die der Dichter gerade nötig hat. Nur die Ausländer, Steeley und der russische Gouverneur, sind mit einigen guten Sonderzügen ausgestattet. Also Ähnlichkeit mit Iwein, Rückschritt gegenüber dem S.

Nachwort. Der im vorstehenden eingehender durchgeführte Versuch ist ähnlich schon an manchen Stellen gemacht worden. Er weist auf eine der schwierigsten Aufgaben des deutschen Unterrichts hin und ist darum besonderer Beachtung wert, wenn auch einige Bedenken gegen das Verfahren sofort auftauchen. Einmal lenken solche Inhaltsangaben vom Werke selbst ab, und man erzieht dadurch zum Arbeiten nach zweiten Quellen. Man wird das Wiegandsche Verfahren also in der Regel nur bei den Werken anwenden können, deren Lesung man vom Schüler nicht erwarten kann oder die durch einen vorübergehenden Überblick über den Inhalt nur gewinnen können. Weiter werden leicht durch die Art der Inhaltsangabe bestimmte Schlüsse vorbereitet, die bei anderer Art der Auswahl vielleicht nicht gezogen würden; anderes, was dem Verfasser der Inhaltsangabe nicht liegt, geht verloren. (Im vorliegenden Fall ist allerdings ein hoher Grad von Unparteilichkeit dadurch erreicht, daß sich der Verfasser vornehm, alles, was den Raum einer Seite überschreitet, zu erwähnen und ohne jeden Hintergedanken rein registrierend vorzugehen.) — Für diese Art der Zusammenstellung aber spricht, daß gerade durch sie und nur durch sie lehrreiche Vergleiche ermöglicht und die *Entwicklung* aufgedeckt wird; so wird ein Werk wie das Gellertsche entwicklungsgeschichtlich fruchtbar gemacht, während es sonst unbeachtet bleiben muß. Ferner lernen die Schüler, die bloße Kenntnis des Inhalts nicht als letztes Ziel zu sehen, sondern ihn zu verarbeiten, das Zusammengehörige zusammenzustellen das Vielgestaltige auf wenige Gesichtspunkte zurückzuführen. So haben wir hier dann doch eine Erziehung zur Selbsttätigkeit. Hofstaetter.

## Grundsätzliches zum deutschen Unterricht IIa.

### Die Dramenlektüre auf den höheren Schulen (dargestellt an ‚Minna von Barnhelm‘).

Von Richard Frihe in Kiel.

Das Ziel der Dramenlektüre ist, allgemein ausgedrückt: geistiger und sittlicher Besitz fürs Leben. Von diesem Ziel sind wir aber noch weit entfernt, so lange Goethe und Schiller als Dichter eingeschätzt werden, die man ‚kennt‘, weil man sie ‚auf der Schule gehabt‘ hat, die man aber beiseite legt, — weil man sie auf der Schule ‚gehabt‘ hat; und weit entfernt von diesem Ziel sind wir, solange die neuere Literatur nach Goethe in der Schule so stiefmütterlich behandelt wird wie bisher die Geschichte nach 1870. Ja, ich frage mich, angesichts dieser Tatsachen, ein Mal über das andere: wo ist denn eigentlich die vielgerühmte deutsche Bildung? Selbstverständlich sehe auch ich nicht in der Literatur das A und O der Bildung; daß sie aber zur Bildung und Erziehung wesentlich beiträgt, das ist zweifellos: die Griechen, unsere eigene Geschichte und alle unsere Großen beweisen es. Und bei aller Ungewißheit der Zu-

kunft ist eins sicher: die Zukunft wird dem deutschen Volke auf allen Gebieten weit höhere Aufgaben stellen als bisher. Aufgabe der Schule aber wird und muß es sein, dafür zu sorgen, daß das deutsche Volk seiner Zukunft gewachsen sei und bleibe. Darum wird jetzt die Zeit sein, den bisherigen Standpunkt zu prüfen, Veraltetes abzustößen und Neues, Zeitgemäßes an seine Stelle zu setzen, damit wir auch durch die Dramenlektüre möglichst viel Kräfte wecken können.

Ich fasse hier zunächst das Ziel der Dramenlektüre ins Auge. Dieses ist abhängig von dem Ziel der Schule im allgemeinen, dem Gegenstand und dem Fassungsvermögen des Schülers. Die Schule soll bilden, d. h. Kenntnisse und Fertigkeiten fürs Leben schaffen, und erziehen: sie hat also eine doppelte Aufgabe; sind nun auch deren beide Teile für das Leben gleich wichtig, so ist von der Schule im allgemeinen doch voll nur die Erfüllung der einen Aufgabe zu verlangen: die der Bildung, und das darum, weil die Schule nur hier durchaus frei und selbständig ist. In der Erziehung dagegen ist sie abhängig vom Elternhaus und den mannigfachen Einflüssen des Lebens, denen der Zögling außerhalb der Schule ausgesetzt ist: das macht die Erziehung so schwer, nimmt aber der Schule auch den größten Teil der Verantwortung. Und doch kann und muß die Schule auch hier sehr viel tun: sie muß und kann die guten Keime pflegen und stärken, wenn sie schon gegen das Unkraut keine wirksamen Mittel hat. Besonders kann sie das in den Fächern, die zum sittlichen Leben in naher Beziehung stehen. Das gilt kaum von einem andern Gebiet so sehr wie von der Dramenlektüre. Sind ja doch Menschennatur und Menschengeschick die beiden Rätzel, die das Drama zu lösen sucht (Hebbel, Tagebuch, März 1838). Und Schiller sieht in dem Dramatiker einen Volkslehrer und faßt das Ziel und die Bedeutung der ‚Schaubühne‘ in die Worte: ‚Man lernt hier Mensch sein‘. In der Tat: in keinem Unterrichtsfache sonst kann der Schüler, der werdende Charakter, der das Leben noch nicht kennt, den ungeheuren Einfluß eines willensstarken Charakters auf das Schicksal des einzelnen wie eines Volkes so unmittelbar kennen lernen wie hier — auch in der Geschichte nicht; denn hier hört er nur Vergangenes, Tatsachen, Bedingungen und Folgen, die erst lebendig werden können durch den Vortrag. In der Dramenlektüre aber sieht er das Leben vor sich, wie es ist und scheint, und sich selbst mitten hineingestellt in die Probleme; und er erlebt ihre Lösung wie etwas Gegenwärtiges, ja, wie etwas Eigenes; hier sieht er die guten und bösen Kräfte im Menschen und im Leben an der Arbeit: hier also ist der Ort, seinen Charakter zu bilden, seine Weltkenntnis zu erweitern und zu vertiefen, seinen Geist zu schulen und zu schärfen.

Streilich, und damit kommen wir zu den Aufgaben der Dramenlektüre: erreichen kann man dieses Ziel nur, wenn man das Kunstwerk lebendig macht. Nicht Buchstaben und Figuren, sondern Worte tiefster Lebensweisheit und Menschen von Fleisch und Blut muß der Schüler vor sich sehen; und wiederum nicht Gedanken des Dichters als eines Menschen anderer Art als er, der Schüler, einmal werden wird und will, sondern Probleme des Lebens, Kämpfe, wie sie jeder Mensch im Leben zu bestehen hat, und Mächte, mit denen jeder Mensch sich auseinandersetzen muß, sollen aus dem Kunstwerk zu dem Schüler sprechen: dann allein hat er dafür Interesse, dann allein wird er das Werk verstehen. Beziehung zum wirklichen Leben ist also die erste Forderung. Ihr kommen von seiten des Schülers entgegen seine Phantasie und kindliche Neigung zum Idealen, die durch den Alltag und Ernst des Lebens

noch nicht verkümmert ist, und zum andern sein Interesse an der Wirklichkeit. Aber das sind für ihn noch zwei völlig getrennte Welten; um es an einem Beispiel zu erläutern: Nichtstun, Reichtum und schrankenlose Freiheit sind für ihn Begriffe, die er von Kindheit an zur Vorstellung ‚Schlaraffenland‘ verbindet; von der Freude an der Arbeit, dem Segen der Armut und der Einschränkung, besonders der Selbstbezwungung weiß er noch nichts und will, da er sie für Übel hält, nichts davon wissen. Zeigt ihm nun aber die Dramenlektüre sein Paradies als Lustschloß und jene vermeintlichen Übel als Quelle des Segens und des Charakters, so ist die Verbindung zwischen Ideal und Wirklichkeit angebahnt. Man braucht nicht zu befürchten, daß darunter sein Idealismus leide: er wird nur in die richtige Bahn geleitet; den Sieg des Guten und des Charakters sieht er ja verkörpert wie die Niederlage des Bösen: das ist der wahre Idealismus und der wahre Begriff von Held und Paradies, von dem früheren nur verschieden und bereichert um den Begriff des Kampfes, vor allem des Kampfes mit sich selbst. Dieser Kampf aber ist für das Leben so wichtig, daß der Schüler ihn nie zu früh kennen lernen kann. Daß die Neigung des deutschen Jungen zum Kampfe die Aufgabe erleichtert, will ich wenigstens nebenher erwähnen.

Es könnte nun so scheinen, als wollte ich mit der Betrachtung eines Dramas moralisierenden Tendenzen Vor Schub leisten: nichts liegt mir ferner als das; Moralpredigen hat fast noch immer geschadet, selten genützt, so gut wie nie bei einem Jungen. Und ein Drama ist kein Katechismus: darum wäre eine moralisierende Auslegung ein unverzeihlicher Mißbrauch. Ein gutes Samentorn zu legen, die gesunden Keime zu stärken und die Richtung auf das wahrhaft Ideale zu fördern: darauf kommt es an. Hat man aber das Drama lebendig gemacht, dem Schüler das Verständnis für das Problem geöffnet und seinen Geist hinaufgezogen auf die ihm erreichbare Höhe der Dichtung und die Liebe zum Helden geweckt, dann kann man die übrige Arbeit getrost dem Schüler überlassen; mit solchem Rüstzeug ausgestattet, wird er den Kampf schon bestehen. Diese Erwägungen führen zu einem zweiten Gesichtspunkt.

Die Richtung des jugendlichen Geistes, der zu denken anfängt, geht auf das Große und Ganze. Das Kind freut sich, wenn es vor Vaters Augen einen Hügel erklimmen hat, der Jüngling will den Montblanc ersteigen; der Abc-Schüler ist glücklich, wenn er singen kann: ‚Kommt ein Vogel geflogen . . .‘, der Jüngling will Wagner verstehen; der Knabe ergötzt sich an ‚Hänsel und Gretel‘, wird er größer, so sind es schon Prinzen und sagenhafte Helden; der Jüngling begeistert sich an den Großen der Geschichte und an Schillers Helden: dem Großen und den Größten eifert er nach, oder will sie wenigstens verstehen. Dieser seiner natürlichen Sehnsucht muß der Unterricht Nahrung geben, und gerade die Dramenlektüre wieder kann das sehr gut. Darum ist Großzügigkeit und Klarlegen der großen Zusammenhänge die zweite Forderung — versteht sich, so weit er sie überhaupt verstehen kann. Wohl müssen dem Schüler Einzelheiten erklärt werden, wo es nützt, aber er darf darin nicht befangen bleiben, eine Gefahr, die gerade hier sehr nahe liegt. Ich halte es darum nicht für richtig, Auftritt für Auftritt in der Klasse zu lesen, Einzelheiten zu besprechen und dann zusammenzufassen. Einmal muß so mit der Lektüre ziemlich viel Zeit hingehen, besonders bei der nun einmal nicht zu leugnenden Neigung des Philologen, sich zu viel mit Einzelheiten aufzuhalten: erstens gehört Philologie nicht in die Schule, und vor allem hat der Schüler dafür meist noch nicht das richtige Verständnis, und zwar

um so weniger, je feiner die einzelnen Bemerkungen des Lehrers sind; er überschaut den Zusammenhang und weiß, warum er gerade die Stelle herausgreift und erklärt; der Schüler kennt aber den großen Zusammenhang noch nicht und versteht deshalb die Erklärung auch nicht völlig. Außerdem zweifle ich, ob auf diese Art das erreicht wird, was doch für den Schüler das Wichtigste ist: ein klarer Begriff von den großen Zusammenhängen der Handlung und ein scharf umrissenes Bild von den Charakteren und ihrem Problem. Die sprachliche Erklärung mag dabei vielleicht besser wegkommen, aber sie kann für den Schüler nicht die Hauptsache sein, selbst in Prima nicht; allerdings würde ich hier mehr Gewicht auf die Form legen als in Sekunda.

Das erste ist also der Überblick über das Ganze, dann erst kommt die Vertiefung ins einzelne; im altsprachlichen Unterricht ist es umgekehrt. Noch etwas anderes ist dabei vielleicht nicht so unwesentlich. Das Interesse des Schülers ist zunächst durchaus äußerlich, d. h. nur auf die Handlung gerichtet: 'Um was handelt es sich? Wie endet es?' das sind für ihn die ersten und wichtigsten Fragen. Befriedigt man nun dieses stoffliche Interesse, solange es frisch ist, dann wird er den Zusammenhang leichter begreifen und mit mehr Freude. In der Folge aber wird seine Aufmerksamkeit durch das stoffliche Interesse nicht mehr abgelenkt, und daß die Aufmerksamkeit des Schülers immer auf einen Punkt gerichtet ist, bietet die sicherste Gewähr für ein klares Verständnis. Das führt uns zu einem andern wichtigen Gesichtspunkt.

Nicht nur aus psychologischen, auch aus rein pädagogischen Gründen scheint mir jene scholastische Methode verfehlt: sie zerstreut die Aufmerksamkeit des Schülers und arbeitet dadurch klaren und zusammenhängenden Vorstellungen geradezu entgegen. Da wird bald von der Handlung, bald von der Sprache, bald von der und jener Charaktereigenschaft, bald von der Idee oder von sonstigen Dingen gesprochen, dann wird gelesen, dann mitten in einer Rede aufgehört, bis man sich endlich durch das Drama durchgewühlt hat. Das ist unpädagogisch und völlig unkünstlerisch. Immerhin wird doch manches Gute auch bei dieser Behandlung herauspringen, — wenn der Lehrer Geist hat. Das ist aber so rundweg von uns Philologen nicht zu verlangen. Darum fort mit dieser Methode! Sie kommt dem Bedürfnis des Schülers nicht entgegen und gibt ihm fürs Leben auch das nicht mit, was man unbedingt von ihr verlangen muß: die Fähigkeit, ein Drama lesen zu können. Nicht Kenntnisse allein soll die Schule vermitteln; wichtiger ist ihre andere Aufgabe: Fertigkeiten zu schaffen, gewissermaßen die Organe, durch die der Mensch im späteren Leben seine Kenntnisse selbständig erweitern und vertiefen kann. Eine der wichtigsten von diesen Fertigkeiten ist nun eben das Lesekönnen. Dazu muß der Schüler angeleitet werden. Jede Anleitung ist aber verfehlt, wenn sie keinen Plan hat. Planmäßig muß also die Lektüre sein: das ist der dritte wichtige Gesichtspunkt.

Dieser Plan ergibt sich nun aus dem Bau und Wesen eines Dramas von selbst; seine Hauptteile sind: die Handlung, die Sprache, die Charaktere und die Idee. Und die Gesichtspunkte für die Behandlung dieser einzelnen Teile wiederum werden bestimmt einmal vom Ziel der Dramenlektüre überhaupt, zum andern von Inhalt und Bedeutung dieser einzelnen Teile für das Drama als solches. Nehmen wir als Beispiel 'Minna von Barnhelm'. Es war eine unschätzbare Gunst des Schicksals, daß unser erster großer Dramatiker zugleich unser erster Dramaturg gewesen ist. Darum müssen wir bei dem Ästhetiker Lessing lernen, wenn wir den Dichter Lessing

verstehen und würdigen und die Schüler zum Verständnis seiner Werte führen wollen. Selbstverständlich liegt mir nichts ferner, als Sekundanern ästhetische Theorien vorsetzen zu wollen; wohl aber geben mir Lessings Art, eine Komödie zu betrachten, und seine Anschauungen über eine gute Komödie wichtige Gesichtspunkte für die Behandlung der ‚Minna von Barnhelm‘, selbst für Sekunda. Noch eine andere Erwägung hat mich auf diesen Weg gewiesen: die Lektüre eines Dramas wie die Behandlung jedes Kunstwerks kann niemals — außer etwa in der Tertia — bloß rezeptiv sein wie die eines einfachen Gedichts: jedes Kunstwerk fordert das Urteil heraus, schon in Sekunda. Darum hat die deutsche Lektüre schon in dieser Klasse auch die Aufgabe, das ästhetische Urteil zu bilden; die künstlerische Erziehung ist auch ein Teil der sittlichen Erziehung — mögen auch die Grenzen und Anforderungen hier noch so bescheiden sein. Und zum Lesenlernen gehört auch das. Freilich, eine große Gefahr droht dabei: die des Kritifizierens oder gar Krittelns. Vor dieser Klippe, an der die ganze Behandlung schon wegen der Unreife des Schülers scheitern müßte, wird sich der Lehrer darum peinlich hüten. Und er kann es, meine ich, sehr leicht: wenn er nämlich das Urteil des Schülers bildet im Erfassen der Schönheiten des Wertes, wenn er ihm die Augen öffnet für das Wie und Warum dichterischer Schönheit. Dafür ist aber Lessing ein trefflicher Lehrmeister. Seine Anschauungen liegen darum den folgenden Betrachtungen zugrunde. Noch einmal jedoch betone ich, um dem Verdacht vorzubeugen, als widerspräche ich mir selbst: die Betrachtung der Form hat hinter der des Stoffes durchaus zurückzutreten. Und als letzten allgemeinen Gesichtspunkt hebe ich hervor: so einfach und klar wie nur irgend möglich; denn wir haben es mit Sekundanern zu tun.

Ich wende mich der Behandlung im einzelnen zu. Der Plan steht in der Hauptsache bereits fest, nur Einführung und Schluß erfordern noch eine kurze Betrachtung. Will man das Drama in der Klasse lesen, so kann man mit Fug und Recht auf jede Einführung verzichten. Doch halte ich das Lesen in der Klasse, Auftritt für Auftritt, aus den dargelegten Gründen für unzweckmäßig und zu zeitraubend. Nicht lesen wollen wir das Drama, sondern betrachten; dazu halte ich es für notwendig, sich von dem Buchstaben frei zu machen. Daß der Dichter darüber zu wenig zu Worte komme, ist eine unbegründete Sorge: der Schüler soll ihn zu Hause lesen und sich dabei seine Gedanken machen, die dann in der Klasse in gemeinsamer Arbeit berichtet und vertieft werden. Man verhindert so, glaube ich, auch ein Zerplüden des Dichters und nimmt seinen Worten um so weniger von ihrem Duft, je zarter man ihnen begegnet; das geschieht, wenn der Schüler zunächst für sich liest. Mag ihm fürs erste immerhin vieles unverständlich bleiben: das erhöht nur den Reiz; die Behandlung bietet oft genug Gelegenheit, ja, sie wird nicht selten dazu zwingen, wichtige Stellen vorzulesen; das ist aber zunächst Sache des Lehrers. Man kann nicht genug betonen, daß lautes Lesen schon eines noch nicht verstandenen Gedichts nur schädlich ist, wie viel mehr bei einem Drama! Darum liest der Lehrer nach der Einfühlung das Gedicht zunächst selbst vor, und erst, wenn das Notwendige erklärt ist, versuchen es die Schüler. Nicht wesentlich anders bei einem Drama: das Lesen mit verteilten Rollen gehört an den Schluß, nicht an den Anfang; und es geschieht im Zusammenhang, nicht Auftritt für Auftritt, und wird nur unterbrochen bei groben Mißverständnissen. Dann ist das Lesen eine Krönung der ganzen Behandlung. ]

So ergibt sich nun aber eine Einführung mit fast zwingender Notwendigkeit. Sie soll den Schüler in den Stand setzen, einen Aufzug allein lesen und sich über seinen Inhalt Rechenschaft geben zu können, oder sich zum mindesten darüber Gedanken zu machen. Dazu ist es notwendig, die hauptsächlichsten Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Diese bestehen zunächst in der dialogischen Form. Man wird also nicht umhin können, dem Schüler den äußeren Unterschied zwischen Roman und Drama klarzumachen; als Erläuterung läßt sich die Ballade benutzen. Aber diese Betrachtung soll durchaus praktisch und ganz auf den Zweck der Einführung eingestellt sein: sie hat sich also vor theoretischen oder gar ästhetischen Auseinandersetzungen zu hüten. Ihren Zweck hat sie erreicht, wenn dem Schüler klar geworden ist, daß der wesentliche äußere Unterschied zwischen epischen und dramatischen Werken darin liegt, daß dort Taten erzählt und Zustände geschildert werden vom Dichter, hier aber Taten unmittelbar und gegenwärtig geschehen; daß man also dort, um den Inhalt wiederzugeben, fragen muß: was erzählt oder schildert der Dichter?, hier aber: was tun die Personen? und warum? Dann kann man weitergehen und den Bau des Dramas vergleichen mit dem eines Romans: wie die ‚Kapitel‘ und ‚Bücher‘ des Romans den ‚Auftritten‘ und ‚Aufzügen‘ entsprechen; daß auch das Drama eine Einleitung, einen Hauptteil und einen Schluß hat, während die örtlichen und zeitlichen Verhältnisse nicht beschrieben, sondern durch die Dekorationen dargestellt werden — wie im Leben. Im besonderen wird man dann noch ein paar Worte sagen über den Bau des ersten und zweiten Aufzuges, die Exposition, damit der Schüler nicht durch das scheinbare Durcheinander so vieler Ereignisse und Personen verwirrt werde. Eine kurze Bemerkung endlich über Ort und Zeit der Handlung beschließt die Einführung. Eine Stunde wird den Schüler in den Stand setzen, sich seiner Aufgabe für die nächste Stunde zu entledigen: den ersten Aufzug durchzulesen, und zwar auf den Inhalt im allgemeinen und den Gedantengang in den einzelnen Auftritten.

Während der Besprechung sind die Bücher im allgemeinen geschlossen. Meine erste Frage lautet: Was ist, in wenigen Sätzen, der Inhalt des ersten Aufzuges? Diese Frage ist wichtig und notwendig, damit der Schüler einen Überblick bekommt über den ganzen Aufzug, damit er von vornherein das Wesentliche vom Nebensächlichen scheidet, und nicht zuletzt, damit er eine Reihe von Ereignissen in ein paar Sätzen knapp und doch erschöpfend wiedergeben lernt; denn gerade das fällt ihm anfangs besonders schwer: er reiht Einzelheit an Einzelheit, ganz äußerlich und ohne Zusammenhang, Haupt- und Nebensachen durcheinander. Bei einem ganzen Aufzuge, später bei mehreren und schließlich bei dem ganzen Drama ist es jedoch leichter, den Blick für das Wesentliche zu schärfen als bei einzelnen Auftritten. Außerdem arbeitet man so zugleich dem Verständnis für die Entwicklung im einzelnen vor. Hier, in der logischen oder psychologischen Entwicklung, liegt für den Schüler zweifellos die größte Schwierigkeit. Darum genügt es nicht zu fragen: Wie entwickelt sich die Handlung? — zu dem Wie? muß das Warum? sofort hinzutreten. Daraus ergeben sich die weiteren Fragen: wie sind die einzelnen Auftritte miteinander verknüpft? baut der eine auf den andern auf? ist das Auftreten der Personen begründet? ist diese Begründung wahrscheinlich? Das wäre die Vorbereitung, deren Zweck ist, unrichtige Gedanken zu berichtigen und das dunkle Fühlen des Schülers zu klaren Vorstellungen zu bringen. Nun schauen wir zurück, und der Lehrer baut unter Bei-

hilfe der Schüler — schließlich muß es umgekehrt sein — die Entwicklung der Handlung aus ihren Elementen auf, so daß sich ein klares Bild ergibt. Ein kurzer freier Vortrag darüber ist die Aufgabe für die nächste Stunde, der er als Einleitung dient.

Doch wird die ganze Stunde mit dieser durchaus großzügigen Betrachtung nicht ausgefüllt. Und das ist gut; denn einmal wird noch diese und jene Einzelheit — worunter ich Ort und Zeit, die zur Handlung gehören, natürlich nicht verstehe — zu erklären sein, und zum andern wüßte ich keine passendere Gelegenheit, auf den Lustspielcharakter der Handlung mit ein paar Worten einzugehen: wie fein uns Lessing gleich mit den ersten drei Auftritten in die rechte Lustspielftimmung versetzt und wie er schon damit auf den glücklichen Ausgang hindeutet — ganz das Gegenteil in seinen Trauerspielen. Ja, ich bin noch einen Schritt weiter gegangen und habe gefragt: worin liegt denn die Komik von I 2? Darauf bekam ich nun zwar keine richtige Antwort; als ich aber fragte, wie denn der Besitzer eines erstklassigen Hotels gewöhnlich mit einem Offiziersburschen umgehe, da fiel's den Schülern wie Schuppen von den Augen: die Plebejerlogik des Wirts und die Vertauschung der Rollen ist im höchsten Grade komisch; und gesteigert wird die Komik noch dadurch, daß Just wie der Wirt immer aus ihrer Rolle zu fallen drohen: der eine, weil sie ihm nicht liegt, der andere, weil sie ihm nicht behagt. Selbstverständlich können solche Fragen nur dann und wann aufgeworfen werden. Aber jedesmal, wenn ich es tat, nahm ich das lebhafteste Interesse wahr und konnte mich über manche recht verständige Beobachtung freuen; der Schüler fühlt ja oft auch das Richtige schon, er kann es nur nicht in Worte fassen. Da muß ihm der Lehrer helfen durch geschickte Vorbereitung und Fragen; und werden auf diese Weise die Schüler zur Mitarbeit herangezogen, so daß sie das Ergebnis in gewissem Sinne als ihre eigene Arbeit betrachten können, dann gibt ihnen das ein Gefühl der Befriedigung und der Kraft.

Nach demselben Plan betrachten wir die übrigen Aufzüge. Das Hauptgewicht lege ich dabei immer auf die Zusammenfassung, die den Schluß und Anfang jeder Stunde bildet. Das ist zugleich eine vortreffliche Übung im freien Vortrage: um ihn auch äußerlich als solchen zu kennzeichnen, wird die Darstellung des Inhalts, wie später auch der Charaktere, ex cathedra gegeben.

So wäre die Betrachtung der Handlung in fünf Stunden erledigt. Man könnte nun einwenden: bei dieser Behandlung werde das Interesse des Schülers von der siebenten Stunde an erlahmen, weil er den Inhalt nun schon kenne. Ich fürchte das nicht. Zwar bietet ihm die Handlung Neues nicht mehr; aber das braucht sie auch gar nicht: sie ist ja weder das Wichtigste in der Komödie, noch bildet sie den Gegenstand für die folgenden Betrachtungen. Wohl aber ist sie deren Grundlage; und daß sie das ist und als solche immer wieder berücksichtigt werden muß, hat obendrein den großen Vorteil, daß sie immer fester in den geistigen Besitz des Schülers übergehen wird. Und nicht nur das: das Bild von der Handlung wird auch erweitert, vertieft und geklärt; denn sie wird ja in den folgenden Betrachtungen unter neuen Gesichtspunkten ins Auge gefaßt. So gleich in der folgenden, die den Charakter der Handlung zum Gegenstande hat.

Hier wäre zunächst die Einheitlichkeit und Geschlossenheit der Haupthandlung — vielleicht im Vergleich zu Shakespeare — und ihre meisterhafte Exposition, dann die Episoden und ihr Verhältnis zur Haupthandlung zu betrachten. Vor allem aber



ist hier auf das Hinundherwogen der Stimmung einzugehen: wie das Drama mit echt komischen Motiven beginnt und damit das Hauptthema und der Schluß angedeutet wird, wie aber doch ernste, ja, fast tragische Akkorde und Motive nicht fehlen: eine überaus glückliche Mischung von Dur und Moll. Denn so oft auch die Stimmung ins Tragische umzuschlagen droht, immer gewinnt der heitere, siegesfrohe Ton wieder die Oberhand: durch Werner, Just, den Wirt, Franziska, Minnas Bedienten und Riccaut vor allem, bis schließlich das Auftreten des Grafen wirkt wie der Sonnenschein nach einem Gewitter — gerade wie im Leben, wo Ernstes und Heiteres unablässig wechselt. Und das alles wird erreicht mit den einfachsten Mitteln, scheinbar ungesucht, ohne jede niedere Komik. Erschöpfen soll besonders diese Betrachtung den Gegenstand nicht; es genügt, wenn sie die wichtigsten Stellen ins Auge faßt und vor allem die Gegensätze scharf heraushebt. Dazu halte ich es für sehr zweckmäßig, wenn der Lehrer die wesentlichen Stellen vorliest. Eine Stunde genügt für diese Betrachtung.

Innerlich verwandt mit ihr ist die Betrachtung des Dialogs und der Sprache überhaupt. Jeder Sekundaner hat schon einmal ein Schauspiel von Schiller gesehen; er weiß auch, daß Schillers Stücke wesentlich länger sind als gerade ‚Minna von Barnhelm‘. Daran knüpfe ich an, um dem Schüler das Verständnis zu erschließen für einen der bedeutendsten Vorzüge von Lessings Sprache überhaupt: ihre Knappheit und Klarheit. Ich hole etwas weiter aus. Die Entwicklung der Handlung zu verstehen, fiel den Schülern im allgemeinen nicht schwer: sie ist ja auch, trotz der nicht gerade einfachen Ringgeschichte, so logisch und übersichtlich aufgebaut und so einfach und lebendig dargestellt, daß auch dem Verständnis des Untersekundaners ernste Schwierigkeiten nicht entgegentreten. Strenge Folgerichtigkeit und Lebendigkeit: das sind also die beiden Hebel, die die Handlung in Bewegung setzen. Mit ihrer Analyse hat sich deshalb die Betrachtung der Form zunächst zu beschäftigen. ‚Wodurch wird der Dialog so lebendig?‘ ist die erste Frage. Von selbst finden die Schüler: durch die kurzen Sätze, manchmal nur ein Wort, Unterbrechungen, Wiederholungen, Verdopplungen, Gegensätze, Fragen, Ausrufe, alles in rascher Folge wie Herzklopfen und bunt gemischt. Daraufhin sehen wir uns nun den ersten Aufzug an, stellen ihm 3. B. die behagliche Unterhaltung in II 2 gegenüber — bis zur Erkennung des Ringes: dann haben wir wieder höchste Lebendigkeit; ähnlich ist es in IV 6, nur daß dieser großen Disputierszene die Behaglichkeit fehlt, aber ruhig ist auch sie, obschon gezwungen — bis zu den verhängnisvollen Worten: ‚Es ist ein nichtswürdiger Mann. . .‘ Weiter wäre auf den völlig anders temperierten dritten Aufzug hinzuweisen und auf IV 2 und 3. Diese Betrachtungen führen uns auf das Grundgesetz von Lessings Dialog, ja, seiner Sprache überhaupt. Lessings Denken war der Form nach durchaus dialogisch: das beweist schlagend der Anfang des 17. Literaturbriefes. Jede Behauptung, von sich so gut wie von andern, ist ihm der Vertreter einer Persönlichkeit, von der er einen Grund fordert, wenn er ihr nicht eine Gegenbehauptung und einen Gegengrund entgegenstellen soll. So prüft und zergliedert er den Gedanken und ruht nicht eher, als bis er für jeden Begriff den treffenden Ausdruck gefunden hat. Und diese Eigenschaft hat er allen seinen Personen mitgegeben. Ein sprechendes Beispiel ist dafür die Stelle in I 12, wo Just den Wachtmeister für seinen Racheplan zu gewinnen sucht mit den Worten: ‚Wie wär's, wenn wir ihm des Abends, wenn er aus der Tabagie kommt, aufpaßten und ihn brav durchprügelten?‘ Darauf Paul Werner:

„Des Abends? — aufpaßten? — ihrer zwei einem? — Das ist nichts.“ So greifen die Personen die Worte voneinander auf und lassen sich dann oft gar nicht ausreden, so sehr hat jeder seinen Kopf für sich.

Das gibt dem Dialog seine Frische und Lebendigkeit und wenigstens den Anschein von Natürlichkeit. Er wäre durchaus natürlich, wenn er nicht zu geistreich wäre: das ist Idealisierung (vgl. dazu: Hebbel, Tagebuch, 3. August 1854). Damit kommen wir zu einer neuen Eigenschaft des Dialogs: seinem Gedankenreichtum. Alles steht unter der Herrschaft des Verstandes, darum ist es so klar und verständlich. Was die Personen sagen, ist so fein abgewogen, so sauber in der Form — selbst im Munde eines Just und Riccaut —, so folgerichtig in der Gedankenentwicklung und so geistreich oder wenigstens wichtig, daß wir fast aus jedem Worte den Dichter hören wie einen Souffleur. Wir ahnen die Bedeutung von Lessings Worten: „Meine Prosa hat mir stets mehr Mühe gekostet als meine Verse“; wir begreifen, warum er an „Emilia Galotti“ täglich nur sieben Zeilen schrieb. Aber sein Grundsatz: „Die größte Deutlichkeit war mir immer die höchste Schönheit“ hat ihm herrliche Früchte getragen. Klar ist seine Sprache immer, nur die Mittel sind verschieden: bei Just durch die volkstümliche Anschaulichkeit, bei Tellheim durch die Schärfe des Gedankens: das eine ist vornehm, das andere die Art des Volkes. Erreicht aber hat Lessing sein Ideal vor allem dadurch, daß er ein Meister im Streichen war: da ist kein Wort zu viel, vor allem kein Beiwort; Füllwörter und Phrasen gibt es bei ihm so gut wie gar nicht; da ist keine Ziererei und Schnörkelei, außer wo es Stimmung und Charakter erfordern. Sparsam, fast geizig ist er mit Worten und immer so einfach: darum hat er so wenig Monologe; er löst die Stimmung auf in Handlung, nach seiner Theorie das Wesen der Poesie; II 2, 4, 6, 8 sind dafür Beispiele. Diese wenigen, einfachen Worte können aber gerade darum auch in ihrem ganzen Inhalt zur Geltung kommen — freilich nur für den, der seine Gedanken zusammennimmt, und das muß man bei Lessing immer. In ihrer einfachen Natürlichkeit liegt also die Wucht Lessingscher Sprache. Fordert dann aber die Stimmung einmal eine reichere Sprache, dann entfaltet Lessing seine ganze Kunst, dann zeigt sich der Meister schönster, blühendster dichterischer Sprache: ich erinnere nur an die ewig schönen Worte Tellheims am Schluß von V 5. Und diese Worte zeigen uns den Mann von einer völlig neuen, von seiner schönsten Seite.

Damit kommen wir zu dem letzten Gesichtspunkte, von dem aus die Sprache zu betrachten wäre. Nicht weniger als den Stimmungen ist die Sprache den einzelnen Charakteren angepaßt. Da ist Just: roh, derb, ja ungehobelt in seinen Ausdrücken, die doch den Nagel stets auf den Kopf treffen, wie es eben nur ein Mann aus dem Volke mit seiner bildhaften Sprache kann; dann Paul Werner mit seinem Feldwebelorgan und -jargon: den Mund voll großer Worte Just gegenüber, voll Selbstbewußtsein gegenüber dem Wirt, voll komischer Galanterie im Gespräch mit Franziska, steif in Gegenwart Minnas, soldatisch gegenüber dem Major — immer aber wie gewürzt mit frischer Landluft. Der Wirt, ebenso gewandt in Schmeicheleien und Redensarten wie im Verhöhnern und Verleumdern, in seiner Art ein Meister des Worts, mag er Just zum besten haben (I 2), oder wie ein Jude jammern, daß ihm ein Profiten durch die Lappen zu gehen droht (I 3), oder ein paar Damen aushorchen (II 2), oder sich vor einem Wachtmeister in Sicherheit bringen wollen (III 4) — nie ist er um Worte verlegen; und ihm ähnlich Hans Dampf in allen Gassen, der

Harlekin Riccaut mit seinem Kauderwelsch, dessen feine Künste die arme deutsche Sprache nicht ausdrücken kann. Ihnen allen gegenüber aber, die das Herz immer, freiwillig oder unfreiwillig, auf der Zunge tragen, Tellheim mit seiner edeln, vornehmen Sprache, kurz und bestimmt wie nur ein Offizier, bei dem jedes Wort erst den Umweg über den Verstand machen muß, ehe es über die Lippen kommt —, außer wenn ihn die niedrige Rachsucht seines Burschen so empört, daß auch ihm einmal ein unedles Wort entschlüpft, oder wenn das Herz zu voll ist (V 5): ich erinnere dabei an den 51. Literaturbrief. Sein Unglück hat ihn stumm oder doch wortfarg gemacht, Minnas Unglück löst ihm die Zunge wieder: darum ist jetzt seine Sprache so anders als in den ersten vier Aufzügen: jetzt wird sie voller, und auch Monologe stellen sich ein, diese ‚lauten Atemzüge der Seele‘ (Hebbel, Tagebuch, 3. Mai 1861). Und am Ende verstummt er wieder, vor übergroßem Glück. Schließlich die beiden Damen: sie plaudern gern; Minna, wie es dem Edelfräulein ansteht, gewählter in ihren Ausdrücken, Franziska mit loserer Zunge, besonders wenn sie jemand necken kann. Beide aber verleugnen von allen Personen ihren Urheber am wenigsten, und das darum, weil sie ihm eigentlich am unähnlichsten sein sollten: ihre Sprache ist zu männlich, fast hätte ich gesagt, zu modern. In Wirklichkeit sind sie Shakespeare'schen Ursprungs: Porzia und Nerissa sind die Originale — trotz Erich Schmidt.

Das wären die Hauptsachen und die Art, die Sprache zu betrachten. Dabei bin ich mir wohl bewußt, daß der nächste Weg zur Langweiligkeit der ist, alles sagen zu wollen, und daß eine eingehende Betrachtung der Sprache über Interesse und Verständnis des Sekundaners und damit über das Ziel hinausgeht. Es kommt auch hier nur darauf an, die wichtigsten Gesichtspunkte herauszuheben und an einigen Beispielen zu erläutern. Trotzdem möchte ich diese Betrachtung nicht mit einer Stunde abtun: dazu ist sie zu wichtig. Sie hat einen doppelten Zweck: sie soll das Verständnis für die künstlerische Form wecken; und die Schüler machten diesen Gang in die Werkstatt des Künstlers gern mit, sie beobachteten gern und nicht ohne Verständnis. Das kann aber, und das ist das Wichtigste für einen Sekundaner, nicht ohne Nutzen für seinen eigenen Stil bleiben; und solches Beobachten gehört ja in erster Linie zum Lesenlernen. Zwei Stunden reichen jedoch hin.

Wie schon der Schluß gezeigt hat, führt uns diese Betrachtung ungezwungen zum wichtigsten Teil: zu den Charakteren.

Hier stellen sich dem Schüler die größten Schwierigkeiten in den Weg. Denn was eigentlich ein Charakter ist, davon hat er noch keinen klaren Begriff; darum ist er einer Charakterisierung gegenüber geradezu hilflos. Wenig getan wäre nun mit einer Definition des Begriffes ‚Charakter‘; sie ist für den Sekundaner zu abstrakt und wird leicht scholastisch und schablonenhaft — wie ungezählte ‚Charakteristiken‘ beweisen. Diese können für den Schüler, den werdenden Menschen und Charakter, keinen Wert haben, weil sie blutlos sind und schemenhaft. Der Schüler will und darf keine Figuren oder Puppen sehen, deren Aussehen und Tun er beschreibt wie die Teile einer Maschine: nicht auf die Teile kommt es an, sondern auf das Ganze, nicht das äußere Drum und Dran ist die Hauptsache, sondern die treibenden Mächte, Geist und Seele, Nerv und Blut. Die aber lernt man nicht verstehen durch Definition und Schema, sondern durch unausgesetzte Fragen nach dem Wie und Warum. Deshalb muß der Lehrer frisch hineingreifen in das Schicksal des Helden und in das Problem,

mit dem er ringt; nur dann wird der Schüler den Sinn des Ganzen und die Charaktere verstehen. Der Ausgangspunkt ist hier mehr denn sonst entscheidend für die ganze Betrachtung. Fragte der Schüler im Anfang: ‚Worum handelt ‚es‘ sich, und wie endet ‚es‘?‘, so frage ich jetzt: ‚Worum dreht sich Tun und Leiden des Helden? Wie ist seine Lage, sein Schicksal? Welches ist das ihm von seinem Schicksal gestellte Problem? Wie löst er es?‘ Von diesen Fragen aus dringe ich nicht nur in den Sinn des Stückes, sondern in die Tiefe der Charaktere: lerne ihr Glück und ihr Leid, ihre Schuld und ihre Güte kennen; sehe den siegen und jenen unterliegen, begreife Ursache und Wirkung in ihrer Notwendigkeit, erkenne die Bedingtheit des Menschen und seines Tuns, ohne das Wirken ewiger Mächte. Der Schüler aber lernt bei solcher Betrachtung nicht diesen allein oder jenen Menschen kennen, den Menschen lernt er verstehen, wie er war, wie er wird und warum er so ist und nicht anders; er lernt unterscheiden und urteilen, begreift bei allen Unterschieden in Charakter wie Schicksal die ewig gleiche Natur des Menschen und des Lebens, seine uralten und doch ewig neuen Probleme, ahnt das ewig gleiche, unerbittliche Walten eines Höhern, Überirdischen; und damit erwacht in ihm das Bewußtsein seiner selbst als eines Menschen, der kämpfen muß, um siegen zu können, begreift oder ahnt doch wenigstens, daß er, um wahrhaft leben zu können, sich selbst nicht genug ist, sondern daß er abhängig ist von seinen Mitmenschen und wahrhaft wertvoll nur im Dienst des Ganzen, stark nur im Verein mit ihm, bedingt durch sein Schicksal, das jedem Menschen seinen Beruf in die Wiege legt und von allen Menschen die Erfüllung dieses ihres Berufs, ihrer Pflicht verlangt, ihnen dafür aber ganzes, wahres Glück gibt; und hat er immer wieder gesehen, daß jede Tat notwendig ihren Lohn und ihre Buße schon hier auf Erden bringt, dann begreift er, daß für den Menschen auf Erden kein höheres Glück zu denken ist, als stete Erfüllung seiner Pflicht, daß nur ein Charakter wirklich glücklich sein kann. Damit aber ist sein ideales Streben nach Glück und Freiheit und Größe gelenkt in die Bahn, die allein zum Ziel führt: auf die scheinbar so arme, schwere Wirklichkeit, in der wir Menschen leben — die Verbindung zwischen Ideal und Wirklichkeit ist da. So aufgefaßt, hat die Behandlung der Charaktere ihren Hauptwert nicht in der Betrachtung der einzelnen Charaktere, sondern in ihrer Beziehung auf das Leben, und durch diese weite Perspektive wird sie ein Stück philosophischer Propädeutik — freilich nicht im Sinne der Lebensklugheit des 18. Jahrhunderts, deren Außerlichkeit und moralisierende Tendenzen ich ja gerade bekämpfe, weil sie auch heute noch nicht ausgestorben sind.

Ich wende mich dem technisch schwierigeren Teile zu, der eigentlichen Behandlungsweise. Hier muß der Schüler lernen, wie man einen Charakter betrachtet und wie man ihn darstellt. Der Anfang ergibt, fast notwendig, alles weitere: es ist die Frage nach dem Problem. Dieses entsteht aus den Verhältnissen einer- und dem Charakter andererseits; es geht den eigentlichen Träger des Problems wohl in der Hauptsache an, aber ihn nicht allein: seine Umgebung nimmt daran Anteil, ja, sie bedingt ihrerseits auch das Problem und seine Lösung. Daraus erhellt, daß ich, um das eine verstehen zu können, das andere nicht unberücksichtigt lassen darf: ich darf also den Hauptcharakter nicht für sich allein betrachten, sondern muß ihn in seinen mannigfachen Beziehungen zu seiner Umgebung ins Auge fassen. Das geschieht durch Vergleichen. Dieses wird jedoch fruchtbar erst durch die Betonung der Gegensätze. Auf ‚Minna von Barnhelm‘ angewandt, heißt das: um das Besondere in Tellheims

Charakter zu beleuchten, muß ich ihn vergleichen mit Riccaut auf der einen und mit Minna auf der andern Seite. Um aber Tellheim wie alle andern Personen dem Schüler menschlich nahe zu bringen, darf ein Vergleich nie fehlen: der mit dem gewöhnlichen Menschen, d. h. mit uns selbst: so allein lernt man den Charakteren ins Herz sehen und sie verstehen, so allein wird ihr Problem unser Problem, so allein darf das Urteil geübt werden, das jeder Person den ihr gebührenden Rang zuweist, ohne damit dem Dichter zu nahe zu treten. Selbstverständlich muß sich ein solches Vergleichen auf das Wesentliche und Besondere beschränken: durch Nebensachen und Selbstverständlichkeiten verschwimmt die Charakteristik in Dunst und wird langweilig obendrein. Darum stelle ich geradezu als Gesichtspunkt auf: jede Charakteristik soll ein Torso sein, freilich nicht von einem Bein, sondern allerdings vom Kopf: das Ziel jeder Charakteristik ist ein Charakterkopf. Wohl kann man den Charakter aus kleinen, scheinbar unbedeutenden Handlungen analysieren, induktiv; dann aber heißt es, den Grundzug scharf herausarbeiten, und ist der gefunden, dann betrachtet man den ganzen Mann von ihm aus und sein Handeln und sein Problem. Die Namen kommen uns hier zu Hilfe: sie sollen ja nach Lessings Theorie den Charakter andeuten. So ist bei Just der Grundzug die Pudeltreue, bei Paul Werner die Gesundheit (darum wirkt er so natürlich), beim Wirt die gemeine Schlaueit, bei Riccaut die hohle Dornehmheit, bei Tellheim die Ritterlichkeit, bei Minna edelste, lebensfreudige Weiblichkeit, bei Franziska sächsische Schalkhaftigkeit. Aus diesem Grundzug quillt das ganze Tun und Lassen der Personen; um ihn läßt man sich dann die übrigen Eigenschaften kristallisieren. Und als Abschluß könnte dann einmal die Frage ganz lohnend sein: „Wie sieht so ein Paul Werner aus?“ Chodowiecki hilft das Bild berichtigen.

Doch ich muß noch einmal etwas zurückgreifen. Grundsätzlich wäre es, wenn man bei einer Charakteristik mit der Beschreibung der Charaktereigenschaften beginnen wollte: Handlung ist das Wesen der Poesie, wie uns Lessing an der Ilias lehrt. Jede Charakteristik aber ist, sie mag so kümmerlich sein, wie sie will, ein Stück Poesie. Also keine Beschreibung der Charaktereigenschaften, sondern Entwicklung des Charakters. Dieser entwickelt, äußert sich aber in seinen Handlungen. Der Charakter wirkt von innen nach außen, die Charakteristik geht von außen nach innen, von den Handlungen auf die Beweggründe, von diesen auf den Charakter, oder: vom Einzelnen, Außerlichen auf das Allgemeine, Innerliche (vgl. dazu Hebbel, Tagebuch, November 1838).

So sind wir wieder bei der Handlung angelangt, und da ist es nun zweifellos ein großer Gewinn, daß wir die Handlung schon überschauen. Die Betrachtung selbst mag einer Debatte ähneln. Will der Lehrer aber die Debatte in der Hand behalten, so muß er sie planmäßig anlegen; entscheidend ist dafür zunächst die erste Frage: ist die geschicht gestellt, dann entwickelt sich das übrige wie von selbst; überhaupt erinnere ich gerade hier an die Art des Sokrates, durch Fragen die Begriffe zu klären; Platons Art aber muß Ziel und Abschluß sein: die Zusammenfassung der Einzelheiten zu einem klaren, einheitlichen Bilde. Den Vordergrund dieses Bildes geben selbstverständlich die Hauptcharaktere ab, schon wegen ihrer Bedeutung für das Problem und die Idee. Die Nebencharaktere bilden den Hintergrund und dienen, ihrer Bedeutung für den Gang der Ereignisse entsprechend, zur Dervollständigung des Zeitbildes. Im übrigen spinnen sich bei der Betrachtung der Hauptpersonen von selbst alle die Fäden an, die jene mit diesen verknüpfen: gerade bei dem Vergleichen fallen ja die

wirkfamsten Schlaglichter auch auf die Nebencharaktere. Auf das Problem selbst und die Idee brauche ich mich hier nicht einzulassen: ich habe sie ausführlich behandelt in der Sonntagsbeilage der ‚Vossischen Zeitung‘ vom 12. September 1915.

In vier Stunden lassen sich die Charaktere für den Sekundaner erschöpfend behandeln. Rechnet man dazu noch zwei Stunden für den Schluß, so beansprucht die Behandlung des Dramas im ganzen 15 Stunden, d. h. fünf Wochen, — vorausgesetzt die Verhältnisse einer besseren Zukunft, wo abgeschriebene oder eingelernte Vorträge dem deutschen Unterricht seine wahrlich nicht zu reich bemessene Zeit nicht mehr stehen werden.

Ist es gelungen, dem Schüler das Verständnis für das Meisterwerk zu erschließen, hat er seine Freude daran gehabt, dann wird er auch etwas wissen wollen von dem Meister selbst. Diesen Wunsch kann man auch dem Sekundaner schon erfüllen. Etwa so: man stellt Lessing in die Zeit Friedrichs des Großen hinein, gerade so, wie er, der Sachse, der doch die meiste Zeit seines Lebens in Preußen gelebt, der Freund und Gegner Voltaires, der durchgefallene Bibliothekar, der Freigeist und Kosmopolit, der Sekretär Tauenhiens, in lebendiger und doch so eigenartiger Fühlung zu den Großen und den weltbewegenden Ereignissen seiner Zeit gestanden hat, und fügt zur Abrundung nur die allerwichtigsten Daten aus seinem Leben hinzu; dann wird der Schüler die eigenartige Beleuchtung sehen, in der die große Zeit in diesem Drama erscheint, und wird sie verstehen. Wenn der Schüler aber von Lessing dem Kritiker gehört hat, dann wird er auch etwas hören wollen von seinen Anschauungen über die Komödie. Auch diese Frage möchte ich nicht unbeantwortet lassen: eine so günstige Gelegenheit kehrt ja nicht wieder. Das Wesentliche wird der Schüler an Hand des Beispiels schon verstehen, wenn man es nur anschaulich, praktisch macht. Und versteht man das, dann kann man auch auf die dritte Frage des Schülers eingehen: welche Bedeutung hat ‚Minna von Barnhelm‘ in der Geschichte der deutschen Komödie? Sie entspricht wieder dem Streben des Jünglings nach großen Zusammenhängen. Das Stück selbst aber bietet die fruchtbarsten Gesichtspunkte für diese vergleichende geschichtliche Darstellung. Sie liefert aber zugleich einen Maßstab für die Größe dieses Meisterwerks, das sonst auf seiner einsamen Höhe nicht begriffen wird: die wahre Bedeutung der Klassiker wird ja nicht dadurch klar, daß man sich immer nur mit ihnen beschäftigt: man muß ihnen die Leistungen früherer, gleicher und späterer Zeit gegenüberstellen — wie man die Bedeutung der Eisenbahn oder Feldküche für den gegenwärtigen Krieg nur begreift, wenn man die Beweglichkeit oder Ernährung der Truppen in früheren Zeiten dagegenhält, und je greller die Gegensätze, um so besser. Drum heran, ihr Kleinen und Großen, Anfänger und Meister, Stümper und Possenreißer der Vergangenheit und Gegenwart: mehrt euch mit Lessing, der Shakespeare und Kleist in die Schranken fordert!

Und hat diese Würdigung den Erfolg, daß die besseren Schüler freie Stunden dazu benutzen, ein paar Komödien von Shakespeare oder Hebbels ‚Diamant‘ oder auch eine antike Komödie in der Übersetzung zu lesen, dann haben diese beiden Stunden ihren Zweck erreicht: anregen zum selbständigen und verständigen Lesen ist ja eine der wichtigsten Aufgaben des deutschen Unterrichts.

Das zusammenhängende Lesen des Stückes mit verteilten Rollen könnte nur an einem freien Nachmittage geschehen. Freilich, ungleich wertvoller wäre eine gute Darstellung im Theater: sollte der Lehrer des Deutschen das bei der maßgebenden Stelle heute nicht erreichen können? Die Krönung der Arbeit wäre eine Vorstellung jedenfalls.

## Literaturbericht 1912—1915.

### Germanisches Altertum. Mythologie.

Von Karl Reuschel in Dresden.

Wenn häufig genug die Zersplitterung der deutschen Philologie beklagt worden ist, so muß jeder Versuch, einen Überblick über die Einzelgebiete, eine Zusammenfassung zu schaffen, mit Freuden begrüßt werden. Dem gleichen Verlage Karl J. Trübner, der schon zum dritten Male Pauls Grundriß der germanischen Philologie erscheinen läßt, danken wir das Reallexikon der germanischen Altertumskunde von Johannes Hoops, ein auf vier Bände von mehr als 2000 Seiten Gesamtumfang berechnetes Nachschlagewerk.<sup>1)</sup> Seit der Anzeige im vorigen Bericht sind zwei Bände vollständig geworden (bis zum Buchstaben J). Hoops bezeichnet im Vorwort zu Band 1 als eine seiner Absichten, eine engere Fühlung zwischen den verschiedenen Zweigen der germanischen Kulturgeschichte herzustellen. Er möchte mit dem Unternehmen Brücken schlagen zwischen Vorgeschichte und Geschichte, Archäologie und Sprachwissenschaft. Wer die bisherigen acht Lieferungen durchsieht, kann nur gestehen, daß diese Wünsche und Vorsätze Erfüllung gefunden haben. In dem Stab der Mitarbeiter herrscht Ordnung. Je nach der Wichtigkeit eines Gegenstandes wird er kürzer oder eingehender besprochen, dabei aber niemals so breit, daß der nächste Zweck eines Nachschlagewerkes aus den Augen verloren würde. Eine gute Gliederung der größeren Abhandlungen macht den Stoff übersichtlich; reichliche Verweise nützen dem Leser, der Zusammenhänge wünscht. Fast immer urteilt der beste Kenner; mit dem Namen deckt er seine Arbeit. Die Reichhaltigkeit des Wertes zeigt sich schon aus der Aufzählung einiger der wichtigsten Stichworte, denen eine besonders eingehende Erörterung gewidmet wird: Beda, Bekehrungsgeschichte, Deutsches Siedlungswesen, Dichtung, Germanische Sprachen, Geselligkeit, Geschichtsschreibung, Gilde, Göttertempel, Handel, Heldensage, Indogermanische Sprachen. Mit viel Bildbeigaben ausgestattet sind Artikel wie Befestigungswesen, Bronzegefäße, Deutsche Schrift, Dorf, Englische Baukunst, Goldschmiedekunst, Hallstattzeit, Halsringe, Hügelgräber. Hoops selbst schreibt namentlich über Haus- und Waldtiere, Kulturpflanzen und Waldbäume, die ihm so vertraut sind, und liefert Musterbeispiele einer knappen, klaren Behandlung. Natürlich spricht sich die Eigenart der Mitarbeiter in ihren Beiträgen aus; gerade durch diese persönlichen Eindrücke, die man beim Lesen gewinnt, erhöht sich für den Benutzer der Genuß an der Belehrung. Es wäre selbstverständlich ein Leichtes, in manchen Fällen abweichenden Meinungen Ausdruck zu geben; ich will damit bis auf zwei Punkte zurückhalten. Auch lehnt (unter „Germanen“) den lateinischen Ursprung des Namens ab. Doch ist Th. Birts Untersuchung (Preuß. Jahr-

1) Reallexikon der germanischen Altertumskunde. Unter Mitwirkung zahlreicher Sachgelehrten herausg. von Johannes Hoops, ord. Professor an der Universität Heidelberg. Straßburg, Karl J. Trübner, seit 1911. 8 Lieferungen, von denen je 4 einen Band bilden. Preis der Lieferung M. 5,—, Lieferung 4 und 8 M. 6,—. Erster Band: A—E. Mit 47 Tafeln und 62 Abbildungen im Text. 1911—1913. Zweiter Band: F—I. Mit 37 Tafeln und 26 Abbildungen im Text. 1913—1915.

bücher Juni 1915) recht überzeugend. Unter „Bastard“ wird „Hornung“ erklärt: „wohl das im Winkel erzeugte Kind“ und für den Monatsnamen eine Hypothese Bilfingers, daß der Februar der filius naturalis unter den Monaten sei, gutgeheißen. Demgegenüber ist an Kluges Deutung des Monats als Schmutzmonat festzuhalten, und „Hornung“ als Bezeichnung des unehelichen Kindes würde demnach das „unreine“ Kind sein.

Noch weniger möglich als bei Hoops' Reallexikon ist es bei Friedrich Kauffmanns „Deutscher Altertumskunde“, ihr im Rahmen eines notgedrungen kurzen Berichts gerecht zu werden.<sup>2)</sup> Was dort eine ganze Schar vortrefflich geschulter Kräfte unter tatkräftiger Führung leistet, will hier ein einzelner vollbringen, denn er empfindet dringend: „Die schwerste Sorge, die das wissenschaftliche Dasein des deutschen Philologen belastet, ist die Isolierung tüchtigster Studienarbeit: der eine will nichts weiter sein als ein Grammatiker, der andere ist nur Literaturhistoriker, der dritte neuerdings auch Prähistoriker. Mit dem deutschen Unterricht wird es so lange nicht besser werden, als wir Germanisten nicht zu einem System unserer Wissenschaft als einer Altertumswissenschaft gelangen, in dem wie in der klassischen Philologie Volkstunde und Landeskunde, Sprache und Dichtung, Kunst und Religion, Kunst und Handwerk, Wirtschaft und Geselligkeit einem höheren Ganzen als dienende Glieder untergeordnet und zueinander in lebendige Beziehung gesetzt werden.“ Es wird dann noch erklärt, daß „Altertum“ bei dem Begriffe „Altertumswissenschaft“ mit dem Worte „Vergangenheit“ synonym bleiben muß. Meines Erachtens ist das so weit umrissene Gebiet noch immer nicht weit genug abgesteckt, befaßt sich doch die deutsche Philologie auch mit den lebenden Mundarten, den lebenden Erscheinungsformen von Sitte und Brauch usw. Die gesunden Anschauungen Kauffmanns werden dann zu Beginn der Einleitung noch weiter ausgeführt. Sie sind so wichtig, daß sich in Germanistenkreisen ausgiebige Erörterungen an sie anknüpfen sollten. In einer Beziehung allerdings schränkt Kauffmann den Kreis der Aufgaben ein. Die deutsche Altertumskunde soll keine germanische sein (S. 5). In kunstvoller Kürze unterrichtet er über die Geschichte der Forschung seit der Renaissance. Sprachliche und archäologische Überlieferung macht er sich in gleicher Weise nutzbar, und gerade daß er auch diese letztere in ihrem ganzen Umfang beherrscht, zeigt ihn als eine seltene Ausnahme unter den Philologen. Er schildert die prähistorische Zeit und zuerst die Urzeit, indem er von Nordeuropa ausgeht und Landschaftsbilder zeichnet, hierauf die Indogermanen charakterisiert und zu den Urgermanen gelangt, deren Grenzen und Kulturverhältnisse genauer bestimmt werden. Ein besonders breit angelegter, mit unendlicher Gelehrsamkeit ausgestatteter Abschnitt ist den Germanen gewidmet. Dann treten wir in den geschichtlichen Zeitraum ein mit seinen engen Berührungen zwischen Galliern und Germanen. Der ganze Reichtum der Gräber-, Moor- und Depotfunde wird herangezogen, um die Zustände zu beleuchten. Das Bild deutschen Lebens ändert sich wesentlich, als die Romanisierung beginnt (etwa im Jahre 50 v. Chr.).

2) Deutsche Altertumskunde. Von Dr. Friedrich Kauffmann, o. ö. Professor der deutschen Philologie an der Universität Kiel. Erste Hälfte. Von der Urzeit bis zur Völkerwanderung. Mit 35 Tafeln. München 1913, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. (= Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen.) Herausg. von Dr. Adolf Matthias, fünfter Band, erster Teil. M. 10,—, geb. M. 11,—.



In anschaulicher Art wird die Geschichte des Arminius dargestellt, und wie nach und nach deutsche Stämme ihres Volkstums verlustig gehen, wie der Limes und die römische Verwaltung auf die germanische Bevölkerung wirken. Unter der Überschrift „Germania“ gibt der letzte Teil (von S. 384—502) eine nach allen Seiten ausgreifende Schilderung des Germanenlandes und seiner Bewohner. Das Werk als Ganzes zu beurteilen, fehlt es mir an Kenntnis und Mut. Ich danke ihm Belehrung auf jeder Seite und wünsche, daß es außer an Universitäten auch an höheren Schulen Eingang finde, damit eine vertiefte Behandlung der deutschen Altertumskunde erfolgen kann. Zunächst aber wird es zweifellos auf die Wissenschaft, nicht auf die Pädagogik wirken. In volkstümlicherer, anregender und überzeugender Art erläutert Gustaf Kossinna in seiner Schrift „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft“ (Mannusbibliothek Nr. 9, Würzburg 1912) die Bedeutung der deutschen Prähistorie für unser Volkstum. Sehr zweifelhaft sind seine Bemerkungen über die germanische Dichtkunst in der Bronzezeit. Als Band 11 der Mannusbibliothek ist eine Arbeit von Walther Schulz-Minden über das germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit erschienen. Gustaf Kossinna veröffentlichte als Band 12 der gleichen Sammlung den ersten Teil einer Abhandlung über den germanischen Goldreichtum in der Bronzezeit.<sup>3)</sup> Er widmete ihn dem Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde, der am 16. Mai 1913 gemacht worden ist, und wandte sich scharf gegen die Anschauungen K. Schuchhardts. Es kommen unter den Gefäßen weder Noppenringe noch Trinnschalen vor. Diese Gefäße haben der Gottesverehrung gedient. Schuchhardts Zeitbestimmung wird als viel zu spät angefochten; der Fund stammt etwa aus dem 12. vorchristlichen Jahrhundert, und es handelt sich um einheimische Arbeit. Der Schrift ist eine Anzahl vortrefflicher Abbildungen und eine Karte beigegeben. Eugen Mogk lieferte einen Nachtrag zu seiner Akademieabhandlung über die Menschenopfer bei den Germanen<sup>4)</sup> und brachte dabei das Wesen des germanischen Opfers auf die Formel *do ut des*, während das jüdische als *do quod dedisti* bezeichnet werden kann. Er zeigte weiter, weshalb die Menschenopfer zur Zeit der Kriege dem Totengott Mercurius — Wödan und nicht dem ursprünglichen Kriegsgotte galten; man opferte, um dem Tode zu entgehen. Ebenso war es mit Opfern an den Meeresdämon. Die regelmäßig wiederkehrenden Opfer sind nach Ansicht Mogks aus Menschenopfern bei Mißwachs und Hungersnot entstanden. Die Arbeit enthält auch allgemeine religionsgeschichtliche Gesichtspunkte.

**Germanische Mythologie und Religionsgeschichte.** Drei ältere Bücher sind neu aufgelegt worden, die von Schlender, Zehme und v. Negelein. Sträulein Schlender hat ihre „Germanische Mythologie“<sup>5)</sup> vollständig umgearbeitet. Sie ist mit Eifer an die schwierige Aufgabe herangetreten. Gelegentlich zeigt sich aber

3) Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit. Von Prof. Dr. Gustaf Kossinna. I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. Mit XVII Tafeln und 24 Textabbildungen. (= Mannus-Bibliothek Nr. 12.) Würzburg 1913, Curt Kabitsch, Kgl. Universitäts-Verlagsbuchhändler. Einzelpreis M. 5,—, Subskriptionspreis M. 4,—.

4) Archiv für Religionswissenschaft, Bd. XV (1912), 422—434.

5) Germanische Mythologie. Zum Selbststudium und zum Gebrauch an höheren Lehranstalten von J. H. Schlender. Dritte, vermehrte und nach den neuesten Forschungen vollständig umgearbeitete Auflage. Dresden und Leipzig 1912, Heinrich Minden. Geb. M. 4,80.

falsch angebrachte Gelehrsamkeit, bisweilen finden sich recht anfechtbare Stellen, so wenn bemerkt wird, Runen hätten sich seit dem 5. Jahrhundert n. Chr. gebildet, wenn der Barditus von dem Bartruf Donars herkommen soll, wenn es einmal heißt: Tacitus nennt Nerthus auch Hertha, wenn die Nacht zum 1. Mai Ostaranacht getauft wird und wenn man der Form Wyenacht begegnet. Nicht selten sind Satzfehler und ungenaue Anführungen, und im allgemeinen läßt sich eine persönliche Auffassung nicht erkennen; trotzdem hat die Schrift in der neuen Auflage gewonnen. Doch würde ich das bewährte Buch von Arnold Zehme<sup>6)</sup> für Unterrichtszwecke vorziehen. Es ist aus der Schule erwachsen, von einem Manne geschrieben, der wissenschaftliche Weiterarbeit als unerläßliche Pflicht des Lehrers betrachtet und als erfahrener, fleißiger Pädagog überall Unbekanntes mit Geschick an Wohlbekanntes anzuknüpfen weiß. Mustergültig werden neuere Gedichte und Schuldramen zur Erhellung der Vergangenheit herangezogen; die „Deutschen Sagen“ und die „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm müssen durch den häufigen Hinweis für die Schüler zum lebendigen Besitztum werden; größere Eddalieder und Teile der Snorraedda lernen sie ihrem Inhalte nach ebenfalls kennen. Gegen die Urteile, mit denen der Verfasser übrigens vorsichtig umgeht, sollen keine Einwendungen gemacht werden; spricht er doch selbst von dem schlüpfrigen Boden der Mythologie. Eine mehr als die bestehenden auf den deutschen Unterricht gestellte höhere Schule könnte sich die vernünftigen Grundsätze Zehmes in der Stoffbehandlung zu eigen machen und würde damit zu einer wahrhaft deutschen Bildungsanstalt werden. Durch wohlthuende Eigenartigkeit der Betrachtung, die wieder einmal den Beweis bringt, wie befruchtend die Mitarbeit von Nichtfachmännern wirkt, zeichnet sich die „Germanische Mythologie“ von Julius v. Negelein aus.<sup>7)</sup> Man lese etwa seine Ausführungen über die Weltesche, man beobachte die glückliche Verwendung weitabliegender Parallelen! Oder man sehe sich die Betrachtungen über das Opfer an! Oder die Erklärung der Tatsache, daß weibliche Gottheiten seltener und schemenhafter sind als männliche! Dazu kommt ein frischer, so gar nicht akademischer Ton, der auch vor gelegentlichen Wiederholungen nicht scheut — man merkt noch immer — nicht zum Schaden des Büchleins — heraus, daß es aus Vorträgen entstanden ist. Unter dem Titel „Altgermanische Religionsgeschichte“ veröffentlichte Karl Helm einen Abriß der Vorträge, die er in Frankfurt über diesen Gegenstand gehalten hat.<sup>8)</sup> Da sein umfassendes Werk (Bd. I, Heidelberg 1912) nicht eingesandt worden ist, so kann diese knappe Darstellung als Ersatz dienen. Die Betrachtungsweise, rein geschichtlich, hat den Vortzug, die archäologischen Überlieferungen gebührend benutzt zu haben. Für die vorgeschichtliche Zeit kommt ein ausgebildeter Totenkult in Betracht. Der Brauch, steinere Häuser für die Verstorbenen zu errichten, muß aus dem Süden und dem Osten Europas entlehnt worden sein. Noch gibt es keinen Begriff eines Totenreiches. Als

6) Germanische Götter- und Heldenjage. Mit Anknüpfung an die Lektüre für höhere Lehranstalten, namentlich für den deutschen Unterricht, sowie zur Selbstbelehrung nach den Quellen dargestellt von Dr. Arnold Zehme, Direktor des Königl. Gymnasiums zu Nordhausen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Wien 1913, S. Tempsky. Leipzig, G. Freytag G. m. b. H. Geb. M. 2,— = Kr. 2,40.

7) Zweite Auflage 1912. Aus Natur und Geisteswelt, 95. Bändchen. M. 1,25.

8) Sonderabdruck aus dem Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt am Main 1912.

dann in der Bronzezeit die Totenverbrennung mit dem Wunsche einer Bannung oder Vernichtung der Seele einsetzt, muß wieder fremder Einfluß obwalten. Schon in vorgeschichtlicher Zeit herrschten Zauberbräuche. Auch die ersten Ausbildungen von göttlichen Wesen gehören dieser Periode an. Die Verehrung der Sonne, eines Gewitterdämons oder gottes und eines Stammes oder Blodes, der zum Gotte wird, sowie einer Meeresgottheit läßt sich erkennen. Noch erhoben sich keine Tempel, aber Weihe- und Opfergaben wurden niedergelegt. In der römischen Zeit erhalten wir ein deutlicheres Bild der germanischen Religion. Menschenopfer sind bezeugt. Tius galt ursprünglich jedenfalls als Himmels-gott (?). Die Wodansverehrung umfaßte lange nicht alle Germanen. In den kultischen Übungen, selbst im Totenkult herrschte bei den einzelnen Stämmen große Verschiedenheit. Römische Einwirkung zeigt sich in den Weihestainen, keltoromanische im Matronenkultus. Für die westgermanische Zeit von etwa 240 bis zur Bekehrung lassen sich hauptsächlich folgende Tatsachen erweisen: Rückgang der Tius-Ziu-Verehrung, Ausbreitung des allmählich vergeistigten Wodanskultes von Rhein, Main und Neckar bis zu Sachsen und Friesen. Die religiösen Bräuche bleiben. Von Tempeln wird nicht allgemein berichtet. Helm streift dann die Bekehrungsgeschichte und die Maßnahmen der Kirche. Sein letzter Vortrag ist dem germanischen Norden gewidmet. Die Thorverehrung spielt hier eine so wichtige Rolle, daß sie zum Monotheismus hätte führen können. Als zunächst schwedischer Gott kommt Freyr auf, als sächsischer wird Odin besonders in den herrschenden Klassen verehrt. Die Sage vom Kampf der Asen und der Danen schildert, wie ein älterer Kultus durch einen neueren gefährdet wird. Die Baldrverehrung läßt Helm nur als nordisch gelten; ebenso wie sich nur im Norden eine Verbindung der Götter zu Familien findet. In Dinkerkreisen ist die Lehre von Welterschöpfung und Weltuntergang ausgebildet worden. Der Doluspadiichter hat bewußt heidnische und christliche Lehre verschmolzen. Solche Verschmelzung aber gehörte nicht zum eigentlichen Volksglauben. Bemüht sich Helm um das Aufhellen geschichtlicher Entwicklung, so gibt Andreas Heusler<sup>9)</sup> in einem überaus fesselnden, programmatisch zugespitzten Beitrag zu Hinnebergs Kultur der Gegenwart mehr einen Querschnitt. Man merkt es ihm an, daß sein Arbeitsgebiet der germanische Norden ist. Sehr nachahmenswert scheidet er kräftig Mythologie und Religion, wenn er sagt: „Ein einzelner vedischer Mythos, ein jüdischer Psalm, ein attisches Chorlied enthalten mehr Religion als die gesamten altnordischen Pergamente.“ Die Fülle der Anregungen auf äußerst schmalen Raum ist bewundernswert. Wie viel sagt doch ein Satz wie dieser: „Mit der städtischen Kultur fehlt der reichere Festbetrieb“! Nachdrücklich wird die Bequemlichkeit der germanischen Religion für ihren Anhänger betont und an bezeichnenden Beispielen das kameradschaftliche Verhältnis zwischen Mensch und Gottheit dargelegt. Ob das freilich auch für die südlicher wohnenden Germanen stimmt? Sehr fein sind dann die seelischen Verschiedenheiten zwischen Heidentum und Christentum aufgezeigt. Während der letzten Jahre konnte ein starkes Anwachsen der Vorliebe für das **norwegisch-isländisch-schwedische Altertum** bei uns beobachtet werden. Vielleicht

9) Die Religionen des Orients und die altgermanische Religion (= Die Kultur der Gegenwart). Herausg. von Paul Hinneberg. Teil I, Abteilung III, 1, 2. Aufl. S. 258 bis 271. Berlin und Leipzig 1913, B. G. Teubner. Geh. M. 8,—, geb. M. 10,—, in halbfanz M. 12,—.

hat die neunordische Literatur den Sinn auf die altnordische lenken helfen; vielleicht sind die gesteigerten Reisegelegenheiten und namentlich die Nordlandsfahrten unseres Kaisers diesem Anteil zugute gekommen, vielleicht auch eine völkische Selbstbefinnung, die ihre Leitbilder bei dem urverwandten Volkstum suchte. Das Isländerbuch von Arthur Bonus war ein günstiges Zeichen dafür, daß die Beschäftigung mit dem Schrifttum des alten Thule aus den Gelehrtenstuben in weitere Kreise drang und dringt; seitdem aber hat sich die Teilnahme für Altnordisches zweifellos erhöht. In gedrängtester Kürze sollen hier die wichtigsten Neuerscheinungen, sprachliche Hilfsmittel, Darstellungen der Landes- und Volksnatur einst und jetzt, Ausgaben und Übersetzungen vorgeführt werden; für spätere Berichte dürfte sich eine gesonderte und eingehendere Behandlung nötig machen. Adolf Noreens Geschichte der nordischen Sprachen<sup>10)</sup> ist in dritter, völlig veränderter Auflage erschienen, ein un-  
gemein übersichtliches und klar geschriebenes Werk, das über alle Fragen genauesten und dabei knappsten Aufschluß liefert und verhältnismäßig nicht viel Vorkenntnisse zu seinem Verständnis voraussetzt. Andreas Heusler, der vielverdiente Professor der nordischen Sprachen und Literaturen an der Berliner Universität, hat ein Altisländisches Elementarbuch im Winterschen Verlag (Heidelberg 1913) veröffentlicht; zur Beurteilung habe ich es nicht erhalten. Unter den deutschen Isländkennern ragt Professor Paul Herrmann in Torgau hervor, der die wissenschaftlichen Ergebnisse dreier Reisen nach der Eisinsel in einem großen Werke niedergelegt und nun ein ganz vortreffliches kleines Buch über das Land seiner Wahl geschrieben hat, ein Buch, bei dem jeder gebildete Leser auf seine Kosten kommt.<sup>11)</sup> Nur die liebevollste und bis in alle Einzelheiten vordringende Beschäftigung kann ein so erfreuliches Ergebnis bringen; nur wer den Stoff wie Herrmann immer wieder durchdacht hat, vermag ihm eine so enge und bestimmte Form zu geben. Auffallend ist es, wie der Philologe sich um Naturwissenschaftliches kümmert, so daß diese Abschnitte den gleichen Eindruck des durchaus Zuverlässigen erwecken. Das isländische Ministerium hat den Verfasser mit statistischen Angaben unterstützt, die aufs glücklichste verarbeitet werden. Kaum eines der mir bekannt gewordenen Bändchen der Teubnerischen Sammlung dient seinem Zwecke in so vorbildlicher Weise. Nur eine Karte wäre erwünscht gewesen. Ein glänzend ausgestattetes und wohl unterrichtendes Buch über das Island der Blütezeit verdanken wir dem Herausgeber der Sammlung Thule, Felix Niedner.<sup>12)</sup> Es bietet noch mehr, als der Titel verheißt, weil es auch der späteren Verhältnisse gedenkt und die Erneuerungen alter Vorwürfe zu würdigen weiß. In schönem Einklang mit dem Volkstum werden die Erzeugnisse der Dichtung behandelt; der Hintergrund der Sagas hebt sich scharf hervor; das Wesen der Eddalieder und der Staldendichtung wird dem Leser ebenso anschaulich wie die große Gestalt des Snorri Sturluson. Wundervoll sind die Bilder nach Aufnahmen von Heinrich Erbes, C. Küchler

10) Adolf Noreen, Geschichte der nordischen Sprachen, besonders in altnordischer Zeit. Dritte, vollständig umgearbeitete Auflage. Straßburg 1913, Karl J. Trübner (= Grundriß der germanischen Philologie, herausg. von H. Paul 4.). Dritte Auflage. M. 4,50.

11) Paul Herrmann, Island. Das Land und das Volk. Mit 9 Abbildungen im Text (= Aus Natur und Geisteswelt, 461. Bändchen). Leipzig und Berlin 1914, B. G. Teubner. In Leinen geb. M. 1,25.

12) Felix Niedner, Islands Kultur zur Wikingerzeit. Mit 24 Ansichten und 2 Karten. Jena 1913, Eugen Diederichs' Verlag (= Thule, Einleitungsband). M. 4,50, geb. M. 6,—.

und Paul Herrmann; der letztere hat den Band durch zwei Karten bereichert. Die eine gibt eine Übersicht über die Wikingerzüge und die Entdeckungsfahrten der Normannen, die zweite stellt Island zur Sagazeit dar und deutet den Schauplatz der Isländergeschichten an. Merkwürdigerweise fehlt die Bezeichnung *Saxaffördur*. Wohl unter dem Einfluß des wagemutigen Verlegers der *Thulehände*, Eugen Diederichs in Jena, hat sich im Jahre 1913 eine Vereinigung der Islandfreunde gebildet, die allvierteljährlich ein Heft „Mitteilungen“ herausgibt.<sup>13)</sup> Ein Verzeichnis der seit 1900 erschienenen Schriften über Island ist darin besonders lehrreich. Keines der Denkmäler aus dem Norden verdient mehr Beachtung als die sogenannte ältere Edda; Hugo Gering's Umgestaltung der Hildebrandschen Ausgabe, ein anerkannt vorzügliches Werk, hat eine neue Auflage erlebt, die, sorgfältig durchgesehen und nach den neuesten Forschungen ergänzt, in allem wesentlichen der früheren gleicht und zusammen mit des nämlichen Gelehrten Glossar (3. Auflage) ein wissenschaftliches Studium ermöglicht.<sup>14)</sup> Für Anfänger berechnet Wilhelm Ranisch sein Götchenbändchen, von dem ein Neudruck vorliegt.<sup>15)</sup> Die Sorgfalt und das Geschick des Verfassers sind nur zu loben. Ein erfreulicher Beweis dafür, daß Gutes immer wieder begehrt wird, ist die zweite verbesserte und vermehrte Auflage der Prosaedda von Ernst Wilken.<sup>16)</sup> Das Buch enthält aus Snorris Edda alles dem deutschen Leser hauptsächlich Wichtige, dazu noch die *Dollungasaga* und den *Nornagestsþáttur*, verzeichnet die Lesarten und bietet in seinem zweiten Teil ein dem Anfänger höchst nützlichcs Wörterbuch, dessen Namenliste auch für mythologische Untersuchungen Wert besitzt. Daß bei Baldr Kauffmanns große Arbeit unerwähnt bleibt, beruht wohl auf einem Versehen; von Eugen Mogk wird, wie es scheint, nur das Götchenbändchen angeführt, nicht aber der Beitrag zu Pauls Grundriß. Das nun bald vier Jahrzehnte alte Werk dürfte seine Stelle im Hochschulunterricht noch auf lange behalten. Für ähnliche Zwecke sehr geeignet ist Andreas Heuslers Ausgabe der Sagas vom *Hühnerthorir* und von den Bundesgenossen.<sup>17)</sup> Die Rechtschreibung der neuen (2.) Auflage hat der Herausgeber wieder nach den Änderungen der inzwischen herausgekommenen 3. Auflage von Noreens Grammatik eingerichtet. In den ausführlichen Einleitungen werden philologische wie ästhetische Fragen gleich eingehend und mit

13) *Mitteilungen der Islandfreunde*. Herausgeber: Prof. Dr. Paul Herrmann in Torgau (Elbe), später Prof. Dr. W. Heydenreich in Eisenach und Dr. H. Rudolph in Prag. Jena, Eugen Diederichs' Verlag. 1. Heft Juni 1913, 2. Heft Oktober 1913 usw.

14) *Die Lieder der älteren Edda (Saemundar Edda)*. Herausg. von Karl Hildebrand. Völlig umgearbeitet von Hugo Gering. Dritte Auflage. Paderborn 1912, Ferdinand Schöningh (= Bibliothek der ältesten deutschen Literaturdenkmäler, VII. Band). Ungeb. M. 8,—.

15) *Eddalieder mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen*. Von Dr. Wilhelm Ranisch, Gymnasialoberlehrer in Osnabrück. Neudruck. Sammlung Götchen Bd. 171. 1912. Geb. M. 0,80.

16) *Die Prosaische Edda im Auszuge nebst Dollungasaga und Nornagestsþáttur*. Mit ausführlichem Glossar herausg. von Ernst Wilken. Zweite verbesserte Auflage. Teil I: Text. Paderborn 1912, Ferdinand Schöningh. Teil II: Glossar. Ebda. 1913. Ungeb. M. 4,— und M. 6,— (= Bibliothek der ältesten deutschen Literaturdenkmäler XI. u. XII. Band).

17) *Zwei Isländergeschichten, die Hönnsnaþóres und die Bandamannasaga, mit Einleitung und Glossar* herausg. von Andreas Heusler. Zweite verbesserte Auflage. Mit einer Karte. Berlin 1913, Weidmannsche Buchhandlung. Ungeb. M. 5,—.

überlegener Sachkunde behandelt. Bei der Bandamannasaga vertritt Heusler den Standpunkt, daß die beiden Fassungen mündlicher Überlieferung entstammen und über die Ursprünglichkeit der einen oder der anderen nichts unbedingt Richtiges ausgesagt werden kann, während im Hinblick auf den künstlerischen Wert dem Text in der arnamagnaeischen Handschrift der Vorzug gebührt. Auch in diesem Falle ist das wiederum verbesserte Wörterbuch mit Dank zu begrüßen. „Eine lesbare Edda“ nennt der Verleger Felix Genzmers Übertragung nordischer Heldenlieder.<sup>18)</sup> Wenn damit nicht ein Urteil über das Ergebnis von Gerings Übersetzertätigkeit gesprochen werden soll, braucht man diesen Lobpreis nicht zu beanstanden. Denn die Strophen, obwohl dem Urtexte mit Treue nachgebildet, lesen sich, als ob sie von Anfang an deutsch gedichtet worden wären. Den natürlichen Fluß stört auch nicht das geringste Hemmnis. Hinzugebichtetes ist durch runde Klammern kenntlich gemacht, freilich läßt es sich dabei nicht ganz vermeiden, daß ein anderer als der ursprüngliche Eindruck entsteht. Der bisher vorliegende Band enthält nur Heldenlieder, und zwar in einer neuen Anordnung, die stofflich Zusammengehöriges aus Gründen der Zeitfolge auseinanderreißt. Fast ein Drittel der mitgeteilten Lieder findet sich außerdem nicht in der Liederedda, so daß sich der uneingeweihte Leser ein falsches Bild von deren Inhalt machen dürfte. Die Einleitungen und die Anmerkungen rühren von Andreas Heusler her, der mit wenig Worten viel zu sagen weiß und besonnen, wenn schon mit etwas reichlichem Aufwand von „höherer Kritik“, zu Werke geht. Der zweite Band, nach dessen Erscheinen ein endgültiges Urteil über das Unternehmen erst möglich sein wird, läßt wohl des Krieges wegen auf sich warten; er soll die Götterlieder bringen. Andere Thulebände sind inzwischen herausgekommen, insgesamt beträgt ihre Zahl bereits zehn.<sup>19—25)</sup> Ob der Anteil der deutschen Leserschaft bis zum Ende der beabsichtigten 24 Bände ausreicht, bleibt abzuwarten, zumal jetzt die Kaufkraft der Bücherfreunde sich erheblich vermindert hat. Verleger wie Herausgeber haben Idealismus zur Genüge bewiesen. Es handelt sich um nichts Geringeres als darum, den Deutschen die Welt des alten Nordens lebendig zu machen, und der wohlwogene Plan des Ganzen berücksichtigt alle Zweige nordischer Dichtung in gebundener und in ungebundener Form. So gehört die Sammlung Thule zu den bewundernswertesten

18) Edda. Erster Band, Heldenichtung. Übertragen von Felix Genzmer. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Andreas Heusler. 1912 (= Thule I). M. 3,—, geb. M. 4,50.

19) Grönländer und Färinger Geschichten. Übertragen von Erich v. Mendelssohn. 1912 (= Thule XIII). M. 5,—, geb. M. 6,50.

20) Die Geschichte von den Leuten aus dem Sachswassertal. Mit zwei Beilagen. Übertragen von Rudolf Meißner. 1913 (= Thule VI). M. 4,—, geb. M. 5,50.

21) Sieben Geschichten von den Ostland-Familien. Übertragen von Gustav Nedel. 1913 (= Thule XI). M. 3,50, geb. M. 5,—.

22) Die Geschichte von dem starken Grettir, dem Geächteten. Übertragen von Paul Herrmann. Mit 8 Ansichten und einer Karte. 1913 (= Thule V). M. 5,—, geb. M. 6,50.

23) Fünf Geschichten aus dem westlichen Nordland. Mit einer Übersichtskarte. Übertragen von W. H. Vogt und Frank Fischer. 1914 (= Thule X). M. 5,—, geb. M. 6,50.

24) Die Geschichte vom weisen Njal. Mit einer Karte. Übertragen von Andreas Heusler. 1914 (= Thule IV). M. 6,—, geb. M. 7,50.

25) Vier Staldengeschichten. Übertragen von Felix Niedner. 1914 (= Thule IX). M. 4,50, geb. M. 6,—.

Schöpfungen deutschen Verlegermutes. Der Leiter Prof. Dr. Felix Niedner hat die namhaftesten Kenner Altislands herangezogen und mit ihnen gemeinsame Grundsätze für die Übertragungen vereinbart. Im ganzen sind diese Grundsätze auch streng durchgeführt bis auf einen, den man offenbar als nicht wesentlich genug betrachtet, um anders denkenden Mitarbeitern eine freie Entscheidung dagegen zu versagen: Sollen auch die Ortsnamen verdeutscht werden? Niedner selbst wünscht es offenbar, dagegen hat sich Paul Herrmann in seiner Verdolmetschung der Saga vom starken Grettir nicht dazu entschließen können, und Rudolf Meißner, der die Laxdoelasaga als Geschichte von den Leuten aus dem Lachsflussental dem der Ursprache Untkundigen nahebringt, läßt die herkömmlichen Namen fast alle unangetastet. In einem zweiten Punkte sind sämtliche Mitwirkende einig: daß es sich nämlich empfiehlt, die Schauplätze der Erzählung, wenn nötig, durch Karten zu erklären. Einheitlichkeit herrscht auch in der Anlage der Einleitungen, die sich nicht auf philologisch-historische Tatsachen beschränken, sondern den Leser zur Betrachtung der Saga als eines Kunstwerkes hinlenken möchten. Je nach der mehr oder minder ästhetischen Begabung der einzelnen Gelehrten sind diese Einführungen allerdings noch immer verschiedenartig ausgefallen; wer dem isländischen Schrifttum kühler gegenübersteht, wird vielleicht auch hier und da eine Erzählung überschätzt finden, doch zeigt sich zumeist ein Urteil, das ohne Überschwang den richtigen Maßstab nimmt. Die Übersetzungen sind allenthalben, selbst in den gefürchteten Skaldenstrophen, gewandt. Mit Erklärungen wird sparsam, aber nie karg verfahren. Der früh verblichene Erich v. Mendelssohn hat einen umfangreichen Band Grönländer und Säringer Geschichten beige-steuert. Hier gewinnt man einen Einblick in die Verhältnisse der Nordmänner an der amerikanischen Küste um das Jahr 1000, zuerst in fast chronikhaftem Bericht, dann in phantasiereicherer Ausführung. Der Kampf um die christliche Lehre in Thorgils Brust (Geschichte von den Leuten aus Floi) ergreift auch den neuzeitlichen Menschen. Auf den Säröer haben sich die Dinge verkleinert und vereinfacht; auch diese Spielart der nordischen Saga sei willkommen geheißen. Der von Rudolf Meißner bearbeitete Band enthält die berühmte tragische Erzählung von Kjartan und Gudrun, die Oehlenschläger seinem Drama zugrunde gelegt hat. In Band 12, Sieben Geschichten von den Ostlandfamilien, bemüht sich Gustav Neckel mit glücklichem Erfolg um eine ästhetische Würdigung, nachdem er ein anschauliches Bild der Gegenden gezeichnet hat. Unserem Empfinden dürften die novellenartigen Sagas von Thorstein dem Weißen und Thorstein Stangenlieb am ehesten entsprechen. Beide Male überwindet sich ein tüchtiger Mann selbst und findet den Weg der Versöhnung mit seinem Feinde. Eine Perle unter den großen Geschichten ist die von Grettir dem Geächteten, den das isländische Volk als Sinnbild seiner Schicksale betrachtet. Paul Herrmann würdigt sie mit sachkundiger Wärme; er zeigt das Typische und das ganz Persönliche in dem unheilvollen Lebenslauf des Helden und, frei von Voreingenommenheit, lehrt er, wie sich Charakter und Schuld verknüpfen. In Ausblicken auf neuere Gestaltungen des Stoffes beweist der Übersetzer seine umfassende Kenntnis. Einen sonst nur dem Einleitungsband eigenen Schmuck bilden die herrlichen Ansichten isländischer Landschaften; auch eine Wiedergabe des bekannten Bildwerks: „Der Ächter“ von Einar Jonsson zielt das besonders reiche und schöne Buch. Auf die erste der fünf Geschichten aus dem westlichen Nordland (Band 10) weiß der Übersetzer W. H. Vogt durch eine stimmungs-satte Schilder-

zung der von ihm selbst bereisten Gegend und durch eine aus den Merkmalen der Erzählungstechnik gewonnene Darstellung der Persönlichkeit des Dichters zu spannen; unter den vier anderen, von Frank Fischer übertragenen Geschichten befindet sich die Sinnbogens des Starke und die Bandamannasaga, hier nach dem durchtriebenen Oseig benannt. Fischer gibt in seinen Vorbemerkungen auch einige Aufschlüsse über das isländische Gerichtsverfahren, dessen Kenntnis nötig ist, um Oseigs und Thorhall Biermühes Schliche zu verstehen. Neben der schon 1911 veröffentlichten Saga von Egill dürfte keine für Altisland bezeichnender sein als die Laienbibel des Volkes, die Geschichte vom weisen Njal. In Andreas Heusler ist ihr der geeignete Übersetzer und Erklärer gegeben worden. Tief prägen sich dem Leser die Freundschaft zwischen Njal und Gunnar, der fast wie in der Nibelungensage anmutende Streit der Frauen und die gewaltige Brandszene ein. Endlich ist ein von Felix Niedner selbst zusammengestellter, bevorworteter und übertragener Band von vier Staldengeschichten erschienen. Darin hat einen Ehrenplatz die Geschichte von Gunnlang und Helga, ein ewig schönes Zeugnis romantischer Dichtung. In der Kormatsjaga hätte vielleicht ein störendes Einschubsel beseitigt werden können. An die „naive Kofetterie“ der Steingerd (S. 10, 12) glaube, wer will.

(Abgeschlossen Ende Oktober 1915.)

## Mitteilungen.

Bildgaben des Teubnerschen Verlags. Die bereits angezeigten eindrucksvollen Federzeichnungen Karl Bauers: Führer und Helden haben eine Fortsetzung erfahren (Nr. 19 bis 24 in Mappe M. 1,25). Prinz Leopold von Bayern, Madensen, Linsingen, Bülow, Weddigen und Erzherzog Friedrich ziehen an uns vorüber, und es ist unmöglich zu sagen, welcher Kopf bezeichnender sei. Diese Blätter sollte sich keine Schule entgehen lassen. — „Aus der Kriegszeit“ erzählen sechs Blätter, die Scherenschnitte Rolf Winklers wiedergeben (in Mappe M. 4,—, einzeln M. 1,—): Abschied des Landwehrmanns, Auf der Wacht, In Feuerstellung, Stipatrouille, Treue Kameraden, Am Grabe des Kameraden. Ich sehe ihre erzieherische Bedeutung in der vorbildlichen Beschränkung auf das Wesentliche, in der feinen Stimmung und in der glücklichen Ausnutzung des Raums. Sie regen die Phantasie sehr an, und ich empfehle sie daher besonders, wo es gilt Stimmung zu weden. — Die Biblischen Bilder von Rudolf Schäfer, die sich als Wanderschmuck schon lange viel Freunde erworben haben, hätte ich in ihrer kleinen Ausgabe gern noch zu Weihnachten als einen rechten Hauschatz angezeigt. Was ist das für eine echt deutsche, innige und dabei herbe Kunst, die immer wieder ans Herz greift. Bilder wie das Weihnachtsbild und das vom barmherzigen Samariter und das: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ kann man nie wieder vergessen. (Außerdem Hochzeit zu Kana, Bergpredigt, Abendmahl. 6 Bilder in Mappe M. 3,—.)

Zu Zeitschr. 29, S. 427/28. Einer langen Entgegnung auf Weises Anzeige des Buches von Hermann Hilmer: „Schallnachahmung, Wortschöpfung und Bedeutungswandel“ entnehmen wir, daß die Wortlisten des Verf. kein Bild geschichtlicher Zusammenhänge geben sondern nur dem Nachweis dienen wollen, daß Sprachlaute, die durch die Nachahmung des Schalles eines Schlages, Falles, oder, seltener, eines Bruches entstanden sind, sich mit den grundlegenden Begriffen Masse, Erhöhung, Vertiefung und Bewegung eines Dinges verknüpfen und dadurch die Quelle für den bei weitem größten Teil des Wortschatzes einer Sprache bilden.



## Inhaltsangaben von Iwein, dem Simplizissimus und der schwedischen Gräfin.

(Zu Wiegands Aufsatz S. 99.)

Hartmanns Iwein.

Betrachtende Einleitung. (V. 30.) Kalogreant erzählt Rittern der Tafelrunde eines seiner Abenteuer: er sei zu einer Burg gekommen, vom Burgherrn sehr freundlich aufgenommen worden; gute Bewirtung, reichliches Mahl, Unterhaltung mit des Wirtes schöner Tochter werden geschildert. Weiterreitend kommt er zu einem Ort, wo ein Mohr, riesenhaft, schrecklich anzusehen, sehr häßlich, unter wilden, schrecklichen, miteinander kämpfenden Tieren sitzt, die ihm jedoch zahm gehorchen. K. fragt nach Abenteuern, erklärt dem Wilden, was das sei: Kampf mit einem gleichgewappneten Ritter; der Kampf bringe im Falle des Sieges Ehre und Erhöhung des persönlichen Wertes. Der Mohr verweist ihn nach einem Brunnen bei einer Kapelle; über dem Brunnen sei eine dicke Linde, bei dem Brunnen ein Stein, darüber, an einem Aste aufgehängt, ein goldenes Becken; er solle mit diesem Becken vom Wasser des Brunnens auf den Stein gießen. K. geht hin, begießt den Stein; Gewitter, Blitze, Hagel, Regen sind die Folge; alles Lebende bis auf K. wird erschlagen. Als es wieder ruhig geworden, kommt ein Ritter angerannt, schilt ihn wegen des angerichteten Unheils, reitet gegen ihn an, wirft ihn aus dem Sattel, nimmt sein Roß als Beute. K. muß zu Fuß zurück. (V. 830.) Iwein beschließt sogleich, dasselbe Abenteuer zu versuchen; Artus, der auch von der Geschichte gehört, schwört, in 14 Tagen mit seinem ganzen Hof dahinzuziehen. J., voll Angst, es könne ihm einer zuvorkommen, bricht sofort auf, begießt den Stein, erlebt daselbe wie K., besiegt aber den Ritter (ausführliche Kampfschilderung). Er verfolgt den tödlich Getroffenen zu seiner Burg. Ein türkisches Schlagtor schneidet sein Pferd beim Einreiten mitten durch, J. wird nur deshalb nicht getroffen, weil er sich gerade zum Schläge mit dem Schwert vorbeugte. Der Ritter verschwindet, J. ist allein. Eine Jungfrau, der J. einst am Artushofe eine Gefälligkeit erwiesen, erscheint, sagt, er habe ihren Herrn erschlagen, gibt ihm einen unsichtbarmachenden Ring; die Leute des Erschlagenen kommen, suchen den unsichtbaren Mörder vergebens; die Leiche wird nun hereingebracht; des Toten Weib jammert entsetzlich, J. wird sofort von Liebe erfaßt. Der Tote wird zum Münster gebracht, Lunet verschafft dem J. die Möglichkeit, die Witwe angesehen zu beobachten. Ihr Jammer rührt ihn, die Minne faßt ihn immer heftiger, die angebotene Möglichkeit zu entkommen lehnt er daher ab. (V. 1690.) Die Jungfrau erkennt den Grund seines Bleibens, beschließt, ihn zum Herrn der Burg zu machen. Sie stellt ihrer Herrin Laudine vor, daß der Brunnen baldigt einen neuen Schützer haben müsse, da Artus kommen und den Stein begießen wolle; die Verteidigung des Brunnens aber werde nur ein neuer Gatte übernehmen; da der Besieger ihres Mannes ein besserer Ritter als der Tote gewesen sein müsse, so solle sie ihn heiraten. Zornig weist Laudine dieses Ansinnen ab. Nach neuer Überlegung aber geht sie auf den Vorschlag ein. Als sie erfährt, daß J. der Sieger ist, kann sie sein Erscheinen kaum erwarten. Eine Liebeszene zwischen beiden wird geschildert. Die Hochzeit wird feierlich begangen. (V. 2455.) Dann kommt Artus. Keie, der Schmähstüchtige, Drahlerische, Ungeschickte, nicht allzu Mutige, will den ersten Kampf übernehmen, wird sofort besiegt. J. gibt sich zu erkennen. Artus reitet mit zu der neugewonnenen Burg, wird dort glänzend bewirtet. Beim Scheiden des Artushofs mahnt Ritter Gawein den Freund, über Liebe und häuslicher Bequemlichkeit nicht ritterliche Abenteuer zu vergessen. J. will sofort wieder ausreiten, erhält von Laudine Urlaub für ein Jahr; komme er einen Tag später zurück, so sei ihr Bund gelöst. (V. 2970.) J. aber vergißt über Turnier und Abenteuern die Frist. Da kommt Lunet im Namen ihrer Herrin zum Artushofe, wirft ihm Wortbruch und Untreue vor; Laudine sage sich hiermit von ihm los. Der Schmerz hierüber macht J. wahnsinnig; nackt läuft er in die Wildnis, lebt vom rohen Fleisch des erlegten Wildes und dem Brot, das ein Einsiedler ihm reicht. Bald sieht er aus wie ein Mohr; nichts erinnert mehr an den kätlichen Ritter. Vorüberreitende Damen erkennen ihn aber an einer Narbe; man salbt

ihn mit einer von Heimurgan (fata morgana) selbst bereiteten Salbe, gibt ihm Kleider und Waffen. Eine Gräfin war seine Retterin. Sie hatte ihn geheilt, damit er ihr gegen einen sie bedrängenden Grafen beistehe. (V. 3700.) Unter I's. Führung wird der Graf auch geschlagen, von I. gefangen genommen. Die Gräfin begehrt I. zum Manne. Er aber zieht weiter. Er hilft einem Löwen im Kampf gegen einen Drachen. Der dankbare Löwe folgt ihm fortan, bewacht ihn, fängt ihm Wild usw. (V. 3925.) Er kommt an den bekannten Zauberbrunnen und sein Unglück kommt ihm da erst recht in Erinnerung und betrübt ihn plötzlich so, daß er wie tot vom Pferde sinkt. Da will der treue Löwe sich in Iweins Schwert stürzen. I. erwacht und hält den Löwen vom Selbstmord ab. In einer nahen Kapelle hört er eine Jungfrau klagen. Es ist dieselbe Lunet, die ihm zu seiner Gattin verholpen hatte. Man hatte ihr die Schuld an der unglücklichen Ehe ihrer Herrin aufgebürdet. Sie erzählt, wenn sie bis morgen keinen Kämpfer finde, der gegen ihre drei Ankläger auftrete, werde sie verbrannt. Sie habe schon am Artushofe nach Gawein oder I. gesucht; sie seien aber nicht zu finden gewesen. Nun erst erkennen sich die beiden. I. will ihr Kämpfer sein. Lunet erzählt ihm, daß während seines Wahnsinns die Gemahlin des Artus von einem Ritter geraubt worden sei, und Gawein sei gerade ausgezogen, sie zu befreien, als sie (Lunet) am Artushof Hilfe gesucht hätte. I. verspricht, sich am andern Tag zum Kampf zu stellen. (V. 4360.) In der kurzen Zwischenzeit half er noch einem Burgherrn, dessen Tochter von einem Riesen begehrt wurde; der hatte aus Zorn über die Abweisung das Land bis auf die Burg erobert, zwei Söhne gehängt, vier andere gefangen und drohte, auch diese zu töten. Der Schloßherr erzählte I. näheres über den Raub der Artusgattin. Ein Ritter hatte von Artus die Erfüllung einer Bitte verlangt. Der freigebige Artus hatte nach einigem Zögern Ja gesagt. Nun hatte der Ritter die Gemahlin des Königs verlangt und mit sich fortgeführt. Alle Helden der Runde bis auf den abwesenden Gawein hatten sie im Kampf dem Ritter zu entreißen gesucht, waren aber besiegt worden. Mit Hilfe des Löwen wird nun der mit einer Stange kämpfende Riese von I. getötet. (V. 5145.) Mittlerweile war es höchste Zeit, daß I. zu Lunetens Rettung eilte; bei der Kapelle kam I. noch zur rechten Zeit an. Lunet sollte gerade auf den glühenden Rost gelegt werden. Nach langem Kampf wurde I. der drei gleichzeitig ihn angreifenden Gegner Herr, nachdem der Löwe, der an dem Kampf nicht hatte teilnehmen sollen, gegen des Herrn Willen eingegriffen hatte. Die Besiegten wurden nun selbst auf den Rost gelegt, Lunet von der Herrin in Gnaden aufgenommen. I., selbst vierfach verwundet, beklagt nur die Wunde des treuen Löwen, läßt sich von seiner Gattin, die ihn nicht erkennt, nicht bewegen dazubleiben: er wolle sich nicht eher Pflege gönnen, bis er seiner Herrin Gunst wiedererlangt habe. Die gerettete Lunet verspricht ihm, seine Gattin ihm günstig zu stimmen. Weiterreitend wird er auf einer Burg von den beiden Töchtern des Burgherrn gepflegt und geheilt. Der Ruf der Taten des Ritters mit dem Löwen verbreitet sich indessen allenthalben. Niemand wußte, daß das der verschollene I. sei. (V. 5625.) Die ältere Tochter des verstorbenen Grafen vom schwarzen Dorn wollte ihre jüngere Schwester um die Erbschaft betrügen. Der Streit soll durch einen Kampf ausgetragen werden. Die ältere gewinnt Gawein zum Vertreter. Die jüngere will den Löwenritter zu Hilfe rufen und zieht aus, ihn zu suchen. Als sie ermüdet ist, schickt sie eine Verwandte auf die Suche. Diese verfolgt nun Iweins Spuren von der Burg, wo er den Riesen getötet, zur Kapelle und zu Lunet, und dann zu dem Schloß, wo er geheilt worden war. (V. 6075.) Sie findet ihn, er verspricht zu helfen. Weiterreitend kommen sie in eine Stadt, wo sie ungestraft behandelt werden; man erklärte dem I., das geschehe, damit Fremde hier nicht übernachten und auf die Burg gerieten, wo jeder Fremde sein Leben lassen müsse. Natürlich reitet I. nun erst recht dahin. Hinter ihm schließt der Pförtner das Tor. Er kommt da zunächst in ein Haus, wo 300 junge, aber höchst elend aussehende Frauen weben. Er erfährt, daß sie vom Herrn ihres Landes hierhin vergeißelt seien. Der sei trotz seiner Jugend auf Abenteuer ausgeritten, sei auf dieser Burg von zwei Riesen überwunden worden und müsse nun alle Jahr 30 Jungfrauen dem Herrn dieser Burg senden; sie würden schlecht behandelt, ihr Herr aber würde reich durch ihre Arbeit. Weiter umherjuchend findet I. die Burg leer. Nur in einem Garten lieft ein schönes Mädchen einem alten Ritter und dessen Frau vor; es ist die Familie des Burgherrn. Er wird freundlich aufgenommen, aufs beste bewirtet und beherbergt und erfreut sich der Gesellschaft der Tochter. Vor dem Scheiden aber erklärt ihm der Schloßherr, er müsse erst mit zwei Riesen kämpfen;

besiege er die, so erhalte er seine Tochter und sein Land. Bevor die Riesen besiegt seien, könne er die Tochter nicht verheiraten. Die Riesen verlangen, daß der Löwe entfernt werde. Als aber J. im Kampfe in Not gerät, bricht der Löwe aus dem Gefängnis aus, und so siegt J. Die Heirat mit der Tochter schlägt J. aus, was ihm nur mit Mühe gelingt. Die gefangenen Jungfrauen müssen nun freigegeben werden. (V. 6870.) Dann eilt J. zum Kampf für die ihres Erbes beraubte Jungfrau; ohne zu wissen, tritt er so seinem Freunde Gawein gegenüber. Den ganzen Tag dauert der Kampf. Alle bedauern die beiden herrlichen Kämpfer. Die jüngere will auf ihr Erbe verzichten, damit nicht ihr edler Kämpfer Leben oder Ehre verliere. Die Nacht trennt die Kämpfenden. J. fragt seinen Gegner nun nach seinem Namen. Als sie sich erkennen, will jeder in edlem Wettstreit sich als den Unterlegenen hinstellen. Artus soll entscheiden. Der aber will durch kluge List nun den Erbstreit beenden. Er fragt: Wo ist die Jungfrau, die aus Übermut der Schwester ihr Erbteil vorenthält? Voreilig tritt die ältere vor. Artus erklärt, damit habe sie ihre Schuld selbst eingeräumt, und läßt der jüngeren die Hälfte abtreten. Den Löwen hatte J. zurückgelassen, damit er nicht in den Kampf eingreife. Er folgte der Spur des Herrn, und alle erkennen nun in J. den berühmten, unbekanntem Löwenritter. (V. 7785.) J. aber ist traurig vor Sehnsucht nach Laudine. Er beschließt, den bekannten Stein zu begießen. Darob große Bestürzung im Lande, da der Brunnen keinen Verteidiger hat. Lunet rät, den Löwenritter zum Schutze aufzubieten; der würde aber die Verteidigung nur übernehmen, wenn Laudine verspräche, ihm seiner Herrin Huld wieder zu verschaffen. Laudine schwört, ihr möglichstes zu tun. J., durch die Rüstung unkenntlich, fällt seiner Gattin zu Füßen. Lunet erklärt, es sei ihr Gatte, und darum liege es an ihr allein, die Gunst der Herrin dem Ritter wieder zu verschaffen. J. muß zuvor treue Liebe versprechen und erhält dann die langersehnte Verzeihung. (V. 8166.)

#### Simplicius Simplificissimus.

Ein Kapitel hat durchschnittlich 3—4 Oktavseiten.

1, 1—5. Der Held wird von einem Bauern im Speßart in größter Unwissenheit aufgezo-gen, sieht der Verwüstung seines väterlichen Gutes zu, flieht in den Wald vor der Grausamkeit der Soldaten, 6—9. Er trifft dort den Einsiedler, versteht des Einsiedlers Fragen in reizend geschildeter Unwissenheit falsch, bekommt den ersten Unterricht im Christentum, 10—12. Er lernt lesen. Der Einsiedler stirbt, wird von S. begraben. Den Sommer über bleibt er im Wald. 13—18. Im Winter den Wald verlassend, sieht er die Zerstörung eines Dorfes durch die rohen Kriegsknechte an, flieht erschreckt in den Wald zurück. Als er Soldaten den Weg zu zeigen gezwungen wird, kommt er dazu, wie Bauern aus Rache einen Soldaten lebendig begraben, erlebt die gräßliche Rache der Soldaten an den Bauern mit. Zurückgekehrt findet er seine Hütte zerstört; ein jetzt erst gefundener Brief des Einsiedlers rät ihm, in die Welt hinauszuziehen. In der letzten Nacht im Walde hat er einen allegorischen Traum: auf einem schönen Baum sitzen die Adligen oben, die anderen Sterblichen bemühen sich vergeblich auch hinaufzuklimmen usw. 19—22 bezieht er das verwüstete Hanau, wird dort wegen seines seltsamen Einsiedleraussehens bestaunt; als Späher soll er eingekerkert werden, trifft unterwegs einen bekannten Pfarrer, der angeklagt ist, Kostbarkeiten des Schwagers des Gouverneurs unrechtmäßig erworben zu haben. Aus den Erzählungen des Pfarrers geht hervor, daß der Einsiedler dieser Schwager war, der aus Gram über die von den Schweden verlorene Schlacht bei Höchst und über das spurlose Verschwinden seiner hochschwangeren Gattin sich von der Welt zurückgezogen hatte. Der Knabe gibt eine Bestätigung der Aussagen des Pfarrers, wird als Pflegling des Schwagers gut aufgenommen. 23—26. Der fromme Knabe ist über das gottlose Benehmen der Soldaten, ihr Fluchen, Schwören, ihre Gotteslästerungen usw. entsetzt. Altkluge Bemerkungen, die er Sündern und Sonderlingen gegenüber macht (Ehebrecher, Karitätensammler usw.) 27—34. Bei einem Gelage wartet er auf, sieht und glossiert die unmäßige Völlerei; auch der Gouverneur erbricht sich. Mit dem Unwissenden treiben die Leute ihren Spott: ein Page gibt ihm ein Mittel an, Leibesdünste geräuschlos entweichen zu lassen; in großer Gesellschaft probiert, hat es den gegenteiligen Erfolg. Bei einer Tanzerei macht man ihm weis, die Leute wollten den Boden einstampfen; wer eine Dame im Arm habe, der werde beim Einsturz keinen Schaden nehmen; voll Angst klammert sich S. an die Dame des

Gouverneurs; als man ihn losreißt, befudelt er aus Angst die Innenseite seiner Kleider, wird zur Strafe in einen Gänsestall gesperrt.

II, 1—3. Dort ist er ungesehen Zeuge einer Hochzeit; sein Beschützer, der Pfarrer, läßt ihn säubern; zurückgekehrt sieht er die ekelhaften Reste und Spuren des gestrigen Festes, erzählt bei der Nachfeier mit komischen Mißverständnissen seine Stallerlebnisse; andere Streiche von ihm werden zur Erheiterung der Gäste erzählt. 4—6. Bei einer Revision der Festung wird der schwedische Kommissar vielfach betrogen; S. wird als Trommler vorgeführt und bekommt in den Listen den Namen S. Simplissimus. Wegen seines belustigenden Wesens will ihn sein Herr zum Hofnarren machen. Durch langwieriges Verfahren, das dem Knaben vortäuschen soll, er sei in Himmel und Hölle gewesen, will man ihn um seinen Verstand bringen. Ein Kalbsfell ist seine Narrenkleidung. 7—12. S. spielt die Narrenrolle mit Geschick, benützt die ihm zustehende Redefreiheit, um Torheiten zu geißeln, wie närrische Frauenmoden, Titelsucht; in seinen Reden entwirrt er humanistische und naturwissenschaftliche Kenntnisse, seine Behauptungen durch zahlreiche Beispiele beweisend. 13—14. Durch ein rührendes Gebet des S. bewogen, beschließt sein Herr, ihn aus dem Narrenstand zu befreien, läßt ihn in Musik unterrichten usw. 15—16. S. wird von Kroaten entführt, wird Diener eines wilden Kroatenobersten, entflieht, führt ein Räuberleben, erbeutet von anderen Schnapphähnen, die ihn wegen seines Narrenkleides für den Teufel halten, viel Geld. 17—18. Um zu stehlen, kommt er in das Haus von Hexen, wird mit auf den Blodsberg entführt und wohnt einem Hexentanz bei. Im Anschluß daran ausführlicher Beweis, daß es Hexen gibt. 19—24. Man findet ihn schlafend im Wald; er wird Narr bei einem kaiserlichen Obersten; allerlei Narrenweise; Schilderung der Spielsucht im Lager. Er bekommt einen frommen und ihm gewogenen Hofmeister, schließt mit dessen Sohn, dem jungen Herzbruder, innige Freundschaft. Ein neidischer Nebenbuhler bringt den Freund mit Hilfe eines Zauberers in den Verdacht des Diebstahls; Herzbruder verliert seine Stelle, wird mit Schimpf davongejagt; S. gibt ihm von seinem den Schnapphähnen abgenommenen Gold so viel, daß er als schwedischer Freireiter sich ausrüsten kann. Proben der Wahrheitskunst des alten Herzbruders: Ein Offizier, dem er das Gehängtwerden prophezeit, ersticht ihn und wird sofort gehängt. 25—26. S. vertauscht seine Narrenkleider gegen Frauenkleider, tritt in eines Rittmeisters Dienst; Herrin, Herr und der treue Knecht Hans verlieben sich heftig in ihn. Als der auf den Knecht eifersüchtige Rittmeister ihn den Soldaten preisgibt, entdeckt man, daß er kein Weib ist; er wird nun als Zauberer und Verräter angeklagt. 27—28. Aus dieser mißlichen Lage befreit ihn die für die Kaiserlichen ungünstige Schlacht bei Wittstod: der junge Herzbruder selbst rettet ihn. Da dieser aber bei zu hitziger Verfolgung selbst gefangen wird, wird S. Burse eines schwedischen Obersten; wird sehr von Läusen geplagt. Dann wieder von Kaiserlichen gefangen, wird er Diener eines Dragoners. 29—31. Liegt mit diesem als Besatzung in einem Nonnenkloster, hat gute Zeiten, beerbt den geizigen Herrn, macht selbst Soldat, macht reiche Beute, ist aber edelmütig, freigebig; beschenkt z. B. einen Pfarrer, dem er die Wurfkammer plündern mußte, hinterher reichlich.

III, 1—2. Weitere Listen und Streiche des Jägers von Soest, wie S. wegen seines grünen Gewandes genannt wird. Einen Nachahmer, den Jäger von Werle, überlistet er, indem er ihn glauben macht, daß er, S., von zwei Teufeln bedient werde. 3—6. S. fängt einen verrückten Humanisten, der sich für Jupiter hält, lange Prophezeiungen von sich gibt: von einem deutschen Helden, der ein europäisches Reich des Friedens und Wohlstandes unter deutscher Oberhoheit gründen werde usw.; als dieser von Hlöhen sehr geplagt wird, erzählt er, er dulde sie an sich, um zu sehen, wie sehr sie die Menschen plagten, da sie ihn gebeten hätten, ihnen eine heldenhaftere Todesart zu verleihen als zwischen Weiberfingern zerdrückt zu werden. 7—11. Einen gefangenen Offizier, der ihn durch Schmähungen reizen will, ihn zu töten, damit er der Gefangenschaft entgehe, schont S. Im Zweikampf tötet er einen Reiter, soll deshalb zum Tode verurteilt werden; Ausfall gegen die Unsitte der Zweikämpfe. Die Strafe wird dem S. erlassen, da er durch eine List (Dortäuschen schweren Geschüzes) eine feindliche Stadt zur Übergabe veranlaßt. Sich selbst tadelnd erzählt S. von seinem Hochmut, der ihn die Gesellschaft von Adelligen suchen ließ, wodurch er den Neid der Gleichstehenden noch mehrte. 12—17. S. findet unter gespensterhaften Begleiterscheinungen einen großen Schatz; das viele Geld macht ihm viele Sorgen; reißt nach Köln, das Geld einem Kaufmann in Der-

wahrung zu geben, wird auf der Rückreise von den Schweden gefangen; gegen das Versprechen, sechs Monate nichts gegen sie zu unternehmen, darf er frei in der Stadt sich bewegen. Treibt Musik, Wissenschaft, körperliche Übungen, gibt Gesellschaften, befreundet sich mit Bürgern und Soldaten. 18—22. Mit sechs Bürgerstöcktern hat er Liebesverhältnisse, verführt auch die Tochter des schwedischen Obersten, wird überrascht, sofort mit ihr getraut, dann mit ihr aus dem Hause gejagt, vom Schwiegervater dann aber in Gnaden aufgenommen; soll ein Söhnlein bekommen. 23—24. S. reist nach Köln, sein Geld zu holen, der Kaufmann ist aber verschwunden. S. wohnt bei dem Rechtsanwalt, der seine Sache führt. Ergötzliche Schilderung von dessen großem Geiz; S. spielt ihm allerlei Streiche.

IV, 1—5. Aus Rache schickt ihn der Geizhals mit seinen Pferden nach Paris, läßt dann dort die Pferde pfänden, so daß S. nicht mehr zurück kann. Er wird Diener bei einem Arzt, lernt dort allerlei Medizinisches, wird wegen seiner Schönheit und seiner Stimme an den Hof gezogen, spielt als Orpheus und in anderen Rollen am Hof, wird listigerweise auf ein Schloß gelockt, wo drei verummte Damen sich acht Tage lang des „beau alman“ erfreuen. Mit seinem jungen Körper verdient er weiterhin viel Geld. 6—8. Aus Überdruß entflieht er schließlich, wird unterwegs krank, seiner Barschaft und durch die Pöden auch seiner Schönheit beraubt. Als Quacksalber schlägt er sich bis zum Elsaß durch. 9—12. Vor Philippsburg fängt man ihn, meint einen Arzt an ihm zu haben. Als man den Irrtum einseht, muß er als Musketier dienen, führt, wie die ganze Besatzung, ein trauriges Leben. Bei einem Fluchtversuch ertrinkt er beinahe im Rhein, wird wieder gefangen, führt ein ruchloses Leben, um zu erreichen, daß man ihn weggiebt. Ermahnungen des Pfarrers widersteht er höhnisch aus Angst vor dem Beichten, während er sich doch nicht gescheut hätte, im Kreise loser Gefellen alle seine Schandtaten zu erzählen. Endlich kommt Herzbruder in wichtiger Sendung in die Festung und bittet ihn los. 13—24. Während er auf das von Herzbruder ihm versprochene Söhnlein wartet, verlumpt er, zieht als Marodeur hinter dem Heere her (Beschreibung des Treibens dieser Leute), wird von den Weimarschen gefangen, in ein Regiment gesteckt. Durch Vermittlung seines Schwiegervaters endlich erlöst, macht er sich auf den Weg zu seinem Weib, besiegt unterwegs einen „festen“ Wegelagerer, der sich als jener Feind und Verleumder des jungen Herzbruders entpuppt und als jener Jäger von Werle, der den Jäger von Soest nachgeahmt hatte. Er verteidigt sein Räuberhandwerk mit Hinweis auf Machiavelli und die ebenso wie er handelnden Fürsten. Dem S. ist er sehr freundlich gesinnt, da der alte Herzbruder prophezeit hat, daß S. seinen Tod rächen werde. Den Vorschlag dazubleiben und sein Genosse zu werden, wagt S. aus Angst vor dem Räuber nicht abzulehnen, hofft gelegentlich entfliehen zu können. Trotz seiner Gewissensbisse geht er mit auf Raub aus. Olivier (so heißt der Räuber) erzählt seine Geschichte ausführlich. Sie überfallen eine Kutsche, werden dann aber von Soldaten angegriffen. Olivier fällt, wird von S. gerächt; die Angreifer fliehen. S. ist nun Herr alles Geldes des Olivier. 25—26. S. verläßt die Gegend, trifft den Herzbruder in elendem Zustand, da er bei seinem Herrn, einem Grafen, in Ungnade gefallen ist. Herzbruder erzählt seine Schicksale.

V, 1—4. S. wallfahrtet mit Herzbruder nach Einsiedeln, der Freund auf rohen, S. auf gekochten Erbsen! In Einsiedeln schreckt ihn ein aus einem Besessenen sprechender Teufel, so daß er beichtet und das Abendmahl nimmt. Die nur aus Angst entsprungene Bekehrung hält nicht an. Den Winter verbringen die beiden in Baden. Wiederholter Freundschaftstreit, da Herzbruder den S. nicht alle Kosten tragen lassen will. Herzbruder erlangt seines Herrn Gnade wieder, nimmt den Freund mit nach Wien, verschafft ihm eine Kompanie, die sich als armpelig herausstellt. Beide werden verwundet, gehen zur Kur in den Schwarzwald. 7—11. S., zuerst geheilt, kommt verkleidet und unerkannt in die Heimat seiner Frau, erfährt deren Tod, die Geburt eines ehelichen und von sechs unehelichen Söhnen, beschenkt und küßt den ehelichen Sohn und kehrt zurück, ohne sich zu erkennen zu geben. Herzbruder stirbt, S. heiratet eine Bauernmagd, da die Ehe der einzige Weg ist, sie zu besitzen. Er kauft ein großes Gut, seine Frau taugt in der Wirtschaft nichts, verschwendet, trinkt, betrügt ihn, er sie; sie stirbt. Er findet seinen Pflegevater aus dem Speßart wieder, erfährt seine Herkunft: der Einsiedler war sein Vater, seine Mutter wurde im Walde vom Pflegevater gefunden und stark gleich nach seiner Geburt; er ist also adeliger Herkunft, der Gouverneur von Hanau war sein Oheim. S. setzt den Pflegevater auf sein Gut, das nun gedeiht, so daß er ein sorgenfreies

Dasein hat. Er vertreibt sich die Zeit mit Studieren, Philosophieren. 12—18. Phantastisches Mummelseeabenteuer. Er wirft einen Stein hinein, Sylphen bringen ihn daraufhin zur Erdmitte in ihr Reich, wo er ihrem Fürsten Auskunft über die sittlichen Zustände der Menschen geben soll. Er bekommt allerlei phantastisch-erdkundliche Aufklärungen, macht einen Ausflug zum „friedlichen Meer“ (Unterseelandschaft!), bekommt als Geschenk beim Scheiden einen Stein, der vergraben einen Sauerbrunn hervorruft; durch Unvorsichtigkeit macht er zu früh von dem Stein Gebrauch, so daß der erhoffte Reichtum anderen zufällt. 19. Weitere Studien führen ihn auf ein neues Gesellschaftsideal, eine löstliche Gemeinde mit Arbeitsteilung, gemeinsamem Besitz, gegenseitiger Hilfsbereitschaft, aber mit Zulassung der Ehe. 20—22. Ein bei ihm einquartierter schwedischer Oberst beredet ihn, wieder Kriegsdienste zu nehmen, lockt ihn nach Livland und dann nach Moskau; schmeichelhafte Anerbieten des Zaren lehnt er ab, weil er nicht orthodox werden will, richtet aber Pulvermühlen für ihn ein, nimmt an einer Tartarenschlacht ruhmreich teil, wird dann von Tartaren entführt, kehrt nach drei Jahren über China und Indien zurück, nachdem er vorher noch türkischer Galeerenslave gewesen war. 23—24. S. liest weltverachtende Schriften des Spaniers Guevara (längere Probe ist eingeschaltet), wird wieder Einsiedler.

VI. Eine spätere Fortsetzung. 1—8. Er nimmt sein Bürgerleben wenig ernst, es geht ihm zu gut. Ein langer allegorischer Traum wird eingeschoben: Geiz und Verschwendung gehen vor Luzifer eine Wette ein, wer schneller eine Seele der Hölle überliefern könne. Die Verschwendung will einen reichen nach Paris reisenden Engländer, der Geiz dessen Diener verderben. Beiden gelingt ihr Vorhaben gleich gut. 9—12. S. findet im Walde das Standbild des Baldanders, das zu ihm redet und sich als Symbol seines ruhelosen Daseins vorstellt. S. beschließt zu wallfahrten, kommt auf dem Weg nach Einsiedeln nach Schaffhausen, erzählt einem reichen Mann von seinen Reisen, lügt noch mehr dazu. Eingeschoben ist nun ein langes Gespräch zwischen S. und einem Stück Klosettpapier, das um Schonung bittet, seinen ganzen Lebensgang vom Samenkorn zu Flachs, Faden, Leinwand, Hemd, Lumpen, Schreibpapier usw. erzählt. 13—14. S. gibt dem Gastgeber eine Probe seiner Künste, indem er Pulver unentzündlich und dann wieder entzündlich macht, foppt ihn aber mit einer Anweisung, wie man sich unverwundbar machen könne. Unterwegs gewöhnt er sich weiter ans Ausschneiden, indem er von wunderbaren Quellen, Flüssen, Wäldern, Döllern usw., die er gesehen haben will, erzählt. 15—18. S. erlöst ein schweizer Schloß von dem dort spukenden Geist eines ungerechten Vorfahren, kommt über Rom nach Agypten. Wird auf der Reise nach Jerusalem von Räubern gefangen, verkauft, als wilder Mann für Geld in den Städten Arabiens gezeigt, von Europäern dann befreit. 19—25. Auf der Heimreise leidet er Schiffbruch, wird mit einem Zimmermann auf eine einsame, fruchtbare Insel verschlagen. Der in Gestalt eines Weibes erscheinende Teufel will den Zimmermann überreden, S. zu ermorden, um allein Herr der Insel zu sein. Als S. bei Tisch betet, verschwindet die Schöne mit Gestank. Sie richten sich ein, leben friedlich; der Gefährte stirbt am Übermaß des Palmweins. Nun wird S. endlich ein frommer Einsiedler, schreibt sein Leben auf Palmblätter; entschuldigt sich an dieser Stelle, daß er so viel Sündhaftes berichtet habe. 24—27. Brief eines holländischen Kapitäns, der dem Herausgeber des S. Lebensbeschreibung auf Palmblättern schickt, von seinem Aufenthalt auf der Insel berichtend. S. war vor den Fremden in eine Höhle geflohen. Sie verfolgten ihn, konnten nicht zurück; S. wies ihnen den Weg, leuchtete ihnen mit Leuchtstäben, gab ihnen ein Mittel gegen den Wahnsinn der Gefährten, die von einer giftigen Frucht gegessen hatten, wollte aber nicht in die Welt zurückkehren, da doch alles Irdische eitel sei.

Leben der schwedischen Gräfin von G\*\*, von Gellert. (Erschienen 1746.)

Sämtliche Werke, 4. Band, Karlsruhe 1818, S. 229—412.)

Die Heldin erzählt selbst. Früh verwaist wird sie bei einem Vetter erzogen, in Livland. Obwohl sie arm ist und nur von gewöhnlichem Adel, wird sie von einem schwedischen Grafen geheiratet. (Der Werbebrief des Grafen wird mitgeteilt.) Die höchst einfache Hochzeit wird beschrieben. Während der Abwesenheit ihres Gatten, der Offizier im schwedischen Heer ist, lernt sie auf einem abgelegenen Gut ihres Mannes dessen ehemalige Geliebte (Karoline) und deren Sohn kennen (10 Seiten) und erfährt die Geschichte dieser Liebe. Der Vater des Grafen hatte das Verhältnis gebilligt, um den Sohn dadurch von Ausschweifungen abzuhalten.

Das Mädchen aber hatte sich dem Geliebten erst ergeben, als er ihr die Ehe versprochen hatte. Als die Ehe jedoch vom Hofe nicht erlaubt wurde, hatte es edelmütig aus freien Stücken dem Grafen sein Wort zurückgegeben. (Brief wird mitgeteilt.) Die Gräfin verzeiht edelmütig ihrem Gatten und wird die Freundin Karolinens. Der hochbetagte Vater des Grafen stirbt, gefaßt und heiter, nachdem er noch seine Untertanen beschenkt hat. Um die Einsamkeit des zurückgezogenen Lebens zu mindern, nimmt der Graf einen Freund, den Herrn R., seinen früheren Reisebegleiter, ins Haus. Der Graf stellt seine Frau bei Hofe vor. (20 S.) Ein Prinz stellt ihr nach und wird abgewiesen. Aus Rache bringt er es dahin, daß der Graf in Ungnade fällt. Bei dem bald darauf ausbrechenden Krieg gegen Rußland wird er auf einen unhaltbaren Posten gestellt, wird verwundet, trotzdem wegen Pflichtverletzung zum Tode verurteilt, alles auf Betreiben des Prinzen. (Wir erfahren das aus dem Abschiedsbrief, den er an seine Gattin schreibt.) Dann bekommt die Gräfin die Nachricht, daß er drei Tage vor der Hinrichtung seinen Wunden erlegen sei. Die Güter des Grafen werden eingezogen. Aus Furcht vor dem Prinzen flieht die Gräfin mit Herrn R. nach Holland, wo Herr R. Verwandte hat. Sie sucht Karoline zu überreden, mitzuziehen. Wegen Krankheit muß diese zurückbleiben, verspricht nachzukommen, gibt als Pfand ihren Sohn mit. Sie bekennet, daß sie eine Tochter hatte, die sie in Holland, wo sie auf der Reise geboren wurde, bei ihrem Bruder Andreas zurückgelassen habe. Sie sei aber im Alter von sechs Jahren dort gestorben. Vor der Abreise stirbt noch des Herrn R. treuer Diener, seinem Herrn die 400 Gulden vermachend, die er in dessen Dienste erspart hatte. (30 S.) Sie werden von Verwandten des R. gut aufgenommen, decken das wenige Geld, das sie mitgebracht, in deren Geschäft, haben genug zu leben, erziehen gemeinsam Karlson, den Sohn der Karoline. Nachdem er als Fähnrich ins Heer eingetreten ist, heiratet die Gräfin Herrn R. Die Ehe ist sehr glücklich und zärtlich. (40 S.) Karlson teilt nun mit, daß er Mariane, ein armes Mädchen unbekannter Herkunft, das seinerwegen aus einem Kloster entflohen sei, geheiratet habe. Man besucht die beiden und findet sie höchst glücklich und verliebt. Endlich kommt auch Karoline selbst nachgereist. Nachforschungen nach der Herkunft der Frau Karlsons sind vergebens. Plötzlich kommt Andreas, der Bruder Karolinens, der wegen Bankrotts nach Indien ausgewandert war, zurück. Bei ihm hatte Karoline damals die Tochter zurückgelassen. Er erzählt, daß das Kind nicht gestorben sei, er habe es in ein Kloster gebracht. Bei Nachforschungen entdeckt man, daß Karlson seine eigne Schwester geheiratet hat. Das Paar ist höchst unglücklich, (50 S.) weigert sich, sich zu trennen. Glücklicherweise muß Karlson plötzlich in den Krieg ziehen, wo er an einer Krankheit stirbt. Dormund, ein Freund Karlsons, überbringt dessen Abschiedsbrief. Nach einiger Zeit heiratet Mariane diesen Dormund. Auch diese Ehe ist glücklich. Nach einiger Zeit wird Dormund schwer krank; (60 S.) dem Tode nahe, gesteht er, daß er Karlson ermordet, um Mariane zu gewinnen. Er wird wieder gesund, flieht, hinterläßt ihnen sein Vermögen; Mariane tötet sich selbst. Die geldliche Lage der Gräfin wird immer besser; sie beschenkt Arme, leiht den Bedrängten Geld ohne Zinsen. Ihr Wirt stirbt. Seine nun völlig verwaiste Tochter, die nicht schön, aber „artig“ ist, nehmen sie zu sich. Sie siedeln nach dem Haag über zu Andreas. Auf einem Schiff treffen sie unvermutet den früheren Gatten der Gräfin. R. will nun fliehen, (70 S.) wird vom Grafen edelmütig aufgefordert zu bleiben, tritt natürlich seine Rechte an den Grafen ab, verkehrt höchst tugendhaft im gräflichen Hause wie ehemals. Auch Karoline bleibt im selben Hause wohnen.

II. Teil. Bericht über das Schicksal des Grafen. 1. Brief: Er war nicht vor seiner Hinrichtung gestorben, sondern in russische Gefangenschaft geraten. Auf dem Wege nach Moskau wurde er sehr schlecht behandelt. Eine einem Mitgefangenen erwiesene Wohlthat verschaffte ihm Hilfe und Erleichterung durch Mitgefangene. (80 S.) Er schließt Freundschaft mit einem gleichfalls gefangenen Engländer, Steeley, der aus Schwermut über den Tod seiner Braut, die auf dem Wege zur Trauung vom Blitz erschlagen worden war, in den Krieg gezogen war. Durch Hilfe englischer in Moskau ansässiger Kaufleute und durch Bestechung verschaffen sie sich einige Erleichterungen. 2. Brief, aus Sibirien: (90 S.) In Moskau hatten sie russischen Unterricht bei einem fanatischen Popen nehmen dürfen. Als der sie bekehren wollte, hatte der Engländer heftigen Widerspruch geäußert. Der geärgerte Pope hatte ihn darauf angeklagt, er hätte den Zaren beschimpft. Durch graueame Martern sucht man Steeley ein Geständnis zu erpressen. Er schweigt. Ein zweiter

Engländer, ein Freund Steeleys, stirbt unter den Händen der Peiniger. Der Pope verzichtet nun auf die Marterung des Grafen. Sie werden nach Sibirien verbannt. Aber Steeley wird von ihm getrennt. In Tobolskoy muß der Graf in den Wäldern Jobel fangen. (100 S.) Nach drei Jahren rettet er einem im Walde verunglückten polnischen Juden das Leben. Der erleichtert nun durch Geld und Bestechung sein Los. Da der Graf sich etwas auf Baukunst und Zeichnen versteht, darf er für den baulustigen Gouverneur Pläne zeichnen, lernt die holländische Gattin des Gouverneurs kennen, der er seine Sehnsucht nach seiner Gattin klagt. Sie schenkt ihm aus Mitleid höchst kostbare Steine, die der edle Jude uneigennützig zu Geld macht, worauf weitere Besserung durch Bestechung eintritt. Man erreicht nun auch, daß Steeley wieder mit dem Grafen vereinigt wird. (110 S.) Große Freude beim Wiedersehen. Steeley erzählt seine Schicksale: er wurde z. B. durch einen gleichfalls gefangenen Fürsten gequält. Daß er ihm in Krankheit trotzdem beisteht, stimmt auch den Feind um. Dann genießt er die Freundschaft eines merkwürdigen Kosakenmädchens. Eines Tags teilt nun ein Brief der Gemahlin des Gouverneurs dem Grafen mit, daß es ihr gelungen sei, seine Befreiung zu erwirken. Steeley ist traurig, daß er den Freund verliert. (120 S.) Auf der Rückreise erfährt der Graf in Mostau, daß auch Steeleys Befreiung beschlossen sei. Zu Schiff über Archangelst kommt der Graf nach Amsterdam und findet seine Gattin. Die Ehe mit Herrn R. verzeiht er. Beide leben glücklich und tun viel Gutes. So finden sie einst im Felde ein Mädchen, das mit seinem Geliebten entflohen war, von ihm aber im Stich gelassen wurde, gerade als es auf der Flucht einem Kinde das Leben gab. Sie nehmen das Mädchen und das Kind in ihr Haus auf. (130 S.) Der edle Jude kommt zu Besuch und wird aufs beste behandelt und aufgenommen. Scheidend vermachet der Kinderlose ihnen 10000 Taler. Bald darauf kommt Steeley mit Amalia, der Gattin des nunmehr verstorbenen Gouverneurs, die jetzt Steeleys Braut ist. (140 S.) Die Geschichte Steeleys und seiner Braut wird nun nachgeholt: Sie selbst konnte, da ihr Gatte gerade gestorben war, dem Steeley die Befreiung mitteilen. Sie lädt ihn mehrmals ein, (150 S.) wird sich über ihre Liebe zu ihm klar, Steeley aber ist voll Ehrerbietung, kann nicht zu einer Erklärung gebracht werden. Als Steeley endlich abreisen will, da erklärt sie selbst ihre Liebe. Sie reisen zusammen nach Mostau, nachdem Steeley noch vorher die anderen Gefangenen beschenkt und bewirtet hat. In Mostau finden sie Briefe des Grafen; Amalia bekommt die Erlaubnis, Rußland zu verlassen, sucht mit Steeley den Grafen auf. Die Vermählung findet bald im Haag statt. (160 S.) Der Prediger kann nach der Trauung nicht lange bleiben, da er einem Unglücklichen, der Selbstmord versucht hat, beistehen müsse; es stellt sich heraus, daß das der ungetreue Liebhaber des auf dem Felde gefundenen Mädchens ist. Aus Reue über seine Tat hatte er Selbstmord begehen wollen. Das Mädchen verzeiht ihm, man stattet die beiden aus. Steeleys Vater kommt dann, um sich nach seinem Sohn beim Grafen zu erkundigen, findet ihn unvermutet; große Freude des Wiedersehens. Ziemlich gelungene Schilderung dieses alten Engländers; sie wollen alle für einige Zeit nach London mitgehen. (170 S.) Unterwegs läßt der alte Diener des jungen Steeley ein Kästchen mit 500000 Dukaten ins Wasser fallen. Man beteuert dem Alten, daß man ihm dies Unglück nicht nachtrage, aber er nimmt sich das Mißgeschick so zu Herzen, daß er bald stirbt. Um ihm zu zeigen, daß man ihm wegen des Geldes nicht zürnt, wird der Kranke rührend gepflegt. Der alte Steeley stirbt kurz darauf, gefaßt und heiter, im Vertrauen auf sein rechtschaffenenes Leben. Als später die ganze Gesellschaft mit Steeley auf dessen Landgut reist, trifft man bei einem Nachbarn den Prinzen, der als schwedischer Gesandter in England weilte. Er hat sich gebessert, macht dem Grafen schmeichelhafte Anerbietungen, um sein Unrecht gut zu machen. Der Graf wird kurz darnach krank, stirbt, nachdem er dem herbeigeeilten Prinzen sterbend noch einmal versichert hat, daß er ihm alles verzeihe. (180 S.) Der Prinz macht der Gräfin einen Heiratsantrag. Sie lehnt ab. Herr R. stirbt bald darauf, sonst hätte sie ihn vielleicht zum zweiten Mal geehelicht.

Sür die Leitung verantwortlich: Dr. **Walther Hofftaetter**, Dresden 21, Elbstr. 1.  
Alle Manuskriptsendungen sind an seine Anschrift zu richten.



## Die theatergeschichtliche Forschung und der deutsche Unterricht.<sup>1)</sup>

Don Julius Ziehen in Frankfurt a. M.

Daß es sich bei der Betrachtung des Verhältnisses zwischen theatergeschichtlicher Forschung und deutschem Unterricht nicht darum handeln kann, dem so wieso stark belasteten Sache eine weitere neue Aufgabe zuzuweisen, brauche ich den nachfolgenden Erörterungen wohl nicht als besondere tröstliche Versicherung vorauszuschicken; so hoch ich die Bedeutung des genannten Forschungsgebietes für die Kulturgeschichte im allgemeinen und für die Literaturgeschichte im besonderen veranschlage — ich würde aus dieser Wertschätzung heraus u. a. mit großer Freude begrüßen, wenn die verdienstvolle Deutsche Gesellschaft für Theatergeschichte ihre Wirksamkeit durch die Bildung von Ortsgruppen zu steigern sucht —, trotz aller hohen Meinung von dem Wert des Forschungsgebietes kann ich es auf jeden Fall nur als Mittel zum Zweck für diesen Unterricht betrachten, und auch der Wert des Mittels wird bei einer verständigen Behandlung der Sache sorgsam abzuwägen sein nach der Bedeutung, die dem durch das Mittel erreichten Gesamtzweck oder den zu ihm gehörigen Teilabsichten im Rahmen der Gesamtaufgaben des Unterrichtsfaches zukommt: es scheint mir richtig, wenn das gleich zu Anfang unserer Betrachtungen so scharf als möglich hervorgehoben wird, damit die in diesem Aufsatz empfohlene stärkere Berücksichtigung der theatergeschichtlichen Forschung in unserem deutschen Unterricht von vornherein dagegen geschützt ist, mit dem jetzt so vielfach üblichen, wahllosen Hereintragen sonderwissenschaftlicher Bestrebungen und Stoffe in das Lehrgut unserer höheren Schulen in eine Linie gestellt zu werden.

Wenn die Heranziehung theatergeschichtlicher Forschungsergebnisse für uns nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zwecke ist, so ergibt sich für unsere Betrachtung von selbst, daß wir von den Aufgaben und von der Methode des deutschen Unterrichts auszugehen haben; indem wir diesen Weg einschlagen, verweilen wir nur ganz kurz bei dem Teil des deutschen Unterrichts, der der lite-

1) Der vorliegende, zugleich als eine Art von Einleitung zu künftigen ständigen Berichten über die theatergeschichtliche Literatur in dieser Zeitschrift gedachte Aufsatz entspricht im wesentlichen einem Vortrag, den ich am 13. Dezember 1915 in der mit der akademischen Deutschen Gesellschaft vereinigten Abteilung für deutsche Sprache und Literatur des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. gehalten habe. Zu S. 149 meiner Ausführungen sei gleich an dieser Stelle dankend auf die Berichte über Theatergeschichte hingewiesen, die ein so vortrefflicher Sachkenner wie Paul Alfred Merbach neuerdings in den „Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte“ erscheinen läßt.

raturgeschichtlichen Belehrung gewidmet ist; bedarf es doch für Kundige kaum einer irgendwie eingehenderen Erörterung darüber, in welchem Sinne und an welchen Stellen der literaturgeschichtlichen Darstellung die einschlägigen Stoffe aus der Theatergeschichte herangezogen werden müssen, wenn ein wirklich lebendiges und nicht nur auf der Oberfläche haftendes Bild der Entwicklung gewonnen werden soll. Vielleicht kann, wer dem Sachverhalt näher nachgehen will, sich an einem Buche wie Max Martersteigs „kulturgeschichtlicher Darstellung über „das deutsche Theater im 19. Jahrhundert“ (Leipzig 1904, Breitkopf & Härtel) am ehesten klar machen, wie viel aus der Theatergeschichte zu holen ist, wenn man das Entstehen der Werke der dramatischen Literatur und das Wirken dieser Werke auf Mit- und Nachwelt aus dem Geist der Zeit und aus den von ihm bestimmten Zuständen der Theaterkultur heraus begreifen will. Ist bei diesem Buche der allgemeine kulturgeschichtliche Gesichtspunkt, entsprechend der Absicht seines Verfassers, der entscheidende, so läßt sich der Wert der theatergeschichtlichen Literatur für eine vertiefte Geschichte der dramatischen Dichtung aus überaus zahlreichen anderen Werken belegen, die der Geschichte einzelner Bühnen, einzelner Schauspieler oder aber dem Gesamtbilde einer Entwicklung der Bühnen- oder Schauspielkunst gewidmet sind: gar manches aus der einschlägigen Literatur ist in dem Literaturverzeichnis des Martersteigschen Buches, anderes in dem als „Hauskunde für Jedermann“ gedachten Spemannschen „Goldenen Buch des Theaters“ (Berlin und Stuttgart 1902) zu finden; besonders wertvoll sind natürlich die autobiographischen Aufzeichnungen von Schauspielern sowie die in die Sammlungen ihres Briefwechsels aufgenommenen Äußerungen von berühmten Darstellern und den ihnen befreundeten dramatischen Dichtern; sie lassen uns z. T. einen überraschend lebendigen Einblick in die Werkstatt dieser Dichter gewinnen, wofür es hier genügen möge, an Gukfows Bekenntnisse gegenüber Emil Devrient, die in H. Houbens Biographie des letzteren (Frankfurt a. M. 1903, Rütten & Löning) abgedruckt sind, oder an die in Adolf Sonnenthals Briefwechsel (2 Bde. Stuttgart und Berlin 1912, Deutsche Verlagsanstalt) enthaltenen Äußerungen Adolf Wilbrandts zu erinnern oder aber etwa das anzuführen, was uns der ehemalige Wiener Hofburgschauspieler R. Tyrolt in seinem fesselnden Buche „Aus dem Lebenswege eines alten Schauspielers“ von Anzengrubers Persönlichkeit und Erlebnissen zu erzählen weiß.

Wenn sich aus der theatergeschichtlichen Literatur so immerhin für die Erörterung literaturgeschichtlicher Dinge im deutschen Unterricht mehr als ein willkommenener Gewinn ziehen läßt, so spielt dieser Gewinn natürlich doch nur eine sehr untergeordnete Rolle gegenüber der Bedeutung, die der theatergeschichtlichen Forschung und ihren Ergebnissen auf dem Teilgebiete des deutschen Unterrichts zukommt, das ihr am nächsten steht: auf dem der Behandlung der dramatischen Lektüre. Die Geschichte der Methodik dieses Teilgebietes des deutschen Unterrichts können wir an dieser Stelle natürlich nicht näher betrachten;

ein Hinweis auf Schriften wie S. Bettingens „Grundzüge der dramatischen Kunst mit Rücksicht auf die Behandlung der Dramenlektüre in den höheren Lehranstalten“ (Berlin 1889, Weidmann) muß genügen, um uns ins Gedächtnis zurückzurufen, wie gegenüber einer einseitig auf die Fragen der Technik der dramatischen Dichtung gerichteten Dramenbehandlung seit etwa vier Jahrzehnten eine starke Gegenströmung entstanden ist, als deren bedeutendster Vertreter der von der Jurisprudenz zur literarischen Forschung übergegangene Bremer Dichter-Kritiker Heinrich Bulthaupt mit seiner von 1881 ab erschienenen „Dramaturgie der Klassiker“ zu betrachten ist. Schon die Tatsache des Erscheinens immer neuer Auflagen dieses geistvollen Werkes läßt darauf schließen, daß die Bulthaupt'schen Gedanken auch in weiten Kreisen der Schule Eingang gefunden haben und dort ein gewiß sehr nötiges Gegengewicht gegen die eben gekennzeichnete einseitig formalistische Behandlung der Dramen im Unterricht darstellen: aber daß wir trotz alledem in unserem deutschen Unterricht noch sehr vielfach und in sehr hohem Maße an eben jenem früher vorherrschenden Formalismus kleben, kann schwerlich bestritten werden, und die scharfen Angriffe, die die höhere Schule wegen ihrer Behandlung der Werke der schönen Literatur so oft erfährt, haben ganz ohne Zweifel nicht in letzter Linie ihren Grund in der Freudlosigkeit, mit der gar viele Schüler — nicht durchaus ungerechtfertigterweise — auf die bei der Dramenbehandlung im deutschen Unterricht gewonnenen Eindrücke zurückblicken.

Wir wollen nun gewiß nicht die Übertreibung derer mitmachen, die, abgestoßen durch die Mißgriffe der „Schuldshnüffler“ und der „Aufbauarchitekten“, den Gedankenkreisen der Freytag'schen „Technik des Dramas“ ganz und gar aufpassen und von Erörterungen über die Kompositionsgesetze des Dramas und ihre Durchführung im Einzelfall überhaupt nichts mehr wissen wollen; aber ebensowenig wollen wir verkennen, daß es wirklich neuer Bahnen bedarf, wenn der deutsche Unterricht in dem uns hier angehenden, ohne Zweifel einem seiner wichtigsten Teilgebiete bei den Schülern mehr erreichen will als ein im besten Falle einseitig verstandesmäßiges Auffassen dichterischer Werte, das die Beschäftigung mit den Meisterwerken der dramatischen Literatur nun und nimmer zu einem fruchtbaren und in seiner Wirkung nachhaltigen Erleben gewaltiger Eindrücke werden lassen kann. Es ist daher meines Erachtens u. a. sehr zu bedauern, daß ein in mehr als einer Hinsicht so vortreffliches Buch wie Paul Goldscheiders „Anweisung zur Behandlung von Lesebüchern und Schriftwerken im deutschen Unterricht“ (Bd. 1 Teil 3 von A. Matthias' Handbuch des deutschen Unterrichts, München 1908, Oskar Beck) gerade für eine so wichtige Aufgabe des Unterrichtsfaches wie die der Dramenbehandlung verhältnismäßig wenig Neues bietet und als Wegweiser durch alle die zahlreichen Schwierigkeiten der Aufgabe einer großen Reihe grundsätzlicher Fragen gegenüber eigentlich fast ganz versagt.

Worauf beruhen im Grunde genommen in erster Linie alle die Schwierigkeiten, mit denen der Lehrer des Deutschen bei der Behandlung der Dramen im Unterricht zu kämpfen hat und deren, wenn ich nach meinen Erfahrungen bei immerhin ziemlich ausgedehntem Zuhören bei den verschiedensten Vertretern des Lehrfaches urteilen darf, nur die wenigsten in einer Weise Herr werden, die sie selbst vollauf befriedigen und den auf die Aufgabe verwendeten Aufwand von Zeit und Kraft vollauf rechtfertigen kann? Ohne Zweifel liegt der Kernpunkt der ganzen Schwierigkeit in dem Umstande beschlossen, daß Drama und Schulzimmer an sich ja zwei schlechterdings nicht miteinander vereinbare Dinge bedeuten; an die greifbare Vorführung seiner Gestalten und Vorgänge gebunden, wie das dem Wesen der ganzen Dichtungsart entspricht, ist das dramatische Kunstwerk in der Schule zum Abstraktum herabgedrückt, dem zunächst keine andere Behandlung zuteil wird als den Werken der erzählenden Dichtung; der Schein dramatischen Lebens, der durch etwaiges Lesen mit verteilten Rollen — wir werden auf die Frage seines Wertes zurückkommen — im besten Falle erreicht werden kann, wird der Natur der Sache nach auch bei geschicktestem Vorgehen des Lehrers nur Stückwerk bleiben; das volle Leben, wie es das *δράμα* der Bühnendichtung fordert, ist deshalb von vornherein dazu verurteilt, im deutschen Unterricht unter einem Mißverhältnis zu leiden, dessen Folgen — ich habe bestimmte Einzelfälle von einwandfreier Beweiskraft vor Augen — nicht selten das ganze Erziehungswert der Schule auf diesem an sich so wichtigen Gebiete ihrer Arbeit völlig zuschanden werden lassen; bezeichnende Belege für die Richtigkeit dieser unerfreulichen Feststellung werden sich auch in den autobiographischen Stücken des Quellenbuches zur Geschichte des deutschen Unterrichts finden, das ich demnächst im Verlage von Ehlermann veröffentlichen zu können hoffe.

Ist nun auch die Behandlung eines Dramas innerhalb der vier Wände eines Klassenzimmers an sich ein mißliches Ding, weil eben die ganze Dichtungsart von vornherein nach der lebendigen Darstellung auf der Bühne verlangt, für die sie berechnet ist, so wäre es natürlich doch grundverkehrt, aus dieser Sachlage kurzerhand den Schluß zu ziehen, daß dieses Teilgebiet des deutschen Unterrichts entweder ganz wegfallen oder doch, mangels innerer Berechtigung, auf ein verschwindend kleines Mindestmaß beschränkt werden muß. Die richtige Auseinandersetzung mit dem erwähnten Sachverhalt liegt vielmehr in der Richtung, daß wir mit allen Kräften nach einem tunlichst wirkungsvollen Ausgleich für das unbestreitbar vorliegende Mißverhältnis trachten, daß wir die Methodik des deutschen Unterrichts gerade nach dieser so schwer bedrohten Seite hin so umsichtig als möglich ausbauen, damit ein Teilgebiet dieses Unterrichts, das so überaus wertvoll ist, künftig — auch unabhängig von der besonderen Kunst einzelner hervorragender Lehrer — bessere Früchte zeitigen kann. Das Lösungswort aber bei diesem Ausbau muß nach dem, was wir eben gesehen

haben, vor allem lauten: Indemnität schaffen für die Losreißung des dramatischen Kunstwerkes von seinem natürlichen Nährboden, der allein die Bühne ist, oder mit anderen Worten: planmäßig alle nur irgend denkbaren Mittel heranziehen, um auch in den vier Wänden des Klassenzimmers, soweit nur irgend möglich, die Kräfte wirksam werden zu lassen, an die das δράμενον des Bühnenkunstwerks mit seiner Wirkung gebunden ist! Wer diesem Lösungswort zustimmt, für den brauchen zwar die oben erwähnten Grundsätze der Dramenbehandlung im Sinne der Freytag'schen Technik des Dramas keineswegs völlig auszuschneiden, aber andere Grundsätze treten allerdings durchaus in den Vordergrund: die Theaterkultur, in deren Kreis der dramatische Lesestoff der Schule seiner Entstehung nach hineingehört, muß bei der Ausgestaltung dieser Grundsätze zu ihrem Rechte kommen, und die Hilfsmittel, auf Grund deren die — ich möchte sagen: biologische Dramenbehandlung zu festen methodischen Grundsätzen gelangen kann, liegen weit abseits von dem Kreise dessen, was wir als literaturwissenschaftliche und ästhetische Sachliteratur heranzuziehen gewohnt sind; sie wollen vielmehr der Abteilung unserer Bibliotheken entnommen sein, die, leider meist noch wenig planmäßig ausgestaltet, die Überschrift „Schauspielkunst und Theaterwesen“ an ihrem Eingang aufweist. Vom Boden dieses Literaturzweiges aus treten wir auch hier am ehesten mit einer gewissen Aussicht auf erfolgreiche Beantwortung heran an die Frage, wie es zu machen ist, daß unseren Schülern auch fern vom Theater, im Klassenzimmer, das Drama zu einem lebendigen Eindruck wird. Possart erzählt aus seiner Schülerzeit: „Ein Theater hatte ich kaum gesehen; als ganz kleiner Junge war ich ein- oder zweimal in ein Weihnachtsstück, in eine Posse mitgenommen worden. . . . Wir Jungen bekamen kein Taschengeld und konnten das Eintrittsgeld für eine Theatervorstellung nicht erschwingen; wenn ich ein Drama las, standen die Figuren so plastisch greifbar vor mir, daß ich die Gesichter, die Kostüme hätte malen können; die Gestalten lebten in meiner Phantasie“ — wir haben auf der Schule keine Posarte auszubilden, aber das, was einer unserer leistungsfähigsten Bühnenkünstler da von seinen Jugenderlebnissen berichtet, enthält auch für die Lösung der Frage, die wir soeben aufgeworfen haben, einen recht brauchbaren Fingerzeig: denn eben die Verlebendigung, die das gelesene Drama bei dem späteren Meister des Münchener Theaterlebens infolge seiner besonderen Veranlagung ohne alle äußere Beihilfe in so hohem Grade erfuhr, eben diese Verlebendigung wollen wir unseren Schülern zuteil werden lassen, indem wir mit den Mitteln arbeiten, die uns die Sachliteratur über das Theater, seine Geschichte und seine gegenwärtigen Verhältnisse, zur Verfügung stellt.

Es wird nun nicht selten empfohlen, die Verlebendigung, die das Drama bei den Schülern erfahren soll, wo irgend möglich, einfach dadurch herbeizuführen, daß man, wo möglich noch vor der Durchnahme in der Schule, der Klasse Gelegenheit zum Besuch einer Bühnendarstellung des Stückes gibt:

ganz abgesehen von der vernichtend starken Einschränkung, die für die meisten Schulen, selbst für solche in Großstädten, angesichts der wirklichen Verhältnisse in den Worten „soweit irgend möglich“ enthalten ist — selbst da, wo die Möglichkeit in weitem Umfange vorhanden ist, sehe ich in dem tunlichst frühen Besuch einer Bühnendarstellung des Stückes, vom erzieherischen Standpunkt aus, keineswegs ohne weiteres das beste Verfahren. Wie die vor schnell an den Leser herangebrachte Illustration die innere Aufnahme des Gelesenen nicht etwa fördert, sondern durch frühes Abstellen der Tätigkeit der eigenen Phantasie vielmehr schwer beeinträchtigt, so hat der verfrühte Besuch der Bühnenvorstellung ebenfalls leicht eine abtötende oder wenigstens herabsetzende Wirkung auf die Phantasie. Vorzuziehen ist daher nach meiner Ansicht ein Verfahren, das zunächst die Phantasie der Schüler dazu anhält, sich an der Hand des Dichtertextes selbst ein lebendiges Bild der Personen, der Schaupläze, der Handlung und der Vorgänge des Dramas zu erarbeiten, und das erst nach Abschluß dieser selbsttätigen Erarbeitung dem so gewonnenen Phantasiebild die Wirklichkeit einer — hoffentlich dann noch höher hinaufführenden — Bühnenvorstellung gegenüberstellt. Es ist weit mehr gewonnen, wenn infolge zweckmäßiger Anleitung eine Klasse dazu befähigt wird, unabhängig von der Gelegenheit zum Theaterbesuch sich das lebendige Bild eines jeden Dramas zu erarbeiten, als wenn der Besuch der Vorstellung eines oder des anderen Stückes ein fertiges Bild des dramatischen Lebens als mühelos erreichten Eindruck vor die Augen führt.

Um zunächst kurz von den Grundelementen des dramatischen Vorgangs zu sprechen, den Personen des Stückes und den Schaupläzen der Handlung: ich bin hinsichtlich der letzteren nicht ganz sicher, ob nicht in sehr vielen unserer Klassen, die mit der Frage der Ortseinheit als einer der drei Einheiten im sogenannten aristotelischen Sinne recht eingehend befaßt worden sind, erstaunlich wenig geschieht, um der viel wichtigeren Aufgabe der Anleitung zur selbsttätigen Gewinnung klarer Bilder der Schaupläze durch die Phantasie der Schüler zu genügen und zugleich dafür zu sorgen, daß von ihnen das grundsätzliche Für und Wider der „Shakespeare-Bühne“ verständig beurteilt, sowie gegenüber den miteinander kämpfenden Richtungen einer Unterschätzung der szenischen Ausstattung und einer äußerlichen Überspannung des Ausstattungsprinzips ein einigermaßen fester Standpunkt erobert wird. Dieser ohne Zweifel wichtigeren Aufgabe kann natürlich nur Genüge getan werden, wenn den Schülern an gut gewählten Beispielen gezeigt wird, welches nach unten wie nach oben die sachgemäßen Grenzen der Verwirklichung der Schaupläze der dramatischen Handlungen sind, wie ein Übermaß der Verwirklichung dem künstlerischen Eindruck zum Verderben und wie andererseits der völlige Verzicht auf Raumausstattung zum Anlaß einer starken Beeinträchtigung doch auch der Textesworte des Dramas selber werden kann.

Alle solche Erörterungen wollen natürlich in erster Linie das Ergebnis einer eindringenden Auffassung des Wortlautes der Dramen sowohl in seinen szenischen Vorbemerkungen wie auch in seinen auf das Szenarium äußerlich oder innerlich Bezug habenden Textteilen sein, aber um sie zu ihrem vollen Ertrag zu bringen, bedarf es daneben auch einer ganzen Anzahl bildlicher Hilfsmittel, an denen es in den Lehrmittelsammlungen unserer Schule leider zurzeit noch so gut wie völlig fehlt. Eigenhändige Skizzen der Dichter, wie wir sie u. a. von Grillparzer zum Szenarium seiner Argonautentrilogie besitzen; daneben zweckmäßig ausgewählte typische Beispiele künstlerisch einwandfreier und dem Geist und Gang der dramatischen Handlung wohl angepaßter Bühnenbilder, bei deren Auswahl es sich lohnt, gelegentlich auch zwei oder mehr auf denselben Bühnenvorgang sich beziehende Bilder vergleichend zu betrachten und hin und wieder sogar auch einmal das unbrauchbare Gegenstück im Sinne Schulze-Naumburgscher Behandlungsweise als abschreckendes Gegenbeispiel heranzuziehen; dazu Sonderauschnitte aus dem Bühnenbilde, die mit Rücksicht auf die besonders eng an sie angelehnten Vorgänge auf der Bühne eine mehr ins Einzelne gehende Betrachtung nötig machen — das sind die Anschauungsmittel, deren der deutsche Unterricht für die oben bezeichnete erste Aufgabe der Dramenbehandlung nicht wohl entraten kann: eine brauchbare Zusammenstellung solcher Anschauungsmittel besitzen wir freilich noch in keiner Weise, und es muß sich zurzeit noch mit Spemanns vorher erwähntem „Goldenen Buch des Theaters“ oder mit Arthur Pougins „Dictionnaire historique et pittoresque du théâtre et des arts qui s'y rattachent“ (Paris 1900) kümmerlich behelfen, wer seiner Klage auf diesem Gebiete die nötige Belehrung schaffen will. Daß diese Belehrung nicht zu viel Zeit in Anspruch nehmen darf, braucht wohl nicht besonders betont zu werden; sie wird es nicht tun, wenn ein planmäßiger Aufbau des Unterrichtsgangs an bereits Erörtertes immer wieder kurz anzuknüpfen erlaubt und wenn für die Besprechung mancher dazu geeigneter Einzelfragen die Mithilfe des Zeichenunterrichts erfolgreich in Anspruch genommen wird; auch darf bei der Beurteilung der Zeitaufwandfrage natürlich immerhin der Wert mit veranschlagt werden, den ein zweckmäßiges Vorgehen des Lehrers allen diesen Erörterungen als vortrefflichen Gelegenheiten zur Übung der Schüler im freien Vortrag und Meinungsaustausch zu geben imstande ist.

Ganz ähnlich wie für den Schauplatz der Handlung liegen die Dinge für die handelnden Personen des Dramas, soweit ihre äußere Erscheinung — also das, was die Theatersprache als Maske bezeichnet — in Betracht kommt. Auch hier gilt es auszugehen von den Angaben des Personenverzeichnisses der Dichtung und von dem, was sich aus dem Text des Dramas für die Beurteilung der Maske gewinnen läßt; zu diesem aus dem Buch erarbeiteten Ertrage muß aber die Anschauung hinzukommen, die wir den planmäßig zu beschaffenden

bildlichen Hilfsmitteln entnehmen können; wir besitzen schon jetzt in der theatergeschichtlichen Literatur eine recht große Anzahl von Bildern hervorragender Bühnengestalten, die auch für Unterrichtszwecke vortrefflich verwendbar sind; der deutsche Unterricht tut unrecht, wenn er sich bei seiner Dramenbehandlung den großen Gewinn entgehen läßt, den ihm die — gelegentlich auch hier vergleichende — Betrachtung der von Meistern der Schauspielkunst für ihre Figuren so sorgsam gewählten Maste ohne Zweifel bringen kann. Daß die Betrachtung der Maste zugleich eine erste Auseinandersetzung mit dem Charakter der Bühnengestalt bedeutet, bedarf nicht besonderer Erwähnung. In den autobiographischen und brieflichen Äußerungen bedeutender Schauspieler aber liegt eine Masse einschlägigen Stoffes geborgen, der auch für die Schule nutzbar gemacht werden kann, wenn die Lehrer des Deutschen die theatergeschichtliche Literatur mehr in den Kreis ihrer Interessen hereinzuziehen beginnen. Wie wenig dies letztere zurzeit noch der Fall ist, mag u. a. die überaus geringe Verbreitung beweisen, die, soweit meine Beobachtungen reichen, ein so vortreffliches Buch wie Wilhelm Oehlhäusers „Einführungen in Shakespeares Bühnendramen und Charakteristik sämtlicher Rollen“ (3. Aufl., Minden o. J., J. C. C. Bruns) bisher in Lehrerkreisen gefunden hat — wir werden auf dies Buch sowie auf Monty Jacobs' im Jahre 1913 erschienene „Deutsche Schauspielkunst. Zeugnisse zur Bühnengeschichte klassischer Rollen“ (Leipzig 1913, Inselverlag) weiter unten noch zurückzukommen haben und wollen hier nach kurzem Hinweis auf die Bedeutung der Maste für das Verständnis von Charakteren wie der Richards III. des Narren im „König Lear“ oder des Gerichtsrats Walter im „Zerbrochenen Krug“ hier noch zwei Belege dafür anführen, wie schon die Wahl des Kostüms für die Auffassung einer Bühnengestalt von entscheidender Bedeutung sein kann: den einen gibt uns Ludwig Barnay in seinen „Erinnerungen“ (2 Bde., Berlin 1903, Egon Fleischel & Co.) an der Stelle (I. S. 254 ff.), wo er erzählt, wie ihm bei den Meinungen die Nötigung, den Petrucchio in einem kavalierrmäßigen Kostüm zu spielen, allmählich zu einer verfeinerten Darstellung des oft mißverstandenen Shakespeareschen Helden Anlaß gab; den anderen wollen wir den auch sonst in mehr als einer Hinsicht für den Lehrer des Deutschen wertvollen Aufzeichnungen eines deutschen Theaterleiters entnehmen: J. v. Werther erzählt in seinen „Erinnerungen und Erfahrungen eines alten Hoftheater-Intendanten“ (Stuttgart 1911, A. Bonz & Comp., S. 165), wie er mit seiner Inszenierung des zweiten Teiles des Faust in Mannheim zu Anfang der achtziger Jahre dem Heidelberger Philosophen Kuno Fischer zu dessen Fausterklärung einen von diesem mit Dank begrüßten Beitrag geliefert habe. Die drei Surien, Parzen und Grazien läßt Goethe in einem Ton sprechen, der diesen mythologischen Figuren an sich nicht zukommt. Warum hat er das getan? „Indem Sie“, sagt Fischer zu dem Intendanten, „diesen Figuren die Kleider von Hofdamen gaben und nur die Embleme von Surien, Parzen und Grazien



ließen, wurde deren Ausdrucksweise festgestellt.“ Es sind nur Nebenfiguren der dramatischen Handlung, um die es sich in diesem Falle handelt, aber das Beispiel ist wegen seiner grundsätzlichen Bedeutung lehrreich: die lebendige Verkörperung dramatischer Dichtungen auf der Bühne bringt oft weit mehr als alle theoretischen Erörterungen das zur Klarheit, was die mehr oder weniger bewußte Absicht des Dichters gewesen ist, und die Lebensfähigkeit der Erscheinung auf der Bühne ist der beste Prüfstein für die Entscheidung zwischen manchmal sehr auseinandergehenden Auffassungen, die der Text der dramatischen Dichtung auch bei sorgsamster Erwägung des Wortlautes vielfach doch immer noch offen läßt.

Die Maßregeln zur Verlebendigung des Dramas im Unterricht, die wir bisher besprochen haben, betrafen trotz gelegentlicher Ausblicke auf Fragen des inneren Verständnisses im wesentlichen doch nur die äußeren Grundlagen der dramatischen Vorgänge; wenn wir uns nunmehr zu diesen Vorgängen selbst wenden, so können wir das wichtigste Mittel zur Verlebendigung des Dramas wohl so bezeichnen, daß wir sagen: es gilt, an dem Text des Theaterstückes im Unterricht annähernd dieselbe Arbeit vorzunehmen, die der Darstellung des Stückes auf der Bühne vorausgehen muß, oder mit anderen Worten: es handelt sich darum, daß der Text des Dramas einer Art von Regietätigkeit unterworfen wird, die sich sowohl auf die Art des Vortrags wie auch auf die den Vortrag begleitenden Bewegungen der handelnden Personen und auf die gesamte Gestaltung des Bühnenbildes in den einzelnen Momenten der Handlung zu beziehen hat. Wir vollziehen diese Arbeit zunächst, indem wir die Schüler dazu anhalten, die von dem Dichter gegebenen Regiebemerkungen in ihrer dramaturgischen Bedeutung möglichst klar und plastisch aufzufassen; zu diesen Bemerkungen von der Hand des Dichters, die — selbst bei dem weiten Umfang solcher Angaben in Schillers Jugenddramen — doch fast immer nur die Hauptmomente des Bühnenvorgangs betreffen, muß aber auf Grund scharfer Interpretation des Textes und der in ihm niedergelegten dichterischen Absichten eine ganze Anzahl weiterer Regiebemerkungen hinzutreten, durch deren Ausarbeitung die Phantasie der jugendlichen Leser sich ungezwungen dazu in den Stand setzt, vor dem geistigen Auge ein lebendiges Bild der Handlung aufsteigen zu lassen, das, unterstützt von den vorher besprochenen Maßregeln zur Verlebendigung der äußeren Verhältnisse, eine Art von innerem Erleben der Bühnenaufführung zutage fördert. Auch hier mag der Erörterung des einzelnen zur Vorsicht vorausgeschickt sein, daß das Prinzip der Ausstattung der Dramen mit Regiebemerkungen im deutschen Unterricht natürlich nicht durch Übertreibung totgehört werden darf, daß die Aufgabe vielmehr dahin geht, den Blick der Schüler allmählich dafür zu schärfen, daß sie erkennen, wo die für das Leben des Dramas entscheidenden Stellen der Rede und der Handlung sind; ich kann aus eigener Erfahrung bezeugen, daß es bei zielbewußtem Vorgehen verhältnismäßig leicht

ist, die Schüler in dieser Hinsicht auf den rechten Weg zu bringen und damit zugleich einem unzulässigen Zeitverluste vorzubeugen, der sich aus einer übertriebenen Anwendung des Prinzips gewiß unweigerlich ergeben würde.

„Der Dichter braucht den Regisseur. Er braucht ihn notwendig, weil sein Kunstwerk ja nicht ohne weiteres erscheinungsfertig ist. Er braucht ihn für tausend geheime Wünsche, die zwischen den Zeilen des Buches schlummern und die durch die ahnende Kraft des Bühnenkünstlers geweckt werden wollen. Und er braucht ihn eben für das Ganze: für die stilistische Einstimmung des Ganzen“ (Carl Hagemann, Aufgaben des modernen Theaters [Das Theater Bd. 17, S. 61]). — mit diesen treffenden Worten eines unserer sachkundigsten Bühnenleiter ist auch das bezeichnet, was der Lehrer des Deutschen bei der Dramenbehandlung mit seinen Schülern zu leisten hat, und ein weites Feld von bisher noch so gut wie gar nicht benutzten, 3. T. überhaupt erst der Neuschöpfung bedürftigen Hilfsmitteln tut sich auf, wenn dieser Forderung — meinetwegen immer neben der Besprechung der Dramen im Freytagschen Sinne — Genüge getan werden soll.

Das erste dieser Hilfsmittel sind bildliche Darstellungen der Bühnenvorgänge, die, auf Grund mustergültiger Aufführungen hergestellt, nun nicht mehr in erster Linie den Schauplatz der Handlung lebendig machen sollen, sondern vor allem die Gestaltung der Handlung in einzelnen wichtigen Momenten greifbar vor Augen zu führen bestimmt sind. Für die Arbeit der Schule sind diese Bilder nur dann von Wert, wenn sie, unter Mitberücksichtigung der Unterrichtsbedürfnisse ausgewählt, so beschaffen sind, daß sie das innere Verständnis für die dramatischen Vorgänge fördern; die ihrem Grundgedanken nach ganz vortrefflichen, von keinem Geringeren als Erich Schmidt mit Recht empfohlenen „Illustrierten Klassiker nach Inszenierungen von Max Reinhardt“, die seit 1912 im Verlage von Wilhelm Borngräber (Berlin, Verlag Neues Leben) zu erscheinen begonnen haben, sind daher, so dankenswert sie an sich sein mögen, für die Zwecke der Schule zwar 3. T. wohl verwendbar, aber noch lange nicht das voll ausgiebige Hilfsmittel, das eine sorgsame Betrachtung der Dramen vom Standpunkt des Unterrichtsbedürfnisses aus zu zeitigen imstande wäre; wenn ich recht sehe, bleibt da für einen etwa der Schule wie dem Theater gleich nahestehenden Verleger eine sehr wertvolle Arbeit zu leisten übrig; wir haben für alle möglichen Bedürfnisse des Unterrichts eine Hülle und Fülle der Anschauungsbilder, die einem bisweilen angesichts der immer wiederkehrenden Wiederholung derselben Gegenstände und Gedankenkreise beinahe Angst werden lassen kann: dem deutschen Unterricht würde mit einer sachkundig geleiteten Auswahl von Bühnenbildern zu den „Schuldramen“ ein Dienst erwiesen werden, dessen Bedeutung ganz wohl erst durch den praktischen Versuch klargestellt werden würde; die photographische Technik darf, wie dies schon die eben erwähnten Bilder nach den Reinhardt'schen Inszenierungen lehren, allerdings dabei nicht allein zur Anwendung kommen; vielmehr muß die photographische Aufnahme des

Bühnenvorgangs von der Hand eines Künstlers der physiognomischen und sonstigen Zufälligkeiten entkleidet werden, die der mechanischen Aufnahme naturgemäß anhaften, während im übrigen das Bild durchaus den Vorzug des engsten Anschlusses an die Aufführungsmöglichkeit vor der freien Illustration voraus behält.

Als ein zweites Hilfsmittel kommen für den Lehrer, der mit seiner Klasse „Regiebemerkungen machen“ will, diejenigen Werke der theatergeschichtlichen Literatur in Betracht, die man etwa als rollengeschichtliche Quellenbücher bezeichnen kann. Wir haben ein solches Quellenbuch weiter oben bereits in Jacobs' „Deutscher Schauspielkunst“ kennen gelernt, dessen 33 Bildertafeln 3. T. auch als Anschauungsmittel in dem vorher erörterten Sinne in Betracht kommen können. Wie freilich bei diesen Tafeln die Auswahl dem Bedürfnis des Unterrichts natürlich nicht angepasst und die Ausscheidung des Zufälligen der Erscheinung, der Absicht des Buches entsprechend, unterblieben ist, so faßt auch der Text der Belegstellen des Buches die Zwecke der Schule nicht besonders ins Auge und kann dem Lehrer des Deutschen daher zwar sehr wohl einen ersten Einblick in die Fülle der Belehrung geben, die aus der theatergeschichtlichen Literatur für die Verlebendigung des Dramas im Unterricht zu holen ist, stellt aber für ihn — auch abgesehen von der Beschränkung auf insgesamt 24 Stücke Goethes, Schillers, Molières, Lessings und Shakespeares — kein Hilfsmittel dar, das die Fülle der Möglichkeiten auch nur annähernd erschöpft. Ein für Schulzwecke brauchbares rollengeschichtliches Quellenbuch zu schaffen, bleibt somit eine noch ungelöste Aufgabe, der, wie ich hoffe, demnächst in der Ehlermannschen Sammlung der „Deutschen Schulausgaben“ Rechnung getragen werden wird.

Am lehrreichsten würden natürlich diejenigen Teile eines solchen Quellenbuches sein, die die Auffassung eines Meisters der Schauspielkunst durch den ganzen Verlauf einer einzelnen Rolle hindurch begleiten; wir besitzen derartige Rollenanalysen u. a. in an sich willkommener Weise von A. Haake, der in seinen „Theatermemoiren“ (Mainz 1866) die Ergebnisse mehr als einer feinsinnigen Beobachtung auf dem Gebiete niedergelegt hat, aber leider vorwiegend Stücken wie dem Leisewitzschen „Julius von Tarent“ und der Racineschen „Phädra“ seine Aufmerksamkeit zuzuwenden Anlaß hatte. Weit besser steht es in unserer theatergeschichtlichen Literatur um solche Äußerungen, die die Grundfragen der Auffassung einzelner Rollen, sowie um solche, die einzelne hervorragende Momente der Rollendarstellung betreffen. Wie sehr der Reichtum der Theaterliteratur an derartigen Äußerungen auch für die Schule wertvoll ist, das ergibt schon ein kurzer Hinweis auf Quellen wie Dingelstedts bekannte Vergleichung des Döringschen und des La Rocheschen Dorfrichters Adam (J. H. Birk, Der zerbrochene Krug. Ein Beitrag zur Inszenierung des Lustspiels. Prag 1910, C. Bellmann, S. 17 f.) oder auf die zahlreichen Bemerkungen, die ein sorg-

sam nachdenkender Künstler wie Ludwig Barnay in den oben schon erwähnten „Erinnerungen“ über die Auffassung zahlreicher von ihm gespielter Rollen niedergelegt hat. Mehr oder minder wertvolles Material der gleichen Art findet sich in den Lebenserinnerungen fast jedes unserer bedeutenderen Schauspieler, und nicht weniger wertvoll ist das, was in dem Briefwechsel hervorragender Vertreter der Bühnenkunst von ihren eigenen wie auch von den Bemerkungen ihrer Freunde und Bekannten über dergleichen Fragen enthalten ist. Vortrefflich z. B. wie in den Briefen, die die kunstbegeisterte Fürstin Marie zu Hohenzollern-Schillingsfürst an Adolf Sonnenthal gerichtet hat und die eine Zierde des Sonnenthalschen Briefwechsels bilden, u. a. angemerkt und begründet wird, daß der dem modernen Verismus an sich fernstehende Künstler „den schlichten Fuhrmann Henschel in Wilhelm Tells Tonart versetzt“ und, „vielleicht unbewußt, Gerhart Hauptmann Schillers Erbe antreten läßt“ (II, S. 172); nicht minder beachtenswert der Eindruck, den wir aus den Worten der Fürstin von der Gestalt des Shakespeareschen Heinrich VI. im Sinne eines der genialsten Verkörperer der Rolle gewinnen (I, S. 177 f.): „Die Gestalt Ihres Königs erscheint auf Goldgrund und hebt sich in weichen, zarten Linien ab vom Getümmel der Leidenschaften, die ihn umgeben. Die Männlichkeit der Jugend geht ihm in den entscheidenden Augenblicken nicht ab, und Sie tun recht, es zu betonen. Dadurch bewahren sie den betrogenen Ehemann, den schwachgefinnten König vor jedem Schein der Lächerlichkeit.“ So kurz abgerissen diese und noch sehr viele andere Äußerungen der Bewunderin Sonnenthals in diesem Briefwechsel sein mögen und so sehr von den Bekenntnissen des genialen Josef Kainz in den „Briefen des jungen J. Kainz an seine Eltern“ (Berlin 1912, S. 515ff.) und noch gar vielen anderen Werken der theatergeschichtlichen Quellenliteratur das gleiche gelten mag: unter sachlichem Gesichtspunkt vereinigt, stellen alle diese Einzelbelege ein unvergleichlich anregendes Hilfsmittel für den Lehrer des Deutschen dar, der im Dienste der Verlebendigung des Dramas mit seinen Schülern geistige Regiearbeit treiben will, und es wird sich wohl schwerlich nach dem Formalismus einseitig dramaturgisch-technischer Behandlung der Bühnenstücke zurücksehnen, wer einmal den vollen Reiz der hier geschilderten biologischen Betrachtung der dramatischen Dichtwerke selbst gekostet und die Wirkung dieses Reizes auf die Schüler beobachtet hat.

Sr. Haase („Was ich erlebte“, S. 103) hebt von Theodor Döring hervor, daß „kleine psychologische Merkzeichen bei ihm nicht selten genügten, einen tieferen Aufschluß über den Charakter seiner darzustellenden Figur zu geben, als dies vielleicht dem Dichter nicht einmal in den Sinn kam“ — der wenig glücklich gewählte Ausdruck birgt eine unanfechtbare Wahrheit, die wohl für jeden einigermaßen bedeutenden Bühnenkünstler gilt; auch für die Auffassung dichterischer Gestalten ist die Notwendigkeit der Verkörperung auf der Bühne jener wertvolle Prüfstein, von dem wir oben bereits in anderem Zusammen-

hänge kurz gesprochen haben, und die beste Entscheidung einer Streitfrage wie der, ob Veit Valentin mit seiner Deutung des Grundproblems der „Jungfrau von Orleans“ auf den Demutsverlust und die dann erfolgte Wiederherstellung der Demut recht hatte, gibt nach meiner Überzeugung einzig und allein die Bühnendarstellung der Johanna, die in diesem Falle wohl gegen die sorgsame, aber zu sehr durch dramatisch technische Kunstregeln bestimmte Konstruktion des mit dem Bühnenleben sonst nicht übel vertrauten Kritikers entscheiden dürfte. Nicht anders aber steht es mit den zahlreichen anderen Gestalten der dramatischen Dichtung, für deren Auffassung der bloße Text der Dichtung und seine theoretische Ausdeutung nun einmal eingeständenermaßen nicht ausreicht, um das letzte Wort sprechen zu lassen: mit dem Kurfürsten im „Prinzen von Homburg“, dem Octavio im „Wallenstein“, dem Shylock im „Kaufmann von Venedig“, bei dessen Auffassung allerdings die Zeitanschauungen immer sehr stark das Maß der Hinneigung zur tragischen oder zur komischen Figur beeinflussen werden, und ebenso mit noch gar vielen anderen Gestalten unserer klassischen Bühnendichtung, für die auch die Behandlung im deutschen Unterricht sich die Hilfe meisterhafter Ausdeuter ihres Wesens auf der Bühne nicht entgehen lassen darf, wenn anders sie wirklich lebensvolle und klare Eindrücke an die Schüler heranbringen will.

Und daselbe, was für die Gesamtauffassung dramatischer Rollen zu Recht besteht, gilt auch für die Auffassung ihrer einzelnen Teile und Darstellungsmomente: Possart erzählt in seinen Lebenserinnerungen (S. 86), wie Lewinsky als Franz Moor bei dem vermeintlichen Tode des Vaters ohne alle Dreingabe eines „mimischen Gegenspiels von Jubel und Gewissensbissen“ die Szene mit den in zynischer Trodenheit halbblaut hingeworfenen vier Worten: „Jetzt bin ich Herr!“ schloß und mit diesem „kurz und gut von Auffassung und Wiedergabe“ das Publikum in Breslau einen Augenblick stußig machte, bis Einfachheit und Wahrheit den Sieg errangen — es müßte ein sehr ungeschickter Lehrer des Deutschen sein, der aus einer solchen Einzelerzählung für seine Regietätigkeit im deutschen Unterricht nicht eine überaus wertvolle Anregung zu ziehen versteht, und nicht anders liegt die Sache, wenn ein auf solche Bruchstücke einer rollengeschichtlichen Quellenkunde zielbewußt achtender Lehrer etwa in S. Gregoris schönem kleinen Buche über Josef Kainz (Das Theater, Bd. 3, Berlin und Leipzig o. J., Schuster und Löffler, S. 24) die Worte liest: „Ich habe noch heute seinen Aufschrei im Ohre: ‚Das ist nicht wahr!‘, wenn Lerna den Posa verdächtigt. Wer vor ihm hat auf diesen kurzen Auftritt überhaupt Gewicht gelegt? Und doch kann man ihn die Mitte des Dramas nennen, wenigstens soweit es ‚Don Carlos‘ heißt. Von hier aus geht das Leben des Infanten abwärts.“ Dabei handelt es sich bei diesen Beispielen noch durchaus um Fälle, wo der Text der Dichtung ausreicht, um ein gewisses Maß von Klarheit für die Vorgänge selbst wie auch für die Art des Eingreifens der dramatischen Gestalten

in die Vorgänge von vornherein sicher zu stellen — wie viel mehr noch ist die Regiebemerkung von Nutzen, ja unentbehrlich an allen den Stellen unserer Bühnendichtung, wo der Text des Dramas allein uns niemals ein volles Verständnis für die Handlung gewinnen läßt — ich meine Stellen wie die Turnier= scene in „Richard II.“, in der, wie Othelhäuser in seinem oben genannten Buche treffend ausführt (S. 20), dem stummen Spiel geradezu ein erheblicher Teil der Exposition zugewiesen ist, und ich habe im Auge ein Stück hoher Schule vornehmer Schauspielkunst wie die Heilung des Orest in Goethes „Iphigenie“, bei der das Schweigen des dichterischen Textes an die ergänzende Tätigkeit der beteiligten Darsteller der Szene schier unerfüllbar hohe Anforderungen stellt.

Kaum nötig zu betonen, daß natürlich für die Schule nur die aus der rollen= geschichtlichen Betrachtung fließende sachliche Belehrung selbst, nicht aber der Name des oder jenes Bühnenkünstlers in Betracht kommt, auf dessen Darstellung die eine oder die andere Regiebemerkung zurückgeht; für den deutschen Unterricht ist es gleichgültig, ob es Tommaso Salvini (s. Tyrolt, a. a. O. S. 164) oder ein anderer war, der zuerst in die Othello= Darstellung den für die Charakteristik so bedeutsamen Zug eingeführt hat, der den Mohren nach „dem Erkennen der Schmach, sich an Jago vergriffen zu haben, in jäher Furcht vor diesem nach dem Hintergrunde der Bühne fliehen“ läßt, und ebensowenig bedarf es der Nennung von Mitterwurzers Namen, wenn etwa in einer Klasse die große Szene zwischen Vater und Sohn aus Anzengrubers „Meineidbauer“ mit den Regiebemerkungen versehen wird, die wir aus Tyrolts Lebenserinnerungen (a. a. O. S. 29 f.) schöpfen können; nur in vereinzelt Ausnahmefällen mag auch die Schule dem Mimen solche Kränze flechten, wie sie Lessing in der — für den deutschen Unterricht ganz auch heute noch nicht entbehrlichen — Hamburger Dramaturgie für die Nachwelt frisch erhalten hat.

Der vergleichenden Betrachtung zweier oder mehrerer Darstellungsweisen darf sich hin und wieder auch die ablehnende Erörterung einzelner Regie= oder Schauspielerzutaten zugesellen, wenn anders sie für die Wertung des Handlungsmomentes fruchtbar gemacht und in den Dienst der Erziehung zum Stilgefühl auf diesem Gebiete gestellt werden kann. Ist es wirklich nötig, daß — nach Schröders Vorgehen — der Prinz im Hintergrunde erschleicht, um den Dolchstoß Odoardos zur Tat werden zu lassen? Soll Wallenstein seine Äußerung, daß er gegen die aufrührerischen Soldaten der Waffen nicht bedürfe, mit dem Wegwerfen des Schwertes, und soll die Gräfin Terzky am Schlusse der Tragödie die ihre, daß sie die Schlüssel des verödeten Hauses abliefern, mit einer entsprechenden Handlung begleiten? Tat Friedrich Ludwig Schröder gut, wenn er im 4. Aufzuge des Shakespeareschen Stückes, Brodmanns Darstellung überbietend, den predigenden König Lear zwar versuchen ließ, den abgehauenen Baum zu besteigen, aber dann mit versagenden Kräften von dem Versuche absteigen ließ (Monty Jacobs, S. 308)?

Und, um diese Fragenreihe mit einem Beispiel aus dem Gebiet der Gesamtregie zu schließen: war Barnay (Erinnerungen I, S. 251) im Recht gegen den Herzog von Meiningen, wenn er forderte, daß Hamlet bei der ersten großen Szene am Hofe mit dem Mörder und Nachfolger seines Vaters gemeinsam auftritt, ihm nicht etwa da zum erstenmal nach der geschehenen Tat begegnet? Die Art, in der der Darsteller des dänischen Prinzen an der erwähnten Stelle seine Auffassung begründet, mag als Fingerzeig dafür dienen, wie sehr dergleichen Fragen mit der inneren Auffassung der dramatischen Vorgänge in fruchtbare Verbindung zu bringen sind, und sie mag zugleich die hier vorliegenden Ausführungen vor dem Einwand schützen, daß es sich bei allen diesen Dingen doch im Grunde genommen nur um wenig wichtige Äußerlichkeiten handle; mit Recht hält Barnay auch der eben berichteten „Requisitensprache“ der Gräfin Terzky die Bemerkung entgegen (a. a. O. I, S. 173 f.), daß es sich bei den Worten natürlich nur um eine wunderlicherweise von der Meininger Theaterleitung nicht verstandene Metapher handelt. Regie und innerstes Verstehen einer dramatischen Handlung stehen einander sehr viel näher, als es manchem auf den ersten Anschein einleuchtend sein mag, und auch die Regiebemerkungen, die dem Lehrer des Deutschen hier empfohlen werden, sind in erster Linie das Mittel zum Zweck einer möglichst fruchtbaren Vertiefung in die inhaltlichen Probleme der dramatischen Kunstwerke, die es zu behandeln gilt.

Rudolf Menge hat in einer leider nur 3. T. erschienenen Arbeit über das Gebärdenspiel bei Homer (Lehrproben und Lehrgänge 1913, S. 19 ff.) mit Recht gefordert, daß die Schüler auch beim Lesen des altgriechischen Epos dazu angehalten werden, nach der Vertiefung des Verständnisses zu streben, die die Beachtung des dem Dichter und seinen Rhapsoden als selbstverständliche Ergänzung des Textes vorschwebenden pantomimischen Momentes mit sich bringt: in wieviel höherem Grade die Forderung für die Behandlung dramatischer Dichtungen zu Recht besteht, braucht kaum gesagt zu werden, wird aber in der Praxis des deutschen Unterrichts bei weitem noch nicht genug berücksichtigt. — Wir werden uns mit einigen wenigen Worten noch zu der oben bereits gestreiften Frage, wie weit im deutschen Unterricht die Behandlung der Dramen mit einem Lesen in verteilten Rollen verbunden werden soll. Bekanntlich bestehen über Wert und Maß dieses Lesens in Theorie und Praxis des deutschen Unterrichts noch keineswegs irgendwie feste, allgemein anerkannte Grundsätze; das Beste, was über den schon durch seine starke Abhängigkeit von der Lehrerpersönlichkeit besonders schwierigen Gegenstand gesagt werden kann, scheint mir Wilhelm Knögel in einem Aufsatz der „Monatschrift für die höheren Schulen“ (12. Jahrg. 1913, S. 493 ff.) gesagt zu haben, und es sei unter Bezugnahme auf diese Ausführungen hier nur noch kurz angedeutet, wie auch für diese Aufgabe des deutschen Unterrichts aus der theatergeschichtlichen Forschung und Literatur gar manche wertvolle Anregung zu holen ist. Zunächst

ein kurzer Hinweis auf eine Einzelfrage der Vortragsweise: die Theatergeschichte bringt uns die Notiz, daß Adolf Müllner, der Schicksalsdramendichter, der berühmten Heroine des Burgtheaters der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, Sophie Schröder, die gegen Logik und Gefühlswert verstoßende Betonung der Adjektive in ihrem Vortrage zum Vorwurf machte (Martersteig, a. a. O. S. 277): natürlich ist diese theatergeschichtliche Notiz als solche für die Schule völlig gleichgültig, aber kein Lehrer des Deutschen wird von ihr hören, ohne an einen der Fehler zu denken, mit denen man im Unterricht schon beim Vortrag von Gedichten auf der Unterstufe und dann unaufhörlich immer wieder zu kämpfen hat; wer jedoch der eben angeführten Notiz über Sophie Schröder näher nachgeht, dem bieten sich vortreffliche Singerzeige, um den Kampf gegen den hier in Betracht kommenden Fehler auf Grund einer richtigen psychologischen Einsicht und, dementsprechend, mit der nötigen Maßhaltung zu führen, und die theatergeschichtliche Literatur bietet noch gar zahlreiche andere Anhaltspunkte zur Beurteilung derselben Frage, auf die an dieser Stelle, der Raumerparnis halber, nicht näher eingegangen werden soll.

Denn wichtiger ist jedenfalls eine andere Frage: wie steht es, auch für die Arbeit der Schule, mit den allgemeinen Grundsätzen des Vortragsstiles, über deren Wandel ich etwa die Ausführungen J. v. Werthers in seinem oben genannten Buche (S. 171 ff.) nachzulesen empfehle und zu deren Erörterung in den letzten Jahren die auf einer wunderbaren Technik beruhende Sprechweise von Josef Kainz wohl am meisten Anlaß gegeben hat? Der Lehrer des Deutschen muß m. E. zu dieser Frage selbst eine klare Stellung gewonnen haben, wenn er mit seinen Schülern den Vortrag dramatischer Dichtungen aus den verschiedenen Perioden der Geschichte solcher Schöpfungen mit Erfolg betreiben will, und auch auf diesem Gebiete erweist sich die theatergeschichtliche Literatur als vortreffliche Führerin. Vor allem eines wird sie ihn sehr deutlich lehren: der naturalistische Stil — um Werthers Bezeichnungen anzuwenden — hat als Rückschlag gegen die Manieriertheit und die hohle Deklamation früherer Zeiten eine gewisse Berechtigung gehabt und zweifellos auch manchen wertvollen Fortschritt herbeigeführt; den rechten Mittelweg zu finden, das dürfte in erster Linie die Aufgabe des jetzigen Strebens nach festen Grundsätzen einer gesunden Vortragsweise sein, und daß die dichterische Grundform des dramatischen Textes nicht alles über einen Leisten zu schlagen gestattet, ist eine Erkenntnis, die von der Behandlung der einzelnen Dichtwerke in zielbewußter Weise gefördert werden muß. Besonders lehrreich sind dabei die Fälle, in denen die psychologische Auffassung der dramatischen Handlung zu besonderer Vorsicht gegen die Anwendung einer Stilschablone auf die Vortragsweise Anlaß geben muß. S. Gregoris vortreffliche Bemerkungen (a. a. O. S. 20) über das Tempo, in dem Josef Kainz als Prinz von Homburg seine Dision vorzutragen pflegte, geben den denkbar besten Anhaltspunkt, um zu beurteilen, wie weit



es sich unter Umständen empfehlen kann, die durch die dichterische Form zunächst nahegelegte Art des Vortrags zugunsten einer klareren Herausarbeitung des psychologischen Momentes zu verlassen, und unter Bezugnahme auf eine oben angeführte Äußerung der Fürstin Hohenlohe-Schillingsfürst über die Stilmischung Tell und Fuhrmann Henschel bei Sonnenthal sei in diesem Zusammenhange wenigstens noch an die köstliche — ich glaube von Possart — erzählte Szene erinnert, in der zwischen dem Herzog von Meiningen, Bodenstedt und anderen Beteiligten die beste Art des Vortrags für den großen Tell-Monolog vom Standpunkt der psychologischen Grundlagen des Vorgangs aus erörtert wird — kein Lehrer des Deutschen sollte sich Anregungen entgehen lassen, die in solcher Weise aus der Praxis des Bühnenlebens für das Verständnis des Vortrags in seinem Verhältnis zu dem Charakter der dramatischen Handlung zu gewinnen sind.

Zu dieser Klärung allgemeiner Fragen der Vortragskunst kommt nun natürlich in reicher Fülle das hinzu, was uns die theatergeschichtliche Literatur an Belehrung über die Auffassung und den Vortrag einzelner Stellen durch hervorragende Bühnenkünstler bietet: Jffland hat, wie uns berichtet wird, in den letzten Worten des Schillerschen Wallenstein durch Wiederholung des Wortes „langen“ der Abgangsrede des Helden die vielbesprochene, angeblich der Absicht des Dichters entsprechende vertiefte Bedeutung zu geben versucht; von anderen Darstellern wird der gleiche Erfolg nur durch die Art des Vortrages angestrebt — es kann dem Verständnis des Stückes nur zugute kommen, wenn der Lehrer imstande ist, das Für und Wider des Vorgehens sachkundig zu erläutern, und um wenigstens noch ein weiteres Beispiel anzuführen: die Art der Äußerung Julias in der Ball-Szene „Ihr küßt recht nach der Kunst“ gehört zu den für die Grundauffassung des Charakters der Heldin entscheidenden Momenten — tat Karoline Bauer (s. A. Wellmers Bericht in „Aus meinem Bühnenleben. Erinnerungen von K. Bauer“, Berlin 1876, R. v. Deder, Bd. I, S. XV) recht, wenn sie die Worte „gewissermaßen ganz harmlos ins Blaue“ sprach, „wie ein junges Ding einmal Gehörtes gedankenlos nachplaudert?“ Das Beispiel mag der Arbeit der Schule vielleicht ferner liegen, aber es empfiehlt sich an dieser Stelle als ein sehr bezeichnender Beleg für die Tragweite, die der Vortrag einer einzelnen Stelle für die Auffassung und Wirkung einer ganzen Rolle haben kann.

Wir eilen zum Schlusse und erwähnen daher nur kurz im Vorübergehen, wie auch für das Verstehen der äußeren dramatischen Komposition theatergeschichtliche Beispiele wie etwa die Geschichte der Verstümmelung des „Zerbrochenen Kruges“ bei der berühmten Aufführung in Weimar oder der Wechsel der Anschauungen über die zweckmäßigste Vorführung des „Don Carlos“ (s. u. a. Barnay, a. a. O. II S. 230 f.) oder endlich die verschiedene Wertung der Schauspielerszenen im „Hamlet“ durch eine Reihe bedeutender Bühnenleiter sich vortrefflich fruchtbar machen lassen. Den Abschluß aber unserer Erörterungen

möge ein kurzer Hinweis auf die Frage bilden, wie weit die theatergeschichtliche Forschung und Literatur dem Lehrer des Deutschen auch Stoff und Anlaß geben soll, von der Schule aus an seinem Teile dahin mitzuwirken, daß ein so wichtiges Element unserer Kultur wie die Schaubühne in ihrer volkerzieherischen Wirkung gestärkt und gehoben wird. Was bei der Behandlung der Dramen zurzeit in dieser Richtung geschieht, ist, wie ich fürchte, sehr wenig beträchtlich, und mit dem Lesen der Hamburgischen Dramaturgie, soweit ihr überhaupt noch ein „Gegenwartswert“ zukommt, der bekannten Schillerschen Abhandlung und anderer entsprechender Schriften aus späterer Zeit, die für den Unterricht übrigens leider noch so gut wie gar nicht nutzbar gemacht sind — mit alledem ist allein noch längst nicht genug getan für eine Sache, die nach meiner Ansicht mit unter die Losung „non scholae, sed vitae“ fällt. Die Behandlung der Dramen selber aber bietet schier unzählige Gelegenheiten, um den Schülern zu zeigen, was ein Volk an seiner dramatischen Dichtung besitzt, wie dieses Besitztum verwaltet werden muß und zu welchen Wirkungen eine auf hohe Ziele gerichtete Verwaltung ein solches Besitztum bringen kann. Das gelesene Drama auch in den vier Wänden eines Schulzimmers zu dem Leben gelangen zu lassen, für das es bestimmt ist, das war die erste Aufgabe, von der wir gesprochen haben; als zweite Aufgabe reiht sich dieser ersten an, daß das Dasein des Dramas als lebendiger Organismus im Kulturleben der Nation den Schülern zum Bewußtsein gebracht und daß ihnen auf den Lebensweg das Bedürfnis wie auch die Fähigkeit mitgegeben wird, in der Schaubühne mehr zu sehen und an ihrem Teile mehr mit pflegen zu helfen als eine Anstalt flüchtigen Genusses, die das Volksleben, statt es zu heben, in betrübender Weise herunterzieht.

## Eddaforschung.

Von **Gustav Adel** in Heidelberg.

### III.

(Fortsetzung von S. 98 u. Schluß.)

Zur Literaturgeschichte gehören auch Interpretation und die sogenannte höhere Kritik. Wir haben schon gesehen, daß das Verständnis der Eddalieder noch immer Fortschritte zu machen hat. Dies gilt nicht nur von der eddischen Wortkunde; es gilt noch mehr von der Erfassung des tieferen Gehalts unserer Texte. Die größten Irrtümer sind freilich längst überwunden, aber sie können doch immer noch zur Warnung dienen. Die Erklärer des 17. Jahrhunderts fanden in den 'Sprüchen des Höhen' (Hávamál) u. a. folgende Gedanken: *atque inimicis etiam esto pacificus; cum noris aliquem molestari, molestiam inde habeto; in tesquis aut freto si obviam dantur socii, laute tracta eos.* Es mag die Leser jener Zeit seltsam genug berührt haben, wenn neben so guten, erleuchteten Mahnungen andere standen wie:

falsitati oppone fucum; oder: mane exurgat qui alterius vult vitam et opes aucupari, quiescens lupus cadet praeda, et somno indulgens sero triumphat.<sup>1)</sup> Aber noch Mallet (1756) scheint keinen Anstoß daran genommen zu haben. Noch bei ihm liest man neben richtig Verstandenenem Dinge wie: Soyez humain à l'égard de ceux que vous rencontrez sur votre route; oder: mon fidèle ami est celui qui me donne un pain quand il en a deux. Man sah eben durch die biblische Brille, bei der Feststellung der Lesarten und ihres Sinnes nicht minder als beim Blick auf das Ganze und seine Herkunft. Die Erklärung des Dölnspaschlusses litt bis in die neueste Zeit unter diesen Brillen.<sup>2)</sup> Etwas Ähnliches ist es, wenn man von einer 'edleren Regung' des Rächers Wieland gesprochen hat auf Grund seiner Antwort an König Nidhad:

Erst sollst du alle Eide schwören,  
Bei Schildes Rand und Rosses Bug,  
Bei Schwertes Schärfe und Schiffes Bord,  
Daß Wielands Weibe kein Weh geschieht,  
Daß du meine Buhle nicht morden läßt,  
Ob ein Weib ich habe, das wohl ihr kennt,  
Ob ein Kind ich habe im Königsaal.

Nicht schonende Fürsorge äußert sich hier; aus den grimmig-ironischen Versen spricht nur der Wunsch, daß die Rache an dem Könige sich ganz vollenden soll, indem er den Sprößling der Schande bei sich aufwachsen sieht.<sup>3)</sup> Irrtümern wie diesem wird vorgebeugt durch aufmerksames Lesen der Denkmäler im Zusammenhang. Aber auch der Kunstverstand des Erklärers spricht dabei mit, sein innerer Reichtum, seine Bildung im weitesten Sinne.<sup>4)</sup> Es wird nicht zu leugnen sein, daß gute Bekanntschaft mit Nießsche oder Ibsen oder mit dem griechischen Altertum eine verhältnismäßig bessere Vorbereitung für den Edda- und Sagaleser bedeutet als Bibelfestigkeit oder Belesenheit in der Literatur der Aufklärungszeit.

Was Textscheidungen angeht, so hat der Begriff 'Interpolation' bei einer mündlich entstandenen und fortgepflanzten Dichtung einen andern Sinn als den gewöhnlichen, und danach kann auch die Methode nicht dieselbe sein wie bei Thytydides oder Properz. Daß unsere Texte nicht alle einheitlich sind, unterliegt keinem Zweifel. Dieses Urteil beruht aber weniger auf den vielberufenen 'Widersprüchen' als auf stilistischen Beobachtungen. Die Texte sind zum Teil stilistisch buntschedig; und zwar gilt dies besonders von einigen der alten Ereignislieder (Altes Atlilied, Hunnenschlacht), aber auch von jüngeren Ereignisliedern wie dem Kurzen Sigurdsliede. Bei jenen ist die Annahme geboten, daß Lücken, die der ursprüngliche Zusammenhang durch Vergessen

1) Das Latein gibt den Charakter des Urtextes gut wieder.

2) Dgl. Kahle-Heusler, Archiv f. Religionswiss. 9, 66f., Verf. Walhall 134.

3) Geuzmers Überf. S. 22.

4) Dgl. Pauls Methodenlehre im 1. Bd. seines Grundrisses.

der formal weniger eindrucksvollen (dialoglosen) Zwischenglieder erlitten hatte, durch Nachdichter verschiedener Zeiten und verschiedener Technik ausgefüllt worden sind, wobei der Zusammenhang zunächst ungeschädigt blieb, indem die inhaltlichen Motive (wie Gunthers Harfenschlag in der Schlangengrube) beibehalten wurden. Manchmal hat man sich begnügt, das Fehlende in Prosa zu ergänzen (Hauptbeispiel: Hunnenschlacht). Auf diesem Wege gelangte man schließlich zur Saga mit Strophen, einer Form, die zu selbständiger Nachahmung gereizt zu haben scheint. Mehrere der jungen, kürzeren Eddastücke dürfen dafür gelten, daß sie erst im Zusammenhange oder für den Zusammenhang einer Prosaerzählung verfaßt sind. So mündet die germanische Heldendichtung auf Island aus in den Heldenroman (Fornaldarsaga), wie sie in England und Deutschland vom Buchepos beerbt wird. — Die ungleiche Beschaffenheit der Texte erklärt sich zum Teil auch durch Einflüsse von andern Gedichten her, in jüngerer Zeit (Kurzes Sigurdslied, Baldrs Träume) so, daß der Dichter selbst sich an mehrere ältere Vorbilder zugleich stark angelehnt hat.

Während bei der erzählenden Dichtung die 'Interpolationen' sich nach Inhalt und Umfang dem gegebenen Rahmen einzufügen pflegen — einzelne Ausnahmen scheint es allerdings zu geben —, so muß bei den lehrhaften Texten auch mit sekundärer Bereicherung gerechnet werden. Die Zwergverzeichnisse der Völuspa sind gewiß spät hinzugekommen. Ob ähnliches von den katalogartigen Odinsliedern gilt, ist schwer auszumachen, weil die Frage sich kompliziert mit denen nach dem Plan des Dichters, nach der Zeit und den Voraussetzungen seiner Tätigkeit und nach etwaigen Auslassungen und Umstellungen.

Ein Teil der eddischen Texte weist in der Überlieferung keine klaren Grenzen auf. Die Hávamál enthalten ohne Zweifel mehrere Dichtungen, die zwar im großen Ganzen klar hervortreten, aber im einzelnen noch Zweifeln Raum lassen. Ähnliches gilt von der Helgidichtung, deren Aufteilung unter drei Überschriften für die geschichtliche Betrachtung nicht verbindlich ist. Besonders schwierig liegen die Dinge bei den Strophenreihen von Sigurds Jugend.

Als Abglanz gelehrter Meinungen über philologische Dinge pflegt im weiteren Kreise ein Werturteil, oder vielleicht besser: ein Wertgefühl zu bestehen, in dem verschiedene Gedanken unklar zusammenfließen. Man denke etwa an die wechselnde Beleuchtung, in der Cicero den Gebildeten erschienen ist und erscheint, und zwar der Mensch und Staatsmann kaum geschieden von dem rednerischen Künstler. So hat auch das Wort Edda recht verschiedenen Klang gehabt, je nach den Assoziationen, die es weckte. Lange Zeit sprach man gern von der 'Überschätzung' der Edda, die nun glücklich überwunden sei. Damit meinte man nicht nur eine Überschätzung des Alters und der literar- und kulturgeschichtlichen Bedeutung, man wollte auch ausdrücken, daß die Eddalieder bei weitem nicht so gehaltvoll und bei weitem nicht so schön seien, wie Frühere gefunden hatten. Dies war der Unterton z. B. in Jessens Arbeiten.

Wer der Eddaforschung im einzelnen nicht folgen konnte oder mochte, der faßte doch diesen Ton auf und gab ihn weiter, und es ist natürlich, daß, wer den Dingen noch ferner stand, nicht gerade einen Sirenen Gesang zu hören glaubte. Daher nahm das Interesse ab. Die Zahl derer, die sich irgendwie mit der Edda beschäftigten, und somit auch der Germanisten, die Nordisch trieben, wurde immer geringer. Es ging der Eddaforschung ähnlich wie dem Sanskritstudium. Die Hörsäle der Sanskritisten verödeten, weil die Sprachvergleichung dem Indischen eine bescheidenere Stelle im indogermanischen Stammbaum angewiesen und weil die vergleichende Mythologie abgewirtschaftet hatte. (Daß in beiden Fällen auch andere, mehr äußere, Gründe mitgewirkt haben, soll nicht geleugnet werden.)

Heute steht es so, daß wir auf eine Unterschätzung der Edda zurückblicken. Nicht nur die alten eddischen Fragen erhalten wieder bejahendere Antworten, auch die davon eigentlich unabhängige Einschätzung der Formen und des menschlichen Gehalts hat sich gehoben. Die Lieder, die uns Nichtnorrönen wieder nähergerückt sind, erscheinen uns zugleich merkwürdiger und bereiten uns erhöhten Genuß. Daß dies auch von weiteren Kreisen gilt, zeigt z. B. der Erfolg der neuesten Verdeutschung der Heldenlieder.

### III. Übersetzungen.

Die Zahl der Eddaübersetzungen ist verhältnismäßig groß. Symons, der ein Verzeichnis aufgestellt hat, kennt deutsche Übersetzungen 17 (von Graeter bis Gering), dänische und norwegische 12, schwedische 4, englische 5, dazu 4 französische und eine spanische. Hierbei sind Übertragungen einzelner Lieder nicht berücksichtigt.

Die meisten dieser Bemühungen sind heutzutage veraltet. Aber sie alle bieten nicht nur für den Bibliographen und Literaturhistoriker, sondern auch für den Eddaforscher ein gewisses Interesse. W. Goltzer hat 1893 in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 'die Edda in deutscher Nachbildung' kritisch gemustert. Für uns kann es sich nur darum handeln, einzelne besonders merkwürdige Erscheinungen näher zu beleuchten.

Herders Volkslieder enthielten von eddischen Stücken das 'Zaubergespräch Anganturs und Hervors' (Hervörlied), den Anfang des Biarfiliedes (1778), 'Doluspa', 'Das Grab der Prophetin' (Baldrs Träume), 'Die Zauberkraft der Lieder' (aus Hávamál) und 'Die Todesgöttinnen' (Waltyrjenlied).<sup>1)</sup> Natürlich sind diese Übersetzungen fehlerhaft; sie mußten es schon deshalb sein, weil auch die Hilfsmittel, auf die Herder angewiesen war, von Fehlern wimmeln. Aber mag es auch etwas zu viel gelobt sein, was Scherer der ganzen Sammlung nachrühmt — die verschiedenartigsten Stimmungen, Metren und Stilformen

1) Herders sämmtl. Werke, herausgeg. von B. Suphan, Bd. 25, S. 211, 222, 460, 470. 472, 478.

seien präzise nachgebildet —, so verdient es doch Bewunderung, wie gut der Tonfall der Verse wiedergegeben ist, wiedergegeben in schlichter, wahrhaft dichterischer Sprache. Dies kann kaum erreicht worden sein, ohne daß Herder und Karoline im Pfarrhause zu Büdeburg sich die Verse laut vorgelesen haben, Originale und Übersetzung. Ein Vergleich der 'Doluspa' mit der erhaltenen Urfassung<sup>1)</sup> zeigt, daß auf den ersten Wurf das Ziel weit unvollkommener erreicht wurde als später nach längerer Beschäftigung mit dem Gegenstande. So erscheinen die symmetrischen Strophen erst im endgültigen Text bis auf kleine Reste durchgeführt; der Entwurf reihte Kurzverse auch in ungerader Zahl aneinander, ohne ihre paarweise Zusammengehörigkeit zu erkennen, wie denn der Stabreim von Herder noch kaum berücksichtigt wird.<sup>2)</sup> Daneben stehen allerdings Änderungen, die ohne neuen Vergleich des Urtextes vorgenommen zu sein scheinen.<sup>3)</sup> Wenn Herder, Müllenhoff vorgreifend, die Zwergverzerrnisse ausscheidet, so sollte dies das ohnehin wirre und fremdartige Denkmal genießbarer machen, aber wenn somit kein wissenschaftliches Ziel vorschwebte, so lag doch eine ernst zu nehmende Beobachtung zugrunde, die allen Schwierigkeiten und Dunkelheiten zum Troß dem Herderschen Dichterblick gelang. Gleiches gilt von der treuen Auffassung des Rhythmus und Stils. Daß Herder hierin auch solchen zuweilen überlegen ist, die inhaltlich richtiger übersetzen als er, zeige Strophe 28:

Sie saß da draußen, da der Alte kam,  
 Der Weise der Götter, sie schaut' ihm ins Aug';  
 Was fragt ihr mich? Was versucht ihr mich?  
 Wohl weiß ich, Odin, wo blieb dein Aug'.

Jeder der acht Verse klingt wie ein Widerhall des Originals; die Kadenzten sind dieselben, sogar die Silbenzahl ist nur wenig, und teilweise gar nicht, verändert. Die Phraseologie entspricht, abgesehen von den Irrtümern, nahezu Wort für Wort, ohne irgendwie undeutlich zu sein. — Gleiches läßt sich wohl von Simrods Verdeutschung dieser Strophe sagen, aber nicht von der Gering's, die sich viel größere Freiheiten nimmt, die Silbenzahl vermehrt, Satzbau, Ausdruck und Rhythmus teilweise ändert:

Einsam saß ich<sup>4)</sup> außen, als der alte Fürst  
 der Asen kam und ins Aug' mir sah:  
 Was strebst du zu wissen? Warum stellst du die Probe?  
 Odin, ich weiß, wo dein Auge du bargst.

Die Brüder Grimm haben ihrer Ausgabe eines Teils der Helden-

1) a. a. O. S. 95.

2) Wo er erscheint, beruht er wohl nur auf engem Anschluß an den Urtext: 'Die Sonne schien auf Saales Steine'; 'Nicht wußten Sterne sich ihre Statt'; 'Sie setzten Gesetze'.

3) Thors letzter Kampf wird durch Kürzung entstellt; Strophe 25 und 26 fallen ebenso weg wie die eigenmächtige Auspinnung des vermeintlichen Sinnes der Gullveig-Verbrennung.

4) Im Original: 'sie'.

lieder eine Übersetzung in Prosa beigegeben (1815). Sie wird immer lesenswert bleiben, weil sie den dichterischen Motiven und dem sprachlichen Stil nachführend sehr weitgehend gerecht wird.<sup>2)</sup>

Der erste, der „die ganze Edda gleichmäßig und sachkundig“ verdeutschte, war Karl Simrock (1851). Seine Übersetzung hat in den vierzig Jahren, wo sie allein das Feld behauptete, neun Auflagen erlebt. Man hat keine Ursache, der viel gescholtenen ihren Erfolg zu mißgönnen. Sie ist ungeachtet ihrer Schnitzer — der unvermeidlichen und der vermeidlichen — ihren Benutzern ein wertvoller, unerseßlicher Helfer gewesen. Sie hat Jakob Grimm gefallen, und mit Recht ist ihr Verdienst zu ihrer Zeit von Goltz unterstrichen worden. Ihre dauernden Vorzüge, über die Goltz nichts sagt, liegen wiederum im Rhythmischen und Stilistischen. Die Simrock'sche Art, nach Möglichkeit Wort für Wort zu übertragen, führt bei der Edda, wo die Versuchung, totes Sprachgut künstlich neu beleben zu wollen, weniger stark ist, zu überwiegend erfreulichem Ergebnis. Ein Übersetzer kann von Simrock immer noch lernen.

1892 erschien 'Die Edda, übersetzt und erläutert von Hugo Gering'. Diese Arbeit hat die von Simrock verdrängt, mit Recht, denn sie war viel zuverlässiger in allem Sachlichen. Wer sich um den authentischen Inhalt der Eddalieder bemühte, dem konnte Gering unter Umständen den Urtext ersetzen. Während Simrock von Hause aus Jurist war und in philologischen Dingen sich immer bescheiden als Liebhaber betrachtet hat, trat mit seinem Nachfolger der Sachmann auf den Plan. Dieser gab überall eine gründlich erwogene Interpretation und bot durchweg solidere Belehrung, auch in den Erläuterungen, die erheblich über das zum unmittelbaren Verständnis Notwendige hinausgingen und übrigens auch die Hypothese nicht scheuten. — Daß in andern Beziehungen die Gering'sche Edda einen Rückschritt bedeutete, trat zu Anfang wenig hervor. Man täuschte sich sogar darüber, indem man ihre poetischen Reize rühmte. Hätte sich in diesem Urteil lediglich persönlicher Geschmack geäußert, so wäre nichts dagegen zu sagen gewesen. Über den Geschmack ist ja nicht zu streiten. Aber man meinte doch wohl die poetischen Reize der Originale, die hier kongenial nachgeschaffen wären. Und darin irrte man mindestens zum großen Teil. Wie wir schon an einem Beispiel sahen, ist Gering's Übersetzung bei aller Richtigkeit nicht sonderlich getreu. Während, wer Simrock's Text auf sich wirken läßt, immerhin die Eigenart der eddischen Poesie sich ganz gut zum Bewußtsein bringen kann, wird man dem Gering'schen schwerlich auch nur zubilligen können, daß er mehr richtige Töne anschlägt als falsche. Gering's Ziel war es, die Lieder in denjenigen Punkten exakt darzustellen, auf die er aufmerksam geworden war (und die er für nachahmbar hielt). Daher befolgte er mit peinlicher Sorgfalt nicht bloß die von Bugge gefundene Regel, daß die

1) Lieder der alten Edda. Deutsch durch die Brüder Grimm. Neu herausgeg. von Dr. J. Hoffory. Berlin 1885.

unpaarige Zeile des gnomiſchen Maſes auf betonte Silbe ausgeht, ſondern auch die alten Stabreimgefeße, und zwar auch da, wo der neuhochdeutſche Satzſent ſie nicht mehr rechtfertigt (während anderes, obgleich ebenfalls wiſſenſchaftlich feſtgelegt, geopfert wurde: die knappen Silbenzahlen und die Kadenzbehandlung im málahátt). Man könnte wahrſcheinlich einzelne Regeln der germaniſchen Metrik aus dem Geringschen Text ebenſo gewinnen, wie man ſie aus den Denkmälern ſelbſt gewonnen hat. Aber es iſt nicht die Aufgabe einer Überſetzung, metriſchen Übungen zugrunde gelegt zu werden. Sie ſoll vielmehr verſuchen, dem heutigen Leſer annähernd dasſelbe zu bieten, was dem alten Hörer die Originale waren. Dazu gehört möglichſt allſeitige Nachahmung. Gerings Nachahmung iſt einſeitig. Er hat weder das Ohr für den individuellen Rhythmus der Verſe und Strophen, noch für die feineren Beſonderheiten der einzelnen Texte. Der Leſer bekommt den Eindruck, daß die eddiſche Dichtung viel einheitlicher ſei, als ſie in Wirklichkeit iſt; er wird nicht erzogen, das Wielandslied oder das Lied von Rig zu betrachten, ſondern die Edda. Dabei redet dieſe Edda eine Sprache, die den Kenner der Urtexte weit weniger an dieſe erinnert als an neuere Verſrhetoriker und, dazwiſchen, an ziemlich niedere Proſa. Hier gibt es wütenden Schmerz, raſenden Haß, ſchwellende Kiſſen, heiseren Ruf der Raben, ſauſenden Seewind, bangen Schreden, bitteres Weh, wilden Kampf, trauten Kuß, es gibt Heldenjünglinge, verruchte Mörder, ſchändliche Pläne; aber auch von glänzender Mitgift iſt die Rede, Gudrun hat mit Thiodref zu tun gehabt, die Mägde führen folgende Namen, Wieland ſagt: 'Die Köpfe ſchnitt ich den Knaben herunter und ſchick' ſie der klugen Königin zu.' Wer jene Blümeleien ſchön findet, der ſollte doch darüber aufgeklärt werden, daß ſie den Eddaliedern ſelbſt nicht angehören, die eine einfachere und kräftigere Sprache ſprechen. Auf Schritt und Tritt macht der Verdeutſcher Zuſätze. Aus 'das ich geſchmiedet, ſo ſcharf ich konnte, und ich gehämmert, bis hart mich's dünkte' (ſo Genzmer) wird bei ihm: 'deſſen Schneide ich ſchärfte, ſo geſchick ich konnte, das ich ſelber gehärtet mit ſicherer Hand'; aus 'meines Weibes' wird 'meines blonden Weibes'; wenn der Dichter ſagt:

Nicht kühte er die Königin,  
Nicht hielt ſie im Arm der Hunnenfürſt:  
Die blutjunge Maid barg er für Gunnar

(Genzmer<sup>1)</sup>), ſo ſagt Gering:

Nicht kühte die Holde der hunniſche König,  
noch wagt' er das wonnige Weib zu umarmen —  
er gab ſie als Jungfrau Gjufts Sohne.

An der letzten Stelle leidet die Dichtung bis in ihren Kern hinein. Die alten Dichter haben überhaupt einen andern Blick auf die Dinge, ihr Pathos iſt ein

1) Mit einer kleinen Vereinfachung des Satzbaus, die nichts zur Sache tut.



anderes, als Gering ihnen zutraut. Gering hat die philologische Vorarbeit gut geleistet, an den höheren philologischen Aufgaben ist er gescheitert, obgleich Simrod ihm hier den rechten Weg hätte zeigen können.

Das Verdienst der Genzmerschen Verdeutschung<sup>1)</sup> liegt darin, daß sie in noch nicht dagewesenem Maße die Richtigkeit mit der Treue vereinigt. Auch dieser neueste Übersetzer ist im Hauptberuf nicht germanischer Philologe. Aber er hat altnordische Universitätsstudien getrieben und verfolgt die Eddaforschung mit selbständigem Urteil. Dazu kommt bei Genzmer die anschniegsame Dichtergabe, die für einen Interpreten poetischer Werke unerlässlich ist. In seiner Übertragung steckt gewiß nicht weniger Arbeit als in der von Gering, aber man merkt den zwanglos dahinfließenden Versen nichts davon an, wie auch die Fußnoten frei von überflüssigem und störendem Stoff sind. Das Ganze ist so lesbar und einschmeichelnd, wie noch nie eine verdeutschte Edda war. Und doch sind die Schwierigkeiten nicht vertuscht. Diese Übertragung regt zum Denken ebenso an wie zum Genießen; beides ist ihr wichtiger als das Belehren. Die niedere und besonders die höhere Kritik, die sich in der Textbehandlung ausspricht, verdient die ernste Erwägung des Sachmannes; die einleitenden Charakteristiken von Heusler sind nicht nur köstliche Bissen für den Feinschmecker, sondern wertvolle Ergänzungen zu jeder Darstellung der altnordischen Literaturgeschichte. Fehler macht Genzmer ebenso wenig wie Gering. Er entbindet sich von der pedantischen Befolgung der Alliterationsregeln und verlegt dadurch allerdings manchmal das an die Originale gewöhnte Ohr. Aber unbefangene Ohren werden schwerlich verlegt<sup>2)</sup>, und an diese wendet sich ja eine Versübersetzung. Wenn in diesem Punkte der Treue vielleicht etwas Abbruch geschieht, so wird das reichlich wieder gut gemacht durch die erstaunlich echten Rhythmen und durch die ebenso echte Sprache. Vielleicht bei keinem Stück fällt dies so in die Augen wie beim grönländischen Attilied mit seinen Einschlägen von Prosa in eine steife, hochtrabende Diction und mit seinen schweren Versen auf einförmig weibliche Kadenz. Wie dieses so tritt auch jedes andere Lied als Individualität hervor. Sogar die rhythmisch-stilistische Buntschadigkeit der alten Ereignislieder ahmt der Übersetzer mit Glück nach; die Ansätze zum Hakenstil im Alten Attiliede kommen ebenso deutlich heraus wie anderswo der wuchtige Gleichlauf der Langzeilen oder der leichte Satzschritt von Kurzvers zu Kurzvers, die gedrängte Fülle alter Verse ebenso wie die Magerkeit junger und der knappe, saubere Tonfall des Diersilblers:

Zuvor werden am Wolfssteine  
Schwerteschneiden den Schiedspruch tun!

1) Edda. I. Bd: Heldendichtung. Übertragen von Felix Genzmer. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Andreas Heusler. 1912. („Thule“ Bd. I). — Zweite, vermehrte Auflage 1914. — Dazu die Geschichte vom weisen Njal („Thule“ Bd. IV) S. 375 ff.

2) Wie bei Gering, wenn er Sund: Pfoften, Pfeile: Dögel bindet.

Was im Urtext matt oder abgeschmactt ist, wird nicht verschönt; aber auch dem hohen Flug der alten und jungen Glanzstellen weiß der Nachdichter zu folgen, ohne daß er fremde Mittel zu Hilfe nimmt. Im ganzen ist die Spiegelung so genau, wie man sie vorher nicht für möglich hielt. Was hier und da zu wünschen bleibt, ist im Verhältnis zu dem Geleisteten wenig. Keine Übersetzung kann ein dichterisches Original ganz ersetzen, und zumal die stabreimende Dichtersprache mit ihren hapaxlegomena und ihren ehrwürdig-archaischen Sonderwörtern ist modernen Sprachmitteln, wenn man es genau nimmt, unzugänglich. Ohne Zweifel geben die Eddalieder bei Genzmer etwas von ihrem Edelrost preis. Aber wir wünschen die willkürlichen Dunkelheiten eines Studach und Etmüller darum nicht zurück. Will man die Edda überhaupt verdeutschen — und man wird es wollen müssen —, so kann die Aufgabe kaum glücklicher angefaßt und kaum glänzender gelöst werden als von Genzmer. Seine Arbeit wäre eine bahnbrechende Tat — als Leistung ebenbürtig der Dohlschen Homerübersetzung, deren Vergröberungen bei Genzmer keine Seitenstücke haben —, auch wenn sie nicht zum erstenmal alle eddischen Heldenlieder verdeutschte, auch die in den Eddausgaben nicht enthaltenen und die beiden großen lateinischen Lieder bei Sago. Das Erscheinen des zweiten Bandes, der die Götter- und Spruchdichtung enthält, wird hoffentlich jetzt nur noch durch den Krieg zurückgehalten. Von einer Probe daraus, die ich anderswo veröffentlichen durfte, stehen hier drei Hávamálstrophen zur Veranschaulichung des gnomischen Maßes und als ein Gruß männlicher Gesinnung aus unserem Altertum:

Der ängstliche Mann	Sucht hegt immer
Meint ewig zu leben,	Der feige Mann,
Meidet er Männerkampf;	Es würrt die Gabe den Geizhals.
Einmal aber	Der Handlose hütet <sup>1)</sup> ,
Bricht das Alter den Frieden,	Der Hinkende reitet,
Den der Ger ihm gab.	Tapfer der Taube kämpft <sup>2)</sup> ;
Groß lebt,	Blind ist besser
Wer freigebig und kühn,	Als verbrannt <sup>3)</sup> zu sein:
Selten quält Sorge ihn;	Nicht taugt mehr, wer tot.

1) Hütet die Herde.

2) Das Metrum fordert und der Sinn erlaubt enklitische Betonung von „kämpft“.

3) Die Strophe (das Sprichwort?) stammt aus einer Zeit und Gegend, wo man die Leichen verbrannte.

## Kleist's „Prinz von Homburg“ und Adam Müllers „Elemente der Staatskunst“.

Von Bernhard Lütjeh in Mülheim (Ruhr).

Kleist war in Dresden vom August 1807 bis April 1809. Nach Berlin kam er am 4. Februar 1810. Am 19. März schreibt er an seine Schwester Ulrike, daß ein Stück von ihm aus der brandenburgischen Geschichte (natürlich der „Prinz von Homburg“) auf dem Privattheater des Prinzen Radziwill gegeben wird. Wenn das Drama auch erst nach seiner Dresdner Zeit entstanden ist, so liegen doch seine Wurzeln in Dresden.

Hier hat Kleist Adam Heinrich Müller kennen gelernt, mit dem er jahrelang in Freundschaft verbunden geblieben ist. Sie haben gemeinsam den „Phöbus“ herausgegeben und später in Berlin die „Berliner Abendblätter“. Auf politischem Gebiete war Müller die Seele der Abendblätter<sup>1)</sup>, und auch schon in Dresden war er unter dem Einflusse von Genz energisch der Politik zugewandt. 1808/09 hielt er vor einem vornehmen Publikum, das zum Teil aus Diplomaten bestand, seine Vorlesungen über „Die Elemente der Staatskunst“, die 1809 im Druck erschienen. Kleist hat selbstverständlich Müllers Anschauungen kennen gelernt. Am 25. April 1811 schreibt er an Souqué über das Buch, daß es „eins von denen ist, welche die Störrigkeit der Zeit, die sie einengt, nur langsam wie eine Wurzel den Felsen sprengen können; nicht par explosion“. Er bedient sich eines bei Müller sehr beliebten Bildes.<sup>2)</sup>

Im „Prinz von Homburg“ handelt es sich um Staat und Recht. Sollte keine Beziehung zu den „Elementen“ vorhanden sein und uns die vielen ungelösten Fragen des „Prinzen“ beantworten helfen? Trotzdem die Frage so nahe liegt, ist die Kleistforschung bisher daran vorbeigegangen. In den Kleistbiographien spielt Müller eine sehr fragwürdige Rolle; in sehr wohltuendem Gegensatz steht dazu die Beurteilung bei Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat.<sup>3)</sup>

Von vielen seiner Zeitgenossen (den Schlegel, Johannes Müller, Goethe z. B.) ist Adam Müller sehr hoch geschätzt worden, von Genz in den Himmel erhoben. Kleist hat ihm, der zuerst die Eigenart seines Genius erkannt hat, gewiß viel zu verdanken. Die Kleistforschung wird zu ihm eine andere Stellung einnehmen müssen.

Tatsächlich finden sich nun viele Beziehungen zwischen dem „Prinzen von Homburg“ und den „Elementen der Staatskunst“. Allerdings muß man stets bedenken, daß hier zwei ungleichartige Dinge, ein Kunstwerk und ein wissenschaftliches Buch, wenn auch von einem ästhetischen Geiste verfaßt, verglichen werden. Man darf nicht allzuviel suchen wollen, zumal Kleist ein höchst eigenwilliger Dichter ist, der geradezu die „Ideen flieht“ (Treitschke). Um so überraschender ist die große Zahl der Beziehungen.

1) „In den Abendblättern kämpfte also der Dichter Kleist mit dem Politiker Müller in einer Front.“ Steig, S. 518.

2) Elemente I 150, 273, 276. S. den Brief an Genz vom 7. Januar 1809: „Ich werde diesmal und noch oft nichts herbeirufen als das Gleichnis von der Pflanze, welche den Felsen sprengt.“

3) S. auch O. Spann, Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre. „Wissenschaft und Bildung“, Bd. 95.

Sie brauchen keine Abhängigkeit Kleists darzustellen. Wahrscheinlich haben die Freunde die Probleme viel erörtert, z. B. auch das hypothetische Recht des Kurfürsten zu der Verurteilung des Prinzen. In manchen Dingen mag Müller auch von Kleist beeinflusst sein; immerhin muß man bedenken, daß die „Elemente“ Müllers Gedanken vom „Gegensatz“ (über den er 1804 ein Buch veröffentlicht hat) aufs staatliche Leben anwenden und daß gerade Linien zu seinen Meistern und Vorbildern Fr. Schlegel, Burke, Novalis, Genß hinführen. Möglich, daß Kleist ihn beeinflusst hat in der realen Auffassung und geschichtlichen Würdigung Preußens. Die Forschung wird sicher noch manches Dunkel erhellen. Vor allem ist zu wünschen, daß uns einmal ein Gegenstück zu Reinhold Steigs Buch<sup>1)</sup> für die Dresdner Zeit Kleists beschert wird.

Der Nachweis der Beziehungen zu Müller macht uns nicht nur mit einer neuen „Quelle“ des „Prinzen“ bekannt, sondern gibt uns auch, was viel wichtiger ist, Maßstäbe zum Verständnis der so oft mißverstandenen Dichtung. Doch soll sich der vorliegende Aufsatz darauf beschränken, den Tatbestand zu geben, ohne Folgerungen daraus zu ziehen.

Zur Einführung ist es nötig, kurz Bedeutung und Unterschied der von Müller viel gebrauchten Worte „Begriff“ und „Idee“ darzustellen. Es gibt einen Begriff von Staat, Gesetz usw. und auch eine Idee von Staat, Gesetz usw. Der Begriff ist etwas Starres, Totes, die Idee etwas Lebendiges; jener stirbt, diese ist ewig. Seine Zeit geht von der falschen Ansicht aus, daß der Staat und alle anderen großen menschlichen Angelegenheiten etwas ein für allemal Feststehendes seien, und faßt sie in Begriffe; tatsächlich sind sie veränderlich, in der Bewegung ruht ihr Leben, sie sind „Ideen“. Der Begriff des Gesetzes ist das in Buchstaben hingeschriebene Gesetz, die Idee des Gesetzes ist in unendlicher, lebendiger Erweiterung begriffen (58).<sup>2)</sup>

1. Das Gesetz. Aus dem Vorigen geht schon hervor, daß Müller den Gesetzen nicht den Charakter der Unveränderlichkeit und ewigen Gültigkeit beilegt, sondern vielmehr fordert, daß sie sich ändern. Sie sollen sich den neuen Verhältnissen und Bedürfnissen anpassen. Ihn interessiert besonders das Werden der Gesetze. Auf Grund seiner Theorie vom Gegensatz läßt er alle Gesetze aus einem Streit, Konflikt hervorgehen (Gesetz ist also = Vertrag). Es kämpfen dabei gegeneinander nicht Recht und Unrecht, sondern Recht und Gegenrecht. Beide Parteien haben am Gegenstand des Streites 1. ein besonderes, individuelles Interesse und 2. ein allgemeines, ein Interesse am Ganzen; denn sie sind Teile des Ganzen. Der Richter hat eine doppelte Aufgabe, 1. das gemeinschaftliche Interesse am Ganzen durch Verständigung zu vermitteln<sup>3)</sup>, 2. zwischen den besonderen Interessen zu entscheiden (171, 191). Jedenfalls soll er sich auf keinen Fall sklavisch dem Buchstaben des Gesetzes unterwerfen. Die beiden Parteien sind entweder gleichzeitig, oder es streitet Vergangenheit (das geschriebene Gesetz) mit der Gegenwart (ihren Bedürfnissen). Zwischen beiden steht der Richter. Obwohl Müller sehr lebhaft für das Recht der Vergangenheit auftritt, betont er stets, daß ein lebendiges Recht und Gesetz sich stets der Gegenwart anpassen muß, wenn es eine Idee bleiben und nicht zum Begriff erstarren soll;

1) Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe. Berlin u. Stuttgart 1901, W. Spemann.

2) Soweit irgend möglich, sind die Zitate aus Bd. I gegeben, weil die Kenntnis dieses Bandes genügt, um das Werk kennen zu lernen.

3) Müller braucht öfter „vermitteln“ = durch Vermittlung herstellen.

denn der Buchstabe des Gesetzes „kann wegen seiner Starrheit und Leblosigkeit nicht regieren“ (73). „Das traurige Vorurteil, das Recht sei wirklich, handgreiflich und leibhaftig in unseren Staaten schon vorhanden; in jedem Staate gebe es eine Art von National-Magazin, worin das Recht schon aufgestapelt liege . . . : das hat uns ins Verderben gebracht“ (119). „Es ist eine falsche Staatskunst, die . . . einen absoluten Rechtszustand bewirken will.“ Ein Souverän, der „unbedingt nach dem Gesetze spräche“, wäre eine „reine Verstandesmaschine“. „Es wäre völlig gleich, ob die Willkür eines Tyrannen oder der starre Buchstabe des weisesten Gesetzes Regel für die unterworfenen Nationen wäre.“ (242 f.)

Der Kurfürst vertritt zunächst starr das Gesetz, den Begriff des Gesetzes. Ganz abstrakt stellt er „Sagung“ und „Willkür“ in Gegensatz. Sein Endurteil lautet aber anders. Nachdem er leise gefühlt hat, daß er auf dem besten Wege ist, mit seinem Festhalten am Gesetzesbuchstaben ein Tyrann zu werden,<sup>1)</sup> sieht er ein, daß in diesem Fall das Gesetz nicht anwendbar ist. Die Idee des Gesetzes triumphiert über den Begriff. Wenn Kleist auch vielleicht Müllers Terminologie für sich abgelehnt hat, so teilt er doch seinen Standpunkt, daß die Gesetze einer steten Erneuerung bedürfen, wenn der Staat nicht erstarren und sterben soll. Damit teilt er die Auffassung derer, die in jener schweren Zeit den preußischen Staat neu mit Leben und Kraft erfüllten.

2. Der Souverän. Der Souverän, „der lebendige Ausüßer des Gesetzes“ (73), hat die Aufgabe des Richters in den höchsten Angelegenheiten des Staates. „Dieser nun soll, wegen seiner Veränderlichkeit und wegen seiner menschlichen Gebrechlichkeit<sup>2)</sup>, nicht anders regieren als mit beständiger Rücksicht auf das Gesetz. Weder der Souverän soll, noch das Gesetz kann allein regieren; demnach regiert wirklich ein Drittes, Höheres, welches aus dem Konflikt des Gesetzes mit dem Souverän in jedem Augenblicke hervorgeht und von dem Souverän das Leben, von dem Gesetze aber die Eigenschaft der Dauer erhält; und dieses ist die Idee des Rechtes.“ Die monarchische Verfassung hat einen großen Vorzug; denn „das Gesetz wird nicht bloß mechanisch ausgelegt, sondern wirklich repräsentiert durch eine Person; es kann gemißbraucht werden, aber nicht erstarren; ein lebendiges Individuum, wie es auch gestaltet sein möge, wird unaufhörlich in dem Strome fortschreitender Zeit fortgerissen . . . , während ein toter Gesetzesbegriff, wenn er aufrecht erhalten werden könnte, allgemeinen Stillstand bewirken würde.“ (247.) Bei den Römern (man denkt auch an die Franzosen) herrscht der tote Gesetzesbegriff. „Der Souverän stand als oberste Zwangsgewalt über dem Staate; keine Reaktion der Unterworfenen gegen den Beherrscher ist möglich . . . Nach echt feudalistischen Vorstellungen<sup>3)</sup> steht der Herrschende in der Mitte seiner Pairs: er ist der weltliche Repräsentant des lebendigen Gesetzes oder Gottes — wie Sie es nennen wollen —, der Distributor der Gnade, die aus einer höheren Hand in seine Hände gelegt ist“ (II 81). Ganz aus Müllers Grundanschau-

1) Zweimal weist er es ab, ein Tyrann zu sein! — Eine hübsche Ironie ist es, daß er die vermeintliche Insubordination von Kottwitz sehr milde beurteilt.

2) Das Wort erinnert stark an Kleist.

3) Müller ist ein Verehrer des Adels und des Mittelalters. Vielleicht ist das nicht ohne Eindruck auf Kleist geblieben, der früher im Sinne der Menschenrechte sich zwang, möglichst gering vom Adel zu denken. Bemerkenswert ist, daß Kleist auch in Dresden das „Kätzchen von Heilbronn“ geschrieben hat, in dem er schon eine andere Auffassung vom Adel bekundet.

ungen heraus stammt die für jene Zeiten noch viel mehr als für uns paradoxe Ansicht, daß die Macht des Souveräns entsteht und wächst durch die Schranken. Es entsteht „aus dem fruchtbaren Streite der Macht mit den Schranken die Idee des organischen Gesetzes“ (267).

Der Kurfürst verurteilt den Prinzen lediglich nach dem Buchstaben des Gesetzes; während sein Gefühl mindestens zwiespältig ist. Nachher erst tritt er auf den Standpunkt des wahrhaften Souveräns und vermittelt zwischen den Überlieferungen der Vorzeit und der Gegenwart. Er wird fortgerissen von der lebendigen Idee, die Natalie und Kottwitz vertreten; ja vielmehr (und das ist die preußische Umbiegung Kleists), er verwandelt, im wesentlichen unbeeinflusst, das Todesurteil in eine Erhöhung des Prinzen, da dieser sowohl wie die anderen Repräsentanten des Heeres andere sind, höher stehen, als er erwartet hatte. Seiner Macht kann es nur förderlich sein, daß er das Gesetz im Sinne seiner Zeit lebendig fortentwickelt.

3. Freiheit. Bisher konnten keine einzelnen Stellen von Kleist zum Beweis seiner Übereinstimmung mit Müller angeführt werden, weil er sich hütet, philosophische Abstraktionen darzustellen. Er erwartet von seinen Hörern und Lesern, daß sie ihre eigene Seele mitbringen und nicht ihre höchste Aufgabe darin sehen, aus den Buchstaben seiner Worte sich seine Ansicht zusammenzuklauben. Anders ist es mit den folgenden Punkten, wo es sich um Fragen des persönlichen Lebens handelt.

Als einem Anhänger des Individualismus ist Müller die Freiheit „das Gut aller Güter“ (246). Es ist interessant, wie er, gleich anderen und Größeren, Gesetz und Freiheit gegeneinander ausgleicht. Im Menschen ist gleichzeitig das Verlangen nach Freiheit (um meiner willen) und Gesetz (um der übrigen willen) (XVI). In dem lebendigen Staat ergänzt sich die Zentripetalkraft des Rechtes und die Zentrifugalkraft der Freiheit. Die Gesetze gehen aus dem Konflikt von Freiheit und Gegenfreiheit hervor. Darum nennt er die Freiheit die „Mutter des Gesetzes“<sup>1)</sup> (208f.). Zur richtigen Auffassung muß betont werden, daß Müller nicht nur der lebenden Generation Freiheit zuspricht, sondern auch der toten, der Vergangenheit (214). Der freie Mensch will nicht nur seine eigene Selbständigkeit, sondern er erkennt auch die Selbständigkeit des Nachbarn an (296f.). Darum, je lebendiger die Freiheit ist, um so gewaltiger das gemeinsame Interesse. In seinem eigenen Interesse muß der Staat die Freiheit anerkennen (209f.). „Der Staat verstatte dem Menschen das zu sein und ohne Ende immer mehr zu werden, was er, seiner eigentümlichen Natur und seinem individuellen Wachstum nach, sein kann: so gibt er, mit einer und derselben Handlung, dem Volke Freiheit, dem Gesetze Leben und Kraft.“ Der Staat ist dann für den Bürger unaufhörlich Gegenstand „seiner Opposition und Liebe“.

Natalie wünscht, daß der Prinz erhalten bleibe „Für sich, selbständig, frei und unabhängig“. Ebenso sagt Kottwitz: „Frei und für mich, im Stillen, unabhängig“<sup>2)</sup>

1) Der Kurfürst nennt das Gesetz die Mutter seiner Krone. Beides gehört auch bei Müller zusammen, da er sagt: „daß ohne die Freiheit das Gesetz nichts sei, und das Gesetz nichts ohne die Freiheit“ (III 309).

2) Diese Worte sind Musik in Kleists Ohren, seine höchste Sehnsucht. Sie kehren in der „Verlobung auf St. Domingo“ wieder, wo Gustav sein Besitztum an der Aar schildert. III 331, (Bibl. Inst.).

in seiner Rede, in der er seinen „spitzfindigen Lehrbegriff der Freiheit“ wie ein Knabe<sup>1)</sup> entwidelt, den der Kurfürst übrigens nicht widerlegt.

Kottwitz ist als freie Persönlichkeit in seines Herrschers Dienste getreten; nicht der Wortlaut seines Willens ist ihm höchstes Gesetz, er hat seine Freiheit nicht verkauft. Für den Feldherrn beansprucht er das Recht der freien Entschliebung, das den preussischen Fahnen 1806 gefehlt hat. Echt preussisch ist, daß Kottwitz den Eid nicht vergißt, den er seinem Herrn geleistet hat. Der Herr kann ihm daher seinen Kopf nehmen — nicht aber seine Freiheit. Gehorsam und Liebe vereinigt er mit der Opposition. Darum nimmt auch der Kurfürst die Opposition ruhig hin.

Eine Frage möchte ich stellen, ohne sie zu beantworten: Findet es Kleists Beifall, daß der Kurfürst bis ins einzelne den Schlachtplan aufstellt und den Führern die Möglichkeit eigener Entschliebung nimmt? Bis 1806 war es so. Hielt es Kleist, der vielleicht schon zu Gneisenau in Beziehung getreten war, auch 1809 noch für richtig? Die heutige Strategie denkt jedenfalls anders.

4. Ordnung. Aus dem Aufeinanderwirken der Freiheit der einzelnen, aus dem Kampf von Vergangenheit und Gegenwart entsteht eine lebendige Ordnung“ (209). In den meisten Staaten fehlt die vollständige Ordnung, da sie sich darauf beschränken, Polizeianstalten zu sein. „Was heißt Gesetz, wenn das Heiligste, die innersten Angelegenheiten des Menschen, hors de la loi stehen?“ (47). „Der zartere, schönere Teil der Menschheit, d. h. nicht bloß das weibliche Geschlecht, sondern die verborgenen, unsichtbaren Mächte im Innern jedes Menschen, mit aller ihrer Gewalt und ihrem unaufhörlichen Einfluß auf Handeln und Leben, fallen immerfort aus ihrem Sprengel heraus, stehen hors de la loi; und mit ihnen wird dem Staate unaufhörlich, was er vornehmlich braucht, Neigung und Liebe der Bürger, entzogen“ (149f.). Zur Erklärung sei bemerkt, daß Müller in der Familie das Urbild des Staates sieht. Sie vereint Alter und Jugend, männliches und weibliches Geschlecht. Auf den Staat angewandt: Vergangenheit und Gegenwart, einen physisch stärkeren und einen physisch schwächeren Teil (sichtbare — unsichtbare Macht, Gewalt — Liebe, Strenge — Milde, Verstand — Empfindung, Herrscher — Untertan) (151). Man müsse anerkennen, „daß in dem Unterworfenen, anscheinend Schwächeren eine eigene, ganz eigentümliche Kraft sei, die respektiert werden müsse, und aus deren Reaktion gegen die Aktion der äußeren männlichen Kraft erst die wahre, lebendige, schöne und dauernde Ordnung der Dinge hervorgehe“ (257).

Natalie vertritt dieselbe Ansicht von der „Ordnung“. Als die „schönste Ordnung“ erscheint es ihr, wenn der Kurfürst den Spruch der Richter in diesem Fall willkürlich zerreißt.

„Das Kriegsgesetz, das weiß ich wohl, soll herrschen,  
Jedoch die lieblichen Gefühle auch.“

Es ist schön, daß Kleist das weibliche Geschlecht (im Sinn Müllers) von einem Weibe vertreten läßt — und so weiblich; denn Müller würde an ihren Worten viel auszusetzen haben. Zweifellos hat Müllers Theorie dazu beigetragen, daß gerade Natalie die Aufgabe erhält, den Prinzen in so überlegener Weise vor dem Kurfürsten zu vertreten.

1) Solche Entgegnungen mag Müller manchmal gehört haben. S. Briefwechsel mit Genß. S. 159, 161.

1125 bedarf noch einer besonderen Bemerkung. „... was du, im Lager auferzogen (in rein männlicher Umgebung), Unordnung nennst...“ Tatsächlich hat der Kurfürst das Wort nie gebraucht. Hier haben wir den beim „Prinzen von Homburg“ sehr seltenen Fall, daß die Kritik einen Punkt findet, wo sie ihre Sonde einsetzen kann. Das Wort „Unordnung“ ist natürlich dadurch hineingekommen, daß es Kleist darauf ankam, seine (und Freund Müllers) Ansicht von der Ordnung auszusprechen.

Im folgenden Punkt bleiben wir bei den Worten Nataliens.

5. Bindung. Müller sagt in der vierzehnten Vorlesung, „daß eine äußere Macht, wie die präsumierte Zwangsgewalt unserer Staaten, 1. uns bindet, anstatt zu verbinden, 2. nur bindet, insofern sie nicht selbst wieder durch eine höhere Zwangsgewalt bezwungen wird (II 82).

Das Wort „binden“ in diesem Sinne des äußerlichen Zusammenzwingens scheint mir nur an dieser Stelle vorzukommen; ebenso einsam ist Nataliens Wort von der „Bindung“ (das Vaterland braucht nicht dieser Bindung, kalt und öd', aus eines Freundes Blut).

6. Subordination. Unter den römischen Cäsaren (wenn man in jener Zeit „Rom“ sagt, denkt man immer an Napoleon) herrschte die Subordination schlechtthin als Begriff. In der Republik hatte sie durch die Idee der Freiheit „einen Charakter der Gegenseitigkeit“; „es war keine Unterwerfung an sich, sondern eine Unterwerfung um der Freiheit willen“. Die Grundeigenschaften jedes Staates sind: 1. die innerlichste Gegenseitigkeit, die Kontraktnatur, um des Rechtes willen, 2. „die weiseste Disziplin, Subordination, Rangordnung aller Verhältnisse des Lebens, um der Ausübung des Rechtes willen“. Wo Subordination ohne Gegenseitigkeit ist, kann mit dem äußeren Schein eines Staates die „hoffnungsloseste innere Anarchie der Gemüter“ verbunden sein. Müller fordert daher „eine Subordination nicht bloß der äußeren, sondern auch der inneren Verhältnisse, oder der Gefühle“ (II 61f.).

Im brandenburgischen Heere herrscht strengste Subordination. Niemand zweifelt die Berechtigung der Kriegsgefeße an, niemand das Recht des Kurfürsten, den Prinzen zu verurteilen. Die Bittschrift wird „in Unterwerfung eingereicht“, und die Vorstellungen geschehen in höchster Ehrfurcht. Aber die Vollziehung des Todesurteils würde die Gemüter dem Kurfürsten demnach sehr entfremden. Das wird verhindert durch den freien Entschluß des Kurfürsten, der seinen Grund nicht in Müllerschen Erwägungen hat, sondern darin, daß sein menschliches Herz getroffen ist. Das Ergebnis ist aber der Zustand, den Müller als erstrebenswert hinstellt.

Eine eigenartige, echt preußische Wendung nimmt die „Subordination des Gefühls“ beim Prinzen, als der Kurfürst die Entscheidung in seine Hand legt. Jetzt erkennt der Prinz an, daß ihm recht geschehen ist. „Kann er mir vergeben nur, wenn ich mit ihm drum streite, so mag ich nichts von seiner Gnade wissen.“ Eigentlich kann man nicht von einem Streit sprechen. Der Ausdruck geht auf Müllers Auffassung von der Entstehung der Geseße zurück. Der Kurfürst erscheint im Drama zugleich als Partei und Richter; dem Prinzen ist es jedoch unmöglich, in ihm etwas anderes als den Richter zu sehen.

7. Empfindung. „Der Staat muß völlig wie ein Mensch organisiert sein. Der absolute reine Verstand kann nicht über Wesen herrschen, deren Leben darin besteht, daß sie aus Verstand und Empfindung gemischt sind. Des unaufhörlichen



Widerstreites zwischen beiden bedarf der Staat so gut wie der einzelne Mensch zu seinem Dasein" (244).

Kottwitz tadelt

„die schlechte,  
Kurzsiht'ge Staatskunst, die, um eines Falles,  
Da die Empfindung sich verderblich zeigt,  
Zehn andere vergißt, im Lauf der Dinge,  
Da die Empfindung einzig retten kann!“

8. Die allgegenwärtige Staatsidee. Echt romantisch sieht Müller in dem Staat ein Individuum, das man am besten durch den Vergleich mit dem Menschen versteht. Wie die Glieder zum Menschen, so verhalten sich die Bürger zum Staat. Sie sind Teile vom Ganzen und sollen stets von der allgegenwärtigen Staatsidee durchdrungen sein. Von hier aus ist auch seine Auffassung von der Entstehung der Gesetze aus dem Konflikt heraus zu verstehen. Wo Begriffe herrschen, stehen sich die Parteien, die nur ihre egoistischen Interessen vertreten, unveröhnt gegenüber; denn zwischen Begriffen gibt es keine Versöhnung. Wo aber die Staatsidee lebt, betrachtet jeder den Gegenstand des Streites vom Staatsgedanken aus. Müller setzt als Beispiel den Fall, daß der Souverän eine Sitzung mit dem Justiz- und dem Finanzminister hat. Jener vertritt die Gesetze und die Vergangenheit, dieser den dringenden Augenblick und die fordernde Zukunft. Wo Begriffe herrschen, vertritt jeder starr und abge sondert seinen Standpunkt. „Nun könnte sich vielleicht auch der erleuchtetste, bestgefinte Fürst aus dem furchtbaren Dilemma oft nicht herauswinden, wenn nicht in den meisten Fällen die Sache von der Notwendigkeit, von dem bloßen Drang der Umstände<sup>1)</sup> entschieden würde.“

Ganz anders wäre es, wenn der Justizminister nachwiese, daß seine Forderungen für die Gegenwart und Zukunft gälten, und der Finanzminister, daß die seinigen mit der Vergangenheit in Einklang ständen. Dann stritten zwei lebendige Ideen, aus denen der Souverän die dritte zu bilden hätte.

Er verlangt um des Ganzen willen, daß jeder sich auf den Standpunkt des andern stellt. So sollen es auch das Alter das die Vergangenheit, und die Jugend, die die Gegenwart und Zukunft vertritt, halten. Müller berührt die auffallende Tatsache, daß die französische Revolution außerordentlich viel junge Männer an die höchsten Stellen gebracht hat. Sein Ideal ist, wie immer, die englische Verfassung, wo das Oberhaus (trotzdem sehr viel junge Leute darin sitzen) das Alter und das Unterhaus (trotz vieler alten Mitglieder) die Jugend vertritt. Hier wird die wirkliche Jugend gezwungen, das Recht des Alters, und das wirkliche Alter, das Recht der Jugend zu repräsentieren; „seitdem muß die Idee des Rechtes an Ausbildung unendlich gewonnen haben.“<sup>2)</sup> Obwohl die Ansicht sehr konstruiert ist, beleuchtet sie doch seine Auffassung, daß jeder bei dem Streit ums Recht es lernen soll, den Standpunkt des anderen einzunehmen.

Kleist findet die höchst eigenartige Lösung, daß der Kurfürst dem Prinzen die Entscheidung überläßt, ob er ungerecht verurteilt ist. Er zwingt ihn damit — absicht-

1) Der Kurfürst handelt wohl auch mehr unter dem „Drang der Umstände“, als allgemein angenommen wird.

2) Daß Kleist den Prinzen von Homburg zu einem jugendlichen Helden macht, hat ja viele Vorbilder. Trotzdem mag auch hier eine Beziehung zu Müller vorliegen. S. S. 130 bis 137.

lich oder unabsichtlich —, den Fall vom Standpunkt des Kurfürsten aus anzusehen. Es wäre sehr voreilig, behaupten zu wollen, daß damit Kleist den Standpunkt des Kurfürsten für richtig hält. Wir haben zunächst nur die psychologische Feinheit Kleists zu bewundern, der die Staatsidee nicht schöner darstellen konnte als dadurch, daß der Prinz sich nun innerlich gezwungen sieht, dem Kurfürsten Recht zu geben. Der Sieg der Rechtsidee aber liegt erst darin, daß der Kurfürst seinen Standpunkt aufgibt und den Verurteilten nicht nur begnadigt, sondern auch erhebt.

9. Die Totalität. Brahm hat bei aller Ablehnung Müllers doch erkannt, daß er eine große Bedeutung für Kleist gehabt hat. Sie mußten sich von vornherein sympathisch berühren; „die scharfe Zuspitzung der Gegensätze, welche in Stoff und Stil allen Kleistschen Werken eignet, war wie die ästhetische Probe auf das abstruse philosophische „System des Gegensatzes“.<sup>1)</sup> Ebenso wichtig ist aber, was Brahm übersieht, seine Auffassung von der Totalität. Die Gegensätze gehen aus vom Ganzen und einigen sich im Ganzen. „Alle Ungleichheit auf Erden ist dazu da, daß sie auf eine zugleich natürliche und schöne Weise vom Menschen aufgehoben, alle Dissonanz, daß sie vom Menschen gelöst werden soll; die Natur reicht dem Menschen unaufhörlich ungleiche Dinge hin, damit er ins Unendliche etwas auszugleichen habe, und das ganze Leben des wahren Menschen ist nichts anderes als ein Ausgleichen des Ungleichen, als ein Verbinden des Getrennten.“

Gerade hierauf ist der „Prinz von Homburg“ die „ästhetische Probe“. Einigemal noch befriedigt der Dichter seine Lust am Gegensätzlichen: des Prinzen Triumph — seine Gefangennahme, sein Troß — seine Fassungslosigkeit, seine Ergebung in den Tod — die Erhöhung und auch der Gegensatz des romantischen und militärischen Elements. Aber im übrigen strebt der Dichter nach einer Ausgleichung der Gegensätze. Seit Beginn des vierten Aktes hält er bei uns Furcht und Hoffnung in der Schwebe, aber stets so, daß die Furcht nie ernstlich siegt.<sup>2)</sup> Ferner ruht alles auf dem unzerstörbaren Fundament des Vaterlandes und der Vaterlandsliebe, die dadurch, daß die Idee des Gesetzes siegt, herrlich belebt wird. Und ferner taucht Kleist alles in die einheitliche Stimmung des Romantischen, das man durchaus irrtümlich für eine Nebensache und Arabeske hält. Man kann wohl sagen, daß das Romantische ihm erst die Möglichkeit gab, vom Boden seiner damaligen Kunstanschauung aus den historischen Stoff dramatisch zu gestalten. In ihm symbolisiert er die Totalität, die Harmonie. Er kann nun seinem Drama die glänzende Heiterkeit verleihen.

10. Das Patriotische. Brahm hat ferner erkannt, daß „Müller es war, der dem Dichter Kleist die Wendung auf das Patriotische gab, welche der Mensch schon lange genommen hatte“ (236). Wenn man den Abschnitt im Zusammenhang liest, so versteht es doch Brahm, auch dieses Verdienst Müllers in einem trüben Lichte erscheinen zu lassen. Jedenfalls hat Müller sehr beredt die hohe Bedeutung von Staat und Krieg verkündet und auch dem preußischen Staat — er stammt selbst aus Berlin — Gerechtigkeit widerfahren lassen. „Die innere Organisation dieser Monarchie . . .

1) Otto Brahm, Heinrich von Kleist. 1884. S. 236.

2) Manche Worte, auf die bisher die Kritik große Luftschlösser gebaut hat, sind aufzufassen als Kunstmittel des Dichters, der in unserem Gemüt eine Ausgleichung herbeiführen will, ohne die Spannung aufzuheben; 3. B. „So sicher, als sie in Dettter Homburgs Wünschen liegt“ IV 1, 1207, „So ist mein Herz in ihrer Mitte“ V 3, 1442.

war sehr gut; nur das Vertrauen in die tote Anstalt, in das tote Gesetz und in die tote Form muß überall verschwinden und das alte Leben, wo es schlaff geworden, nun kräftig und ideenweise (d. h. mit Fortbildung aus dem preußischen Geiste heraus) gelebt werden" (123).<sup>1)</sup>

An einer Stelle spricht er davon, daß dem König Friedrich Wilhelm III. der Große Kurfürst sympathischer ist als Friedrich II. Hier haben wir vielleicht den Schlüssel, warum Kleist den Großen Kurfürsten in die Mitte seines Dramas stellt. Nach dem Mißerfolg der „Hermannschlacht“ und dem Zusammenbruch der deutschen Hoffnungen durch Österreichs Niederlage wollte er jetzt ein Drama schreiben, das ihm seine heiße Sehnsucht verwirklichte, als Dichter handelnd einzugreifen. Die Gestalt des Kurfürsten ist eine Huldigung vor seinem König in seiner knappen, sparsamen Art, in seinem Festhalten an der altpreußischen Tradition, das doch nicht ein Eingehen auf die notwendige Erneuerung von innen heraus ausschloß. Ihm wollte er selbstbewußten Stolz auf seinen Staat einflößen, ihm aber auch zeigen, daß sein Volk, „die Schule dieser Tage durchgegangen,“ ein anderes geworden war, daß er von ihm völlige Hingebung an den Staat und Opfer Sinn erwarten dürfe.

11. In den letzten vier Kapiteln spricht Müller im Zusammenhang von der Bedeutung der christlichen Religion für die Staaten. Sie ist im höchsten Grade staaterhaltend, da sie den Opfer Sinn im Menschen erweckt. Die alten Religionen schreiben Opfer vor, die christliche Opfer Sinn. „Die ewige Bereitschaft der Seelen, jedes Opfer zu bringen, ist selbst schon ein ewiges und Gott wohlgefälliges Opfer“ (III 283). An derselben Stelle spricht er von den „Gefühlen der Hingebung“.

Die Gefühle der Hingebung durchziehen das ganze Drama. Besonders schön treten sie in Kottwizens Rede hervor, der den Prinzen entschuldigen will und mit dem Bekenntnis endigt, daß er ganz, mit Haut und Haar, dem Kurfürsten gehört. In diesem Geiste will der Prinz freiwillig sich selbst als Opfer für seinen Streik gegen die Kriegsgesetze bringen. Da erkennt der Kurfürst, daß in seinen Offizieren der Staatsgedanke lebendig vorhanden ist; er braucht nicht zu fürchten, daß ihre persönliche Willkür dem Staat Schaden wird. Der Gedanke an die Vergangenheit tritt bei Kleist nicht hervor; aber sicher stimmt er Müllers Wort bei: „Die alte Zeit soll fort dauern, angefrischt und belebt werden durch uns Neue und Junge. Unser Geschlecht hatte die Erinnerung an die Vorzeit allzusehr versäumt“ (III 292).

12. Ein Wortanflug ist mir besonders aufgefallen. Müller sowohl wie Kleist gebrauchen das Wort „üppig“ in einem Sinne, der etwas von den uns geläufigen Bedeutungen abweicht.

Müller 157: „Es bildete sich ein reines, stillstehendes Recht, welches auf das volle, üppige und bewegliche<sup>2)</sup> Leben wirklicher Staaten . . . gar nicht wirken konnte.“

199: (In den gegenwärtigen Verhältnissen sind die künstlichen Staatseinrichtungen) „nicht Tummelplätze eines freien und üppigen Lebens“.

Kleist 1137: (Das Vaterland wird sich erweitern und verschönern) „Mit Zinnen, üppig, feenhaft“.<sup>3)</sup>

1) S. 124 spricht er, offenbar mit Hinblick auf Preußen, gegen die Neutralitätspolitik.

2) Das im Texte stehende Wort „unbewegliche“ ist offenbar ein Druckfehler.

3) Im Anschluß hieran möchte ich auf einen anderen, im „Prinzen von Homburg“ nicht vorkommenden Wortanflug aufmerksam machen. Steig (S. 595) weist auf die eigen-

## Allgemeines über die Beziehungen Kleists zu Adam Müller.

Adam Müller hat für Kleist eine große Bedeutung gehabt, vielleicht eine größere als irgendeiner, mit dem er in persönliche Berührung gekommen ist. Trotzdem wäre es falsch, von „Abhängigkeit“ zu reden. Sie fanden sich beide, weil ihre Entwicklung sie zu gleichen oder doch ähnlichen Problemen geführt hatte, mochte auch die Beantwortung noch verschieden sein. Dabei waren ihre Ausgangspunkte ganz verschieden. Müller, der bürgerliche Sohn des rationalistischen Berlin, kam von der Romantik her, Kleist, der adlige Märter, von der Aufklärung. Die Dogmen der Aufklärung hatten ihm Zweifel an der Berechtigung des Adels und Abneigung gegen den Staat überhaupt, den preußischen im besonderen, eingeflößt, obgleich er im Grunde seines Herzens ein Junker blieb und ein treuer Untertan des Königs von Preußen. Diesen Zwiespalt konnte Müller heilen, der die Rechte des Adels verteidigte und die höchste Verehrung für den Staat hatte und insbesondere dem preußischen Staat eine große Zukunft voraussagte, falls er sich entschloß, sein eigenes Wesen den veränderten Verhältnissen anzupassen und so fortzuentwickeln.

So war es auch auf ästhetischem Gebiete. Wir rechnen Müller zu den Romantikern; er selbst hätte das abgelehnt. Wenn seine Zugehörigkeit zur Romantik schon zweifelhaft ist, wieviel mehr noch die von Kleist! Es ist eine durchaus noch nicht befriedigend beantwortete Frage, ob und wie weit Kleist Romantiker ist; eine richtige Einsicht in sein Verhältnis zu Müller gibt wichtiges Material dazu. Ein Brief Müllers an Genß vom 25. Juni 1803 erklärt, warum er nicht zu den Romantikern gerechnet sein will. Er wendet hier seine Auffassung vom „Gegensatz“, über den er 1804 ein Buch herausgab, auf die literarische Entwicklung der letzten Zeit an. Die Gegensätze Aufklärung und Sentimentalität bedingen sich, so führt er aus, gegenseitig, der Idealismus ist der Gipfel der Aufklärung, die Romantik der Gipfel der Sentimentalität. Sie sind beide einseitig; das Höchste ist die Verbindung der Gegensätze (wir dürfen als Beispiel für die Vereinigung der Gegensätze in Müllers Sinn Goethe nennen). In dem Briefe heißt es:

„Einseitig, absolut treten sie auf, der Idealismus, die romantische Wut, die Sentimentalität, die Aufklärung, als Verirrungen des einzelnen werden sie verfolgt und vernichtet; aber im Universum gibt es keine Verirrungen, im ganzen betrachtet lösen sich die einzelnen Dissonanzen in harmonische Akkorde auf.<sup>1)</sup> . . . Sobald aus falscher Ansicht des Wissens sich die Aufklärung im Zeitalter erhebt, sobald und zu derselben Zeit und notwendig steigt ein entsprechender Irrtum der Phantasie . . . (Sentimentalität) herauf. So stolz der Idealismus auf die Aufklärung, die neue Romantik auf die Sentimentalität herabsieht, so ist vor Gott und dem Gegensatz der Idealismus doch nichts als Quintessenz, als höchster Gipfel der Aufklärung, wie die Tiedsche Romantik nichts als Gipfel der Sentimentalität.“

Hier wird Romantik und Tiedsche Romantik gleichgesetzt. Müller nennt also tümliche Bedeutung hin, die „auschweifen“ mehrmals bei Kleist hat, z. B. im Anfang von „Michael Kohlhaas“, nämlich als „eine extreme Steigerung an sich lobenswerter Eigenschaft“. Ebenso Müller III 308: Die Freiheit bedarf, „damit sie nicht ausschweife, . . . der unaufhörlichen Einwirkung der Gegenfreiheit“. Man könnte wohl sagen, daß dieser Gedanke eigentlich nicht in Müllers System paßt. Der Streit zwischen Freiheit und Gegenfreiheit vollzieht sich bei ihm wie ein natürlicher Akt. Er geht von naturphilosophischen Voraussetzungen aus, Kleist dagegen von ethischen. Einig sind sie sich in dem Gegensatz zur rationalistischen Schablone.

1) Wenn diese Auffassung auch auf naturphilosophischen Konstruktionen ruht, so steht sie doch dem historischen Verständnis mindestens sehr nahe.

daselbe, was wir im gewöhnlichen Sprachgebrauch so nennen, Romantik. Es gibt aber auch die Romantik der Schlegel und Novalis. Wer sich zum erstenmal mit ihnen ernsthafter befaßt, ist erstaunt, wie wenig sie dem entsprechen, was man sich unter „Romantisch“ vorstellt. Sie sind stark philosophisch beeinflusst und selbst Denker, wie es z. B. in Walzels bekanntem Buche über die Romantik stark hervortritt. Wo finden wir nun das Romantische — bei den Schlegels und Novalis oder bei den Tied, Souqué und Eichendorff? Bei beiden finden wir es. Das Romantische ist vor allem ein neues Lebensgefühl, das ihnen gemeinsam ist; aber sie weichen ab in seiner Deutung und Darstellung; dazu kommt als zweiter Unterschied, ob sie mehr Künstler oder Denker sind. Die Denker stehen in näherem Zusammenhang mit dem Idealismus.

Wir können vermuten, daß Müller in den Schlegels und Novalis die Vereinigung von Idealismus und Romantik sieht, und finden die Bestätigung im Buche vom „Gegensatz“ S. 27f. Die Vereinigung von Aufklärung und Sentimentalität findet er außer in „Werthers Leiden“ am höchsten in den „Fragmenten“ von Novalis. „Hier sieht man vor seinen Augen den transzendenten Idealismus und die mystisch-romantische Wut der ausgezeichnetsten Menschen um uns her sich in einer gemeinschaftlichen Flamme verzehren und den Phönix echter Naturwissenschaft und Poesie aus der Asche allmählich heraufsteigen. Diese herrliche Erscheinung, die uns versprochen zu sein schien, hat uns der Himmel vor ihrer Vollendung entzogen.“

Noch zwei andere Stellen aus dem „Gegensatz“. 1. Es handelt sich um das Verhältnis des schaffenden Künstlers zum Beschauer.<sup>1)</sup> „In dem wahren Beschauer liegt der wahre Bildner, der wahre Bildner enthält den wahren Beschauer; wie der handelnde Mensch den spekulierenden, der spekulierende den handelnden; betrachten und handeln, wie zeugen und gebären, sind eins, ohne das andere nicht möglich und beide gleich produktiv.“ Dasselbe drückt er gemeinverständlicher im „Phöbus“ aus<sup>2)</sup>: „Dort im Kunstwerk, mein Freund, ist sie (die Kunst) nicht allein! Sie ist ebensogut auch in meinem, des Betrachters, Gemüte.“

Denselben Gedanken spricht Kleist in einem Phöbusepigramm aus:

13. Glaubt ihr, so bin ich euch, was ihr nur wollt, recht nach der Lust Gottes,  
Schrecklich und lustig und weich; Zweifelern versinkt ich zu nichts.

2. „Man hat sich häufig den Künstler als ganz verloren in seinem Werk gedacht (Ansicht der Geniezeit, die auch später häufig ausgesprochen ist; vgl. Schiller an Goethe, 26. VII. 1800); soll dies nichts anderes heißen, als daß er, indem er bildet, die organische Kunstseinheit, die Seele des Naturkörpers wird . . ., so hat man Recht gehabt (Gedanken von Fr. Schlegel, Novalis) . . . j. u. „Nie aber dürfen wir uns den Künstler, als im buchstäblichen Sinne des Wortes in seinem Werk versunken denken . . .“ „Ein Künstler, der die Welt über seinem Werk vergißt, wird nie durch das Werk zur Welt sprechen, wird das Werk vielleicht tot (d. h. als ein totes) von sich losreißen, aber nie zu eigenem, freien und notwendigen Leben schließen können.“ Diese Selbständigkeit dem Werke gegenüber ist die künstlerische „Ironie“. (S. 93ff.)

1) S. 81ff., bes. 83.

2) 2. Stück, S. 34ff. Nach Kayfa, Kleist und die Romantik. Berlin 1906. S. 117, der auch Kleists Brief vom Juni 1807 an Marie von Kleist (Erich Schmidts Ausg. S. 342, 20ff.) heranzieht. Kayfa meint, daß Müllers Ansicht von Kleist stammt. Es scheint, daß er vergessen hat, die Schrift vom „Gegensatz“ einzusehen.

Das Kapitel, dem diese Stelle entnommen ist, trägt die Überschrift „Natur und Kunst“. Beide sind nicht identisch, sondern Gegensätze. „Natur ist Antikunst; und Kunst ist Antinatur.“ Das ist natürlich im Sinne seiner Philosophie vom Gegensatz gemeint, die ein Ableger der Schellingschen Identitätsphilosophie ist. Natur und Kunst stehen ebenso im Gegensatz wie das Kunstwerk und der Beschauer. Müller erkennt also an, daß sie in den engsten Beziehungen stehen; es kommt ihm aber vor allem an, gegen die beliebte Vermengerei zu protestieren.

In Kleists wenigen Auslassungen ästhetischer Art klingt nichts an romantische Theorie und Ausdrucksweise an; trotzdem hat er zweifellos Müllers Ansichten großes Interesse entgegengebracht; denn er konnte hier die Probleme seines Lebens und Dichtens finden.

Müller und Kleist kamen in persönliche Berührung. Müller gab den „Amphitryon“ mit einem Vorwort heraus. Als Kleist aus der französischen Gefangenschaft zurückgekehrt war, kam es zu einem sehr nahen persönlichen Verkehr und Arbeitsgemeinschaft (Herausgabe des „Phöbus“) in Dresden. Diese Zeit, wenigstens im Anfange, gehört zu den schönsten in Kleists Leben; zweifellos größtenteils durch Müller, der ihn in seiner dichterischen Eigenart verstand und hoch verehrte. Seine Briefe an Genß enthalten Bemerkungen zu „Amphitryon“, „Penthesilea“, „Marquise von O.“ und zu Kleists Dichtung im allgemeinen, die auch jetzt noch zu dem Besten gehören, was über Kleist geschrieben worden ist, wenn man etwa die Schlagwörter der Zeit abzieht.

Besonders gehaltreich ist der Brief vom 6. Februar 1808, in dem Müller auch den Unterschied zwischen sich und Kleist deutlich hervorhebt, um sich dann Kleist als dem Höheren unterzuordnen. Hier findet sich nun ein sehr wichtiges Wort, das bisher übersehen worden ist, nämlich, daß im „Phöbus“ dem Zeitalter die „neue Aufklärung“ geboten werden soll — als Reaktion<sup>1)</sup> gegen die falsche Mystik, zu der das Zeitalter, und gegen die Allegorie, zu der die Poesie neigt. Müller, der selbst zu Mystik und Allegorie neigt, hat sich stark von Kleist bestimmen lassen; aber er kam ihm auch schon auf halbem Wege entgegen, da er, wie die oben wiedergegebenen Worte bezeugen, selbst nach etwas Neuem über der Romantik suchte. Aber auch Kleist hat sich beeinflussen lassen. Denn daß romantische Elemente in seinen späteren Dichtungen stärker hervortreten, wird man doch nicht gut leugnen wollen.

Kleists Verhältnis zur Romantik bedarf einer besonderen Betrachtung. Hier, wo es sich um seine Beziehungen zu Müller handelt, nur einige Worte über die „neue Aufklärung“. Kleists Art wurzelt im 18. Jahrhundert und hat sich ohne stärkere Beeinflussung durch die Romantik ausgebildet. „Aufklärung“ war sein Jugendideal und ist es geblieben, wie er denn in dem Vorwort des „Phöbus“ vom deutschen Dichter neben der Tiefe besonders Klarheit fordert. Aber er weiß auch, daß die „Aufklärung“ im Sinne der literarischen Epoche tot ist. Die neue Aufklärung soll entstehen im Gegensatz zur Romantik, aber auch befruchtet von ihr. Das Wunderbare zieht in seine Dichtung ein. Bezeichnenderweise erhielt er die Anregung dazu nicht aus der Dichtung, sondern aus der Naturwissenschaft, nämlich aus G. H. Schuberts

1) Diesen Gedanken der Reaktion spricht auch Kleist aus in dem Epigramm I 10 (Dotation). Seine Darstellung der Leidenschaft in der „Penthesilea“ ist auch eine Reaktion gegen das romantische passive Aufgehen im Universum.

„Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft“ (1808), einem Buche, das auch Müller sehr hoch schätzt als „das beste Produkt der Naturphilosophie“. Er stellt nur Dinge dar — oder hat doch wenigstens das Streben dazu —, die wunderbar zu sein scheinen, die aber vor dem Forum der Naturphilosophie sich als natürlich erweisen. (Wir müssen aber bedenken, daß Männer wie Schubert, in ihrem mystischen Drang vieles für möglich und natürlich ansehen, was nüchterne Kritik später verworfen hat.) Von hier stammt der Somnambulismus des Kätchen und des Prinzen, von hier die grausige Irrenhauszene in der „Heiligen Cäcilie“. Es gibt eben Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen die rationalistische Schulweisheit sich nichts träumen läßt, die aber eine erleuchtete Naturwissenschaft erkennt und erklärt. Kleist hat seine Auffassung auch in einer Prosaschrift vertreten, „Unwahrscheinliche Wahrhaftigkeiten“, die in den „Berliner Abendblättern“ erschienen ist. Niemals finden wir bei Kleist absolute Wunder, wie sie bei Tieck und den jungen Romantikern sich in so großer Zahl finden. Aber ein großer Fortschritt zeigt sich noch vom „Kätchen“ zum „Prinzen“. Während uns dort noch sehr viel naturphilosophische Gläubigkeit zugemutet wird (z. B. der Doppeltraum), bleibt hier nur das Schlafwandeln übrig, das in sehr reizvoller Weise zur Verflechtung von Traum und Wirklichkeit benutzt wird. Dem Prinzen ist und bleibt es ein Wunder, wie er den Handschuß erhält<sup>1)</sup>; wir aber wissen die Erklärung. So erhebt er die Wirklichkeit in das Poetische, und den Helden zeigt er von vornherein als einen Begnadeten, der sich nicht aus einer schalen Wirklichkeit ins Traumleben zu retten braucht, sondern dem die Wirklichkeit als Traum erscheint. Wenn auch ein leises Mißverhältnis von Romantischem und Militärischem bestehen bleibt, so ist doch der „Prinz von Homburg“ das wundervollste Gebilde der „neuen Aufklärung“. Kleist war berufen, die Romantik zu überwinden, indem er sie fortentwickelte. Ein schweres Geschick hat ihm die Wirkung auf seine Zeit versagt.

## Sein und Werden.

Richtlinien für den deutschen Unterricht an den höheren Schulen.

Von Wilhelm Ganzenmüller in Bremerhaven.

### 1.

Erziehung unseres Volkes zu deutscher Kultur, das ist eine der Forderungen, die bereits vor dem Weltkrieg erhoben, doch erst durch ihn auf allgemeineres Verständnis rechnen dürfen. Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß eine solche Erziehung nur durch die Schule erfolgen kann. Zu den vereinzelt Stimmen, die vor dem Krieg eine starke Betonung des deutschen Charakters unserer Schulen verlangt haben, ist während desselben ein ganzer Chor getreten, ohne daß begreiflicherweise dadurch größere Klarheit über das Wie wäre gewonnen worden. Klarheit über diese Frage ist aber die selbstverständliche Voraussetzung für alle praktischen Vorschläge; mit der Forderung, mehr

1) Das Motiv ist echt romantisch. In G. Werners romantisierendem Spektakelstück „Die Weihe der Kraft“ (1807) träumt Luther V 2 romantischerweise von einem Stab, den ihm die Jungfrau Maria schenkt, und an dem Stab zieht er nachher fürbaß. In Tiecks Märchen „Die Elfen“ (1811) behält Maria als Erinnerung an ihren Aufenthalt bei den Elfen einen wunderbar glänzenden Ring.

deutschen Geist in die Schulen, ist schon deshalb nichts getan, weil jeder unter diesem deutschen Geist sich etwas anderes vorstellen kann. Aufgabe des Folgenden soll es also sein, zunächst einmal zu einer brauchbaren Begriffsbestimmung des „deutschen Wesens“ zu gelangen. Auf Grund dieser Bestimmung sollen dann einige Richtlinien für die künftige Gestaltung des deutschen Unterrichts gegeben werden. Daß auch der Geschichtsunterricht stärkere Beachtung als bisher verdient, wird sich dabei ebenfalls ergeben.

Ehe wir uns aber der Frage zuwenden: Wie ist der deutsche Unterricht künftig zu gestalten, um mehr als bisher für die Erziehung zu deutscher Kultur fruchtbar zu werden, gilt es, den Anhängern des seitherigen Lehrplans, der seitherigen Unterrichtsart zu antworten, welche sagen: Nationale Erziehung durch die Schule ist eine Selbstverständlichkeit; sie ist nicht nur eine theoretische Forderung unserer Lehrpläne, sie wurde bisher auch praktisch geleistet. Ja, manche gehen so weit, zu behaupten, unsere großen kriegerischen Erfolge seien der beste Beweis für die Güte unserer Schulen und sind sehr entrüstet, wenn sie zu hören bekommen, nicht wegen, sondern trotz unserer Schülerziehung haben unsere Jungen ihre Schlachten gewonnen. Nun, ich glaube, eine Umfrage unter den Heimgekehrten würde den schönen Glauben dieser Schulmänner jährlings zerstören.

Tatsächlich hat doch der Erfolg gezeigt, daß die praktische Leistung unserer Schule für die Weckung des nationalen Gedankens nicht genügt. Sonst wäre die vielbelegte Ausländerei der letzten Jahrzehnte nicht möglich gewesen, die sich nicht bloß beim weiblichen, sondern auch beim männlichen Geschlecht so unangenehm breitgemacht hat. Noch immer galt leider das Wort Sichts: „Der Gipfel unseres Triumphes aber ist, wenn man uns gar nicht mehr für Deutsche, sondern etwa für Spanier oder Engländer hält.“ Ebensovienig hat die Schule geleistet für die staatsbürgerliche Erziehung im engsten wie im weitesten Sinne.

Keines der großen europäischen Völker verwendet so viel Sorgfalt auf sein Schulwesen wie wir, und doch hat keine andere Schule so wenig praktischen nationalen Gehalt wie die deutsche. Freilich dringt man in der Theorie stets auf Erweckung eines eindringenden Verständnisses für deutsche Eigenart und von Begeisterung für unsere große Vergangenheit. Allein, woher soll solch Verständnis kommen bei der kurzen Zeit, die dem deutschen Unterricht zur Verfügung steht? Es ist von Lehrern des Deutschen so oft und so nachdrücklich auf diesen Mangel hingewiesen worden, daß es genügen mag, hier nochmals zu konstatieren, daß in der Oberrealschule in sämtlichen neun Klassen in einer Woche 34 deutsche Stunden gegeben werden, im Realgymnasium 28 und im Gymnasium gar nur 26. Dazu kommen für Religion und Geschichte zusammen bzw. 37, 36, 36 Stunden. Also auch in dem günstigen und wohl nicht allzuhäufigen Falle, daß die Religionsstunden ebenfalls der nationalen Erziehung zugute kommen, erhält man dafür im Gymnasium 62, Realgymnasium 64, Oberrealschule 71; dem stehen für fremde Sprachen und Mathematik gegenüber im Gymnasium 158, Realgymnasium 138, Oberrealschule 119. Das ist ein so schreiendes Mißverhältnis, daß jede weitere Erörterung sich erübrigt.

Unsere Gymnasiasten lesen ausführlich Herodot und Thukydides, Livius und Tacitus, Plato und sogar Cicero, unsere Realschulen Mignet, Taine, Macaulay und Carlyle. Welche deutsche Schule liest aber deutsche Historiker? Wo werden Ranke und Treitschke gelesen, wo Sichts Reden an die deutsche Nation? Wie man nicht mit Unrecht gesagt



hat, der deutsche Schüler weiß in Athen und Rom, in Paris und London besser Bescheid als in seiner Heimat, so kann man auch feststellen, daß für eine systematische Einführung ins griechisch-römische, bzw. englische und französische Geistesleben bei uns mehr geschieht als für die in unsere eigene Kultur. Breitschlagen der Klassiker (die auf diese Weise recht systematisch unseren Schulen verleidet werden)<sup>1)</sup> und anderseits eine mehr als oberflächliche Behandlung von Dichtern wie Hebbel, Ludwig, Mörike, Keller, Meyer, das ist heute noch vielfach der Inhalt des deutschen Unterrichts. Ebenso ist der Grammatikbetrieb durchaus nach den alten Sprachen orientiert. Man treibt Deutsch wie eine Fremdsprache. Wenn so unsere lebende Sprache als etwas Totes behandelt wird, darf man sich freilich nicht wundern, wenn das Sprachgefühl (von Individualität im Ausdruck gar nicht zu reden) ein erschreckend geringes ist, wenn der zusammenhängende, mündliche Vortrag noch in den Oberklassen unglaublich schwer fällt. Die Folge ist das Sprachelend unseres öffentlichen Lebens. Gewiß soll nicht behauptet werden, daß jeder englische und französische Zeitungsmensch dritten Ranges nun glänzend schreibt. Aber in Frankreich hat das Publikum, auch das ungebildete, ein sehr deutliches Gefühl für die Wertung des Sprachlichen, während in Deutschland auch der Gebildete sich selten an sprachlichen Unzulänglichkeiten und Unschönheiten stößt. Um so viel die Orthographie bei uns besser ist, um so viel ist das Stilgefühl geringer. Ja, wir haben unseren Faust nicht umsonst gelesen!

„Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben,  
Such' erst den Geist herauszutreiben.“

So handelt man der deutschen Sprache gegenüber. Ähnlich steht es mit der Geschichte. Diesem Sach weisen die Lehrpläne die Aufgabe zu, nicht bloß „den geschichtlichen Sinn zu schulen“, sondern „Verständnis für das Leben der Gegenwart und die Aufgaben unseres Volkes zu wecken“. Gerade jetzt vollzieht sich — wie im Deutschen — so auch in der Geschichte eine bemerkenswerte Wandlung, insbesondere wird allseitig laut der Ruf nach staatsbürgerlicher Erziehung erhoben<sup>2)</sup>. Aber auch diese wird fruchtlos bleiben, wenn wir die bisherige Orientierung des Geschichtsunterrichts beibehalten, wenn die Geschichte nichts bleibt als ein rückwärts gerichteter Prophet, der nur immer bestätigt, daß unsere großen Männer zum Heil des Ganzen so handeln mußten, wie sie gerade gehandelt haben. Was uns not tut, ist vor allem die Erkenntnis, daß mit dem heutigen Zustand, daß insbesondere mit der Gründung des Deutschen Reichs unsere Entwicklung nicht abgeschlossen, unsere nationalen Aufgaben nicht erfüllt sind; daß es sich nicht bloß um pietätvolle Erhaltung des Gewordenen, sondern vor allem um schöpferischen Ausbau unserer nationalen Zukunft handelt. Klarheit zu schaffen in der Frage, welches unsere nächsten Aufgaben sind, kurz die Erziehung zum historischen Menschen<sup>3)</sup>, das ist die Aufgabe des Geschichtsunterrichts<sup>4)</sup>.

1) Ich kenne eine Studienanstalt, wo der Lehrer des Deutschen ein halbes Jahr auf „Minna von Barnhelm“ verwendet hat! und Ähnliches kommt öfter vor als man glaubt. Man frage nur den Durchschnitt unsrer Schüler nach ihren Eindrücken über die Glocke, Goethes „Iphigenie“ usw., meist wird es der Langeweile sein.

2) Es sei hier nur an die zahlreichen hierhergehörigen Aufsätze in der Zeitschrift „Vergangenheit und Gegenwart“ erinnert.

3) Genaueres hierüber in meiner Abhandlung: „Die Bedeutung der Geschichtsphilosophie für den Unterricht“, Vergangenheit und Gegenwart IV, 4, S. 218.

4) Einen ähnlichen Vorwurf erhebt Rohrbach (Der deutsche Gedanke in der Welt,

Wie weit diese Zielsetzung auf die Gestalt der bestehenden Lehrpläne einwirken muß, soll hier nicht untersucht werden. Bekanntlich wird in Fachkreisen, namentlich an den höheren Mädchenschulen, gegenwärtig vielfach die Frage erörtert, ob und wie weit eine Beschränkung des fremdsprachlichen Unterrichts zugunsten von Deutsch und Geschichte möglich und nötig ist<sup>1)</sup>. Ohne mich auf diese Fragen hier näher einzulassen, möchte ich betonen, daß eine Erhöhung der Stundenzahl für Deutsch und Geschichte m. E. unbedingt nötig und nur auf Kosten der Fremdsprachen möglich ist, daß die Hauptsache aber nicht die Vermehrung der Stundenzahl ist. Die Hauptsache ist vielmehr, daß der Unterricht — in allen Fächern — erteilt wird aus klarer Erkenntnis des deutschen Wesens heraus, das gebildet werden soll. Ohne diese klare Erkenntnis nützt auch die höchste Stundenzahl nichts. Die erste Frage für den Erzieher muß also sein: Was ist deutsch?

## 2. Was ist deutsch?

Wie für den einzelnen Menschen, so ist auch für ein ganzes Volk die Selbsterkenntnis besonders schwierig. Ich meine hier nicht die Schwierigkeit, die sich ergibt aus der naiven nationalen Eitelkeit, die sich alle menschlich guten Eigenschaften zuschreibt. Auch dem ungetrübten Blick bieten sich hier starke Schwierigkeiten.

Zunächst ist vielfach der naheliegende Versuch gemacht worden, eine inhaltliche Bestimmung des Begriffes „deutsch“ zu gewinnen. Wenn man aber dem Deutschen bestimmte Tugenden, wie Ehrlichkeit oder Treue, beilegt, so bleibt man in bedenklicher Nähe jener groben Charakterisierungsart, wie sie leider auf den Schulen vielfach geübt wird und die einfach „welschen Trug und Tücke der deutschen Kraft und Treu“ gegenüberstellt. Mit dem Begriff Treue z. B. läßt sich schon deswegen nichts anfangen, weil er eine gewaltige Wandlung durchgemacht hat von einer sehr äußerlichen Auffassung zu der heutigen Verinnerlichung. So hat auch das berühmte Thema „Die Treue im Nibelungenlied“ keinerlei Gegenwartsbeziehung und darum auch keinen erzieherischen Wert. Eine Treue, für die es einen sittlichen Maßstab noch nicht gibt, ist für uns nur noch ästhetisch, aber nicht moralisch zu bewerten. Spezifisch deutsch ist sie heute nicht mehr, eher noch steht der Engländer mit seinem Sprichwort: „Right or wrong, my country!“ auf diesem Standpunkt.

Etwas tiefer geht es schon, wenn man aus der Geschichte glaubt schließen zu dürfen, daß der Deutsche eine besondere Neigung für die Monarchie oder für das Christentum habe. Hier besteht aber vor allem die Gefahr, daß man seinen politischen oder religiösen Einzelstandpunkt dem Ganzen unterschieben will, vollends dann, wenn man weiter fragt, welche der historisch gewordenen Ausprägungen des Christentums denn nun so recht eigentlich dem deutschen Wesen entspricht. Jede Entscheidung dieser Art müßte in ungebührlicher Weise den Umfang des Begriffes deutsch einschränken und so zu einer Verarmung der historischen Gesichtszüge unseres Volkes führen, die eine Verarmung und Verengerung unseres geistigen Horizonts nach sich ziehen müßte.

S. 98), wenn er sagt: „Nationale Begeisterung kann sich überhaupt nicht auf die Dauer an etwas Erworbenem und Vorhandenem entzünden, sondern wenn sie echt und kraftvoll sein soll, muß sie mit Vorwärtswollen und mit Zukunftshoffnungen durchtränkt sein.“

1) Vgl. dazu die vom Engeren Ausschuß des deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen „zur Berücksichtigung“ in der Zeitschrift Frauenbildung (XIV, 243 ff.) aufgestellten Gesichtspunkte.

Unsere Frage läßt sich eben inhaltlich überhaupt nicht beantworten, wenn man nicht als Antwort einfach eine deutsche Geschichte geben will. Es ist das eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Das Wesen des Deutschen der Urzeit, des Mittelalters, der Jetztzeit ist doch inhaltlich durchaus verschieden. Wie die Einheit des Individuums nicht in der Einheit seiner Bewußtseinsinhalte in verschiedenen Zeitpunkten seiner Entwicklung, sondern vielmehr in der Einheitlichkeit seines Charakters liegt, also nicht ein Inhalts-, sondern ein Formproblem ist, so läßt sich auch dem Wesen unseres Volkes nur von der Seite der Form her beikommen.

Auch diese Untersuchung muß historisch vorgehen. Während aber die oben angedeuteten Methoden sich auf die Frage zurückführen lassen: „Welche inhaltlich bestimmten Werte verkörpern sich im deutschen Wesen?“ muß sie von unserem Standpunkte aus vielmehr lauten: „Wie verkörpern sich die — mindestens innerhalb des christlich-europäischen Kulturkreises allgemein anerkannten — Werte in der Geschichte des deutschen Volkes?“ Nur so wird man einerseits der Idee der europäischen Kulturgemeinschaft, an der wir auch nach den schweren Enttäuschungen des Weltkrieges nicht verzweifeln wollen, und andererseits der berechtigten und notwendigen Eigenart unseres Volkes gleichmäßig gerecht.

Nun besteht freilich schon seit über 100 Jahren ein Versuch, das Wesen des Deutschen rein formal zu bestimmen, und kein geringerer als Nietzsche hat ihn gemacht. Es mag verwegen erscheinen, der Nietzsche'schen Lösung eine andere entgegenzusetzen zu wollen und doch ist der Versuch dazu berechtigt und muß gemacht werden. Ausgehend von dem Wesen der Sprache gelangt Nietzsche bekanntlich zu der Anschauung: die Deutschen sind das Urvolk, deutsch sein heißt ursprünglich sein, „an ein absolut Erstes und Ursprüngliches im Menschen selber, an Freiheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unseres Geschlechts glauben“. Abgesehen von der Ungerechtigkeit gehen die romanischen Völker, „das Ausland“, dessen Wesen darin besteht, an all dieses nicht zu glauben, hat diese Definition den Fehler zu großer Allgemeinheit. Sie definiert nicht den Unterbegriff Deutscher, sondern den Oberbegriff Mensch — und zwar im Sinne Jesu; oder anders ausgedrückt, für Nietzsche ist allein der wahre Deutsche der wahre Mensch. Unser heutiges, von der Geschichtsphilosophie belehrtes Denken sträubt sich gegen das Vollziehen dieser Gleichung. Für uns ist das Deutsche nur eine Möglichkeit der Entwicklung des Geistes, die gleichberechtigt neben anderen besteht.

Weisen wir demnach das Ergebnis Nietzses als zu allgemein ab, so müssen wir zum Weg seiner Untersuchung eine ähnliche Stellung einnehmen. An Stelle der sprachphilosophischen Betrachtung hat eine historische zu stehen. Eine Antwort auf die Frage: „Wie verkörpern sich die allgemein anerkannten Werte in der Geschichte des deutschen Volkes?“ können wir nur gewinnen durch die Betrachtung der großen Deutschen, die für uns diese Werte geschaffen haben. Abstrahiert man dabei von dem Besonderen, so bleibt ein gemeinsames, formales Moment übrig, das wir eben als das spezifisch Deutsche ansprechen dürfen. Ein solcher Gang der Untersuchung schützt auch vor dem gerade hier so leicht zu begehenden Zirkel, das deutsche Wesen aus der Betrachtung einzelner Persönlichkeiten und den Maßstab dafür, was an der historischen Person spezifisch deutsch ist, wieder aus einer von vornherein feststehenden Anschauung vom Wesen des Deutschen zu gewinnen.

Ein solches induktives Verfahren wirkt um so überzeugender, je vollständiger das

vorhandene Material berücksichtigt wird. Soll aber unsere Einleitung sich nicht zu einem Buch auswachsen, so muß ich mich in einer Weise beschränken, die vielleicht die Beweisraft meiner Behauptung gefährdet und mir den Vorwurf zuzieht, das Besondere zum Allgemeinen erhoben und so eine viel zu enge Bestimmung des deutschen Wesens gegeben zu haben. Auf diese Gefahr hin wage ich, an einem beschränkten Material meine Untersuchung vorzunehmen und behalte mir vor, dieser Behauptung an anderer Stelle die nötige breite Grundlage zu geben. Sollte meine Bestimmung des deutschen Wesens trotzdem als zu eng befunden werden, so tröste ich mich mit größeren Männern, denen Ähnliches geschehen ist: auch die Bestimmung des griechischen Wesens, wie es unsere Klassiker ansehen, hat sich als einseitig erwiesen und doch wird man zugeben müssen, daß das auf dieser Einseitigkeit von W. v. Humboldt aufgebaute Schulwesen zu seiner Zeit wertvolle Früchte getragen hat.

Die Geschichte der deutschen Kultur stellt einen heute noch nicht beendeten Kampf des Germanischen mit dem Christentum und der Antike dar. Dieser Kampf spielt sich auf allen Gebieten des Kulturlebens ab.

Am deutlichsten läßt er sich auf dem Gebiete der Kunst beobachten. Schon das ganze Mittelalter ist erfüllt von diesem Kampf: als stets sich erneuernde, stets sich verstärkende Flutwelle kehren seit der Karolingerzeit antike Elemente in der Formsprache der bildenden wie der Dichtkunst wieder. Es ließe sich z. B. nachweisen, wie im Buchschmuck, im plastischen Schmuck der Kirchen die Nachbildungen der Antike sich mit den eingeborenen Erzeugnissen des germanischen Geistes mannigfach vermischen. Das Wesen des antiken Ornaments ist Geschlossenheit und klare Übersichtlichkeit des Aufbaus, das des germanischen Endlosigkeit, Unabgeschlossenheit, überquellender Phantasie reichum, aber Mangel an klarer, geschlossener Anordnung. Während dann die transzendente Größe der christlichen Heilslehre sich in streng und groß empfundenen Worten der Plastik ausdrückt (man denke etwa an die Halberstädter Kreuzigungsgruppe), ringt in spätgotischer Zeit sowohl in Plastik wie in Malerei ein Geist nach Ausdruck, dessen Mangel man etwa bei Mulscher, dessen Größe man bei Tilman Riemenschneider erkennen mag. Außer den offensichtlichen anatomischen Mängeln, der „Falschheit im Gemäl“ ist auch hier der erste Eindruck der Überfüllung des Rahmens mit malerischen oder plastischen Gestalten. Dabei aber dann eine Intensität der Charakterisierung, die freilich bei Mulscher mehr aufs Niedrige, bei Riemenschneider aufs Edle geht. Auch Dürer zeigt in den Werken seiner Frühzeit dieselbe aus überquellendem Phantasie reichum entspringende Überfüllung des Bildraums. Wohl hat dann die italienische Kunst stark auf ihn eingewirkt, gerade auch auf dem Gebiete der Komposition, worin sie vor der gleichzeitigen deutschen Kunst einen so weiten Vorsprung hatte. Aber doch bleibt bei Dürer als Grundzug seines künstlerischen Wesens jene Fülle, die nicht bloß aus naiver Freude an den Einzelheiten der Außenwelt geboren ist, sondern die seinen späteren Werken, man denke z. B. an die Melancholie oder den Hieronymus im Gehäus, ihren eigentümlichen Charakter gibt. Über dem Dielerlei schwebt eine einheitliche Stimmung, die die Einzelheiten zu einem Ganzen vereinigt, eine Melodie scheint aufzuklingen, die Stimmung ist nicht eigentlich da, sondern sie entsteht während der Betrachtung, kurz die Einheit des Bildes liegt nicht in der Form, der Komposition, sondern in der durch den Inhalt erweckten Stimmung. Noch deutlicher, typischer wäre dieser Charakter an Rembrandt nachzuweisen. Doch

verzichte ich hierauf, nicht weil Rembrandt kein Deutscher im politischen Sinn wäre, sondern deswegen, weil diese Tatsachen bereits eine Darstellung gefunden haben, eine doppelte sogar, und darum in ihrer Übereinstimmung, die von ganz verschiedenen Ausgangspunkten her und auf verschiedenen Wegen erreicht wird, auch doppelt bemerkenswert, ich denke natürlich an Carl Neumann und Simmel. Betont Neumann mehr die Wendung zum Charakteristischen und die von innen heraus erfolgende Vergeistigung als wesentlich an Rembrandts Kunst, so findet Simmel das Wesen dieser Kunst darin, daß sie nicht das Sein, sondern das Werden, nicht eine geometrische, sondern eine organische Einheit darstellt. Dagegen finden beide das Wesen der Renaissance, überhaupt des griechischen und römischen Charakters in Kunst und Leben, darin, daß sie (unbewußt) immer auf den Beschauer hin orientiert ist. Der Deutsche ist sachlicher. Auch bei Holbein ist diese deutsche Sachlichkeit stark ausgeprägt, wenn er auch sonst viel stärker als Dürer im Strom der Renaissanceinflüsse steht. Mit Recht hat Heidrich in seiner „Altdeutschen Malerei“ Dürer mit Luther, Holbein aber mit Calvin verglichen. Straffe Organisation und strenge Logik im Aufbau ihrer Werke sind beiden gemeinsam. Mit Heidrich wird man, ohne den Begriff des Deutschen dadurch künstlich zu verengen, sagen dürfen, daß Dürer ihn in einem reineren Sinne verkörpert als Holbein.

Als nach der Verfallzeit des 17. Jahrhunderts der deutsche Genius von neuem erwacht, da ist es nicht mehr die bildende Kunst, in der er spricht, zunächst auch nicht die Dichtkunst, sondern die Musik. Wieweit das für die damalige Zeit in den Tatsachen der äußeren Kultur, den romanischen Neigungen der Höfe einerseits, der Armut der Bürgertreife andererseits begründet lag, mag hier außer acht bleiben. Daß aber der deutsche Geist sein Höchstes überhaupt nicht in der bildenden Kunst, sondern in der Tonkunst gegeben hat, das muß seinen inneren Grund darin haben, daß diese ihm adäquater ist als jene. Was ist nun das Wesen der musikalischen Form? Dieses, daß ihre Einheit im Moment überhaupt nicht zu fassen ist, daß sie dargestellt und gefaßt werden kann nur in der Zeitfolge, daß sie nicht unter die Kategorie des Seins, sondern die des Werdens fällt. Darum ist die Musik besonders geeignet zur Darstellung der Einheit im Werden suchenden deutschen Weltanschauung. Wie Dürer unter der Einwirkung Luthers eine vertiefte, verinnerlichte Auffassung der überkommenen christlichen Lehrformen und ihrer bildlichen Darstellung gewinnt, so erfüllt Bach die kirchliche Musik mit der ganzen Innerlichkeit seines vom Pietismus beeinflussten Glaubenslebens. Wie Dürer ist er nicht nur der Erfüller des Alten, sondern auch der Prophet des Neuen. Beiden gemeinsam ist auch, daß sie aus der kernhaften Tüchtigkeit des deutschen Bürgertums, in dessen Enge sie tief eingewurzelt sind, die Kräfte sich gesaugt haben, mit denen sie gleich der Ulme zu Hirsau weit hinauswuchsen aus dieser Enge. Und wie Holbein neben Dürer, so steht Händel neben Bach, auch er gewiß in seinem Wesen deutsch, aber doch internationaler in seinem Lebenslauf wie in seiner Kunst. Und nun Beethoven! Auch seine Musik ist wie die Bachs religiös im tiefsten Grunde, freilich nicht so, daß er sich wie Bach selbstverständlich einfügt in die christlichen Glaubenssätze. Wenn er wie Prometheus sich auflehnt gegen das Schicksal, wenn er alles Gegebene zu verneinen, ja zu vernichten scheint, so ringt er sich doch nach diesen fürchtbaren Kämpfen durch zu einem seligen, erlösenden Ja. Man braucht die neunte Symphonie ja nicht in ihren einzelnen Sätzen genau mit dem Faust zu vergleichen.

Man kann sehr wohl etwas ganz anderes dabei erleben, aber das steht fest, daß auch bei Beethoven alles Kampf ist, Entwicklung durch Kampf; auch für ihn gilt das Goethische Stirb und Werde. Und wie Goethe im Faust, so hat auch Beethoven in seiner neunten Symphonie ein Werk gegeben, das „die Form der Symphonie zersprengt“, richtiger gesagt, er hat entsprechend der Einzigartigkeit des Inhalts auch eine einzigartige, nur hier mögliche Form geschaffen. Reiche Phantasie und ein oft barocker Humor (man denke nur an die Rolle, die das Sargott bei ihm spielt), ergänzen das Bild des großen deutschen Musikers.

Besonders stark sind die ausländischen Einflüsse auf dem Gebiet der Dichtkunst. Nur in der ältesten Zeit war sie ganz unbeeinflusst von dem romanischen Kulturkreis; leider aber ist die Zahl der erhaltenen Denkmäler so gering — es handelt sich eigentlich nur um das Bruchstück des Hildebrandslieds — daß nur mit größter Vorsicht daraus Schlüsse auf das deutsche Wesen dürfen gezogen werden. Was sich daraus ergibt, das ist: Neigung zum Charakteristischen auf Kosten der formalen Abrundung, starke Betonung der Einzelheiten (auch der Stabreim gehört in diesen Zusammenhang), schärfste Gegensätze nicht ausgeglichen, sondern dramatisch gegeneinandergestellt, starkes Hervortreten eines freibewegten Rhythmus und darum über dem Ganzen mehr musikalische als malerische oder plastische Stimmung. All das gilt (abgesehen natürlich von der Form des Stabreims) auch von denjenigen mittelalterlichen Werken, die sich, wie das Nibelungenlied, von dem romanischen Einfluß wenigstens im wesentlichen freigehalten haben. Dagegen ist es innerhalb der höfischen Literatur nur den beiden Größten gelungen, mehr zu geben als eine talentvolle Nachahmung des Fremden. Und bedeutenderweise stehen sowohl Walthar von der Vogelweide als Wolfram von Eschenbach in einem bewußten Gegensatz zu der herkömmlichen Auffassung. Walthar befreit sich von dem romanischen Rationalismus in der Liebe und gibt eine geniale Synthese unmittelbarer natürlicher Empfindung mit feinsten psychologischer Durchleuchtung. Die mannigfaltigsten Formen handhabt er mühelos. Anders steht es mit Wolfram: ihm fällt die Form nicht leicht, er ist manchmal breit, schwerfällig, dunkel; aber er besitzt die Gabe scharfer Charakterisierung und einen trockenen Humor. Wie Walthar, so wendet auch er sich gegen die konventionelle Auffassung der Minne und preist das Eheleben. Insbesondere aber wendet er sich von der äußerlichen Auffassung des ritterlichen Ideals ab. Im Parzival setzt er dem in Gawan dargestellten herkömmlichen Ideal seine eigene Auffassung entgegen. Durch Befolgung der äußerlichen Regeln der Gesellschaft unglücklich geworden, verfällt er in Zweifel und wird gerettet nur durch „Stärke und Treue“. Die Einheit der Handlung wird, äußerlich betrachtet, durch die lange Gawanepisode fast in Frage gestellt, innerlich betrachtet aber haben wir hier eine ganz andere, in der Entwicklung eines Charakters gelegene Einheit. Der Parzival ist somit das erste jener Reihe großer Dichtwerke, die das Werden einer Persönlichkeit zum Gegenstand haben, einer Reihe, die sich im Simplicius Simplicissimus von Grimmelshausen und in Goethes Faust und Wilhelm Meister fortsetzt. Dagegen geben die französischen Epen jener Zeit, soweit sie, wie bei Chrestien von Troyes, mehr sind als eine Anhäufung zufälliger Abenteuer, nicht eine Entwicklung, sondern die allseitige scharfe Beleuchtung eines bestimmten Problems.

Werfen wir im Vorbeigehen rasch noch einen Blick auf Hans Sachs, so finden wir in seinen vielgeschmähten Knittelversen das freilich vergrößerte Prinzip des germani-

ischen freien Rhythmus wieder. So gewiß seine Verse eine Verwilderung des Geschmacks darstellen, so gewiß sind sie in ihrer Verwilderung ausdrucksvoller als die korrekten Verse unserer Renaissancepoeten. Ich wenigstens gehe lieber auf dem rauhen Knittelpfad der Sachs'schen Schwänke als auf dem glatten Parkett Opiz'scher Alexandrinerdichtungen. Wir finden ferner bei Mangel an künstlerischer Formung bei ihm Humor und reiche Fülle der Erfindung. Sein dramatisches Gefühl ist so stark entwickelt, daß viele Erzählungen ihm unter der Hand zu bloßen Dialogen auswachsen, die nur noch die allernötigsten Angaben über die Handlung enthalten, auch hier erinnert er an das Hildebrandslied.

Und nun noch einen Blick auf Goethe! In stärkstem Maße durchdringen bei ihm sich die verschiedensten Elemente. In dem berühmten Brief vom 13. August 1794 sagt Schiller von ihm: „In derjenigen Lebensperiode, wo die Seele sich aus der äußeren Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegendes Genie diesen Mangel von innen entdeckte und von außen her durch die Bekanntschaft der griechischen Natur davon vergewissert wurde.“ Sehen wir von dem Werturteil, das Schiller hier ausspricht, ab, so konnte in der Tat das Wesen des jungen Goethe, des Goethe der Sturm- und Drangzeit, nicht besser charakterisiert werden, als durch das Beiwort „nordisch“. Wie er unter Herders Einfluß in der Theorie den Satz aufstellt: „Diese charakteristische Kunst ist die einzig wahre“ (Von deutscher Baukunst), so geht er auch in der Darstellung überall auf das Charakteristische aus. Nirgends ruhige Linien schöner Geschlossenheit, aber überall ursprünglichstes Leben, heftige, aber musikalische Bewegung in seiner Lyrik, überreiche Handlung im Drama, die (wenigstens im ersten Entwurf des Götz von Berlichingen) nicht nur die Einheit von Zeit und Ort vollständig außer acht läßt, sondern sogar die Einheit der Handlung in Frage stellt. Im Roman schließlich ein Übermaß von Empfindsamkeit, das, mit einem grüblerischen, metaphysischen Hang verbunden, seinen Träger zugrunde richtet. All diese Wildbäche vereinigen sich und brechen nach langem unterirdischen Lauf geflärt im Saust wieder ans Tageslicht. Die Verachtung der äußerlich herangebrachten und darum dem Wesen des deutschen Kunstwerks fremden romanischen (oder klassischen) Form ist hier aufgehoben zugunsten einer ganz neuen, aus dem Kunstwerk selbst hervorgehenden und so nur eben dies eine Mal möglichen Form. Durch den veredelten Knittelvers knüpft Goethe unmittelbar wieder an Sachs an und gibt so die Vollendung der germanischen Prosodie. Und wie ungeheuer musikalisch sind die lyrischen Teile empfunden. Wie ist der Rhythmus des Lieds „Meine Ruh' ist hin“ unmittelbar aus der Situation geschöpft. Wie etwa in der h-moll-Messe von Bach in den frohlockenden Tönen des Resurrexit ein Widerhall des österlichen Lerchenjubels zu ertönen scheint, so hören wir hier in dem Kehrreim gleichsam noch das Spinnrad sausen und doch ist in beiden Fällen dieser Eindruck der äußeren Welt nur der Resonanzboden, der einen Klang aus einer rein geistigen Welt verstärkt ertönen läßt. Es ist das seinem Wesen nach dasselbe, was bei Rembrandt die Durchgeistigung der Außenwelt ist. Das Äußere ist nicht mehr bloß das Symbol des Innerlichen, sondern dieses Innerliche ist jetzt und hier in das Äußere eingegangen und spricht aus ihm zu uns. Soviel zur Form des ersten Teils. Über den Inhalt können wir uns weitere Darlegungen ersparen. Es ist oft genug gesagt und allgemein anerkannt worden, daß der Saust in erster Linie das Wer-

den einer Persönlichkeit darstellt und hierin mit Parival zu vergleichen ist, insbesondere auch darin, daß die Rechtfertigung der Erlösung hier wie dort mit ganz ähnlichen Worten ausgesprochen wird. Sodann tritt neben das ethische Problem eines, das man als erkenntnistheoretisch bezeichnen möchte, wenn es nicht für Goethe eine so überaus praktische Bedeutung gehabt hätte. Faust will erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält, und dazu genügt ihm die begriffliche Fassung der Wahrheit nicht; diese treibt erst das Leben heraus und arbeitet dann mit den „toten“ Begriffen, Faust aber will lebendige Erkenntnis, eine Einheit, die nicht auf begrifflichem Weg gewonnen ist, kurz, nicht die abstrakte Einheit im Sein, sondern die organische Einheit im Werden.

Freilich hat die Entwicklung Goethes dann einen anderen Weg genommen. Auch ihn ergriff die Sehnsucht des Deutschen nach der geschlossenen Form der Antike. Der Erfüllung dieser Sehnsucht opferte er mit vollem Bewußtsein vieles von seinem Besten. Er kannte wohl die Gefahren der freischweifenden, in Ahnungen schwebenden Phantasie. Gerade, weil sie bei ihm so stark entwickelt war, suchte er ihr durch die Beschränkung der klassischen Form den Halt zu geben, dessen sie nach seiner Ansicht bedurfte, um nicht bloß großgedachte Skizzen, sondern vollendete Kunstwerke zu geben. Dabei ist höchst charakteristisch, wie die musikalische Stimmung seiner Werke immer mehr in eine malerische übergeht. Deutlich fällt auch dieser Umschwung mit der italienischen Reise zusammen. Iphigenie vereint bildmäßige Wirkung noch mit so prachtvollen Musikwirkungen, wie sie gleich im Eingangsmonolog und im Monolog Orestes sich finden. Im Tasso dagegen erwecken die Verse nicht Klänge, sondern Farben. Wie deutlich steht, auch ohne szenische Nachhilfe, der südliche Garten vor uns!

Es wäre überaus lächerlich, Goethe um dieser künstlerisch so fruchtbaren Selbstbeschränkung willen herabzusetzen. An der notwendigen und folgerichtigen Geschlossenheit seiner künstlerischen Entwicklung ist mit „Wenn“ und „Aber“ nichts auszurichten. Aber die Romantik war ihm gegenüber doch insofern im Recht, als die Zukunft der deutschen Dichtkunst nicht in einer epigonenhaften Nachahmung Goethes, sondern nur in freier Entwicklung des deutschen Wesens liegen konnte.

Freilich hat keiner der Romantiker ein Kunstwerk geschaffen, das mit einem Goethischen sich vergleichen ließe. Aber sie haben das ungeheure Verdienst, nicht bloß neue Probleme in die Kunst eingeführt, sondern auch den Weg zu einer Lösung dieser Probleme aus der deutschen Eigenart heraus versucht zu haben. Ihre Bedeutung für die fortschreitende historische Erkenntnis des deutschen Geisteslebens in der Vergangenheit sei hier nur nebenbei erwähnt.

Verlassen wir damit das Gebiet der Kunst und gehen wir auf das der Wissenschaft über. Hier wäre nun eine inhaltlich gerichtete Untersuchung natürlich ganz besonders sinnlos. Die Ergebnisse der Wissenschaft sind freilich „international“, und ebenso sind es ihre logischen Grundlagen. Das, worin das Nationale zum Ausdruck kommt, ist auch hier die Form, zunächst im engeren Sinn, die Form der Darstellung. Während bei den Romanen vielfach die Glätte der Form über Mängel des Inhalts hinwegtäuscht, macht der Mangel jeglicher Form manche deutschen Werke trotz bedeutenden Inhalts ungenießbar. Das Überwuchern der Einzelheiten über die innere Einheit des Ganzen, insbesondere die allzu weitgehende Spezialisierung sind bekannte Fehler des deutschen Gelehrten. Damit berühren wir bereits eine andere Seite des Formproblems, die



Frage nach der Art der wissenschaftlichen Durchdringung des Stoffs. Man kann sagen: Der Deutsche geht leicht im Stoff unter; der Romane geht oft nicht tief genug in den Stoff ein. Die Klarheit romanischer Darstellungen wird gewonnen auf Grund allgemein logischer, von außen an den Stoff herangebrachter ordnender Prinzipien. Die deutsche Klarheit beruht auf Erforschung des inneren Zusammenhangs, was für einen großen Stoff dann allerdings nur ein großer Geist zu leisten vermag. Die höchste Leistung dieser Art ist Kants „Kritik der reinen Vernunft“. Was Kant über die Beziehung auf den „Gegenstand“ sagt sowie über die „Dignität, die unsere Vorstellungen durch die Beziehung auf den Gegenstand erhalten“, das ist nichts anderes als die Konstituierung eines Geltungszusammenhangs, der nicht mittelst metaphysischer oder psychologischer oder positivistischer Methoden von außen her festgestellt wird, sondern der sich aus einer kritischen Analyse der Wissenschaft ergibt, weil er von vornherein drin steckt. Der Sinn, oder was dasselbe ist, die Einheit der Welt, ist also auch für Kant nicht etwas von außen herangebrachtes, sondern etwas in der Welt Enthaltene; auch für ihn existiert die Form nicht neben, sondern nur am Inhalt. Doch kommt in der kantischen Philosophie die Einheit im Werden nicht so deutlich zum Ausdruck, einfach deswegen, weil für Kant als einzige Wissenschaft, mithin als einzig mögliches Gebiet der Erfahrung die Naturwissenschaft galt und nach damaligem Stand der Wissenschaft auch gelten mußte. Auch hier führt erst die Romantik weiter: wie neben die Naturwissenschaften die Geschichte, so tritt neben Kant die Geschichtsphilosophie Hegels. Hegel erkennt als Erfüllung der Ideen der praktischen Vernunft Kants das Gebiet der Geschichte. Damit wird einer Weiterführung der Philosophie — auch unabhängig von Hegels verfehlter, dialektischer Methode — der Weg gewiesen, einer Weiterführung, die die Einheit im Werden sucht. Ich betrachte es als ein glückliches Zeichen der Wiedergeburt des deutschen Wesens, daß wir nun eine solche transzendental-kritische Geschichtsphilosophie in den Werken Windelbands und Rickerts besitzen.<sup>1)</sup>

Auf dem Gebiet der Ethik findet die Ablehnung jeder äußeren, nicht aus der Sache selbst hervorgehenden ethischen Vorschrift ihren höchsten Ausdruck in der kantischen Ethik der reinen Pflicht. Die im Sinn Kants liegende, rein formale Bestimmung ist die einzige, die absolute Gebundenheit mit höchster persönlicher Freiheit vereinigt und es so dem einzelnen ermöglicht, wie in der Kunst so hier seinem sittlichen Verhalten eine rein persönliche, organisch aus seinem Wesen hervorgehende und darum bei aller Freiheit auch absolut notwendige Form zu geben. Von Kants Rigorismus wäre dabei allerdings als einer nicht zum Wesen der Sache gehörigen Einseitigkeit abzusehen. Dieser Rigorismus ist es denn auch gewesen, der den Widerspruch der Romantik herausgefordert hat, so daß wir auf dem Gebiet der Ethik denselben Gegensatz verfolgen können, wie auf dem der Kunst. Sieht man aber bei Kant von seinem Rigorismus und bei Schleiermacher von den aus dem Gegensatz sich ergebenden Übertreibungen ab, so läßt sich sehr wohl ein Begriff finden, der beiden gerecht wird: es ist das eben der Begriff einer organischen, aus dem innersten Wesen des einzelnen herauswachsenden Sittlichkeit, denn dieses innerste Wesen steht auch im Einklang mit den allgemeinen Prinzipien, die das Wesen der Welt ausmachen. Wollte man auch hier historisch vorgehen, so wäre darzulegen, wie das Wesen der deutschen Sittlichkeit von jeher eine

1) In diesem Zusammenhang sei auch auf die sehr klare Darlegung dieses ganzen Problems in München, „Erlebnis und Gestaltung“ hingewiesen.

Neigung nach formaler Bestimmung gezeigt hat. Der vielbesprochene Begriff der Treue gehört in diesen Zusammenhang. Denn die Forderung der Treue befaßt in seiner ursprünglichen Form nichts, als daß unbedingtes Eintreten des Mannes für seinen Herrn und umgekehrt unter allen Umständen unverletzliche Pflicht ist. So hat der einzelne einen Kanon für sein sittliches Verhalten, der eine gewisse Einheitlichkeit seines Handelns jedenfalls eher ermöglicht, als die zunächst rein äußerlich als Summe inhaltlicher Vorschriften wirkende gesetzmäßige Sittlichkeit der Kirche.

Sein Letztes und Tiefstes aber hat der deutsche Geist in der Religion gegeben. Weder Dürer noch Rembrandt, weder Goethe noch Bach noch Beethoven sind verständlich, wenn man ihnen nicht bis in diese ihre letzte Tiefe folgt. Hat auf dem Gebiete der Kunst sich der Kampf zwischen Germanentum und Antike abgespielt, so tritt auf dem der Religion der Gegensatz zwischen Germanentum und Christentum (in seiner kirchlichen Ausprägung) zutage. Schon in dem Widerstreben der deutschen Mönche gegen die strenge und gleichförmige Regelung des äußeren und inneren Lebens durch die cluniacensische Reformbewegung hat man den germanischen Gegensatz gegen das unter romanischem Einfluß stehende System erblicken wollen.<sup>1)</sup> Auch in dem Bestreben des Episkopats, die Macht des Papstes nicht allzu groß werden zu lassen, hat neben dem eigenen Machtstreben der deutsche Widerwille gegen Zentralisation, gegen eine allen auferlegte gemeinsame Form gewiß mitgespielt. Aber das sind Äußerlichkeiten. Eine innere Aneignung, kongeniales Verständnis für das Christentum beginnt eigentlich erst mit dem Ablauf der streng asketischen Periode, d. h. seit dem 13. Jahrhundert. Die Frucht dieser Verbindung ist die deutsche Mystik. Es ist hier natürlich nicht möglich, allen denen, für die Mystik nichts bedeutet als blauer Dunst oder wohl gar ein ungesundes religiöses Gedankenspiel, ausführlich klarzumachen, was Mystik, deutsche Mystik, wirklich ist. Es mag genügen, hier festzustellen, daß das Wesen der deutschen Mystik, wie es in ihrem größten Vertreter, Meister Eckhardt, sich ausdrückt, auf nichts anderes geht, als auf eine Religion nicht des Seins, sondern des Werdens. Daß Gott in jeder Menschenseele stets aufs neue wiedergeboren werde, heißt und hier, daß die Ewigkeit nicht nach der Zeit, sondern in der Zeit anbreche, das Unendliche im Endlichen erscheine, das ist der Inhalt dieser Religion. Geht so durch Eckhardts Werk der große deutsche Grundzug, der die Einheit im Werden sucht und nicht im Sein, so findet sich auch der Drang nach dem Charakteristischen bei ihm aufs höchste gesteigert in dem Drang, der das eigentliche Wesen sucht, die tiefste Verinnerlichung. So angesehen, verliert die Mystik den Charakter des Fremdartigen. Die Nebel des Vorurteils zerreißen, wir blicken uns um und erkennen: wir sind im Heimatland unseres Geistes, die Mystik ist ja die deutsche Religion, was Goethe, was Schöte u. a. unter Religion verstanden haben, das ist nichts anderes als eine mehr oder weniger klare Ahnung dieser Zusammenhänge. Hier und nicht im mathematischen Pantheismus Spinozas wurzelt Goethes Anschauung von der Einheit alles Lebens, und Schötes „wahre Religion“ ist nichts anderes als Mystik.

Ja, auch das finden wir bei Eckhardt wieder, daß er nicht eine äußere begriffliche Lösung sucht, sondern die Gegensätze, man möchte sagen dramatisch nebeneinanderstellend eine höchste Spannung erzielt, deren Lösung nicht mehr begrifflich, son-

1) Vgl. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands III, 512.

dern durch das Leben selbst erfolgt. Was anderwärts ein deutscher Mangel ist, wird hier zu einem deutschen Vorzug: der Mangel an Form zwingt den einzelnen, das Religiöse jenseits aller Form zu suchen, erst recht natürlich jenseits aller kirchlichen Formen. Auch hier tritt ein bemerkenswerter Gegensatz zu den Romanen hervor: während Eckhardt die Kirche überwindet, ohne sie zu bekämpfen, bekämpfen die Romanen die Kirche ohne sie zu überwinden, anders ausgedrückt, es geht bei den Romanen schärfste theoretische Bekämpfung der Kirche Hand in Hand mit einer uns als Heuchelei erscheinenden, mit einem Augurenlächeln vollzogenen praktischen Anteilnahme an ihren äußeren Formen.

Wir haben oben die Frage aufgeworfen: Wie verkörpern sich die Werte in der Geschichte des deutschen Volkes? Darauf gibt unsere freilich sehr summarische Darstellung folgende Antwort: Die ästhetischen, wissenschaftlichen und ethischen religiösen Werte finden innerhalb der deutschen Kultur eine Verkörperung, deren Wesen nicht in eine starre, einfach festzustellende Form sich bannen läßt. Überall haben wir konstatieren können, daß das eigentümliche Deutsche auf allen Gebieten darin besteht, daß die Einheit nicht im Sein, sondern im Werden gesucht wird. Es gibt für uns keine andere Form als die jeweils durch das Wesen des Gegenstands bedingte, darum ist die Form auch nicht als etwas Abstraktes, neben dem Inhalt Vorhandenes zu denken. Da aber nur den Größten es gelingt, stets die dem Inhalt adäquate, ganz individuelle Form zu schaffen, so leiden die Erzeugnisse des deutschen Geistes häufig unter einem gewissen Mangel an Form. Andererseits kommen die Romanen leichter zu Geschlossenheit in ihren Werken, aber die nicht organisch aus dem Gegenstand herausgewachsene, sondern von außen durch eine Abstraktion an ihn herangebrachte Form wird für sie auch häufig zur Schranke, während die deutsche Form dem ewig Fließenden, Unabgeschlossenen des Lebens weit mehr gerecht wird. Im praktischen Leben führt die romanische Art zum Intellektualismus und Radikalismus, wie ein Blick auf die Politik ohne weiteres beweist. Am einseitigsten und großartigsten hat der intellektualistische Radikalismus sich ausgewirkt in der großen französischen Revolution, und Taine hat, was auch heute aus den Reihen seiner republikanischen Landsleute dagegen eingewandt werden mag<sup>1)</sup>, im großen ganzen doch recht mit dem, was er über den esprit classique der Franzosen sagt. Das deutsche Gegenbeispiel stellt der Freiherr von Stein dar. Während die Franzosen von den allgemeinen Prinzipien der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, von den Rechten des Menschen in abstracto ausgehen, stellt Stein sich auf den Boden der Tatsachen und sucht die Neugestaltung des Staates herbeizuführen unter Benutzung alles dessen, was unter dem historisch Gewordenen noch wertvoll war. Dieser historische Sinn stellt einen spezifisch deutschen Charakterzug dar und ist nichts anderes als ein Ausdruck der Tatsache, daß der Deutsche die Einheit im Werden sucht. Nicht nur in der Deutung der Wirklichkeit, sondern auch im tätigen Leben wollen wir eine Einheit, die nicht bloß im gegenwärtigen Moment liegt, sondern die ganze Entwicklung mit umfaßt. So kann man mit Benutzung eines vielgenannten Begriffs auch sagen: der Deutsche ist recht eigentlich der „historische Mensch“.

(Schluß folgt.)

1) Vgl. z. B. Lacombe, Taine historien et sociologue (Bd. XXXVIII der Bibliothèque sociologique internationale), Paris 1909, Giard & Brière.

## Die deutsche Sprache und der Sprachunterricht in der Kriegszeit.<sup>1)</sup>

Von Anna Hoffa in Frankfurt a. M.

Der Krieg hat uns Erlebnisse von so ungeahnter Gewalt gebracht, er hat über uns eine solche Fülle von Leid gegossen, daß die Wucht der Geschehnisse uns oft zu erdrücken droht. In dem Ringen nach Befreiung von dem Schweren, das auf uns lastet, haben wir eine mächtige Helferin, unsere Sprache. Wir suchen das Zusammensein mit lieben Freunden, um uns mit ihnen auszusprechen; wir lauschen der Ansprache eines Redners, eines Predigers, um uns von dem Schwung seiner Worte emportragen zu lassen. Nicht ein totes Etwas kann die Sprache sein, die das zu leisten vermag, nicht eine Summe von Wörtern, die nach vorgeschriebenen Gesetzen aneinander gereiht werden. Sie muß in innigem Zusammenhang mit dem Leben stehen, sie muß selbst etwas Lebendes sein; und es ist eine schöne Aufgabe für Lehrer und Schüler, den feinen Fäden nachzuspüren, die zwischen dem Leben der Gegenwart und ihrer Sprache hin- und hergehen. Die Mitteilungen, die ich Ihnen heute Abend machen möchte, beruhen auf Beobachtungen, die ich gemeinsam mit meinen Schülerinnen, einer ersten Klasse des Lyzeums, in diesem Kriegsjahr gemacht habe.

Für alle die neuen Einrichtungen, Vorstellungen und Empfindungen, die uns der Krieg brachte, hat die Sprache neue Ausdrücke geschaffen, und so hat sich im Laufe des vergangenen Jahres der Reichtum unseres Wortschatzes unendlich vermehrt.

Als im August 1914 die vollen Eisenbahnwagen aus den Bahnhofshallen hinausrollten, da brauchten wir ein neues Wort, um die in den Kampf Hinausziehenden von den Soldaten in der Heimat und den Soldaten in Friedenszeiten zu unterscheiden. Die ganz neue Wertschätzung des Soldaten, der nicht bloß zum Übungsplatz oder zur Parade zieht, sondern der bitter Ernst machen muß mit seiner Waffe, forderte für ihn eine besondere Bezeichnung, und die Ansicht, daß der neue feldgraue Rock jetzt der vornehmste Anzug eines Mannes sei, ließ für den Feldsoldaten das schöne, heute allerdings schon alltäglich gewordene Wort der Feldgraue entstehen.

Während die Männer hinausziehen, um unsere Grenzen zu verteidigen, wollten auch die Frauen die Hände nicht feig in den Schoß legen. Verhältnismäßig wenige konnten vom Roten Kreuz verwandt werden, viele aber soziale Hilfsarbeit leisten. Sie alle forderte Gertrud Bäumer in der ersten Kriegsnummer der Hilfe vom 6. August 1914 auf, „die letzte Kraft in den nationalen Dienst zu stellen“. Damals gleich gab sie uns mit der rechten Sache auch das rechte Wort; das Heer hilfsbereiter Frauen und seine Arbeit nannte sie den Nationalen Frauendienst. Das Wort, das zuerst als vorläufige Zielsetzung, als Arbeitsplan noch unbestimmten Inhalt hatte, erweckt heute eine Reihe fester, anschaulicher Vorstellungen. Wir denken dabei an Nähstuben und Kinderhorte, an Kochkurse und Kochkisten, an Bar- und Lebensmittelunterstützung und vieles andere.

Unzählige Pakete und Päckchen wurden der Feldpost anvertraut. Sie sollten da draußen wissen, daß wir ihrer treu gedachten. Denen zu Hause war es ein Herzens-

1) Vortrag, gehalten im Lehrerinnenverein zu Frankfurt a. M. am 13. November 1915.

bedürfnis zu geben, und so bezeichneten wir die Gaben, die ins Feld wanderten, als Liebesgaben. Keine eigentliche Neuschöpfung ist dieses Wort, aber zum lebendigen Sprachgut jedes Deutschen, wie jetzt, hat es in Friedenszeiten nicht gehört. Als neues Wort wird es z. B. von einem Soldaten empfunden, der an eine Mädchen-schulklasse schreibt: „Die Liebesgaben, welch' schönes Wort! 's klingt wie Heimatsglocken am fernen Ort.“ Leider hat das Wort heute schon etwas von diesem schönen Klang eingebüßt: Liebesgabentaffee und Liebesgabenzigarren haben einen etwas schlechten Beigeschmack, und derselbe Soldat, dem im Anfang des Krieges das Wort so lieblich tönte, hat in einem späteren Brief um ein „richtiges Eßbesteck, kein Schützen-graben- oder Liebesgabenbesteck“. So spiegelt sich im Bedeutungswandel dieses Wortes die Gewissenlosigkeit mancher Liebesgabenerzeuger und Liebesgabenhändler.

Eine Fülle anderer neuer Wörter hat die Kriegsarbeit der Daheimgebliebenen mit sich gebracht. Es galt, den Familien zu helfen, deren Ernährer einberufen war. Da sprach man zuerst in etwas umständlicher, umschreibender Weise von den „Angehörigen derer, die im Felde stehn“. Doch bald fanden sich für diese Hilfsbedürftigen knappe, kernige Bezeichnungen: Kriegerfrauen, Kriegerkinder, Kriegerfamilien nannte man sie, und als der erste Kampf die ersten Opfer gefordert hatte, hießen die Hinterbliebenen die Kriegerwitwen und die Kriegerwaisen.

Die Bewohner der vom Krieg verschonten Gegenden fühlten die Verpflichtung, der schwer heimgefuhrten Provinz Ostpreußen beizustehn, und der schöne Gedanke, daß die Städte des Westens sich je eine geplünderte Stadt des Ostens aussuchten, um sich ihrer wie ein nahestehender Verwandter anzunehmen, konnte keinen treffenderen Ausdruck finden als das neue, so bezeichnende Wort: unsere Patenstadt.

Den Soldaten, die mit schweren Verletzungen und Gliederverstümmelungen heimkehren, will man bis an die Grenze des Möglichen helfen. Sie sollen wieder erwerbsfähig gemacht werden. Doch auch für ihre Seelenstimmung hat man herzliches Mitempfinden. Nicht Krüppel sollen sie heißen. Das Wort könnte die Darstellung des Gebrechens zu sehr in den Vordergrund ihres Bewußtseins stellen. So schuf verständnisvolle Teilnahme das neue Wort: die Kriegsbeschädigten. Nicht etwa ein bloßer Euphemismus, eine schonende, verhüllende Ausdrucksweise liegt hier vor. Es ist ein neues Wort für eine neue soziale Anschauung: Kriegstrüppel saßen mit der Drehorgel am Wege. Die Kriegsbeschädigten sollen wieder nützliche Glieder im wirtschaftlichen Leben werden. (Dazu ihnen zu helfen, gründete man den „Heimatsdank“.)

Für verschleierte, euphemistische Redewendungen hat unsre harte Zeit durchaus keinen Sinn. Selbst den Tod, für den die deutsche Sprache so viele Umschreibungen hat, nennt sie heute beim rechten Namen. Während wir sonst beim Verluste eines Angehörigen statt „Er ist gestorben“ lieber „Er ist verschieden, entschlafen oder heimgegangen“ sagten, teilen jetzt tagtäglich Eltern ihren Freunden schlicht und unverhüllt mit, daß ihr Sohn den Tod fürs Vaterland gestorben ist.

Die bisher angeführten Wörter, wie Frauendienst, Liebesgaben, Kriegerwitwen, sind Zusammensetzungen selbständiger Wörter. Leicht und unmerklich vollzieht sich dieser Vorgang der Wortbildung: Wörter, deren Sinn es zuläßt, fügen sich aneinander. Anders geschieht die Neubildung durch Ableitung. Die Ableitung braucht als Muster ein anderes Wort. Funke, Winke und Schipper z. B. sind nach Analogie von

Führer oder Flieger, von Funken und Schippen abgeleitet. Ein neues Wort, das nach dem Muster von Wörtern wie Mobilisierung oder Nationalisierung geschaffen ist, ist das Wort Sozialisierung. Wir hatten in der Schule davon gesprochen, daß in der Kriegszeit der Staat Maßnahmen treffen muß, die eine Einschränkung der persönlichen Freiheit und in gewissem Sinne eine Annäherung an den sozialistischen Zukunftsstaat bedeuten: die Brotkarte, die Beschlagnahmung der Metalle, die Höchstpreisverordnungen. Von dieser im Kriege eingetretenen Entwicklung hatten wir geredet, ohne ihr einen Namen zu geben. Da stand am 3. September dieses Jahres in der Frankfurter Zeitung ein Aufsatz mit der Überschrift „die Kriegssozialisierungen in Belgien“. Das neue Wort war da, und die Schülerinnen konnten beobachten, wie neue Verhältnisse neue Wörter schaffen.

Längere Zusammensetzungen, wie Unterseeboot, Maschinengewehrkompanie, kürzt man durch die Anfangsbuchstaben der Wortglieder ab: das U-Boot, die M. G. K. Solche Abkürzungen gehören nicht nur der Schriftsprache, sondern auch der gesprochenen Sprache an. Nicht immer klingen sie unschön, manchmal sogar recht kräftig, so z. B. die M. G. K. als Kehrreim in einem Gedicht von Leutnant v. Franckenberg:

Die Höhen erklimmen, die Wälder durchspüren,  
Ein dröhnendes, siegreiches, deutsches Hurra!  
Und allen voran, den Degen zu führen,  
Das gierige Feuer des Kampfes zu schüren,  
Die Offiziere der M. G. K.

Doch mitten im Sturm der siegenden Nächte,  
Noch eh' man des Gegners sich richtig  
verlah,

Da fielen aus altem, stolzem Geschlechte,  
Die Hand an der Waffe, im heißen Gefechte,  
Zwei Offiziere der M. G. K.

Das war ein blutiges Ringen und Schlagen;  
Nur einer stand ehern und aufrecht noch da:  
„Gewehre frei und zum Angriff getragen!  
Und fragt euch der Feind, so sollt ihr ihm sagen,  
Wir sind es, die Mannschaft der M. G. K.“  
(Frankfurter Zeitung.)

Die Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen nehmen unsere Gedanken und Gefühle so in ihren Bann, daß wir alles, was wir erleben, zu den Kriegseleistungen des Heeres in Beziehung setzen. Diese Verknüpfung von Vorstellungen spiegelt sich in der Sprache. So sprechen wir von der wirtschaftlichen Rüstung Deutschlands, von der Mobilmachung der ganzen Schuljugend zur Goldsammlung. Ein Berliner Theologe nannte das sittliche Erwachen und Erstarren beim Kriegsausbruch die see-lische Mobilmachung, und in der Reichstagsitzung vom 21. August 1915 hat der Staatssekretär Delbrück zum Lobe deutscher Frauen das Wort von den Schützengräben des wirtschaftlichen Kampfes geprägt: „Der stille Heldenmut, mit dem die Bauernfrau draußen im Lande mit ihren Kindern und wenigen weiblichen Arbeitskräften die Scholle bestellt wie im Frieden, der stille Heldenmut, mit dem die Arbeiterfrau unter schwierigen Verhältnissen sich und ihre Kinder durchbringt, wird im deutschen Vaterlande nicht vergessen werden. Die Frauen, die auf diese Weise im Dienste des Vaterlandes tätig sind, die füllen die Schützengräben des wirtschaftlichen Kampfes.“ Die Erfolge unserer Kriegsanleihen hat man die Milliarden-siege genannt, und da auch der Wortwitz diese Art der Neubildung brauchen konnte, wurde der Reichsbankpräsident Dr. Havenstein zum Reichsgeldmarschall befördert. Die Übertragung eines mittelalterlichen Kriegsausdrucks auf das politische Leben liegt vor, wenn man das Verstummen der Parteiforderungen als Burgfrieden bezeichnet. Während des Burgfriedens mußten im Weichbilde der Burg die Waffen

ruhen, so dürfen innerhalb der Grenzen Deutschlands die Parteien sich nicht eher wieder gegenüberstehen, bis kein Feind von außen mehr droht. Burgfrieden, ein altes Wort, das kaum noch gebraucht wurde, hat so plötzlich eine neue Bedeutung bekommen. Einen ganz neuen lebendigen Inhalt hat in der Kriegszeit ein anderes altes Wort bekommen, das Wort Brot. Sehr deutlich wird uns dieser Bedeutungswandel an der Vaterunserbitte. Luther versteht in seinem Katechismus unter „täglich Brot“ alles, was zur Leibes Nahrung und Notdurft gehört. Ein Sinnbild ist das Brot ihm für eine ganze Reihe von Glücksgütern, um die wir Gott bitten. In der Lutherschen, übertragenen Bedeutung haben wir das Brot gebraucht, wenn wir sagten: sein Brot verdienen oder jemand den Brotkorb höher hängen. Als uns aber nach Ausbruch des Krieges der Aushungerungsplan unserer Feinde die Zufuhr vom Auslande abschneidet, da bekam mit einem Schlage das Wort Brot seine allererste, konkrete Bedeutung wieder. Da bedeutete die Vaterunserbitte ein Gebet um das wirkliche Brot, um das Gedeihen des Kornes auf dem Felde.

Die neuen wirtschaftlichen Verhältnisse haben auch dem Worte „die gute Hausfrau“ einen neuen Sinn gegeben. Nicht wenn die Frau nur zum Wohle ihrer Familie wirtschaftet, noch weniger, wenn sie sich zum Ziele setzt, möglichst schmackhafte Speisen zu bereiten, verdient sie in Kriegszeiten diesen Namen, sondern nur, wenn sie im Sinne der Volkswirtschaft eine sparsame Hausfrau ist.

Starke Gefühle geben den Wörtern ihren vollen Inhalt, manchmal sogar den kleinen Wörtern, die sonst blaß und leer und bloße Formwörter sind. In einem Telegramm unseres Kaisers an den Reichskanzler heißt es: „Danke dem gnädigen Beistand Gottes ist die stärkste russische Festung Nowo-Georgiewsk unser! Tief ergriffen habe ich eben meinen braven Truppen meinen Dank ausgesprochen“ — und am Schlusse: „Es war ein erhabener Tag, für den ich in Demut Gott danke.“ Das Dankesgefühl ist die Grundstimmung in diesem Telegramm, und das Verhältniswort dank hat hier im Munde des Kaisers denselben vollen Inhalt, den es als Hauptwort hat. Ganz besonders — das versteht sich — besitzen diese Fähigkeit, den gewöhnlichen Sprachstoff mit ungewohnter Kraft zu bearbeiten, die schaffenden Sprachmeister, unsere Dichter. So empfindet Will Vesper das alte, viel gebrauchte Wort Vaterland sprachlich neu und frisch, wenn er sagt:

Eines steht groß in den Himmel gebrannt:  
 Alles darf untergehn;  
 Deutschland, unser Kinder- und Vaterland,  
 Deutschland muß bestehen!

Und noch schöner vielleicht stellt Dehmel dasselbe Wort heraus in seinem Fahnenlied:

Der Adler, der ist unsre Zuversicht;	Lieb Vaterland, Mutterland, Kinder-
Fliege, du Fahne!	[land,
Er trägt eine Krone von Herrgottslicht;	Wir schwören's dem Kaiser in die Hand:
Siege, du Fahne!	hoch, hoch die Fahne!

An solchen Stellen können die Schüler verstehen lernen, daß in gewissem Sinne jedes Wort einen Bedeutungswandel erfährt, sobald wir seinen Inhalt nicht mehr bloß vorstellungsmäßig, sondern erlebend erfassen. So haben die Wörter Kameradschaft, Waffenbrüderschaft, Treue und Verrat im Krieg einen tieferen Sinn bekom-

men. Diese seelische Nahtstellung zu den Wörtern drückt Rudolf Herzog in dem Gedicht „Zwei Worte“ aus:

<p>         O Muttersprache, stärker fand          Ich nie dein Herzblut pochen.          Zwei Worte — Feind und Vaterland,          Und alles ist gesprochen.       </p>	<p>         Stumm ringt das Volk auf blut'ger Flur.          Fort mit der letzten Tränenspur!          Zwei Worte nur!       </p>
---	---

Ganz natürlich ist es, daß wir unsere Muttersprache, deren Herzblut wir stärker pochen fühlen als je, auch inniger lieben als je, und daß wir es als vaterländische Pflicht erachten, für ihre Reinheit zu kämpfen. „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann.“ Diese alte Vorschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins wurde nach Ausbruch des Krieges zur Gewissenssache, zu einer eindringlichen Forderung des Tages. Selbst die Kleinsten in der Schule zeigten sich als scharfe Aufpasser; sie verbesserten uns Lehrer, wenn wir sie korrigieren wollten, und manche Sparbüchse im weiten Deutschen Reiche füllte sich mit Fremdwörterstrafpennigen. Darum muß der Lehrer, der seine Schüler an Stoffen des Gegenwartslebens bilden will, im Deutschen Unterricht auch zur Fremdwortfrage Stellung nehmen. Es könnte den Inhalt einer anregenden Unterrichtsstunde bilden, den Kampf gegen das Fremdwort und die Fremdsprachen von der Gegenwart aus rückwärts zu verfolgen von dem Aufruf des Polizeipräsidenten an die Bürger Straßfurts im Oktober 1915 bis zu den Verdeutschungsversuchen des Mönches Nottker im Kloster St. Gallen. Von Jakob Grimm müßte dabei die Rede sein, von Leibniz, von Philipp von Zesen und von Luther. Am Schlusse einer solchen Stunde würden die Schüler verstehen, was Friedrich Theodor Ditscher vom deutschen Geist sagt:

<p>         Mode-Nachtreter,          Welschen-Anbeter,          Fremdwort-Kneter.       </p>	<p>         Doch wie oft er entgleist,          Empor sich ringender,          Nicht umzubringender,          Ureigener Geist.       </p>
---	---

Auf zweierlei sollte immer wieder hingewiesen werden: Erstens muß den Schülern klar werden, daß ein Fremdwort nicht deshalb unentbehrlich ist, weil es nicht mit völliger Genauigkeit übersetzt werden kann. Seine scharfe Inhaltsgrenze hat auch das Fremdwort, wie jedes Wort, erst durch den Gebrauch erhalten. Man verzichte daher von vorneherein darauf, ein Wort zu suchen, das einem Fremdwort völlig, d. h. in allen seinen Anwendungsmöglichkeiten entspricht. Das zweite, worauf es in der Fremdwortfrage ankommt, ist die Einsicht, daß im Munde des Deutschen das deutsche Wort immer gehaltvoller, kräftiger und vornehmer klingt als das Fremdwort. Man braucht nur Telegraphist und Gunter, Courage und Mut, Aviatiker und Flieger zu vergleichen. Das wirksamste Kampfmittel gegen den gedankenlosen Gebrauch von Fremdwörtern ist daher nicht die rein äußerliche Jagd auf Fremdwörter, sondern die Erziehung zu einem gesunden Sprachgefühl und Sprachgeschmack. Auch für unsere Zeit paßt das Sinngedicht, das Friedrich von Logau im 17. Jahrhundert schrieb:

„Deutsche mühen sich jezt hoch,  
 Deutsch zu reden fein und rein.  
 Wer von Herzen redet deutsch,  
 Wird der beste Deutsche sein.“

Eine vortreffliche Sprachschule sind die Tagesberichte des Großen Hauptquartiers.



Klassische Musterbeispiele für Tatsachenberichte sind diese Hauptsätze, die sich knapp und sachlich aneinanderreihen. Die stolzesten Waffentaten werden ohne schmüdende Beiwörter gemeldet: „Die Verfolgung geht vorwärts. Wir gewannen wieder Gelände. Der Brüdentopf wurde erstürmt“, so heißt es, oder am 8. September 1914: „Maubeuge hat gestern kapituliert. 40000 Kriegsgefangene, darunter 4 Generale, 400 Geschütze und zahlreiches Kriegsgerät sind in unsere Hände gefallen. Der Generalquartiermeister v. Stein.“ Man lasse die Schüler die Eigenschaftswörter aus den Tagesberichten herausuchen. Sie werden feststellen, daß diese Eigenschaftswörter nicht dem Redeschmuck noch der Verstärkung dienen; nur unterscheidende Merkmale geben sie an, wie „leichte und schwere Verluste, starke und schwache Angriffe, weiße und farbige Engländer“. Hier läßt sich das wichtigste Stilgesetz beobachten: Je mehr man zu sagen hat, desto weniger Worte braucht man. Und in seiner Umkehrung heißt dieses Gesetz: Je knapper ein Satz gefaßt ist, desto ergreifender ist seine Sprachgewalt. Am 11. November 1914 schrieb der Tagesbericht: „Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles“ gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie ein.“ Wie fein gewählt sind diese Worte, mit welcher stolzer Zurückhaltung ist der über alles Lob erhabenen Jünglingschar gedacht, die singend in den Tod gingen!

Als Vorbilder bündiger Rede sollte man in den Schulen besonders den Mädchen, denen es oft schwer fällt, sich einfach und straff auszudrücken, gutes Soldatendeutsch vorlesen, den schlichten Nachruf etwa, durch den ein Regimentskommandeur seine gefallenen Kameraden ehrt: „Tapfer und treu bis zum letzten Hauch, so waren sie mit uns, so bleiben sie im Herzen bei uns“, oder die Drahtmeldung des Gouverneurs von Kiautschou, die jedes deutsche Schulkind wie einen Spruch auswendig lernen sollte: „Einstehe für Pflichterfüllung bis aufs äußerste.“ Aus dem prächtigen Büchlein Ayesha des Kapitänleutnants v. Müde kann der Schüler lernen, wie sachlich und schlicht und gebärdelos die wunderbarsten, abenteuerlichsten Erlebnisse erzählt werden können. Und wie eindrucksvoll ist solch ein schmuckloser Bericht:

„Ich wollte in der Nähe Ayeshas bleiben, bis sie gesunken war. Der Dampfer wurde daher gestoppt, und wir blieben in einer Entfernung von 300 bis 400 Meter liegen. Der Verlust des braven Schiffes ging uns doch tief zu Herzen. Wenn auch das Leben an Bord alles eher als glänzend genannt werden konnte, so wußten wir doch alle, daß wir nur Ayesha unsere Freiheit zu verdanken hatten. Fast eineinhalb Monate war sie unsere Heimat gewesen. 1709 Seemeilen unter Segel hatten wir auf ihr zurückgelegt. Wir standen alle hinten an der Heckreling der Choising und verfolgten den letzten Kampf der Ayesha mit den Wellen. Langsam und allmählich sank sie tiefer und tiefer. Bald spülte das Wasser über das Oberdeck. Dann plötzlich ging es wie ein letztes Atemholen, wie ein Zittern durch das ganze Schiff. Der Bug schien sich noch einmal aus dem Wasser zu heben, um dann desto tiefer unterzutauchen. Der Eisenballast ging nach vorn über, senkrecht, Ruder oben, die Masten flach auf dem Wasser, stellte sich Ayesha und schoß dann wie ein Stein in die Tiefe, um nicht wieder zum Vorschein zu kommen. Drei Hurras tönten ihr über ihr Wellengrab nach.“

Auch Sätze aus dem Kommandobuch der Infanterie, das ein Offizier für Offiziere geschrieben hat, könnten den Kindern in der Schule mitgeteilt werden, denn sie sind Beispiele echt deutscher Sprache. Es heißt dort: „Pflicht des Soldaten ist Erziehung zur Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst. Der Soldat muß auf seinen Offizier sehen, wenn er merkt, daß er im Drange des Gefechts die Entschlossenheit und Überlegung verliert. Wenn dieser nicht mehr vorhanden, so gibt es Unteroffiziere und brave Leute

genug, an deren Beispiel er sich aufrichten kann.“ Alles, was an sittlichen Werten in dem Verhältnis eines Führers zu seiner Schar liegen kann, ist hier in ein paar knappe Befehlsätze hineingelegt.

Die Soldatensprache als Berufssprache bietet ein weites Feld für sprachliche Beobachtungen der verschiedensten Art, die, wenn der Lehrer sie in den Zusammenhang der allgemeinen Sprachentwicklung stellt, von großem spracherzieherischen Wert für den Schüler sein können. Ich habe meine Schülerinnen aufgefordert, mir Ausdrücke aus der Soldatensprache, die ihnen in Feldpostbriefen, in Zeitungsberichten oder auch im Gespräch mit Soldaten begegnen, aufzuschreiben und mitzubringen, und der in der Kriegszeit so große Sammeleifer der Kinder hat sich hierbei ebenso unermüdet bewährt wie beim Heranschleppen von Wollsachen und Metallgeräten. Aus dem Feldpostbrief eines Lehrers erfuhren wir, daß deutsche Soldaten das Geräusch eines von der Seite vorbeischießenden französischen Infanteriegeschosses durch den Ausruf: „Pijuh, Pijuh!“ nachahmen. Das französische Wort für Infanterist piou-piou, das den deutschen Soldaten ganz von selbst in den Mund kam, ist also eine sehr deutliche und getreue Lautmalerei.

Tote Gegenstände werden in der Soldatensprache — wie überhaupt in der lebendigen Sprache — beseelt. Die Geschosse werden nach Tieren benannt und je nach dem Geräusch, das sie verursachen, als Maikäfer, Brummer, Wiesel, Kettenhunde und Blindschleichen bezeichnet. Die Fleischstücke in der Suppe nennt der Soldat, wahrscheinlich wegen ihres geringen Umfangs, Späßen, und der Tornister heißt der Affe, weil der Soldat ihn auf dem Rücken trägt, wie bei dem herumziehenden Leierkastenkünstler einst sein wirklicher Affe auf der Schulter saß.

Freilich enthält die Soldatensprache auch sprachliche Verbheiten, die uns abstoßen und abstoßen müssen. Ich halte es darum für notwendig, den Kindern beizubringen, daß ein kräftiges Soldatenschimpfwort, ein Fluch, ein derber Scherz im Munde des Soldaten anders klingen als in dem eines in voller Sicherheit und weit vom Schusse zu Hause Lebenden.

Wörter, die dem Soldaten fremd klingen, macht er sich mundgerecht. Aus Mars-la-Tour wird „Marsch retour“, aus Estaminet Testament, und das aus dem Französischen stammende Wort Sappe, das im Stellungskrieg eine so große Rolle spielt, wird von den Soldaten als Zapfen aufgefaßt und wiedergegeben. Im Munde eines Frankfurters etwa klingen ja die beiden Wörter Sappe und Zappe ohnehin nicht sehr verschieden, da in seiner Mundart der Lippenlaut im Inlaut nicht verschoben ist und das n im Auslaut fehlt.

Einen starken Einschlag in der Soldatensprache bilden mundartliche Wendungen. Als Lozungswort wählen die Münchner bayrische Wörter und Sätze, die preußische Garde Berliner Ausdrücke und Redensarten, die Ostpreußen und Mecklenburger plattdeutsche. Neben dem Volksbewußtsein, das alle eint, hat jeder Soldat das Gefühl seiner Stammeszugehörigkeit. Diese Liebe zur Scholle, zur engeren Heimat würdigt und ehrt der Tagesbericht, wenn er bei siegreichen Gefechten die beteiligten Stämme, die Hessen, die Schlesier, die Sachsen, besonders erwähnt.

Wenn man den Krieg wieder und immer wieder einen großen Lehrmeister nennt, so geschieht es aus der Überzeugung heraus, daß Erleben mehr erzieht als Erlernen. Auch für die sprachliche Erziehung — das habe ich zu zeigen versucht —

ist dies der Fall. Das letzte Ziel der sprachlichen Erziehung müßte die Fähigkeit sein, bei jedem großen Ereignis auch sprachlich etwas zu empfinden und zu erleben. Diese Fähigkeit ist eine Art künstlerischen Empfindens und die Erziehung dazu ist eine Art der Kunsterziehung, die mir für die Schule sehr wichtig und sehr naheliegend zu sein scheint. Je mehr in einem Menschen die Fähigkeit des Spracherlebens entwickelt wird, desto tiefer und innerlicher erfährt er die befreiende Kraft der Sprache, desto mehr nähert er sich dem wirklichen schaffenden Sprachkünstler, dem Dichter, der in seiner Qual nicht verstummt, sondern dem ein Gott gab zu sagen, was er leidet.

## Neues zur Behandlung von Goethes Getreuem Eckart.

Von Wilhelm Blume in Berlin.

Bei einem Gedicht wie Goethes Eckartfabel wird auch der Deutschlehrer, der sich davor hütet, durch lehrhaften Ton die Poesie aus der Schulkstube zu verschrecken, vor etwas „moralischer Vertiefung“ nicht zurückschrecken, ebensowenig wie bei einem Gellert'schen Märlein oder einem Kopisch'schen Kindergedicht. Freilich des Dichters nach merktlichem Atemholen feierlich vorgetragene Schlußmahnung zu pünktlichem Gehorsam wird der Lehrer „mit treuem Gesicht“ nicht noch in pathetischem Aldermannston besonders unterstreichen; denn bloß die Richtigkeit und Verdienstlichkeit dieses in Haus und Schule tagtäglich gepredigten Gebotes wieder einmal zu erkennen, dazu will sein Quartaner die Schreckenswonnen des wütenden Heeres nicht durchlebt noch die seltsame Bekanntheit des so gern mit den Kindelein spielenden Wundermannes gemacht haben. Soll diese bei anschaulicher Vermittlung in der Phantasie so willig ausgekostete Gespensterbegegnung zu einem wirklichen Herzenserlebnis vertieft werden, muß man's schon versuchen mit der lockenden Verheißung: „Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hüt, — dann füllt sich das Bier in den Krügen.“ Allerdings wenn man dabei die Sibylweisheit der vom Dichter selbst zur Erklärung eingeschobenen Parenthese nur umschreiben läßt in die Binsenwahrheit: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold, ist auch noch nicht viel gewonnen. Der Schüler freut sich am Ende, bei einem so berühmten Manne, noch dazu in seinem Lesebuch eine Bestätigung der bequemen Quartanermoral gefunden zu haben, die ihm anrät, von glücklich abgelaufenen Streichen auch nachträglich reinen Mund zu halten, damit nicht doch noch die Nemesis mit „Schläg' und mit Schelten“ ihn ereile. Oder bestenfalls erinnert er sich dabei in diesen Kriegsläufte an die warnenden Aufrufe des Generalkommandos in den Eisenbahnwagen und malt sich eine Geschichte aus, wie infolge unvorsichtigen Ausplauderns militärischer Geheimnisse eine ganze Patrouille hat ihr Leben lassen müssen. Doch sollte man in den Klassen, in denen man das Goethische Märchen zu lesen pflegt, weiter bis an seine wahre tiefere Deutung herangehen können? Soll man wirklich davon sprechen, daß das Wunder wie der Glaube, dessen liebstes Kind es ist, in verschwiegener Brust gehütet werden muß, damit es nicht Kraft und Dasein verliere, wie Diehoff nach ehrbarer Väter Weise „den Grundgedanken“ gefaßt hat? Werden Quartaner oder Tertianer die süßen Wonnen der „Verborgenheit“ empfinden können, die Mörike meint: „Laß, o Welt, o laß mich sein! Laßt dies Herz alleine haben Seine Wonne, seine Pein“? Daß so etwas möglich ist, und was das Glück geheim bewahrter

Herzensfreuden gerade Knaben in jenem Alter bedeuten kann, dafür finden wir ein Beispiel — man muß ja in des Dichters Lande gehen, wenn man den Dichter will verstehen — bei einem anderen Poeten, der in der pädagogischen Provinz noch besser Bescheid weiß, als der Schöpfer des Knaben Lenter oder des flugen Karl auf Schloß Jarthausen — in Ernst von Wildenbruchs Erzählung *Neid*. „Es waren einmal zwei Kinder. Zwei Knaben. Brüder . . .“, so hebt — auch fast wie ein Märchen — die Stelle an.<sup>1)</sup> Und dann sehen wir in die kleine Wunderwelt der beiden Söhne eines Senatspräsidenten hinein — in die Kinderstube, wo sie Kaufmann spielen mit selbstgesuchten Kieselsteinen; und dann, wenn der Wind recht tüchtig weht, begleiten wir sie in ihren geheimsten Spielwinkel, in den Wald, in dem sie Matrosen spielen, oben auf einem Baume, wo in einer Astgabel ihre Kajüte ist, von der niemand etwas weiß, höchstens in dunklen Andeutungen die Mutter, die daheim die Vertraute ihrer Spiele zu sein pflegt. Und wenn sie da oben im rauschenden Winde eine Weile gefegelt waren, fragte der Kleine: „Wo fahren wir denn jetzt?“, dann sagte der andere, jetzt führen sie nach Ostindien, und phantasiebegabt, wie er war, schilderte er allemal dem lauschenden Schnudri die fernen Zonen in den buntesten Farben. „Und jetzt“, heißt es weiter, „sind wir in China an der großen Mauer. Und auf der großen Mauer laufen immerfort die Wächter auf und ab und lassen niemanden heraus oder hinein, wenn er nicht die Parole weiß. Und die Parole heißt Plumpudding.“ Da sie die Parole gewußt haben, können sie hinein, gleich in den großen Wald, wo ein Tier lebt, das es sonst gar nicht gibt, das Einhorn. Als ob er's eben erst gesehen hätte, so beschreibt er dem Schnudri das Wundertier mit seinen vier Hufen, von denen der eine dem blauen Stein im Hals schmucl der Mutter gleicht. Das alles sich auszudenken, machte dem Jungen ein solches Vergnügen, daß sie oft erst in der Dunkelheit nach Hause eilten. Und eines Abends, als des Kleinen Herz und Kopf übertoll war von all dem Gehörten und — Geschauten, sprang er der Mutter auf den Schoß, prustete ihr etwas vor von Plumpudding und erzählte ihr staunend vom Einhorn. Da erschien der Vater auf der Schwelle; erst als er plötzlich unterbrach, von wem er denn das dumme Zeug habe, merkten die Jungen, daß er da war. Und nun kam es über den kleinen Ali Baba: „Besser, als daß du dich mit Einhörnern abgibst, wäre es, wenn du dich mit deinen Mathematikaufgaben beschäftigtest.“ Was der Ältere bisher wie eine geheimnisvolle Sache, beinahe wie eine verbotene in sich gehütet hatte, so sagt der Dichter wörtlich (S. 170), das war nun alles an den Tag gekommen . . . Und als die beiden am nächsten Tag wieder in ihrer Kajüte saßen und er eben auf Schnudris gewohnte Fragen losfabulieren wollte, brach ihm das Wort im Munde ab — „ich kann nicht“, sagte er kurz und wild, stieg vom Baume herab und der Kleine stumm hinterdrein — es waren vertrocknet die Krüge

Nachdem man das Gedicht wie üblich besprochen, es lediglich als Kinder- und Gespenstergeschichte lebendig gemacht hat ohne jede allgemeinere ethische Würdigung —, lese man in der nächsten Stunde diese Schnudriepisode, die sich aus der Wildenbruchschen Erzählung ohne Schaden als selbständiges Stück herausnehmen läßt und entzückende Einzelheiten noch in Menge birgt, den Schülern vor; die Beziehungen zum Goetheschen Gedicht, das sie inzwischen vielleicht auch gelernt haben, werden sie

1) Wildenbruchs Gesammelte Werke. Bd. VI, S. 161.

selber finden; und in den meisten Fällen wird das Edartwunder, von dem E. Weber in seiner epischen Dichtung so schön spricht<sup>1)</sup>, vor den Augen des Lehrers sich begeben, daß durch dies konkrete Beispiel aus ihrem Erfahrungskreis auch den jugendlichen Lesern sich der tiefste Sinn der Ballade zu erschließen beginnt, daß manche — wohl gar an ähnliche eigene innere Erlebnisse erinnert — es empfinden: es gibt eine Schönheit, ein Glück des Schweigens, das durch schädliches Verplaudern unwiederbringlich zerstört werden kann. —

Nacherzählungen der Schnudrigeschichte, etwa unter der Überschrift Verplaudern ist schädlich, Verschweigen ist gut, gelangen, wohl weil mit Lust und Liebe gefertigt, über Erwarten gut. Und sollte gar der eine oder andere Wißbegierige, was bei dem großen Interesse, das die Geschichte auszulösen pflegt, fast immer der Fall ist, nach dem Verfasser sich erkundigen, kann man die Gelegenheit benutzen und auf einige leichter zugängliche und im ganzen leichter verständliche Werkchen Wildenbruchs, wie Das edle Blut oder Archambauld hinweisen; dann hat die Begegnung mit dem getreuen Edart manchem Schüler auch noch die Bekanntschaft mit einem anderen Wundermann vermittelt, der nicht minder gern zu den Kindern sich niederbeugt, mit ihnen lacht und weint.

## Literaturbericht 1915.

### Literaturforschung und Verwandtes.

Von Julius Stern in Baden = Baden.

#### I. Methodologisches.

Der große Umgestalter Krieg scheint auch an der wissenschaftlichen Methode der deutschen Literaturforschung nicht ohne tiefgreifende Wirksamkeit vorübergehen zu wollen. Er, der unserem Volke ein gewaltiger Mahner zur Selbstbesinnung und zur gewissenhaften Prüfung alles bisher Geleisteten geworden ist, ruft auch dem Betrachter des deutschen Schrifttums vernehmlich zu: Hast du die Schöpfungen früherer Zeiten auch richtig erkannt und gewertet? Hast dich nicht oft ein Glanzlicht geblendet, das von fremder, undeutscher Lichtquelle entliehen war? Hast du immer Kern und Wesen gebührend gewürdigt, nicht oft die schimmernde Schale überschätzt? Denn das heißt doch — so lehrt uns unweigerlich zwingend der Krieg — deutsch sein: „wesentlich“ sein im Sinne des cherubinischen Wandersmanns; also auf die Wissenschaft vom deutschen Schrifttum angewandt: den Gehalt wägen und die Form nur gelten lassen, sofern sie durch den Gehalt bedingt, sein notwendiges Kleid ist. Und mit entsprechenden Modifikationen wird dieser Grundsatz, daß der menschlich ethische Gehalt des Dichtwerks im Vordergrund des Interesses stehen müsse, auch für die Würdigung fremdländischer Literaturen und ihrer Beziehungen zur deutschen Dichtung sichere Richtlinien geben.

Dabei ist es für jeden unbeirrten Beurteiler klar, daß nicht ohne weiteres alle aus fremder Kultur in die deutsche Geisteswelt herübergepflanzten Keime als „undeutsch“

1) Der Kunstschatz des Lesebuchs. Die epische Dichtung. B. G. Teubner 1909. 2. Aufl. Geh. M. 3.80, geb. M. 4.50. S. 124.

verworfen und der Vertilgung preisgegeben werden dürfen, wie es Richard Benz<sup>1)</sup> will. Er sieht in der Einwirkung der Antike und der Renaissance einen Abfall von deutscher Art und glaubt, daß eine wahrhaft deutsche Cultur (so schreibt er) für uns nur möglich sei, wenn wir wieder zurückfinden „zu unserer nationalen künstlerischen Vergangenheit“, d. h. zu dem Kunstgeiste des deutschen Mittelalters, dessen Entwicklung durch die Einwirkung der Renaissance eine jähe Unterbrechung erlitten habe. Er möchte also die seitdem verfloßenen fünf Jahrhunderte aus der Entwicklung der deutschen Kultur streichen, damit auch die klassische Blüte unserer Nationalliteratur, als ob sie undeutsch wäre! Das geht nicht an. Man braucht diese Folgerung nur auszusprechen, um die Unhaltbarkeit des Standpunktes zu erkennen.

Die Frage, ob die Literaturwissenschaft national oder universal sein soll — mir scheint schon die Fragestellung verfehlt — ist von Adolf Bartels<sup>2)</sup> in einer umfangreichen Kampfschrift erörtert, in der er sich in seiner bekannten grob leidenschaftlichen Weise gegen den verstorbenen Berliner Literaturhistoriker Richard M. Meyer und gegen Hanns Martin Elster wendet. Diese Kampfschrift ist deshalb wenig erfreulich, weil sie sich fast nirgends — auf 140 enggedruckten Seiten — über den Ton niedriger persönlicher Polemik erhebt. Am Schlusse versucht zwar B. einige Leitsätze zur Auffassung des Verhältnisses zwischen universaler und nationaler Literaturwissenschaft aufzustellen (wobei er mit nicht sehr überzeugenden Gründen erstere fast ganz ablehnt — trotz Goethes „Weltliteratur“); aber auch hier steht er ganz unter dem fast dämonischen Zwange seiner Rasse-theorie. Die hohe Bedeutung der staatlichen Gemeinschaft und des Staatsbegriffs auch für das Geistesleben ist ihm auch durch die Erfahrungen des letzten Jahres, der zusammenschweißenden Gewalt der Kriegserlebnisse, nicht aufgegangen.

Turmhoch steht über dieser Engherzigkeit die wahrhaft „nationale“ Auffassung vom deutschen Schrifttum, wie sie Josef Nadler<sup>3)</sup> in einem kleinen Heft darlegt. Daß er zu methodologischer Beratung der Forscher und besonders der studierenden Jugend auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte wie wenige berufen ist, das hat er durch seine „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“, deren 3. Band leider noch aussteht und mit Sehnsucht erwartet wird, schon vor Jahren bewiesen.<sup>4)</sup> Hier nun gibt er Prolegomena zu jeder künftigen Geschichte der deutschen Dichtung, die als Wissenschaft wird auftreten wollen. Der Stil dieses programmatischen Büchleins ist so knapp und die Gedanken wuchern so dicht auf diesen wenigen Seiten, daß der Inhalt hier nur angedeutet werden kann. Klar werden drei große räumliche Entwicklungszüge in der Ausbildung des deutschen Schrifttums unterschieden: der eine verläuft am Rhein, bei Franken und Alemannen, auf altem römischen Kulturboden, und wächst von der höfischen Literatur zum Klassizismus, der seine Blüte in Goethe und Schiller erlebt; der zweite im bayrisch-österreichischen Osten,

1) R. Benz, Die Renaissance, Das Verhängnis der deutschen Cultur. (Blätter f. deutsche Art und Kunst 1.) Jena, E. Diederichs. Geh. M. 1,—.

2) A. Bartels, Nationale oder universale Literaturwissenschaft? Eine Kampfschrift usw. München, G. D. W. Callwey. Geh. M. 2,—.

3) J. Nadler, Entwicklungsgech. d. deutschen Schrifttums. Jena 1914, E. Diederichs. M. 0,40.

4) S. diese Zeitschr. 28. Jahrg. (1914), 3. Heft, S. 222ff.

an der Donau, ebenfalls auf römischem Kulturboden, und steigt auch von der höfischen Literatur zum Klassizismus, der hier in Grillparzer gipfelt. Beide haben ihren Sinn in der Aneignung des antiken Literaturerbes, das von dem zweiten Entwicklungszuge weiter umgebildet und mit volkstümlichen Elementen verschmolzen wird bis zum Theater des 19. Jahrhunderts. Des dritten Entwicklungszuges Schauplatz ist das Kolonistenland, das deutsche Siedlungsgebiet auf ursprünglich slavischem Boden zwischen Elbe und Weichsel, da, wo das neue Deutsche Reich erwachsen ist. Hier muß — das ist der Sinn dieses Entwicklungszuges — das altdeutsche Erbe an literarischen Gütern für die neudeutschen Kolonistenvölker erworben, verarbeitet und bis zur Romantik weiter entwickelt werden. Wie diese grundsätzliche Stellungnahme zum gesamtdeutschen Literaturleben manche überlieferten Auffassungen und Einreihungen umzudenken zwingt, das ist der Reiz dieser gedankenbeschwerten, fast überknappen vorbereitenden Darstellung, deren ausführliche Gestaltung in Nadlers „Literaturgeschichte“ Dichtwerk und Dichterpersönlichkeit gleichermaßen lebendig werden läßt.

Anders faßt August H. Kober<sup>5)</sup> die Aufgabe der Literaturgeschichte in einem Aufsätze, in dem er den Begriff der Literaturgeschichte zu bestimmen versucht, anders und, wie mir scheint, zu eng. Nach eingehenden, an Lamprechts Kulturgeschichtswissenschaft geschulten Erwägungen kommt er zu dem Ergebnisse, daß die Annahme eines subjektlosen Zusammenhangs der dichterischen Objekte einer wissenschaftlichen Literaturgeschichtsschreibung zugrunde liegen müsse. Ich kann mich mit dieser Ausschaltung der dichterischen Persönlichkeit nicht befreunden; mir scheint vielmehr eine Literaturbetrachtung etwa in Nadlers Art, wo Volk, Individualität und Kunstwert gleich stark zu ihrem Rechte kommen, nicht nur reizvoller, sondern lebensvoller und darum wahrer und wissenschaftlicher.

## II. Zur Geschichte der Weltliteratur.

Wer von dem noch lebendigen Schätze der Menschheitsdichtung für deutsche Leser ein wenn auch noch so skizzenhaftes Gesamtbild schaffen will, der sollte nicht auf den Gedanken kommen, daß die deutsche Dichtung ausgeschieden werden könnte. Paul Wiegler<sup>6)</sup> hat diesen, wie mir scheint, unverzeihlichen Fehler begangen, weil er, wie er im Vorwort sagt, die deutsche Literatur „voraussetzt“, wahrscheinlicher aber, weil in seinem Verlage schon eine deutsche Literaturgeschichte (von E. Arnold) erschienen ist. Wer sich mit diesem Mangel abfindet, der wird an dem Buche viel Freude haben. W. hat sich schon früher als einen Kenner und Nachschöpfer fremden Kunstempfindens durch seine Übersetzung Baudelaire'scher und Verlaine'scher Lyrik (Berlin, B. Behr 1900) erwiesen. Diese Gabe des Einfühlens in fremde Denk- und Sinnesweise ist dieser Revue internationaler Dichtung und Kunstprosa sehr zugute gekommen. Es sind so impressionistische Dichterbildnisse, knapp und stimmungsvoll, entstanden, und die literarischen Grundzüge der Fremdvölker, die irgendwie zu unserer literarischen Gegenwart in Beziehung stehen, von den alten Ägyptern bis zu den gegenwärtigen Japanern, bieten sich deutlich dar. So empfiehlt sich das Buch besonders als Nach-

5) A. H. Kober, Der Begriff d. Literaturgesch. Zeitschr. f. Ästh. u. allg. Kunstwiss., hrsg. v. Dessoir. Stuttgart, Enke. X. Bd., 2. Heft.

6) P. Wiegler, Gesch. d. Weltliteratur. Dichtung fremder Völker. Mit zahlr. Abbdgn. Berlin und Wien 1914, Ullstein u. Co. M. 6,—.

schlagewerk für schnelle Belehrung oder besser: für Wiederauffrischung matt gewordener Kenntnis.

Einem der Weltcharaktere, die vielgestaltig und doch im Wesen sich gleichbleibend durch die Literaturen Europas wandeln, nämlich dem Apostel der Welt- und Sinnenfreude Don Juan widmet Hans Hedel<sup>7)</sup> eine fleißige und wohlgeordnete Arbeit, die die Vorzüge der Breslauer Schule teilt. Wie der Urtypus (Burlador, Moliere, Mozart) im 19. Jahrhundert fortwirkt (Grabbe u. a.), wie er durch E. T. A. Hoffmanns und Lenaus Einfluß umgestaltet wird (Bernhardi u. a.), und wie verwandte Gestalten die Dichter der verschiedenen Nationen auch in der Gegenwart beschäftigen (sogar ein japanischer Vertreter des Don-Juan-Typus wird nachgewiesen), das ist hier in Ausführlichkeit gezeigt. Unter den Bearbeitungen des Stoffes hätte vielleicht noch H. v. Kahlenbergs geistreiche Erzählung „Don Juan im Kloster“ Erwähnung verdient.

### III. Zur deutschen Literaturgeschichte.

#### 1. Zusammenfassende Darstellungen.

Von den verbreitetsten Darstellungen der deutschen Literaturgeschichte sind in dem Berichtsjahre zwei in neuer Bearbeitung erschienen. Wilhelm Lindemann<sup>8)</sup> hat vor nun einem halben Jahrhundert eine Geschichte der deutschen Literatur geschrieben, die in erster Linie für katholische Leser bestimmt ist und demgemäß nicht immer rein sachliche Stellungnahme aufweisen kann. Wenn z. B. von Luthers Verdiensten um die deutsche Dichtung und das deutsche Schrifttum nur noch eine mäßige Förderung der deutschen Sprache übrig bleibt, so fühlt man in solcher Beurteilung deutlich die Einwirkung einer Macht, die außerhalb des behandelten Gegenstandes steht. Auch der Bearbeiter der neuesten Auflage, Max Ettlinger, hat sich von solchen Einflüssen nicht ganz frei machen können. Aber im ganzen fühlt man in dem umfangreichen Werke, das jetzt in zwei stattliche Bände zerlegt und mit reichem Bilderschemud ausgestattet ist, eine warmherzige Interessiertheit für das dichterische Schaffen des deutschen Volkes, dem aus unserer Epoche der Neugeburt am Schlusse ein neuer Aufstieg verheißen wird. So mag das Werk denen, die durch Sympathie oder durch Kritik dafür vorbereitet sind, manche Förderung bringen.

Rückhaltlos kann ich die schon früher<sup>9)</sup> angezeigte Literaturgeschichte von Alfred Biese empfehlen, deren 3. Band<sup>10)</sup> nunmehr schon in siebenter Auflage vorliegt. Mit wahrhaft deutscher Gewissenhaftigkeit hat B. diese Darstellung des deutschen Geisteslebens seit dem Schicksalsjahre 1848 noch einmal, bewegt von den Erschütterungen der Gegenwart, durchgeprüft und seine schon früher auf Sachkenntnis, Geschmacl und wissenschaftlicher Gerechtigkeit beruhenden Urteile, wo es ihm nötig schien, neu geformt oder geändert. Wer heute auf das literarische Leben in Deutschland während der letzten Jahrzehnte mit seinem Realismus, Naturalismus, Impressionismus und

7) H. Hedel, Das Don Juan-Problem in d. neueren Dichtung. (Breslauer Beiträge 3. Literaturgesch. N. S., 47. Heft). Stuttgart, Mebler. M. 6,—.

8) W. Lindemann, Gesch. d. deutsch. Lit. 9. u. 10. Aufl. von M. Ettlinger. 2 Bde. Freiburg i. B., Herder. Geh. M. 13,50, geb. M. 17,—.

9) S. diese Zeitschr. 26. Jahrg. (1912), 2. Heft, S. 129.

10) A. Biese, Deutsche Literaturgesch. III. Bd. 7. Aufl. München, C. F. Beck. Geb. M. 5,50.



anderen Ismen zurüdblickt, der ist gezwungen, die lange Reihe dieser Erscheinungen darauf hin zu prüfen, wie sie in dem läuternden Feuer der gewaltigen Gegenwart bestehen, ob sie als Vorbereitung für diese starke Offenbarung des deutschen Volksgestes gelten können, ob sie seiner Entwicklung günstig oder feindlich waren, ob sie als fruchtverheißende Keime in die Zukunft hinüberleben werden. Unter diesem gesunden Zwange steht die ganze Neubearbeitung Biejes. Sie klingt aus in eine begeisterte, zukunftsfrohe Hoffnung auf die Neuerweckung des dichterischen Schaffens im neuen, aus dem Kriege geborenen Deutschland. Das reine Ethos und das tiefe Pathos macht dieses Buch zum berufenen Führer der richtungsuchenden Jugend. —

Den Dank der Freunde der mundartlichen Dichtung hat sich Hermann Schönhoff<sup>11)</sup> mit seiner Geschichte der westfälischen Dialektliteratur verdient. Von der Helden- dichtung des Mittelalters ausgehend verfolgt Sch. die bodenständige Dichtung im westfälischen Bezirke des niederdeutschen Sprachbereichs, der besonders zur Pflege heiterer Volkstümlichkeit in Schwänken, Gedichten und Bauernerzählungen hinneigt. Wenn auch keine überragenden Erscheinungen von der Bedeutung eines Reuter und Groth, so ist doch manch nennenswertes Talent im letzten Halbjahrhundert dort hervorgetreten. Das Büchlein, das von warmer Heimatsliebe durchleuchtet ist, enthält die Bildnisse der hervorragendsten Vertreter dieses Zweiges deutschen Schrifttums, Zumbrood, Grimme, Marcus, Krüger, Landois, Wette und Wagenfeld, und enthält eine, wie es scheint, vollständige Bibliographie.

Die Landschaft, nicht als Heimat, sondern als vorübergehender Wohnsitz oder als Wallfahrtsort für die romantischen und wissenschaftlich-idealistischen Sehnsüchte der Dichter, bildet das Einheitsprinzip für ein überaus feines, lebenswürdiges Buch von Philipp Wittkop<sup>12)</sup>. Die Musenstadt Heidelberg hat seit den Humanistentagen, da Wimpfeling „den schimpflichen Vorwurf der Barberei von dem Namen der deutschen Nation abzuwälzen“ sich vornimmt und der nicht minder deutsch-patriotische „Erz-humanist“ Konrad Celtis seine lateinischen Wanderlieder singt, immer eine starke Anziehungskraft auf die deutschen Dichter ausgeübt. Und Wittkop, der empfindungsfähige Historiker der deutschen Lyrik<sup>13)</sup>, der selbst jahrelang an der Heidelberger Hochschule gelehrt hat, ist gewiß der berufene Beantworter der Frage, was Heidelberg den deutschen Dichtern gewesen ist.

Die Stadt am Neckar war Führerin der deutschen Gelehrten- dichtung. Hier begann die neuere deutsche Dichtung mit Opitz und Zingref. Hierher schlug der Sturm und Drang seine Wellen (Maler Müller, Jung-Stilling u. a.). Hier dichtete der Klopstockianer Matthißen. Und welche entscheidende Seelenerlebnisse Goethes diese Stadt zum Schauplatz haben, ist bekannt (Suleita, Boisserée). Wie der heiter-apollinische Goethe, so fühlt sich auch der tragisch-dionysische Hölderlin in diese romantische Landschaft gezogen. Der Geist der romantischen Dichtung aber schlägt jahrelang dauernd seine Zelte hier auf, so daß Heidelberg neben Jena und Berlin ein Hauptsitz dieser Richtung war (Brentano, Arnim, Görres; später Eichendorff, Schöntendorf, Jean Paul; Lenau). Aber auch die Überwinder der Romantik, Hebbel und Gottfried Keller, erfahren hier entscheidende Seelenerlebnisse. Zum eigentlichen Sänger

11) Dr. h. Schönhoff, Gesch. d. Westfälischen Dialektliteratur. Münster i. W. 1914, Aug. Greve. M. 1,50.

12) Ph. Wittkop, Heidelberg und die deutsche Dichtung. Leipzig u. Berlin 1916, B. G. Teubner. Geh. M. 3,60, geb. M. 4,—, in Ganzpergament M. 8,40.

13) Vgl. meine Besprechung von Ph. Wittkop, Die neuere deutsche Lyrik (2 Bde., Leipzig, B. G. Teubner) im Pädag. Archiv Jahrg. 1911 und 1913.

des Heidelberger genius loci endlich wird Scheffel. An ihnen allen erfüllt sich Eichendorffs Wort: „Und keinem hat der Zauber noch gelogen, denn Heidelberg war's, wo sie eingezogen.“

Mit guten Gründen hat Wittkop nicht von denen gesprochen, die nur lokale Bedeutung hatten, wie Nabler, oder die noch leben und schaffen, wie George und Dehmel. Aber von den anderen spricht er nicht nur, sondern er läßt sie selbst sprechen, in Dichtungen, Briefen, Tagebuchblättern. So ist ein Buch zustande gekommen, das uns die lebendige Wechselwirkung zwischen dieser vielgepriesenen Landschaft und den von ihr angezogenen Dichtern herrlich offenbart. Wen aber stärkeres Interesse zum einen oder andern hinzieht, für den hat der Verfasser ausgiebige Literaturangaben beigelegt. Dem liebenswürdigen Inhalte entspricht die schöne und geschmackvolle Ausstattung des Buches mit Bildertafeln, Dignetten und Dichterschattenrissen. Wer die alte, ewig junge Musenstadt liebt, wird gewiß auch diese literarische Huldigung für sie lieben lernen.

Unter den deutschen Landschaften kann sich an geistig-kultureller Bedeutung keine mit Weimar messen; Friedrich Lienhardt hat es als die Hochschule des neuen deutschen und neuuropäischen Kulturideals bezeichnet. Das sächsisch-thüringische Großherzogtum hat im Jahre 1915 sein hundertjähriges Bestehen gefeiert, dem Ernste der Zeit entsprechend nicht in rauschenden Festen, sondern im stillen Gedenken. Welch berechtigter Stolz aber in diesem Erinnerungsfest aufblühen durfte, das offenbart am deutlichsten das gehaltvolle Gedetbuch, das die Goethe-Gesellschaft als 30. Band ihrer „Schriften“ aus diesem Anlaß herausgegeben hat. Rudolf Wustmann<sup>14)</sup> hat als souveräner Beherrscher des ungeheuren Stoffes, der die Kulturgeschichte dieses geist- und kunstgesegneten Landes darstellt, die Tatsachen ausgewählt, die ein lebendiges Bild des künstlerischen und wissenschaftlichen Schaffens in Weimar und Jena während des eben abgelaufenen Jahrhunderts zu entrollen geeignet sind. In fast dramatischer Spannung darf der Leser miterleben, wie das geistige Erbe der klassischen Zeit bis in die Mitte des Jahrhunderts unter regster Teilnahme des Fürstenhauses fortwirkt und Anziehung auf die führenden Geister der Nation ausübt; wie dann, während die anderen Künste (Musik, bildende Kunst) in den Vordergrund treten, der Sturm der naturalistischen Dichtung vorübergehend Goethes und besonders Schillers Ideal zu verwehen sucht; wie aber die um die letzte Jahrhundertwende eintretende Geschmacksklärung auch die großen Geister der klassischen Epoche wieder in ihrer ewigen Lebendigkeit und Vorbildlichkeit erstehen läßt. Aber der reiche Inhalt des bei aller Gedrängtheit doch formvollendeten Buches erstreckt sich auch auf die an der Landesuniversität Jena gepflegten Wissenschaften, auf die Mitwirkung des Großherzogtums an der nationalen Entwicklung Gesamtdeutschlands, auf die von dort ausgehende Pflege eines kräftigen Protestantismus, als dessen Wahrzeichen neben der Lutherstadt Eisenach die wiederaufgebaute Wartburg ragt, und auf vieles andere, zuletzt — nicht am letzten — auf die begeisterte Teilnahme der thüringischen Jugend am gegenwärtigen Kriege für die deutsche Kultur, eine Begeisterung, in der sich so recht die bedeutsame Einheit Weimar-Deutschland kundgibt. Daß bei solcher Knappheit gegenüber einer solchen Fülle des Stofflichen nicht allen Wünschen genügt sein kann, ist selbstverständlich (z. B. hätte von den Dichtungen des S. 298 genannten

14) R. Wustmann, Weimar und Deutschland 1815—1915. (Schriften der Goethe-Gesellschaft 30. Bd.) Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft.

Karl Weiser wenigstens die Tetralogie „Jesús“ erwähnt werden können; und unter der neuesten Goethe-Literatur hätte neben Chamberlains Buch wohl auch Georg Simmels tief psychologische Goethe-Analyse genannt zu werden verdient, S. 380). Aber im ganzen wird jeder Leser den Reichtum und die von weimarischem Formsinne erfüllte Klarheit der Darstellung genießen. Schade, daß die Benützung nicht durch ein Register erleichtert ist.

## 2. Einzelforschungen.

Der Übersetzertätigkeit Herweghs widmet Werner Kilian<sup>15)</sup> eine eingehende Untersuchung, die sich würdig in die Breslauer Beiträge einreihet. Auf Lamartines lyrische und epische Dichtungen und auf Shakespeares Dramen erstreckte sich vornehmlich die Übersetzertätigkeit Herweghs. K. zeigt in eingehender Analyse, wie der Dichter durch seine Beherrschung der fremden Sprache, durch sein hochentwickeltes Form- und Stilgefühl und durch seine philologische Gewissenhaftigkeit zur Übertragung in deutsche, dichterische Form hervorragend berufen war, und seine Leistungen neben anderen, berühmten Übersetzungen, wie z. B. der Schlegelschen Shakespeareübersetzung, sehr wohl bestehen können. Auch das ist ein bemerkenswertes Ergebnis der Untersuchung, daß diese Beschäftigung mit den Dichtungen anderer nicht ohne Einfluß auf Form und Gedankengehalt seiner eigenen Werke geblieben ist.

Weniger wissenschaftlich, sondern mehr für praktische Schulzwecke berechnet ist die Arbeit, die Hans Rheinfelder<sup>16)</sup> auf Friedrich Wilhelm Webers „Dreizehnlinden“ verwendet hat. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über das Leben des Dichters und die Entstehung und Aufnahme des Wertes gibt er eine ausführliche Darstellung vom Gang der Handlung und der Hauptcharaktere. Daran schließt sich eine Reihe von Dispositionen zu Aufsatzaufgaben und auch einige ausgeführte Probeaufgaben. Wer solche Hilfsmittel im Unterricht liebt, mag mit einigem Nutzen zu dem Heftchen greifen. Ich persönlich finde, daß sie viel Überflüssiges enthalten, vieles aber, was man gerne wissen möchte, nicht erklären. —

In friedlichen Zeiten hätte Geibels 100. Geburtstag (17. Oktober 1915) wohl stärkere Beachtung gefunden. Die Not des Vaterlandes hat ihn vor allem als „Herold des Reiches“ in seinen vielfach neu gedruckten patriotischen Dichtungen wieder zu Wort kommen lassen. Aber auch die anderen Komponenten seines künstlerischen Wesens sind nicht unbeachtet geblieben, insonderheit seine tiefe Beziehung zur Antike. Ich konnte schon in meinem letzten Berichte<sup>17)</sup> auf den von Wärme und Klarheit getragenen Aufsatz von Niecki hinweisen. Ähnliche Anerkennung verdient die umfangreichere Arbeit von Robert Thomas<sup>18)</sup>. Auch er geht der Einwirkung der Antike auf die Lebensgestaltung und das dichterische Schaffen Geibels nach, zeigt, wie Mythos und Geschichte des Altertums, besonders des Hellenentums, sich in Form und Inhalt seiner lyrischen und dramatischen Schöpfungen widerspiegeln, und wie die Dichter

15) W. Kilian, Herwegh als Übersetzer. (Breslauer Beiträge. N. S., 43. Heft.) Stuttgart 1914, Meßler. M. 4,—.

16) Fr. W. Weber, Dreizehnlinden. Bearb. v. H. Rheinfelder. (Walthers Erläuterungen z. d. Klassikern, 29. Bdchen.) Würzburg, S. K. Bucher. M. 0,80.

17) S. diese Zeitschr. 29. Jahrg. (1915), 2. Heft, S. 150.

18) Dr. R. Thomas, Geibel und die Antike. (Progr. 3. Jahresber. d. Kgl. Alten Gymnas. 3. Regensburg 1913/14.) Stadtamhof, J. u. K. Mayr.

der Alten, vor allem Homer und Horaz, sein ästhetisches Ideal „Schönheit und Maß“ geschaffen haben. Die Abhandlung, die den Dichter in den Gesamtzusammenhang der deutschen Geistesentwicklung stellt, ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des Klassizismus.

### 3. Biographisches.

Eine im besten Sinne volkstümliche Lebensbeschreibung des Propheten deutschen Wesens, des Dichters Geibel ist — ohne Namen des Verfassers — in der Sammlung „Volkschriften zum großen Krieg“ erschienen<sup>19)</sup>. Das Büchlein ist so recht geschaffen, den Kämpfern draußen und der Jugend zu Hause den von Vaterlandsliebe glühenden Sänger, der vor Jahrzehnten schon den starken Glauben an Deutschlands Zukunft hegte und seinen schweren Schicksalskampf ahnend kommen sah, wieder nahe zu bringen. Diesem edlen Zwecke dient auch die geschickte Auswahl aus seinen vaterländischen und religiösen Gedichten, die die Hälfte des Heftchens füllt. —

Zu den hervorragendsten Leistungen auf dem Gebiete der Biographie gehört Jakob Ermatingers<sup>20)</sup> Werk über Gottfried Kellers Leben. Bald nach des Dichters Tode hatte sein Freund Jakob Baechtold in umfangreichen Bänden die Dokumente zur wissenschaftlichen Erkenntnis von dessen Lebensentwicklung (Briefe, Tagebücher u. dgl.) herausgegeben und den Zusammenhang durch verbindenden Text hergestellt. Dieses Werk hat nunmehr jahrzehntelang (1890 starb Keller, auf Weihnachten 1893 erschien Baechtolds Sammlung) seine guten Dienste getan. Aber die Aufgabe, das Leben des Dichters in künstlerischer Abrundung zu gestalten, war hier noch nicht erfüllt, sie lag auch gar nicht in der Absicht Baechtolds, der als Freund nur die Bausteine zum Lebensdenkmal des Freundes zusammentragen wollte, aber zu abschließender Darstellung weder menschlich noch zeitgeschichtlich den nötigen Abstand zu wahren sich berufen fühlte. Jetzt aber, ein Vierteljahrhundert nach des Dichters Tode, mag diese schöne und schwere Aufgabe gewagt werden, die Aufgabe nämlich zu zeigen, wie der von der Romantik ausgehende Lyriker nach mancherlei Schwankungen durch das Erlebnis der Feuerbachschen Diesseitsreligion für die Welt der Wirklichkeit gewonnen und so einer der größten Epiker der deutschen Kulturwelt des 19. Jahrhunderts wird; und in Ermatinger hat sich auch der berufene Mann dazu gefunden. Ihm als dem Landsmanne des großen Schweizer Epikers mochte die knorrige Eigenwüchsigkeit des Dichters, der fest im Boden seiner Heimat wurzelt, aber doch die Lebenskräfte seiner entwicklungsreichen Zeit in sich aufsaugt und so die breitsthattende Krone seiner Dichtung über weite Gebiete des deutschen Schrifttums erstreckt, besonders zugänglich sein. Eine weitausgedehnte und tiefbohrende Forschung verschaffte ihm ferner die Kenntnis und Gabe, all die Menschen und Verhältnisse, die auf Kellers Entwicklung Einfluß gewonnen haben, anschaulich zu schildern. Und die liebevolle Versenkung in das wirrenreiche Erleben und das kämpfereiche Schaffen des Dichters wurde für ihn zugleich eine Schule seines Stiles und seiner Gestaltungskraft. So ist hier ein Werk entstanden, das in breiter, klarer, von herzlicher Sympathie durchleuchteter Entfaltung den äußeren Lebenslauf und die menschliche und künstle-

19) Emanuel Geibel (Volkschriften zum großen Krieg. 56/57). Berlin, Verl. d. Evang. Bundes. M. 0,20.

20) J. Ermatinger, Gottfr. Kellers Leben, Briefe u. Tagebücher. 1 Bd. G. Kellers Leben. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta. Geh. M. 17,—, geb. M. 19,50.

rische Entwicklung des Dichters vor dem Leser abrollen läßt. Die Beziehungen zur Umwelt, zu den hervorragenden Zeitgenossen, den führenden Geistern in Zürich, Heidelberg, Berlin, die erschütternden Weltanschauungskämpfe und Herzenserlebnisse, dann wieder das schwere Ringen um die Kunst, der vielverwirrende Übergang von der Malerei zur Poesie, das langsame und doch so gesetzmäßige Wachstum der einzelnen Schöpfungen und des gesamten Schaffens, die Ausblicke auf die politischen und sozialen Bewegungen der Jahrhundertmitte, an denen Keller regsten Anteil genommen hat: all das wird von Ermatinger, unter Anführung vieler eigenen Äußerungen des Dichters, in lebensvollster Schilderung, der die gelegentlichen Anklänge an schweizerische Sprech-eigenart zugute kommen, in den Bereich seiner Darstellung gezogen. Die ausgebreitete literarische und philosophische Bildung befähigen ihn, durch Gegenüberstellung mit verwandten und mit andersgearteten Geistern das Wesen seines „Helden“ zu erläutern (verwandt z. B. ist Keller mit Goethe: beide sind „optische“ Dichter; ganz verschieden ist z. B. Mörike), und den Dichter und seine Werke in die Gesamtentwicklung der deutschen Dichtung einzureihen. So z. B. ist der Abschnitt über den „Grünen Heinrich“ nebenbei auch ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Erziehungsromans von Wielands „Agathon“ an; und die „Leute von Selbwyla“ geben dem Verfasser Gelegenheit zu feinen Bemerkungen über die Entwicklung der deutschen Novellendichtung. Dabei hindert ihn seine Sympathie nicht, das Schaffen Kellers scharf kritisch zu prüfen. Geradezu ergreifend wirkt das Kapitel, das dem vergeblichen Ringen des Dichters um den Lorbeer des Dramatikers gewidmet ist. Alles in allem hat hier das Leben eines Dichters, der trotz aller „Unregelmäßigkeiten“ doch „nach dem Gesetz, wonach er angetreten“, geworden und gewachsen ist, die künstlerisch abgerundete Gestalt gefunden, die für absehbare Zeit die Aufgabe der Biographie erschöpft hat. Zu wünschen bleibt nur, daß die in Aussicht gestellten zwei Bände, die die Briefe und Tagebücher Kellers enthalten sollen, recht bald erscheinen. Hohe Anerkennung verdient auch die wahrhaft vornehme Ausstattung, die der Verlag dem monumentalen Werke — mitten in der Kriegszeit! — hat zuteil werden lassen.

#### 4. Sammlungen.

Eine Sammlung wertvollster und reizvollster deutscher Prosa-Erzeugnisse ist es, die unter dem Titel „Der deutsche Erzähler“ als eines der bekannnten „Bücher der Rose“ Wilhelm v. Scholz<sup>21)</sup> herausgegeben hat. Selbst ein namhafter Dichter, dessen geistvolle und problemreiche Dramen („Der Gast“, „Vertauschte Seelen“, „Der Jude von Konstanz“ u. a.) sich schon manche Bühnen erobert haben, erweist er sich hier als ungewöhnlich belehrenden, geschmackvollen und urteilsicheren Kenner der deutschen Prosaliteratur. Nicht für die Schule, sondern für reife, im Leben stehende Menschen sind diese 142 kurzen Erzählungen ausgewählt (wobei das Wort „Erzählungen“ nicht gepreßt ist: findet sich doch darunter Kants Briefbericht über Swedenborgs Geisteslehrgeschichten u. ä.), für Menschen, die in den Pausen des regsamten Wirkens, sei es auch des gliederstraffenden Kampfes, ihrem Geiste eine von der harten Wirklichkeit ablenkende Nahrung und Beschäftigung gönnen wollen, oder die aus der Dumpfheit und Dämmerung kranker Tage wieder zu erstem Flügelregen des Geistes erwachen.

21) W. v. Scholz, Der deutsche Erzähler. 142 kurze Erzählungen deutscher Dichter. Ebenhausen b. München, W. Langewiesche-Brandt. M. 1,80.

Aber zugleich wird dem Lehrer der deutschen Literatur dieser Band oft willkommen sein. Sindet er doch hier vereint Proben deutscher Erzählungskunst, die zum Teil schwer zu finden sind, von Lessing und den Klassikern und Romantikern und ihren Zeitgenossen bis auf Richard Wagner, Georg Büchner und Hermann Kurz.

#### IV. Gesammelte Aufsätze.

Ein, wie mir scheint, gerade für die Gegenwart sehr glücklicher Gedanke war es, aus den vielen gehaltvollen Aufsätzen Herman Grimms eine neue Auswahl herauszugeben. Reinhold Steig<sup>22)</sup>, der Mitarbeiter Grimms bei der Herausgabe der Romantikerbriefe, und der Verlag haben sich damit ein nicht geringes Verdienst und den Dank vieler Deutschen erworben. Aus allen Schriften Herman Grimms atmet uns ein wahrhaft deutscher, gemütdurchwärmter, klassisch klarer Geist entgegen. Es ist, als ob er das geistige Erbe der vorhergehenden Generation seines Geschlechtes, der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, mit dem Gefühle ernstester Verantwortung übernommen habe und nun, als letzter seines Stammes, unverfehrt seinem Volke übermache. Unverfehrt und nach einer Richtung bereichert. Er hat in jahrzehntelanger Arbeit alle von Menschen geschaffene Schönheit in ihren höchsten Blüten, in Dichtung und bildender Kunst, und alle Größe und Erhabenheit in Natur und Geschichte in sich aufgenommen und so einen unermesslichen Schatz von Urteilsfähigkeit in allen ästhetischen Fragen, seien es Fragen der Form oder des Gehaltes, in sich gesammelt. Seine Lebensarbeit hat sich so um die höchsten Spitzen künstlerischen Schaffens kristallisiert. Seine Hauptwerke sind der ästhetischen Würdigung Homers, Michelangelo, Raffaels, Goethes gewidmet. Auch die mehr gelegentlichen, kleineren Arbeiten, von denen hier mit gutem Griff die besten und dauerndsten ausgewählt sind, bewegen sich in diesen Höhenregionen der Menschenkultur, und daneben zeigen sie, wie der so „gebildete“ Verfasser von den Erscheinungen des Tages denkt. Altertum, italienische und deutsche Renaissance, der deutsche Klassizismus, aber auch die Bestrebungen seiner eigenen Zeit, des ausgehenden 19. Jahrhunderts, sind ihm gleich vertraut. Unter den Aufsätzen zur Kunst, die sich u. a. mit Raffael und Michelangelo, Tizian, Dürer, Carstens, Cornelius, Schinkel beschäftigen, findet sich einer, der Goethes Verhältnis zur bildenden Kunst untersucht. Zu Goethe kehrt Grimms wahlverwandter Sinn immer und immer wieder zurück. Von ihm handelt die größere Hälfte der Aufsätze zur Literatur. Zunächst eine Würdigung der Gesamtpersönlichkeit des Dichters und seines Gesamtchaffens, auf wenige Seiten voll Gedankenschwere zusammengedrängt. Dann ein fein stilisierter Vortrag über Goethes Aufenthalt in Italien, der die große „Jäsur“ in des Dichters Leben bildet. Ferner auf nahezu 60 Seiten eine Analyse der „Iphigenie“, für die dem Verfasser die römische Niederschrift der Dichtung aus dem Weimarer Goethe-Schiller-Archiv zur Verfügung stand. Was hier Grimm über seine Auffassung von der Charakterentwicklung der Iphigenie und der anderen Personen des Dramas zu sagen weiß, das wird kein Freund des Werkes ohne Anregung und Urteilsvertiefung und kein Lehrer des Deutschen ohne Nutzen lesen. Das gilt auch von dem Aufsätze über Leonore von Este, wenn vielleicht

22) H. Grimm, Aufsätze zur Kunst. Herausg. v. R. Steig. Gütersloh, C. Bertelsmann. M. 5,—, geb. M. 6,—. Derselbe, Aufsätze zur Literatur. Herausg. v. R. Steig. Ebenda. M. 5,—, geb. M. 6,—.

auch manches darin, so besonders Grimms Anschauung über den Schluß der Tasso-Dichtung, zum Widerspruch reizen mag. Was Gr. über Goethes Beziehungen zu Suleika berichtet, ist um so lebensvoller, als er zu Marianne Willemer noch in persönlicher Berührung stand. In gesteigertem Maße atmet der Hauch des Mitlebens aus den Darstellungen, die von Grimms Vater und Oheim, Wilhelm und Jacob Grimm, und deren Wesen und Wirken handeln. Was uns da über die Quellen berichtet wird, aus denen die beiden die deutschen Kinder- und Hausmärchen geschöpft und gesammelt haben, das hat die Bedeutung unschätzbbarer literargeschichtlicher Urkunden. Hier besonders fühlen wir, wie die elegische Pflicht dessen, der als letzter seines Geschlechtes, eines geistigen Adelsgeschlechtes, das Vermächtnis seiner Ahnen der Nation testamentarisch zuweist, dem Verfasser die Feder führt. Andererseits offenbart sich seine Fähigkeit des Zusammenschauens, des Zusammenfassens aller Wesenszüge einer Dichterpersönlichkeit in einem engumrahmten Bilde, in den Gedendblättern zu Uhlands und zu Rückerts 100. Geburtstag. Die Gabe kritischer Unterscheidung zeigt sich auch in der kurzen Charakteristik der drei großen Historiker Ernst Curtius, H. v. Treitschke und L. v. Ranke. Daß auch die neuere Dichtung aus seinem Interessentkreis nicht ausgeschlossen ist, das beweist er in der warmherzigen Würdigung von Wildenbruchs Heinrich-Dramen und in der psychologisch feinen Untersuchung über Conrad Ferdinand Meyer, die durch Adolf Freys Dichterbiographie angeregt ist. Geradezu herzerquickend wirken die Gedanken, die Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin in ihm hervorgerufen haben. Es ist staunenswert, wie er, obwohl noch fast in unmittelbarer Berührung und Gegenwart des politischen Genius, doch schon mit ungetrübtem Auge die Bedeutung des Staatsmannes erkennt und ihm sicher seine Stelle in der Reihe der großen deutschen Erzieher anweist. Es gibt zweifellos nur wenige Bücher, die dem ernstesten Deutschen der Gegenwart so reiche Geistesnahrung und bei aller Schlichtheit der Form so echte Erhebung verschaffen können wie diese Aufsätze von Herman Grimm.

Eine kurze, aber feinsinnige Würdigung Herman Grimms als des vielleicht bedeutendsten deutschen Essayisten findet sich in den unter dem Titel „Literarische Persönlichkeiten aus dem 19. Jahrhundert“ von Paul Schlenther herausgegebenen gesammelten Aufsätzen von Otto Brahm<sup>23</sup>). Der verdienstvolle Biograph Schillers und Kleists war selbst Schüler Herman Grimms gewesen, und was er der Anleitung dieses Meisters zu verdanken hat, das zeigen auch die hier vereinigten Aufsätze. Es ist zwar nicht, wie der Herausgeber in der Einführung freundschaftlich übertreibend meint, „fast eine Literaturgeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, aber es sind sehr wertvolle Beiträge zu einer kritischen Würdigung vieler wichtigen literarischen Erscheinungen des 19. Jahrhunderts in Deutschland und im Ausland, soweit es auf das deutsche Schrifttum Einfluß gewann. Die Aufsätze über Dorothea Mendelssohn, Friedrich Schlegels Gattin, und über Ludwig Börne lassen ihn zwar als vertrauten Kenner der Romantik und ihrer Ausläufer erscheinen; aber der Hauptteil dieses umfangreichen Bandes ist von liebevoll eingehenden Untersuchungen über die um die Mitte und in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aufblühende deutsche Prosaepit ausgefüllt. Berthold Auerbach, Gustav Freytag, Schöffel, Friedrich Spielhagen, Paul Heyse, Gottfried Keller, Contr. Ferd. Meyer, Theodor Fontane werden aus ihren

23) O. Brahm, Kritische Schriften II. Literar. Persönlichkeiten usw. Berlin S. Fischer. M. 5,—, geb. M. 6,50.

Lebensbedingungen und in ihren Wesenszügen erklärt und beleuchtet. Der Russe Turgenjew und der Franzose Zola werden in ihrer schriftstellerischen und nationalen Eigentümlichkeit charakterisiert. Von den Lehrern des Verfassers ist neben Herman Grimm der von ihm hochverehrte Wilhelm Scherer mit mehreren Aufsätzen bedacht. Der praktische Theatermann verrät sich in den Betrachtungen über Björnson und Ibsen; auch diese aber werden nicht nur als Dramatiker, sondern aus ihrem vollen dichterischen Schaffen heraus erfaßt. Die Art dieses Schriftstellers ist ganz anders als die des Essayisten Grimm. Er ist, wenn man so sagen darf, Herman Grimm ins Publizistisch-Journalistische überseht. Allerdings ist es ein Journalismus im besten Sinne des Wortes: geistreich, klar gestaltend oder besser: zeichnend, frei im Urteil, von einer gewissen rasch zufassenden Liebe zum Gegenstand ergriffen, schnelle Blicke auf große Zusammenhänge werfend. Diese Vorzüge machen die Lektüre dieses Buches immer genußreich und durch Anregung bereichernd. Das beigefügte Namensregister erleichtert die Benützung, und das angehängte Verzeichnis der Schriften Otto Brahms zeigt die erstaunliche Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit dieses Schriftstellers, der verhältnismäßig jung vor zwei Jahren gestorben ist.

Ein noch Lebender und wagemutig in die Zukunft Schauender ergreift das Wort in den ästhetischen Abhandlungen, die, unter dem Titel „Der Weg zur Form“ zusammengefaßt, nun schon in zweiter Auflage vorliegen. Paul Ernst<sup>24)</sup> ringt seit Jahren mit starkem und kampfesfrohem Selbstbewußtsein um die Palme des Romanschriftstellers, des Novellisten und besonders des Dramatikers. Auch theoretisch hat er sich schon öfters vernehmen lassen. Ein Teil seiner theoretisch-kritischen Auslassungen ist nun in diesem Bande vereinigt, den man eine Selbstanzeige im großen nennen könnte. Vornehmlich zur Tragödie und Novelle, also gerade zu den Dichtgattungen, die er mit Vorliebe pflegt, ergreift er hier das Wort. Er macht mit Energie und Temperament Front gegen den allzu großen Einfluß der Naturwissenschaften auf das dichterische Schaffen der letzten Jahrzehnte. Diese Bevorzugung der Naturwissenschaften sei nur möglich gewesen auf Kosten der Philosophie, auf Kosten einer sittlichen Weltanschauung, um die im Drama gekämpft werde. Am anschaulichsten werden seine lebhaft, oft stürmisch vorgetragenen Gedanken, wenn er sie an dem Beispiel der klassischen Tragödie erläutert. Aber auch ihr gegenüber bleibt er kritisch, wie der Aufsatz über Shakespeares „König Lear“ zeigt; er will das Recht des Gegenwartskünstlers durchaus gewahrt wissen. Der Unterschied der Dichtgattungen soll nicht verwischt werden; ein rein epischer Stoff z. B., wie die Nibelungen saga, wird nie restlos in einem dramatischen Kunstwerk aufgehen. Die Novelle entwickelt sich, wenn sie kunstgerecht ist, immer aus einem Novellenmotiv. Diese und andere ästhetischen Überzeugungen gewinnt er auf Grund eingehender Studien, die ihn bis ins klassische Altertum, zu Plato und Aristoteles, zurückführen. Sein tiefbegründeter und festgewurzelter Idealismus erhofft nach Überwindung aller naturalistischen Verirrungen eine neue schönere Blüte der deutschen Dichtung, in der wieder die Form das herrschende Schönheitsprinzip ist.

Nur darf die Form als kunstschaffendes Prinzip nicht zu einseitig, nicht auf Kosten des Inhalts betont werden. Das ist der Grundton, auf den ein feines, temperament-

24) P. Ernst, Der Weg zur Form. (2. A.) Berlin, Hyperionverlag. M. 4,—, geb. M. 5,—.



volles Büchlein von Carl Busse<sup>25)</sup> gestimmt ist. B. gehört zu den namhaften Dichtern und zugleich zu den gelesesten Literaturhistorikern der Gegenwart. Seine Geschichte der Weltliteratur hat sich schon einen zahlreichen Leserkreis erworben.<sup>26)</sup> In dem vorliegenden schmalen Bändchen, das gewiß auch manchem Literaturfreund im Schützengraben Freude machen wird, hat er einige im letzten Jahre geschriebenen Aufsätze zusammengefaßt, die sich mit Einzelfragen der literarischen Forschung und mit den wichtigsten Problemen der Weltliteratur beschäftigen. In einer Studie über die neuere Ballade, die ihm im ganzen als eine mindere Offenbarung des lyrischen Schaffens erscheint, unterscheidet er die Heldenballade und die mysteriöse Naturballade; als Vertreter der ersteren wird der hannoveraner Freiherr B. von Münchhausen, als hervorragendste Vertreterin der zweiten die in Königsberg geborene Dichterin Agnes Miegel charakterisiert. Jener hat sein eigenes Wollen, Glauben, Sehnen in seinen Helden „gläsern eingesargt“; diese lebt selbst mit all ihren Träumen und Leidenschaften in den Gestalten ihrer Gedichte. In einer kampflustigen Erklärung zur lyrischen Rangordnung verteidigt er Heinrich Heine gegen viele Anfechtungen und macht Front gegen eine Überschätzung des auch von ihm in seinem feinen, idyllischen Wesen sehr gerecht gewürdigten Mörike, den man unvernünftigerweise über Heine hat stellen wollen. Der Historiker der Weltliteratur gibt in dem Aufsatz „Probleme der Weltliteratur“ mit souveräner Beherrschung des Stoffes einige interessante Erörterungen über den Zusammenhang von politischer Größe und literarischem Hochstand bei den Nationen und sucht vorsichtig einige Entwicklungslinien in die Zukunft zu ziehen. In die Zukunft der deutschen Dichtung weist der letzte Aufsatz „Dichtung und Zeit“. Hier wird abgerechnet mit den ästhetisierenden Richtungen der letzten Jahrzehnte, mit denen der große Krieg wie mit abgelebtem alten Plunder — hoffentlich für immer! — ausgeräumt hat, und dem erhofften und ersehnten großen, wahren Dichter die Pforte zum Willkommen geöffnet, dem Dichter, der nicht mehr der Abgott eines Konventikels sein darf, der der umjubelte Liebling der ganzen Nation sein muß, der vor dem Weltgerichte dieses Krieges bewährten und zu neuem, aus Opferjaat erspritzenden Leben berufenen Nation.

So kann auch dieser schlichte Bericht in zukunftsfirerer Hoffnungsfreude ausklingen.

## Deutsche Erziehung.

Es scheint mir mit der Leistung und Würde unseres Volkes unvereinbar, seine Sprache, Geschichte, Kunst, Literatur nicht für geeignet oder ausreichend zur Jugendbildung zu erachten, unsere Jugend aus fremden, nicht aus heimischen Vorbildern sogar die Impulse zu nationaler Arbeit ableiten zu lassen. Von dem Einheitsbewußtsein, zu dem wir uns in der Kriegsnot zurückfanden, müssen Nachwirkungen auch auf das pädagogische Gebiet ausgehen. Wir Deutschen können unsere Erziehung mit deutschem Bildungsgut bestreiten; mehr noch als für unsere Wirtschaft und Wehrkraft wird für unser Bildungswesen eine Selbstzulänglichkeit Ehrenfrage werden. Aloys Fischer.<sup>1)</sup>

25) C. Busse, Über Zeit und Dichtung. Aufsätze 3. Literatur. Konstanz, Reuß u. Jtta. Geb. M. 0,50.

26) Vgl. diese Zeitschr. 26. Jahrg. S. 126f., 27. Jahrg. S. 130. u. 28. Jahrg. S. 220.

1) In: Norrenberg, Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege. S. 23.

## Literaturbericht 1914/15.

### Volkskunde.

Von **Rudolf Stäbe** in Leipzig.

Es wird für alle Zeit ein ehrenvolles Zeugnis für die innere Kraft deutschen Lebens bleiben, daß in diesem größten aller Kriege, der alle Kräfte nach außen richtet, dennoch die geistige Arbeit in Deutschland keinen Stillstand erlitten hat, daß sie getan wird, wie in den Zeiten des Friedens, vielleicht mit noch größerem Ernst. Wir wissen es ja, daß die Gewalt der Waffen vor allem die Kulturstellung unseres Volkes behaupten soll, die aus der geistigen Arbeit auf allen Gebieten erwachsen ist, um die uns fast alle Völker heimlich beneiden. Wohl sind die Kräfte, die sich sonst der stillen Geistesarbeit widmeten, nun auf einem andern Felde tätig, und manchen der Besten wird gerade die wissenschaftliche Arbeit schmerzlich vermissen. So zeigt denn die äußere Masse der literarischen Erscheinungen gegen die Zeit vor dem Kriege auf allen Gebieten ein gewisses Sinken. Wir werden das nicht beklagen; war doch die literarische Flut vor dem Kriege überall zu einer Höhe angestiegen, die bedrohlich schien. Es war kaum noch möglich, einen Überblick über die geleistete Arbeit zu gewinnen.

Heute ist die Zahl der Werke, die für die Volkskunde in Betracht kommen, sehr gering, auch wenn wir einige Erscheinungen der Ethnologie und Religionsgeschichte hier berücksichtigen. Dafür aber darf betont werden, daß der Wert an wissenschaftlichem Ertrag, der hier vorliegt, recht hoch ist.

An erster Stelle ist als ein Beitrag zur Kenntnis des deutschen Bauerntums das gehaltvolle Buch von Jos. Weigert zu nennen.<sup>1)</sup> Der Verf. kennt das deutsche Bauerntum aufs gründlichste; durch eigne Anschauung ist er offenbar mit dem süddeutschen Bauernleben nahe verbunden, doch ist ihm auch der Norden und Osten Deutschlands gut bekannt. Vor allem ist der Verf. mit seinem ganzen liebevollen Verständnis dem Bauerntum innerlich zugetan. Er hat Anteil am bäuerlichen Wesen, an seiner Naturbestimmtheit, seiner Frömmigkeit, seiner Arbeit, seinen konservativen Wesenszügen. Aber diese Neigung macht ihn nicht befangen. Er betont die starken und guten Seiten, verkennt aber auch die Schwächen nicht. Neben der Wahrung alter Sitte wird auch die Selbstsucht und Härte in der bäuerlichen Sittlichkeit betont. So hoch der Verf. die konservativen Kräfte im bäuerlichen Leben einschätzt, so hebt er doch auch hervor, daß starrsinnige Abneigung gegen das Neue oft auch wirkliche Förderung lange gehemmt hat. Licht und Schatten sind durchaus gerecht verteilt; das Buch idealisiert nirgends, es zeichnet die volle Wirklichkeit. Das erste Buch gibt eine allgemeine Schilderung des Bauernlebens. Seine Verbindung mit der Natur wird als die Quelle seiner konservativen Art dargelegt, die sich in der Einfachheit der Lebensweise, dem Unabhängigkeitsinn, der Heimatliebe äußert. Wertvoll ist hier die gegensätzliche Schilderung des Stadt- und Landlebens und die Erörterung der Landflucht nach ihren Ursachen und Wirkungen. Wirtschaftlichen Inhalts ist das zweite Buch „Bauernarbeit“. Die Kräfte gesunden Volkslebens, die von dieser Arbeit erhalten werden, läßt der Verf. überall sichtbar werden. Der interessanteste,

1) Josef Weigert, „Das Dorf entlang. Ein Buch vom deutschen Bauerntum. Freiburg i. Br. 1915, Herdersche Verlagsbuchh. M. 5,—, geb. M. 6,20.

vielleicht gehaltvollste und vielseitigste Abschnitt ist das dritte Buch „Der Bauerncharakter“, in dem Licht- und Schattenseiten in gleicher Treue dargestellt werden. Das vierte Buch behandelt die Bauernfamilie; dieser Abschnitt ist eine tiefergreifende Darlegung in Sittlichkeit und der sittlichen Anschauungen des Bauerntums.

Ohne eine Geschichte des Bauerntums zu sein, enthält das Buch reichhaltige Mitteilungen zur Geschichte des bäuerlichen Lebens, für die es oft bis in das Mittelalter zurückgreift. Durch seinen reichen Inhalt wie durch die lebendige Darstellung ist das Buch eine für weitere Kreise wertvolle Quelle zur Kenntnis und gerechten Würdigung des Bauerntums.

Ein anziehendes Buch über Land und Leute von Masuren, das durch die Ereignisse des vorigen Jahres besondere Beachtung verdient, verdanken wir dem Kgl. Landesgeologen Heß von Wichdorff<sup>2)</sup>. Der Verf. hat 12 Jahre im Lande gearbeitet und durch seinen Beruf jedes Fleckchen der masurischen Erde aufs genaueste kennen gelernt. Er sieht aber nicht nur mit den Augen des Naturwissenschaftlers, sondern hat auch für Geschichte, Volkstum und Kunst ein lebhaftes Interesse. Mit besonders feinem Verständnis steht er den Erscheinungen des Volkslebens in Sitte und Brauch, in Empfinden und Glauben gegenüber. Die Schilderung der Bewohner Masurens (S. 30—43) gibt in aller Kürze ein lebendiges und vielseitiges, oft von Humor freundlich gefärbtes Bild. Neben dem deutschen Kleinstadtbürger, lernen wir hier das masurische Bauerntum als eine eigenartige Größe kennen. Intelligenz und ein zum Skeptischen neigender Humor, Lernbegier und Tüchtigkeit, Strebsamkeit in der Verbesserung der Landwirtschaft zeichnen den Masuren aus. Daneben werden zahlreiche Züge aus Sitte und Brauch mitgeteilt: Kinderspiele, Volksfeste — besonders das mit altertümlichen Zügen ausgestattete Erntefest — und eigenartige Bräuche im Zusammenhang mit dem Tode, z. B. das Beschaffen des Sarges bei Lebzeiten, werden berichtet. Auch der letzte Abschnitt „Das masurische Bauernhaus“ (S. 90—104) ist kultur- wie kunstgeschichtlich beachtenswert. Überhaupt zeigt Masuren eine in vielem eigenartige Volkskunst. Das Buch, das durch vortreffliche Illustration nach Photographien des Verf. einen besonderen Wert hat, ist dem Ketter Ostpreußens gewidmet. Der Generalfeldmarschall von Hindenburg hat an dem Buche ein besonders lebhaftes Interesse genommen.

Eine seit vielen Jahren erwünschte Gabe, die der Volkskunde einen seltenen Beitrag aus einem weltfernen Winkel des Anti-Libanon bietet, verdanken wir G. Bergsträßer<sup>3)</sup>, jetzt Professor an der Universität Konstantinopel. Mitten im arabischen Sprachgebiet liegen hier, eine starke Tagesreise nordöstlich von Damaskus, drei Dörfer, in denen noch ein letzter Ausläufer des Westaramäischen gesprochen wird. Die beiden Orientalisten Socin und Prym haben diesen Dialekt im Jahre 1869 aufgenommen und dabei eine reiche Sammlung an Volkserzählungen und Märchen mitgebracht, die bisher ungenutzt lagen. Bergsträßer hat diese Texte an Ort und Stelle

2) Dr. Heß von Wichdorff, Masuren. Skizzen und Bilder von Land und Leuten. Mit 67 Originalabbildungen und einer Übersichtskarte. Berlin 1915, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. M. 4.—.

3) Neuararamäische Märchen und andere Texte aus Maclula. Hauptsächlich aus der Sammlung E. Pryms und A. Socins herausg. von G. Bergsträßer. Leipzig 1915, S. A. Brodhaus. (Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes. XIII. Band.)

nachgeprüft und um neue bereichert. Der Textausgabe ist eine deutsche Übersetzung beigelegt. Hier kommen nun die Märchen in Frage. Sie sind eine ganz eigentümliche Erscheinung; weder unseren Märchen noch denen von „1001 Nacht“ sind sie an Typus und Stimmung verwandt. Nur vereinzelt fällt einmal ein Schimmer aus der Phantasiwelt der orientalischen Märchen in diese viel einfacheren Gebilde. Am meisten erinnern mich diese Märchen durch den naiven und außerordentlich einfachen Ton an die armenischen Volksmärchen (s. Grikor Chalatianz, Märchen und Sagen. Armenische Bibliothek von Abgar Joannissiany Bd. IV). Der Typus ist in manchem dem slawischen, zumal dem serbischen Märchen darin ähnlich, daß die Wirklichkeit des täglichen Lebens stark in das Märchen hineinspielt. In der Erzählungstechnik, die sehr einfach ist, erinnern diese Erzählungen bisweilen an die afrikanische Märchenwelt. Sicher verdienen diese Märchen eines fast gänzlich erloschenen, ehemals weit verbreiteten semitischen Volkes eine nähere Untersuchung.

Ein Quelle, die in weitestem Umfang das innere Werden und Wachsen des Menschengesistes enthüllt, ist die Schrift. Wir wissen heute, daß es keine schriftlosen Völker gibt; irgendwelche graphischen Darstellungen, die über den Spieltrieb hinausreichende Zwecke verfolgen, treffen wir beim vorgeschichtlichen Menschen ebensogut wie bei den Primitiven der Gegenwart. So hat denn die Geschichte der Schrift als Ausdruck der Geschichte des menschlichen Geistes mehrfach Beachtung gefunden, so in Th. W. Danzels wertvollem Buch „Die Anfänge der Schrift“, in der wichtigen Arbeit Bruno Schindlers zur chinesischen Schrift in der „Ostasiatischen Zeitschrift“ und in den „Beiträgen zur Entwicklungsgeschichte der Schrift“ des Berichterstatters. Mit einem außerordentlich reichen Material, das auch bisher nicht veröffentlichte Urkunden umfaßt, behandelt der Leipziger Ethnolog Prof. Karl Weule dieses Thema<sup>4)</sup>. Durch die großartige Ausstellung primitiver Graphik und Schrift, die unter Weules Leitung auf der Internationalen Buchgewerbe-Ausstellung 1914 vorgeführt wurde, war in seiner Hand eine Fülle von Denkmälern vereinigt, wie sie bisher kaum einem Einzelnen zu Gebote gestanden hat. Das Buch gibt weit mehr als eine Schriftkunde der Primitiven. Der Verf. erörtert eingehend eine Reihe allgemeiner Fragen nach dem Wesen der Schrift, nach ihrem Verhältnis zur Sprache, zur Kunst, zur Magie. Der gewaltige Stoff wird in zwei große Gruppen gegliedert: in die Schriften des mittelmeeerischen Kulturkreises und die Schriften der außereuropäischen Völker, letztere nach Erdteilen geordnet. In der ersten Gruppe steht im Mittelpunkt die Frage nach dem Ursprung des Alphabets, für die neuerdings durch Arbeiten von Schneider, Hommel und Ed. Studen verschiedene neue Lösungen versucht sind. Das Schwergewicht liegt auf dem zweiten Teil, der die Schrift der Primitiven behandelt. Nach unserer heutigen Kenntnis der Dinge ist die Schreibtechnik der Primitiven von sehr verschiedenen Motiven beherrscht und stellt psychologisch wie technisch eine vielfältig abgestufte Entwicklung dar. Für die deutsche Volkskunde sind solche Dokumente von Interesse, in denen noch heute im deutschen Volke primitive Schriftformen gebraucht werden. Sie sind weit häufiger als man gewöhnlich annimmt. Das kleine Buch enthält einen ungewöhnlich umfangreichen Stoff und ist, namentlich

4) Dr. Karl Weule, Vom Kerbstod zum Alphabet. Urformen der Schrift. Mit zahlreichen Abbildungen und Originalaufnahmen und Originalzeichnungen von Paul Lindner. Stuttgart 1915, Francksche Verlagsbuchh. M. 1,—, geb. M. 1,80.

durch die reiche bildliche Veranschaulichung hervorragend geeignet, einen Überblick über die Schriftbildung zu geben und damit weiteren Kreisen höchst interessante Erscheinungen näher zu bringen.

Ein Gebiet, das sich neuerdings im Bunde mit Völker- und Volkskunde immer reicher entfaltet hat, das endlich auch in Deutschland an einigen Universitäten eine Pflegestätte gefunden hat, die allgemeine Religionsgeschichte, ist durch einige Werke von höchstem Range vertreten, von denen freilich mehrere dem germanischen Norden angehören. An erster Stelle nenne ich das bedeutende Werk von Beth<sup>5)</sup>. Es handelt sich hier um die Frage, wo die Wurzeln oder die Anfänge der Religion zu suchen sind. Dazu ist es notwendig, das Verhältnis der Religion zu Erscheinungen zu bestimmen, bei denen man schwankt, ob sie schon Religion sind oder ob aus ihnen überhaupt Religion erwachsen ist. Es sind der von Forschern wie Marett, Preuß und Vierkandt angenommene Präanimismus, der sog. Animismus, die Magie und die „Macht“ (Mana, Orenda usw.), die hier eingehend erörtert werden. Mit den Mitteln geschichtlicher Forschung läßt sich freilich die Frage nach dem Ursprung der Religion kaum erledigen. Die unserer Kenntnis erreichbaren Formen menschlichen Geisteslebens setzen überall eine lange Entwicklung voraus. Einen Stillstand, der bei den Urformen beharrt hätte, gibt es nirgends. Wo wir in irgendeinem psychischen Hergang den Ausgangspunkt der Religion annehmen, ist diese Annahme stets eine über das geschichtlich Erkennbare hinausgehende Annahme, deren wir freilich — als eines Hilfsmittels — nicht entbehren können. Trotzdem werden Volkskunde und Religionsgeschichte immer wieder dahin arbeiten, wenn nicht den Ursprung, so doch Anfänge des geistigen Lebens zu erschließen. Dazu freilich bedarf die geschichtliche Untersuchung der Ergänzung durch die Völkerpsychologie, die die aus einfachen Lebenserfahrungen gewonnenen seelischen Antriebe des religiösen Denkens und Verhaltens der Primitiven aufweisen kann. Völlig stimme ich mit dem Verf. darin überein, daß es nicht möglich ist, die Magie als ein besonders vorreligiöses Stadium aufzufassen. Magie ist an sich nicht Religion. Erst die Idee einer übersinnlichen, wenn auch in Dingen verkörperten Kraft, die der Mensch scheut und ehrt, als über ihm stehend empfindet, bildet das, was wir Religion nennen. Erst da, wo das Heilige gegenüber dem Profanen erscheint, besteht Religion. Auch die Betonung des Willens als einer die religiösen Vorstellungen bestimmenden Macht ist wertvoll; in diesem Gedanken, so scheint mir, liegt der Anfang zu einer Verbindung zwischen Religion und Sittlichkeit. Das gehaltvolle Buch Beths, eine der wertvollsten Erscheinungen der modernen Religionswissenschaft, wird zur Klärung der schwebenden Fragen sehr förderlich sein. Was diese Forschungen für die Theologie, insbesondere für die Geschichte der biblischen Religion bedeuten, spricht der Verf. in sehr beachtenswerten Worten der Vorrede aus.

An dieser Stelle sei auf ein Werk hingewiesen, das alle die Forderungen erfüllt, die Beth in seinem oben genannten Werke ausspricht, das ein „religionsgeschichtliches Fundament für die Auffassung vom Wesen der Religion“ gewährt.<sup>6)</sup> Söderbloms

5) K. Beth, Religion und Magie bei den Naturvölkern. Leipzig-Berlin 1914, B. G. Teubner. Geh. M. 5,—, geb. M. 6,—

6) Nathan Söderblom, Erzbischof von Upsala, Das Werden des Gottesglaubens. Studien über die Anfänge der Religion. Deutsche Bearbeitung von R. Stübe. Leipzig 1916, J. C. Hinrichs. M. 8,—, geb. M. 9,—.

Werk ist eines der gehaltvollsten Bücher der modernen Religionswissenschaft und in allem eine große Leistung. Vor allem scheint mir hier die Grenzlinie der Religion gezogen zu sein. Religion ist dort, wo das Heilige in Ahnen, Empfinden und Denken erfaßt und im Kultus dargestellt wird. Es wird nicht angehen, bestimmte Formen und Äußerungen als solche als Religion aufzufassen oder ihren religiösen Charakter zu verneinen. Wir sehen in oft sehr primitiven Formen ein Gefühl für das Heilige wirksam werden. Gewiß ist z. B. der Animismus an sich nicht Religion, sondern primitive Philosophie. Aber mit ihm sind doch auch Wertempfindungen vorhanden, die von positiver Bedeutung für die Religion sind. Ein Kapitel von höchstem Reichtum ist das dritte (Die Macht). Das Schwergewicht des Wertes liegt aber im vierten Kapitel: „Der Urheber“. Als „Hervorbringer“ oder „Urheber“ bezeichnet Söderblom eine ganze Reihe von Göttergestalten, deren Wesen erst mit diesem Begriff erfaßt ist. Es ist das ein Typus der göttlichen Wesen, der schon bei tiefstehenden Primitiven, wie bei den Australiern, auftritt als Urväter und Schöpfer und der durch die ganze Religionsgeschichte hindurchgeht. An diese Formen knüpft sich die Annahme eines Urmonotheismus, die in P. Wilh. Schmidt ihren glänzenden Vertreter hat. Für den Religionsunterricht sei auf das wichtige Kap. 8 „Die Gottheit als Wille“ hingewiesen, das vor allem der Erscheinung des Jahve vom Sinai und der prophetischen Erfahrung des Moses gewidmet ist. Es gibt eine Fülle oft überraschender Durchblicke in die Tiefen und Hintergründe der religiösen Entwicklung. Vor allem aber wird sich der Kenner der deutschen Literatur und Philosophie die Kap. 9 und 10 nicht entgehen lassen dürfen. Kap. 8 legt dar, daß der Rationalismus und der ihm entsprechende Deismus starke Anregungen durch Einflüsse aus der rationalistischen und sozialen Ethik Chinas erhalten hat. Leibniz, Chr. Wolff und Voltaire haben für die ersten damals eindringenden Gedanken aus der klassischen Literatur Chinas und für Confucius ein besonderes Interesse gehabt. Das 18. Jahrhunderts Europas erweist darin seine psychische Verwandtschaft mit dem 6. vorchristlichen Jahrhundert Chinas. Ganz anders die Wendung im 19. Jahrhundert, die für Mystik und Pessimismus empfänglich gemacht hat. Hier waltet die indische Alleinheits-Mystik in der Romantik, in Schopenhauer und manchen modernen Stimmungen. Diese beiden Kapitel gehören zu den großen Leistungen einer neueren Geistesgeschichte. Eine umfassende Gelehrsamkeit, ein tief eindringendes Erfassen der inneren Lebensrichtungen und ein eminent klares Urteil haben hier Meisterwerke der Geschichtsschreibung gestaltet. Freilich ist die Darstellung bisweilen sehr gedrängt und stellt an den Leser einige Ansprüche. Um so größer ist der Gewinn, den dieses Buch auf jeder Seite bietet.

Demselben Gelehrten verdanken wir eine soeben, freilich schwedisch erschienene Sammlung seiner an verschiedenen Stellen erschienenen religionsgeschichtlichen Aufsätze.<sup>7)</sup> Sie sind eine ungemein wertvolle Gabe, nicht nur weil hier weit Verstreutes in überarbeiteter Form zusammengefaßt wird, sondern auch durch den außerordentlich vielseitigen Inhalt der aus 14 Aufsätzen bestehenden Sammlung. Eine deutsche Ausgabe wäre in hohem Maße zu wünschen. Es mag hier genügen, die Titel der einzelnen Aufsätze zu nennen, woraus dann jeder ersieht, was ihm die Sammlung bietet: Primitives Heidentum und die Mission. Lao-tse's Religion und Ethik. Die

7) Nathan Söderblom, *Ur religionens historia*. Stockholm 1915, P. A. Norstedt und Söner förlag. 4 Kr. 50 öre.

Alten über Frauenschicksale. Rausch und Religion. Der Erlösertypus in der Religionsgeschichte. Gebet ohne Wort. Andrew Lang und Bäjämi. Mysterien bei einem Steinzeitvolf und ihr Ursprung. Lichtmeß. Das Motiv der Mission und die Kulturwerte. Yuan Schi-lais Opfer für den Himmel. Nießsche und die Lehre vom ewigen Kreislauf. Erlösergestalten der Antike. Siddharthas Berufung und Versuchung verglichen mit der Jesu.

## Mitteilungen.

### Jugendchriften.

Plinzner, Frida, Kiti. Eine Zigeuner-Kindergeschichte. Mit farbigem Titelbild und 2 schwarzen Vollbildern. In farbigen Stoff gebunden. M. 2,— (Gütersloh, C. Bertelsmann).

Lamp, Chr. R., Märchen. Mit Bildern von Ostar Höppner. Geb. M. 2,—. (Ebenda.)

Diese beiden Bücher sind gut gemeint, genügen aber höheren Anforderungen nicht. Das Buch von Fr. Plinzner, in der weichlich-frommen Art der Missionschriften geschrieben, enthält mehr die Schilderung der aufopferungsvollen Arbeit der Zigeunermisionarin als des wirklichen Zigeunerlebens. Es ermüdet ebenso sehr wie das Märchenbuch von Lamp. Diese Märchen mit all ihren Verzauberungen, Elfen und Prinzessinnen lassen das vermissen, was nötig ist, um neues Leben in uns zu erwecken: Die Kraft der Gestaltung und die Seele des Dichters mit all ihrer Tiefe und Ursprünglichkeit. Der Bilderschnud ist der übliche der älteren Art Jugendchriften — er ist herzlich schlecht.

Srenssens, Gustav, Peter Moors Fahrt nach Südwest. Ein Feldzugsbericht. Schulausgabe mit einer Einführung und Anmerkungen von Heinrich Brinker, Direktor der Luise Henriette-Schule in Berlin-Tempelhof. Mit 2 Karten und 11 Abbildungen. (Grottsche Verlagsbuchhandlung.) Pappband M. 1,40.

Der Grottschen Sammlung von Schul- und Volksausgaben, die besonders eine Anzahl Wildenbruckscher Werke einem größeren Lesekreise zugänglich macht, ist nun auch Srenssens bekanntes Buch zugefügt worden. Diese Ausgabe enthält eine Einführung in das Leben und die dichterische Tätigkeit Srenssens sowie über die Entstehung dieses Buches nach den eigenen Mitteilungen des Dichters, ferner eine kurze Geschichte des Hereroaufstandes. Die Anmerkungen am Schluß beruhen auf bestem Quellenmaterial, hätten aber wohl etwas knapper gehalten werden können. Über die Bedeutung von Srenssens Peter Moor Worte zu verlieren, ist unnötig. Wie es zu den besten Leistungen Srenssens gehört, so ist es auch eins unsrer schönsten und besten vaterländischen Bücher geworden. Möge es auch in dieser um die Hälfte des Preises ermäßigten Ausgabe seine stille, tiefe Wirkung an Jugend und Volk ausüben!

v. Keppler, Dr. Paul Wilhelm, Im Morgenland. Reisebilder. Mit 17 Bildern. „Aus aller Welt“. Eine neue Bücherei der Länder- und Völkertunde. (Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br.) Pappb. M. 3,50. Leinw. M. 4,—.

Diese Reisebilder von Ägypten, dem heiligen Lande, Konstantinopel, Athen usw., die der bekannte Rottenburger Bischof v. Keppler aus seinem großen Werke „Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient“ in einem geschmackvollen Buche vereinigt hat, sind so fesselnd und glänzend in ihrer plastischen Sprache, so persönlich, anschaulich und scharf in der Beobachtung, daß ich sie unbedingt an die Seite von Friedrich Naumanns Asia stellen möchte. Mag bei diesem der künstlerische Einschlag noch stärker sein, so hat man doch auch bei der Lektüre des Kepplerschen Buches das Gefühl, von einem geistig und ästhetisch hochgebildeten Manne geführt zu werden. Wohlthuend berührt ferner der soziale Unterton, der immer wieder hindurchklingt. Nicht immer kann man den religiösen Betrachtungen des Verfassers folgen. So wird man auch die an verschiedenen Stellen des Buches hervortretende starke Gegnerschaft gegen den Islam ablehnen müssen. Hier ist der protestantische Naumann entschieden freier von aller christlich-theologischen Befangenheit und erweist sich als der kühne Prophet, dem die ganze weltpolitische Entwicklung der Dinge recht gegeben hat. Trotz alledem: ein Buch schönsten und reinsten Genusses — nicht nur für Katholiken. Georg Dost.

Deutsche Abende I u. II. Es ist ein beachtenswertes Zeichen der Zeit, daß das neue Berliner Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht sich zuerst in den Dienst des deutschen Unterrichts stellt. Es erkennt damit die Forderung an, daß „die Schule in höherem Maße noch als zuvor eine Pflegestätte deutscher Kulturideale sein und daß besonders der deutsche Unterricht der Jugend ein tieferes Verständnis für die deutsche Kultur und ihre geschichtliche Entwicklung übermitteln“ solle. Wir begrüßen diesen neuen Bundesgenossen herzlich und hoffen, daß die schmucken Hefte, in denen die Vorträge nun hinausgehen, recht vielen Anregung bringen. (Deutsche Abende. Vorträge im Zentralinstitut. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Je M. 0,50.) Als erster sprach klar und anregend Ludwig Sütterlin (Freiburg i. Br.) über Die neuere Sprachwissenschaft und den deutschen Unterricht. Bei den rein grammatischen Gebieten der Sprachforschung weist er zunächst auf die Schäden der alten logisch-lateinischen Richtung hin, die wesentliche Erscheinungen der deutschen Sprache einfach unterdrückt. Demgegenüber muß der Deutschlehrer grundsätzlich alles erklären aus dem Geiste der Sprache heraus. Dies erreicht man durch Betrachtung aller abhängigen Gebilde nach Form, Inhalt und grammatischer Abhängigkeit. Sodann bespricht Sütterlin die sprachlich germanistische Richtung, um endlich die neueste Richtung: Ries und besonders Wundt, eingehend zu würdigen. Auch für die Laut- und Bedeutungslehre weist er nachdrücklich auf Wundt hin. Wesentlich ist noch seine Stellung zur „Sprachrichtigkeit“. Er lehnt den alten strengen Standpunkt ab, verwirft aber auch die einseitige Betonung der Zweckmäßigkeit und meint, ein gewisser Spielraum müsse immer bleiben.

Den Beziehungen zwischen deutscher Wortkunst und deutscher Bildkunst geht Wilhelm Waegholdt (Halle a. S.) nach, um zu zeigen, wie man sie verwenden kann zur Erweiterung des Deutschunterrichts, um der Jugend dadurch das Bewußtsein von der unlöslichen Einheit alles geistigen Lebens und Schaffens einzupflanzen. An einzelnen Beispielen erläutert er typische geschichtliche Beziehungen: die zutage treten in der Befruchtung durch Motive der anderen Kunst, in Doppelbegabungen, in der Parallelität des Gefühlsausdrucks und der Formensprache und endlich in der Illustration. Diese Beziehungen gilt es lebendig zu machen, dazu gehört aber eine entsprechende Schulung der Lehrer, und wir können nur hoffen, daß der Friede die von der preußischen Unterrichtsverwaltung vor dem Kriege geplante deutsche Studienreise unter Waegholds Leitung bringt und ihr gemeindeutsche Veranstaltungen folgen. Hier liegt eine große Aufgabe für den Germanistenverband! Zur eigenen Weiterarbeit gibt Waegholdt einen eingehenden Literaturnachweis.

Wesentlich für solche Weiterbildung ist, daß man viel Bilder billig in die Hand bekommt. Das wurde bereits in den letzten Jahren auch dem minder Bemittelten ermöglicht und der Krieg hat das noch gesteigert. Vor uns liegt eine sehr wohlfeile Sammlung von 149 Gemälden und Handzeichnungen Adolf v. Menzels, herausg. u. erläutert von G. J. Wolf (138 S. etwa 19:27 cm. Ungeb. M. 3,—, geb. M. 4,50. München, S. Brudmann A.-G.). Viel Bekanntes zieht an uns vorüber, aber auch manch seltener Veröffentlichtes, und wir können nur dankbar sein für diesen Überblick, der das Gesamtwerk Menzels zum erstenmal weitesten Kreisen nahebringt. Dem Freunde echt deutschen Humors wird es eine Freude sein, daß nun auch eine billige Spitzweg-Ausgabe erschienen ist. (Spitzweg. Der Altmeister Münchener Kunst von H. Uhde-Bernays. Mit 155 Bildern. München, Delphinverlag. Pappb. M. 4,—, Geschenkband M. 5,50.) Hier fühlt man romantischen Geist, hier spürt man das Weltüberwindende des Humors und wird auch Jüngeren das Wesentliche davon leicht nahebringen. Und noch eins: Man kann auch in diesen bewegten, ernsten Zeiten zu diesem Buche greifen, und es wäre eine feine Aufgabe, zu zeigen, warum uns dieser Humor nicht verkehrt, während uns jetzt so vieles anwidert, was unter dem Namen „Humor und Kunst“ an uns herantritt. (Übrigens gibt es ebenda auch eine kleine Feldpostausgabe von Spitzweg'schen Reimen und 24 Bildern für nur M. 0,60. Auch sie sei warm empfohlen.) H.

Deutscher Germanistenverband. Im Frankfurter Ortsverein sprach am 2. Februar Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. Otto Behaghel (Gießen) über „Verlust und Gewinn im Leben der deutschen Sprache“.

Sür die Leitung verantwortlich: Dr. Walthar Hoffstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.  
Alle Manuskriptsendungen sind an seine Anschrift zu richten.



## Otto Ludwig — ein Wegweiser in eine deutschere Zukunft.

Von Theodor Matthias in Plauen i. V.

Otto Ludwigs Lebens- und Leidensgang darf an dieser Stelle als bekannt vorausgesetzt werden und damit auch das reiche Erbteil, das er daraus in seine Dichtung mitbrachte: unbestechlicher Gerechtigkeitsinn, Freude an dem schon vom Vater verständnisvoll umsorgten Volke und bleibende Läuterung von diesem wohl geweckter Spottlust zu jenem echten Humor, mit dem er für sich selbst entsagt und die andern liebend umfaßt, eine bis ins Persönliche gesteigerte Liebe zur Natur und nicht mindere zur Musik, endlich eine Hinwendung von allem Äußern, von allem Sinnengenuß zu vollständiger Innerlichkeit, für die sein Verhältnis zur Musik geradezu symbolisch heißen kann. Er, der seinem Freunde Julian Schmidt einst „mit Schrecken“ von dem Gedanken schrieb, „daß man einmal Partituren schreiben werde, um sie nur zu lesen“, hielt sich die letzten fünf Jahre seines Lebens, als er keine Musik mehr hören und ausüben konnte, schadlos, indem er aus dem reichen Schatz von Partituren, den er besaß, z. B. die Opern Mozarts, Bachs Matthäus-Passion, Haydns und Beethovens Symphonien, nur — las!

Wahrlich, als Ludwig am 25. Februar 1865 von seinem Leiden erlöst wurde, war der echte deutsche Denker und Dichter, der da heimging, mit drängenden Gedanken und Plänen in dem gelähmten Körper so recht ein Abbild jenes Deutschlands, das seine dichtenden Zeitgenossen um die Wette unter dem Bilde Hamlets sahen. Das Geschlecht des werdenden Großdeutschland wird denn auch ganz anders aussehen müssen als das um Otto Ludwig und oft auch als das in seinen Werken: weltmännischer und gewillt, auch dem Deutschen den Platz an der Sonne, größere Ellenbogenfreiheit auf dem Erdenrund zu sichern und zu wahren. Schon der Sohn des Thüringer Waldes schaute dies neue Geschlecht und wollte es bilden helfen. Als Politiker wie als Künstler hat der Sproß des Hildburghausenschen Ländchens gefühlt und geseufzt: „Es hat den Teufel, in solchem kleinen Ländchen geboren zu sein!“ Und wenn die Hauptgestalt in seiner vollendetsten Dichtung „Zwischen Himmel und Erde“, Apollonius, der sich nicht einmal die Haarlocke der ihm vom Bruder geraubten Braut zu behalten und wieder zu nehmen getraut, auch nach der Entlarvung des verbrecherischen Bruders dessen Frau nur die Sorgen, aber nur ja kein Wort der Liebe und Zärtlichkeit meint abgewinnen zu dürfen, so ist dies doch nicht, wie Treitschke unterstellte, als Verherrlichung kleinstädtischen Konventikel-

geistes gemeint, vielmehr nennt es der Dichter selbst tragisch, daß „der Übergewissenhafte“ aus „scheuer und kleinlicher Verschämtheit“ sich nicht zu der Freiheit durchringt, auch seinem tiefsten Empfinden sein Recht werden zu lassen.

Den Blick stets auf eine Welthöhe Deutschlands und seiner Kunst gerichtet, zeigt Ludwigs Wesen, ob wir sein Denken, sein Handeln oder sein Schaffen ansehen, eine wunderbare Einheit, allein schon Grund genug, ihn zum Befreier von der bisherigen Zerfahrenheit zu wählen. Er bezeugt von seiner musikalischen Frühzeit: „Das Wort und den Klang habe ich auch später beim Komponieren nicht trennen können, es entstand beides zugleich. Die Musik existierte für mich nicht als Ding für sich, sondern sie war mir mit der Poesie eins.“ (An Ed. Devrient 5. 12. 46.) Auch der Dichter Ludwig leitet die Geschlossenheit seiner Schöpfungen aus dem Dienste um diese Göttin ab, „die, unbetümmert um alles andere als die Geschlossenheit der Stimmung alle Elemente ihres Kunstwertes zu diesen einzigen beabsichtigten Tönen zusammenstimmt“ (an Jul. Schmidt 3. 7. 57). Er will nichts wissen von einer Unterscheidung zwischen Lese- und Bühnendrama, zwischen poetischer und Bühnenwirkung: „Wahres Gesetz der dramatischen Kunst“, heißt es in seinen Bemerkungen zur Ethik, Ästhetik und Literatur; Romanstudien und zum eigenen Schaffen (bei Stern, Bd. VI, 29), „wird die innigste Durchdringung des Poetischen und Theatralischen sein, so innig, daß beide ihre Eigenheit verlieren und das Poetische zugleich das Schauspielerische, das Theatralische zugleich das Poetische wird.“ Wiederum, was Ludwig schuf, ist nur die künstlerische Eintörperung dessen, was er denkt und erfährt: „Der Dichter kann nichts geben als sich selbst, d. h. wie der dargestellte Charakter in dem dargestellten Zustande eine Modifikation seines eigenen Wesens und dadurch seines eigenen sympathetisch erregten Zustandes ist. Was er als Mensch in sich erlebt, stellt er als Poet, als außer ihm existierend dar“ (an J. Schmidt a. a. O.).

Einflang sieht das tiefdringende Schauen dieses unabhängigen Denkers in allem, Einheit, Einflang bringt er als Mensch und Dichter, bringt sein Handeln und Schaffen in alles. Die Welt, die Natur einschließlich des Sinnenwesens Mensch heißt ihm „unsers Herrgotts Naturtheater“, die eine große Schauburg also, darin des weisen und gütigen Weltenwertmeisters Gedanken und Pläne in sichtbaren Gestaltungen umgehen, ohne daß sich je der schaffende Geist auch selbst hat sehen lassen. „In des Königs von Sachsen Theater“, das er in seinen gesunden Dresdener Jahren gern besuchte, sah der Dichter die Werke der Künstler, zu „deren großen Erfordernissen“ er dementsprechend „die große Selbstverleugnung“ rechnet, „die persönliche Bescheidenheit, die in ihrem Werke verschwindet, von der die Gottheit selbst überall Beispiele oder vielmehr von deren Gegenteil sie nie ein Beispiel gibt“. Nicht anders im werflichen Leben. „Man darf nicht vergessen“, steht VI, 5 vermerkt, „daß der Mensch seine Kräfte nicht hat, um Freiheit oder sonst ein vermeintes Gut zu erwerben, sondern daß

er die lebendigen Vorstellungen höchster Güter — die Ideen — nur besitzt, um seine Kräfte zu üben, daß nicht Freiheit oder eine andere Idee, sondern das Handeln Leben ist.“ Deshalb ist ihm „die Lebensweisheit und Lebenskunst das höchste Ziel des Menschen; gebe es noch ein höheres, so sei sie wenigstens der sichere Weg dazu“. Religion, Moral, Kunst, Wissenschaft usw., urteilt er demgemäß, sind nichts und können nichts sein als ihre Hilfsdisziplinen. Daher sein Urteil „Formeltram“, wenn sich Menschenfügungen in Religion und Philosophie gegenüber dem Ernst des Lebens nicht bewährten. Ein vorurteilsloser Bewunderer Ludwigs, der sächsische Hofprediger E. J. Meyer, hat dessen Christentum mit den Worten gekennzeichnet: „Mit dem Kopf ein Heide, ein starker Skeptiker; aber so skeptisch sein Kopf war, so fromm war im tiefsten Grunde sein Gemüt; mit dem Herzen war er ein Christ“, und diese Kennzeichnung stimmt nicht nur zu Bekenntnissen Ludwigs, sondern auch zu seinem Leben. In aller Unstimmigkeit zwischen seinem reichen Geist und schwachen Körper war er nie versucht, ein Pessimist, ein Welterschmerzler zu werden. Nach jahrelanger, immer dauernderer Fesselung an das Schmerzenslager sagte er zu seinem Freunde Lewinsky (31. 7. 62): „Ich für meinen Teil begreife nicht, wie man die Welt nicht wunderschön finden kann; wenn meine Leiden nur ein Stündchen nachlassen, so bin ich immer ergriffen und im Innersten beglückt über diese herrliche Gotteswelt.“ Was er von einer Lieblingsgestalt seines letzten Planes, dem liebenswürdigen Tiberius Gracchus sagt: „Liebe im weitesten Sinne ist seine Natur und sein Charakter, sein Generalnenner ist Liebe“, das gilt von ihm selbst, und Liebe ist auch Kern und Erfüllung seines Herzenschristentums. Zu Lewinsky äußerte er Ende Juli 1863: „Was ist die große Idee des Christentums? Die Leidenschaft der Liebe, die alles Übel in uns vertilgen soll.“ Und gleich Christus, der gekommen war, daß er diene, nicht daß er sich dienen lasse, sagt der Fürst Don Pedro in der „Kaufmannstochter von Messina“:

„Wer groß ist,

Der sei es nur, daß er den Kleinen diene.“

Daher bei allem Scharfblick für den Zusammenhang der Dinge und die Beweggründe menschlichen Handelns nicht Verbitterung und Hohn, sondern verstehendes Mitleiden und lächelnde Duldung; daher zu Meyers Bewunderung beim „strengsten Determinismus von dessen Schattenseiten keine Spur“. Ludwig selbst sieht darin freilich nichts Wundernswertes, sondern nur die Natur wirken, die Natur des Idealisten, den er im Vergleich zum Idealisten also würdigt: „Der Idealist ist meist hypochondrisch, weil er sich selber zufriedenstellen muß, weil ihm das Wohlgefallen (an) der Welt nicht genügt, weil er dem Ideale zustrebt im Kampf mit der Welt. Der Realist hingegen gibt, was die Welt fordert, er gerät nicht in Kampf mit ihr“ (an Lewinsky Ende Juli 1863) und noch stärker: „Jeder Mensch muß, um ein fertiger Mensch zu werden, den Prozeß des Zerstückelns der Selbstbespiegelung durchmachen, je größer die Naturanlage, desto

stärker, gewaltiger der Prozeß" (St. V, 27). Die Art, in der Ludwig den Ausgleich zwischen diesen Gegensätzen gefunden hat, erklärt er selbst also: „Ich muß mir am Ende wohl oder wehe gestehen, daß das, was mir persönlich immer als Norm vor-schwebt, strengste Moralität bei stärkstem Materialismus, nichts ist, als die Leidenschaft des kategorischen Imperativs bis zum äußersten Extrem getrieben, ja bis zum Widerspruch" (VI, 9). Diese strengste Moralität befundet für das Gebiet des Erkennens und Urteilens unbedingte Wahrhaftigkeit, für das des Handelns Maßhalten gegenüber den Triebfedern alles Handelns, den Leidenschaften. Leidenschaft ist ihm nicht nur ein sinnliches Begehren von solcher Stärke, daß es Verstand und Vernunft verdunkeln kann; sondern auch der sittliche Wille ist ihm die sinnliche Kraft des Begehrens, insofern sie auf etwas geht, was der Sittlichkeit gemäß ist. Der Dichter, hörten wir schon, schafft unter Mitleiden, der Kern des Christentums sei „die Leidenschaft, die, aufs Göttliche gerichtet, die aufs Irdische gerichtete verzehren soll“. „Nur die Natur“, sagt seine Seelenkunde VI, 13, „ist das handelnde Prinzip im Menschen, d. h. die Leidenschaft, denn selbst das grundsätzliche Handeln ist ohne Leidenschaft für das System seiner Grundsätze nicht möglich.“

Beide Kräfte sieht er in Einzelschicksal und Völkerleben gleich wirksam. Die Jugend muß das Maß erst leidend finden lernen: „Die Jugend“, schreibt er (an J. Schmidt 12. 7. 1857), „muß ein Zwielf haben; was schon in der Jugend das rechte Maß hatte, bringt die Zeit durch ihre abnützende Kraft im Mannesalter unter daselbe herunter. Das jugendliche Zwielf dagegen wird dem Manne zum rechten Maß.“ Allgemein aber urteilte er: „Ohne Leidenschaft geschieht überhaupt nichts Großes" (zu Lew. Ende Juli 1863). Drum will er sie in die Staatsmaschine einspannen: „Nicht unflug“, läßt er sich unter dem Stichwort „Idealpolitik" (Stern VI, 3) vernehmen, „würde man bei Erfindung eines möglichst vollkommenen Staates von dem Grundsatz ausgehen, daß alle Leidenschaften zu seinem Bestehen und Erhalten ins Spiel gesetzt und zugleich mit Grenzen versehen werden, so daß sie weder sterben noch übermütig werden könnten.“

So fand eben Ludwig auch Ausgleich und Maß in den politischen Gestaltungen. Als das Jahr 1848 Enttäuschungen brachte, wünschte er den Abschluß der erst einsetzenden Entwicklung zu erleben: „Von der Höhe der neuen Zeit diesen Kampf mit einem Blick übersehen zu können, denn Geschichte wolle wie ein Kunstwerk in ihrer Ganzheit beurteilt sein" (an Ambrunn Oktober 1848).

Aus Naturbestimmtheit und Geistesbescheidung gestaltet sich Ludwig nun auch das Verhältnis zu Staat und Vaterland. Wenigstens angedeutet wurde die Stärke seiner Natur- und Heimatseligkeit. Gleich deutschem Land und Volk liebt er die deutschen Männer des Geistes und der Tat, „Luther, Friedrich der Große und alle Vertreter desjenigen, was man ehemals das Deutsche nannte, die schroffe Kraft und männliche Schönheit" (Sgh.=St., B. VI, 20), „die Bibel

und das Volklied, vieles in Goethe und Lessing, Luther nicht zu vergessen und Schillers Lied von der Glode. Richters Illustrationen, die eine Erquickung sind, Haydn, Mozart und das meiste von Beethoven, die uns gesund machen, so lange wir sie hören" (Ep. St. B. VI, 365). Er schätzt Gustav Freytag als den Darsteller solch deutschen Bürgertums wie Jeremias Gotthelf als den Shakespeare, den naturwahren Maler und Gesundbader des schweizerischen Bauernhauses. Er teilt H. W. Riehls Ansicht, daß es gilt, „die Feinde und Verderber des deutschen Hauses aufzusuchen“, um das deutsche Volk und seinen Staat gesund zu erhalten oder wieder gesund zu machen. Er weiß, die großen allgemeinen und die kleinen Einzelschicksale weben sich mit- und durcheinander: „Die Geschichte“, sagt er St. VI, 17, „soll uns nichts Fremdes, Feindliches, keine Drachenhöhle, sondern die Atmosphäre unseres privaten Atmens sein. Wir sind ein Glied am Riesentörper der Geschichte.“

Gern hätte Ludwig um Deutschlands lindendurchduftete Gaue und ihre trauten Hütten und Häuser zur Sicherung und Höherentwicklung sich ein starkes staatliches Band legen sehen. Immer wieder klagt er über seine Zerrissenheit, so in „O Deutschland“:

O Deutschland, Deutschland, Vaterland! O Deutschland, Deutschland, unbeglückt,  
 Wer hat dir deine Ehr' entwandt? Wer hat dir deinen Kranz zerpfückt  
 In vierzig Stößen groß und klein?

Er will sich mit in Reih und Glied stellen, daß es anders werde:

Wir, deine Kinder, stehn voll Mut, Wir stehn mit unserm besten Blut  
 Wir stehn mit unserm besten Gut, Dir, Vaterland, zur Seite.

Und schon sagt er die Kraftentfaltung eines geeinten Deutschland, wie wir sie heute erleben, und die ihr entwachsende Größe voraus:

Dann laßt die Dränger kommen Und niemand soll dir's wehren,  
 Aus Ost und Nord und West, Zu prangen tadellos,  
 Was soll's den Drängern frommen, O Vaterland voll Ehren,  
 Steht Deutschlands Einheit fest? Vor allen Völkern groß!

Und mit der Hoffnung auf ein großes, nach außen starkes Vaterland verband er gleich sehnsüchtig die andere auf ein im Innern freies. In seinem Liede „Völkerfrühling“ schließt sich an fünf Strophen eines jubelnden Preises auf des deutschen Landes Frühlingspracht der Kehrreim an:

Frühling, Frühling auf Berg und Tal, Der schönste Frühling kommt ins Land,  
 Lobt Gott, ihr Völker allzumal. Freiheit, Freiheit ist er genannt,  
 Freiheit! O Völkerfrühling!

Die rauhe Wirklichkeit vernichtete grausam diese für damals noch recht idealistisch-romantischen Traumbilder. Daß der Ausgleich, das rechte Maß zwischen den alten Rechten und neuen Forderungen, nicht gefunden wurde, gab er dabei durchaus nicht zumeist den Regierungen schuld, die Besonnenheit,

sein „rechtes Maß“ vermißte er vielmehr gerade bei den Männern des Volkes: „Die schönsten Hoffnungen des Anfanges für Freiheit und Größe des Vaterlandes“, klagte er denn gegen Julian Schmidt noch 3. März 1857, „gingen in Dorausicht des gänzlichen Verlustes leider unter, da man sah, die Verwirrten arbeiteten nur für die Reaktion, die nicht ausbleiben konnte.“ Jetzt war es, wo er „aus Vergnügen an seinem idealistisch(=romantischen) Anfange in den Realismus umschlug und diesen trieb, soweit es möglich ist“ (Sh.=St., Bartels VI, 37), und zwar in Leben und Kunst. Das mächtigste Zeugnis für Ludwigs Leiden unter jenen Enttäuschungen und daher auch uns mit seiner Spiegelung von Wirrsal und Unvernunft noch leise quälend ist sein naturalistischstes großes Drama „Der Erbförster“. Er selbst bezeugt diese Zusammenhänge mehrfach, so (zu Lewinsky 24. Juli 1863) mit besonders deutlichem Selbstbekenntnis zu seiner damaligen naturalistischen Schaffensart: „Der Erbförster ist in der Revolutionszeit entstanden und die Aufregung der Gemüter muß den Streit und die Überspannung erklärlich machen. Ich habe solche Kerle wie den Lindenschmied und Ulrich gekannt.“

Die Enttäuschung, die ihm die 1848er Bewegung bereitete, führt Ludwig nicht zur Flucht in ein Traumland weltfremder Dichtung, sondern zur Verinnerlichung seines Kampfes für beide alten Ziele, das innere wie das äußere, für ein innerlich freies und nach außen starkes Deutschland, und indem er „beide Einseitigkeiten — den alten Idealismus und jüngsten Realismus=Naturalismus — zusammenzufassen suchte“ (Sh.=St., Bartels VI, 37), gelangte er zu seinen „realistischen Idealen“ (Stern VI, 15), seinem geistgläubigen Wirklichkeitsfinn. Aus einem erneuten Gemüt sollte der 1848 noch nicht gefundene Wille zur Tat erstehen und so einem selbstgewissen deutschen Geist der starke deutsche Staatsbürger zuwachsen. Noch während der 1848er Bewegung graute ihm vor der Freiheit, nach der es durch die Gassen schallte. „Das Streben unserer Zeit nach Freiheit“, heißt es VI, 3, „beruht bei vielen der Strebenden auf einem Irrtum. Gewiß kann unsere Selbstachtung nur in der Behauptung einer gewissen Unabhängigkeit von Menschen und Umständen sich erhalten. Dies kostet uns einen immerwährenden Kampf. Es ist sehr begreiflich, wenn man die Natur des Menschen erwägt, daß er sich durch eine vorübergehende große Anstrengung von der Notwendigkeit der immer fortgesetzten kleinen Anstrengungen loskaufen möchte.“ Drum heißt es in der „Stimme der Mahnung“:

Willst du weise sein, sei frei!  
 Und willst frei du sein, darfst du dich nicht beengen;  
 Dein rechter Wille sei dein Recht!

Auch nach außen ist Freiheit, Selbstbestimmungsrecht das Kernzeichen des wahren, machtvollen Staates. Wie bitter dies Ludwig an seinem Vaterlande noch vermißte, hört man vor andern deutlich aus seinen Gedanken über eine „Tragische Historie Leben und Tod Albrechts von Waldstein“. „An Wallen-

steins Leiche sollte sein Totengericht" gehalten werden: „Glänzende Anlagen wandten sich zu Lastern, da Bescheidenheit fehlte; er trotzte, verachtete Erd und Himmel, zerriß göttliches und menschliches Recht. Nach diesem Urteil über Wallenstein schließt der Patriot Klage über das Elend der Nation, das einer für sich ausbeutete, andern Beispiel gebend.“ „Die zügellose Soldateska, das leidende Volk" sollte gezeigt werden, „das große Schicksal der Nation, Entkräftung, fremde Hände über seinem Schicksal, Zusammenhang des Charakters und Schicksals der deutschen Nation. Eine Person übernahm den Epilog und prophezeite aus dem Bisherigen die Schwächung Deutschlands durch Abhängigkeit von den garantierenden fremden Mächten, wenn die Schwäche, die Ohnmacht den Frieden gemacht" (Bartels VI, 478, 482). „Auch in der Sprache muß das Bild der Zeit heraustreten; das Einmengen welscher Worte und lateinischer, auf welche der Chor sticht, auch hier die Schuld maskierend, die in der Sprache nur die unglückliche politische Gestaltung vorweggenommen.“ Diese geschichtliche Erkenntnis vom Zusammenhange des Großen und Kleinen, des Äußeren und Inneren, der politischen Ohnmacht und sprachlichen Fremdsprache, die in dem gewaltigen Weltbilde Anschauung werden sollte, hat Ludwig auch sonst vertreten mit Wort und Tat. Schon sein Gedicht „An manche neuere Dichter" richtete sich gegen den Aufsatz mit fremden Worten wie Stimmungen, wenn er den weltchmerzselnden Zweeddichtern der vierziger Jahre zurief:

Werdet Männer doch, bei Christ!  
Bleibt nicht knabenhaft.  
Uner schöpflich Bergwerk ist  
Deutschen Sinnes Kraft.  
hängt euch nicht an fremdes Wort,  
Kehrt zu euch zurück;

Mutig schreitet fort und fort,  
Dorgewandt den Blick.  
Deutsch sei euer Tun und Buch,  
Freunde, folget mir.  
Byron wart ihr lang genug,  
Seid nun einmal ihr!

Auch wenn er Julian Schmidt 14. 9. 1858 überbescheiden bekennt, „für theoretische Untersuchungen des Werkzeuges, welches man abstraktes Denken nennt, nicht habhaft und mächtig zu sein“, so meint er doch auch lediglich das Arbeiten mit einer undeutschen Terminologie, hinter der sich für so viele die Unselbstständigkeit, ja Leere des Denkens verbirgt. So spricht er denn auch z. B. von der „Sphäre des Einrichters" statt Regisseurs, von der Zuspitzung, dem Spizen der Attikschlüsse statt Pointieren, der Unangemessenheit der Aufgabe und Anlage eines Helden statt von der Unproportionalität, von Entwicklung, Herausentwicklung, Entfaltung des schon Vorhandenen statt seiner Explikation und Evolution, von der Lesewelt statt Publikum vom Verbesseren des Allgemeinen und Verallgemeinern des Besonderen statt von Individualisieren, Abstrahieren und Spezifizieren.

So durch und durch deutsch, seinem Volkstum innerlichst verwachsen, erkannte Ludwig scharf auch die Unterschiede der Völker. Er empfand die politische Trivialität der vierziger und fünfziger Jahre deutlich als französisch. Er urteilte

treffend: „Der Humor (ist) ein eigentümlich unterscheidender Zug der Germanen von den Romanen. Bei den Franzosen ist statt Humors Wiß, statt Ironie Persiflage. Das Lächeln über die Schwäche des Starken, dessen Stärke uns Respekt gebracht, und das sich mit diesem Respekt ganz wohl verträgt, ist ein germanischer Zug.“ Auch sein Bemühen um die Erkenntnis fremder Volksart und Kunst entsprang nicht einer Schwäche für die Fremde, sondern geschah im Dienste des eigenen Volkes und der eigenen Kunst. Wie im Mitbürger des eigenen Vaterlandes, sucht er in denen des Erdenrunds den Menschen, dessen wahres Ideal zu gestalten der Vorwurf seiner Dichtung, zu höchst seines Dramas ist. „Es soll geben, wie der Mensch denkt und handelt, nicht als Bürger einer gewissen Zeit, sondern eben als Mensch; darum soll sein Stoff nicht Zeitsitte, Denkart einer Zeit, sondern Leidenschaft und Natur des Menschen sein. Selbst in der Historie soll es die ewig gültigen Typen geben wie in Richard III. (VI, 94). Daher beim Suchen nach echter Leben lehrender deutscher Kunst in einem Atem mit deutschen Meistern (oben S. 229) die Nennung solch naturvertrauter Dichter auch der Fremde wie Homer, Plautus und Shakespeare (Bartels VI, 353), sonst auch Sophokles. Daher für geschichtliche Stoffe zwar die Forderung geschichtlicher Treue, aber doch nur als Mittel zum Zweck der Lebenswahrheit. Nie ist es nach ihm auf ein Stück fremder Geschichte als solches abgesehen. „Der Dichter“ — äußerte sich Ludwig 24. Juli 1863 zu Lewinsky — „nimmt diese oder jene Zeit, dieses oder jenes Ereignis, weil sich die Charaktere, die er zeichnen will, eben da und dort am schärfsten ausprägen. Sehen Sie z. B. den Coriolan. Es wäre gleichgültig, wo er spielte, es kann überall sein. Shakespeare wollte den Stolzen zeichnen und zeigen, daß derselbe ohne das nötige Beimaß von Klugheit untergehen muß. Er zeichnete hier einen Typus, den Stolz, wie er war, ist und immer sein wird; dieser Mensch nimmt all unsere Teilnahme in Anspruch, nicht aber das Stück römischer Geschichte, das sich mit ihm abspielt, das war dem Dichter ganz Nebensache. Es ist deshalb auch ein Fehler, die Handlung als die Hauptsache eines Dramas anzusehen.“

Die mächtige Wirkung zumal der englischen Bühnen- und Romangestalten findet Ludwig begründet in ihrer Ganzheit, ihrem Vollmenschentum, ihrer Naturwahrheit. In den Shakespeare-Studien heißt es z. B.: „Dadurch sind Shakespeares Tragödien so ewig wahr, daß er keine Tugendhelden vorbringt, nur Züge der Natur“ (Bartels VI, 26) . . . „Er idealisiert bloß mit der Phantasie, nie auch mit dem moralischen Gefühle, d. h. er macht alles größer, stärker, aber er macht seine Menschen nicht besser, als sie in der Natur sind“ (ebda. 32).

Aus der frühen Berührung mit dem großen Briten gelang Ludwig in den ersten 50er Jahren sein letzter großer dramatischer Wurf, Die Makkabäer, dieses geschichtliche Trauerspiel hohen Stils. „Unbewußt“, urteilte er rückblickend, St. VI, 17, „sei er damit schon auf den rechten Weg gekommen.“ Später, etwa von 1855 ab, war er mit seinen eingehenden Shakespearestudien bewußt



darauf aus, das wahre deutsche Drama der Zeit zu suchen, und mit der Kunst und durch sie wollte er zugleich der Erziehung seines Volkes zu tüchtigeren Staatsbürgern, der Politisierung seines politisch unreifen Volkes von innen heraus dienen. Ganz richtig erkannte er in dem Romantisch-Träumerischen und dem Naturalistisch-Nüchternen und Engen die Haupthemmnisse eines starken deutschen Wollens in Kunst wie Politik. Letzten Endes zieht er Goethe und noch mehr Schiller der „Sentimentalisierung der Geschichte“ und gab ihnen Schuld, daß „wir uns in ein wirklich politisches Leben nicht zu finden wissen“; die Klassik und Romantik habe eine fata Morgana aus der Poesie gemacht, eine geträumte Insel voll Traumes, die den Menschen mit der Welt und sich selbst entzweit, und ihm mit dem Heimatgefühl in ihr zugleich die Tatkraft geraubt. Von sich meint er: „Die unnatürliche Scheidung, die unserer Bildung den weiblichen Charakter aufprägte, habe ich für mich durch das Verständnis Shakespeares überwunden, und mein ganzes Streben ist, mit allen meinen geringen Kräften meine Heilung auch auf andere Kranke zu übertragen.“

Ludwig nimmt in den Shakespeare- und anderen verwandten Studien ebenso einseitig für Shakespeare als entschieden gegen Schiller Stellung. Wir teilen seinen Grundirrtum natürlich nicht, daß Shakespeare für alle Zeiten bis in alle Einzelheiten mustergültig sei und das Ummögliche leisten könne, seine Nachahmer zu Schöpfungen von Eigenart und eigenem Volkstum zu führen; aber wir werden deshalb das große Verdienst seines Nachweises nicht verkennen, daß am blütenreichen Baume unseres Dichtens und Denkens ein Schädling saß, der entfernt werden mußte, wenn jener weiter gesunde Blüten und Früchte tragen sollte. Für uns bleibt Schiller, wie trotz aller Anfechtung für Ludwig selbst, der „große Dichter“, der uns, „von keinem andern übertroffen, unverwundlich aller Zeit trotzend“ Dichtungen geschenkt hat; wir urteilen mit Ludwig noch heute: „Wer weiß, zu welcher politischen Wirkung Schiller noch berufen ist; denn es ist kein Zweifel, daß ein großer Teil der Freiheitsbewegung Deutschlands aus dem Samen entsprossen ist, den die großen Gedanken und die Macht seiner Rede gestreut haben.“ Wir sehen überdies Schillers Flucht aus der Welt der Erscheinung in das Reich der Gedanken mehr als der ihm zeitlich doch noch zu nahestehende Dichter im Zustande verfallender deutscher Weltgeltung begründet. Aber zum Kampf gegen diese Übergeistigung und ihren volkstümlichsten Stimmführer, an der wir bis in diesen Krieg Kaiser wie Kanzler leiden sahen, fühlen wir uns trotzdem gleich Ludwig berechtigt und verpflichtet.

Zu diesem Zwecke bedarf es hier natürlich keiner ausführlichen Wiedergabe oder gar Kritik des Inhalts der Shakespeare-Studien, sondern lediglich der Feststellung des Ergebnisses, das sie für Ludwigs Auffassung von dem wünschenswerten Fortgange deutscher Geistesentwicklung zeitigten. Nur zur Kennzeichnung ihres Tones mögen erst einige einzelne Stellen wiedergegeben sein:

„Schiller klagt selbst, daß er, wo er dichten wollte, unbewußt ins Philosophieren geraten sei und umgekehrt . . . In der Tat ist das Aufsteigen im Philosophischen ein Absteigen im poetischen Genügen; je näher der Erde, den dunkeln Mächten des Instinkts, die keine Frage tun nach ihrem Warum, desto gewaltiger wächst ihre wunderbare Gestalt, desto fester steht ihr Fuß; ihre Natur ist Gesundheit, seine (des Philosophen) — Freiheit“ (Bartels VI, 6f.). — „Der Idealist reflektiert über Stoff und Charakter im Niederschreiben und schreibt so mehr seine Reflexionen nieder als die Sache . . .“ (S. 152). — „Das wäre es, was sentimentale und naive Poesie oder, wenn man will, Rhetorik und eigentliche Poesie unterscheidet, daß jene direkt und diese indirekt zu Werke geht, daß jene direkt ausspricht, was sie meint, und diese auf dem Wege der Darstellung. Goethe hat immer Stoffe gesucht, in denen das Herz an seiner Stelle war, deshalb ist er dem Großgeschichtlichen ferne geblieben; das ist ein Mangel. Schiller hat 'das Herz' ins Großgeschichtliche überall da, wo es nicht hingehört, eingemengt; das ist ein Fehler“ (S. 159). — „Der wahre ideale Dichter stellt in seinem Stoffe die Idee dar, d. h. er entwickelt die Idee, die im Stoffe liegt, und läßt sie als die eine und ganze Seele seiner Darstellung wirken; Schiller dagegen legt in die Stoffe fremde und mehrere Ideen hinein“ (S. 165). — „Während Schiller die äußeren Verhältnisse, das historische Detail debattiert und Spannung und Zusammenhang in die Intrige legt und solchergestalt die Schuld größtenteils auf Rechnung der die Leidenschaft überwiegenden Umstände stellt und ebenso die Bestrafung, so öffnet Shakespeare das Innere der Menschen und zeigt den Zusammenhang von Schuld und Strafe als einen Kausalnexuſ in diesem Innern“ (S. 150). — „Woran es uns Deutschen hauptsächlich fehlt, das ist die Ausbildung des sittlichen Urteils. Dies wurde auch von Schiller verwirrt. Er nimmt Motive und Effekte von Shakespeare herüber, aber er setzt sie nicht mit ihren Wurzeln und läßt sie organisch wachsen, er setzt sie nur mechanisch und arabeskenartig ein. Durch dieses Herausnehmen eines Motivs aus seinem organischen Zusammenhang verliert es seine Schönheit und wird oft zum Gegenteil, z. B. Thekla, eine die eine Julia ist, trotzdem daß sie aus dem Kloster kommt“ (S. 140). — „Nicht die Person oder Sache selbst, nicht die Wahrheit des Lebens gibt uns Schiller; er gibt uns nur den Nimbus, mit welchem er jene umgibt, den schönen Schein, der nicht sie selbst sind, sondern in die er sie eingehüllt hat. Darin liegt eine große Gefahr; denn wenn die Weise der Alten (und Shakespeares) uns die Erfahrung über die Dinge, die wir nicht selbst durch Erfahrung kennen lernen konnten, mitteilt und uns dadurch für das Leben erzieht, so wird in der Schillerſchen unser Irrtum, werden unsere Illusionen zu einer leidenschaftlichen Stärke erzogen; wir werden zu einem lediglich in der Phantasie existierenden Leben erzogen, das uns verwöhnt, blind und taub macht für die Wirklichkeit und, was das Schlimmste ist, ungerecht, so daß die Humanitätsſaat sich endlich in ihr Gegenteil verwandelt“ (S. 143). — „Schiller sagt: Um Freiheit sterben, Selbstmord um Liebe ist groß und edel; das ist das Los des Schönen auf der Erde. Shakespeare sagt: Das ist das Los der Schuld auf Erden; Selbstmord ist eine Schuld, aber die Person kann eine bemitleidenswerte sein, die dieser Schuld verfällt. Das war Shakespeares Humanität, die Schuld zu verurteilen, den Menschen zu bedauern; seine Frömmigkeit war der Glaube an eine gerechte Weltordnung: Gott groß und gerecht, der Mensch schwach und darum bemitleidenswert in seiner Schuld; nicht: der Mensch in seiner Leidenschaft groß und herrlich und die Weltordnung eine tödliche Naturmacht, die das Edle haßt und das Schöne untergehen läßt, weil es schön ist. Bei Shakespeare sehen wir auch die Torheiten und Verbohrtheiten der Leidenschaft, aber seine Gestalten haben noch etwas mehr. Schiller breitet um diese Torheiten den Schein des Großen und Edlen, sie werden mit Feierlichkeit eingeführt, so Margens Selbstmord. Shakespeare vermäntelt weder Torheit noch Schuld, er besticht unser ethisches Urteil nicht; er weiß, daß er trotzdem seinem Helden Teilnahme schaffen kann, daß er uns tragisch ergötzen kann ohne Gefahr für unsere moralische Gesundheit“ (S. 314).

Genug solcher Stellen. Aus dem unermüdlischen Gegenſpiel hunderter

solcher Gedanken und Beispiele lassen sich etwa folgende fünf Leitsätze gewinnen: 1. Schiller ist Idealist, seine Gestalten leben daher nicht aus sich, sondern sind Einfleidungen geschichtsphilosophischer und ethisch-ästhetischer Gedanken ihres Schöpfers. 2. Schillers Gestalten sind keine ganzen und geschlossenen Naturen, die sich in großer Leidenschaft handelnd selbst ihr Schicksal schaffen, sondern tugendsame Schönredner über ihre Ergebung in ein ihnen von außen aufgezwungenes Geschick. — 3. Sie haben wohl den Schwung ihrer Stimmung, aber keine Weltflucht und innere Wahrheit. — 4. Sie überwinden nicht handelnd das Leben, sondern fliehen entsagend daraus. — 5. Schillers Kunst erzieht daher nicht zu starker, nüchternen Meisterung der Welt, sondern höchstens zu empfindsamer Erhebung über sie, wie auch die Goethes zu innerlich, weich und weiblich bleibt und überhaupt die Verweiblichung schon ein gefährliches Maß erreicht hat.

Ludwig, ohne Zweifel, blickt tief und greift ernst hinein in den Zusammenhang der Dichtung, die ihm ja Lebenskunst im höchsten Sinne ist, mit dem Einzel- und Völkerleben, wenn er aus solchen Betrachtungen folgende Schlußfolgerung zieht:

„Die Extreme des (Shakespeariſchen) Charakterdramas sind Trockenheit und Härte der Sprache aus Streben nach Wahrheit des Ausdrucks; das des lyrischen Situationsdramas (Schillers) ist Schönrednerei aus Streben nach Schönheit; dort wird immer ein gewisser Realismus, hier ein gewisser Idealismus sich vordrängen. Der Realist wird daher zum Charakterdrama, der Idealist zum Situationsdrama durch seine Natur genötigt, und ebenso wird einem Volke von Idealisten ganz natürlich das Situationsdrama besser gefallen und umgekehrt. Der Idealist ist vorwiegend lyrischer Natur, weil es ihm weniger um die Sache zu tun ist als um das, was er bei ihrer Betrachtung denkt und fühlt; daher wird bei einem Volke von Idealisten vorzugsweise die lyrische Kunst blühen, in der Malerei die Landschaft, in der Dramatik das Lyrische, wie das Situationsdrama. Das geht weiter. So wird ein Volk von Realisten auch in der Politik wirklich objektive Zwecke verfolgen um ihretwillen, ein Volk von Idealisten nur der Gefühle wegen, die durch den Kampf aufgeregt werden. Das eine wird von praktischen, das andere von ästhetischen Idealen bestimmt.“

Ähnlich sieht Ludwig in einem Briefe an Julian Schmidt vom 27. Februar 1862 ganz allgemein Schrifttum und Leben, auch Staatsleben in Wechselwirkung: „Ein Kranker wundert sich über die eigene Fügung, daß kein anderes seiner Glieder in unangenehme Berührung mit harten Gegenständen gerät, als eben das erkrankte. Er könnte in seiner Begrenzung weitergehen und sich wundern, daß dergleichen Berührungen eben nur den Kranken erspart sind; denn — in Wahrheit — ein Gesunder stößt sich nicht. Nun — ein Deutscher auch nicht; nicht weil er gesund wäre, sondern weil er die Dinge, die ihn umgeben, von einem Stoff gemacht hat, der keinen Widerstand leistet, weil er keine Bestimmtheit besetzt. Wie mit Luftkissen hat er seine Wände mit Ideen auswattiert. Denn nichts, was erhabener wäre und sich leichter in alle möglichen Lagen zurecht zupfen ließe, und niemand, der geeigneter wäre, sich die Dinge zurecht zu zupfen, und ein geschickterer Zurechtzupfer als der gute Deutsche, der Kolonist des Gedankens, der Erb- und Grundherr der breiten Gefilde der blauen Möglichkeit, mit seinen Erbausichten in die unendliche Konfusion. — Beiläufig: welchen Aufschwung wird die diplomatische Politik durch die Adoption der sogenannten Ideen nehmen, die eigentlich zu ihrer Schwächung aufgebracht wurden, und welche ein Feld für Schifane solch ein Laut, solch ein Zeichen, welches alles und nichts, viel und wenig

bedeutet und so schnell den Kurs wechselt, als sein Oheim, das ideale Gold, das sogenannte Staatspapier! Man denke z. B., was bis jetzt Freiheit auf dieser Welt geheißen hat! Proteus wäre ein armer Komödiant dagegen gewesen.

Wahrlich, es ist als hätte Ludwig den fürchterlichen Zusammenbruch des törichtesten deutschen Idealismus, den der Weltkrieg zeitigte, und den am 19. Aug. v. J. auch der Reichskanzler eingestand, vor sechzig Jahren vorher gesehen, als er S. 141 schrieb: „Jeder Kauf hat seinen Katzenjammer, allen Glitterwochen folgen Splitterwochen, das Verschlängen der Millionen endet mit donnernden Kanonen, mit einer allgemeinen Beißerei. Und so taumelt der alte Trunkenbold Welt aus einer Torheit in die andere!“

Es ist deutlich, was Ludwig erstrebte: ein wahrhaft wurzelechtes deutsches Volksdrama, das im Innersten auch politisch großes Streben und Handeln lehre, „eine Poesie, die urwüchsig aus uns selbst zu entwickeln wir bisher weder unserer Zeit noch unserem Volkscharakter die notwendigen Bedingungen zutrauten“ (S. 8). Des Dichters Überzeugung, mit solcher Bühnenkunst auch die Größe der Nation fördern zu können, und sein sehnsüchtiges Verlangen nach ihrer Betätigung bezeugen in wachsender Innigkeit die folgenden Bekenntnisse. Julian Schmidt schrieb er 14. September 1858: „Ich kann Ihnen nicht schreiben, ohne Ihnen von dem zu reden, was mir die höchste Angelegenheit meines Lebens, nämlich von dem Suchen nach einer tragischen Kunst, die unsere Nation nicht noch ungesunder macht, als sie schon ist, vielmehr, was sie als Kunst beitragen kann, beiträgt, ihr zu einer Gesundheit der Lebensanschauungen zu verhelfen, aus der, was irgend eine Nation sich wünschen kann, allein organisch hervorwachsen kann.“ Er wollte sein Volk entschlossen zu Tat und Kampf schreiten und die Kunst es dazu erziehen, stählen sehen. In dem durchgeführten Vergleiche „Singer und Saut im Einzel- und Völkerleben“ bei Stern VI, 7 steht u. a.: „Für Deutschland kann man deutsche Männer begeistern, nicht für Kleindeutschland, jenes ist eine Idee, eine Anschauung, dieses nur ein Begriff, jenes ist ein Kind der Phantasie, die allen Menschen eignet, dieses ein Geschöpf des staatsklugen Verstands, den nur wenige haben. Glücklich darum ein Volk, das zum Gesamtinstinkt voll Beweglichkeit eine gemeinsame Leidenschaft hat, wie die Franzosen die Eitelkeit, im Nu ist die Gliederung von Sängern ein Ungegliedertes, eine Saut.“ Nun, 1879 mit der Schöpfung des deutsch-österreichischen Bündnisses hat Bismarck dem Dichter Recht gegeben, und jetzt zeigen die Rhein- und Donaudeutschen, im Nu nebeneinander getreten, die eine gewaltige Saut.

Auf dem Grunde der eindringenden Kritik noch einmal selbst zur vorbildlichen Schöpfertat voranzuschreiten, verhinderte den Dichter sein Leiden; es sollte, wie er ahnend in den Shakespearestudien niederschrieb, wirklich „sein Schicksal sein, daß er an die Findung eines Weges seine letzte Kraft zusetzte und ihn nicht selbst begehen konnte“ (S. 16). Aber wenn wir nach seinem Leben und

Denken nun auch noch seine Dichtung, soweit sie nicht schon gestreift wurde, überschauen, so werden wir nicht nur erkennen, daß auch sie wurzelhaft deutsch ist, sondern auch sein eigenes Urteil bestätigt finden, daß er zu der ersehnten großen deutschen Gegenwartskunst wirklich „mit seinem Judah — d. h. den Makkabäern — schon unbewußt auf dem rechten Wege war“ (Stern VI, 17).

Alle seine Erzählungen von der „Emanzipation der Domestiken“ bis zur gewaltigen Meisternovelle „Zwischen Himmel und Erde“, einschließlich des „Märchens vom toten Kinde“, sind, lange ehe laut und programmatisch der Ruf danach erscholl, wirkliche Heimatdichtung, frei von jeder Empfindsamkeit, gleich echt in blütenduftender oder waldumsäumter Landschaft und ihren Menschen, von einer Sorgfalt in der Zeichnung des Kleinlebens und voll wirklicher Liebe zu dem deutschen Volk in Dörfern und Kleinstädten, daß er gleich wahr wirkt, mag er, ernst mahnend und doch launig, Bilder seiner Schwächen und Verfehrtheiten, Derbheiten und Roheiten vor uns stellen oder diesem Unter- und Mittelschlage der Gesellschaft höchste Menschenwerte und gewinnende Heldenhaftigkeit abgewinnen. Solche Wesen von schlichter Echtheit und Tiefe, von einfacher ungeteilter Empfindung fallen ja seinem mehr auf lautlose als laute Opferfähigkeit gerichteten Zuge mit dem großen Heldentum zusammen und dürfen es tun. Wer das bisher nicht wußte, der muß oder sollte es wenigstens in diesem großen Kriege gelernt haben. Die Macht der Mächte aber ist ihm die Liebe, als die Kraft, die sich selbst überwindet, und die deutsche Tugend der Tugenden ist ihm die Gerechtigkeit, die beide zu bewahren auch weiter unsere Aufgabe bleiben wird, wenn wir fortan mutig mehr Weltgeltung fordern und nach größerem Weltanteil greifen. Schon in der „Emanzipation der Diensthboten“, die die Menschenwürde der Dienenden in die Freiheit des Urteils über den Vorteil der Herrschaft setzt und im Kreise der Herrschaft Gefühl und Herz über Kopf und Würde siegen läßt, ist im Grunde die Siegerin die Liebe. Die Liebe des Freundes zum Freunde, des gefühls- und willensstarken Naturkinds im Herrenschlosse zu dem von der Landstraße geborgenen naturfrohen Wanderer, die Neigung der Schloßbediensteten zur alten Herrschaft stellen, eben als spitzbübischste Schlaueheit alles zu verwirren und zu gefährden droht, die rettende Hilfe, fast ehe sie aufgeboten, bereit. — Des Paulus Hochgesang auf die Liebe ist bekannt. Nie ist er künstlerisch so vollständig veranschaulicht worden wie in Ludwigs Novelle „Maria“, deren Heldin nicht umsonst so heißt und einem Künstler zu einem Bilde der Jesus- und Johannismutter mit ihren holden Knaben begeistert hat. Sie stellt sich nicht ungebärdig, sie erträgt alles, duldet alles, ihre Liebe höret nimmer auf, auch als ihr Mondsuchtsanfall ihren heißen Werber verleitet hat, an der Unbewußten seine Lust zu büßen, ihr Scheintod den Reuigen auf eine dreijährige Büsserreise getrieben, ihr Vater sie aus dem Pfarrhaus verstoßen hat. Bei der Schwester eines alten Knechtes, der allein nicht vergißt, daß sie von Jugend auf des ganzen Pfarrspiels freude- und

friedegebendes Hausgeistchen war, geborgen, wandelt sie sich einem fremden Knaben, den sie seines Vaters Mordanschlage entreißt und doch der Mutter und dann dem Himmel wiedergeben muß, zum Engel, und dem heimgekehrten Sünder zur Erlöserin von seiner Unseligkeit, wie sie auch dem Vater und seinem Kirchdorf Ruhe und Glück wiederbringt. — Apollonius Nettemaiers entsagender opferwilliger Liebe ist schon an anderer Stelle gedacht. Ludwigs Pfarrer-gestalten haben von des Dichters Herzens-evangelium christlicher Liebe wenig vernommen. Schon Marias Vater ist ein Pfarrer der Gesellschaft, der Konvention. Am rührendsten ist die Lieblosigkeit der Welt verkörpert in der Bauern-schaft des „Märchens vom toten Kinde“ und ihrem Pfarrer, dem von Mark-linde. Niemand aus den Nachbargemeinden will die auf ihrer Flur gefundene Leiche beerdigen. Nur die Tiere in Wald und Feld erbarmen sich des kleinen Wesens, aber von der rührenden Leichenfeier ziehen sie unter des Suchses Führung rächend zum Pfarrhof und tun dessen Geflügel ab.

Gerechtigkeit, ja Übergerechtigkeit des Vaters, rechthaberische Gewalt-tätigkeit der Gegner war die Luft, unter deren Druck das Leben in Ludwigs Elternhaus und durch der Mutter Klagen auch er früh gestellt war. Gerechtig-keit ist als das geforderte „Maß“ eine der wichtigsten Mächte in des Dichters Lebens- wie Kunstgestaltung, und in ihrer Überspannung, dem deutschen Laster der Rechthaberei, hat sie sich in seiner Phantasie immer wieder zu ver-warnenden Bildern verdichtet. Zunächst zu einem neckischen in dem noch ziem-lich singspielartigen Lustspiele „Hans Frey“. Nur nicht wie Vater und Groß-vater wohlmeinend wollen, denken die Nürnberger Nachbarskinder Albert Pirtheimer und Engeltraut Moskirch; ihr Recht wollen sie haben, bis der welt-bewanderte Hans Frey rät, sie durch das Verbot jeglichen gegenseitigen Ver-kehrs zu kurieren, und sie nun aus gleichem Trotz niemand mehr als nur sich selber mögen, in letzter Stunde in ihrem Glück nur dadurch nochmals gefährdet, daß jetzt alt und jung dem Schöpfer des Glückes der Eltern und Kinder gleich-mäßig nicht gönnen, mit seinem Rat allein recht gehabt zu haben. — In der größten Gestalt geht die Rechthaberei im Beußbauer des Dorfbildes „Aus einem alten Schulmeisterleben“ um, der „schlimmer ist mit Kriffen als zwei Advokaten“ und die ihrem Herzen folgende Tochter lieber enterbt und als tot gelten läßt und selber an ihrer Statt mit einer alten tauben Wittib die einmal angesagte Prozhochzeit feiert, als den Schein aufkommen zu lassen, sein Wort und Kopfnicken gelte nicht trotz jedem Schwur. Auch der alte Nettemaier in „Zwischen Himmel und Erde“ und sein geistesverwandter Sohn, der „Sederchen-leser“ Apollonius, sind Sanatiker des Rechts, die die Knechtschaft der Selbst-gerechtigkeit den einen fast zum Unrecht an dem tüchtigeren Sohne, den andern zeitweilig zum Verzicht auf Heimat und Geschäftsanteil, dauernd zur Unter-drückung von Gefühl und Empfindung zwingt. Und zuletzt die Waldtragödie „Der Erbförster“, in der Liebe und Ehrlichkeit das Opfer eifernden Pochens auf

Recht und Gerechtigkeit werden. Im äußeren Verlauf eine Kette von Irrtümern; und doch ist dieses Äußere nur der Widerschein eines Meeres innerlichster Irrtümer über Recht und Gerechtigkeit, in dem die handelnden Personen fast alle atmen. Der reiche Fabrikherr, der „Pulversack“ Stein, meint gegenüber des nachbarlichen Freundes tausendfältig getragenen Launen und unbeugsamem Verantwortlichkeitsgefühl, in waldbirtschaftlichen Fragen mit dem Ernste scherzend, plötzlich in aller Form sein erkaufte Herrenrecht geltend machen zu dürfen. Sein mammonistischer als der Herr gerichteter Buchhalter sucht seinem Gerechtigkeitsgefühl Befriedigung, indem er um der Würde des Hauses willen Geldsack mit Geldsack zu verheiraten trachtet und zu diesem Zweck Steins bloßen Schreckschuß einer Drohung mit der Absehung des Försters übereilt als ernst gemeinten Auftrag behandelt. Sein Ebenbild, der Großbauer Wiltens, setzt das Recht des einzelnen darein, an sich und die Seinen immer zuerst und an andere nur so weit zu denken, als es sein muß. Die Wilddiebe gar haben einen Aufklärungsprofessor predigen hören, „das Volk sei ehrlich an und für sich, weil es das Volk sei“, und haben sich das also in ihre Sprache übersetzt: „Bezahlt wird nichts mehr, die Fleißigen sind die Spitzbuben, die Zuchthäusler die Ehrlichen, und Freiheit ist, wenn die Ordnung aufgehört hat.“ Der folgenschwerste und doch verzeihlichste Irrtum aber kommt aus dem tiefsten Gemüt. Der Erbförster, dieser starke Willens- und Leidenschaftsmensch, ist so herzensgut, so aufrichtig ehrlich und treu, daß er die Maste des Werwolfs erst unbewußt vorgenommen hat und nun unablegbar trägt, um nur den Söhnen der Vorgesezten, der Frau der Herr zu bleiben und sich Notleidende so gut wie seinen Augapfel von Tochter nicht in das weiche Herz sehen zu lassen, kurz, im Haus und Freundeskreise, für Beruf und Öffentlichkeit sich die starre Autorität zu sichern; und kraft ihrer fordert er Dankbarkeit, Mitverstehen und innere Verpflichtung von einer Welt der Geschäfte und Gerichte, in der höchstens vertragsmäßige Rechte bestehen. Aber er ist mehr als der starke Instinkt Mensch, den die Sophisterei der Leidenschaft bei bestem Wollen zu verderblichsten Handlungen hinreißt, und das ganze Trauerspiel mehr als eine Spiegelung der unbewußten Leidenschaften, die das deutsche Volk in den Revolutionsjahren zerstörend erregten. Es ist der innerlich grundehrliche und gutmütige, äußerlich rauhe und laute Deutsche selbst, dem es solche Art doppelt unmöglich machen muß, ein gern gehörter Prediger von Recht und Sachlichkeit zu sein. — Schade, jammerschade, daß das Romanbruchstück „Es hat noch keinen Begriff“, das in ganz eigenem echtest eingestimmtem Stil gehalten ist — Bruchstück geblieben ist. Auch die jetzt so oft gestellte und doch ganz überflüssige Frage nach den Gründen unserer Unbeliebtheit und auch die andere desto berechtigtere nach Bindung und Wandel der Sitte hätte der Dichter hier in der Form seiner höchsten Meisterschaft wohl noch feiner als von der Bühne herab beantwortet. Die junge Wittib, die bei der Base Amemarthe Wirtschaftlichkeit immer nur teilnehmend teilnahmslos vor des frankten

Mannes Sterbelager saß, die Knie hochgezogen und Kinn und in die Schürze gewickelte Arme darauf gestützt, dann aber beim Begräbnis nur unsicher die Süße setzt, ist ein treffendes Symbol urteilslos untätiger Hingabe an eine als ewig unabänderlich hingenommene Sitte und Sittlichkeit: „in ihrem gegen die leeren Bräuche des Leichenbegängnisses tändelnd gleichgültigen Kinde rührt sich, was mehr Recht hat, das Leben, die natürliche Schutzkraft der Unerzogenen, das Behagen am Leben, und dem behagt es nie, wenn das Schidliche so sichtbar über das Behagliche triumphiert.“

Indes, auch diese Weisheit hätte sich in den Rahmen einer Heimat-, einer Kleinstadtgeschichte fügen müssen: diese Kunst bedeutete gleichwohl nicht Ludwigs höchstes Ziel. Des „Landschafterns“ und des Liebesglücks, davon seine frischesten Gedichte, die „Buschlieder“, jubeln, hat sich Ludwig freilich in Sachsens Sluren gestreut. Aber mit all seinem Denken sonst, seinem politischen Fordern und künstlerischen Schaffen ist er, „in Deutschlands Gauen allzumal“, in der ganzen breiten deutschen Geistes- wie Staatengeschichte daheim. Seine machtvolle Ballade „Treu Friedrich“ verherrlicht den Sieg der deutschen Tugend, auf die das Verhältnis von Fürst und Volk in unserem Lande zu allen Zeiten und allerorten gegründet war. Und selbst wo er in seinen Dramen andere als deutsche Stoffe meisterte, geschah es nur, weil er für deutschen Geist nach dem ausdrucksvollsten Gewande suchte. Das einzige Mal, wo er, ein Opfer der Zeit, Heimatboden und Heimatdenken verließ, läßt er uns denn auch völlig kalt: im Trauerspiel 'Die Rechte des Herzens', dessen Heldenpaare ein Malteser die Pforten des Reiches, wo man nur Mensch zu sein braucht, erschließen möchte.

Ganz anders packt uns schon trotz widerspruchsvoller Zeichnung vor allem der beiden Hauptgestalten 'Die Pfarrose', diese durch die bekannte Ballade 'Die Pfarrerstochter zu Taubenhain' angeregte Dramatisierung des Kampfes von Natur und Herz gegen Konvention und Niedertracht. Dieselbe Grundfrage behandelt der 'Engel von Augsburg' v. J. 1856 oder, wie die jüngere Fassung von 1859 genannt war: 'Agnes Bernauerin', nur nach Stoff wie Ton höher, das Kind des Volkes gleich bis an den Thron gerückt und im hohen Stil oft freilich recht überhitzt gekünstelter Shakespeareverse, entsprechend dem Bestreben, auf dem Hintergrunde des Zusammenwirkens von Fürst und Bürgertum ein farbensattes Bild deutscher Renaissance und der Entfaltung der freien Persönlichkeit zu zeichnen. „Eine Schönheit“ will der junge Fürst, „die sich mit der Wahrheit verträgt“, die Schönheit des Volksliedes, „der Lieder, die jetzt Handwerksburschen, Schüler und andere fahrende Leute dichten“, „nicht Stransen und Quasten der Gewohnheit und Lüge“, nicht „den alten Formelkram der Welt“, und zu solch eigener Art und Persönlichkeit gehört auch die eigene Sprache, daher muß der Kanzler wegen des Fremdworts 'Resultat' um Vergebung bitten und die Abfertigung vernehmen: „Ja, Ihr redet lieber fremde Sprachen; daß ich es anders halte, werdet Ihr, hoffe ich, bald hören.“ — Vor allem sind es drei Bruchstücke und



zwei vollendete Werke, die uns bedeutungsvoll wie Vorbilder auf heutige Strebungen und Stimmungen ansprechen.

Aus Ludwigs Studien über Drama und Roman kennen wir seinen Kampf für eine wirkliche Lebenskunst und gegen die Sentimentalität in Kunst und Leben. Im 'Jakobsstab', einer auf italienischen Boden verlegten Behandlung des Jud Süß-Stoffes, findet sich der erste Ansatze zur bühnenmäßigen Gestaltung des deutschen Träumers und Schwärmers. Giulio Daccai liebt des geldschweren Juden Schwester Lea und möchte sie aus ihres Bruders Gewalt befreien; sie hat ihn auch schon im Traum als ihren gottgesandten Befreier nahen sehen. Aber dazu bedarf er Entschlossenheit, schnelles Zugreifen; doch gerade diese Eigenschaften fehlen ihm ob seiner deutschen Herkunft, so daß er sich verspotten lassen muß:

Das Erbe deiner deutschen Mutter,  
Ein Glöckchen deutscher Nebel, weiter nichts,  
Der Zauber, der das Ferne stets verklärt.  
O Träumer, Träumer, träumst dir ein Idol  
Zusammen da aus Unschuld und, weiß Gott,  
Was sonst noch!

Und der Gescholtene muß sich auch selbst gestehn:

Und du verdienst den Namen Träumer ganz.  
Zerfließest in Empfindung, wo du dich  
Zusammenraffen sollst zu kühner Tat.  
Die Zeit höhnt fliehend dich.

Das Schönste, was Ludwig auf Grund seiner Shakespearestudien und im Ringen mit dem großen Briten geschaffen hat, das Bruchstück 'Tiberius Gracchus' war geradezu als die Tragödie der Humanität gedacht, als die Darstellung „eines tragisch vollberechtigten Typus, der bei Shakespeare in dieser Gestalt noch nicht vorhanden“. Er ist eben nicht englisch, sondern klassisch deutsch. In dem Bruchstück, soweit es vorliegt, hat der Senat eben Tibers Vertrag mit den Numantnern, der 20000 Römer aus der Gefangenschaft befreit hatte, verworfen und der Helden Auslieferung an Numantia beschlossen. Tod und das Schlimmere, die Entehrung, will er ergeben hinnehmen, „den Einzelwillen dem gesamten beugend“; mehr als beides schmerzt ihn die Erkenntnis des drohenden Untergangs der Stadt:

wie die fremde Masse  
Der Sklaven fürchtbar drohend sich vermehrt,  
Derweil die freien Bürger —  
... in gleicher Schnelle schwinden  
An Zahl und Wehrkraft.

Aber während er nach einem letzten Gang zum „Haus, wo seine Wiege stand“ will

... gleiten wie ein weltes Blatt vom Zweig,  
Das unter Schwestern eben noch geflüstert,  
Das niemand fallen sieht,

denkt das Volk, das seine Auslieferung bestätigen soll und das die eigenmüßigen Senatoren genug gefirrt und gekauft zu haben wäbnten, ganz anders. Es weiß seinem Liebling nicht nur dank, daß er ihrer sovielen die Heimat wiedergegeben, es durchschaut auch die Pläne der Adligen, einzig und allein den verächtlichen zu wollen, der ihnen die Zerschlagung der zu Unrecht in Besitz genommenen Staatsländereien zumutete, um den Armen wieder zu Haus und Ausland zu verhelfen. Nicht nur verwirft es den Antrag auf Tibers Auslieferung, sondern wählt ihn auch zum Tribunen, daß er solche Pläne auch durchsetzen soll. „Kein Gott“, meint der in Mitgefühl und Dankesrausch Zerfließende, „könnte so

die Dinge schaffen,  
Wie mir das Glück sie ungebeten zuführt“.

Wir hängen schon am Ende dieses ersten Aufzuges, ob er sie auch nur wird zu nützen verstehen. Denn ihn auszuschneffeln drängt sich an ihn der hündischste der käuflichen Tribunen, den wir noch eben haßerfüllt über ihn geifern hörten, und von des Schufstes Bekennnissen der eigenen Schlechtigkeit wird er so gerührt, daß er in dem Halschen eines von jenen Geschöpfen sieht, „die außen Stein sind und innen Perlen“. — Statt der übrigen vier Aufzüge müssen wir Ludwigs Beschreibung seiner Hauptrolle gelten lassen: „Der Widerspruch im Helden ist zwischen dem leidenschaftlichen und daher verderblich über das Maß greifenden Mitleid und dem milden Naturell selbst, aus dem es entspringt. . . . Sein Mitleid, soweit es nicht zu Verbrechen und Torheit wird, seine uneigenmüßige Hingabe, sein liebevolles Gemüt gegen die Freunde, sein Edelmut gegen die Feinde, mit einem Worte: Die edle Humanität an ihm wird lobend, bewundernd und Mitleid für ihn werbend herausgehoben; was aber davon über das Maß hinausgeht, die idealistische Träumerei, die verkehrte Humanität mit Spott und Ernst getadelt, bekämpft und unmaßsichtlich verurteilt. . . . Ein durchaus humaner Mensch, in eine Situation gestellt, der angemessen zu handeln die Humanität ihn verhindert, der darum untergehen muß, und der eben darum uns gefällt, den wir anders wünschen müssen, als er ist, um unserer Furcht willen, und doch so wünschen müssen, als er ist, um unseres Wohlgefallens willen an ihm. . . . Das Mitleid ist's nicht sowohl, was Schuld und Leiden und Untergang herbeiführt, als die Leidenschaftlichkeit dieses Mitleids, sozusagen die Begeisterung des Mitleids und idealistischen Traumes. Er ist der Mann nicht für seine Aufgabe.“

Bei der Arbeit an einem Schauspiel aus der Höhezeit des 7jährigen Krieges, der Zeit zwischen der Schlacht bei Torgau und der Wiedereinnahme von Schweidnitz, wollte sich der Dichter, der damals noch umsonst auf Anerkennung rechnete und doch seine Grundsätze innerlicher Gediegenheit nicht preisgeben mochte, an einem seiner Lieblingshelden, Friedrich dem Großen, aufrichten. Das Vorspiel, 'Die Torgauer Heide', das allein davon fertig vorliegt, ist gemäß der groß-

deutschen Forderung seines Gemüts, die wir schon kennen, in volkstümlicherem Gewande als ehedem Kleists Hermannschlacht eine Vordeutung auf Deutschland und Österreich-Ungarns Zusammengehen geworden. Als es im Verlauf der Torgauer Schlacht nicht allenthalben erkenntlich ist, wer das Feld behauptet, geben sich ja durcheinander geratene Österreicher und Preußen das Wort, die, deren Heer geschlagen ist, wollen der anderen Gefangene bleiben, und es entspinnt sich folgendes mit mancher Namensänderung heute wieder mögliche Gespräch:

Grenadier Manteufel: „Ist's nicht schmäblich, daß wir uns das Fell zerhauen, Preußen und Österreicher, und dieses Franzvolk unserer guten alten Mutter Deutschland auf den Rippen herumtrabbeln lassen, daß sie uns die paar Laster, die unsere Vornehmen noch nicht aus Paris geholt haben, vollends herüberschleppen?“

Erster Österreicher: „Gewissermaßen halter sind wir freilich alle beide Deutsche, Österreicher und Preußen; das ist schon wahr, Mutter Theresie will auch den Frieden.“

Feldwebel: „Nämlich? — Zweimal wollte der Fritz Frieden schließen, als die Sachen im Gleichgewicht standen; einen schimpflichen Frieden aber schließt der Fritz nicht . . . Wir schießen uns nicht um den Haß oder um die Habgier unseres Königs; unsere Säbel führt nicht sein Neid oder sonst ein persönlich Gelüsten, was das Volk nichts angehe; sondern der Fritz kämpft für uns und unsere Ehre, drum fechten wir für Fritz und seine Ehre.“ Und nun gibt's ein Rühmens des Königs, daß der Österreicher meint, ihre Übereinkunft sei aufgehoben. Aber man läßt aufspielen, und als der Fritz, der Fritz geritten kommt, singt eben unter Pfeifen- und Trommelflang alles den 'Prinz Eugenius' mit, und als ausgerufen werden kann: „Der Fritz hat gesiegt! Vittoria“ und unter dem allgemeinen Gesange von 'Nun danket alle Gott' der Sergeant Reptow verschieden ist, schenkt der Grenadier Manteufel dessen Uhr und Börse dem ersten österreichischen Grenadier „als ein Andenken an die Konvention auf der Torgauer Heide“ — die in ernster Größe wieder aufgelebt ist 1879 im deutsch-österreichischen Bündnis und jetzt wahr macht, daß die ganze Welt Deutschland-Österreich „nicht nieder bringt“.

Unsere große Zeit offenbart auch die Wahrheit der letzten zwei Bühnenwerke Ludwigs, deren Betrachtung uns noch obliegt.

In dem Kulturbilde, das Otto Ludwig in seinem Schauspiel 'Das Fräulein von Scuderi' E. T. A. Hofmann nachzeichnet, sind nur die Alten liebenswürdige Gescheitgewordene. Aber was wir sonst sehen von Adel, Bürgertum und Hof, das lebt im Lande trügerischen Scheins, in das nur die bald vor den ewigen Richter zu treten bereite Scuderi

„den Fremdling einzuführen wagt, die Wahrheit“ (V, 6).

Der Sonnenkönig möchte zur Abwehr sich häufender Morde gerade in der

vornehmen Welt einen obersten Gerichtshof einsetzen, aber als er von der Dichterin auf seine Frage darum den geistvollen Bescheid vernimmt:

Liebe sei der Helmschmud fein,                      Wer vor Dieben kann verzagen,  
Den nur Tapferkeit soll tragen;                      Ist nicht wert geliebt zu sein,

geht er vom Rechten zugunsten des Reizvollen ab. Er läßt die *Chambre ardente* wüten und jede leichteste Verdächtigung nützen, unbequeme Herren von Adel ins Jenseits zu befördern, und wenn das Volk nach Erlösung von solchem als Recht maskierten Morden schreit, machen die Richter daraus, es schreie nach der Erlösung von ihren Opfern. Auch die fromme *Maintenon* wagt den König nie an Unangenehmes zu erinnern. *Claude Patrus* Haushälterin, die gespensterfüchtige *Caton*, mit ihrer Schmeichelei und Geschwätzigkeit ist so selbstzufrieden und eitel, daß sie am Hausgenossen, dem Goldschmiedegesellen *Olivier*, weil er sie nur den letzten Tag einmal nicht grüßte, übereilt zur falschen Angeberin wird. Dollends das adlige Leben ist eitel Trug und Glanz:

Wo ist der Edelmann jetzt in Paris,  
stellt der alte Hausarzt fest,

Der nicht sein Liebchen hätte, das er nachts  
Geheim besucht . . .  
und ein Geschenk, sei es  
Ein edler Schmud, ein Ring, ein reiches Armband  
Auf seinem Herzen trüg für seine Herrin.

Graf *Miossens* ist solch ein Liebesritter, aber der Tapferkeit, „die allein der Liebe Helmschmud tragen soll“, und wahren Adels hat er so wenig, daß er für *Olivier*, der des Grafen Totschlag büßen soll, als für einen gewöhnlichen Menschen sein Zeugnis verweigert und in kalter Silbenstecherei den Schein verfißt:

Doch ist's nicht das Sein,  
Mein Fräulein, nur der Schein, der hier verdammt.

Selbst des Goldschmieds Tochter *Madelon*, die Braut *Oliviers*, lebt nur dem Schein der Unschuld ihres Vaters, und ihr Geliebter *Olivier* will demselben Scheine sterben. Am giftigsten, Totschlag und Seelenverderbnis tragend, ist der Same des Scheines aber aufgegangen im Pariser Goldschmied *René Cardillac* selbst. Seine Mutter war einem jungen schönen Kavalier im Glanz der Orden um den Preis eines kostbaren Schmuckes erlegen, und *René*, das Kind der Sünde, trug als deren Fluch die unstillbare Freude an kunstvollem Schmud. Sie zu befriedigen wurde er Goldschmied und bald der unerreichte Meister seiner Kunst, der auch dem unscheinbarsten Stein durch die Kunst seiner Fassung die Wirkung der Schönheit zu geben vermag, und *Olivier* wurde ihm durch ähnliche Geschicklichkeit ein willkommener Gehilfe, und schließlich auch der schuldig unschuldige Mitträger des von seiner Kunst nicht mehr weichenden Fluches. Niemand vermag *Cardillac* die Werke seiner Meisterhand zu gönnen, und wenn er vom Maler *Martin* so wenig wie für den König Bestellungen an-

nimmt, weil er ihnen nicht ans Leben mag und kann, so treibt es ihn unwiderstehlich, jeden Herrn vom Adel, wenn er mit dem von ihm gefertigten Schmutz zur Geliebten schleicht, abzustechen und das Kunstwerk der eigenen Schatzkammer wiederzugewinnen, vor deren geheimen Sächern er sich der selbstgeschaffenen Pracht erfreut. Paris zittert vor einer ganzen Räuberbande, und niemand sucht den Täter in dem Meister, der der Betschwester Caton mit seinen frommen Liedern als ein demütiger Betbruder, mit seinen frommen Stiftungen und fleißigem Kirchengehen ein guter Christ und allen mit ungeschminkter Rede ein „gutmütiger Polterer“ und biederer Bürger dünkt. Denn er

warf über seines innern Leibs Gebrechen  
Den Schleier aller Greu'l, Scheinheiligkeit,

und selbst das drehbare Geheimpförtchen in der Mauer seines Hofes, durch das er sich von seinen Mordgängen den Verfolgern entzog, trug außen den Schmutz eines Heiligenbildes. Auch Olivier hatte kein Arg, bis er, von dem stolzen Meister wegen Werbens um die Gunst der Tochter entlassen und von der Liebe in die Nähe des Hauses gezogen, Zeuge einer seiner Mordtaten wie seines Verschwindens wird. Alsbald zurückgeholt, wird er von seiner Liebe zum Schweigen bestimmt, und bei Cardillacs nächstem Anschlag auf den Grafen Miossens, dem ersten, der ihm mißglückte und gleich tödlich ausgeht, bringt ihn Zeugenschaft und Rettungseifer gar in den Verdacht der eigenen Täterschaft. Der etwas rührsame Schluß von seiner Befreiung und Vereinigung mit der Geliebten berührt uns kaum mehr, die drei ersten Aufzüge aber sind ein unvergleichlich packendes Bild französischer Selbstberauschung am schönen Schein, französischer Tücke und Grausamkeit, wie wir sie jetzt so erschreckend erleben.

Endlich Ludwigs gewaltigstes Bühnenbild, mit dem er unbewußt die Shakespeare abgelaufrichte Darstellungsweise für realistische Ideale erreicht zu haben meinte, der fast unmögliche Versuch, in den Rahmen eines Bühnenabends eines ganzen Volkes Kampf um Freiheit und Glauben einzuschließen, sein Trauerspiel 'Die Makkabäer'.

Antiochus, dem Könige von Syrien, Babylonien und Armenien, von Mesopotamien, Assyrien und Bithynien, Paphlagonien und Pontos, von Kappadozien und Pergamos, Galazia, Indien und Ägypten ist auch Israel anheimgefallen, und mannigfach sind im Volke Judah die Neigungen, sich damit abzufinden. Schon spricht man griechisch in Jerusalem wie in der hellenistischen Weltstadt Antiochia, legt sich griechische Namen bei und griechische Trachten an. Ehrgeizige Sektenhäupter suchen durch Geld oder Umschmeichelung persönliche Ehren und Vorteile. Selbst in des Makkabäerpriesters Mattathias frommem Hause in Modin hat der Glanz der Griechenwelt dem Sohne Eleazar das Herz von seinem Volkstum abgewendet, den Sinn auf eine Königskrone von Antiochus' Gnaden eingestellt, und seine Mutter Lea schenkt diesem weltgewandten unter ihren sieben Söhnen ihre glühendste Liebe. Sonst gehört sie, dem Matta-

thias ein geistesebenbürtiges Weib, nicht zu den Halben, die sich Träger der Demut nennen und so feig sind, ein griechisches Götterbild mit aufzustellen, weil sie dann dem alten Gottesdienste doch nachgehen dürften, noch geht sie mit den Buchstabengläubigen, den „Heiligen“, „Gerechten“, die sich am Sabbath wehrlos dem Angriffe der Feinde darbieten in dem Wahn:

Weit besser ist's, das ganze Volk verdirbt,  
Als daß von dem Gesetz Ein Buchstab nur  
Werd' übertreten.

Sie lehrt vielmehr die jungen Söhne, wie der Vater denkt und Judah handelt, der Heldensohn, „so stolz im Denken, stark im Tun und schlicht in Worten“: groß sei der, den man fürchtet, auch wenn er nicht droht.

Die Gegensätze treffen furchtbar aufeinander, als des Syrerkönigs Feldherrn in Modin erscheinen und seine Bürger zwingen, ein griechisches Bildwerk aufzustellen und davor zu opfern. Judah sticht den Wortführer der Halben, des eigenen Weibs Naemi Schwiegerohm Simei, als er zum Opfer schreitet, nieder und reißt die insgeheim bewaffnete Gemeinde fort, so daß die Syrer fliehen müssen. Dem sterbenden Vater gesegnet, schlägt er, sich den Weg nach Jerusalem zu bahnen, die Syrer Massen auch in zwanzig Schlachten und bewahrt dadurch das Wort, das der immer noch auf sein „unübersehbares Heer“ vertrauende König selbst von ihm zu hören bekommt:

Wer den Sieg verspricht,  
Ist unser Gott, der Herr, der uns befehlt.

Er weist im gleichen Vertrauen auch das Anerbieten römischen Schutzes ab, und seine Meinung ist:

Der soll nicht stehen wollen, der es nicht  
Auf eignen Füßen kann . . . —  
Im Stärkern wähle Mensch  
Und Volk den Herrn, doch nie den Freund, sonst wird  
Der Freund zum Herrn. . . —  
Geh, stolzer Römer, lieber Feind als Freund.

Nur der Wunsch, daß von solch römischem Selbstgefühl,

Das selbst im Übermaße ziert ein Volk,

das eigne bloß die Hälfte haben möchte, erfüllt sich trotz seiner Siege nicht. Eines Sabbath's weigern die Gerechten, die Heiligen den Kampf, der Syrer siegt und gewinnt den Weg nach Jerusalem, wo Eleazar, in Ajaz umgetauft, Hoherpriester werden soll; der Simeiten Rachedurst und der Heiligen Glaubenswahn spielt durch Verrat den Syrern auch Modin in die Hände, und Lea, der sie, um einen Kaufpreis für des Siegers Huld zu haben, die drei jüngsten Söhne rauben, muß ihrem Stolze früherer Tage, dem volksverräterischen Eleazar, den der Vater nie gesegnet, fluchen. Ihre Liebe, die sie hinter den geliebten Kindern hertreibt, mußte sie, von den Entführern an einen Maulbeerbaum gebunden,

mit dem Verschmähten büßen, befreite sie Naemi nicht, die früher als nicht ebenbürtig tief verachtete Schwiegertochter. Vor deren Ohren widerruft sie alle Träume der Größe und schleppt sich fast irren Sinnes im Geleit der nun einzigen Getreuen weiter nach dem Lagerplatz des siegreichen Königs, die geraubten Kinder von ihm loszubitten, während Judah „keine Zeit für sie hat“ und davoneilt, die Brüder Simon und Jonathan zur Seite, sein Knäblein Jeschurun auf dem Arm, mit seinen Anhängern „vor dem Herrn ein heilig Heer“, die durch Hunger und Pest äußerst gelähmten Verteidiger Jerusalems zu stärken und zu entsetzen. Für die ihren Gott nicht verleugnenden Juden wird an der Anhöhe unterhalb der heiligen Stadt die Flamme im Marterofen schon geschürt, da naht sich Lea dem Könige mit Bitten um der Kinder Leben, wenigstens um ein letztes Wort zu ihnen. Aber ihre Rede sind Worte der Ermutigung, des Vaters würdig, dem Einen Gott die Treue zu halten. Überwältigt von der Seelengröße der Mutter und Brüder findet sich auch Eleazar von den Stufen des Thrones wieder zu den Seinen zurück und stürzt mit ihnen in die Flammen

„aus Nacht und geist'gem Tod  
Ins Leben, in das Licht und in die Freiheit.“

Judah, dem nicht Sterben, Tod für etwas, sondern dafür Leben, Leiden das Größte ist, bricht siegreich herein, die Seinen zu fordern, und da die Brüder gerichtet sind, sie an den „Kindermördern“ zu rächen. Aber sterbend bestimmt ihn die Mutter, den König, der innerlich selbst schon vor solcher Glaubensstreue die Waffen gestreckt hatte, im Namen Gottes in Frieden ziehen zu lassen. Sie eilt Mattathias nach mit der Aussicht auf ein von Heidengreueln freies Jerusalem, und Judah, der bei seines Weibes Wahl nur hatte Mensch sein wollen, der dann bei des Volkes verräterischem Wahn „den Menschen in sich verbluten und seine Seele ganz allein in der Errettung Israels wohnen“ ließ, weist den Glanz der Krone ab und will nur des einen Gottes demütiger Priester sein.

Wir sehen wieder, Ludwigs Leben, Denken und Dichten ging einheitlich auf persönliche wie völkische Eigenart, leidenschaftgeborene Größe und tiefe Innerlichkeit. Im Makkabäer-Trauerspiel ist solch Wollen und Denken in Ludwigs hohem Sinn geschichtlich treu und doch nicht mit archäologischer Wichtigtuerei, sondern auf der Stufe hohen Menschentums in wahren Zeitgewande dargestellt. So verlief immer der schwere Leidenskampf des Genius gegen die Masse, des Geistes gegen den Buchstaben, der Kampf für Volkstum und Freiheit gegen Herrschsucht und Knechtung. Darum sind es Bilder und Klänge, die auch für heute das Ewige aussprechen, das im jetzigen Weltentampfe lebt und webt. Auch heute galt's:

Nun, Männer, reißt das Liebste von dem Herzen,  
Denn wen der Herr erwählt, den will er ganz.

Auch heute galt die Mahnung Judahs an die Streitenden:

Küßt den Friedensfuß dem Bruder auf die Stirn!

und gegen den Feind die andere:

Hier verblute, Mensch  
In Judah; wohn' von hier in dir allein,  
Errettung Israels, des Judah Seele!

Noch immer gilt:

Die Stunde rief,  
Die Größe selbst: Auf, was in Judah Mann!

Auch unfre Feinde wird der Krieg statt Drohungen die Friedensworte lehren:

Ich will euch nicht vertilgen; lebt fortan  
Und sterbet euerm Gott.

Wir selbst werden in der Schule dieses Krieges und Ludwigscher Kunst uns nicht mehr nur von Schiller sagen lassen:

Die Welt ist weggegeben . . .  
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,  
So oft du kommst, er soll dir offen sein;

noch werden wir fürder mit seinem Maß vor ernster Wahl und bitterer Entscheidung ins Land der Träume flüchten, sondern, den Geist immer ernster in statt hinter den Dingen suchend, werden wir mit Judah sprechen und handeln:

Fliehen? Sterben? Feig  
Sich selbst einreden, Tod für etwas sei  
Das Größte? Leben ist's! Was ist's, den Schaum  
Dem Kelch des Lebens schlürfen, wenn er braust?  
Hinsinken, um in Lachen aufzustehn,  
Eh' man des Bechers Grund gesehen? Nein, Tropfen  
Um Tropfen kosten; so die bittere Hefe  
Auskosten bis zum letzten! Undank tragen,  
Verdächtigung, zerstört zu sehn und wieder  
Zerstört und immer wieder, was man schuf,  
Zerstört, durch die zerstört, für die man schuf,  
Und dennoch nicht ermüden!

Wenn wir aber so auch von den Feinden nicht mehr nur als das Volk der Dichter und Denker geduldet, sondern als wirkliche Macht des Geistes und des Armes werden anerkannt werden, werden wir ebenfalls mit Judah in alter deutscher Bescheidenheit sagen:

Es überhebe keiner sich vor Gott. —  
Sein Priester will  
Ich sein, doch König ist allein der Herr!



## Sein und Werden.

Richtlinien für den deutschen Unterricht an den höheren Schulen.

Von **Wilhelm Ganzenmüller** in Bremerhaven.

### 3. Erziehung zum Deutschtum.

Nachdem wir so das Wesen des Deutschen dahin bestimmt haben, daß er die Einheit im Werden sucht, daß er im höchsten Sinne „historisch“ gerichtet ist, kehren wir zu unserer Grundfrage zurück:

Wie muß der deutsche Unterricht beschaffen sein, damit er zu wahren deutschen Wesen erzieht?

Der deutsche Unterricht hat ein doppeltes Ziel: einmal soll er zu klarem und möglichst auch persönlichem Ausdruck in der Muttersprache erziehen, der Schüler soll sprechen und schreiben lernen. Sodann aber soll er Verständnis für das Werden der deutschen Eigenart erwecken. Unter diesem Gesichtspunkt ist er nur ein Teil des als Hauptsache zu betrachtenden (kultur)geschichtlichen Unterrichts im weitesten Sinne.

Auf der Unterstufe tritt naturgemäß die formale Seite stärker hervor; hier ist der Unterricht in erster Linie Sprachunterricht. Dabei darf freilich der deutsche Unterricht nicht erteilt werden, als sei die Muttersprache eine Fremdsprache. Es handelt sich doch nicht darum, den Kindern die richtigen Deklinations- und Konjugationsformen beizubringen. Eine Behandlung dieser Dinge, der Ablautsreihen usw. wird erst dann fruchtbar, wenn die Schüler imstande sind, die Wortbildungslehre und die Sprachgesetze zu verstehen, also als Abschluß, nicht als Beginn des deutschen Unterrichts. Der Grammatikunterricht geht naturgemäß aus von dem einfachen Satz und nicht von den Wortarten. Eine besondere Schwierigkeit liegt in der Pflege des Ausdrucks. Auch hier hat man früher eine Aufsatztechnik geübt, die in Anlehnung an den fremdsprachlichen Unterricht in bloßer Umformung eines gegebenen Stoffes bestand. Der sich hieraus ergebenden Gefahr des äußerlichen Anlernens von Phrasen, die im kindlichen Mund doppelt unnatürlich und widerlich klingen, suchte man zu begegnen durch die freien Aufsätze; hierin ging am weitesten Berthold Otto in Anwendung der sogenannten Altersmundart. Dieser vielbetretene neue Weg hat zunächst etwas Bestehendes; aber tatsächlich würde er, allgemein angewandt, zu einer Verarmung und Verwilderung unserer Sprache führen. Man lese nur ein paar Duzend derartiger Aufsätze durch, sie sind von einer ermüdenden Eintönigkeit des Satzbaus. Schließlich soll die Schule doch die Schüler fördern, nicht bloß mit ihren Forderungen der natürlichen Entwicklung folgen und alles gutheißen.

Dieses wilde Wuchernlassen des Sprachtriebs führt nicht zur Entstehung eines kraftvollen sprachlichen Eigenwuchses; anstatt eines hochstrebenden Baumes erhalten wir ein kümmerliches, langweiliges Gebüsch. Was im großen von jeder künstlerischen Arbeit gilt, das gilt auch im kleinen von jedem Aufsatz: kein Kunstwerk entsteht durch bloßes Gewährenlassen der Begabung; es gehört dazu Fleiß und schonungslose Kritik. Diese schonungslose Kritik ist natürlich die Aufgabe des Lehrers. Allerdings ist sie das Schwierigste, was es gibt. Vor allem muß der kritisierte Schüler aus dem ganzen Verhalten des Lehrers den Eindruck unbedingten Wohlwollens und absoluter Sachlichkeit haben. Ist das aber der Fall, so ist er auch für eine scharfe Kritik dankbar, wenn ihm

erst klar geworden ist, daß Unklarheit, Verschwommenheit und gar Unwahrheit im Ausdruck nicht Schönheits-, sondern sittliche Fehler sind. Freilich muß der Lehrer des Deutschen ein ganz besonders feines Sprachgefühl und unbedingtes Verständnis für die Eigenart jeder Persönlichkeit haben, so daß er auch eine durchaus ungewöhnliche Ausdrucksart anzuerkennen imstande ist, wenn sie nur logisch und kraftvoll ist. Häufig wird hier gesündigt, indem der Lehrer den Schüler zwingt, statt eines ungewöhnlichen, aber persönlich gefärbten Ausdrucks den gewöhnlichen mit seiner blassen Korrektheit anzunehmen. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet gewinnt der Aufsatzunterricht eine hohe sittliche Bedeutung, er fördert gleichzeitig das Empfinden für die Wahrheit und läßt doch dem einzelnen dabei die für die Entwicklung seiner Persönlichkeit nötige Freiheit. Vor allen Dingen muß der Schüler stets wissen, daß er den Aufsatz nicht für den Lehrer, sondern für sich schreibt, daß Unklarheit aus Mangel an Energie hervorgeht und Unwahrheit hier aus Unwahrhaftigkeit gegen sich selbst, der schlimmsten, weil sie die Wurzel aller anderen ist.

Das ist aber nur möglich, wenn der Schüler den Aufsatz gern macht. Dazu ist natürlich die Wahl eines vernünftigen Themas nötig, das dem Schüler erlaubt, die Gedanken, die in ihm liegen und die naturgemäß nach Ausdruck drängen, auch auszusprechen. Auf der Unterstufe sind deshalb nur eigene Erlebnisse der Schüler zugrunde zu legen, keine Nacherzählung von Gedichten und vor allem weg mit den Sprichwortthemen! Sie sind die Quelle aller altklugen Phrasenmacherei. Auf der Oberstufe wird der Aufsatz allmählich abstrakter, den persönlichen Neigungen der Schüler kommt man dadurch entgegen, daß man mehrere Themen zur Auswahl stellt oder auch die Wahl des Themas dem Schüler allmählich ganz überläßt, erst innerhalb eines bestimmten Gebiets, dann unbeschränkt. In Prima nähert sich der Aufsatz schließlich der wissenschaftlichen Sacharbeit, doch ist dafür zu sorgen, daß das Interesse an allgemeinen Fragen wachbleibt und die bedauerliche Sucht des sich Spezialisierens, zu deutsch Sachsimpelei, nicht etwa schon in den Schulen einziehe.

Immer stärker tritt im Lauf des Unterrichts sodann die zweite, die inhaltliche Seite hervor. Damit die deutsche Lektüre kulturhistorisch, d. h. für die Erkenntnis des deutschen Wesens fruchtbar werde, ist es nicht nur „wünschenswert“, sondern unbedingt notwendig, daß Geschichte und Deutsch in einer Hand liegen. Wenn nötig, wären die allzu freien preußischen Prüfungsbestimmungen für das Oberlehrerexamen in dem Sinne zu ändern, daß Deutsch und Geschichte stets verbunden sein müssen, als drittes Hauptfach könnte Religion oder eine Fremdsprache gewählt werden. Für die Art, wie Deutsch und Geschichte im Zusammenhang behandelt werden können, sind in den pädagogischen Zeitschriften schon wertvolle Hinweise gegeben worden. Nur darf natürlich der Gesichtspunkt nicht aus den Augen verloren werden, daß die Werke unserer Dichter in erster Linie als Kunstwerke zu betrachten und zu erläutern sind. So wäre etwa Götz von Berlichingen nicht als Illustration der Zustände der deutschen Reformationszeit, sondern selbstverständlich als ein Werk der Sturm- und Drangzeit zu behandeln. Nicht die geschilderte Zeit, sondern die Zeit der Entstehung soll maßgebend sein für die Einreihung eines Werkes in den Unterricht. Vor allem darf aber um der äußeren Zusammengehörigkeit willen ein Dichtwerk nicht in eine Klasse hinabgedrückt werden, deren Verständnis an seinen Inhalt nicht heranreicht; es wäre z. B. verkehrt, das Nibelungenlied und Proben aus der höfischen Epik deshalb in der 4. Klasse des Lyzeums

lesen zu lassen, weil hier das Mittelalter behandelt wird. Denn es muß doch den Schülern, die die Oberstufe nicht mitmachen, Gelegenheit geboten werden, von der künstlerischen Bedeutung dieses Epos einigermaßen eine Ahnung zu gewinnen; das ist aber in der vierten Klasse (Quarta) unmöglich, hier bleibt das Interesse ein rein stoffliches, also absolut unkünstlerisches. Gerade am Nibelungenlied kann im Vergleich mit dem homerischen Epos den Schülern am leichtesten dargetan werden, worin das wesentlich Deutsche in der Form besteht. Ein besonderes Wort wäre noch über die Privatlektüre zu sagen. Die Forderung der Privatlektüre ist meines Erachtens nichts als eine Bankrotterklärung des deutschen Unterrichts in seiner heutigen Form. Entweder ist eine Dichtung so wichtig, daß ihre Kenntnis von jedem gebildeten Deutschen muß erwartet werden, dann gehört die Lektüre in die Schule, oder es ist dies nicht der Fall, dann überlasse man die Bekanntschaft mit ihr dem freien Willen des einzelnen. Ist der deutsche und Geschichtsunterricht gut, so wird, wenn der Schüler nur Zeit hat, ein Hinweis des Lehrers genügen, sein Interesse zu erwecken. Kann das Interesse nicht erweckt werden, weil der Lehrer das nicht versteht, oder weil die Neigungen des Schülers in anderer Richtung gehen, so ist mit einer erzwungenen Privatlektüre auch nichts gewonnen. Auch Liebe zur Literatur des eigenen Volkes läßt sich nicht erzwingen, wohl aber läßt sich vorhandene Neigung durch Zwang töten. Empfindet der Schüler die Aufgabe als Zwang, so wird er versuchen, sich ihrer Erledigung zu entziehen. Der Lehrer muß also, um festzustellen, ob der Schüler den Dichter wirklich gelesen hat, ein eingehendes Abfragsystem einführen, wodurch sicher der künstlerische Eindruck des Werkes und somit der ganze Zweck dieser Lektüre in Frage gestellt wird. Der stärkste Einwand gegen die Privatlektüre dürfte aber der sein, daß es schlechterdings nicht angeht, auch die freie Zeit und die freiwillige Lektüre des Schülers auf diese Weise in den Dienst der Schule zu zwingen. Der pflichteifrigste Lehrer würde sich bedanken, wenn man ihm zumutete, nur pädagogische Artikel und solche Dichtwerke zu lesen, die irgendwie für die Schule „nußbringend“ zu verwerten sind. Der Schüler ist auch ein Mensch, sozusagen, und hat als solcher Anrecht auf einen eigenen Lebenskreis, einen Winkel seiner Seele, wohin die Schule nicht dringen will noch soll. Nein, man gestalte den Lehrplan so, daß dem deutschen Unterricht sein Recht wird, dann hat man genügend Zeit, im Unterricht selbst alles Nötige zu lesen. Man kann dann auf der Oberstufe ein einigermaßen zusammenhängendes Bild der Entwicklung geben, wobei es aber nicht auf möglichst vielartige Proben ankommt (das ist schließlich nichts anderes, als das früher so verpönte Chrestomathiesystem), sondern auf ein möglichst tiefes und allseitiges Erfassen der großen Persönlichkeiten. Dabei ist überall das typisch Deutsche gehörig zu betonen, aber nicht in der engherzigen Art, die z. B. beim Mittelalter das ganze Füllhorn lobender Zensuren über die sogenannten Volksepen ausschüttet und die höfische Dichtung mit ein paar oberflächlichen absprechenden Urteilen abtut. Vielmehr ist hier wie überall der Fortschritt, den wir den Romanen verdanken, als solcher anzuerkennen; erst dann erkennt man deutlich, wo unsere Größten über diese Anregungen hinausgegangen sind. Dafür räume man mit Namen unerbittlich auf. Leute, von denen man nicht einmal „Proben“ liest, wie Konrad v. Würzburg und Rudolf v. Ems, verdienen auch auf der Oberstufe keine Erwähnung. So wird auch die Zeit vor Klopstock immer noch zu ausführlich behandelt. Namentlich verdienen weder Gottsched noch Bodmer und Breitingen die eingehende Behandlung, die ihnen

vielfach zuteil wird. Andererseits darf die Zeit nach Goethes Tod nicht als eine reine Epigonenzeit behandelt werden. Der Romantiker muß, namentlich im Hinblick auf ihre Bedeutung für den deutschen Gedanken, ihr Recht werden, so schwierig das selbst in Oberprima sein mag. Und auch Hebbel darf nicht nur mit den — in ihrem Grundgedanken übrigens gar nicht leichtverständlichen — Ubelungen zum Worte kommen, sondern es muß das Ganze seiner Leistungen gewürdigt werden, als ein Versuch, die von Goethe gesteckten Grenzen der Dichtkunst zu erweitern, als ein neuer, wesentlich aus deutschem Geist hervorgehender Versuch, das Verhältnis von Leben und Kunst anders, weiter als Goethe, zu bestimmen.

Von größter Wichtigkeit ist sodann die leider noch allzu stiefmütterlich behandelte philosophische Propädeutik. Da aus jeder Einzelwissenschaft eine Tür in das Gebiet der Philosophie führt, so kann man auch schließlich von jedem Unterrichtsfach aus zur philosophischen Propädeutik gelangen. Am gangbarsten sind die Wege von der Naturwissenschaft und von der Geschichte aus. Den letzteren Weg würde ich vorziehen, und zwar deswegen, weil so am besten auch hier die allgemeine historische Orientierung der Erziehung, wie sie dem deutschen Wesen entspricht, zu ihrem Rechte kommt. Man lasse den Schüler erleben, wie die alte christliche Kultur und Weltanschauung unter dem Ansturm der Naturwissenschaften und der Philosophie (seit Giordano Bruno, Descartes, Leibniz) zusammenbricht. Durch den deutschen und geschichtlichen Unterricht im vorletzten Schuljahr wird diese Entwicklung genügend beleuchtet, die Behandlung der Aufklärung in Literatur und Geschichte ist ohne sie gar nicht möglich. Es ist dann zu zeigen, wie die deutsche Wissenschaft unter dem Materialismus und Skeptizismus der französischen Richtung der Aufklärung den festen Grund entdeckt, auf dem Kant dann die deutsche Philosophie des transzendentalen Idealismus aufbaut. Dabei ist die Bedeutung der „kopernikanischen Wendung Kants“ genügend zu würdigen als ein Charakteristikum des deutschen Wesens. Der Sinn der Welt, dieses höchste mögliche Formproblem, wird nicht von außen her ausgeforscht, sondern als im Wesen der Welt liegend anerkannt. Hat der Schüler diese Grundlegung begriffen, so findet er leicht weiter, daß die Frage nun nicht mehr lautet: hat die Welt einen Sinn? sondern wie (bzw. wie weit) ist die Erkenntnis der Wirklichkeit möglich? So gelangt man durch die Frage nach einem festen Grund unserer Erkenntnis zu den apriorischen Elementen, die der Erhöhung erst die feste Grundlage geben und hat damit die beste Einleitung zur eigentlichen Logik gefunden.

Es ist klar, daß der deutsche Unterricht so weitbegrenzte Aufgaben nur dann erfüllen kann, wenn ihm mehr Stunden zur Verfügung stehen. Und ganz dasselbe gilt vom Geschichtsunterricht. Ihm fällt zu die Aufgabe der Erziehung zum historischen Menschen, d. h. zu einer Persönlichkeit, die auf Grund der richtig erkannten Kulturentwicklung sich bewußt in den Kulturzusammenhang stellt und nach besten Kräften an der Verwirklichung der Kulturwerte mitarbeitet. Daß die Erziehung zum historischen Menschen dem eigentlichen Wesen des Deutschen besonders entgegenkommt, geht aus unseren früheren Darlegungen hervor. Ich habe bereits an anderer Stelle darauf hingewiesen, wie bei dieser historisch gerichteten Erziehung „das formale Prinzip als die Grundform alles ethischen Verhaltens auch die aller Erziehung bleiben muß“<sup>1)</sup>.

1) Vgl. meinen Aufsatz über die Bedeutung der Geschichtsphilosophie für den Unterricht. Vergangenheit und Gegenwart IV, S. 211 ff.

Nicht in einem bestimmten Sein verkörpert sich für uns der jeweilige Kulturwert, also darf auch nicht zur Anerkennung des Staats, der Religion usw. in ihrem Jetzt- und Sosein erzogen werden. Der Geschichtsunterricht ist aus der Sphäre toten theoretischen Wissens, in der er sich jetzt noch meist befindet, in die Sphäre lebendiger ethischer Betätigung zu erheben, dadurch, daß dem Schüler klargemacht wird, daß die Geschichte kein abgeschlossener Prozeß, sondern ein ewiges Werden ist, in dessen Verlauf jeder an seinem — kleinen oder großen — Teile einzugreifen bestimmt ist. Die Einheit in diesem Werden wird für uns gewonnen durch Beziehung auf die Idee, nicht der Menschheit, sondern des Volkes. Daraus ergibt sich zugleich als praktische Folge der u. a. auch von Rohrbach vertretene Gedanke, daß der Geschichtsunterricht Klarheit zu geben hat über die politischen Aufgaben unseres Volkes. Erziehung in diesem Sinne tut uns bitter not, wenn irgendwo, so sind hier die Engländer uns voraus. Darüber hinaus aber hat der Geschichtsunterricht die Aufgabe, darzulegen, was unser Volk für die Verwirklichung der Werte innerhalb der europäischen Kulturgemeinschaft geleistet und noch zu leisten hat. Wie in der Literatur ist auch hier die gewaltige Bedeutung, die die romanische, insbesondere französische Kultur für uns gehabt hat, recht eingehend zu würdigen. Das ist ein gutes Mittel gegen nationale Einseitigkeit. Um so stärker kann und soll dann betont werden, wo die selbständige Verarbeitung dieser Einflüsse beginnt und wohin sie geführt hat. Das Hauptthema aber hat in Geschichte wie Literatur, die ja nur als ein Zweig der Kulturgeschichte zu behandeln ist, die Entwicklung des deutschen Bewußtseins zu bilden, insbesondere die Auseinandersetzung des deutschen Geistes mit Antike und Christentum.

Die letzten Linien der Entwicklung dürfen natürlich nicht nach Art mancher Lehrbücher vorweggenommen werden, ehe die Schüler mit den historischen Einzel Tatsachen vertraut sind. Sicherheit in dieser Beziehung ist vielmehr die unerläßliche Grundlage. Da diese Grundlage erfahrungsgemäß beim Übertritt in die Oberstufe nicht mehr vorhanden zu sein pflegt, so scheitern daran all die schönen Pläne, wie sie von Liez u. a. für die Oberstufe aufgestellt worden sind. Es wird nichts anderes übrigbleiben, als daß wir auch auf der Oberstufe den Einzel Tatsachen weiterhin eine sehr eingehende Aufmerksamkeit schenken. Um aber die nötige Zeit zu gewinnen, sind die Tatsachen möglichst zu beschränken. Eine durch die größere zeitliche Entfernung bedingte perspektivische Zusammendrängung ist namentlich der alten Geschichte gegenüber angebracht.

Was nun die Art und den Gang des Unterrichts im einzelnen betrifft, so ist dazu zu bemerken, daß jede Gelegenheit benutzt werden muß, um den Unterricht lebendig zu gestalten. Es ist in der historisch-pädagogischen Sachliteratur in steigendem Maße auf die Notwendigkeit einer solchen Belebung hingewiesen worden. Jede Gegend Deutschlands bietet genug des geschichtlichen Anschauungsstoffs, der zur Belebung heranzuziehen ist, insbesondere Ruinen, die Bauten unserer Städte, die verschiedenen Typen dörflicher Siedelung, interessante alte Bräuche, Titel und Redensarten usw. Namentlich ist die Benutzung von Quellschriften allseitig empfohlen und vielfach schon praktisch erprobt worden.<sup>1)</sup> Der eigentliche Anschauungsstoff mag vorzugsweise auf der Unter- und Mittelstufe benutzt werden, das Quellenstudium bleibe der Oberstufe vorbehalten. Das Quellenstudium, sage ich, denn die sogenannte illustrative

1) Hier ist meines Wissens H. Liez der erste gewesen, der diese Forderung erhoben und verwirklicht hat. Freilich ist das, was er über die Quellenbenutzung in seiner deut-

Verwendung von Quellen, d. h. Lektüre von Quellen bloß zur Erzielung höherer Farbigkeit und Anschaulichkeit, ist ja auch auf der Mittelstufe ganz hübsch, verdient aber den hochtönenden Namen Quellenstudium mitnichten. Über die Technik des Unterrichts im einzelnen, über die Frage des Leitfadens, des Lehrervortrags usw. will ich mich hier nicht aussprechen. Wenn erst die Forderung einer Vermehrung der Geschichtsstunden Aussicht auf Erfolg hat, ist es dazu immer noch Zeit.

Der Gang des Unterrichts muß sich, um sinngemäß zu sein, der Entwicklung des kindlichen Geistes anschließen. Es handelt sich um eine fortschreitende Bewältigung des Stofflichen durch die Form. Dabei kommt uns die Tatsache zu Hilfe, daß das von Hädel formulierte biogenetische Grundgesetz auch auf geistigem Gebiete gilt. Auch hier macht der einzelne in abgekürzter Form die Entwicklung der Gattung durch, eine Tatsache, die längst vor Hädel von Hegel in seiner Geschichtsphilosophie festgestellt wurde. Das historische Bewußtsein eines Volkes prägt sich aus in seiner Geschichtsschreibung. Von der Vorstufe der kritiklosen, darum sagenhaften Überlieferung, schreitet er durch die Anwendung der Kritik weiter zu einer ersten eigentlich historischen Stufe des Bewußtseins, die man die anekdotische nennen mag (vgl. Herodot). Die zweite Stufe, die pragmatische (Thukydides, Tacitus, Geschichtsschreiber der Aufklärungszeit) sucht den Zusammenhang der Ereignisse aus den Motiven der handelnden Personen zu ergründen, die dritte, die ideengeschichtliche, sucht in der Geschichte das Werden der Ideen, oder, anders ausgedrückt, der Werte (Hegel).

In diesen Stufen vollzieht sich auch die Entwicklung des individuellen historischen Bewußtseins, ihnen hat auch der Geschichtsunterricht zu folgen. Natürlich soll damit nicht behauptet werden, daß man nun die verschiedenen Stufen streng nach Klassen aufteilen kann, aber im großen und ganzen kann man doch dieses stufenmäßige Fortschreiten dem Unterricht zugrunde legen. Daß Unterschiede in der Reife der Schüler den systematischen Fortgang des Unterrichts erschweren, ist ein mit allem Massenunterricht notwendig verbundener Übelstand.

Der eigentliche Geschichtsunterricht beginnt nicht vor dem 11. Lebensjahre. In der Klasse vorher gebe man Sagenzählungen. Der eigentliche Unterricht beginne nicht mit der gänzlich fremden und unverständlichen alten Geschichte, sondern mit der Heimatgeschichte. An diesem, den Kindern durch unmittelbare Anschauung vertraut zu machenden Stoff ist die erste Bekanntschaft mit historischen Begriffen zu vermitteln; es ist den Schülern der Unterschied zwischen Sage und bezeugter Geschichte klar zu machen; sie sind dann darauf hinzuweisen, daß nicht bloß die Bauten, sondern auch die Taten der Vergangenheit in die Gegenwart hineintragen. Mit dem 12. Lebensjahr beginnt ein dreijähriger Kurs der deutschen Geschichte. Während die Heimatkunde rein anekdotisch orientiert war und auf eine sinngemäße Verknüpfung der einzelnen Begebenheiten untereinander noch verzichtet hat, ist jetzt eine pragmatische Durchdringung des Stoffes anzustreben. Namentlich im letzten dieser drei Jahre, das ganz dem 19. Jahrhundert (d. h. von 1815 ab) zu widmen ist, tritt dieser pragmatische Charakter des Unterrichts zutage, durch fortwährende Beziehung auf die Gegenwart. Er sollen hier ruhig die vielbestrittenen „Lehren der Geschichte“ gezogen werden, nur

schon Nationalschule sagt, nicht ganz unbedenklich, wie denn auch andere im ersten Eifer hier offenbar zu weit gegangen sind, vgl. Ganzenmüller, Zur Frage der Quellenbenutzung im historischen Unterricht in Frauenbildung XIII, 437.

müssen die gewonnenen Richtlinien formaler Natur bleiben. Mit einem kräftigen Gefühl vom Wert ihres Volkstums und einem klaren Bewußtsein der Aufgaben unserer nächsten Zukunft darf die Schule hoffen, diejenigen, welche sich keinem gelehrten Beruf widmen wollen, ins Leben zu entlassen.

Jetzt erst beginnt die, für das elementare Verständnis der deutschen Geschichte entbehrliche Geschichte der Antike<sup>1)</sup>, mit ausführlicher Berücksichtigung des Kampfs zwischen Antike und Christentum. Das zweite Jahr des Oberkurses kann dann bis 1648 führen, das dritte bis 1870 und dem letzten bleibt Besprechung der jüngsten Gegenwart und die ideengeschichtliche Durchdringung und Wiederholung des ganzen Stoffs. Der Fortschritt gegenüber der Durchnahme desselben Stoffs auf der Mittelstufe besteht also nicht darin, daß man mehr Einzelheiten gibt, sondern daß man von der pragmatischen Stufe jetzt emporsteigt zur ideengeschichtlichen. Hat man z. B. auf der Mittelstufe von den Römerzügen eines bestimmten Kaisers oder von den Maßnahmen eines absoluten Herrschers gesprochen, so soll man jetzt nicht weitere Einzelheiten verlangen, sondern nach Behandlung des Tatsächlichen die Bedeutung der Römerzüge überhaupt oder die Stellung des Absolutismus in der Entwicklung des Staatswesens klar zu machen suchen. Es handelt sich also um das Herauspräparieren der auf der jeweiligen Kulturstufe vorhandenen Werte. So legt man drei Jahre lang Kulturquerschnitt auf Kulturquerschnitt. Dem Unterricht des letzten Jahres bleibt es dann vorbehalten, die Entwicklung der einzelnen Werte: Wissenschaft, Kunst, Moral, Religion und der Mittelwerte: Ökonomie, Technik, Recht und Politik in Längsschnitten durch die ganze (deutsche) Geschichte zu verfolgen. Dabei müssen allerdings Quellen in weitem Umfange herangezogen werden, freilich nicht zur Feststellung des Hergangs im einzelnen — das gehört auf die Universität, da auf der Schule weder der historische Apparat noch das nötige kritische Vermögen vorhanden sind — sondern zur Vermittlung des Gedankengehalts der Werke unserer großen Deutschen. Hier hat, wie schon erwähnt, der deutsche Unterricht mit einzutreten; die Literatur ist zu betrachten im Gesamtzusammenhang der ganzen Kultur.

Dazu tritt in einem viel stärkeren Umfang als bisher die Betrachtung der Kunst. Es genügt nicht, wie üblich, am Schluß einer Periode eine in einen Paragraphen des Lehrbuchs hineingepreßte Zusammenfassung über Gotik oder Renaissance zu geben. Noch viel schlimmer steht es mit der Kunst nach der Reformationszeit: ein paar Zeilen, in denen die großen Holländer einschließlich Rembrandts und Rubens' zusammengefaßt werden, sind das letzte, was der Schüler von der neueren Kunst überhaupt zu hören bekommt. Die Folge davon ist der vollständige Mangel jedes Kunstempfindens, ja jedes persönlichen Geschmacks bei der großen Mehrzahl selbst der „Gebildeten“. Es fehlt nicht nur Sicherheit des Urteils gegenüber den Neuererscheinungen der Kunst, das wäre noch zu ertragen, es fehlt vor allem der Zusammenhang mit dem deutschen Geist der bildenden Kunst. Noch ist kaum eine Ahnung davon in den breiten Schichten des Publikums vorhanden, daß die Kunst der Renaissance uns eigentlich etwas Wesensfremdes ist. Im Gegenteil, das Schönheitsideal der Renaissance und Antike wird noch meist gedankenlos als das Ideal überhaupt angesehen. So sind wir im höchsten Grade ungerecht gegen unsere eigene Kunst. Es ist schon eine bedauerliche Tatsache, daß z. B. weit mehr Reproduktionen italienischer Renaissancekünstler als

1) Dgl. meinen Aufsatz dazu in Verg. und Gegenw. IV, S. 284.

solche von Dürer und Rembrandt verbreitet werden. Gewiß ist hier vielfach nicht persönlicher Geschmack, sondern eben die Mode maßgebend. Aber dieses Überwiegen einer objektiv selbstverständlich gleichberechtigten, aber doch aus einem anderen Volksgeist hervorgegangenen Kunst versperrt denen, die sie blindlings annehmen, den Zugang zu unsern deutschen Meistern und damit einer der wichtigsten Quellen völkischer Selbsterkenntnis und vaterländischer Erbauung. Verheerend aber wirkt die Abkehr vom Deutschen in den tieferen Schichten, die entsprechend ihrem geringeren Kunstverständnis an die großen Meister gar nicht herankommen. Man kann freilich nicht von jedem erwarten, daß er sich zu der gewaltigen Größe Rembrandts emporzuschwingt. Man will nicht immer Beethoven hören, aber muß man, wenn man leichtere Musik will, deswegen gleich zu Operettenschund und Gassenhauern, zu der beliebten „Salonmusik“ greifen? Und ebenso steht es in der bildenden Kunst. Warum lebt in unserer „Familienkunst“ — trotz des Kunstwarts — so wenig vom Geiste Richters und Schwind's? Warum überwiegt hier der unerträgliche, süßliche Kitsch? Deshalb, weil von der in den höheren Regionen herrschenden Begeisterung für die schöne Gebärde der Renaissance hier nur mehr die alleräußerlichste Auffassung übrig geblieben ist. Die Form, die dort von einer großen Kunst erfüllt wird, die steht hier leer und fremd ja äußerlich und verlogen vor uns.

Weiter: weil das meiste der dargebotenen Kunst unserem Wesen fremd ist, bleibt der Inhalt des Kunstwerks uns gleichgültig. Man betrachtet das Kunstwerk nur noch vom formal-ästhetischen Standpunkt. Auch damit tut man der Kunst unserer alten Meister bitteres Unrecht. Weder bei Dürer noch bei Rembrandt noch bei irgend-einem handelt es sich bloß um derartige formale Probleme.

Daraus ergibt sich für den Unterricht die doppelte Aufgabe. Klarheit über das deutsche Wesen auch der bildenden Kunst zu gewinnen und uns dadurch zu befreien von der uns von außen her auferlegten Gesetzmäßigkeit, absoluten Vorbildlichkeit der klassischen und der Renaissancekunst. Daß dabei nicht im Sinne Sichts eine ästhetische oder gar moralische Höherwertung der deutschen mit unterlaufen darf, ist selbstverständlich. Da in der Schule auch nur die allerbedeutendsten ausländischen Meisterwerke können besprochen werden, so wird dadurch einer ungerechten Unterschätzung dieser Kunst des Seins von selbst vorgebeugt. Die Sixtinische Madonna, Lionardos Abendmahl oder Michel Angelos Adam erzwingen sich unbedingte und höchste Achtung von selbst.

Werden die Schüler so allmählich mit der wirklichen Kunst vertraut, so werden sie ganz von selbst den Kitsch, wo sie ihm begegnen, ablehnen. Also ziehe man die Betrachtung der Kunst in die Schulen, einmal, weil deutsche Kultur in ihrem ganzen Umfang zur Anschauung kommen soll<sup>1)</sup>, sodann, weil wir auch eine praktische, künstlerische Erziehung bitter nötig haben. Namentlich in Mädchenschulen müßte die Frage der Kunst im Hause, das „Schmüde dein Heim“ praktisch besprochen und erläutert werden, etwa auch in der Art, daß man, wie der Kunstwart dies tut, den Mädchen die Augen öffnet über allerlei „Hausgreuel“. Leider hat der Krieg eine starke Bereicherung in dieser negativen Beziehung gebracht.

Am liebsten möchte ich auch eine Behandlung der Musik noch in unsere Kulturgeschichte einbeziehen. Aber hier ergeben sich doch zu große Schwierigkeiten. Nicht bloß,

1) Ähnliche Ziele scheint auch Prof. Waeholdt-Halle im Auge zu haben, soweit ich dies nach dem in der Presse erschienenen kurzen Bericht über seinen im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht gehaltenen Vortrag „Deutsche Wortkunst — deutsche Bildkunst“ beurteilen kann.



daß die wenigsten Lehrer in der Lage sein werden, ihren Vortrag, wie hier unbedingt nötig, durch Vorspielen erst wirksam zu machen<sup>1)</sup>; mehr als die bildende Kunst ist die Musik nur einem kleinen Kreise wirklich zugänglich, so daß für viele Schüler und Lehrer dieser Zweig des Unterrichts mehr Langeweile als Genuß bedeuten würde. Es müßte also die Schule sich damit begnügen, wie mancherorts schon geschieht, einen Teil unserer großen Tonwerke den Schülern ohne weiteren Kommentar etwa in den Schulandachten zu Gehör zu bringen. Dazu könnte im Gesangsunterricht, ausgehend etwa vom Volkslied und Choral, eine einfache Erläuterung der musikalischen Formen der Sonate, Symphonie usw. gegeben werden. Alles weitere wäre, wenn ein geeigneter Lehrer sich findet, in Vorträgen abzumachen, deren Besuch durchaus freiwillig wäre. Vielleicht ließe sich auch der Grundgehalt solcher Vorträge nach außen verdeutlichen durch Schulkonzerte mit historisch angeordnetem Programm, etwa das Volkslied, die Entwicklung der Sonate u. a. Eine obligatorische Behandlung dieser Dinge möchte mehr Schaden als Nutzen stiften.

Ja, man kann von diesem Standpunkt aus fragen, ob nicht auch die Behandlung der bildenden Kunst ihre Gefahren hat. Zweifellos ist dies der Fall, aber doch nicht mehr, wie überhaupt die vorgeschlagene Art der Betonung des Deutschen. Es braucht hier eines besonderen Geschicks des Lehrers, um die richtige Mitte zu finden zwischen Übermittlung großzügiger Anschauung und genauer Einzelkenntnisse, zwischen einseitigem Lob des Deutschen und blutloser Gerechtigkeit. Namentlich aber liegt die Gefahr vor, daß man durch allzu gewollte Betonung des deutschen Standpunkts bei den Schülern Opposition erzeugt, und daß man durch Breittreten des Künstlerischen den Schülern die Kunst verneht, statt sie dazu zu erziehen. Interesse und selbst bedeutende Leistungen auf dem Gebiet der germanischen Philologie machen noch keinen guten Lehrer des Deutschen; dazu muß man ein kleines Stückchen Künstler sein. Darauf hinzuweisen wäre m. E. Pflicht aller Hochschullehrer, aber leider hat die Universität sich bis jetzt um die praktische Erziehung zum Lehrer sehr wenig gekümmert. Man will zum Gelehrten erziehen, wozu es doch den meisten weder in pekuniärer noch in anderer Beziehung reicht. Kommt der junge Philologe dann nach Jahren rein theoretischer Betätigung endlich in die Praxis, so ist es, auch wenn auffällige Mängel in der Lehrbegabung sich zeigen, natürlich zu spät, noch einen anderen Beruf zu ergreifen und der Unglückliche muß den ihm nicht zusagenden Beruf weiter ausüben, sich und den Schülern zur Qual. Je breiter Raum nun der deutsche Unterricht einnimmt, um so schädigender muß ein unzulänglicher Unterricht natürlich wirken. Artur Bonus hat sich einmal sehr bitter über diesen schädigenden Einfluß des deutschen Unterrichts ausgesprochen.<sup>2)</sup> Wir dürfen aber doch zu unserer deutschen Lehrerschaft, wenigstens in ihren wandlungsfähigen Vertretern, die mit der Jugend jung geblieben sind, das Vertrauen haben, daß sie diese Gefahr zu vermeiden weiß. Jedenfalls darf man nicht, wie Bonus meint, um der möglichen Gefahr willen den möglichen Fortschritt verneinen.

Hoffen wir vielmehr, daß wie in so vielen anderen Punkten, die große Zeit auch hier erzieherisch wirken wird, hoffen wir, daß der deutsche Unterricht die ihm gebührende Stellung im Mittelpunkt des ganzen Unterrichts erhält, daß er erteilt wird aus deutschem Geiste. Erst dann werden unsere höheren Schulen ihre Hauptaufgabe erfüllen können, die Erziehung zu deutscher bewußter Kultur.

1) Hier könnte ja der Gesangslehrer aushelfend eingreifen!

2) A. Bonus, Der Kulturwert der deutschen Schule.

## Grundsätzliches zum deutschen Unterricht V.

### Die Verwertung der Volkskunde im Sprachunterricht.

Von Ludwig Steglich in Priestewitz.

Die deutsche Volkskunde betrachtet als ihr Forschungsgebiet das gesamte deutsche Volkstum mit seinen „Regungen“, so wie es sich als „Ausdruck der Volksseele“<sup>1)</sup> bis heute gestaltet hat. Das Entstehen und den Werdegang der jungen Wissenschaft hat die Sprachwissenschaft mächtig gefördert; jeder Sprachgelehrte muß zugleich Volkskundler sein.

Gerade die Sprache stellt unser wertvollstes Volkstum dar, alle ihre Laute und Worte sind Prägungen der Volksseele. Jedes Erlebnis unseres Volkes von der einfachen Rune der germanischen Urzeit an bis zur vollendeten Technik mit ihren neuzeitlichen Sprachschöpfungen der Hapag und Na hat die Sprache aufgenommen. Ja sie erscheint als ein Sammelbuch, worin alle Entwicklungsstufen unsres Volkes in buntem Durcheinander verzeichnet stehen, und dieses große Sammelbuch umfaßt die einfache Volkssprache mit ihren zahlreichen Mundarten, wie die Kinder-, Schüler-, Umgangs- und Gelehrtensprache.

Alle diese Stufen muß die sprachliche Entwicklung des einzelnen Menschen durchlaufen und es ist die Aufgabe der Schule, eben diese Kluft zwischen Volks- und Kindersprache einerseits, und der höheren geistigen Sprachstufe deutscher Wissenschaft, Literatur und Gesellschaft andererseits, zu überbrücken. Weit und schwierig ist für den Lehrer der Weg, seine Schüler zu befähigen, ihre Gedanken und Gefühle in einwandfreiem Hochdeutsch auszudrücken und ihnen dazu das Sprachgut der verschiedenen Lehrfächer anzueignen. Es ist dabei nur natürlich und selbstverständlich, wenn auf dem Grunde der Volkssprache mit volkstümlichen Bausteinen weitergebaut wird. Alle die Wegweiser des Sprachunterrichts, die den Leitfäden des Altmeisters Hildebrand als Jünger folgen, greifen auf volkstümliche Hilfen zurück, von gelegentlichen Einstreuungen und Anregungen bis zu planmäßigen Sprachübungen.

Dieser Aufsatz soll nun zeigen, wie volkstümliche Elemente im Sprachunterrichte benutzt worden sind, und er will zu weiterer Verwertung der Volkskunde in diesem Lehrfach anregen.

Das große Verdienst Rud. Hildebrands ist es vor allem, daß seit Erscheinen seines Sprachunterrichtes der Betrieb eines trockenen Grammatikunterrichtes zu weichen beginnt, daß man endlich mehr auf Inhalt und Wesen unserer Sprache eingeht als auf die bloße Form.<sup>2)</sup> In seinem Sinn und Geist fordert der Lehrplan für die Schulen des Großenhainer Bezirkes: „Die Wortkunde hat das innere Leben der Wörter in der Weise zu pflegen, daß verdunkelte Bedeutungen aufgehellte und neue Verbindungen mit Erfahrungsinhalt erfüllt werden. Sie hat das Sprachverständnis durch Entfaltung des Bedeutungstreifes zu fördern, ihre Anwendung in eigentlicher, übertragener und bildlicher Bedeutung, in festen Wortverbindungen, volkstümlichen

1) Karl Reuschel, Volkstüml. Streifzüge 1903.

2) Dr. Paul Zink, Volkskunde und Geschichtsunterricht mit Anhang. Leipzig, Siegmund & Volkering.

Redensarten und Sprichwörtern, ihr Verhältnis zu mundartlichen und altertümlichen Ausdrücken zu zeigen. Sie umfaßt also Wortbedeutungskunde, Wortbildungskunde und vergleichende Sprachbetrachtung.“ So verlangt Hoffmann-Krayer in seiner „Bedeutung der Volkskunde“: „Da müssen Wort- und Sachetymologien als Sprachübungen auftreten, damit der Inhalt der Sprache dem Schüler klar bewußt wird. Sprichwörter mit ihrem reichen volkskundlichen Stoffe werden gesucht, angewandt und nach Gruppen zusammengestellt, ebenso sprichwörtliche Redensarten mit ihrer Volksweisheit.“

Die sprachliche Entwicklung schreitet wie der Denkvorgang von der Vorstellung des Gegenstandes und der Tätigkeit zum Begriff. So weist unser Sprachschatz zahllose Wörter und Sprachformen der Bildersprache<sup>1)</sup> auf, die den gleichen Wandel vom Gegenständlichen zum Begrifflichen und Bildlichen durchgemacht haben. Sie sind es, die in unserer Rede oft das sprachliche Blickfeld des Schülers nicht erreichen, stilistische Entgleisungen verursachen und falsche Apperzeptionen veranlassen, die sogar noch dem Erwachsenen anhängen. Solche Bilder enthalten die Ausdrücke: anspornen, abtanzeln, ausstechen. „Wir weisen nach, daß Kunst von Können, Tisch von discus = Scheibe herkommt, daß die Feder aus Stahl der Gans ihren Namen verdankt, und daß die Wand von Winden stammt, denn sie war anfangs ein Rutengeflecht. So erhalten die abstraktesten Begriffswörter Leben, wenn ihr Ursprung vom Konkreten, Gegenständlichen nachgewiesen wird.“<sup>2)</sup> Für einfache Schulen ohne fremdsprachlichen Unterricht müssen freilich viele Ableitungen von eingedeutschten und Lehnwörtern ausfallen, da sie nur das Gedächtnis belasten würden. So gilt es, die Petrefakten unsres Sprachschatzes sprechen zu lassen. Können wir auch nicht alle ihrem zeitlichen Niederschlage nach bestimmen, so vermögen sie doch oft eine lebendige Geschichte ihres Werdens und ihrer Verwandtschaft zu erzählen. Es sei nur hingewiesen auf die Wortfamilie biegen (aus der Onomatik von Friedrich Linde): mhd. biegen, ahd. biogan, Wz. bug die Äste biegen sich; es mag biegen oder brechen; den starren Sinn biegen — biegsam — Bogen: in Bausch und Bogen; Bucht, Bügel; beugen; hüden; Budel, Bühel.

Die Redensarten gewähren oft fesselnde Ausblicke in die Kulturgeschichte und in alte Rechtsbräuche unsres Volkes. Man denke nur an die Beispiele aus Hildebrand: „Den Stab über einen brechen“, oder man sagt: „Der hat's getroffen“, ohne daß man an den Schühen dächte. Welcher Bilderreichtum steckt in den schlagenden Volksausdrücken, z. B. „Die Arbeit geht nur langsam vorwärts“; man lasse nur die Schüler sehen und begreifen! Und welche Volksweisheit liegt in manchen Sprichwörtern! So behauptet die Weisheit unsrer Gegend: „Geiz frißt'n Verstand“ oder „Wind aus dem Nor'n geht bald verlorn“. Welcher Humor, wenn der Mann aus dem Volke spricht: „Das haut in de Äppel!“ „Dar tritt ins Settnäppchen!“. Die Redensarten bringen öfters Vergleiche: „Er schwimmt wie 'ne bleierne Ente“, „Ein stumpfes Messer schneid't, wie e toter Hund beißt“, oder sie geben gutgemeinte versteckte Ratsschläge: „Wenn man sechs blühende Kornähren gegessen hat, dann kann man baden“.

Auch die Namenkunde soll verwendet werden. „Da lassen sich Personen-, Ver-

1) Sehr gute Zusammenstellung in „Der deutsche Wortschatz“ (Auf Grund des Deutschen Wörterbuches von Weigand) Prof. Dr. Karl Bergmann. Gießen 1912, A. Töpelmann.

2) Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer, Basel, Die Volkskunde und ihre Bedeutung für die Schule 1911, Separatabdruck aus der Schweiz. Pädag. Zeitschrift.

wandtschafts-, Abstammungs-, Häuser-, Monats-, Wind-, Pflanzen- und Tiernamen zusammenstellen und deuten.<sup>1)</sup> Auch soll die Wortkunde in das Verständnis der heimatischen Namenwelt einführen. Der vorgenannte Lehrplan sagt darüber: „Alle sicher erklärbaren deutschen Dor-, Familien-, Orts-, Flur-, Wege-, Berg- und Flußnamen der Heimat werden gedeutet, jeder an der Stelle, wohin er seiner Bildungsweise nach gehört. So finden in den Schulen der Großenhainer Pflege bei der Behandlung der Stämme Hain und Hag die Ortsnamen Großenhain, Wildenhain und Frauenhain, die Familiennamen Heger, Hegewald, Hegemeister usw., die volkstümlichen Bezeichnungen der Hän, der Hänberg, der Hänweg, die Hänfelder usw. ihre Erklärung.“

Wir weisen ferner hin auf den Bedeutungswandel der Wörter, wie von Magd, Dirne, Marschall u. a. Wir deuten das Bestreben der Sprache an, abzukürzen. So hat die Schülersprache hier ganz neuzeitliche Zusammenziehungen zustande gebracht: statt Stahlfeder einfach „Stahler“, der Schnellzug wird zum „Schneller“, doch muß man hören „anpfoten“ statt angreifen.

Endlich vergessen wir nicht, von der Unterstufe an durch Volksrätsel, Kinderreime, Kettenreime und Kinderlieder, wovon in nächster Zeit eine Sammlung für Sachsen durch Prof. Kurt Müller erscheinen soll, den Unterricht lebendiger zu gestalten. Und zwar alles mit Berücksichtigung der Mundart, auf deren fortgesetzte Vergleichung die etymologisch geordneten Sprachübungen von Michel und Stephan dringen. Gerade durch das Gegenüberstellen von Schriftdeutsch und Mundart bringen wir die Schüler zum denkenden Rechtschreiben. Sie begreifen oft erst dann, welche Laute sie bei ihrer Rechtschreibung falsch darstellen. „Man behandle ja die Mundart nicht geringschätzig, denn Heimatliebe und nationale Gesinnung ist mit ihr verbunden, wie der Odenwäldler Georg Dolf es ausspricht:

Die Schul', die wo die Hausprach' veracht't,  
Der Haametlieb an die Wurzel tracht't!“<sup>2)</sup>

Wir Lehrer haben darum die Pflicht, uns mit den Eigenheiten und Abweichungen unsrer Mundart vertraut zu machen.<sup>3)</sup>

Es ist bedauerlich, daß trotz all dieser Wahrheiten nicht allgemein volkstündliches Leben den Sprachunterricht durchdrungen hat, sondern dieser immer noch vielfach in alten Bahnen wandelt. Der große Prozentsatz der sprachlich gering Entwickelten beim Austritt aus der Schule, die schriftliche Unbeholfenheit im Ausdruck und im Satzbau, die Mischung von Papierdeutsch und Übersetzungsdeutsch beweisen das. Liegt es, wie Dr. Zinke meint, an der ungenügenden volkstündlichen Vorbildung des Lehrers? Verlangt man nicht zuviel von dem ins Amt gestellten Lehrer, daß er neben der gründlichen Vorbereitung für alle anderen Fächer, dazu Nebenbetrieb, wie Fortbildungsschule u. a., vor allem das ungeheure Gebiet der Sprachkunde, die eben mit auf volkstündlicher Grundlage beruht, bearbeiten und in freier Weise des Meisters darüber verfügen soll? Hat doch erst die neueste Zeit angefangen, ihm Sammelbücher zur Verfügung zu stellen, damit er sich selbst weiterbilden kann.<sup>4)</sup> Wiesen vielleicht auch die

1) Hoffmann-Krayer a. a. O.      2) Paul Zinke a. a. O.]

3) Karl Franke, Die oberächs. Mundart (in der Sächs. Volkstunde 1901).

4) Wörterbuch Weigand-Hirt, ferner von Herm. Paul — Bergmann, Der deutsche Wortschatz — Oberächs. Sprachschatz Karl Müller-Graureuth — Prof. Stude, Deutsche Wortsippen — Onomatil Fr. Linde 1908 — Sprachübungen von Michel-Stephan — Wortkunde für die Volksschule Rich. Laube 1908 u. a. m.

Sprachschulen mit ihren gekünstelten Sprachstücken und die systematisch lückenlosen Sprachlehrpläne für den Unselbständigen falsche Pfade? Wenn der Sprachunterricht in jüngster Zeit an den Gang des Lesebuchs oder an die Ergebnisse der deutschen Arbeiten und Nachschriften oder an die Niederschriften der Realfächer anknüpft, so sind das zwar gute Übungsbeihilfen, sie beweisen aber nur, daß der Lehrer selbst die Erfolglosigkeit des eigentlichen Sprachunterrichts empfunden hat, wenn er sich slavisch von dem leblosen grammatischen System gängeln und beherrschen läßt. Er muß, gestützt auf gute volkstundliche Vorbildung, in freier Weise darüber verfügen können, denn

„der Meister kann die Form zerbrechen,  
mit weiser Hand, zur rechten Zeit!“

Jeder Lehrer muß den Sprachstoff seiner Klasse mit Hilfe der genannten Führer sammeln, sichten und ergänzen, aber kein Wörterbuch ersetzt das wirkliche örtliche Volksleben und den immer neuschaffenden Volksausdruck.

Schon an der Neugestaltung unserer Lesebücher erkennen wir, daß Volkstundler am Werke gewesen sind. Warum ist die Lesebuchschule so beliebt? Weil sie volkstümliche Kinderreime in großer Menge bringt und statt der „öden Zuckerrwasser- und Tugendverschen mit ihrer blassen Moral und ihrer Sanfttheit“ wirkliches Leben! Betont sind ferner darin Märchen und Sagen, von denen der ewig große Grimm spricht: „Es ist dem Menschen von heimatswegen ein guter Engel mitgegeben.“ Sie verlangen nur eine rechte Ausnützung. Schon auf der Unterstufe sind sie als Erzählstoff mit ihren heimatkundlichen Anknüpfungen für die Einbildungskraft der Kinder von größtem Nutzen. „Auf der Oberstufe sollen sie verwendet werden, um gemeinsame typische Züge und gleichartige Motive an ihnen aufzusuchen. So hat in vielen Märchen allemal der dritte Bruder Erfolg, und das ist gerade der dümmste, aber auch der gemütvollste.“<sup>1)</sup> Im häufigen Motiv der erlösten Jungfrau, das auch hier in der Sage vom Gläubiger See und vom Mordgrafen spielt, sind die angehäuften Schwierigkeiten gegenüberzustellen und zu vergleichen. „So läßt sich auch Ästhetik an Märchen treiben: Was wirkt an Märchenzügen erhebend, wohltuend, beunruhigend, unbefriedigend? und es wird so die Selbstbeobachtung geschult. Der ethische Gehalt macht sich in der Kindesseele geltend und wirkt stärker als Duzende von Moralgeschichten.“

Bedenken wir, wie häufig wir der Sage schon in der schönen Literatur, auch in unsern Lesebüchern begegnen: Der Fischer, Der getreue Edart, Erlkönig, Riesenspielzeug, Das Glück von Edenhall, Die Lorelei, Johannistag usw. Auch sonst treffen wir darin viele uralte Volks sitten und Aberglauben, wie im Faust, im Nibelungenliede, im Armen Heinrich. Wahrlich, da muß man Volkstunde treiben, um überall auf dem Laufenden zu sein!

Wurde bis jetzt gezeigt, wie im Deutschunterrichte das gesprochene Wort mit volkstundlichem Inhalte belebt werden kann, und dann im Zusammenhange die Sprache entfesselt wird, so muß die Krone dieses Unterrichts die gute fehlerfreie Niederschrift der eignen oder angeeigneten Gedanken, als Urteil oder Erlebnis, der Aufsatz, sein. Hierin gilt zwar schon der Grundsatz: Mehr Bodenständiges als Künstliches! er ist jedoch noch nicht genug durchgeführt, zumal die methodischen Leitfäden darin versagen; sie sind zwar heimatkundlich, auch biologisch, aber noch nicht volkstundlich. Gerade der

1) Hoffmann-Krayer a. a. O.

Aufsatz kann hier der Volkskunde und dem Volkstum nützen und umgekehrt davon mit reichem Inhalte erfüllt werden, zumal hier auch die volkskundlichen Einschlüge der Realien mit herangezogen werden können. Da mögen Heimatsagen erzählt werden (deren Sammlung nicht nur durch Meiche für Sachsen durchgeführt ist, sondern immer noch durch volkskundliche Lesebücher und Zeitschriften sich ergänzt), wie „vom bösen Bruder in Diesbar“, oder vom „Wassermann im Hopfenbache“. Feste mit ihren Sitten und Bräuchen werden dargestellt, wie Weihnachtsbräuche, Ostereier, Johannisfest, Totenfest, Schützenfest und Jahrmarkt, sowohl in ihrer Gesamtwirkung, als noch wirksamer in bestimmten Einzelzügen. Allerlei Volkstümer, Schwedenkranze, Urnenfelder, Kalender, Zeitungen und die mancherlei Anregungen des viel zu selten besuchten Heimatmuseums liefern Stoff, ebenso die Ortsgeschichte mit Straßen-, Gasthaus- und Flurnamen und Erinnerungen, wie Bomätscher, Eisgang usw. Auch den vorhandenen Aberglauben möge man beachten, er läßt sich im Aufsätze zusammenstellen; z. B. „Was wir vom Glück und Unglück glauben“, „Die zwölf Nächte“, „Wie Krankheiten geheilt werden“, „Heilpflanzen“ u. a. Wie sich alle volkskundlichen Stoffe über einen Gegenstand zusammenstellen lassen, möge durch die Gedankenreihe über das Thema gezeigt werden: Welche Bedeutung hat das Johannisfest im Volksleben? (Hierbei schicke ich voraus, daß die Kinder selbst die meisten Bausteine dazu herbeibringen.)

Germanische Feier der Sommer Sonnenwende — Wandervogel brennen Höhenfeuer in Wüstauda ab, Beobachtungen dabei über Gesang und Feuersprung — Kalenderbezeichnung, christliche Bedeutung und Erinnerung an Johannes den Täufer — volkstümliche Bezeichnung in der Mundart: Gehännstag, Gehännsmarkt, Gehännssbeeren — der Endtermin des Spargelstechens und des Legens der Johannisgurten — das Erblühen der Wunderblume in der Johannisnacht, das Öffnen der Schatzhöhlen und das Emporstiegen verborgener Schätze — Johanniskraut, gepflückt und aufgehängt, schützt gegen Feuer Schaden, das Wasser der Johannisnacht gegen Reizen — endlich schließen wir mit der naturkundlichen Volksweisheit: Der ist so lang wie der Johannistag!

Ein solcher Sprachunterricht mit volkskundlichem Einschlage kann gerade in der Gegenwart rechten Segen schaffen. Er wirkt vor allem gemütbildend, er belebt Sprache, Natur und Heimat und erzieht so zur Heimat- und Vaterlandsliebe. Und die deutsche Volksseele, die sich im Weltkriege so edel, groß und gemütsstief gegenüber der Roheit und Verlogenheit der feindlichen Völker offenbart hat, braucht solche Stärkung. Auch wird das Sichverstehenlernen der deutschen Stämme und Stände weiter gepflegt und gefördert, denn es soll und muß, wie draußen im Schützengraben, auch im Frieden erst recht andauern. Und nichts wird endlich besser die deutschen Brüder in den erlösten Ländern heranziehen, und denen um Hasenpot und Windau, wie um Thourout (Thor) und Iseghem (=heim) zeigen, wohin sie innerlich in Sitte, Glauben und Sprache gehören, als eine solche Verwertung der Volkskunde.

## Volkswisheit und Volkskunde.

Von Otto Bödel in Michendorf (Mark).

Anmerkung. Folgende Inschriftensammlungen sind benutzt: Deutsche Inschriften an Haus und Gerath (namenlos), Berlin 1880. Alexander von Paderberg, Hausprüche und Inschriften in Deutschland, Osterreich und in der Schweiz. 2. Aufl. Paderborn 1898. Anton Dreßelly, Grabchriften. Salzburg 1899. Ludwig von Hörmann, Hausprüche aus den Alpen. Leipzig 1892.

Literatur: Karl Lucä, aus deutscher Sprach- und Literaturgeschichte. Marburg 1889. S. 221ff.

Die Zeit der deutschen Volkskunde ist endlich angebrochen. Mit dem Verständnis für die deutsche Heimat offenbart sich auch die richtige Wertschätzung alles Volkstündlichen, wächst die Erkenntnis von der weiten Ausdehnung des Gebietes der Volkskunde, da immer neue Gebiete erschlossen werden. Die Zeit der Vorurteile ist vorüber, die Zeit wissenschaftlicher Erschließung des gewaltigen Gebietes der Volkskunde bricht an.

Das Volkslied, die Volkslage, das Volksmärchen haben ihre Forscher gefunden, damit ist aber nur ein kleiner Bruchteil des riesenhaften Stoffes in Bearbeitung genommen. Es gibt noch schier unübersehbare Gebiete der Volkskunde, auf denen noch nicht einmal eine ausreichende Vorarbeit geleistet ist. So harret z. B. das Gebiet der Volkswisheit (Sprichwort, Sinnspruch, auch „Bauernregel“ genannt, Inschriften an Haus und Gerät) der Erforschung. Hier ist eine dankbare Aufgabe zu lösen.

Die Arbeitsgebiete, die ich unter dem Titel: „Volkswisheit“ zusammenfasse, ruhen auf dem gemeinsamen Untergrund reifer Lebenserfahrung. Was sich uns als Sprichwort, Sinnspruch oder Inschrift darstellt, entstammt der gemeinsamen Beobachtung ganzer Geschlechter über Welt und Zeit, Vergänglichkeit und Ewigkeit. Weil diese Volkswisheit sich auf Lebenserfahrung aufbaut, hat sie sich fast immer als wahr erwiesen; selbst die vielfach geschmähten und absichtlich entstellten „Bauernregeln“ haben sich bei gewissenhafter Nachprüfung als Wahrheit herausgestellt. Sie sind eben ein Stück ländlicher Lebensphilosophie. Sprichwort und Sinnspruch unterscheiden sich von den Inschriften dadurch, daß sie einen Teil der Rede bilden und wandern, indes die Inschriften am Orte haften, für den sie von vornherein bestimmt sind. Wir finden diese Inschriften am meisten an Wohnhäusern, doch trifft man sie auch an öffentlichen Gebäuden, Stadttoren und Brunnen, Kirchen und Schulen, über Treppen, an Wohnstuben, Schlafkammern, Bettstätten, Truhen und Schränken, an Ofen und Uhren, auf Gläsern und Krügen, Tellern und Schüsseln. Ihre Zahl ist groß. Unsere Dorfahnen liebten es, Haus und Geräte mit solchen Sprüchen zu schmücken, sie beabsichtigten damit, das, was ihnen als Besitztum lieb und teuer war, noch besonders zu kennzeichnen und zu ehren. Namentlich auf dem Lande war die Sitte der Hausinschriften beliebt und althergebracht. Wie der Bauer früher seine Hausmarke (Handzeichen) besaß, womit er sein Besitztum kennzeichnete, so trug auch sein Haus einen für den Besizer kennzeichnenden Spruch. In vielen Gegenden des deutschen Stammesgebietes ist diese alte Sitte ausgestorben, die Inschriften sind in Wind und Wetter erloschen und nicht wieder erneuert worden. Dagegen gibt es noch immer z. B. in Kurhessen Dörfer, wo jedes neugebaute Fachwerthaus mit Sprüchen geziert wird.

Über Art und Wesen der Hausinschriften läßt sich folgendes einstweilen feststellen. Wie alles echt Volkstümliche sind sie Gemeingut, werden beliebig verändert und umgedichtet. Sie sind Gesamtbefiß, denn sie sprechen nur aus, was allgemeine Ansicht ist; selbst solche Sprüche, die persönlich gefaßt sind, stellen sich bei näherer Prüfung als Gemeingut dar. Die Verbreitung einzelner Inschriften geht sehr weit durch alle deutschen Lande, so fand man dieselbe Inschrift mit mancherlei Abweichungen im Magdeburgischen, in Kurhessen, im Schwarzwald, in Tirol. Mitunter wird derselbe Grundgedanke in vielen Inschriften ganz verschieden ausgesprochen und es ist lehrreich zu sehen, wie solche Dichtungen entstehen. Um eine Probe zu geben, stelle ich nachfolgende drei Inschriften aus drei verschiedenen Gegenden des deutschen Sprachgebiets hintereinander:

Da ließt man zu Kirn im Nahtal:

Wer an der Straße bauen will,	Daran ihm gar nichts gelegen ist.
Der muß sich tabeln lassen viel,	Das tut manch unbescheiden Mann
Doß tadelt mancher dieser Frist	Der ihme selbst nicht raten kann.

Kürzer und derber reimt ein Oberhesse in der Homberger Gegend:

Wer baut an Wegen und Straßen  
Muß Narren reden lassen.

Ein Schweizer im Berner Oberland faßt denselben Gedanken also:

Was steßt und lugt mich an?  
Machs besser wers kann!

Ähnlich wie bei den Volksliedern findet bei den Inschriften eine Auslese statt, Verse die dem allgemeinen Volksempfinden nicht entsprechen, werden vergessen.

Dem Inhalte nach kann man die Inschriften als Hauspoesie bezeichnen, der Grundton dieser Art von Dichtung ist die Behaglichkeit am eigenen Herde:

Eigener Herd ist Goldes wert,  
Ist er schon arm, ist er doch warm.

In diesen zwei Zeilen spricht sich die Freude am Besiß eines eigenen Hauses aus. Das ist echt deutsch empfunden, rühmte doch schon Tacitus in seiner „Germania“ besonders die Liebe der alten Deutschen zum eigenen Heim: „sie hausen weit voneinander, hie und da zerstreut“ schreibt er. Die Freude an der eigenen Behausung zieht der Deutsche selbst der Wanderschaft vor, eine Inschrift besagt:

In Nord und Süd	In Ost und West
De Welt is wit,	Dat Hus is' t best.

Das Haus steht unter Gottes Schutz, so verkündet eine Hausinschrift den Vorübergehenden:

Mein Freund, steh still und schau,	Ich trau allein auf Gott,
Weißt du, auf wen ich trau?	Der hilft aus aller Not.

Dem irdischen Heim lenken sich dann die Blicke ganz von selbst zur himmlischen Heimat, zur künftigen Wohnung:

Dies schöne Haus ist Sand und Stein,  
Wie werden die im Himmel sein?

fragt eine Inschrift. Noch ernster klingt folgender Spruch:

Dies Haus ist mein und doch nicht mein,	Der ging hinaus und ich hinein;
Der vor mir war, s' war auch nicht sein.	Nach meinem Tod wird's auch so sein.



An einem niederhessischen Hause liest man folgenden weitverbreiteten Spruch (Hessenland I 254):

Wir bauen hier so feste	Da wo wir ewig sollen sein,
Und sind doch fremde Gäste;	Da bauen wir so wenig ein.

Häufig finden sich in den Inschriften Klagen über die Mängel der irdischen Welt, namentlich die Neider und Hasser werden scharf getadelt. Ein Spruch aus Franken

lautet: Wer sonst nichts kann und weiß      Ein solches Lästermaul  
 Als andere Leute schmäh'n,      Soll in mein Haus nicht gehen.

Der Besitzer des Hauses tröstet sich mit dem Bewußtsein:

Laß den Neider neiden,	Was mir Gott bescheren tut,
Laß den Hasser hassen:	Muß man mir doch lassen.

Demselben Gedanken gibt ein Spruch aus Siebenbürgen folgende Form:

Ich achte meine Hasser	Ob die mich schon tun meiden,
Gleichwie das Regenwasser,	Müssen sie es doch leiden,
Das von den Dächern trieft.	Daß Gott mein bester Helfer ist.

Ein tüchtiger Hauswirt weiß sich mit folgendem Spruch zu trösten:

Das ist ein Mann von schlechten Gaben,  
 Der keine Neider hat.

Was die Form der Inschriften anbelangt, so werden mit Vorliebe gereimte Dvierzeiler verwendet, die offenbar nach alten Mustern gedichtet sind. Doch finden sich auch Zweizeiler häufig. Besonders redselige Besitzer dichten Sechszzeiler, indes sind die letzteren seltener, weil es offenbar in dem Sachwerk an Platz für längere Sprüche fehlt. Die meisten Sprüche sind knapp gefaßt. So steht an einem Hause in Wöhra bei Gemünden (Kurhessen) zu lesen:

Bauen ist Lust — aber es kauft.

Diese Kürze ist mitunter von padender Gewalt. Auf dem Tore des alten Kirchhofes zu Oldenburg stehen nur die wenigen inhaltsschweren Worte:

O, ewich is so land.

In Westfalen lautet ein Türspruch:

Kiwit, wo bliw id,  
 Wenn de Welt vergeht  
 Un niz mehr steht?

Bezeichnend für das Alter der Inschriften ist das Vorkommen des Stabreims in Sprüchen wie dem folgenden:

Bessern und bauen ist eine schwere Sach,  
 Wer mir nicht glaubt, der tu mir nach.

Alttertümlich ist auch die Priamelform in folgender Inschrift:

Einer achts,	Der dritte betrachts:
Der andre verlachts,	Was machts?

Auch die Form des Gegensatzes ist echt volkstümlich:

Das größte Haus ist klein,	Wenn dort regiert der Schein
Das kleinste Haus ist weit,	Und hier Zufriedenheit.

(Inschrift aus Cassel.)

Manchen Inschriften ist eine fast epigrammatische Spitze eigen, z. B. folgender Inschrift in Tuttingen:

Bläſt uns, o Welt, in deinem Haus    Wird am Geruch es offenbar,  
Der Tod des Lebens Lichtchen aus,    Wer Talglüch oder Wachslüch war.

Auch an dramatischen Wendungen fehlt es den Hausprüchen nicht, die Inschrift wendet sich an den vorübergehenden Wanderer, das Haus spricht zu ihm:

Was stehet ihr für diesem Haus    Ich hab gebaut, wie mirs gefällt,  
Und laßt die bösen Mäuler aus?    Mich hat's gelost't mein gut Stüd Geld.

Ein Selbstgespräch stellt der folgende Hauspruch dar:

Ich Aff' steh' und gaff',  
Und weil ich gaff' und steh',  
So könnt' ich weiter geh'.

Die Hausinschriften haben die Teilnahme deutscher Dichter bereits erregt, so hat Goethe auf seiner Reise nach Schlesien an einem Hause auf der Schußbrücke zu Breslau eine Inschrift gefunden, die seine Aufmerksamkeit fesselte und ihm Veranlassung zu einer Umdichtung gab, deren Worte:

Von Osten nach Westen,  
Zu Hause am besten.

Iebhaft an eine bereits angeführte weitverbreitete Hausinschrift erinnern (Aldalbert Hoffmann, Goethe in Breslau 55). Diese Inschrift schmückte auch das Heim Claus Groths in Kiel. Im Leben des unglücklichen Heinrich von Kleist spielt eine Hausinschrift eine eigentümliche Rolle: als Kleist, um sich ganz der Landwirtschaft zu widmen, Ende Januar 1802 nach Thun in der Schweiz übersiedelte, wo er am Thuner See eine Wohnung fand, da entdeckte sein scharfes Dichterauge an seinem neuen Wohnhause eine Inschrift; er las:

Ich komme, ich weiß nicht, von wo?    Ich fahre, ich weiß nicht, wohin?  
Ich bin, ich weiß nicht, was?    Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.

Dieser alte Spruch, dessen Spuren schon im 15. Jahrhundert zu finden sind und dessen Anfang meist lautet:

Ich leb und weiß nit wie lang?  
Ich stirb und weiß nicht wann?

haftete dem Dichter im Gedächtnisse. In einem Briefe an seinen Freund Heinrich Zschokke vom 1. Februar 1802 führt Kleist den Hauspruch wörtlich an und fügt hinzu: „Der Vers gefällt mir ungemein und ich kann ihn nicht ohne Freuden denken, wenn ich spazieren gehe.“

In jener ergreifenden Stelle der „Herrmannschlacht“ (5. Akt, 4. Auftritt), wo eine gespenstische Alraune der Cheruster dem römischen Feldherrn Varus begegnet, klingt wie fernes Mahnen die Inschrift vom Thuner See durch die Worte des Dichters (Th. Zolling, Heinrich von Kleist in der Schweiz, S. 51 und 159).

Leider fehlt bis heute noch eine kritische einheitliche Sammlung des reichen Schazes an Inschriften; was gesammelt wurde, ist zerstreut, auch findet sich viel absichtlich gefälschtes Gut darunter, namentlich unter den Grabinschriften. Deshalb ist eine vollständige Neusammlung der Inschriften notwendig, soweit solche noch vorhanden sind. Es wird sich dann auch eine topographische Darstellung der Verbreitung der Hausinschriften im deutschen Sprachgebiet ermöglichen lassen. Festzustellen wäre vor allem die Verbreitung erstens der Sitte, zweitens der einzelnen Sprüche, wobei auch der Bauart der Häuser Rechnung zu tragen und anzugeben wäre, ob es sich im einzelnen Falle um Holzbauten, Fachwerkbauten oder um welche Art von Bauten es sich handelt.

Hier wäre eine dankenswerte Aufgabe für Lehrer des Deutschen, die auf Wanderfahrten dem deutschen Hause und seinen Inschriften, womöglich auch mit Zeichnungen, nachforschen könnten. Es würden sich dann, wenn große geordnete Massen deutscher Inschriften vorlägen, auch weitere Schlüsse auf das Seelenleben des deutschen Volkes ergeben.

Wie lebendig die alte Sitte noch in unsern Tagen ist, beweisen die zahllosen Inschriften, mit denen deutsche Soldaten beim Auszug in den Weltkrieg 1914 ihre Eisenbahnwagen schmückten. Darin steckte eine Fülle des Humors und der Weltweisheit, von der uns Karl Werhan (Gloria, Victoria! Leipzig 1915) eine köstliche Probe gereicht hat. Auch hier wäre weitere Sammlung sehr erwünscht. Wie das deutsche Volkslied in großen, bewegten Zeiten wieder lebendig wird, so ist hier auch der Spruch zu neuem Leben erwacht.

Möge die planvolle Sammlung deutscher Inschriften an Haus und Gerät nicht mehr lange auf sich warten lassen, denn Gefahr ist im Verzuge!

## Mundartdichtungen im Unterricht.

Von Walthar Hofftaetter in Dresden.

In der Einführung zu seiner prachtvollen Sammlung „Heimatklänge aus deutschen Gauen“ schildert Oskar Dähnhardt die Freude, die ihm und seiner Quarta in „Austuhnstunden“ mundartliche Dichtungen gebracht haben. Und er versichert es, daß da auch oft der Humor zu seinem Recht kam, mit den Worten Georg Dollts: „Schul ohne Spaß, ohne Scherz? Die Kinnerchen dauern mich dieß nein ins Herz!“ Gewiß wird man ihm darin zustimmen müssen und gewiß wird man — bei Kindern wie bei Erwachsenen — diese Freude am Spaß ausnutzen, um sie der mundartlichen Dichtung zu gewinnen.

Aber ich glaube die Erfahrung gemacht zu haben, daß das Vorwiegen des humoristischen in den Sammlungen beliebter Erzähler eine Gefahr für die Mundart ist. Immer wieder wird dadurch das weitverbreitete Vorurteil bestärkt, als eigne sich die Mundart doch am besten nur für das Heitere, und eine ernsthafte Mundarterzählung muß sich erst mühsam ihre Leser oder Hörer gewinnen.

Wenn ich einen kleinen Berg von Mundartdichtungen überblicke, so findet sich darin nur wenig, was für die Schule geeignet wäre und was mehr bietet, als eine augenblickliche Freude. Ausgesprochen religiös ist Karl Zeitlinger<sup>1)</sup> gerichtet, dessen schlichte Frömmigkeit unendlich wohlthut und durch die Mundart etwas besonders Kindliches behält. Sehen wir von ihm und den ansprechenden Schweizer Kindergebüchtern<sup>2)</sup> ab (sie sind ein Muster für die Art, die Mundart erzieherisch zu verwenden), so bleiben zwei, die tiefer gehn: Baller und Riedel. Baller<sup>3)</sup> bringt in seinen gemütvollen pommerischen Gedichten einen reichen Kranz; bei ihm findet sich auch Gedicht-

1) Karl Zeitlinger, „Dá Hoamat öns Gwissen, dá Hoamat öns Gmüt!“ Gedichte in oberösterreichischer Mundart. Krems a. D., Geschäftsstelle d. Worte der Wahrheit und Liebe. 1 Krone.

2) Berta Garner, Erzählungen im Schweizer Dialekt für unsere Kleinen. Zürich, Schweizer Druck- und Verlagshaus. M. 0,60.

3) W. Baller. Leiwen und Lewen in „schön Pommerland“ Blaume und Blöhsjel. Kolberg. Dieß und Magerath. (102 S.) M. 1,25.

liches und immer wieder einmal flingt Sagenmäßiges hinein. Riedel<sup>1)</sup> scheint mir noch mehr im Volk zu wurzeln, er bietet zwei echte Volkserzählungen aus dem Ernst des Lebens, dann hängt er in rechter Mischung auch Heiteres daran. Diese Mischung fehlt mir bei den anderen. Elise Döllein<sup>2)</sup> greift meist zu sehr nach dem zeitlich und allzu örtlich Bedingten. Die vier Thüringer<sup>3—6)</sup> zeigen eine starke Heimatliebe, liebevolles Versenken in die Art und Denkweise ihrer Landsleute, die sie mit Vorzügen und Schwächen schildern, aber sie bleiben zuviel beim Anekdotenhaften und Witzigen stehen. Und gerade bei ihnen allen hat man das Gefühl, sie müßten auch noch Tieferes geben können. Rabe macht Ansätze dazu, Töppe gibt ein paar persönlichere Geschichten — und darum möchten wir sie bitten, das Gebiet weiter auszubauen. Gerade der Krieg wird unendlichen Stoff bringen. Welch Gewinn, wenn sie die schweren Erlebnisse der Heimat und die Erzählungen der Heimkommenden festhalten würden.

Wenn unsere Heimatdichter mehr noch den Sagen der Heimat und der Geschichte nachgingen, wenn sie — wie verschiedene Trierer Geschichten<sup>7)</sup> — sich bemühten, das Verständnis für Reste der alten Zeit in Lauten und Gebräuchen festzuhalten, wenn sie das tiefere Erleben des Volkes schilderten, seine Heimatliebe, seine Not und seine Zähigkeit, dann würden sie sicher nicht nur von der Schule, sondern von weiten Kreisen Dank verdienen. Daß daneben die Freude am Scherz, an der volksmäßigen kurzen Anekdote nicht einschlafen soll, brauche ich wohl nicht erst zu betonen.

## Unsere Sprache.

Unsere Sprache schwimmt in einer so schönen Fülle, daß sie bloß sich selber auszus schöpfen und ihre Schöpfwerke in drei reiche Adern zu senken braucht, nämlich der verschiedenen Provinzen, der alten Zeiten und der sinnlichen Handwerksprache . . . . Wollten wir Deutschen uns doch recht der Freiheit erfreuen, veraltete Wörter zu verjüngen, indessen Briten und Franzosen nur die Aufnahme neugemachter wagen, welche sie noch dazu aus ausländischem Tone formen, wenn wir unsere aus inländischem schaffen können. Jean Paul.

1) L. Riedels gesammelte Werke Band 29: I nusse schie willtumme! Erzählungen und Gedichte in vogtländischer Mundart. Plauen i. D., Rudolf Neupert jr. Brosch. M. 1,20. kart. 1,50, geb. M. 1,80.

2) Elise Döllein, Gedichte in unterfränkischer Mundart. Würzburg, Felix Freudenberger. 136 S.

3) Arthur Sudel, Schmalkaller Quieler-Born. Gedichte und Geschichten in Schmalkalder Mundart. Schmalkalden, S. Wiltsch. (48 S.) M. 0,60.

4) Hermann Töppe, Schnurren un Schtimmen us Nord-Thüringen. Neue Ausgabe. 3.—8. Bändchen. 3: Us dn haelbetale. 4: Wipper-Treime. 5: Zwischen Harz und Thüringer Wald. 6: Rostwörstchen. 7: Thüringer Klöße. 8: Schaerrplöße.) Weimar. L. Thelemann. je M. 0,50.

5) Otto Kürsten. Schneßchen on Schnärzchen in (Mittel-) Thüringer Mundart. Neue Ausgabe. 1.—6. Bändchen. Weimar, L. Thelemann. je M. 0,50.

6) August Rabe (Pfarrer August Ludwig). Schnärzchen. 7. Teil: Schnortgießen. 8. Teil: Schnapp (in Thüringer Mundart). Weimar, L. Thelemann, je M. 0,50.

7) Drierisch Stödelcher. Gemiedljes und Drollljes aus Drierer Zeit. Heft 1. Trier. Sr. Einb. (40 S.) M. 0,50.

## Die freie schriftliche Nacherzählung auf den Unterklassen unter dem Gesichtspunkt des Heimatprinzips.

Von Albert Henke in Bad Ems.

Wer Gelegenheit hatte, die Gruppe „Der freie Aufsatz“ der Leipziger „Bugra“ zu studieren, der hat vielleicht, fernab der theoretischen Diskussion über die Methodik unseres Aufsatzunterrichtes, Aufklärung an praktischen Proben und Lust zur selbständigen praktischen Nachprüfung mit heimgenommen. Vor allem wird ihm das Vorurteil geschwunden sein, daß die Vorbereitung des freien Aufsatzes sich ausschließlich an die natürliche Begabung des Schülers halte und gerade das so besonders wichtige systematische Erarbeiten und logische Aufbauen des Stoffes hintansetze. Die dort vorgeführten Arbeiten werden gerade das bewiesen haben, daß der freie Schüleraufsatz alles andere als ein frei wucherndes, ästhetisch bezauberndes Wildkraut ist, daß er vielmehr im Unterschied zur fabulösen Phantasieerzählung eine strenge Pflege nötig hat, um aus dem Zustand der lebendigen Beobachtungskraft in das ruhige Fahrwasser der ernstesten Darstellung überführt zu werden. Das tritt auffallend bei den schriftlichen Erzählungen der jüngeren Bearbeiter naturgemäß am deutlichsten hervor. Man kann mitunter genau erkennen, inwieweit die lebendige Darstellungsgabe sich in dem unreif gebliebenen Ausdruck durchringen kann. Andererseits hat das Vorstellen und Beobachten des Schülers in Anlehnung an Vorerzählen oder Sprachgebrauch des Lehrers im allgemeinen einen Ausdruck gewählt, der zwar der eigenen Anschauung durchaus adäquat ist, aber nicht selbst erarbeitet sein kann. Das gilt für alle jene gewollt kindlichen Ausdrücke, Darstellungsreihen, Schlussfolgerungen, die alles andere als Arbeit des Schülers darstellen, abgesehen davon, daß sie psychologisch so unkindlich wie möglich erscheinen. Ich denke an alle die Interjektionen, Ausrufe, naiven Äußerungen der Gemütsbewegung bei Eindrücken der sinnlichen Beobachtung, an das Erstaunen vor der „schönen goldnen Birke“, den Jubel über die „herrliche Gebirgsausischt“, die Furcht vor dem „Märchenhelden in der Ofenecke“ u. dgl. m. Weder stilistisch noch stofflich, psychologisch noch rein äußerlich nach der Erfahrungsmöglichkeit sind derartige „freie“ Erzählungen Aufgaben für den kindlichen Durchschnittschüler. Sie sind allerdings im besten Gelegenheitsfalle wildrankeendes — vielleicht interessantes — Unkraut.

Soll für den jüngeren Schüler der freie „Aufsatz“ wirklich selbständige und vor allem wirklich wertvolle Arbeit darstellen, so muß er freilich vom Buch möglichst frei werden, muß er allmählich auch von der Vorerzählung oder späteren Frageandeutung des Lehrers freikommen — aber er darf vorerst niemals (. . . und das ist ein Fehler vieler Reformer . . .!) allein dem Fabulierdrang des Schülers ausgeliefert bleiben. Vielmehr muß ein dem Schüler erfassbarer Stoff zugleich eine Denkübung ergeben, also die erste logische Schulung enthalten. Es ist nicht an dem, daß die in mündlicher Wechselrede oder im frischgeden Plaudern eines Jungen grundsätzlich als Hauptziel zu beurteilende Ausdrucksfähigkeit auch in dem freien Aufsatz diese an sich ausschlaggebende Rolle spielt, der sich logische, grammatische und andere „Nebensächlichkeiten“ unterordnen oder gar „später“ nachfolgen sollen. Vielmehr erfordert auch die kleinste

schriftliche Darstellung, daß die lebendigste Vorstellungskraft einen Stoff logisch und systematisch darstellen lernt. Das ist zwar dem Schüler nicht möglich, wenn der Stoff ein reines Phantasieprodukt, etwa ein Märchen, eine Sage der Vergangenheit, ist; denn hier ermangelt die kindliche Darstellungskraft der gern gewollten Selbständigkeit. An dieser dem Schüler bald „trocken“ erscheinenden Bevormundung des Denkens leiden die in Sexta so beliebten Nacherzählungen aus der Lesebuchlektüre; sie werden konventionell und phrasenhaft im Stil bei streng logischer Gedankenordnung. Andererseits züchten die an keinen gegebenen Stoff gebundenen freien Schülererzählungen bei den begabten Schülern oft ein Brillantfeuerwerk geläufiger Ausdrucksweise bei innerer Hohlheit der selbständigen Tatsachenbeobachtung; bei den anderen entsteht eine Ratlosigkeit, die zuletzt notgedrungen zu einer fremden Anschauung, der des Lehrers oder phantasiereicherer Mitschüler, eine sicher nicht erwünschte Zuflucht nehmen muß.

Es ist zu beachten, daß das kindliche Durchschnittsdenken durchaus nicht Form ist, sondern stofflich gebunden bleibt. Für die schriftliche, selbständige Erzählung muß das Stoffinteresse demnach den gesunden Nährboden abgeben, und zwar nicht die leicht zu wedende Neugierde für einen „interessanten“ Stoff, sondern ein solcher Stoff, der, aus der Erfahrung des Schülers geschöpft, es seinem Bearbeiter ermöglicht, die Erzählergabe an leicht und deutlich erkennbarer logischer Einteilung zur klaren Darstellung zu läutern. Dieser Stoff muß also aus dem Lebenskreis des Schülers selbst herauswachsen. Was sollte aber einem Jungen näherliegen als die Außenwelt? Der Stadtkunge kennt ganz genau aus Erfahrung nicht allein das Was, sondern auch das Warum ihm auffallender Verhältnisse des Stadtlebens; der Kleinstädter kennt die Natur, wenn auch nur als Spielplatz. So ist es fast naturgegeben, das Heimatprinzip, dem die Schulerziehung in den mannigfachen Beziehungen innerhalb und außerhalb des engeren Unterrichtsgebietes wertvolle Anregung verdankt, in enge Fühlung mit den Anfängerübungen nicht allein der mündlichen Erzählung, sondern des Aufsatzes treten zu lassen. Derartigen Arbeiten fehlte weder die Freiheit der schweifenden Phantasie in bezug auf den Inhalt, noch die durch genaue Kenntnis bedingte logische und systematisch aufbauende Regelmäßigkeit für die Form. Die praktischen Versuche in dieser Richtung auf der Bugra und nach persönlichen Erfahrungen zeigen jedenfalls Freude an der Beobachtung, natürliche Ausdrucksform, die oft nach Eigenart glücklich ringt. Aber diese Ergebnisse bedingen — und das beweist die eingangs erwähnte Tatsache — eine starke, vielleicht besonders sorgfältige Pflege. Sie sind methodisch daher m. E. für die Wertung des freien Aufsatzes dieser Richtung besonders „sprechend“. Denn so natürlich dem Kinde die gelegentliche Beobachtung in der heimischen Umwelt ist, so wenig denkt es beim Erleben seiner kleinen Erfahrungen an eine Darstellung seiner Beobachtungen. Und daß das einfache Plaudern darüber für schriftliche Arbeiten ausreicht, behaupten zwar manche Reformer, ist aber nach unserer Ansicht nicht richtig. So erheben sich denn für den Aufsatzunterricht der Unterklassen — es handelt sich besonders um VI und V! — zum mindesten zwei Probleme: der Wille zur Darstellung der heimatischen Erlebnisse muß geweckt werden, und aus der Fülle der heimatischen Erlebnisse müssen Stoffe gewählt werden, die sich zu einer ernsthaften Darstellung im Sinne propädeutischer Aufsatzlehre eignen. Den Willen zur Darstellung erweckt in dem Schüler vor allem das im mündlichen

Deutschunterricht angewöhnte Gewährenlassen in der natürlichen Plauderhaftigkeit bei mündlicher Erzählung. Hier nicht ewig dreinreden und verbessern. Dann los vom Buch! Der Schüler soll wissen, daß er selbst erzählen darf. Diese kleinen Erlebnisse nehme der Lehrer mit Interesse auf, frage nach Einzelheiten und bezeuge eine nach dem Einzelfall sich methodisch ergebende „Neugierde“. Dann erwacht die kindliche Lust, sich selbst wichtig zu nehmen, auf seine Erlebnisse sorgfältig zu achten, sie berichten zu wollen. Es ist unter diesem Gesichtspunkt der Versuch gemacht worden, den Willen zum Erzählen durch Beziehung zu besonderen Anlässen der Willenserregung zu setzen. Gern wird da der Brief angewendet, der auf die Frage eines Verwandten nach irgendwelchen Erlebnissen des kleinen Schreibern dessen schildernde Antwort darstellt. Wenn auch dabei persönliche Erfahrungen den Stoff gestalten, so ist die Briefform — abgesehen davon, daß sie dem Kind nur nach der Meinung seiner Großmutter „liegt“! — doch wegen ihrer nur versteckt gegebenen logischen Schilderungsform nicht zum Anfangsunterricht verwertbar.

Was die Auswahl der heimatkundlichen Stoffe angeht, so ist hier größte Besonnenheit am Platze. Dem Kind fällt vor allem das Besondere auf. Das ist nicht allein meistens das räumlich und zeitlich Fernerliegende, sondern meist die fremde Erscheinung innerhalb der heimischen Natur schlechthin. Wie es den Spruch über seiner Schultüre zu allerlezt eines Behaltens würdigt, so ist das Alltägliche ihm vorerst kaum interessant zum Beobachten, geschweige denn wert, es zu schildern. Dagegen haftet die Erinnerung an eine fremde Erscheinung im heimischen Gesichtskreis wegen der stärksten Reizauslösung und drängt zur Darstellung unter den oben gegebenen Bedingungen der Willenserweckung. So eignet sich unter unserem Gesichtspunkt des Heimatprinzips der Fliegerbesuch von der nächsten Garnison besser als Aufsatzthema im Anfang als die Waldpartie in heimatlichen Bergen. Bei den von alters gestellten Themen über Serienerlebnisse kann man deutlich und unmittelbar nach dem eignen Auswählen des Schülers dieselbe Beobachtung machen. In der heimischen Natur fallen dem naiven Kinder Sinn die „heroischen“ Motive weit vor den „gewöhnlichen“ auf. Er hält ein örtliches Kriegerdenkmal sicher eingehenderer Beobachtung wert als die Trauerweide über dem Flußspiegel. Ebenso erregen „besondere“ Gelegenheiten im Stadtleben das Interesse des Kindes stärker als das alltägliche Einerlei. Da aber gerade dieses eine logisch vorzügliche Schulung durch die starke Stoffbeschränkung und notgedrungene intensive Ausnutzung erheischt, darf es keineswegs fehlen. Obige Bemerkung aber wird dann bewirken, daß in der Anordnung der Themata z. B. die Schilderung eines „Räuberspiels“ nicht vor die eines städtischen Festes tritt.

Serner wird gemäß der konkreten Anschauungsmittel die heimische Natur früher als die heimatliche Geschichte zu behandeln sein. Dabei ist allerdings eine andere methodische Erfahrung zu berücksichtigen: Schilderung ist dem Kinde leichter als Beschreibung! Da nun aber die auf dieser Stufe in Einzelereignissen zu bietende Heimatgeschichte mehr schildernd, die heimatliche Natur jedoch vorwiegend beschreibend darstellbar sein wird, so müssen die Stoffgebiete neben der Beurteilung nach Anschauungsreizen auch nach den Denkfesetzen der Kindespsyche betrachtet und gewählt werden. Gerade auf dem Gebiet der heimischen Naturschilderung finden sich daher die größten Fehler, meistens durch die zu frühe Betonung des Beschreibens. Ein Ausflug nach einem heimatlichen Schlosse ist aber früher zu behandeln als z. B. die Beschreibung desselben.

Serner vermeide man, allgemeine Naturbeobachtung vor der einzelner Naturformen zu verlangen. Es wäre gründlich falsch, etwa eine Bergausicht ins Heimat- tal vor einem kleinen Erlebnis am Flußufer od. dgl. erzählen zu lassen. Der Grundsatz, daß sinnfällige Einzelheiten vor abstrakten Betrachtungen als Mittel einführender Naturbeobachtung stehen, wird m. E. gerade im Anfängeraufsatz oft preisgegeben. Daß man aber auf eine abstrahierende Darstellung gelegentlich (zur Denkübung; als bestes Mittel, Haupt- und Nebensachen zu erkennen, bei Vergleichen Maßstäbe zu gewinnen usw.) gar nicht zu verzichten braucht, möge etwa die Veränderung des Themas während der Vorbereitung dartun, wie sie unter diesem Gesichtspunkt die beiden Überschriften darstellen: „Was ich gestern beim Baden erlebte“ bis hin zu der abstrakten Form „In der Badeanstalt“. Derartige logische Fortbildungen im Themagedanken sind gelegentlich für den kindlichen Geist instruktiver als eine Überhäufung mit immer neuen Themata.

Es mögen nun einige praktische Themata, die in V (a) und VI (b) bearbeitet wurden, folgen (als Illustration zu der obigen Ausführung):

- |   |  |
|---|--|
| 1 (a) Ein Flieger in Ems.                       | 1 (b) Was der Flieger gestern erzählte.  |
| 2 (a) Der Brückenbau der Koblenzer Pioniere.    | 2 (b) Wie die Pioniere eine Zahnbrücke bauten.   |
| 3 (a) Ein Ausflug nach Schloß Stolzenfels.      | 3 (b) Was uns in Stolzenfels besonders gefiel.   |
| 4 (a) Ein Großfeuer in Ems.                     | 4 (b) 1. Als R.'s Fabrik abbrannte, und<br>2. Was ich gestern Abend erlebte.                           |
| 5 (a) Ein Gang durchs Emsjer Getreideland.      | 5 (b) Ein Spaziergang nach unserem Forsthaus.  |
| 6 (a) Das Emsjer Forsthaus. (Eine Beschrbg.)    | 6 (b) Im Gewitter auf dem Konfordinurm.  |
| 7 (a) Am Wehr.                                  | 7 (b) 1. Weshalb wir im Sommer gern am Wehr spielen.<br>2. Weshalb wir im Winter gern am Wehr spielen. |
| 8 (a) Die Römer in Ems.                         | 8 (b) Ein altes Römerlager in der Marktstraße. (Eine Beschrbg.)<br>(Modell als Anschauungsmittel ben.) |
| 9 (a) Am Hauptbahnhof.                          | 9 (b) 1. Wenn ich in die Ferien fahre.<br>2. Meine Abreise in die Sommerfrische.                       |
| 10 (a) Ein Rundbild vom Bismardturm.            | 10 (b) Die Bismarcksäule. (Eine Beschreibg.)   |
| 11 (a) Im winterlichen Malbergwald.             | 11 (b) Im Winter an der Saßn.  |
| 12 (a) Bei Hochwasser an der Saßn.              | 12 (b) Was der Emsjer Schäfer mir erzählte.  |
| 13 (a) Weihnachten bei uns zu Hause.            | 13 (b) Ein Winterspaziergang über den Klopp.   |
| 14 (a) Woran uns die Emsjer Denkmäler erinnern. | 14 (b) Was ich beim Eislauf in der Wiesbad erlebe.   |
| 15 (a) Wenn ein Extrablatt erscheint.           | 15 (b) Auf dem Emsjer Werf.  |

Solche und ähnliche Themata scheinen mir nicht nur die Erzählerfreude zu wecken, sondern auch eine systematische Vorbereitung zu erfordern und gerade deshalb eine Vorschule des späteren Aufsatzes zu sein. In dieser Anwendung scheint ferner das Heimatprinzip das Grundprinzip für den freien Anfängeraufsatz darzustellen, ohne — wie so oft — lediglich das Fabulieren zu begünstigen. Daß allen Themen wirkliche Anschauung durch Besichtigung und Führung, Ausflüge usw. zugrunde lag, dürfte kaum noch bemerkt werden. Die durchaus befriedigenden Ergebnisse zeigten über-



ein stimmend neben guter Beobachtung und frischem Stil eine genaue und ordnende Anschauungskraft, die gelegentlich (wie bei 2a, 3a, 6a, 7a, 3b, 10b) zu kleinen Dispositionen führte. Die Hauptsache aber ist, daß kein Schema aufgestellt werde, und daß es dahin komme, daß die Kleinen allmählich selbst Vorschläge zu Aufsätzen machen lernen. Sie tun's gern, und bei einigem guten Willen gestattet es die Rücksicht auf die Bedeutung und das Wesen des Aufsatzes, aus jenen Schülervorschlägen brauchbare Thematata zu modeln.

## Die Namen von Kriegen, Schlachten und Friedensschlüssen.

Von Wilhelm Becher in Dresden.

Aus dem großen Kriege, den wir erleben, lernen wir unermesslich viel. Wir lernen, aus welcher Fülle von Einzelvorgängen er sich zusammensetzt. Einen großen Teil von dieser Mannigfaltigkeit hätten wir ja wohl früher verstandesmäßig uns vorstellen können. Soweit wir dazu aber keinen besonderen Anlaß hatten, ist es zu dieser klaren Vorstellung nicht gekommen. Im allgemeinen war uns ein Krieg doch wohl nur eine Kette von Schlachten mit einem Friedensschlusse als Endglied. Und wenn man von Kriegen vergangener Zeiten sprach oder las, dann handelte es sich gemeinhin um nichts anderes, als um eine Reihe von Schlachten, die man als Teile eines Ganzen, eben des betreffenden Krieges, betrachtete, und um den Friedensschluß als ein gleich bemerkenswertes Ereignis. Ja, von der Mehrzahl der Kriege wußte man wohl auch nicht einmal soviel, sondern nur ihre weltgeschichtlichen Eigennamen und die Jahreszahlen. Nun gibt es aber immerhin auch für das Allgemeinwissen der unangelehrten Volksmasse eine große Menge von Kriegen, Schlachten und Friedensschlüssen. So ist dafür ein reicher Wortschatz angewachsen. Das Bedürfnis der unmißverständlichen Bezeichnung hat eine Menge von Namen für diese einzelnen geschichtlichen Vorgänge erzeugt, Eigennamen, Gattungsnamen, Zunamen, denn nicht nur lieb Kind und böß Kind, sondern auch ein wichtiges vielgenanntes Ereignis hat viele Namen.

Für unsere kampflustigen Ahnen bestand ein Krieg darin, daß die junge Mannschaft auszog aus dem heimischen Gau, um beim Gegner Menschen, Vieh oder Schätze zu erbeuten oder ein Stück Land zu erobern, jedenfalls etwas zu kriegen. Der Zusammenstoß mit dem Feinde fand draußen auf freiem Felde statt. Man zog ins Feld. Der Krieg war ein Zug, ein Feldzug. Das Ganze oder der Anfang war ein Einfall, der Zusammenstoß auf dem Felde mit lateinischem Lehnwort ein Kampf. Diese Ausdrücke stehen auch jetzt noch in unserem Sprachschatz nebeneinander, neben ihnen das Fremdwort Expedition für den ins ferne Land gehenden Zug. Erhebt sich der besiegte Stamm gegen den Sieger, der Unterworfenen gegen den Bedrücker, so kommt es zu einem Aufstand, einer Empörung, bei der Losagung eines Teiles von einer größeren Gemeinschaft, des Abhängigen vom Beherrschenden zu einem Abfall. Die feindselige Auseinandersetzung zwischen Gleichstehenden ist ein Handel oder eine Fehde. Zu einem Kriege gehören mindestens zwei Gegner. A führt Krieg mit B oder gegen B. Es kommt zum Kriege zwischen A und B. Das ist der Krieg A's mit B oder gegen B. A wird seinen Krieg gegen B auch den B-Krieg nennen. — Perserkrieg. —

Die Gegner sind gemeinhin die streitenden Völker, Staaten oder Städte. Von den Eigennamen kann man Eigenschaftswörter bilden. So entstehen die Bezeichnungen A'scher oder A'er und A-B'scher oder von der anderen Seite B-A'scher Krieg — Punische Kriege, Soester Fehde, Deutsch-französischer Krieg = guerre franco-allemande. Statt des Volksnamens kann der des Feldherrn eintreten — Pyrrhuskrieg, Napoleonische Kriege, Grumbachische Händel, oder der Teilnehmer — Argonautenzug. Namenbildend können aber auch noch andere Begriffe wirken: Abzeichen der Teilnehmer — Rosenkriege, Kreuzzüge, der Schauplatz — Krimkrieg, Nordischer Krieg, der in Mitleidenschaft gezogene Bereich — Weltkrieg, das Kampfziel — Befreiungskrieg, Erbfolgekrieg, Schlesiſche Kriege, die Zeitdauer — Dreißigjähriger Krieg, die Jahreszahl — Siebziger Krieg, Zählung — 1., 2., 3. Schlesiſcher Krieg, Gradunterschied — großer und kleiner Samniterkrieg. Bei einem räumlich oder zeitlich ausgedehnten Kriege kommt es zu Teilbezeichnungen — Sizilische Expedition, Stellungskrieg an der Aisne.

Die Kämpfe sind Schlachten, Treffen, Gefechte, Einfälle, Stürme, Beschießungen, Kanonaden, Offensiven. Sie führen zu Sieg, Niederlage, Einnahme, Eroberung, Erstürmung, Zerstörung. Das einfachste Mittel, aus dem Gattungsnamen einen Eigennamen zu machen, ist die Ortsangabe. In einfachen und räumlich beschränkten Verhältnissen war und ist der Schauplatz die Flur eines Ortes — Schlacht bei Mühlberg, bei Salamis, vor Ypern, an der Kaskach, am Berge Isel, Kämpfe um Leipzig. Unsere Generalskriegen gestatten noch genauere Bezeichnung: Kampf um Höhe 193. Weiter ausgedehnte Kämpfe heißen nach größerem Gelände: Schlacht auf den katalanischen Feldern, Schlacht zwischen Tours und Poitiers, Champagneschlacht, Schlacht in Masuren. Dabei kann es kommen, daß die beiden Gegner oder auch Bundesgenossen die Schlacht nach verschiedenen Orten benennen — Belle Alliance, Waterloo. Kommt's an demselben Orte wiederholt zum Zusammenstoße, so werden die Schlachten gezählt — erste und zweite Schlacht bei Breitenfeld. Nach den Teilnehmern heißen die Hermannschlacht, die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz und die Völkerschlacht bei Leipzig. Größere Genauigkeit der Angabe zur Unterscheidung bei im übrigen gleicher Benennung bietet der Zusatz von Tag und Jahr, während bei Kriegen die irrtumsfreie Bezeichnung auch ohne Jahresangabe gemeinhin gesichert ist. Des Siegers Freude an seiner Überlegenheit und Haß oder Spott gegen den Feind veranlassen scherzhafte Bezeichnungen — Sinkenfang bei Magen.

Des Krieges Ende ist der Friede. Bei einer großen Menge geschichtlich bekannter Kriege wissen wir nichts von förmlichem Friedensschluß. Als alte Art gilt die Vereinbarung auf Zeit. Aus der griechischen Geschichte kennen wir die Benennung nach einem maßgebend beteiligten Staatsmann — Friede des Nikias, oder nach dem bestimmenden Machthaber — Königsfriede. Nahe verwandt sind diesen Gruppen der Damenfriede zu Cambrai und der mittelalterliche Gottesfriede. Besonders häufig ist die Benennung nach dem Orte des Friedensschlusses: Friede zu Frankfurt, Friede zu Münster und Osnabrück, Westfälischer Friede, Hubertusbürger Friede, Wiener Kongreß. Eine Wertbezeichnung enthält der Name fauler Friede für den Frieden des Nikias.

Geprägt werden die Namen für die Kriege, Schlachten und Friedensschlüsse von den beteiligten Völkern, von unbeteiligten Zeitgenossen, Behörden, gleichzeitigen

und späteren Zeitungsleuten, Geschichtsschreibern, Dichtern. Die überwiegende Masse der schnell erzeugten Fülle von Namen verwelkt und verkümmert schnell wieder, wie ja bei zunehmendem Abstände von den Ereignissen die Kenntnis von den Einzelheiten und das Bemühen um solche Kenntnis schnell abnimmt. Gleichgültig Kind hat nicht viele Namen.

## Literaturbericht 1915. Philosophische Propädeutik.

Von Rudolf Stübe in Leipzig.

Die „Philosophische Bibliothek“ des Verlages Selig Meiner hat seit Jahren eine völlige, durchgreifende und glänzende Erneuerung erfahren. Davon zeugt auch die 4. Auflage der „Meditationen“ Descartes' durch A. Buchenau.<sup>1)</sup> Sie unterscheidet sich von der 3. Auflage dadurch, daß der vollständige Text der „Einwände und Erwidierungen“ geboten wird. Dadurch ist das Buch, das mit großer philologischer Sorgfalt gearbeitet ist, zu einem hervorragenden Quellenwerke der Geschichte der Philosophie geworden. Einen Kommentar mit Sachregister zu dem Werke stellt der Herausgeber in der Meiners'schen Sammlung „Wissen und Forschen“ in Aussicht. Dem Studium Descartes' wird die vorliegende Übersetzung die besten Dienste leisten.

Von den gesammelten Schriften Jul. Rupps, die Elsenhans herausgibt, liegt der 10. Band in zwei Teilen vor.<sup>2)</sup> Er umfaßt eine große Anzahl sehr verschiedenartiger Aufsätze religiösen, ethischen und pädagogischen Inhalts, die alle durch den kulturpolitischen Gedanken zusammengehalten sind, daß die sittlich-religiöse Selbstbestimmung des Einzelnen wie der Gesamtheit allein die Kultur sichern könne. Rupp ist von einem optimistischen Glauben an Fortschritt und Kultur erfüllt, vertieft ihn aber durch den Gedanken der sittlichen Freiheit, die über die erkennbare Welt hinaus zum Übersinnlichen führt. Deshalb ist ihm die praktische Philosophie der Mittelpunkt aller philosophischen Arbeit. Die Anlehnung an Kant und die Durchführung eines ethischen Grundgedankens in allen Kulturproblemen geben den Aufsätzen Rupps, die zwischen 1838 und 1883 entstanden sind, noch heute einen eignen Wert. Schon hier werden Gedanken ausgeführt, die wir heute als „Kulturpolitik“ bezeichnen. Um nur einen Überblick über den Inhalt des Werkes zu geben, führen wir die Gruppen der Aufsätze hier auf: Es sind 36 Aufsätze unter „Religion und Philosophie“ gesammelt. In 11 Aufsätzen wird das Problem „Judentum und Christentum“ behandelt. Der Aufsatz „Judentum, Christentum und Evangelium“ dürfte noch heute Beachtung verdienen. Zur „Frauenfrage“ liegen 7, zur „Pädagogik“ 45 Aufsätze vor. Unter diesen sei hier auf die Arbeit „Über den deutschen Unterricht auf Gymnasien“ hingewiesen.

1) René Descartes, Meditationen über die Grundlagen der Philosophie mit den sämtlichen Einwänden und Erwidierungen. In 4. Auflage zum erstenmal vollständig übersetzt und herausg. von Dr. Arthur Buchenau. Der Philosophischen Bibliothek Bd. 27. Leipzig 1915, Selig Meiner. M. 6,—.

2) Julius Rupp, Gesammelte Werke. Herausg. von Paul Chr. Elsenhans. 10. Bd. 1. und 2. Teil. Moderne Kulturprobleme: Religion und Philosophie. Judentum und Christentum. Zur Frauenfrage. Zur Pädagogik. Jena 1915, Eugen Diederichs. 2. Bde. je M. 7,15.

Anregende, geistvolle, fördernde Gedanken finden sich überall, auch da, wo wir heute in vielem anders denken müssen. Rupp ist in seinem Denken eine Lessing verwandte Natur; er sucht die Lösung der Fragen durch die selbstherrliche Macht des Verstandes zu erreichen. Das geschichtliche Verständnis hat über diese Denkweise hinausgeführt. Wir legen den irrationalen Kräften im Leben ein größeres Gewicht bei. In seiner Weise aber ist Rupp durch die Einheitlichkeit seines Wesens, durch die Hingabe seiner ganzen Persönlichkeit an seine Überzeugungen und durch die staunenswerte Energie seiner Arbeit immer eine außerordentliche, eindrucksvolle Erscheinung.

Eine elementare und klare, aber reichhaltige Darlegung der Logik und Erkenntnistheorie („Noetik“) von Hagemann ist durch Dyroffs Bearbeitung vielfach gefördert<sup>3)</sup>. Das Buch, das als Einführung gedacht ist, zeichnet sich dadurch aus, daß auch die schwierigen Probleme bei aller Gründlichkeit doch in einfacher, klarer Weise verständlich gemacht werden. Als praktisches Lehrbuch hat das Werk, zumal durch Dyroffs Bearbeitung, große Vorzüge. Es bietet in klarer Darstellung einen reichen Stoff und ist flüssig geschrieben. Die große Zahl der Auflagen zeugt gewiß auch von seiner praktischen Zweckmäßigkeit.

Zur Psychologie ist eine „Einführung“ von E. v. Aster recht zweckmäßig.<sup>4)</sup> Das Buch stellt sich die Aufgabe, in die wissenschaftliche Betrachtungsweise der seelischen Erscheinungen, wie sie die moderne Psychologie übt, einzuführen. Die wesentlichen psychologischen Begriffe und Probleme werden in den Gebieten der Empfindung und Wahrnehmung, des Vorstellungslebens, sowie des Gefühls und Willens dargelegt. Das Buch ist eine gute Ergänzung zu der in derselben Sammlung (Nr. 484) erschienenen „Einführung in die experimentelle Psychologie“ von Braunschauen und zugleich — durch reiche Literaturnachweise — in die psychologische Spezialliteratur, die in einer zweckmäßigen Auswahl angegeben wird. Wer sich für das Studium größerer psychologischer Werke, z. B. Meßner, Ebbinghaus, Wundt vorbereiten will, findet hier eine vortreffliche Einführung.

Ein sehr eigenartiges, inhaltreiches Buch ist die Darstellung der biblischen Gedanken und der christlichen Philosophie durch Paul Deußen.<sup>5)</sup> Das Werk, ein Teil seiner groß angelegten „Allgemeinen Geschichte der Philosophie“. Das Wort „allgemein“ ist hier besonders betont. Deußen hat als erster Gebiete in der Geschichte des Denkens behandelt, die bisher aus der Geschichte der Philosophie ganz ausgeschlossen waren oder mit einigen kurzen Sätzen dürftig erledigt wurden. Bekanntlich liegt die hohe Bedeutung in seinem ersten „Bande“ (in 3 Teilen), der eine klassische Darstellung des indischen Denkens, zumal der Upanishaden (Teil 2), gibt. Hier hat Deußen eine ganze große Welt des Geistes in bahnbrechender Arbeit erschlossen. Der zweite „Band“ behandelt in der ersten Abteilung die Philosophie der Griechen, in der zweiten die „biblisch-mittelalterliche Philosophie“. Aber der Titel deutet bei weitem nicht alles

3) Georg Hagemann, Logik und Noetik. Ein Leitfadens für akademische Vorlesungen sowie zum Selbstunterricht. 9. und 10. Auflage neu bearbeitet von Dr. Adolf Dyrhoff. Freiburg im Breisgau 1915, Herdersche Verlagsbuchhandlung. M. 4,50, geb. M. 4,60.

4) E. v. Aster, Einführung in die Psychologie. Mit 4 Figuren. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 492. Leipzig und Berlin 1915, B. G. Teubner. M. 1,25.

5) Paul Deußen, Allgemeine Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religionen. II. Band, 2. Abteilung: Die biblisch-mittelalterliche Philosophie. Leipzig 1915, S. A. Brodhäus. M. 8,—, geb. M. 10,—.

an, was hier geboten wird. Es wird daneben die Gedankenwelt der alten Ägypter, der semitischen Stämme, der Babylonier und Assyrer und der alten Iranier dargestellt. Es fehlen also nur die Chinesen, die vielleicht einer anderen Stelle des großen Werkes vorbehalten sind. Der erste Hauptteil umfaßt vor allem eine „Philosophie der Bibel“, d. h. die altisraelitische Religion, das nachexilische Judentum, die Lehre Jesu, Paulus und das 4. Evangelium werden behandelt. Der zweite Hauptteil stellt die christliche Philosophie in der patristischen Literatur und in der Scholastik dar, bei der die Philosophie der Araber ihren Platz findet. Somit liegt hier ein stofflich außerordentlich inhaltsreicher Band vor, dessen Verdienst darin besteht, daß in die Geschichte der Philosophie die weitreichendsten Kräfte der Geistesgeschichte hineingestellt werden. Aber gehören sie wirklich in eine Geschichte der Philosophie? Das Buch ist in seinem ersten Teile tatsächlich kaum als Geschichte der Philosophie zu beanspruchen, es bietet zum großen Teil allgemein-geschichtliche Übersichten, sogar Abrisse der äußeren Geschichte, daneben Geschichte der Sprachen und Literaturen, geographische und ethnographische Exkurse, außerdem viel biographischen Stoff. Das alles dient als ein weiter Rahmen für das, was man hier etwa suchen kann, für Geschichte der Weltanschauung und Religion. Dahinter aber sucht Deußen philosophische Gedanken aufzuweisen. Hier werden wir ihm nicht überall folgen können, sofern eine bewußte philosophische Denkarbeit noch fern liegt. Die Schöpfungsgeschichte, die prophetische Religion, die Psalmen sind gewiß größte gedankliche und dichterische Schöpfungen. Will man im Alten Testament „Philosophie“ suchen, so kann man sie vielleicht im „Hiob“ finden, sicher im „Qoheleth“, der um prinzipielle Probleme ringt. Auch bei Jesus kann man nicht eigentlich von Philosophie reden; nur in geringem Maße kann man wirklich philosophische Einschlüsse bei Paulus finden, mehr schon im 4. Evangelium und im Hebräerbrief. Dieser erste Teil des Werkes ist zum großen Teil nicht rein geschichtlichen Charakters, sondern bietet eine Deutung, häufig auch eine Bekämpfung der biblischen Vorstellungen vom metaphysischen Standpunkt des Verfassers aus. Deußen hat ein tiefes persönliches Interesse an diesem Stoff, er will die ethischen und metaphysischen Wahrheiten des Christentums vor allem erhalten, und das hofft er zu erreichen, indem er die Übereinstimmung mit der Weisheit der Upanishaden und mit dem Idealismus, wie ihn Kant begründet und Schopenhauer vollendet hat, nachzuweisen sucht. Im entschiedenen Gegensatz zu D. St. Strauß will Deußen die Fragen „Sind wir noch Christen?“ mit einem entschiedenen Ja beantworten, indem er den philosophischen Kern aus der historischen, zufälligen Schale löst. Er sieht das Wesen des Christentums in einem unvergänglichen Gedanken, in der indisch-platonischen Anschauung, „daß unser Erdendasein nicht Selbstzweck ist, daß vielmehr die höchste Aufgabe des Lebens darin besteht, auf dem Wege der Selbstverleugnung, welche das Wesen aller eitlen Tugend ausmacht, uns von dem uns allen angeborenen Egoismus zu läutern und dadurch unserer ewigen Bestimmung entgegenzureifen, welche uns im übrigen unbekannt bleibt und bleiben muß, soll nicht die Reinheit des moralischen Handelns gefährdet werden“. In diesem letzten Gedanken trifft Deußen — fast wörtlich — mit Paul de Lagarde zusammen. Von dieser Anschauung aus tritt Deußen an die biblischen Urkunden heran. Der Historiker kann ihm dabei nicht immer folgen. Umwertungen der alten Formen und Gedanken sind für eine solche Betrachtung unvermeidlich. In der philosophischen Grundanschauung, namentlich in der Bewertung der Inder, Platons und Schopenhauers

stimme ich völlig mit dem verehrten Gelehrten überein. Aber ich möchte es nicht wagen, an diesen Gedanken die ganz andere Welt der alttestamentlichen Prophetie und die Lehre Jesu zu messen und zu fragen, was danach ihr philosophischer Wahrheitsgehalt ist. Dem religiösen Realismus der biblischen Urkunden gegenüber können wir vielleicht nicht ganz gerecht werden, wenn wir eine Metaphysik des Idealismus und eine idealistische Ethik als sein Wesen suchen. Es versteht sich von selbst, daß ein Denker, der von Indien beeinflusst ist, für den Erlösungsgedanken tiefes Verständnis hat. Aber auch hier darf man nicht die Grenzen zwischen dem indischen und dem christlichen Erlösungsgedanken verwischen. Wurzelt der indische Gedanke in der Erkenntnis des Übels und des Leidens, so der christliche in der Erfassung des Bösen. In der Tiefe ihrer Weltanschauung berühren sich gewiß beide, und doch ist ihre Stimmung verschieden. Die sieghafte Kraft des Überwindens fehlt dem indischen Denken; sein Ziel ist erreicht, wenn die Welt dem Bewußtsein des Menschen versunken ist. Auch im einzelnen, namentlich in der Deutung von Worten Jesu, wird eine strenge philologische und historische Erklärung zu andern Ergebnissen kommen. Hier macht sich eben der Standpunkt des Verfassers geltend. Und das ist unvermeidlich bei einer ausgeprägten und starken philosophischen Persönlichkeit. Ihr Beruf ist ein anderer als der des Historikers und Philologen. In diesen stark subjektiven Bewertungen liegen aber auch Anregungen, die Dinge von einem andern Standort aus zu sehen und sich ihres Gehaltes und Wertes in neuen Formen bewußt zu werden. Auch der zweite Teil des Bandes ist von tiefem Interesse an der christlichen Gedankenarbeit erfüllt, die den geistigen Inhalt der mittelalterlichen Kultur ausmacht. Wir können diese Darstellung des wenig gefannten Gebietes allgemeiner Beachtung nur empfehlen. Die Darstellung bietet sehr viel an allgemein-kulturgegeschichtlichem Gehalt, was sich in keiner Geschichte der Philosophie findet. Sie wird neben Baumgartens vortrefflicher Darstellung in Uebeweg-Heinzes Lehrbuch als eine wertvolle Ergänzung bestehen. In der Schilderung Meister Eckharts, Giordano Brunos und Jakob Böhmes, die mit kongenialem Verständnis erfaßt werden, liegen die wertvollsten Stellen dieses Teiles. Die Verschmelzung der christlichen Gedanken, deren Gestaltung Deußen wesentlich auf Jesus, Paulus und den vierten Evangelisten zurückführt, mit den im Griechentum vorbereiteten Anschauungen erzeugt die christliche Philosophie, die mit der Patristik hervortritt und sich in den großen Lehrsystemen der Scholastik vollendet. Darin liegt, wie Deußen treffend hervorhebt, das Fehlen des Ursprünglichen, der Mangel an Gedanken, die noch unser Leben aufbauen können. Um so größer ist das kulturgegeschichtliche Interesse an dieser tausendjährigen Lehrzeit der europäischen Menschheit. Und nach dieser Seite hin ist Deußens Behandlung des Gegenstandes höchst dankenswert.

Ein gedankenschweres Buch, das zu den wertvollsten Beiträgen zur Kenntnis Sichtes gehört, hat E. Bergmann gegeben.<sup>6)</sup> Es bedeutet mehr als eine Förderung der Kenntnis Sichtes, es ist eine Erneuerung seines Geistes, der gerade für unsere Zeit als eine in ferne Zukunft weisende geistige Macht neu entstanden ist. Das Menschheitsideal, dem das 18. ausgehende Jahrhundert huldigte, dem die besten Geister dienen wollten, ist im Laufe des 19. Jahrhunderts rasch zerfallen. Die Nationen arbeiteten in schweren Kämpfen an der Gestaltung ihres Lebens, der Realismus der Geschichte

6) Ernst Bergmann, Sichte, der Erzieher zum Deutschtum. Eine Darstellung der Sichteischen Erziehungslehre. Leipzig 1915, Selig Meiner. M. 5,—, geb. M. 6,—.

griff in das Gefühlsleben ein, die Naturwissenschaft stieß die Selbstherrlichkeit der Menschen von ihrem Thron, die Weltwirtschaft spannte die Völker in ihren Dienst. Und alle geschichtlichen Kräfte traten in einen Wettstreit, der im Weltkriege seine wilden Gewalten entfesselt hat. Auf diesen großen Kampf ist das 19. Jahrhundert angelegt gewesen, in ihm scheinen alle Kulturwerte Europas, vor allem seine geistigen und sittlichen Güter, zerstört zu werden. Ist da noch für ein Menschheitsideal Raum in der Welt? Gewiß nicht für das in den Höhen der allgemeinen Ideen schwebende Ideal, das das 18. Jahrhundert vom Menschen hatte. Wenn wir wieder ein Menschheitsideal erreichen, so muß es tief mit historischer Wirklichkeit erfüllt sein. Und diese Wirklichkeit heißt für uns Deutschtum. Diese Verschmelzung des Idealismus, in dem der Humanismus des 18. Jahrhunderts ausklang, mit dem geschichtlichen Wirklichkeitsgefühl des emporsteigenden 19. Jahrhunderts ist Sichtiges große Tat. An ihn wenden wir uns, wenn wir die Hoffnung nicht preisgeben, daß jenseits einer Zeit, wo die als „heiliger Egoismus“ gepriesene Brutalität und Heuchelei Europa zerstören, eine neue, echte Kultur wieder erstehen werde. Hier blicken wir heute wieder auf Sichte, der die menschenbildende Kraft des Deutschtums in ahnungsreichen Verheißungen, mit prophetischer Kraft verkündet hat. Die sittliche Erneuerung, die „Selbstveredelung“ der Menschheit ist sein Ziel. Von hier geht die Darstellung aus. Zunächst werden die philosophischen Grundlagen seiner Verheißung dargelegt in der Forderung einer idealistischen Umwertung der Menschheitswerte. Daran schließt sich die Entwicklung des neuen Bildungsideals nach seiner wissenschaftlichen, sittlichen und religiösen Seite, um sodann das Problem der neuen Erziehung zu behandeln, die die Menschheit zu neuen Höhen führen soll. So soll eine ideale irdische Kulturgemeinschaft als ethische geistige Macht erstehen, in der das Leben der Menschheit erst seinen vollen Wert findet, das die Vorbereitung für ein künftiges „Reich Gottes“, für die unsichtbare Gemeinschaft der geheiligten und reinen Menschheit sein soll. Die Gedankenfülle Sichtiges, die ganze Höhe seiner prophetischen Größe aus den schwierigen Hüllen seiner Darstellung befreit und jedem, der nach den Gütern der Zukunft sucht, nahegebracht zu haben, ist das große Verdienst dieses geistreichen, wahrhaft bedeutenden Buches.

In der reichen Kriegsliteratur, die an der inneren Vertiefung des deutschen Lebens arbeitet, gehört eine kleine Schrift von E. Bergmann zu den wertvollsten.<sup>7)</sup> Die drei Vorlesungen behandeln: I. Kant, Sichte, Hölderlin, II. Schiller, Goethe, Humboldt, III. Lessing und Herder. Was die großen Führer des deutschen Idealismus zur Bildung einer idealen Menschheit gedacht haben, das ist hier in schöner, klarer Darstellung zusammengefaßt. Das geistvolle Buch kann auch zur Belebung des deutschen Unterrichts in Prima wertvolle Dienste leisten, namentlich für die nur in knapper Auswahl gelesenen Dichter wie Herder und Hölderlin.

In 4. Auflage liegt das bekannte Buch Unolds vor, in dem er eine Ethik vertritt, die rein auf wissenschaftliche Erfahrung gegründet sein soll.<sup>8)</sup> Das Buch dient zweifellos einem praktischen Idealismus, der in Kultur, Staatsleben, Volksbildung und staatsbürgerlicher Erziehung zu einer Höherentwicklung der Menschheit führen soll.

7) Ernst Bergmann, Deutsche Führer zur Humanität. Drei Vorlesungen. Leipzig 1915, Selig Meiner. M. 1,—.

8) J. Unold, Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. 4. verb. Aufl. Leipzig 1915, B. G. Teubner. M. 1,25. (Aus Natur und Geisteswelt, 12. Bd.)

Mit Gedanken, wie sie etwa Fichte als Philosoph verkündete, verbindet Unold eine auf Geschichte und Naturwissenschaft gegründete entwicklungsgeschichtliche Lebensauffassung. Sie soll allein zu den letzten und höchsten Werten des Lebens führen können. Dafür beansprucht der Verf. auch das vertiefte Wirklichkeitsgefühl, das der Krieg erweckt hat. Das Buch ist durchaus einheitlich in seinen idealen Forderungen und reich an Stoff. Wer aber nicht dem Monismus huldigt, wird gerade in den grundlegenden Anschauungen nicht eine Wirklichkeit sehen, sondern bestenfalls Deutungsversuche der Wirklichkeit, über deren Wert sich trotz aller Selbstgewißheit des Monismus streiten läßt.

Für weiteste Kreise ist eines der „Kosmos“-Bücher bestimmt, das eine recht anschaulich geschriebene Einführung in die Psychologie des Gedächtnisses gibt.<sup>9)</sup> Das Schwergewicht des Buches liegt jedoch in den hygienischen und pädagogischen Ausführungen, die der Bedeutung des Gedächtnisses für das gesamte geistige Leben nach allen Seiten hin durchaus gerecht werden. Die Regeln für die Gedächtnisarbeits (S. 36—53) wie zahlreiche Hinweise auf den Zusammenhang des Gedächtnisses mit anderen psychischen Funktionen verdienen gewiß Beachtung in der praktischen Arbeit des Unterrichts.

Dem allzufrüh verstorbenen Leipziger Philosophen Raoul Richter ist eine feinsinnige Studie von H. Hasse gewidmet<sup>10)</sup>, die den Kernpunkt in der kritischen Denkarbeit Richters, den Ausgleich zwischen Philosophie und Religion, mit überzeugender Klarheit herausarbeitet. In Richters philosophischer Arbeit finden Bewegungen der neuesten Zeit einen besonders scharfen und klaren Ausdruck. Er war eine von allen Kräften des Kulturlebens in ihren Tiefen stark erregte Persönlichkeit. Das, verbunden mit einem starken Bedürfnisse nach denkender Bewältigung der Grundfragen, eine an geschichtlicher Bildung gereifte Energie des Erkennens, ließen diesen seltenen Geist berufen erscheinen, Dauerndes aus den Wandlungen der Zeit emporzuheben. So kurz seine Lebensarbeit war, so fruchtbar und wirkungsreich wird sie bleiben.

## Literaturbericht 1914/15.

### Zeitalter des Barock (1600—1750).

Von Wolfgang Stammler in Hannover.

#### I. Allgemeines.

Eine Auswahl aus den kleinen Schriften des 1906 verstorbenen Breslauer Stadtbibliothekdirektors Hermann Markgraf haben die Kollegen Max Hippe und Heinrich Wendt veranstaltet<sup>1)</sup> und sich damit den Dank der Forscher erworben, die für Schlesiens und Breslaus innere und äußere Geschichte Interesse hegen. In

9) Alfred Leopold Müller, Das Gedächtnis und seine Pflege. Mit 22 Abbildungen. Stuttgart 1915, Francksche Verlagsbuchhandlung. M. 1,—, geb. M. 1,80.

10) Heinrich Hasse, Die Philosophie Raoul Richters. Leipzig 1914, Felix Meiner. M. 1,50.

1) Kleine Schriften zur Geschichte Schlesiens und Breslaus von Hermann Markgraf. Mit vier Abbildungen. (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibliothek zu Breslau. 12. Heft.) Breslau 1915, E. Morgenstern VII, 256 S. 8.



den Rahmen unseres Berichtes<sup>2)</sup> fallen verschiedene Aufsätze: „Die Entwicklung der schlesischen Geschichtsschreibung“ (S. 1—29) nimmt im 17. Jahrhundert einen verheißungsvollen Aufstieg in Jakob Schickfuß, Nikolaus Henel und Nikolaus Pol, welche ihres Vaterlandes Erlebnisse und Schicksale zum Teil in Annalenform, mitunter mit Kritik und Pragmatik, darzustellen versuchen; kleinere Geister, wie der urteilslose Friedrich Lucae, der fleißige Ephraim Ignatius Naso, schließen sich an; Friedrich Wilhelm v. Sommersbergs noch heute unentbehrliches Quellenwerk „Scriptores rerum Silesiacarum“ endet die Reihe dieser Epoche. Ebenfalls einen Historiker, den Rektor Martin Hanke, behandelt M. im zweiten Vortrag (S. 30—52). Auch als Dichter trat Hanke hervor, in lateinischen wie deutschen Versen hat er sich versucht, ohne sich über das Mittelmaß zu erheben, wenn auch Kahlerts Urteil, seine Poesien seien „voll von Geschmacklosigkeit“ (Schlesiens Anteil an der deutschen Poesie. Breslau 1835, S. 57), verständnislos und daher ungerecht genannt werden muß. Literaturgeschichtliches Interesse erweckt noch der sechste Aufsatz „Die Bilder der Breslauer Ratsherren von 1667“ (S. 96—114); 23 Porträts von dem Maler Georg Schulz (Scholz), unter denen sich der Dichter Christian v. Hofmannswaldau und der gleichfalls schriftstellerisch tätige Hans Sigmund v. Haunold befinden, werden von M. unter Beifügung biographischer Einzelheiten, zum Teil aus urkundlichen Quellen, kundig besprochen. Die Herausgeber haben durch Anmerkungen, welche M.s Forschungen bis auf die jetzige Zeit weiterführen, einer Veraltung der wichtigen Arbeiten vorgebeugt.

Mit drei sympathischen Brüdergestalten macht uns Heinrich Cornelius bekannt, Sebastian, Michael und Peter Grand aus Schleusingen. Sie waren Dichter anspruchsloser geistlicher Lieder im Stil Paulus Gerhards und Ebers, zugleich zum Teil Komponisten ihrer Schöpfungen. Daneben betätigten sie sich als Erbauungsschriftsteller und verfaßten Predigten sowie moralische Büchlein, in denen mitunter in Wortspielen und Redewendungen ein Abraham a S. Clara verwandter Ton anflingt. Das größte Interesse nimmt für sich Michael Grand in Anspruch, welcher von Johann Rist zum poeta laureatus gekrönt und als „Staurophilus“ in den Elbschwänenorden aufgenommen ward. In dem Dankgedicht richtete er getreu den Grundsätzen dieser Vereinigung kräftige Worte gegen die Sprachmengerei in der deutschen Sprache. Ebenfalls in Sonetten und lateinischen Epigrammen versuchte er sich und offenbart besonders in letzteren einen gesunden Humor, dem auch der laustische Witz nicht fehlt. Cornelius gibt ein sorgfältig ausgeführtes Lebensbild in Gestalt einer historischen Erzählung<sup>3)</sup>. Mancher hätte vielleicht lieber eine wissenschaftliche Lebensbeschreibung dafür gesehen; aber C. verfolgt offenbar den Zweck, in weiteren Kreisen für seine Helden werben zu wollen, und so dürfen wir deshalb nicht mit ihm rechten. Um so mehr, da die Erzählung sich aufbaut auf urkundlichem Material und die Belege dafür dem wissenschaftlichen Leser vorliegen<sup>4)</sup>, so daß er in der Lage ist, alle Vorgänge genau nachzuprüfen. Als II. Abteilung zu der roman-

2) Von literarhistorischem Interesse sind noch folgende Aufsätze: 5. „Über eine schlesische Rittergesellschaft am Anfange des 15. Jahrhunderts“ (S. 81—95); 7. „General Tauentzien und sein Denkmal in Breslau“ (S. 115—151); 8. „Breslauer Erinnerungen an Lessing“ (S. 152—162); 9. „Die Anfänge des Stadttheaters in Breslau 1797 und 1798“ (S. 163—175).

3) Die Dichterbrüder. Ein Geschichts- und Lebensbild aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges von Heinrich Cornelius. Berlin W 35, Hauptverein für christliche Erbauungsschriften. VI, 349 S. 8. 4) II, 3. S. 109—158.

haften Biographie sind die Werke der drei Brüder in Auswahl von C. mit Unterstützung anderer Forscher herausgegeben<sup>5)</sup>. Damit ist neuer, früher sehr entlegener Stoff dem Literaturhistoriker, welcher die Physiognomie der evangelischen Literatur studieren will, zugänglich gemacht worden. Sebastian und Peter erscheinen mit ihren Reden, Betrachtungen und Liedern (auf Sebastians gegenkatholische Schrift „Anti-Soccolovius“ sei besonders aufmerksam gemacht), Michaels Dichtungen und Tonstücke sind sorgfältig wiedergegeben, die Kompositionen im modernen Tonsatz. Reichhaltige Anmerkungen erhöhen den Wert der verdienstvollen Ausgabe, die hoffentlich auch die Germanisten anregt, in v. Waldbergs Sinn<sup>6)</sup> den literarhistorischen Bedingungen der geistlichen und Kirchenliederdichtung nachzugehen.

Die Geschichte des Übersetzens im 18. Jahrhundert hat Walter Fränzel<sup>7)</sup> geschrieben, d. h. der Theorie des Übersetzens von Opitz an bis zur Romantik und zum alten Goethe. In diesem weiten Rahmen hat er sein Thema mit Geschick und Belesenheit, aber auch mit Kritik abgehandelt. Nach einer Einleitung voll tief und philosophisch klingender Gemeinplätze beginnt er mit Opitz und den Sprachgesellschaften; beide übersetzten zu patriotischen Zwecken, der erstere, um der deutschen Literatur Geltung in der Welt zu verschaffen, letztere, um die deutsche Sprache zu reinigen und zu Ehren zu bringen. Doch galt das Übersetzen noch als ein Notbehelf, nicht als selbständige Tätigkeit. Erst die Kämpfe der Leipziger und Züricher hatten u. a. das Ergebnis, daß das Vorurteil gegen das Übersetzen schwand, und in den Zeitschriften beider Parteien spielt die Theorie des Verdeutschens eine große Rolle. Mauvillons „Lettres Germaniques“ möchte ich nicht einen so großen Einfluß einräumen, wie S. es tut; von ihrem Erscheinen eine neue Periode in der Übersetzungstheorie und damit auch der deutschen Literatur zu datieren, heißt das Pamphlet überschätzen und die organischen Entwicklungslinien der Literatur im 18. Jahrhundert zwangsweise verrücken wollen. Sehr gegnügt ist dagegen die Schilderung der Übergangsperiode von der rationalistischen zur genialistischen Theorie und die Darstellung des Sturms und Drangs, wo natürlich Herder im Mittelpunkt steht. Weiter führt die Entwicklung über Hottinger (auch hier scheint mir der Verfasser zu übertreiben) zur Romantik, um in Wilhelm v. Humboldt und dem alternden Goethe zu gipfeln. Den Schlußbetrachtungen, welche eine Art von Gelesen in Stetigkeit oder Wechsel der verschiedenen Theorien konstatieren wollen, stehe ich sehr skeptisch gegenüber; dazu ist das Material durchaus nicht geeignet. Doch regt das gutgeschriebene Buch durch die Neuheit seiner Betrachtungsweise dazu an, die deutsche Literatur auch einmal aus dem Gesichtswinkel der — sit venia verbo — undeutschen deutschen Schriften und Dichtungen anzusehen.

5) Gesammelte und ausgewählte Werke der Schleusinger Dichterbrüder. Unter Mitwirkung von P. Kirsten, H. Luedtke, S. Niemeyer und H. Hansen in neuer Schreib- und Sprechweise herausgegeben, sowie mit Anmerkungen und Einleitungen versehen von Heinrich Cornelius. 1. Teil: M. Sebastian Frands ausgewählte Reden, Betrachtungen und Lieder. Mit vier Abbildungen. 106 S. 8. M. 1,25. — 2. Teil: Michaels Frands ausgewählte Dichtungen und Tonstücke. Mit einem Bildnis des Dichterkomponisten nach einem Kupferstück von Brühl. 124, 26 S. 8. M. 1,50. — 3. Teil: Peter Frands ausgewählte Reden, Betrachtungen und Lieder. Mit einer Fassimile-Handschriftprobe Peter Frands. 180 S. 8. M. 1,25.

6) Vgl. FjddU. 28, S. 62, Anm. 18.

7) Geschichte des Übersetzens im 18. Jahrhundert. Von Walter Fränzel. (Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte, herausg. von Karl Lamprecht. 25. Heft.) Leipzig 1914, R. Voigtländer. VIII, 233 S. 8. M. 7,50.

Ebenfalls die Wirkung des Auslandes auf die deutsche Literatur, nur in einem Spezialfall, schildert die fleißige Studie von Kurt Kersten<sup>8)</sup>, nämlich die Wirkung von Voltaires „Henriade“ auf die literarische Welt Deutschlands. Gottsched, mit ihm natürlich der Leipziger Kreis, wandte sich in heftigen Worten gegen das Epos und verurteilte es aus ästhetischer und protestantischer Gesinnung. Als er aber eine Autorität nötig hatte, um sie gegen Klopstock auszuspielen zu können, als er ein Seitenstück zum „Hermann“ seines Schüglings v. Schönaich brauchte, verstummten alle seine Angriffe gegen Voltaire, ja er lobte nun die Schönheiten der „Henriade“. Kein Wunder, daß Schönaichs Gedicht sehr von dem französischen Epos beeinflusst ist, hatte doch Gottsched den Schüler auf dies Vorbild verwiesen! Gottscheds unentschlossene und schwankende Haltung, welche die erste beste Waffe im Kampf gegen die verhassten Widersacher im Süden ergriff und dazu auch Voltaire benutzte, blieb auf der Gegenseite nicht unbemerkt, und höhnisch wiesen die Züricher auf das wechselnde Urteils Gottscheds hin. Nach Gottscheds Ara ward dann stets mit Entschiedenheit die „Henriade“ in Deutschland verdammt, am schärfsten und unermüdlichsten von Klopstock. Die neue Generation, welche nun aufkommt, mit Hamann und Herder als Schrittmachern, ist mit Voltaire fertig.

## II. Lyrik.

In Liekmanns „Kleinen Texten“ hat Paul Merker<sup>9)</sup> eine Auswahl aus der deutschen Lyrik des 17. Jahrhunderts veröffentlicht, textlich genau nach den Originaldrucken. Die Auswahl ist nach dem Gesichtspunkt angelegt, daß die zahlreichen bald auf- und abtauchenden, bald wieder verschwindenden, bald wieder emporkommenden verschiedenartigen Stilmomente der Barocklyrik dem Leser zum Bewußtsein kommen, und diese Absicht ist im allgemeinen dem Herausgeber gelungen. Meine Ansicht über Anthologien überhaupt habe ich hier bereits ausgesprochen<sup>10)</sup>.

Enttäuscht hat mich die Schrift von Hermann Fischer<sup>11)</sup> über das deutsche Kirchenlied. Sie gibt einen sehr kurzen Überblick über die Geschichte, nur auf den Forschungen anderer beruhend, welche fleißig zitiert werden, ohne eigene neue Gesichtspunkte der Periodisierung oder Gruppierung; im Anschluß daran weitläufige Erörterungen über den Niedergang und die Zukunft des evangelischen Kirchenliedes.

Das deutsche weltliche Lied machte in der Übergangszeit von der Renaissance zum Barock eine bedeutame Umwandlung durch: Aus dem Volkslied entstand das Gesellschaftslied. Nicht zum wenigsten hat hierzu der Einfluß der italienischen Musik beigetragen. In einer überaus ertragreichen Arbeit hat Rudolf Delten<sup>12)</sup> diesen

8) Voltaires Henriade in der deutschen Kritik vor Lessing. Von Kurt Kersten. Berlin 1914, Mayer & Müller. VIII, 79 S. 8. M. 1,60.

9) Deutsche Lyrik des 17. Jahrhunderts in Auswahl herausgegeben von Paul Merker. (Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen, herausg. von Hans Liekmann. 124.) Bonn 1913, Marcus & Weber. 53 S. 8. M. 1,40. 10) ZfdDL. 28, S. 60.

11) Das deutsche evangelische Kirchenlied, in seinem Aufgang, seiner Blüte, seinem Niedergang und seiner Zukunft. Von Dr. Hermann Fischer. Berlin, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. 71 S. 8. M. 0,80.

12) Das ältere deutsche Gesellschaftslied unter dem Einfluß der italienischen Musik. Von Dr. Rudolf Delten. (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. Neue Folge, herausg. von Max Sch. von Waldberg. Heft V.) Heidelberg 1914, Carl Winter. VIII, 163. S. 8. M. 6,—.

Prozeß eingehend untersucht. Die Ergebnisse sind folgende: Ungefähr seit der Mitte des 16. Jahrhunderts beginnen italienische Musikformen in Deutschland einzubringen und die alten niederländischen zu verdrängen. Neben dem Madrigal kommt dafür in erster Linie das Villanelle in Betracht. Jakob Regnart war der erste, welcher in einer Reihe von Liedersammlungen diese italienische Musikform in Deutschland einbürgerte, durch Schaffung neuer deutscher Texte nach dem Metrum italienischer Villanelletexte. Allmählich nimmt der italienische Einfluß in den Texten ab, romanische Sentimentalität muß echtem deutschem Empfinden den Platz räumen. Selbst wörtliche Anklänge an ältere deutsche Volkslieder lassen sich nachweisen. Also in Form und Inhalt streifte man bald den letzten Rest italienischer Einwirkung ab, nur die italienische Musik blieb. Infolge des immer reger werdenden künstlerischen Verkehrs zwischen Italien und Deutschland erreicht der Einfluß der italienischen Musik um die Wende des 16. Jahrhunderts seinen Höhepunkt. Komponisten und Dichter wie H. L. Haßler, Pinello, Zacharia, v. Schallenberg, Valentin Haußmann, P. v. Aelst, Theobald Höd sind die Hauptvertreter dieser Richtung. Die Canzonette hat inzwischen die Villanelle abgelöst und übertrifft jene an Beliebtheit. Damit gelangen wir zu literarhistorisch neuen Resultaten, einmal in formaler, dann in metrischer Beziehung: Formale ist zu konstatieren, daß der ganze vormalige Schwulst und Pomp, welcher über Frankreich in das deutsche Schrifttum eindringt, schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts auf direktem Wege aus Italien eingeführt gewesen war. Und in metrischer Hinsicht ist zu beobachten, daß bereits vor Opitz metrische Umbildungsbestrebungen im Gange waren, infolge der italienischen Musik. Da indessen dies italianisierte Lied unorganisch in die deutsche Literatur eingefügt worden war, mußte es ohne selbständige Lebenskraft bleiben und konnte nicht in den dauernden Besitz des Volkes übergehen. Deshalb ist es auch nicht zu verwundern, daß es bereits um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein kümmerliches Leben führt, um bald abzusterben und einem neuen künstlichen Gebilde seine Stelle frei zu machen, der Schäferdichtung. Diese interessante Entwicklung herausgearbeitet und mit reichem musikalischen und poetischen Material belegt zu haben, ist Veltens und seines Lehrers v. Waldbergs Verdienst. Eine dunkle Ecke in der deutschen Literatur hat so ungeahntes Licht erhalten.

Neben diesen allgemeinen Untersuchungen liegen eine ganze Anzahl Arbeiten und Ausgaben vor, welche einzelne Schriftsteller zum Gegenstand gewählt haben.

Wilhelm Bölsche<sup>13)</sup> treffliche Edition des „Cherubinischen Wandersmannes“ von Scheffler (Angelus Silesius) hat eine neue Auflage erfahren. Die Einleitung „Über den Wert der Mystik für unsere Zeit“ bringt B.s bekannte Gedanken in breit ausmalenden Ausführungen; wer auch dieser abstrusen und verworrenen Gefühlphilosophie keinen Geschmack abgewinnen kann, wird doch an dem schönen Stil des Friedrichshagener Einsiedlers sich ergötzen. Aber wir wollen hoffen, daß nach dem Krieg solche unklaren Weltbilder verschwinden; unser Vaterland, unsere Jugend brauchen klare Begriffe, klare Gedanken, kein Wühlen in dunklen Bildern und verschwommenen Vorstellungen von angeblich kosmischer Tiefe. Der Text ist nach der

13) Des Angelus Silesius Cherubinischer Wandersmann. Nach der Ausgabe letzter Hand von 1675 vollständig herausgegeben und mit einer Studie „Über den Wert der Mystik für unsere Zeit“ eingeleitet von Wilhelm Bölsche. Drittes und viertes Tausend. Jena 1914, Eugen Diederichs. LXXXVII, 248 S. 8. M. 5,—, geb. M. 6,50.

Ausgabe letzter Hand von 1675 gegeben, in modernisierter Orthographie und Interpunktion. Infolge der schönen Ausstattung wird die Ausgabe neben der wissenschaftlichen Ellingers ihren Wert für Liebhaber behalten.

Das abschließende Werk über den evangelischen Liederdichter Paulus Gerhardt hat uns Hermann Petrich geschenkt<sup>14)</sup>. Das umfangreiche Buch ist eine Neubearbeitung seiner vor neun Jahren erschienenen Biographie auf vollkommen neuem Fundament. In erster Linie ist auf Grund zahlreichen neuen handschriftlichen und urkundlichen Materials eine Menge Richtigstellungen möglich gewesen, wie auch der Lebenslauf noch weiter von den legendenhaften Umränkungen befreit worden ist, mit denen das evangelische Volk seinen Lieblingsfänger bedacht hatte. Gerhards Geburtstag wird nun endlich gegen allen Zweifel als der 12. März 1607 festgestellt. Durch die Benutzung der Kirchenrechnungen von St. Nicolai zu Berlin ist der genaue Termin seiner Entlassung festgelegt. Unter den biographischen Kapiteln sei besonders hingewiesen auf dies Berliner Kapitel; es erhellt daraus, daß Gerhardt nicht so unschuldig war, wie es in der populären evangelischen Kirchengeschichte gern dargestellt wird; Halsstarrigkeit ist auch ihm zum Vorwurf zu machen, und von dem Fehler der Intoleranz ist er nicht freizusprechen. Er war eben auch darin ein Kind seiner Zeit. Vor allem ist die Neubearbeitung vermehrt worden durch einen weitumfassenden zweiten Teil, „Die Dichtung“ betitelt. Die Geschichte von Gerhards geistigem Schaffen erhält neues aufklärendes Licht. Mit beneidenswerter Belesenheit verfolgt P. Quellen und Anlässe der Poesien Gerhards und zieht vor allem die christlich-humanistische Dichtung seiner Schulzeit heran. Einige neue Gelegenheitscarmina werden mitgeteilt. Das älteste Lied stammt nachweislich aus dem Jahre 1641. Vortrefflich ist es P. geglückt, seinen Helden in die Zeit- und Geistesgeschichte jener Periode einzureihen. Hier lag das Problem vor, den Dichter zarter und sinniger religiöser Lieder zu verbinden mit dem Schreiber heftiger polemischer Aufsätze dogmatischen Inhalts. Mit fein eindringender Seelenbeobachtung löst P. dies verwickelte psychologische Verhältnis. Die mit durchgebildeter philologischer Methode ausgeführte Analyse von Gerhards dichterischen Leistungen verdient vorbildlich genannt zu werden für ähnliche Untersuchungen über Schriftsteller des 17. Jahrhunderts. Zahlreiche Anmerkungen setzen den wissenschaftlichen Leser jederzeit in den Stand, die Aufstellungen Petrichs nachzuprüfen, und es ist ein eigener Reiz, an der Hand der Belege gleichsam mit dem Verfasser mitarbeiten zu können; in den meisten Fällen wird man seinen Folgerungen zustimmen können. Dabei macht die von hoher Wärme getragene Darstellung die Lektüre zu einem Genuß auch für den Laien, und es wäre sehr zu wünschen, daß das Buch in weiten Kreisen verbreitet würde, damit die traditionellen Sagen über Gerhards Schicksale und sein angebliches Märtyrertum endlich verschwinden.

Dem bedeutendsten katholischen Lyriker des 17. Jahrhunderts, Friedrich von Spe, hat Wilhelm Kosch<sup>15)</sup> eine eindringliche Studie gewidmet, welche in vorsichtiger Abwägung dem oft überschätzten Jesuiten gerecht wird. Besonders fein charakteri-

14) Paul Gerhardt. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Auf Grund neuer Forschungen und Kunde von Hermann Petrich. Gütersloh 1914, C. Bertelsmann. XIV, 360 S. gr. 8. M. 6,—, geb. M. 7,—.

15) Friedrich Spe. Von Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Kosch. (Führer des Volkes. 8. Heft.) M.-Glöckner 1914, Volksvereins-Verlag. 46 S. 8. M. 0,60.

tiert K. die Dichtung Spes, weist auf die sprachlichen und inhaltlichen Quellen hin und ordnet den Dichter in die Entwicklung der Barock-Lyrik ein. Übersehen hat K. den Einfluß, welchen das evangelische Kirchenlied ohne Zweifel auf die Lieder Spes in Rhythmus und Strophenbau ausgeübt hat; an anderer Stelle werde ich dies genauer erörtern können. Auch Spe als beharrlicher Bekämpfer des Hergenglaubens und sein bahnbrechendes anonymes Werk „Cautio criminalis seu de processibus contra sagas liber. Auctore incerto theologo Romano“ (1631) erfährt eine ausführliche Würdigung.

Mit einer Persönlichkeit des Pietismus beschäftigt sich die tüchtige Erstlingsarbeit von Rudolf Zweg, mit Gerhard Terstegen<sup>16</sup>). Unter umfassender Bewertung des gesamten gedruckten sowie auch handschriftlichen Materials behandelt er Terstegens Leben auf dem Hintergrunde der religiösen Bewegungen in Mühlheim um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts und gibt in knappen Strichen ein klares Bild von der Theologie des Dichters, welche er als „pietistische Mystik“ charakterisiert. Terstegens dichterisches Schaffen war kein spontanes, keine „von Eingebungen, Visionen und Verzüdungszuständen geleitete Tätigkeit“, vielmehr „eine je nach Art seiner Gesundheit mehr oder minder regelmäßige Arbeit, an die er mit Liebe und Bedachtsamkeit heranging. Wohl hat er mystisch-schwärmerische Seelenstimmungen gefannt und in Zeiten der Anfechtung damit gekämpft — dichterische Gestalt gewannen all diese Erlebnisse aber immer erst, wenn sich die ruhige heitere Klarheit schon längst wieder über seine Seele gebreitet hatte, die dann eben seine Dichtungen durchdringt und aus jeder Zeile leuchtet. Und zwar ist diese dichterische Gestalt oft genug das Ergebnis einer langen, ernstesten Bemühung und viel harter Arbeit, die ihm allerdings durch die starke und stets lebendige Gottesliebe zu einer Freude wurde.“ Sorgfältig untersucht Z. Terstegens Spruch- und Liederdichtung auf ihre Quellen und kommt zu schönen Resultaten. So weist er nach, daß Terstegen von Scheffler (Angelus Silesius) viel unabhängiger ist, als bisher, besonders seit Ellinger, angenommen ward, daß Terstegen dagegen weit mehr in Grundstimmung, religiöser Anschauung und mystischer Terminologie von dem bisher wenig beachteten Gottfried Arnold, eigentlich nur bekannt als Verfasser der berühmten „Unparteiischen Kirchen- und Ketzehistorie“, beeinflusst worden ist. Mit Paulus Gerhardt und Neander verbinden den niederrheinischen Sänger weniger äußerliche Anklänge als die gleiche auf das Lob Gottes gerichtete Grundstimmung der Seele, welcher gleiche Gedanken und für diese Gedanken gleiche oder ähnliche sprachliche Formen entspringen. Ausgezeichnet und für die Sprache jener geistlichen Dichterkreise wichtig sind die Abschnitte über Terstegens Lautstand, Formenlehre, Syntax und Wortschatz; besonders die Listen über die Synonyma für Gott und Jesus, über die Fremdwörter und über die Terstegen eigentümlichen Wörter und Wortverbindungen, welche er in bestimmter, mystisch-theologischer Auslegung anwendet, sind ungemein lehrreich und gewähren manchen Einblick in die sprachschöpferische Kraft des Pietismus. Nicht spielerisch, wie oft Scheffler und Zinzendorf, wendet Terstegen die Vergleiche aus dem hohen Liede an; seine ganze Lyrik trägt einen weitaus gesünderen und natürlicheren Charakter, ohne dabei der Innigkeit und Eindringlichkeit zu entbehren. Etwas dürftig und knapp ist das Kapitel über Terstegens Prosa ausgefallen.

16) Die dichterische Persönlichkeit Gerhard Terstegens. Von Rudolf Zweg. Dissertation. Jena 1915. XII, 105 S. 8.

Endlich liegt eine Ausgabe von Christian Weises Lyrik vor, „Der grünenden Jugend überflüssige Gedanken“ von 1678<sup>17)</sup>. Weise ist fast nur als Dramatiker bekannt und behandelt worden. v. Waldberg stellt in der Einleitung fest, daß Weise als Lyriker noch kaum gewürdigt worden ist, sehr mit Unrecht, denn seine Gedichte bedeuten den Bruch mit der bisherigen Tradition; dadurch, daß er das „Natürliche“ in der Poesie scharf betonte und jegliche Illusion verwarf, war er einer der ersten Poeten mit ausgeprägt bürgerlichem Charakter. Das grobianische Geschimpfe macht er auch in der bürgerlichen Lyrik literaturfähig. Stammen die Gedichte auch aus seiner Leipziger Studentenzeit, so sind sie doch aus der Atmosphäre der freien Berufe, der Studenten, Soldaten usw., in die bürgerliche, fast möchte man sagen, in die spießbürgerliche übertragen. Infolge ihres gefälligen Rhythmus wurden sie viel gesungen, als „Volkslieder“ zersungen und geändert; und dies bewog ihren Autor, die Kinder seiner Muse zu sammeln und gereinigt dem Publikum von neuem vorzustellen. Als Anhang gab er der Sammlung die „Triumphierende Keuschheit“ bei, das erste seiner Dramen; led versetzte er den Stoff des keuschen Josef in modernes Milieu und bewährte sich damit auch auf dramatischem Gebiete als Neuerer.

Auf einen nicht unwichtigen, bisher von der Forschung ganz vernachlässigten Zweig der neulateinischen Literatur, die akademische Gelegenheitsdichtung, macht Wolfram Suchier in seiner Schrift über den Juristen Johann Daniel Reyser<sup>18)</sup> aufmerksam und verspricht weitere Arbeiten. Es handelt sich um die Gratulationsgedichte, mit denen, wie bei Hochzeiten und Sterbefällen, auch bei der Promotion die Freunde und Tischgenossen des Doktoranden zur Beglückwünschung sich einfanden. „Solche Gedichte, die carmina gratulatoria, acclamatio oder periocha votiva, ἐπιφωνήματα, mnemosymon, eulogia, elogium oder ähnlich genannt wurden, druckte man meist hinter der Dissertation ab, mitunter vereinigte man sie in einem besonderen Heft oder Bogen, noch seltener überreichte man sie als Einblattdruck dem Kandidaten an seinem Ehrentage.“ Unter der Legion dieser lateinischen und deutschen „Dissertations-Dichter“ befinden sich Namen wie A. G. Baumgarten, Balthasar Schupp, Pütter, Thomajus, Achenwall, Hunold (Menantes), Kästner<sup>19)</sup>, Wieland<sup>20)</sup>; schon diese kleine Liste rechtfertigt S.s Vorhaben, bibliographisch das Material zu verzeichnen, und es wäre mit Freude zu begrüßen, wenn sich das Unternehmen verwirklichen ließe. In vorliegender Schrift behandelt S. den Marburger Samthofgerichtsrat J. D. Reyser, der als Jurist allerdings wenig hervorgetreten ist, als Verfasser lateinischer Gratulationscarmina. Im Neudruck werden seine Opuscula wiedergegeben und offenbaren eine nicht gewöhnliche Fähigkeit, in der lateinischen Sprache sich poetisch auszudrücken, auch dichterischen Schwung und eigene Erfindungsgabe. Die leider immer noch wenig betriebene Forschung über die neulateinische Literatur

17) Christian Weise, Der grünenden Jugend überflüssige Gedanken. Abdruck der Ausgabe von 1678. Eingeleitet von Max Freiherr von Waldberg. (Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Nr. 242—245.) Halle a. d. S. 1914, Niemeyer. XVIII, 247 S. 8. M. 2,46.

18) Hofgerichtsrat Dr. iur. Johann Daniel Reyser (1640—1712) als lateinischer Dichter, Ein Beitrag zur Kenntnis der akademischen Gelegenheitsdichtung in Deutschland. Von Dr. Wolfram Suchier in Marburg. Borna-Leipzig 1915, Robert Noske. 67 S. 8. M. 1,60.

19) W. Suchier im „Euphorion“ XVIII, S. 628—633.

20) Derf. „Euphorion“ XXI, S. 136—139.

in Deutschland, welche doch auch zur Literaturgeschichte des deutschen Volkes gehört, ist damit um eine verdienstliche Darstellung bereichert.

Gottscheds Lehrer in Königsberg war der Professor der Dichtkunst Johann Valentin Pietzsch, ein kleines Talent, das von den Zeitgenossen bedeutend überschätzt wurde und fast nur in Anlehnung an Vorbilder dichten konnte, wie Johannes Hülle<sup>21)</sup> in sorgfältiger Untersuchung nachweist. Zwischen den Dichtern der sog. ersten und zweiten Schlesiſchen Schule nahm er eine vermittelnde Stellung ein, Simon Dachs Einfluß konnte er sich so wenig wie die anderen preußischen Dichter entziehen; vor allen aber bildete er seinen Geschmack an Neufirch und Brodes. Leider geht H. nicht näher auf seine beiden Dissertationen über Poetik ein, welche nach Seufferts Feststellungen Gottsched in seiner Kritischen Dichtkunst sich zunutze gemacht hatte.

## Mitteilungen.

Wirklich erfreulich ist die Lektüre der Mären und Schnurren, die Berg in seinem Schlupps der Handwerksbursch<sup>1)</sup> erzählt. Das ist so recht der Stil des 16. Jahrhunderts. Dieser herumfahrende Handwerksbursch ist ein gar lustiger, verschmitzter Gesell, eine Art Eulenspiegel, der jeder Lage des Lebens gewachsen ist. Seine Streiche sind ganz ergötzlich, seine Schalkhaftigkeit hat in ihrer Wirkung manchmal sogar etwas Erzieherisches und sein derber, volkstümlicher urdeutscher Humor hat letzten Endes seine Quelle in einem gutmütigen Herzen. Die schönen, holzschnittähnlichen Zeichnungen von Prof. Bossert ergänzen das Büchlein in wertvoller Weise. Es verdient die weiteste Verbreitung in unserm Volke und in unsrer Jugend. Schickt den Schlupp recht viel an unsre Kämpfer draußen; denn sein frei-froh'es Menschentum schafft, wie mir ein Freund aus dem Schützengraben schreibt, Freude und Mut am Leben!

Hugo von Hofmannsthal hat am Tage der Räumung von Belgrad überzeugende und lichtvolle Worte über den Prinzen Eugen<sup>2)</sup> geschrieben, in denen er zeigt, wie dieser größte Feldherr Österreichs zugleich ein schöpferisches, staatsmännisches Genie gewesen ist. Noch viel greifbarer und anschaulicher hat der Dichter diese gerade heute so lebendige Gestalt unsrer heranreifenden Jugend in einzelnen Bildern beschrieben. Jedes von ihnen ist ein kleines Kunstwerk für sich und zeigt die Größe dieses Mannes in immer anderm Licht. Die Österreichs Gegenwart und Zukunft auf den Gedanken und Taten dieses wahrhaft schöpferischen Geistes beruht, das wird in Hofmannsthals Darstellung greifbar deutlich. Mitteleuropa ist ohne ihn undenkbar, und ihn unsrer Jugend in seiner ganzen Größe nahe zu bringen dazu ist dieses schöne Buch wie geschaffen. Es hat den Zuschnitt der Scholzſchen Bilderbücher ist aber viel umfangreicher und steht künstlerisch weit über diesen, nicht nur im Text, sondern auch in den 12 großen in Farbe, Komposition und Charakteristik gleich bedeutenden Originallithographien von Franz Wazil. Dieses Buch wird Freude und Begeisterung in den Herzen unsrer Jugend wecken!

Georg Dost.

21) Johann Valentin Pietzsch. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur deutsch Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts von Dr. Johannes Hülle. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, herausg. von Franz Munder. 50.) Weimar 1915, Alexander Dunder. 4 Bl., 132 S. M. 6,60. [Ein ganz exorbitanter Preis!]

1) C. Berg, Schlupps, der Handwerksbursch. 122 S. 6 Vollbilder. Frankfurt a. M. Englert und Schloffer. Brosch. M. 1,—.

2) Prinz Eugen, Der edle Ritter. Sein Leben in Bildern erzählt von Hugo von Hofmannsthal. Mit 12 Originallithographien und Buchschmuck von Franz Wazil. Wien. E. W. Seidel und Sohn. M. 5,— = K. 6,—.

---

Sür die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hoffstaetter, Dresden 21, Elbſtr. 1.  
Alle Manuskriptſendungen ſind an ſeine Anſchrift zu richten.



# Die Literatur des Deutschen Ordens im Mittelalter.

Von Karl Helm in Gießen.

## I.

Wie nahe ist uns doch allen, auch den weit im Westen und Südwesten des Vaterlandes Lebenden, in nun bald zwei schweren Jahren der einst so ferne Osten gekommen! Altgebräuchliche Reisegewohnheiten hatten unsere geographischen Vorstellungen derart beeinflusst, daß in ihnen Berlin fast als östlicher Endpunkt statt ungefähr als Mitte der west-östlichen Ausdehnung des Reiches erschien. Was über die Reichshauptstadt hinaus lag, für das empfand mancher am grünen Rhein Aufgewachsene wenig Interesse, vielleicht sogar eine innere Abwehr. So fremd waren vielen jene Gegenden geblieben. Der Krieg, der große Einiger widerstreitender Gedanken und Gewalten in unserem Volke, hat auch hier Wandel geschaffen. Als handle es sich um das Schicksal unserer nächsten Nachbarn, so empfand man auch im Westen die Not und Gefahr, die über die Ostmark hereinbrach, und freute sich ihrer glänzenden Beseitigung. Für die Mehrzahl war es nur das ganz natürliche Gefühl, daß auch dort deutsche Volksgenossen in Lebensglück und -arbeit von einem unmenschlichen Feinde bedroht waren; — bei den historisch Gebildeten trat aber zu dieser Empfindung das Bewußtsein, daß jene Landesteile, wie ganz Ostelbien, für das Schicksal unseres ganzen Volkstums in der Vergangenheit keine gewöhnliche Bedeutung hatten.

Wem Gustav Freytags Werke in der Jugend ein Erlebnis geworden sind, — und das ist bei vielen der jetzt auf der Höhe des Lebens stehenden Generation der Fall —, der hat dort auch Schritt für Schritt den Zug unserer Väter nach dem Osten und ihr Ringen mit dem slawischen Nachbar miterlebt. Ingrabans Ritt zum Sorbenhäuptling, Ivos Zug nach Thorn mit den Ordensrittern, Martus König und die Kämpfe zwischen dem Orden und Polen, Herrn Schröders Reise ins aufständische Polen und Sint als Pionier im deutsch-polnischen Grenzgebiet. Schon dieses Inhalts wegen sollten Freytags Bücher der Jugend immer wieder in die Hand gelegt werden: hier wird zum anschaulichsten Verstehen, daß die Kolonisation der ostelbischen Lande im weitesten Umfang für die Weltstellung des deutschen Volkes von ausschlaggebender Bedeutung geworden ist und es bleiben muß. Dasselbe hat in diesen Monaten aufs eindringlichste manche historische Schrift aus berufenster Feder dargelegt, von denen ich hier nur den Vortrag Dietrich Schäfers<sup>1)</sup> nennen will. Wer hören will, muß es hier ver-

1) Dietrich Schäfer, Das deutsche Volk und der Osten. (Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. Bd. VII, Heft 3. M. 1.—.) Leipzig 1915, B. G. Teubner.

nehmen: für beide Großmächte, Preußen sowohl wie Österreich, hat nur die Kolonisation des Ostens die notwendige territoriale Grundlage geschaffen. Die Babenberger, Askanier und für den Nordosten der deutsche Ritterorden stehen am Anfang der deutschen Geschichte in diesen Ländern. Wie besonders der preußische Staat auf kolonialem Boden aufwuchs, wie er nur durch die Erwerbung der weit abgelegenen west- und ostpreußischen Gebiete selbständiges Leben gewinnen konnte und nur durch deren Besitz den Sturm der Jahre 1806 und 7 überdauerte, wie endlich von hier die Erhebung kam, sind bekannte Dinge; sie liegen, wie die ganze rein politisch-historische Bedeutung unserer Nordostmark, außerhalb des hier behandelten Gegenstandes.

Auch eine Darstellung der gesamten kulturellen Bedeutung dieser Länder mit Einfluß der heute nicht zum Reich gehörenden baltischen Gebiete, ihrer Betätigung in Kunst, Literatur und Wissenschaft, geht über das hier gesteckte Ziel hinaus. Nur ganz kurz streife ich die letzten Jahrhunderte, indem ich von Lebenden ganz schweige: die Bedeutung preußischen und baltischen Deutschtums für die Wissenschaft unserer Zeit ist bekannt genug. Schreiten wir rückwärts, so begegnet uns, wenn wir nur Namen ersten Ranges nennen, im 19. Jahrhundert der Westpreuße Schopenhauer, im 18. die Ostpreußen Herder und Hamann und vor allen der große Königsberger Einsiedler, Kant, der Systematiker der deutschen Vernunft und des deutschen Gewissens. Weniger leuchten die Namen des 17., 16. und 15. Jahrhunderts. Aber auch hier begegnet der Name einer bahnbrechenden wissenschaftlichen Größe: Nikolaus Kopernikus, der zu Thorn das Licht der Welt erblickte. Unter den Dichtern dieser Zeiten ist zwar keiner von weittragender Bedeutung, aber wir finden doch einen Mann wie Simon Dach, einer der wenigen Dichter älterer Zeit, dessen Name im Volke weiter lebt, und um ihn gruppieren sich einige freilich fast ganz verschollene, die man als den Königsberger Dichterkreis zu bezeichnen pflegt. Sonstige künstlerische Betätigung scheint dem Volksstamm ferner zu liegen, doch besitzen wir aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts ein Porträt des Dichters Opitz von einem unbekanntem, aber wohl Danziger Meister, das zu den sprechendsten Erzeugnissen deutscher Bildnismalerei gehört.<sup>1)</sup>

Es hat wenig zu bedeuten, daß die Herkunft der Familien, aus welchen die genannten Männer stammen, in andere Gegenden verfolgt werden kann. Das ist eine Erscheinung, die sich überall wiederholt und nur hier in dem spät kolonisierten Lande besonders deutlich erkennbar ist. Hier ist die Wiege der Männer selbst gestanden, in ostmärtischer Luft sind sie herangewachsen, die ganze geistige Umgebung kann nicht ohne Einfluß auf die Art ihrer Entwicklung und ihres Denkens geblieben sein.

Was das 13. und 14. Jahrhundert hier im Norden an kulturellen Taten gesehen hat, was an dichterischen und wissenschaftlichen Erzeugnissen in dieser

1) Es hängt im Lesesaal der Danziger Stadtbibliothek.

Zeit zu verzeichnen ist, liegt für die Mehrzahl auch der Gebildeten in tiefem Dunkel vergraben, wie ja leider überhaupt das deutsche Mittelalter trotz aller Germanistik unserem Volke noch ein siebenfach versiegeltes Buch ist. Und doch sind es zwei Jahrhunderte intensivsten Fortschritts. Träger aber der ganzen Entwicklung ist wiederum, wie auf politischem Gebiet, der deutsche Orden in Preußen und die mit ihm seit 1237 verschmolzenen Schwertbrüder in Livland.

Es ist bekannt, daß beide Orden keine milden Herren waren. Während im sonstigen ostdeutschen Kolonisationsgebiet — wie bei Schäfer sehr anschaulich zu lesen ist — die Deutschen als friedliche Ansiedler einzogen, gerufen von den politischen Herren als willkommene Kulturbringer und Lehrer der alten Bevölkerung, ist es im äußersten Nordosten anders gewesen, denn alle Voraussetzungen waren hier anders. Keine christliche Bevölkerung fand sich vor, keine feste staatliche Ordnung, in die sich die Ankömmlinge einfügen konnten, vielmehr ein wildes heidnisches Volk — die letzten Heiden Europas —, gegen das die Kreuzzugs-idee mobil gemacht wurde. Durch sie geleitet, zogen die streitbaren Ordensherren aus dem Orient hierher an die Gestade des deutschen Meeres; und wie sie Land und Volk bezwangen und mit harter Hand ganze Arbeit verrichteten, ist in ihren eigenen Chroniken zur Genüge zu lesen. Gegen die Heiden war ja Gewalt, gewaltsame Befeuerung, wenn nötig gewaltsame Vernichtung auch nach christlicher Auffassung ganz erlaubt, und es wäre unhistorisch, dagegen sentimentale Erwägungen und moralische Vorbehalte geltend zu machen. Wir erleben auch in diesem Falle nur das Gott sei Dank immer wiederkehrende und letzten Endes tröstliche Schauspiel der Beseitigung des Geringeren durch das Bessere, der Unkultur durch die Kultur. Wenn auch Ströme fremden und deutschen Blutes in diesen Ländern geflossen sind, so sind doch die deutschen Herren nicht nur als die Eroberer und Zwingherren, sondern auch als die Kulturbringer hier eingezogen.

Die kulturelle Bedeutung des deutschen Ordens in ihrem ganzen Umfang in einem kurzen Aufsatz darzustellen<sup>1)</sup>, ist unmöglich. Zu vielerlei Gebiete müßten besprochen werden. Es wäre gewiß verlockend, den Leistungen des Ordens in Wirtschaft, Finanz- und Landesverwaltung<sup>2)</sup> nachzugehen, die in

1) Für die allgemeine Geschichte des Deutschen Ordens in Deutschland verweise ich auf Joh. Voigt, Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergang der Herrschaft des deutschen Ordens I—X, Königsberg 1827—1839; Joh. Voigt, Geschichte des Deutschen Ritterordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland I. II., Berlin 1857—1859; K. Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreußen I<sup>3</sup>, Gotha 1908; Heinr. v. Treitschke, Das deutsche Ordensland Preußen, Leipzig 1862, jetzt histor. und polit. Aufsätze II<sup>7</sup>, Leipzig 1913 und auch Inselbücherei Nr. 182.

2) Für diese sind die Ausgaben mehrerer Wirtschaftsbücher von Wichtigkeit: Das Marienburger Treßlerbuch der Jahre 1399—1409, herausg. von E. Joachim, Königsberg 1896; Das Ausgabenbuch des Marienburger Hauskomturs für die Jahre 1410—1420, herausg. von W. Ziesemer, Königsberg 1911; Das Zinsbuch des Hauses Marienburg, herausg. von W. Ziesemer, Beilage zum Programm des Marienburger Gymnasiums 1910; Das Marien-

der Blütezeit des Staates auf hoher Stufe standen und zum Teil ganz moderne Grundsätze befolgte. Ein besonders anziehender Gegenstand ist sodann das Bauwesen des Ordens, um so mehr als es sich nicht auf die Privatbauten des Ordens, Schlösser und Befestigungen beschränkte, sondern sich auch auf Kirchen und im Ordenslande selbst auf Stadtanlagen erstreckte.<sup>1)</sup> All das bleibt besser anderen überlassen, die auf diesen Gebieten Sachleute sind. Hier soll sowohl hinsichtlich der Zeit wie des Gegenstandes Beschränkung geübt werden, und es wird deshalb nur die Rede sein vom Anteil des Ordens an deutscher Dichtung und Schrifttum<sup>2)</sup> bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts. Unumgänglich nötig wird es dafür allerdings sein, über das Gebiet des Ordenslandes selbst hinauszugreifen. Schon geraume Zeit, ehe er definitiv und dauernd seinen Schwerpunkt dorthin legte, hat der Orden ja in den einzelnen Balleien zahlreiche Besitztümer in Deutschland erworben, die er auch später nicht wieder aufgab. Was er hier geschaffen hat, kann nicht getrennt werden von dem, was er in Preußen leistete, wenn auch manches erst dort zutage treten oder sich zur Blüte entwickeln konnte. Auch anderes kommt noch hinzu, was nicht im Kreise des Ordens selbst entstand, sondern von Außenstehenden unter seinem Schutze oder ihm zu Ehren geschrieben wurde.

Der Orden selbst war zum größten Teil aus Ober- und Mitteldeutschen zusammengesetzt. Von den Balleien, die er in Deutschland besaß, lagen mit Ausnahme von Utrecht, Alten-Biesen und der sehr spät gegründeten Ballei Westfalen alle<sup>3)</sup> in diesem Gebiet, die beiden ältesten und wichtigsten in Thüringen und Hessen. Die Folge war, daß die Mehrzahl der Ritter aus diesen

burger Konventsbuch der Jahre 1399—1412, herausg. von W. Ziese mer, Danzig 1913. — Dazu vgl. Alb. Klein, Die zentrale Finanzverwaltung im Deutschordensstaate Preußen am Anfang des 15. Jahrh. Diss. Gießen 1904.

1) Vgl. besonders C. Steinbrecht, Die Baukunst des deutschen Ritterordens, 2 Bde., Berlin 1885—1888: I. Die Stadt Thorn (mit 14 Tafeln und 39 in den Text gedruckten Abbildungen), II. Die Zeit der Landmeister 1230—1309 (mit 40 Tafeln und zahlreichen Textabbildungen). — Hier sei nur kurz bemerkt, daß die Häuser des Ordens in den übrigen Teilen Deutschlands großenteils nichts Charakteristisches an sich haben. Sie sind eben vielfach erst durch Stiftungen aus anderer Hand in Ordensbesitz gelangt. Charakteristisch aber sind die Häuser im Ordensland, wo sie zugleich Wohnhaus, Kirche und Festung darstellen, trockige und massige viereckige Zwingburgen mit gewaltigen Wachtürmen, Symbole ihrer Herrschaft über das neu belehrte und eroberte Land. Eine Reihe guter Abbildungen jetzt auch bei Detleffen, Das schöne Ostpreußen, München 1916.

2) Über das geistige Leben im Deutschen Orden handelt kurz zusammenfassend W. Ziese mer, Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 37 (1911), 129—139. An früheren Darstellungen der Ordensliteratur sind zu nennen: G. Pisansky, Entwurf der preußischen Literaturgeschichte, Königsberg 1791; Ernst Hennig, Historisch-kritische Würdigung einer hochdeutschen Übersetzung eines ansehnlichen Teils der Bibel aus dem 14. Jahrhundert, Königsberg 1812; Franz Hipler, Literaturgeschichte des Bistums Ermland, 1873; Philipp Strauch, Die Deutschordensliteratur des Mittelalters. Rede zur Feier des Geburtstags des Kaisers, Halle 1910.

3) Die gleichfalls spät entstandene Ballei Sachsen erstreckt sich über niederdeutsche und mitteldeutsche Gebiete.

Gegenden zuzog, und daran änderte sich auch dann nichts, als der Schwerpunkt des Ordens nach Norden verschoben wurde: Ritter konnten nur aus den Ländern kommen, wo das Rittertum bodenständig war. So blieben die Niederdeutschen stets in ausgesprochener Minderzahl: von 37 Hochmeistern bekannter Herkunft sind nur zwei Niederdeutsche, unter diesen allerdings einer der wichtigsten für die Literatur des Ordens, Luder von Braunschweig. Aber dessen Familie steht von jeher innerhalb der hochdeutschen literarischen Tradition. Ungefähr dasselbe Zahlenverhältnis scheint auch unter den übrigen Ordensrittern geherrscht zu haben.<sup>1)</sup> Da die sonstige überwiegend niederdeutsche Bevölkerung des Landes<sup>2)</sup> keinerlei literarischen Einfluß hatte, erklärt es sich zur Genüge, daß die Ordensliteratur nicht ein Ableger des niederdeutschen Schrifttums, sondern der hochdeutschen Literatur wurde. Natürlich ist damit nicht ausgesagt, daß die hier zur Besprechung kommenden Denkmäler in der Sprache alle übereinstimmten. Das Bild bleibt auch so noch bunt genug. In den verschiedenen Balleien des Ordens können überall Werke in den dort heimischen Mundarten erwartet werden: in der Martina besitzen wir eine alemannische, in der Judith und in der Sünden Widerstreit thüringische Dichtungen. Und bei den im Ordensland Preußen selbst abgefaßten Werken liegen die Verhältnisse ganz besonders verwickelt und stellen uns vor eigenartige Probleme. Auch hier auf dem beschränkten Gebiet ist eine sprachliche Einheit von Anfang an nicht zu erwarten und auch tatsächlich nicht vorhanden. Besonders im Anfang handelt es sich ja größtenteils um Werke solcher Männer, die außerhalb des Landes geboren waren und bei Übersiedelung dorthin selbstverständlich nicht sofort ihre heimische Mundart abstreiften, sondern Spuren derselben mehr oder weniger deutlich zeigen können, wie etwa Heinrich von Hesler. Und auch innerhalb des Landes konnten Verschiedenheiten beträchtlicher Art längere Zeit dauern, da die Ansiedler aus verschiedenen Gegenden zusammenströmten. Nur langsam bildet sich tatsächlich in der Literatursprache des Landes eine relative Einheit heraus, in welcher Ostmitteldeutsches und Westmitteldeutsches, Oberdeutsches und Niederdeutsches in verschiedenem Grade gemischt erscheint.<sup>3)</sup> Am frühesten zeigt sich eine gewisse Einheitlichkeit im Gebiete des Wortschatzes, während in lautlichen Verhältnissen

1) Nur in Livland, dem alten Gebiet der Schwertbrüder, überwog das niederdeutsch-westfälische Element lange entschieden; vgl. L. Arbusow, Die im deutschen Orden in Livland vertretenen Geschlechter. Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik 1899, S. 27—136.

2) H. Tümpel, Die Herkunft der Besiedler des Deutschordenslandes. Jahrb. d. Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 27 (1910), 43—57. Im Küstengebiet und dem größten Teil des Landes überwog das niederdeutsche, im Südosten der heutigen Provinz Westpreußen und Südwesten der Provinz Ostpreußen das mitteldeutsche Element, hauptsächlich fränkischer Herkunft, das hier zum Teil auf dem Umweg über Schlesiens eindrang. Der Umfang der einzelnen Kolonisationsgebiete ist auf Grund der heutigen dialektischen Verhältnisse — geringe Schwankungen zugunsten des Hochdeutschen abgerechnet — noch zu erkennen. Vgl. Joh. Stuhmann, Das Mitteldeutsche in Ostpreußen, 1—3, Programme des Gymnasiums zu Deutsch-Krone 1895, 1896, 1898 (mit einer guten Karte bei Teil 1).

3) Vgl. auch Edw. Schröder, Anz. f. d. Altert. 32, 50; K. Helm, Zfd. Phil. 41, 75.

und in der Stammsilbenquantität, wie uns die Reime zeigen, recht lange große Verschiedenheiten herrschen. Von einer völlig einheitlichen Literatursprache des Landes kann deshalb für die ganze hier besprochene Zeit nicht die Rede sein. Vorläufig handelt es sich noch darum, wie es schon für eine ganze Reihe von Werken geschehen ist, für jeden einzelnen Dichter<sup>1)</sup> die von ihm gebrauchte Sprachform aufzunehmen. Es wird sich so herausstellen, was individuell verschieden ist und vielleicht zur Bestimmung der Heimat eines Verfassers verwendet werden darf, und andererseits wird sich zeigen, in welchen Punkten zu den einzelnen Zeiten bereits Einheitlichkeit erreicht ist.

Ein Ableger der hochdeutschen Literatur ist nun aber die Literatur des Ordens keineswegs etwa in dem Sinne, als hätten sich die dort zutage tretenden Erscheinungen hier restlos und getreu wiederholt; sie ist ein Ableger mit eigenem Leben und ausgesprochener Eigenart. Der Kreis mit seinem abgeschlossenen Interessenbereich hat natürlich auch seine Literatur entsprechend entwickelt: bestimmte Richtungen werden bevorzugt und ausgebaut, andere vernachlässigt oder ganz abgelehnt. Aus diesem Grunde allein kann die Ordensliteratur beanspruchten, als eine abgeforderte literarische Gruppe behandelt zu werden.

## II.

Von den in der Literatur des 13. Jahrhunderts vertretenen Gattungen steht die höfische Dichtung, Epik und Lyrik, dem deutschen Orden trotz der Herkunft seiner Ritterbrüder ganz fern. Nicht als ob die Technik dieser Literatur von ihm abgelehnt worden wäre; im Gegenteil: Einflüsse höfischer Erzähler sind unverkennbar festzustellen. Aber die so ganz auf weltliche Ehren und weltlichen Lebensgenuß eingestellte Gedankenwelt des höfischen Rittertums konnte im Orden in seiner guten Zeit natürlich keinen Widerhall finden. Die Literatur des Ordens kennt im wesentlichen nur zwei ihrer würdige Stoffe: die Religion und die Ordensgeschichte, und weitaus an erster Stelle steht nach Umfang und Bedeutung die religiöse Literatur, ihrer Gattung nach größtenteils geistliche erzählende Dichtung.

Als das früheste mit dem Orden in direkter Verbindung stehende Werk dürfen wir, falls das in der Handschrift angegebene Abfassungsjahr 1254 wirklich richtig ist, eine gereimte Übertragung der Judith betrachten.<sup>2)</sup> Verfasser,

1) Die Sprache der ältesten deutschen Urkunden des Ordens (von 1262—1390) ist von Aug. Weller, Germanist. Abhandlungen 39 (1911), freilich in nicht zureichender Weise untersucht worden. Hier liegt das Problem natürlich wieder anders und die hier gewonnenen Ergebnisse können nicht auf die Literatur übertragen werden. — In den Städten des Küstengebietes herrscht in dieser ganzen Zeit das Niederdeutsche in den Urkunden; vgl. auch W. Stephan, Hoch- und Niederdeutsch als Amts- und Schriftsprache in Ordens- und Danziger Urkunden. Mitt. des Westpr. Geschichtsvereins 14, 22ff.

2) Noch ungedruckt; nur in der großen Mergentheim-Stuttgarter Sammelhandschrift (f. u.) überliefert. Max Hering, Untersuchungen über Judith, ein mitteldeutsches Gedicht des 13. Jahrhunderts. Diss. Halle 1907.

ein Thüringer, hat es als junger Mann geschrieben, jedenfalls als seine erste, vielleicht seine einzige literarische Arbeit, veranlaßt durch die Bitte eines bruders in gote um ein Werk aus der heiligen Schrift. Seinen Namen kennen wir nicht. Der Kunstwert des Gedichtes ist außerordentlich gering, namentlich in den rein erzählenden Abschnitten, wo z. B. das häufig auftretende Enjambement gewiß mehr dem Ungeschick als bewusster Absicht zuzuschreiben ist. Die Zugehörigkeit zur Ordensliteratur ist auf Grund der Überlieferung, des Wortschatzes und des literarischen Charakters als sicher zu betrachten. In zweierlei Hinsicht ist es für die Ordensliteratur charakteristisch, wodurch sich die etwas eingehendere Besprechung des sonst wenig bedeutenden Denkmals rechtfertigt: als Verherrlichung einer Glaubensheldin und als Übertragung eines biblischen Buches. Die Verherrlichung von Glaubenshelden im weitesten Sinne, christlichen und alttestamentlichen, ist im Orden außerordentlich beliebt; sie nimmt, da auch die Legenden größtenteils hierher gestellt werden können, den weitesten Umfang unter allen vom Orden behandelten Stoffen ein. Das heldenhafte Weib, das den Feind seines Volkes und seines Glaubens vernichtet, schließt sich diesen Glaubenskämpfern ganz natürlich an. Die Übertragung biblischer Bücher aber hat der Orden zu allen Zeiten gepflegt. Er kam damit einem Bedürfnis entgegen, das im 13. Jahrhundert und später weit verbreitet war, aber von den Ketzerrichtern argwöhnisch beobachtet wurde, worauf wohl zurückzuführen ist, daß in dieser Zeit sonst wenig Derartiges entstand. Der deutsche Orden war zu hoch gestellt, als daß er ihre Anfeindungen hätte befürchten müssen, in seinem Schutze konnte auch ein unbedeutender Mann sich wohl an eine solche Arbeit wagen. Aber der Verfasser hat sich nicht darauf beschränkt, eine möglichst getreue Übertragung herzustellen, er geht darüber hinaus, schiebt einen mystischen Exkurs nach D. 620 ein und fügt einen größeren mystischen Anhang (D. 2293 bis 2722) hinzu; mit dieser Erweiterung seines Gegenstandes bewegt er sich schon ganz in der Richtung der späteren biblischen Übersetzungen des Ordens, bei welchen Zufügung allegorisch-mystischer Betrachtung und Ausdeutung des Bibelwortes fast stets Regel ist.

Unbekannt ist uns, ob der Verfasser in seiner thüringischen Heimat oder im Ordensland geschrieben hat. Ist ersteres, wie wahrscheinlich, der Fall, so ist sein Werk doch später nach Preußen gebracht worden. In der Bibliothek des Haupthauses Marienburg befand sich im Jahre 1394 eine deutsche Judith; wir dürfen darin um so eher unser Gedicht sehen, weil Nikolaus von Jeroschin dieses gekannt hat und einige deutliche Anflänge daran zeigt.

Ein dritter Zug der geistlichen Dichtung des deutschen Ordens ist der literarische Niederschlag der Marienverehrung, die von Anfang an im Orden in hoher Blüte stand. Schon sein Gründer hatte ihn der Gottesmutter geweiht, die erste den Orden betreffende päpstliche Bulle<sup>1)</sup> nennt die Ritter fratres

1) Bulle Papst Clemens III. vom 6. Febr. 1191, bei Strehlke, Tabulae Ordinis theutonici, Berlin 1869, Nr. 295.

theutonici ecclesiae sanctae Mariae Jerusalemitanae, der Prolog der Ordensstatuten in seiner deutschen Fassung<sup>1)</sup> gebraucht den Ausdruck: heiliger ritterlicher Orden des spitalen senten Marien von dem tutschen huse. Kurz heißen die Ritter auch Marienritter (Passional H 143, 66, Väterbuch 40794). In Preußen nannten sie der Jungfrau zu Ehren ihr Haupthaus die Marienburg, castrum Mariae, und schmückten die Ostwand des Chores ihrer Kirche mit jenem großen Marienbilde, das von dort weithin in das Land hinaus leuchten sollte. Kein Wunder, daß auch die Ordensliteratur vom Marienkult stark berührt wird. Mit dem ersten Werk, das ich hierfür nenne, Bruder Philipps Marienleben<sup>2)</sup>, hat es nun allerdings seine eigne Bewandnis. Es ist nicht als zeitlich erstes Zeugnis der Marienverehrung an die Spitze zu stellen, denn ihm gehen andere später zu nennende Mariendichtungen, die Marienlegenden des Passionalen, gewiß voraus. Ich nenne es zuerst, weil es das erste Werk ist, das als Ganzes der Marienverehrung ausschließlich dient, aber auch deshalb, weil es mit dem Orden nur lose zusammenhängt: es ist weder im Ordensland noch von einem Glied des Ordens geschrieben, sondern ein Geschenk eines Fremden an den Orden. Der Verfasser, ein Mittelfranke, schrieb als Mönch im Karthäuserkloster zu Seiz in Steiermark, woraus sich einzelnes seiner Herkunft Widersprechendes in seiner Sprache leicht erklärt. Philipp bearbeitet seinen Stoff wohl bald nach 1300 auf Grund der auch von Walthar von Rheinau<sup>3)</sup> und dem Schweizer Wernher<sup>4)</sup> bearbeiteten lateinischen Vita beatae Mariae virginis et salvatoris metrica.<sup>5)</sup> Gegen diese Quelle hebt sich sein Werk in manchem vorteilhaft ab, da er sich ziemliche Freiheit bewahrt, mit Auswahl verfährt und allzu geschmackloses ausschaltet. Dieses Verfahren kann aber doch nicht ganz mit allerhand sonstigen Mängeln ausöhnen: dem trodenen Ton, der oft ungeschickten, nicht bloß kunstlosen Sprache, den schlechten Reimen, ja Unreimen, die nicht alle dialektisch erklärt oder durch Textbesserungen beseitigt werden können.

Das Publikum hat das Gedicht weit über Gebühr geschätzt. Das zeigt sich in der großen Zahl von über 50 ganz oder fragmentarisch erhaltenen Handschriften.<sup>6)</sup> Das zeigen auch die Bearbeitungen<sup>7)</sup>, besonders die Erweiterungen,

1) Die Statuten des Deutschen Ordens, herausg. von M. Perlbach, Halle 1890, S. 25.

2) herausg. von Heinr. Rückert (Bibliothek der deutschen Nationalliteratur, Bd. 34), Quedlinburg und Leipzig 1853. Dazu Jos. Haupt, Bruder Philipps Marienleben, Wiener Sitzungs-Berichte, phil.-hist. Klasse 68 (1871), S. 157—218; Alfr. Juvet, Über den Reimgebrauch in Bruder Philipps Marienleben, Paul und Braunes Beiträge 29, 127—174.

3) herausg. von Ad. v. Keller, Tübinger Fest- und Delanatsprogramme 1849, 52, 53, 55. Ob auch Walthar von Rh. Beziehungen zu einer Deutschordenscommende hatte (s. Schröder, Allg. Deutsche Biogr. 28, 279), lasse ich dahingestellt.

4) Ungedruckt; vgl. Max Pöpke, Das Marienleben des Schweizer Wernher (Palästra 81), Berlin 1913.

5) herausg. von Ad. Döglin, Bibliothek des Lit. Vereins 180, Stuttgart 1888.

6) Ein vollständiges Verzeichnis ist nicht vorhanden; man muß die Angaben bei Rückert und Haupt auf Grund des Jahresberichts für germanische Philologie ergänzen.

7) Kürzungen liegen vor in einer Gothaer und einer Wiener Handschrift, Umschrei-



deren wir drei besitzen. Schon die alte gute Pommersfelder Handschrift hat drei Evangelienstücke eingefügt, ein anderer Bearbeiter hat die Tagesevangelien der Fastenzeit von Aschermittwoch bis zum Dienstag der Karwoche hinzugegeben<sup>1)</sup>, ein dritter hat das Werk mit Heslers Evangelium Nicodemi zusammengearbeitet.<sup>2)</sup>

Dieses Werk nun hat der Verfasser den Brüdern vom deutschen Haus gesandt mit der ausdrücklichen Begründung (D. 10091 f.): wan si gern Marien érent und den gelouben Christes mérent. Leider lassen die einzelnen Handschriften nirgends mit Sicherheit erkennen, ob sie etwa im Besitz des Ordens waren, doch bezeugen einige Handschriften, daß die Übersetzung tatsächlich stattgefunden hat und der Orden das Werk besaß.<sup>3)</sup> Ob eine der Bearbeitungen in Ordenskreisen entstand, ist nicht festzustellen; besonders naheliegend wäre es für die Vermengung mit dem Evangelium Nicodemi.

Ebenfalls außerhalb des Ordenslandes, weit im Süden, aber doch im Kreise des Ordens selbst, ist um dieselbe Zeit das große Gedicht von der heiligen Martina<sup>4)</sup> geschrieben worden. Zu jenen zahlreichen Edlen, welche im 13. Jahrhundert ihren Besitz dem Orden übertrugen und selbst als Brüder in diesen eintraten, gehörten auch die Hegauer Ritter Arnold von Langenstein und seine vier Söhne, unter denen Hugo der Verfasser des 1293 vollendeten Gedichtes ist. Er schrieb es in einem oberdeutschen Ordenshaus, vielleicht in Beuggen bei Basel, in seinem heimischen schwäbischen Dialekt. Das Gerippe des Gedichtes wird gebildet durch die Erzählung der elf Marten der heiligen nach einer lateinischen Legende. Dieser Stoff ist dann mit sehr wenig Kompositionsgeschick in größter Breite durch allerhand theologische Gelehrsamkeit und lehrhafte moralische Exkurse unter reichlicher Verwendung allegorischer Deutung ausgeschmückt worden. Das Material<sup>5)</sup> dafür boten verschiedene lateinische theologische Werke, in erster Linie das Compendium theologiae veritatis und Papst Innozenz III. Schrift de Contemptu mundi. In der Darstellungsweise und im Gebrauch der allegorischen Verbrämung lehnt Hugo sich an verschiedene Dichter der höfischen Literatur an: Gottfried von Straßburg, Reinbot von Dürne und vor allen an Konrad von Würzburg, dessen Goldene Schmiede er in der großen allegorischen Ausdeutung der Kleider der Martina auf ebensoviele Tugenden nachahmt.

Mit dem Orden hat der Stoff keinen Zusammenhang. Die Legende wurde in gemeinmhd. Sprache und ebensolche ins Niederdeutsche in mehreren Handschriften (Haupt, S. 215 ff.).

1) Vgl. Haupt a. a. O. 177 ff.

2) Vgl. Haupt a. a. O. 198 f., Helm, Paul und Braunes Beiträge 24, 96 f.

3) Siehe Rüdert S. 287, Lesarten zu D. 22.

4) Herausg. von Adalbert von Keller, Bibliothek des Literarischen Vereins 38, Stuttgart 1856. — Vgl. Paul Dold, Untersuchungen zur Martina des Hugo von Langenstein. Diss. Straßburg 1912.

5) Vgl. Reinhold Köhler, Quellennachweise zu Hugos von Langenstein Martina. Germania 8, 15—35.

damals erst in Deutschland bekannt; der Dichter selbst lernte sie erst durch eine alte Nonne des Predigerordens kennen, auf deren Bitte er sein Werk abfaßte.<sup>1)</sup> Der Deutsche Orden konnte dem Stoff aber natürlich späterhin daselbe Interesse abgewinnen wie anderen Märtyrerlegenden; das Gedicht scheint denn auch im Ordensland selbst in einer uns verlorenen Handschrift vorhanden gewesen zu sein, denn es ist nicht ganz ohne Einfluß auf die spätere dort entstandene Ordensdichtung geblieben.<sup>2)</sup>

Muten die bis jetzt genannten Werke noch wie ein wenig bedeutendes, wenn nicht gar mattes Vorspiel zur Deutschordensliteratur an, so setzt diese doch schon im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts mit einem vollen Akkord ein in den beiden großen Legendenjammungen des Väterbuchs und des Passionals<sup>3)</sup>, die wegen ihrer literar-historisch wichtigen Stellung eine eingehendere Besprechung verlangen. Schon rein äußerlich betrachtet, sind sie mit ihren 150 000 Versen für einen Autor — denn einen gemeinsamen Verfasser haben die beiden Werke<sup>4)</sup> — eine imponierende Leistung.

Wir kennen den Namen dieses fleißigen Mannes nicht, er hält sich im Hintergrund und hat mit deutlicher Absicht die sich reichlich anbietenden Gelegenheiten, sich zu nennen, nicht benutzt. Ob dies, wie man annahm, geschah, um Anfeindungen zu entgehen, ist recht zweifelhaft, und jedenfalls hat er dieses Ziel dadurch nicht erreicht; eher wird man an eine auch sonst bei ihm bemerkbare persönliche Bescheidenheit denken dürfen. Allerhand Vermutungen, die man über seine Person aufgestellt hat, und Gleichsetzungen mit Verfassern anderer Werke sind sämtlich hinfällig.<sup>5)</sup> Nur daß er ein Priester war, ist — abgesehen

1) Dgl. Martina 287, 99ff.

2) Beeinflussung des Daniel s. Hübner, Daniel, eine Deutschordensdichtung, S. 151 ff. und dazu ZfdPhil. 46, 479.

3) Das Väterbuch aus der Leipziger, Hildesheimer und Straßburger Handschrift, herausg. von Karl Reichenberger. Mit 3 Tafeln in Lichtdruck. (Deutsche Texte des Mittelalters, Bd. XXII.) Berlin 1914, Weidmann. Nur der Anfang auch bei C. Grande, Das Väterbuch. Erste Lieferung Paderborn 1880. — Eine Gesamtausgabe des Passionals fehlt. Die beiden ersten Bücher sind mangelhaft und nicht ganz vollständig herausgegeben von K. A. Hahn, Das alte Passional, Frankfurt 1845, das dritte von Fr. K. Köpfe, Das Passional. Eine Legendenjammung des 13. Jahrhunderts. Mit einem Glossar. (Bibliothek der National-Literatur 1852.) Die zum ersten Buch gehörenden, bei Hahn größtenteils fehlenden Marienlegenden sind mit erläuternden Sach- und Worterklärungen herausg. von Franz Pfeiffer, Stuttgart 1846, A. Krabbe, 2. Ausg. Wien 1863, W. Braumüller. Einige ebenso bei Hahn fehlende Jacobuslegenden herausg. von C. Kläden in von der Hagens Germania VII, 252—272, und von v. Zingerle, ZfdPhil. 6, 14—29. Die Legende Von den sieben schlafenden herausg. von Th. G. v. Karajan, Heidelberg 1839, C. S. Winter (jetzt bei Reichenberger D. 38119ff.). — Wichtigste Literatur: Jos. Haupt, Über das mitteldeutsche Buch der Väter, Wiener Sitzungsberichte, phil.-hist. Klasse 69 (1871), S. 71—146. — Karl Höpmann, Beiträge zum Väterbuch (Hermäa, VII), Halle a. S. 1909, Max Niemeyer. — Ernst Tiedemann, Passional und Legenda aurea. (Palästra Heft 87.) Berlin 1909, Mayer u. Müller.

4) Über diese Frage, auf die hier nicht weiter eingegangen wird, vgl. namentlich Pfeiffer, Marienlegenden<sup>2</sup>, Einleitung S. XIVff., Höpmann a. a. O. S. 66ff.

5) Zusammengestellt bei Höpmann S. 73ff.

von der überall hervortretenden geistlichen Bildung und Richtung — auch aus seinen eigenen Äußerungen mit Sicherheit zu erkennen.<sup>1)</sup>

Woher er stammt, wissen wir ebenfalls nicht; die sprachlichen Merkmale reichen bis jetzt keineswegs aus, seine Heimat zu bestimmen.<sup>2)</sup> Irgendwo in Mitteldeutschland muß seine Wiege gestanden sein, vielleicht mehr im westlichen; aber auch die Localanspielungen, die man erkennen wollte, auf Marburg und die Rheingegend<sup>3)</sup>, sind für die Heimatbestimmung wertlos, da sie zu eng mit dem jeweils behandelten Stoff zusammenhängen.

Auch die Zeit der Abfassung, die sich gewiß über reichlich ein Menschenalter erstreckt, ist nicht genau bestimmbar. Einen Anhaltspunkt bietet die Tatsache, daß die große *Legenda aurea*<sup>4)</sup> des Jacobus de Voragine in den deutschen Gedichten benutzt ist. Allerdings steht die Abfassungszeit der *Legenda* selbst nicht ganz fest, sie darf aber wohl um 1275—1280 angesetzt werden. Da das *Passional* mit seinen rund 110 000 Versen größtenteils auf dieser Quelle fußt, so wird man, selbst bei Annahme sehr rascher Arbeit, den Abschluß des *Passionals* mindestens bis nahe an das Ende des Jahrhunderts rücken müssen. Ein beträchtlicher Teil des *Väterbuchs* ist wohl vor dem Bekanntwerden der *Legenda aurea* geschrieben. Wenigstens hat der Dichter nach seinen eigenen Worten anfänglich nicht beabsichtigt, Stücke einer anderen Quelle als der *Vitae Patrum* zu benutzen, später hat er aber, nachdem er die *Legenda* kannte, auch ihr für das *Väterbuch* einiges entnommen. Nun ist es freilich zuviel gesagt, wenn man das *Väterbuch* als Ganzes als das frühere Werk des Dichters bezeichnet. Sicher ist, daß es früher begonnen wurde, und für große Partien ist die frühere Ausführung aus der Technik nachgewiesen<sup>5)</sup>. Aber die Möglichkeit, daß der Dichter an beiden Werken noch gleichzeitig gearbeitet hat<sup>6)</sup>, ist doch nicht ganz von der Hand zu weisen. Man darf sie nicht mit den Erwägungen ablehnen, mit denen man den Gedanken abweist, daß etwa ein höfischer Epiker gleichzeitig an zwei Epen geschrieben haben könne. Bei unseren Sammelwerten liegen die Verhältnisse wesentlich anders; wenn jedes auch natürlich als geschlossenes Ganzes gedacht war<sup>7)</sup>, so sind doch auch die einzelnen Teile selbständige und in sich abgerundete Stücke. Deshalb ist zum mindesten denkbar, daß der Dichter, während er am *Passional* arbeitete, auch dem *Väterbuch* noch Stücke zufügte, selbst noch im hohen Alter, wie D. 33 463ff. zeigen. So werden als zeitliche Grenzen wohl angesetzt werden dürfen: Beginn des *Väterbuchs* etwa 1265, Hauptarbeit daran bis etwa 1280,

1) Tiedemann S. 73f.

2) Die verschiedenen Theorien zusammengestellt bei Reichenberger, S. IX. Dgl. Hohmann S. 74f., Anm. 6.

3) Tiedemann S. 39, 86.

4) Herausg. von Th. Grässe. Editio III, Vratislaviae 1890.

5) Dgl. Haupt a. a. O. S. 93f., 110; Hohmann S. 82ff.

6) Zuerst von Strauch, Anz. f. d. Alt. 23, 280 ausgesprochen; von Reichenberger, S. X, weiter begründet; von Hohmann, S. 84ff., abgelehnt.

7) Tiedemann S. 2.

(später einige größere Zutaten<sup>1)</sup>; Beginn des Passional vier Jahre<sup>2)</sup> nach dem Abschluß der Hauptarbeit am Väterbuch, Vollendung etwa 1300, jedenfalls nicht viel später. Kurz nach 1300 zeigt sich bereits der Einfluß des Wertes auf andere, der allerdings auch schon durch Teilausgaben früher vollendeter Abschnitte ausgeübt worden sein könnte.<sup>3)</sup>

Das Väterbuch erzählt<sup>4)</sup> vorwiegend auf Grund der Bücher I—III, V, VI der Vitae Patrum, daneben nach der Legenda aurea und einigen Quellen untergeordneter Art das Leben von gegen 120 Kirchenvätern: zunächst das des Antonius und Paulus, dann im zweiten Teil, der Wüstenreise, die Geschichte der in der oberägyptischen Wüste lebenden Väter, im dritten, dem Buch der Beispiele, folgen die belehrenden Leben, der vierte Teil enthält eine Reihe größerer selbständiger Legenden und schließt mit einer Darstellung des Jüngsten Gerichts nach dem im Mittelalter viel benutzten Libellus de Antichristo des Adso<sup>5)</sup>, dem Compendium theologiae veritatis und einigen anderen Quellen.

Das Passional erzählt in Buch I von Christus und vor allem von Maria, in Buch II die Geschichte der Apostel, Johannes des Täufers und der Maria Magdalena, in Buch III fünfundsiebzig Märtyrerlegenden. Die Quelle<sup>6)</sup> für II und III ist die schon genannte Legenda aurea, neben welcher dem Verfasser aber auch andere Legendenfassungen bekannt gewesen sein müssen; auch das Väterbuch ist in der Form von Selbstausschreibung benutzt. Für Buch I hatte Verfasser verschiedene Einzelquellen, auch die mündliche Überlieferung spielt dabei eine Rolle. Geleitet hat den Dichter bei der Arbeit am Passional die Absicht, durch Aufstellung von Idealbildern die Leser zu bessern<sup>7)</sup> und persönlich hat er die Arbeit nach langem Bedenken als Buße für frühere weltliche Gesinnung übernommen, übrigens nicht ganz aus eigenem Entschluß, sondern auf die Bitte eines Gönners, dessen Namen er uns indessen nicht nennt.

Wie hinsichtlich der Masse des bewältigten Stoffes stehen beide Werke auch als schriftstellerische und künstlerische Leistung auf achtunggebietender Höhe. Die Art der Quellenbenutzung ist außergewöhnlich gut, zumal in Betracht zu ziehen ist, daß es sich ausschließlich um geistliche Stoffe handelt, denen gegen-

1) Vielleicht ist vor D. 27569 (Euphrosyne) eine längere Arbeitspause anzusehen; vgl. Reizenberger S. X.

2) Passional Hahn 3, 50.

3) Nur wenn das Passional stückweise bekannt wurde, erklären sich die Anfeindungen, die der Dichter während der Arbeit erfuhr und die ihn vielleicht sogar zu Änderungen bei neuen „Editionen“ veranlaßten; vgl. auch E. Schröder, Zwei Editionen des Passional. Zeitschr. f. d. Altert. 40, 301—304.

4) Über Anlage und Entstehung s. Hohmann S. 20—24, über die Quellen S. 25 ff. — Die Legende vom Mönch Felix gehört nicht, wie Pfeiffer behauptete, zum Väterbuch, sondern ist ein selbständiges in Zisterzienserkreisen zu Propagandazwecken geschaffenes Werk; vgl. E. Mai, Das mittelhochdeutsche Gedicht vom M. S. (Acta germanica N. R. 4), Berlin 1912, S. 66 ff.

5) Herausg. bei Migne, Patrologia latina 101, S. 1289 ff.

6) Vgl. Tiedemann S. 5—16; Haupt S. 89, 91; S. Wilhelm, Deutsche Legenden und Legendare, Leipzig 1907, S. 60 ff.

7) Tiedemann S. 4.

über das Mittelalter im allgemeinen wenig Freiheit zeigt. Beim Passionaldichter ist von slavischer Anlehnung an die Quelle nichts zu finden. Ihm ist weder Wortlaut noch Anordnung seiner Vorlage etwas Unverletzliches, diese ist ihm in erster Linie Stoffquelle. Und den Stoff gestaltet er frei nach eigenem Geschmack und Ermessen. Gleich der Anfang des Väterbuchs mit der Antoniuslegende zeigt, wie der Dichter aus dem über mehrere Bücher der Quelle zerstreuten Material eine große Legende zur Eröffnung des ganzen Werkes zusammenstellt.<sup>1)</sup> Ähnliches zeigt die Arseniuslegende. Auch dort, wo die Anordnung der Vorlage im großen und ganzen beibehalten wird, herrscht im einzelnen freie Bewegung in Auslassungen, kleinen Umstellungen, sachlichen Abweichungen und Zutaten.<sup>2)</sup> Der Dichter malt aus, sucht besser psychologisch zu begründen, fügt namentlich gegen das Ende des Väterbuchs und im Passional geistliche Betrachtungen ein, Ermahnungen an Geistliche und Mönche, leitet auch, vornehmlich wieder im Schlußteil des Väterbuchs und im Passional, seine Erzählungen gerne durch allgemeine Gedanken ein. Andererseits greift er aus technischen und künstlerischen Gründen zu energischen Kürzungen. So wird er zu einem trefflichen Erzähler, dessen Werk trotz seines Umfanges lesbar bleibt.<sup>3)</sup> Und wie alle guten Erzähler, war er auch ein wirklicher Dichter. Das zeigt sich in der schwungvollen Dichtung vom Jüngsten Gericht am Ende des Väterbuchs, es zeigt sich in einer Reihe von kleinen lyrischen Partien<sup>4)</sup>, es zeigt sich endlich in hunderten kleiner Züge und Wendungen, die über beide Werke zerstreut sind.

Stehen die Werke des Passionaldichters auch weit ab von den Erzeugnissen des höfischen Rittertums, so lehnen sie sich doch im Stil<sup>5)</sup> an die Epigonen jenes Kreises in starkem Maße an. Die klare und formgewandte Darstellung weist auf Schulung an den Werken Konrads von Würzburg und Rudolfs von Ems, durch deren Vermittlung die Elemente Gottfriedsches Stilgefühls auch Späteren vermittelt wurden. Von eigentlicher Nachahmung kann dabei nur in beschränktem Umfang für das Verhältnis des Dichters zu Rudolf von Ems gesprochen werden. Besonders charakteristisch und besonders zu schätzen ist an seinem Stil die Lebhaftigkeit der Darstellung, das Bestreben, die Spannung des Hörers zu erregen und wach zu halten, die Anschaulichkeit und die geschickte Verwendung von Bildern. Nur verhältnismäßig selten sind Schwerfälligkeiten und geschraubte Wendungen<sup>6)</sup>; sie ziehen nur wie leichte Schatten über ein im übrigen erfreuliches und lichtes Gesamtbild.

1) S. Haupt S. 78 und dazu Hohmann S. 39.

2) Einzelheiten bei Tiedemann passieren, Hohmann S. 44ff., Wilhelm S. 73ff., auch Haupt S. 106.

3) Don Haupt S. 108 aber wohl etwas überschätzt, wenn er ihn den einzigen unter den Dichtern der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts nennt, der zu erzählen imstande ist.

4) Aufgezählt bei Hohmann S. 72, Anm. 3.

5) Über den Stil s. Tiedemann S. VII, 95ff. („stedenweise nähert er sich geradezu dramatischer Lebendigkeit“).

6) Vgl. Tiedemann S. 119.

Daß diese starke und eigenartige dichterische Persönlichkeit dem Kreise des Deutschen Ordens angehört, ist nirgends direkt mit Worten bezeugt, wird aber, soweit ich sehe, von niemandem bezweifelt. In der Tat sind die dafür ins Feld geführten Argumente, wenn auch keineswegs alle gleich beweiskräftig, im ganzen doch wohl zwingend. Kein Beweis, aber immerhin wertvoll ist die Tatsache, daß der in beiden Werken behandelte Stoff, die Verherrlichung der Helden des Glaubens und ganz besonders die Marienverherrlichung im ersten Buch des *Passionals*, sich in den Gedankenkreis des Ordens sehr gut einfügt. Sachliche Anspielungen auf den Orden sind kaum vorhanden: die Lobpreisung der „Marienritter“ *Väterbuch* 40794 (vgl. *Passional* Hahn 143, 66) darf zwar gewiß auf den Orden bezogen werden, daneben ist aber nicht zu übersehen, daß der Dichter auch für Franziskaner und Dominikaner mehrfach rühmende Worte findet.<sup>1)</sup> In das Milieu des Ordens führt uns seine persönliche Polemik gegen Anfeindungen.<sup>2)</sup> Als besonders wichtig und ausschlaggebend wird endlich sein Wortschatz betrachtet. Dieser zeigt mit dem der sonstigen Ordensdichtung eine so große Verwandtschaft, daß zur Erklärung eine nur literarische Abhängigkeit nicht ausreicht. Deshalb wird auch die immer noch strittige Frage, ob der Dichter im Ordensland selbst gelebt hat oder nicht, wahrscheinlich doch schließlich im ersteren Sinne beantwortet werden. Die Verbreitung der beiden Werke in Ordenskreisen war jedenfalls groß, sowohl außerhalb als besonders innerhalb des Ordenslandes selbst. Können wir es auch den meisten Handschriften nicht ansehen, ob sie in Ordensbesitz waren, so läßt sich doch nach einzelnen Merkmalen und auf Grund der alten Bibliotheksverzeichnisse<sup>3)</sup> feststellen, daß sich Exemplare des *Väterbuchs* in den Ordensbibliotheken zu Königsberg, Thorn, Osterode, Marienburg und Mergentheim befanden, solche des *Passionals* zu Königsberg, Schlochau und im Ordenshaus zu Wien. Wichtiger aber als dieser mehr äußerliche, wenn auch tiefere Schlüsse erlaubende Umstand ist die literarische Wirkung der beiden Werke. Man hat den *Passional*dichter den letzten Schule machenden Epiker des Mittelalters genannt. Wirklich ist die Zahl der von ihm beeinflussten Werke im 14. Jahrhundert nicht gering, und besonders stark tritt sein Einfluß, ohne sich darauf zu beschränken<sup>4)</sup>, in der späteren Deutschordensliteratur hervor.

1) Tiedemann S. 79 ff.

2) S. unten Abschn. V und E. Schröder, *Zeitschr. f. d. Alt.* 40, 301 f., Wilhelm S. 134 f.

3) S. unten Abschn. V.

4) Wie weit sein Einfluß außerhalb des Ordenskreises reicht, ist noch wenig verfolgt. Wichtig wäre namentlich die Einwirkung auf Ottokars Österreichische Reimchronik (vgl. Seemüller, *Mon. Germ., Deutsche Chroniken* V, 1, S. CXVIII), da diese etwa 1305—1318 verfaßt ist, woraus also ein Rückschluß auf die Abfassungszeit des *Passionals* möglich wäre. Für Walthar von Rheinau (s. oben S. 296) hat Ad. Hauffen (*W. v. Rheinau. Seine lateinische Quelle und sein deutsches Vorbild*, *Zeitschr. f. d. Alt.* 32, 337—379) Beeinflussung durch das *Passional* nachgewiesen. Über Benutzung des *Passionals* durch Heinrich v. München siehe Hohmann S. 88, durch Helwig von Walterstet Heymann, Helwigs Märe vom heiligen Kreuz (*Palaestra* 75), Berlin 1908, S. 97 ff. — Einfluß auf das Passionspiel ist noch nicht

Einige spätere Legendendichtungen aus Deutschordenskreisen waren als Ergänzungen des Passional gedacht; so die unten noch zu nennenden Legenden von der heiligen Barbara und vom heiligen Adalbert. Die Wetterauer Thomaslegende<sup>1)</sup> einer Münchener Handschrift ist nicht so aufzufassen; sie behandelt ja einen auch im Passional bereits enthaltenen Stoff, und es ist kein Anhaltspunkt gegeben, daß der Verfasser das Passional gekannt hätte. Dem Ordenskreise gehörte er freilich höchstwahrscheinlich gleichfalls an.

Größer ist die Zahl jener Werke, welche stilistisch oder technisch, auch reimtechnisch<sup>2)</sup>, Abhängigkeit vom Passional zeigen. Diese geht bei einer Übersetzung des Buches Esther<sup>3)</sup> so weit, daß der Herausgeber sich dadurch verleiten ließ, das Werk als eine frühere Arbeit desselben Dichters zu bezeichnen, wozu die Gründe aber nicht ausreichen. Wortschatz und Redewendungen zeigen nahe Verwandtschaft, weniger die Reimtechnik. Über die Entstehungszeit<sup>4)</sup> und den Verfasser wissen wir nichts Näheres. Für dessen Zugehörigkeit zum Ordenskreis haben wir gleichfalls keinen zwingenden Beleg; dafür spricht außer der engen Berührung mit dem Passional aber wohl auch die Deutung des Asverus und der Esther auf Christus und Maria (D. 1942ff.: daz wir . . . unse Hester anschrien, ich meine die lieben Marien). Auch die Überlieferung des Wertes deutet auf den Orden hin.<sup>5)</sup>

Ebenso ist, wie Strauch aus der lexikalischen Verwandtschaft und der Reimtechnik (59 Dreireime unter rund 1750 Reimpaaren) nachgewiesen hat, das von einem unbekanntem Dichter herrührende Gedicht Der Sünden Widerstreit<sup>6)</sup> vom Passional abhängig. Es ist ein allegorisches Gedicht mystischer genügend sichergestellt; vgl. Ludw. Wirth, Die Oster- und Passionsspiele bis zum 16. Jahrhundert, Halle 1889, S. 129; E. Wolter, Das St. Galler Spiel vom Leben Jesu, Breslau 1912, S. 133f. — Spätere Prosaammlungen von Legenden haben das Passional neben anderen Quellen ausgiebig benutzt; vgl. Fr. Wilhelm, Deutsche Legenden und Legendare, S. 97ff. für das Münchener Apostelbuch, S. 175ff., 187ff. für das Wenzelpassional. — Das gereimte Märtyrerbuch erwähne ich hier nur, um festzustellen, daß, soweit bis jetzt zu sehen ist, weder Beziehungen zum Deutschen Orden bei ihm vorliegen, noch solche zum Passional, letzteres auch nicht in dem von Haupt gewollten Sinne, der es als eine orthodoxe Konkurrenzarbeit zum Passional betrachtete. Literatur darüber siehe bei Hohmann S. 86f. Eine Ausgabe fehlt leider immer noch.

1) Vgl. Fr. Wilhelm, Legendare, S. 105—135 und den Text der Legende ebendort S. 10\*—19\*.

2) Für die Reimtechnik des Passionaldichters ist wichtig, daß er gelegentlich, ohne durch einen äußeren Grund, etwa einen Sinnesabschnitt, dazu veranlaßt zu sein, ein Paar von Dreireimen zwischen die Reimpaare einfügt.

3) Herausgegeben (mit Untersuchung) von Karl Schröder, Germanistische Studien (Supplement zur Germania, herausg. von K. Bartsch) I (1872), S. 247—315.

4) Auch wenn Heinrich von Nördlingen das Gedicht gekannt hat (Schröder S. 314f.), ist ein brauchbarer Anhalt für die Datierung dadurch nicht gegeben.

5) Es steht außer in der von Schröder abgedruckten Berliner Handschrift auch in der großen Mergentheimer Sammelhandschrift.

6) Der Sünden Widerstreit. Eine geistliche Dichtung des 13. Jahrhunderts. Herausg. von Victor Zeidler, Graz 1892. Dazu die für die literarhistorische Stellung des Gedichtes wichtige Besprechung von Phil. Strauch, Anz. f. d. Altert. 23, 272—280.

Richtung, darstellend den Streit der menschlichen Tugenden unter Führung der Minne gegen die Untugenden unter der Leitung der Sünde und den Teufel mit seinen Heerscharen unter dem Bilde eines ritterlichen Kampfes, mit dem Ziel der mystischen Vereinigung der Seele mit Gott. Das gewählte Bild läßt einen im ritterlichen Brauch bewanderten Verfasser vermuten, doch ist er wohl ein Geistlicher gewesen. Für einen Deutschordenspriester lag die Einleidung vielleicht besonders nahe. Seine Heimat war Thüringen, die Abfassungszeit des Werkes ist wohl der Anfang des 14. Jahrhunderts.<sup>1)</sup>

Abseits von Schule und Einfluß des Passionaldichters steht Heinrich von Hesler<sup>2)</sup>, der erste, von dem wir mit urkundlicher Sicherheit, nämlich aus seinen eigenen Worten, wissen, daß er als Ordensritter selbst im Ordenslande gelebt hat. Er ist einer der wenig zahlreichen Niederdeutschen im Orden und stammte aus der Gegend von Gelsenkirchen. Spuren dieser Herkunft kann die Sprache seiner Werke nicht ganz verleugnen. Im Ordenslande finden wir ihn in einem Orte namens Nebre, worunter wahrscheinlich Groß-Nebrau an der Weichsel abwärts von Graudenz zu verstehen ist. Eine unfreundliche Erinnerung verknüpfte sich für ihn mit diesem Orte, da er dort eine gehässige Kritik seines Hauptwerkes erfuhr. Die Zeit seines Arbeitens ist nur ungefähr festzustellen. Sein Evangelium Nicodemi ist nach 1291 geschrieben, von seinem zweiten größeren Werk der Anfang (bis etwa D. 6000) sicher vor 1312, außerdem war dieses Werk dem Daniëldichter am Ende der zwanziger Jahre bekannt. Man wird also auf die Zeit von 1292—1325 geführt.

Wir besitzen von Hesler drei Werke<sup>3)</sup>, von denen jedoch nur zwei vollständig erhalten sind, das früher abgefaßte Evangelium Nicodemi ohne Nennung des Namens, das spätere, die Apokalypse, mit Namensnennung und ebenso ein titellos und nur fragmentarisch überliefertes Gedicht, das wohl Erlösung genannt werden kann. Genaueres über dieses Werk, auch über seine zeitliche Einreihung läßt sich nicht ermitteln.

Das Evangelium Nicodemi stellt in seinem ersten Teil den Prozeß Christi vor Pilatus, die Passion und Höllenfahrt dar, nach den vier kanonischen Evangelien und dem im Mittelalter viel benutzten und bearbeiteten apokryphen,

1) Die vom Herausgeber und anderen (Hering S. 13 Anm.) vorgenommene Datierung ins 13. Jahrhundert (um 1280) beruht auf falscher Beurteilung eines Eintrages in der Gießener Handschrift (f. Strauch a. a. O. S. 237). Wäre sie richtig, so müßten wir sehr frühe Einwirkung des Passionaldichters annehmen.

2) Über seine Person s. Helm in der Einleitung zum Evang. Nicodemi, S. LXXXIff.

3) Das Evangelium Nicodemi, herausg. nach der unvollständigen Görlicher Hs. von P. Piper, Die geistliche Dichtung des Mittelalters II, S. 142—285, und kritisch nach allen Hss. mit Untersuchung von K. Helm, Bibliothek des Lit. Vereins 224, Tübingen 1902. — Die Apokalypse, aus der Danziger Hs. herausg. von K. Helm, Deutsche Texte des Mittelalters VIII (Dichtungen des deutschen Ordens I), Berlin 1907. — Die Fragmente sind zum Teil herausg. von O. v. Heinemann, Zeitschr. f. d. Alt. 32, S. 111—117 (Aus zerschnittenen Wolfenbüttler Handschriften Nr. XVIII und XIX), zum Teil von E. Steinmeyer, Zeitschr. f. d. Alt. 32, S. 446—449.



sogenannten Evangelium Nicodemi (Gesta Pilati und Descensus ad inferos)<sup>1</sup>.) Fortgeführt wird dann die Erzählung durch die Anfügung der Geschichte von der Krankheit und Heilung des Kaisers Tiberius und der Zerstörung Jerusalems durch Despasian auf Grund der Legenden von Tiberius, Despasian und Veronica.<sup>2</sup>) Obwohl Hesler sich hier nicht selbst nennt, steht meines Erachtens seine Verfasserschaft doch seit Amersbachs Untersuchung<sup>3</sup>) fest. Auch der Widerspruch Schumanns ist nicht ausreichend, die These zu erschüttern.

Das zweite große Werk, nahezu 23 000 Verse umfassend, ist die Übertragung und Auslegung der Apokalypse. Wie es schon in der Judith zu finden war, hatte auch Hesler schon im Evangelium Nicodemi, wenn auch erst in geringem Umfang, theologische Betrachtungen eingefügt, mehr Derartiges fand sich wohl in seiner Erlösung; die Apokalypse vollends enthält eine bald Vers für Vers einzeln behandelnde, bald größere Abschnitte zusammenfassende ausführliche Auslegung auf Grund<sup>4</sup>) der Glossa ordinaria und verschiedener kirchlicher Kommentare. Der Umfang dieser Auslegungen wie der benutzten geistlichen Literatur hat etwas Überraschendes bei einem Manne ritterlichen Standes. Andererseits erklärt sein Stand sehr gut die Grenzen seines Könnens. Diese Auslegungen mit ihren verwickelten Gedankengängen klar und ohne übermäßige Breite vorzutragen und wirklich, wie er doch wohl beabsichtigte, zu popularisieren, dazu reichte seine Kraft und seine geistliche Schulung vielfach nicht aus, so daß sein Werk streckenweise außerordentlich schwerfällig und schwerverständlich bleibt.

Interessante Einzelheiten, welche auf ganz persönliche Anschauungen des Verfassers ein Licht werfen, treten in Heslers Werken mehrfach hervor. Die Geistlichkeit schätzt er hoch, aber daneben übt er, in Anlehnung an seine Quellen, eine freimütige Kritik. Über den Wert der Beichte denkt er in der Apokalypse streng, entsprechend der kirchlichen Lehre, im Evangelium Nicodemi geringer, wenn man wirklich die Worte 1872ff. so ausdeuten darf. Gegen die Juden äußert er sich im Evangelium Nicodemi mit einer fanatischen Schärfe, gewalttätige Befehring oder Vernichtung fordernd, in der Apokalypse huldigt er tolerant der kirchlichen Lehre von der Befehring aller Juden am Ende der Dinge. Schumann hält in beiden Fällen die Unterschiede für so schwerwiegend, daß er daraus schließt, beide Werke hätten verschiedene Verfasser gehabt. Ich ziehe

1) Herausg. von C. Tischendorf, Evangelia apokrypha<sup>2</sup>, Leipzig 1876, S. 333ff. — Dazu R. S. Wülker, Das Evangelium Nicodemi in der abendländischen Dichtung, Paderborn 1872.

2) Über die Entwicklung dieser Legenden ist zu vergleichen A. E. Schönbachs Besprechung der ersten Ausgabe von Tischendorfs Evang. apokrypha, Anz. f. d. Alt. 2, S. 149—212 und dazu K. Helm, Paul und Braunes Beiträge 24, S. 126ff.

3) Über die Identität des Verfassers des gereimten Ev. Nicodemi mit Heinrich Hesler, Beilagen zum Konstanzer Gymnasiumsprogramm 1882/3 und 1883/4. Anders C. Schumann (f. nächste Anm.), S. 58—66 (und dazu Jahresbericht 1912, S. 115).

4) Curt Schumann, Über die Quellen der Apokalypse Heinrichs von Hesler, Diss. Gießen 1912.

vor, eine Änderung der Anschauungen Heslers im Laufe der Jahre anzunehmen. Beide Male liegt die Sache so, daß das später geschriebene Werk sich der kirchlichen Auffassung anschließt; in jüngeren Jahren hat der Dichter sich in diesen Dingen vielleicht den Luxus einer freieren eigenen Anschauung gestattet. Es würde dazu nicht übel passen, wenn wirklich, wie ein Urkundenfund Schröders<sup>1)</sup> möglich erscheinen läßt, Hesler in höherem Alter die Weihen empfangen hat und Propst, später auch Komtur, zu Schillen in Thüringen geworden ist. Zu den freieren temperamentvollen Äußerungen des jungen Hesler stellt sich im Evangelium Nicodemi auch ein wie ein Anachronismus anmutender sozialer Radikalismus, wenn er die Gleichheit aller Menschen verfißt, da die doch alle von einem Menschenpaar herstammten.

In der Geschichte der Metrik nimmt Hesler eine nicht unwichtige Stellung als Verstheoretiker ein. Er hat über den Bau der Verse nachgedacht und hat die Regeln, nach denen er arbeitet, die ihm aber selbst offenbar erst nach Vollendung seines ersten Werkes ganz klar geworden sind, in der Apokalypse niedergelegt. Die Hauptforderung seiner nicht leicht verständlichen Ausführungen<sup>2)</sup> ist, neben der der Reimreinheit, die Begrenzung der Silbenzahl eines Verses auf normalerweise 6—8 und die Festsetzung gleicher Silbenzahl für die Verse eines Reimpaares. Er vertritt damit noch die gemäßigte Richtung innerhalb der Ordensdichtung, während bald nach ihm andere die absolute gleiche Silbenzahl aller Verse eines Gedichtes durchführen.

(Schluß folgt.)

## Grundfähliches zum deutschen Unterricht IIb.

### Die pädagogische Aufgabe der Dichtung.

Don Hermann Schurig in Lemgo.

Während die Glücklicheren draußen auf der Wacht stehen oder siegreich in Feindesland vordringen, ist der Daheimgebliebenen Aufgabe, mit verstärktem Nachdruck danach zu streben, unseren Kulturbesitz in allen Bezügen des Lebens zu erhalten, zu vertiefen und zu mehren. Darum ist jetzt die Erörterung von Unterrichtsfragen so lebhaft wie nur je in Friedenszeiten; die dabei empfohlenen Wege sind teils die alten nach sicher erprobten Zielen, teils neue nach solchen, die erst zu erproben sind. Im Grunde einig sind dabei, wie mir scheint, die Parteien in dem Grundgedanken: Das deutsche Volk soll sich verstehen als das, was es ist. Nur daß die Gegner eben darüber verschiedener Meinung zu sein scheinen nach dem Motto:

1) E. Schröder, Heinrich von Hesler urkundlich? Zeitschr. f. d. Alt. 53, 400. Die früheste der Urkunden liegt allerdings auch schon mindestens fünf Jahre nach der Vollendung der Apokalypse.

2) Darüber zuletzt K. Helm, Zu Heslers und Jeroschins metrischen Regeln, Paul und Braunes Beiträge 24, S. 178—187.

Was uns zerspaltet, ist die Wirklichkeit,  
doch was uns einigt, das sind Worte.

Am schärfsten ist der Ruf nach grundsätzlicher Änderung des höheren Schulwesens wohl ausgesprochen in jenem bekannten Schühengrabenbrief Dr. Heerens: „Alle Bedürfnisse der Jugendbildung können und wollen wir ganz aus eigenen Mitteln bestreiten. Eine höhere und reinere Geisteskultur soll erzeugt werden, die, in sich und nach außen abgeschlossen, durch und durch deutsch ist.“

Gewiß wird, auch wer nicht so weit gehen kann, eine gewisse Verstärkung des deutschen Unterrichts besonders durch Mehrbetonung der in der Volks-, Heimat- und Landeskunde zurzeit ziemlich brachliegenden nationalen Bildungstoffe wünschen. Wer aber über deutsche Lektüre nach Auswahl und Behandlung eine Meinung äußern will, der hat sich mit dem grundsätzlichen Gedanken jener Richtung auseinanderzusetzen: eine höhere und reinere Geisteskultur in streng nationaler Beschränkung nur aus eigendutschen Elementen zu erzeugen. Wir wollen den Ausdruck nicht pressen, der an eine generatio aequivoca erinnert, aber doch, glaube ich, muß dem großen Worte kräftigst widersprochen werden. Der Versuch, das deutsche Wesen, den deutschen Geist ganz und rein aus sich selbst entstehen zu lassen, ist im Grunde ungeschichtlich und entspricht nicht den Tatsachen. Die europäische Kultur und Geistesbildung im ganzen wie die der einzelnen Nationen ist nicht zu begreifen und nicht zu begründen außerhalb der großen universalgeschichtlichen Zusammenhänge, und diese kann man weder leugnen noch aufhören machen wollen und ersetzen durch eine Neuschöpfung unseres geistigen Wesens nur aus dem Eigenen. Jedes Zurückgehen auf einen früheren nationalen Zustand führt an jedem Punkte zu zahlreichen geistigen Quellen, die bald offen, bald verdeckt in unser Wesen eingeflossen sind und die geistige Substanz unseres Volkes gerade so geformt haben, wie die Ideengeschichte es aufweist. Im geistigen Leben Europas kann ein Volk so wenig als ein einzelner sein eigener Vater sein; hier beginnt nicht in jedem echten Volke, wenn es nur will, die Welt des Geistigen neu, hier muß sich der Enkel der geistigen Ahnen rühmen. Und gerade wenn wir fragen, was denn innerhalb der höchsten und freiesten Elemente europäischer Bildung den entscheidenden Zug ausmacht in der deutschen Intelligenz, in der deutschen Kunst und nicht zum wenigsten in der deutschen Ethik und Religiosität, so ist es die tiefe Verbindung der großen geschichtlichen Gewalten des Altertums, des Christentums und des modernen Naturerkenntnis im deutschen Geiste, die den Charakter desselben in erster Linie bestimmt. Nur aus dem fortdauernden Wirken dieser großen geschichtlichen Mächte der Vergangenheit in die Gegenwart des deutschen Lebens und Denkens hinein erwuchs die Universalität des geschichtlichen und philosophischen Blickes, die für den deutschen Geist entscheidend ist. Aus dem Beleben, Verstehen und Aneinanderhalten dieser Geistesmächte entstand im deutschen Bewußtsein die echte Universalgeschichte, die aus den Gestalten des geschichtlichen Daseins der Menschheit zur Erkenntnis bringen kann, was der Mensch ist. Dieser deutsche Humanismus hat seinen Mittelpunkt in dem großen Bewußtsein von der schöpferischen und mit dem Unsichtbaren verknüpften Menschennatur, welche sich in der Kunst, der Religion und Moral wie in der Spekulation offenbart und tätig erweist. In dieser letzten und höchsten Form des deutschen Denkens erhebt sich die Anschauung einer allen Konfessionen gemeinsamen, ja den Kern aller Religionen enthaltenden Wahrheit; eine unsichtbare

Gemeinde des Geistes erscheint, der schon Sokrates und Seneka angehörten, die in Italien und Frankreich, in den Niederlanden und in England ihre Vertreter gehabt hat, bis sie als Werkzeug sich ergriff die Deutschen Luther und Lessing, Herder und Kant, Goethe und Schlegel, Hegel und Rantke, Dilthey und Cuden. Diese Andeutungen müssen hier genügen. Will man aber noch eine Antwort auf die Frage, worin denn eigentlich nun das Besondere der deutschen Art bestehe, der wir auf dem gewinnvollen Leidenswege dieser gegenwärtigen Bedrohung unseres nationalen Daseins jetzt kräftiger zustreben, so würde ich sagen, daß die Deutschen trotz vieler Gleichheiten mit anderen höherstehenden Völkern doch im Grunde begabter, klüger, schaffensfreudiger und schaffensfähiger, also mit einem Worte besser und für die Gesittung, für den Werdegang der Menschheit wertvoller und notwendiger sind als die anderen. Und daß sie das auch deshalb mit sind, weil bei uns eine größere Zahl der Volksgenossen einen Hauch vom Geiste jener Großen verspürt hat, der sie befähigt, in ihm auf unseren völkischen Grundanlagen das Leben bewußter zu gestalten zu wirklich menschlichem Dasein:

So waren wir und sind es auch	Und in der Taten Recht . . .
Das edelste Geschlecht,	Zusammen haltet euren Wert,
Don biederm Sinn und reinem Hauch	Und euch ist niemand gleich.

Mit höherem Recht noch als 1816 wird man nach dem Siege wieder sagen:

Was ihr besitzt, besitzt ihr erst von heute. Doch nun ist's eigener Gewinnst:	
Zwar hat der Ahnen würdiges Verdienst	Ihr habt das Recht daran erworben.
Die goldnen Reife längst geflochten,	

Zum deutschen Wesen gehört der Idealismus; auch da scheint eine Auseinandersetzung mit den Neuerern am Platze. Sie wollen zwar wohl alle das „ewig Gültige“ in dem neuhumanistischen Bildungsideal anerkennen und beibehalten, aber das „zeitgeschichtlich Bedingte“ daran jetzt unter geänderten Verhältnissen nicht mehr übernehmen. Soweit dies in die Frage ausläuft, ob wir die Antike als Nährboden des Idealismus aufgeben dürfen oder nicht, können wir den Streit hier in der Hauptsache unerörtert lassen, da es sich ja im folgenden um die deutsche Lektüre handeln soll. Aber manche der Rufer in die Zukunft, die erst jetzt den wahren Schlüssel zur Entzifferung unseres geistigen Lebens liefern zu können glauben, verkünden der Gegenwart laut und immer wieder, daß eine Kluft gähnen soll zwischen dem Goethe- und dem Bismarckdeutschland, zwischen den Idealisten alten Stiles und dem neuen deutschen Wirklichkeitsmenschen; erst jetzt sollen wir reif geworden sein, das deutsche Ideal zu begreifen, das fest gegründet sei in der Erde, der Natur, der Wirklichkeit; erst jetzt soll eine neue deutsche Kultur uns lehren, Ideale in Wirklichkeit zu verwandeln, Wirklichkeit idealisch zu steigern und zu erhöhen. Beliebt sind da Wendungen von einem fremden Firnis, der sich z. B. bei Goethe über das Stammhafte seiner echt deutschen Schöpfungen gelegt habe. Und unverhüllt wird ausgesprochen, daß dies Stammhafte, ja sogar das Völkische in unsern deutschen Klassikern so stark zurüdtrete, daß sie zur Kenntnis des deutschen Volkes und zur Vertiefung in sein Wesen nur wenig beizutragen vermöchten.<sup>1)</sup> Man sieht, wenn die Tore unserer höheren Schulen dem deutschen Wesen weit aufgetan werden sollen, dann muß nach dem Gesetz der Verdrängung aus unseren Schulhallen etwas heraus: unsere humanistischen Klassiker, die kaum

1) So Prof. Dr. Knötel im „Tag“ vom 28. Dezember 1915.

rund einhundert Jahre tot sind, sie sind nach den Alten die nächsten, die Platz machen sollen. Zwar beteuert man, missen wolle man sie nicht, zwar sollen noch immer die gewaltigen geistigen Berghäupter weit in das Land hineinragen, aber mühsam sie zu ersteigen, dazu ist eben die Zeit nicht mehr recht da, auch vielleicht die Lust nicht; man wird sie noch bewundern, aber wird man sie noch verstehen? Am radikalsten geht wieder Dr. Heeren vor, wenn er sagt: „Der Grundfehler des gegenwärtigen Unterrichts ist zu beseitigen, daß man Literaturwerke, die für welterfahrene Erwachsene bestimmt sind, mit Kindern behandelt“ (d. h. mißbraucht, wie Paul Förster hinzugesetzt hat).

Dieser Heerensche Satz ist in seinem ganzen Umfange höchst anfechtbar. Ist nicht Homer im Altertum ein Jahrtausend lang Schulbuch gewesen und hat das der unermesslichen lebendigen Wirkung seiner Gedichte geschadet? Sie sind heute noch nicht ausgeschöpft. Sagt nicht Horaz seinen bescheidenen Werken sogar dies Schicksal voraus? Es ist doch unverkennbar ein geistiges Gesetz, daß die großen dichterischen Intuitionen zum Material werden für schulmäßige und wissenschaftliche Analysen späterer Zeiten: habent sua fata libelli. Wer glaubt im Ernst, daß man einen Deutschunterricht auf die für die reifere, d. h. unreife Jugend bestimmte Literatur wird aufbauen wollen, wohin kämen wir da? Geschähe es aber, wo würde die Mehrzahl der Erwachsenen später Zeit und Verständnis hernehmen für die für Erwachsene bestimmte Literatur? Dann würden die deutschen Klassiker tatsächlich in kurzer Zeit aus den Bildungsbezügen der Mehrzahl der sogenannten Gebildeten ausgeschaltet sein. Denn wenn der Unterricht ganz auf den Versuch — mehr ist es nicht — verzichtet, diese Dinge und diese Männer an die Schüler heranzubringen, dann ist hundert auf eins zu wetten, daß unsere geistigen Größen bald im Volke auch der Gebildeten nur noch weniger bekannt und noch weniger geliebt sein werden. Sie werden dann den Nachfahrenden zu Geheimnissen und müssen es so lange bleiben, als man nicht wenigstens nach Kräften den Versuch wagt, den Sinn unseres Lebens und unserer Kunst, unsern Charakter und unsere Sprache in den vielen ihnen sonst unbekannt bleibenden Worten und Gedanken zu erschließen. Die Kontinuität zwischen dem Geistesleben unserer Klassiker und dem heutigen Durchschnittsgeist der Gebildeten ist so schon weder stark noch verbreitet, dann aber wäre es um den geistigen Zusammenhang unseres nationalen Lebens erst völlig geschehen. Zu spät wird man das erkennen, am schmerzlichsten gerade unsere Schriftsteller und Dichter.

Nun befürchtet man offenbar, die Jugend und damit systematisch das ganze Volk gegen unsere Klassiker zu vergrämen, indem man meint, daß nach der in den Schulen üblichen „mißbräuchlichen“ Behandlung niemand im späteren Leben mehr Lust verspüren werde, zu jenen unvergänglichen Quellen zurückzukehren. Damit haben sie freilich überall da recht, wo die klassischen Werke durch pedantische Behandlung der Schuljugend vergällt worden sind. Es kommt eben alles darauf an, daß der Unterricht Lust weckt, zu jenen Werken zurückzukehren, nicht darauf, daß er alles erklärt und zum Verständnis zu bringen sucht. Stets ist es das Zuviel, das schadet. Es ist eben nicht so einfach, in der Beschränkung den Meister zu zeigen. Aber man darf getrost behaupten, daß wir da sündigen, wo manche Neuerer zu sündigen nicht wagen; nur wer die Sehnsucht nach dem höchsten Himmel hat, kann da auch zur tiefsten Hölle des Irrtums hinabstürzen. Um so eher, als von den vielen berufenen Deutschlehrern

nicht alle zu den Auserwählten gehören können, und auch deshalb, weil unsere höchsten Männer ihrer eigenen Zeit und uns oft zum Rätsel geworden sind, das sich verstandesmäßig nur schwer und oft nur annähernd lösen läßt. Übrigens mahnt dies Bedenken mehr zur Vorsicht, als daß es wirklich so schwer ins Gewicht fallen könnte. Wie viele Dichter und Schriftsteller haben mäßigen oder selbst schlechten deutschen Unterricht gehabt! Man muß sich im schlimmen Falle damit trösten, daß des Lehrers Einfluß auf die Art, wie die Dinge im Grunde von den Schülern geschätzt werden, an sich kein entscheidender ist oder doch nicht zu sein braucht. Gewiß, der Lehrer, der selbst von einem Gegenstande erfüllt ist und ihn lebendig zu machen vermag, reißt sie mit fort; wer das aber nicht kann, der wird auch umgekehrt trotz verfehlter Methode die echte Poesie nicht völlig ums Leben bringen, sie ist zum Glück nicht totzukriegen. Es geht ihr wie der Bibel, das Wort ist erstarrt zum Buch, die toten schwarzen Zeichen müssen zum Leben erweckt werden. Das wird — nachdem die Letternkultur der Schule ihre elementare, zum Teil mechanisch-gedächtnismäßige Schuldigkeit getan hat —, auch wieder allein das Leben am besten und zur rechten Zeit besorgen; das Leben findet die rechten Stunden, zu Freude und Leid schließt es die Herzen auf. Die Schule hat für die Gemütswerte wie für die sog. Gefinnungstoffe zunächst nur die erste, propädeutische Bekanntschaft zu vermitteln; daß diese eben in allererster Linie sich an den Verstand wenden muß, liegt doch in der Natur alles Unterrichts, der ja oft auch des kleinen Menschen schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden vergebens sich bemüht. Hier heißt es eben Optimist sein, wie Sokrates und Jesus, die wußten, daß, wie Wissen das Gewissen bildet und schärft, und wie Fühlen das Gefühl weitet und vertieft, so ewig des Menschen Worte auch Vorboten künftiger Taten sein können. Da der Schüler im übrigen aber doch neu ist, so soll der Unterricht „in dieses ihn tauchen und jenes“. Tauchen kann der Unterricht die Schüler in den Brunnen der Poesie, aber nicht färben darin. Lust machen soll er, die Seele aufs neue in jenem Quell zu baden, und Wege zeigen, damit der Hungernde selbst nach jenen reichen Schätzen suchen lerne, die den Geist nähren wie das Brot den Leib. Wer für diese Dinge überhaupt reif wird, der wird es in der Schule doch nur in ganz seltenen Fällen schon, auch hier gilt: „Es bildet nur das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte“. Darum werden die Mehrzahl der Dramen und vieles aus der Gedantendichtung Schillers und Goethes nie ausgeschöpft werden dürfen im Unterricht; sie können es aber auch gar nicht, denn das Unergründliche des Kunstwerks macht es für unseren Verstand immer unendlich; es wird empfunden, es wirkt, sein Wesen kann aber nicht mit dem Verstande, nicht mit erklärenden Worten restlos ausgedeutet werden. Von den lyrischen Stimmungsgedichten gilt das ganz besonders. Der Vortrag des Lehrers — am besten frei aus dem Gedächtnis — soll das einzige Mittel der Darbietung bleiben, er mag wiederholt werden: jedes Wort dazu, darum herum und darüber hinaus bleibt wirkungslos. Was könnte er auch z. B. zu Allmers „Seldeinsamkeit“ hinzufügen oder klarer machen, das der Dichter mit seinem Ausdrucke nicht weit besser ausgesprochen hätte? Höchstens sagt er noch: Dieses Gedicht hat Joh. Brahms vertont; es gibt nicht Schöneres, als eine begnadete Sängerin es singen zu hören, dann erst erschließt sich uns die schlichte Tiefe dieses Naturempfindens völlig.

Und nun zu der Frage des deutschen Idealismus; hat er heute noch seinen Nährboden in den neuhumanistischen Klassikern, oder dürfen wir diese ohne Schaden noch

mehr zurücktreten lassen? Versuchen wir zunächst die deutsche Bewußtseinslage der Gegenwart zu umschreiben. Ein Rantewort mag uns dabei leiten: „Ein großes Volk, sowie ein selbständiger Staat wird nicht allein daran erkannt, daß er seine Feinde von den Grenzen abzuwehren weiß. Die Bedingung seiner Existenz ist, daß es dem menschlichen Geiste einen neuen Ausdruck verschaffe, ihn in neuen eigenen Formen ausspreche und ihn offenbare. Das ist sein Auftrag von Gott.“ Das will für uns Gegenwartsdeutsche heißen: Nachdem die volle politische und wirtschaftliche Selbständigkeit errungen sein wird, wird es in der Zukunft darauf ankommen, daß wir mehr noch als bisher auch geistig auf uns selber stehen, unsere besonderen Gaben mehr achten, und die Welt, soweit es in unserer Macht steht, nach dem deutschen Ideal umgestalten. Der innerste Trieb, der geheime Geist des Volkes soll sich entfalten; die Kraft von innen, bei diesem außerordentlichen Verhängnis der Gegenwart herrlich ans Licht gestiegen, soll als ein innigtes Notwendigkeitsgefühl die Nation zur Weltgeltung ziehen. Dies Dunkle und Geheime, dies Höchste, das wer weiß woher kommt, es soll das Schicksal unseres Volkes gestalten als lebendiger Geist und es soll den Schimmer eines höheren Daseins auf alles Wirkliche werfen.

Dieser deutsche Schöpfergeist ist eine übermenschliche Synthese, wo fände er sich vollkräftig nach beiden Seiten in einer Person verkörpert? Goethe und Bismarck, gestaltend beide, der eine von innen, der andere von außen, sie machen zusammen den deutschen Schöpfergeist aus. Wer nun die Kraft von und nach außen, die extensive Kraft, als das Wichtigste im deutschen Zukunftsideal ansieht, der findet freilich bei den Klassikern davon zu wenig, um auch die politische Seite des Ideals genügend zu befruchten und zu befeuern. Warum das so ist oder so sein mußte, lag an der klassischen Zeit und ihrer Bewußtseinslage; das ist allbekannt, daraus einen Vorwurf zu konstruieren wäre ungerecht, wir haben ja auch von Möser, von Kleist und Arndt an genug politische Schriftsteller und Dichter, die da den Klassikern ergänzend zur Seite treten, wie sie auch lehrplanmäßig zur Geltung kommen. Wer aber den Hauptnachdruck auf die innere Kraft des Ideals legt, kann nichts anderes wünschen, als daß die Jugend mit den besten, erhabensten Intuitionen des allgemeinen Menschheitsideals bekannt gemacht werde, wie sie unseren deutschen Klassikern vorgeschwebt haben und die im Leben der Nation immer noch zu wenig Wirkung tun. Hat nicht Schiller Ideale in Wirklichkeit zu verwandeln gelehrt und vorgelebt? Hat kein Goethe die Wirklichkeit idealisch gestaltet und erhöht? Besitzen wir nicht eine Erziehung des Menschengeschlechts? Schwer muß uns alle die Erkenntnis drücken, daß solche Reichtümer noch so wenig in lebendige Wirkung ausgemünzt sind. Und da soll nun dies deutsche Humanitätsideal jetzt womöglich von den Flammen wohlgemeinten Eifers um die nationale Sache verzehrt werden? Freilich ringt kein Volk am Ostufer des atlantischen Meeres mit so starken und zahlreichen geschichtlichen Erinnerungen, wie das deutsche, und beherzigenswert bleibt immer das Goethewort:

Gebautes einzureißen rat' ich, gnügt's nicht mehr;  
Mit Willen tät' ich's!

Aber dann folgt die Mahnung: Zufall aber bleibt verhaßt.

Drum eilig sammle, was von Männern im Bezirk  
Die tätig reg' ist, widersteh' der Flammen Wut!

Was ist denn ein menschliches Ideal? Hier ist doch kein Unterschied, hier ist kein

Jude oder Grieche, kein Deutscher oder Engländer; das Menschheitsideal hat Träger aus allen Zeiten und bei allen oder doch vielen Völkern gefunden. Der ideale Menschheitscharakter ist nicht dieser oder jener Rasse, diesem oder jenem Volke eigen. Er beruht allerdings auf individueller Auffassung und stellt sich darum in jedem einzelnen Volke verschieden dar, aber diese Unterschiede gehören doch zu dem Stoff, den der Geist erst gestaltet, ein Ideal ohne Künstlergestalter aber hat es noch nie gegeben. Wie an einem guten Modell jeder, der es malt oder modelliert, etwas Eigenes oder Anderes sieht, so fällt auch das Menschheitsideal verschieden aus bei den verschiedenen Völkern. Aber nicht das gibt das Ideale, sondern allein die das allgemeine Menschenschicksal gestaltende Kunst. Und auch von dem idealen Menschheitsbilde gilt, daß nur ein Anblick (oder eine Vision), welcher einem Künstler hat lieb werden können, auch anderen auf die Dauer lieb sein wird. Nur solchen Idealen läßt sich nachsinnen. Wie die Ergebnisse unseres Lebens nicht gelten, insofern sie wahr sind, sondern insofern sie etwas zu bedeuten hatten und Symbole des Ewig-Menschlichen sind, weil der Sinn unseres an sich flüchtigen Lebens ist, nicht im Vergänglichen uns zu verlieren, sondern tätig und gedankenvoll uns anzuschließen den ewigen Gesetzen alles Seins, — so bedeutet die nationale Färbung eines Ideals an sich wenig, Bedeutung erhält es nur, wenn sein Wirklichkeitsgehalt durch höhere Ziele aus der Region der niederen Wirklichkeit erhoben wird zur Wahrheit, mit anderen Worten, wenn es das Leben selbst ist, gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der künstlerischen Form. Jedes Idealbild ist eben als Kunstwerk aufzufassen, in dem die Gesetze der Kunst befolgt sind. Der Inhalt, selberlebt oder selbstempfunden oder selbstgedacht, bleibt wie individuell so auch völkisch verschieden, er ist nicht das Ideale selbst, das ist vielmehr die Form, die künstlerisch gestaltende, in der die Dinge reinkräftig angeschaut und dargestellt sind, und das ist zweitens die menschliche Idee des Ganzen.

Wie Natur im Diebgebilde	Dieses ist der Sinn der Wahrheit,
Einen Gott nur offenbart,	Der sich nur mit Schönem schmückt
So im weiten Kunstgebilde	und getrost der höchsten Klarheit
webt ein Sinn der ew'gen Art:	hellsten Tags entgegenblickt.

Bestimmte Vorgänge des menschlichen Lebens ändern sich nicht. Was vor hundert Jahren bei uns oder vor Jahrtausenden am Tiber oder am Nil und am Euphrat erbauend oder auflösend gewirkt hat, das wird die gleiche Kraft auch für uns und unsere Enkel behalten. Die äußeren Verhältnisse des Lebens, die jedes Volk und jeden einzelnen in den allgemeinen Formen seiner Zeit wie in den besonderen seiner Lebenslage zwingen und binden, sie wechseln vielgestaltig und dauern nicht; wer aber im Reiche des Geistes das Allgemeine und Grundlegende sich fest bestimmt, wer hier an das Große und Entscheidende sich bindet, wie es im Menschheitsideale sich uns vorstellt, der Mensch ist in diesem allen wirklich frei. Denn die Menschheit schreitet zwar im Ganzen fort, jeder einzelne fängt aber wieder von vorn an und ist darum besonders in der Jugend empfänglich für solche lebenspendende Ideale, wie sie die Klassiker innerlich erleben, um dann das in höherem Sinne Typische des Menschenlebens daraus zu gestalten.

Was Leiden bringen mag und was Genüge,	Dem Paradies bis heute, gleich gemeint.
Behend verwirrt und ungehofft vereint,	So singt der Barde, spricht 'Legend' und Sage,
Das haben tausend Sprach- und Redezüge,	Wir fühlen mit, als wären's unsre Tage.



Leid und Lust und die Vorstellung davon sind der höchste Inhalt unseres Lebens; wird dieser Inhalt zu einem Bilde geistiger Persönlichkeit künstlerisch gestaltet, so ist ein solches Ideal — einerlei welchem Volke es entstammt — ein Spender geistigen Lebens für viele Menschen und Geschlechter; durch die erzielte höchste ästhetische Wirkung wird es auch seelenbildende Kraft haben.

Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt  
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Das deutsche Ideal kann im Grunde kein anderes sein als das allgemeine praktische Menschlichkeitsideal. Dieses besser erkannt und dargestellt zu haben als andere moderne Dölker, das verdanken wir unseren Klassikern. Deren Idealbilder sind freilich aber wieder nicht denkbar ohne das Idealvolk der Griechen („ideal“ natürlich nur in diesem Betracht). Darum hat es keinen Sinn, die vielberufenen Unterschiede zwischen antik-griechisch, neuhumanistisch und gegenwartsdeutsch zu betonen und weiter so zu tun, als ob das deutsche Ideal erst jetzt gefunden und gestaltet werden müsse. Von Nützlichkeitsidealen ist hier nicht die Rede, bei all ihrer Bedeutung sind sie nicht das Wesentliche im Leben. Das Menschheitsideal dagegen, indem es das allgemeine Menschenschicksal zu gestalten und von seiner vorgestellten Furchtbarkeit zu entbinden sucht, will lehren zu leben und zu sterben um des Lebens willen. In diesem Sinne dürfen wir es deutsch nennen, denn deutsch ist nach R. Wagner „die Sache, die man treibt, um ihrer selbst und der Freude an ihr willen treiben“.

In den Werken unserer Klassiker und vorzüglich in den Dichtungen Goethes besitzen wir Kunstwerke von Ewigkeitswert und zugleich von bester Eignung für die Jugend; denn wenn auch selbst Erwachsene Goethe so wenig ausschöpfen als irgendeinen Großen der Nation, das Wesentliche an ihm erfaßt doch schon die Jugend. Ganz besonders gilt dies noch für eine Reihe von Werken, die fast nirgends bisher im Unterricht herangezogen werden und die doch neben der echt deutschen Frömmheit und sittlichen Menschlichkeit in Hermann und Dorothea von allerhöchstem Humanitätswert sind. Ich denke zunächst an die Achilleis, den Elpenor und die natürliche Tochter. Leichtler verständlich ist außerdem sehr vieles aus den Theaterreden, Prologen, Maskenzügen und ähnlichen Gelegenheitsdichtungen, die oft allzu leichtfertig abgelehnt werden als renaissancemäßige Höflingsdichtungen. Überall geht durch sie hindurch ein sittlicher Bezug von höchster Zartheit, eine überall verteilte Würde, verteilte Liebe. Das Höchste ist eine fast unfaßliche Menschlichkeit, ein selbstverständlicher Reichtum des Seelischen, verbunden mit tiefen historischen Einsichten über die ganze Weite des Weltlebens. Hier spricht die Dichtung das Ideal einer höheren Menschheit freier, heiterer und menschlicher aus, als Philosophie es jemals vermag. Manchmal ist es gerade ihre sog. Überidealität, ihr völliges Abgezogensein von aller Wirklichkeit, von jedem Jetzt und Heute, was ihnen den unvergänglichen Menschheitswert verleiht. Und dieser deutschen Humanität Goethes sollte man nicht versuchen die Jugend einige Schritte näher zu bringen?<sup>1)</sup>

1) Der gegenwärtigen Höhe nationaldeutschen Empfindens entspricht der lebhaft geäußerte Wunsch, daß unsere Jugend sich recht innig bekannt machen möge mit den Lebensläufen unserer herrlich hervorgetretenen Männer und Führer. Möchten nur recht viel Berufene die Feder zu solchen Schilderungen ergreifen, dann wird unsere Jugend sie auch lesen und männliches Gottvertrauen, verbunden mit mutiger Entschlußkraft und höchster Anspannung des

Daß die Dichtungen unserer Klassiker, also die Werke alten Stiles, als vorzüglicher Nährboden des deutschen Idealismus auch weiterhin mit Liebe und Fleiß im Unterricht bebaut zu werden verdienen, das habe ich im bisherigen aus allgemeinen Gesichtspunkten nachzuweisen mich bemüht. Daß nun weiter dies Lesen und Besprechen zum Erlebnis werden müsse, das habe ich in einem Artikel des „Tag“ Nr. 192 (18. August) 1915 damit andeutungsweise begründet, daß der offensichtlich meistens nur geringe Erfahrungskreis unserer Schüler dazu ganz besonders nötige.

Saßt man diesen Erfahrungskreis als von außen begrenzt, so unterliegt keinem Zweifel, daß er gewaltig angewachsen erscheint, wenn wir unsere eigene Schülerzeit vor rund 40 Jahren zum Vergleich bringen. In der heutigen Zeit der weltumspannenden Eisenschienen und Drähte, der in der Luft zitternden Fernfunken, wo kaum noch ein Haus ohne elektrische Klingel- und Lichtanlage ist, wo das Auto, ja selbst das Flugzeug zu einer alltäglichen Erscheinung geworden ist, wird der Knabe mit all diesen Dingen von früh auf befannt und versucht sich — oft allzufrüh, aber wer wird's tadeln? — in eigenen Anlagen und Versuchen jeder möglichen oder auch unmöglichen Art. Die großartige Mechanisierung der Weltverbindung zur Überwindung von Raum und Zeit schlägt die Jugend automatisch in ihren Bann und regt die Geister auf ihre Weise an. Aber wie die höchstentwickelte Verkehrstechnik nicht vermocht hat, die Herzen der Völker einander näher zu bringen, indem sie Edleres zwischen ihnen vermittelte, als das tägliche Erleben bietet in Verlust und Gewinn, in Neuigkeit und Sensation, so wenig hat die ungeheuerere Erweiterung des äußeren Erfahrungskreises vermocht, die innere Entwicklung des jungen Geschlechts zu vertiefen oder auch nur abzukürzen. Auch beim Großstadtknaben ist die sogenannte Frühreise und äußere Erfahrungheit doch recht oft Schein, und wo ein Mehr besteht, geht es fast immer einseitig in eine nicht wünschenswerte Richtung hinein. Über diese Dinge ist sehr schwer ein allgemeines Urteil abzugeben. Gewiß, die Umwelt der größeren Stadt, zumal eine dort manchmal eher zu findende gewisse geistige Höhenlage des Hauses, Anschauung von Kunst in Museen und Theatern (auch Kinos?) machen es dem Großstadtlehrer in der Regel leichter, Probleme ethisch-religiöser oder kunstphilosophischer oder auch geschichtlicher Art mit seinen Schülern zu betreiben. Aber selbst wenn man sich an die sog. einfachen Probleme des Lebens hält, glaube ich doch, daß bei den weitaus meisten Schülern die eigene Lebenserfahrung zu gering ist, als daß man so wirksam und anschaulich, wie man wünscht, an sie anzuknüpfen vermöchte. Wie sollte es auch anders sein? Und weiter, was von Erfahrungen da ist, das ist eben noch nicht genügend in das Bewußtsein erhoben; die Erfahrungen werden zwar erlebt, aber sie werden noch nicht anschaulich verobjektiviert, das Denken und Sinnen über sie bleibt noch zu sehr in der nächstliegenden Gefühlssphäre. Denn die junge Menschenseele horcht nicht von selbst in sich hinein, wo sie ihre leitenden Stimmen fände, die unerforschlichen, nur durch ganzen Menschen, lieben lernen. Die Jugend braucht nur auf solche Darstellungen verständnisvoll hingewiesen zu werden, dann darf man wohl eine Wirkung des Beispiels erhoffen und zwar ohne Unterricht in heldenhaften Lebensläufen, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß nicht die Lesebücher aus ihnen mit den besten Stücken bereichert werden mögen. Im übrigen aber können wir uns getrost darauf verlassen, daß unser „Militarismus“, der uns nach fast fünfzigjähriger Friedenszeit solche Heerführer und Tatmenschen beschert hat, nach diesem Volkskriege auch weiterhin die nötige Männerausfaat besorgen wird, denn in ihm wird ein ganzes Heer von Schlachtendekern und Organisatoren geschult.

ihre Wirkungen bekannten Mächte des Gewissens, des Gemüts, der Phantasie. Die Jugend horcht vielmehr — aus bekannten psychologischen Gründen — nach außen. Und je stärker die Reizungen sind, die von außen kommen, um so mehr wird sie in ihrem Edelfsten bedroht. Gerade die ungeheuere Steigerung der äußeren Zivilisation hemmt oder verschüttet das Wachstum der zarten Organe im Innern des Menschen, die vielfach zu zart sind, um ihr sehnsüchtiges Verlangen nach Entfaltung in besinnlicher und schöpferischer Stille gegen die Wucht der sinnlichen Eindrücke, Forderungen und wechselnden Bedürfnisse durchzusetzen. Aber nur der ist wirklich ein Mensch, der durch das Geheimnis in schöpferischer Stille die Kraft sammelt zu wahren Menschentum. Der Held wie der Heilige erhalten ihre Befehle nicht von außen, sondern von innen und oben. Das schelte man nicht als zu ideal verstiegen, auch der kleine, bescheidene Mensch, der nicht zu großen Taten kommen wird, hat eben gerade in diesem Hunger der Seele, diesem Gefühl geistiger Armut, dem Bewußtsein schlechtinniger Abhängigkeit von einem Unausprechlichen, kurz in seinem metaphysischen Bedürfnis den großen Schatz, der Unruhe und seelisches Leid in Erlösung, Freiheit und Freude verwandeln kann.

Nun ist es freilich wahr, daß wir Deutschen, wenn wir uns auf das Ewige in uns besinnen, wenn wir die Kardinalfrage nach Sinn und Wesen des Daseins stellen, überhaupt kaum noch ein einheitliches Ziel haben. Und da man der Schuljugend noch nicht gut mit Euden u. a. kommen kann, so gibt es keinen anderen Rat, als sich darauf zu beschränken, daß man jenes innere Verlangen durch anschauliche Bilder des Lebens, durch die erhellende und stählende Kraft des Miterlebens großer Dichtungen an einzelnen Punkten hervorlocke, ihm Nahrung gebe und es dadurch immer mehr steigere zur Gewißheit der seelischen Grundkräfte, die man einst Glaube, Liebe, Hoffnung nannte.

Nicht als ob unsere Klassiker etwa fertige Modelle solcher Lebensbejahung entworfen hätten, sie malten keine Heiligenleben und nicht immer Helden, nein diese Dichter lassen ihre Gebilde auch kämpfen, irren und leiden wie wirkliche Menschen, aber sie lassen das Leben sehen sub specie aeternitatis, die große Klarheit und Freudigkeit eines unerschütterlichen inneren Friedens leuchtet in, durch und über allen Wirrnissen und Konflikten. Das ist ihr nicht hoch genug zu schätzender Vorzug vor vielen modernen Dichtern mit ihren entarteten und zerrissenen Seelenzuständen. Ein näheres Bekanntwerden mit unseren klassischen Dichtungen erweitert nicht nur den Kreis der inneren Erlebnisse des Schülers durch zahlreiche Einzelmomente, es vertieft ihn auch, indem es diese auf die Stufe der Bewußtheit erhebt. So bleibt das Nachdenken von Gedachtem, das Nachfühlen und Nachschauen von Empfundenerm und Geschautem in jedem Falle eine sehr wichtige Bereicherung des Lebens. Und woher sollten wir die Erhöhung des physischen Daseins gewinnen, wenn nicht aus den großen Meistern, die Menschliches rein zu schauen und zu gestalten vermochten?

Selbstverständlich bleibt der naive Genuß der Dichtungen das erste Ziel, indem der Lehrer durch sachgemäße Führung das lebendige Nachfühlen mehr sympathetisch auf den Schüler überzuleiten trachtet; das zweite ist dann besonders auf der obersten Stufe die dazukommende mehr verstandesmäßige, psychologische Durchdringung der Dichtung, die Erkenntnis der Absichten des Dichters und seiner Kunstmittel. Jedoch ist bei allem stets festzuhalten und nachdrücklich auszusprechen, daß die Dichter an sich nicht dichten, um etwas zu lehren oder um eines nichtkünstlerischen Zweckes willen,

oder als wären Dichtungen dazu da, daß die Jugend an ihnen etwas begreifen oder beweisen lerne. Aber im Heranreifen des Menschen, in seiner Erziehung durch Familie, Schule und Gesellschaft besteht doch die eigentümliche Erscheinung, daß allgemeine Begriffe und verstandesmäßige Regeln über Gefühlszustände, Lebenswerte, Tugenden und Pflichten dem jugendlichen Geiste durch die Sprache und durch die Erwachsenen früher als oder häufig mindestens gleichzeitig mit der im einzelnen gemachten Lebenserfahrung entgegentreten, ehe noch der lange Weg vom augenblicklichen Gefühl und seiner Auswirkung, von der Bewertung der Einzelerfahrung durch Vergleich und Versuch zum Aufstellen und Festhalten der Ergebnisse in allgemeinen Regeln zurückgelegt worden sein kann, weil gerade das Urteil über die Werte sich im Leben selber allmählich erst bildet, im Leben der Menschheit wie in dem des einzelnen. Aller Unterricht und alle Erziehung kommt nicht davon los, in bedeutendem Umfange mit solchen noch unbegriffenen Generalisationen und fertigen Urteilen an die zu Erziehenden heranzutreten. Diese oft beklagte Antinomie in der Erziehungskunst ist auch mit allen Mitteln nicht völlig aufzulösen. Da heißt es eben nun dem jugendlichen Geiste zu Hilfe zu kommen, daß er schneller die Möglichkeiten der Beziehungen durchlaufe, die in einem gegebenen Mannigfaltigen enthalten sind, um dasselbe in seine Gewalt zu bekommen und selbst zur Autonomie der Freiheit zu gelangen. Dabei ist aber auch das Einzelleben, zumal in der Jugend, zu arm an eigenen Erlebnissen und Gefühlsmomenten, um zu Erfahrungsergebnissen in wünschenswertem Umfange und größerer Tiefe aufzusteigen, dazu bedarf es der Teilnahme an dem, was andere erleben. Von ihren Leiden durch ihre Passionen, oft bis zum Untergange, geht dann eine Erfahrung über den Lebenswert der einzelnen Affekte in dem Grade aus, als die Eindrücke davon mit sinnlicher Stärke auf uns wirken und wir die inneren Zustände mitzuerleben vermögen. Eine Ergänzung solcher Erfahrungen liegt im Durchleben der Affekte und Leidenschaften in der Poesie (oder der künstlerischen Geschichtsdarstellung). Durch die besondere Art von Erfahrung, die im Miterleben stattfindet, erleben wir in der Dichtung die schmerzlich süße Spannung der Leidenschaft, die Auflösung der Illusion über den Wert ihrer Befriedigung, die äußeren Folgen der in ihr wirksamen grenzenlosen Steigerung einseitiger Begierde, andererseits aber das ruhige Glück der auf die stetigen, der Außenwelt angepaßten Gewöhnungen gegründeten Lebenszustände, der heroischen Seelenstärke, der Hingabe an die über unser Dasein reichenden großen Objektivitäten. An diesem Punkte erlangen wir einen tiefen Einblick in die Aufgabe der Poesie im Haushalt der menschlich geschichtlichen Welt. (Nach Dilthey: Weltanschauung und Analyse des Menschen S. 481.)

Das ist es: Poesie hat die Aufgabe, Erfahrung zu vermitteln außerhalb des Eigenlebens durch Anschauung der Erlebnisse anderer und der daraus entspringenden Folgen. Wobei zu bemerken ist, daß der Dichter als Schöpfer eines Weltbildes im Ausschritt vorzüglich zur Erfahrungsbildung geeignete Erlebnisse auswählt und planvoll zusammendrängt.

Damit ist denn schon gesagt, daß es bei dem Nacherleben der Dichtung meist nicht sowohl um die Veranschaulichung einer ganzen Weltanschauung, als um die einzelner Elemente zur Bildung einer Lebensauffassung sich handeln wird. An wenigen Beispielen will ich versuchen zu zeigen, daß der Erfahrungsbereich der Schüler tatsächlich nur eng ist, und wie unsere klassischen Dichtungen dazu beitragen können, in gesuchter

Weise zwar, aber unbeschadet des Kunstgenusses wichtige Elemente zur Erfahrungsbildung beizutragen.

Wenn es sich bei der unterrichtlichen Behandlung der Dichtungen stets zuerst und in der Hauptsache um den ästhetischen Gewinn handeln muß — dies Wort im weitesten Sinne genommen —, so ist klar, daß der erziehbliche Gewinn, den wir von der Dichtung erwarten, mehr als ein Zusatz oder Nachtrag dazukommen wird. Die Hauptaufgabe muß erst reinlich erledigt sein, ehe der Lehrer daran gehen wird, der Dichtung eine pädagogische Wirkung abzugewinnen, wobei er sich peinlich vor Abgeschmacktheiten (den „geistreichen Gedanken eines Schulpedanten“ nach Discher) wird hüten müssen. Ein großer Vorteil ist es, wenn zunächst der Inhalt auf eine möglichst einfache Formel gebracht worden ist, die am besten überhaupt nicht nach einer Idee schmeckt. Erst hinterher wird man, am liebsten bei geschlossenen Büchern, aufs neue an die Dichtung herantreten, sie unter diesem und jenem Gesichtspunkte zu betrachten und zu durchwandern, dies oder jenes Thema zu beleuchten. Dann am besten werden die Fäden gesponnen und verflochten, in deren Gespinnst dann schließlich auch eine oder die andere Idee erscheinen mag. Bei Leibe aber nicht alle Themen ausschöpfen wollen, es gibt spätere Gelegenheiten, manches in der Art nachzuholen, was in Masse oder gar in Vollständigkeit vorgebracht den süßen Genuß der Dichtung verbittern würde. Und wer dies Opfer der Enthaltbarkeit doch nicht fertig bringen kann, der begnüge sich wenigstens damit, kurz auf diese oder jene Gedantentiefe der Dichtung hinzuweisen, dabei empfehlend, später zu ihr zurückzukehren, denn: „Anders lesen Knaben den Terenz usw.“

Jedenfalls sind die in manchen Erläuterungswerken ein so großes Wesen treibenden Haupt- und Nebenthemen, solange es sich um Auffassung und Verständnis einer Dichtung als eines Ganzen handelt, nur mit zielsicherer Beschränkung auf das unumgänglich Notwendige heranzuziehen.

Hermann und Dorothea. Das Unternehmen, diese reife Dichtung mit unreifen Knaben (meistens Obersekundanern) zu lesen, scheint den Vorwurf pädagogischer Unzulänglichkeit in besonderem Maße zu verdienen. Oft genug hört man ja von Schülern und Schulentwachsenen: wie langweilig war das doch damals in der Klasse! Sollte das an der Dichtung selber liegen? Ich glaube, wenn man das Epos möglichst ohne Unterbrechung mit den Schülern liest oder besser für jede Stunde einen Gesang zu Hause zu lesen aufgibt, wenn man mit straffer Zusammenfassung in der Klasse jedesmal dann den Fortgang der Handlung herausarbeitet, und im einzelnen vieles, ja das meiste auf sich beruhen läßt, was so oft umständlich erklärt wird, dann kann keine Langeweile mehr aufkommen. Es wird so meistens die Zeit bleiben, ausgewählte Stücke jedes Gesanges selbst vorzulesen, während die Bücher geschlossen bleiben. Der Schüler müßte schon sehr unempfindlich sein, der diese Versnovelle: „Wie ein trefflicher, aber schüchternen Jüngling zu einer noch trefflicheren Frau kam“ nicht mit Anteil und Genuß aufnahm. Würde aber Hermann und Dorothea in der Schule nicht behandelt, so würde die Mehrzahl unserer Gebildeten bald diesen Edelstein deutscher Dichtung überhaupt nicht mehr kennen.

Abichtlich habe ich die Dichtung hier Novelle genannt; die Bezeichnung soll nur das andeuten, daß die Behandlung in der Schule beim ersten Lesen den epischen

Stilcharakter, sowohl was die dichterische Form in Sprache und Vers als auch was das epische Weltbild anlangt, zurücktreten lassen bzw. ihn nur kurz anmerken muß. Ebenso muß die Fülle der überall verbreiteten reifsten Lebensweisheit Goethes beim Aufnehmen der Dichtung fast ganz ohne Erläuterungen mitgenommen werden. Erst wenn die Schüler so in frischem Ergreifen zu fröhlichem Genuß gekommen sind, mag der Lehrer bei sich überlegen, welches Thema von den vielen er dieses Mal mit ihnen in anschließender, freier Besprechung noch weiter erörtern will. Aber auch wenn er das überhaupt nicht tut, kann er seine Aufgabe schon mit dem Erreichten erfüllt sehen. Zweifellos gehören nun die Fragen kritisch-ästhetischer Art: epischer Stil und epische Technik, Verwertung des im Laokoon aufgewiesenen homerischen Vorbildes usw. nach Prima. Die Fragen nach der Herkunft und Gestaltung des Stoffes, der Lokalfarbe und ähnliches sollten grundsätzlich nur die allerknappste „desultorische“ Behandlung finden oder auch ganz fortbleiben. Wo Goethes Leben später genauer vorgeführt wird, mag auf die schöne Vermutung Bielschowskis, wenn ich nicht irre, eingegangen werden, daß Dorothea ihr Urbild in Lilli habe. Auf geschichtlich-soziale Fragen z. B.: Ursprung und Entartung der Revolutionsbewegung, Beharrung und Fortschritt u. ähnl. näher einzugehen, möchte ich ebenfalls nicht für gut halten. Es bleibt nach allem in erster Linie das Leben in der Familie als das Gebiet, wo nicht die Gefahr besteht, daß Lehrhaftigkeit die Dichtung verdränge oder verdunkle. Und gerade hier scheint mir nun die Dichtung ihre pädagogische Aufgabe erfüllen zu können, durch Nacherleben und Nachdenken die Jugend aus dem Zustande des Unbewußten zum Bewußteren zu erheben und zugleich ihre Erfahrungsbildung abzukürzen, zu erweitern und zu klären.

Hermann selbst spricht von der „dunklen Zeit der Kindheit“, da ihm die Eltern mit Ernst geboten. Man befrage die Schüler darüber, wie sie ihre eigene Kindheit ansehen, und man wird eher aus ihnen das sentimentale Bedauern heraus hören, mit dem Erwachsene im Gegenteil von der längst verlorenen Kindheit hellen, heiteren Tagen so gern reden.

Wie kommt Hermann dazu, diese Zeit fröhlich zwecklosen Kinderspiels und des immer nur das Nächstliegende ergreifenden Lebensgenusses als dunkle Zeit zu bezeichnen? Die Schüler müssen finden, daß „dunkel“ hier nicht den Gegensatz zum Sonnigheiteren und darum Sorglosen bezeichnen kann, sondern daß es von dem nur erst dämmernden Bewußtsein des Kindes gesagt ist, das sich mehr und mehr lichtet und der Bewußtseinsklarheit Platz macht. Hermann ist zwar langsam, aber stetig und fest diesen Weg ins Helle gegangen, nun sieht und weiß er selbst, was er soll und was er will, was er kann und was ihm nicht gegeben ist; er ist hinausgewachsen auch über die Zeit des Nurgeleitetwerdens, er will nicht länger noch nur Objekt eines fremden Willens sein, er nimmt sein Schicksal in seine eigene Hand. Er ist aus dem Unbewußten ins Bewußte aufgestiegen, von der Heteronomie zur Autonomie.

Wie steht es da mit unseren Sekundanern, die Hermann und Dorothea lesen? Wenn ich nicht irre, so kommt diese Jugend trotz natürlicher Gegenwirkung gegen fremden Erzieherwillen nur wenig über die einseitige Empfindung des Druckes hinaus, dem sie in Familie und Schule ausgesetzt ist; die Freiheit des Erwachsenen ist ihr wohl meist noch die Willkürfreiheit, aber noch nicht ein Lebensideal, in dem die Persönlichkeit sich selbst bestimmt und das Gesetz gibt. Wer von unseren Jungen hat

auch wohl schon einmal darüber nachgedacht, daß in der Spannung zwischen älterer und jüngerer Generation, in dem Kampfe des Jungen wider das Alte eine biologische Erscheinung und Notwendigkeit liegt, ein natürlicher Widersinn des Lebens, der wie ein Integral nicht aufzulösen ist, den nur Zeit und „Nachgiebigkeit bei großem Willen“ schlichtet?

Zeige man doch dem Jüngling des edelreifenden Alters  
Wert, und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreises  
Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende.

Die Spannung zwischen Vater und Sohn wird den Jungen hier nicht so leicht verständlich, weil der Dichter die Rollen der Beharrung und des Fortschritts vertauscht hat, indem er diesen dem Vater und jene dem Sohne zuwies. Um so mehr wird hinzuweisen sein auf die sittliche Berechtigung der Selbstbehauptung, mit der Hermann sein eigenes, schlichteres Wesen verteidigt gegenüber dem Wunsche des Vaters, sich unter den Leuten zu zeigen ihm zur Ehre. Wobei sich von selbst die Bemerkung ergibt, daß eine solche Berechtigung von dem Eigenwillen der Kinder sonst oft nicht gilt und daß deshalb der unvermeidliche Kampf zwischen Erzieher und Erziehenden nicht selten die Form des Krieges annimmt, während hier Hermann still duldet, weil er als ein werdender Charakter auf die in seinem Innersten wurzelnden Wertüberzeugungen sittlicher Art lauscht, die wir als Individualgewissen zu bezeichnen pflegen, und weil er darin seine Führung und einen Trost findet. Und an diesem vom Vater in seinem Wert wenig erkannten Jüngling mag der Schüler auch begreifen, wie es kommt, daß auch ganz ohne schlimme Streiche und Verfehlungen eines Sohnes ein Vater doch ihm nicht gerecht zu werden vermag, weil er von ganz anderem Temperament ist und in der Verwirklichung abweichender Wertideen sein Lebensideal erblickt, die er nun aus dem herzlichsten Wunsch heraus, daß der Sohn gerade in der so abweichenden Lebensrichtung besser sei als der Vater, gewaltsam in diesen überzupflanzen trachtet. Dabei kann das Problem der sprunghaften Vererbung gestreift werden als die Wurzel solcher Gegensätze und Unausgeglichheiten. Bildung und Moralität einer Familie verbürgen eben noch längst nicht überall ein harmonisches Zusammenleben zwischen den Alten und den Jungen. Dabei werfe man die Frage auf, wie es in der Familie des Löwenwirtes aussehen würde, wenn auch eine Tochter neben dem Sohne da wäre. Die Schüler werden leicht finden, daß der Vater die Tochter verziehen würde, wie ja die Mutter in gewisser Weise auch den Sohn verzieht, denn diese sieht in diesem das Erinnerungsbild der Jugendliebe heranwachsen, wie jener es in jener tun würde. Hermann ist durchaus bodenständig, er hat den Charakter des Bodens und der Luft angenommen, worin er steht, während der mehr nach außen gerichtete Weltfönn des Vaters ein gut Teil äußerlicher „repräsentativer“ Lebenszierde als unerläßlich erachtet, um dem Leben Wert zu geben. Er versucht es an dem Sohne mit gewittergleichen Erziehungsakten von an sich unnötiger väterlicher Strenge, die weder an den Sohn eigentlich sich richten, noch in wirklicher Unzufriedenheit ihren Anlaß haben. Die Anlässe zu solchen ungerechten Zornesergüssen<sup>1)</sup> kommen

1) Die Anwendung auf ähnliche Verhältnisse oder Erlebnisse der Schüler mit ihren Vätern macht der Lehrer am besten, indem er einen Fall eigener Ungerechtigkeit sei es gegen den eigenen Sohn oder auch gegen einen Schüler mitteilt, wo die Erregtheit ihren Grund wo anders hatte, während der Sohn oder Schüler nur durch eine Geringfügigkeit den Anlaß gegeben, die Schale leidenschaftlichen Zornes gerade damals über ihn auszugießen.

eben dem Vater von außen, der bei aller Tüchtigkeit in der Gemeindeverwaltung doch gerade von der Außenwelt nicht so geachtet wird, wie er es sich sehnlich wünscht. Nichts natürlicher, als daß solche Erziehungsakte ohne den gewünschten Erfolg bleiben, vielmehr den stillen Streit vertieft haben bis zu einem Punkte, wo es bei aller Sohnesgeduld so nicht mehr weitergehen kann. Bei der Wahl der Lebensgefährtin muß der Streit ausgefochten, die Frage entschieden werden, ob des Vaters Sinnesart die Wahl bestimmen und den Sohn damit für sein ganzes Leben unglücklich machen soll, oder ob Hermann eine Braut wählt, die seinem Sinne genehm ist.

Eigentlich hat der Vater doch gar nicht so unrecht, wenn er für seinen stillen, schüchternen Sohn ein Mädchen wünscht, das mit gesellschaftlichem Schliff und mit munterer Bildung eine passende Ergänzung zu seiner etwas trockenen Biederkeit abgäbe. Die Schüler werden das gewiß selbst finden; hat es doch Hermann auch so angesehen und den Versuch der Annäherung gewagt. Aber sein Stolz war beleidigt, „daß sie den guten Willen verkannten, denn eitel sind sie und lieblos“. Das ist es, Hermann ist sich seines unscheinbaren Wertes voll bewußt; ein Mädchen, das so oberflächlich ist, diesen zu verkennen, oder so lieblos, daß es um billigen Gelächters willen auch nur so tun kann, — denn gewiß sieht auch München verstoßen mit Wohlgefallen auf ihn, wenn er so sicher die stattlichen, eigenen Hengste bändigt —, ein solches Mädchen stößt den bescheiden Stolz auf sich selbst zurück, der nagende Verdruß aber bleibt. Und der würde sich lebenslang wiederholen und verschärfen an der Seite einer Gattin, die es nicht verstünde, mit liebevoller Rücksicht das zarte, empfindliche Ehrgefühl des Mannes zu schonen, dem es ohnehin ein stiller Kummer sein mag, daß es ihm so wenig gegeben, zu dem Gefühl inneren Wertes auch die Achtung der Welt hinzuzugewinnen. Sollte der Vater das alles nicht selbst gewußt haben, kannte er die Geschichte von dem beschämenden Besuche etwa noch nicht? Die Schüler werden das alles richtig herausfühlen und ebenso, daß diese Erzählung hier trotzdem sehr wohl begründet ist, weil der Vater auf das „vernünftige Wort“ des Sohnes hin mit seinem Lieblingswunsche vor so gewichtigen Hörern, wie die Nachbarn sind, nachdrücklich wieder heraustritt, um die leidige Frage möglichst in seinem Sinne zu entscheiden, da er sich Hilfe von den Freunden erhofft. Da verschließt der bescheidene Sohn sein schon halb geöffnetes Herz, er entweicht, um das Äußerste in diesem Zusammenstoße zu vermeiden. So heftig und so unverhüllt ist der Widerstand des Vaters gegen seinen geheimen Herzenswunsch hervorgebrochen, daß eine Verständigung unmöglich zu sein scheint. Der verzweifelte Entschluß, von Haus und Erbe zu gehen, der, unbestimmt und immer wieder verscheucht, schon manchmal sich geregt haben mochte, wenn der erregbare Vater mit ungerechtem Schelten ihm wehegetan, — dieses Mal ist er ernst. Da Hermann sich die Braut nicht seinem Sinne gemäß wählen und sein Leben zimmern kann, so will er auf alles Lebensglück verzichten. Begreiflich ist, wie er der Mutter nicht sofort die wahre Ursache angibt.

Nun würde aber nicht nur der Sohn unglücklich bleiben, sondern der behäglich-e Löwenwirt würde es erst recht werden, wenn sich langsam in ihm die Erkenntnis durchdränge, daß er im Sohn den Menschen und die Persönlichkeit nicht geachtet, daß er eigenen Wünschen gedanken- und lieblos das Glück des Sohnes aufgeopfert. Das glückliche Leben dreier liebenswerter Menschen steht in Gefahr eine verhängnisvolle Wendung zu nehmen, wenn nicht die Mutter die Wendung zum Guten brächte.



Die Schüler sind freilich noch nicht in dem Alter, ähnliche Erlebnisse zu machen, aber die Propädeutik der Dichtung kann nicht ohne Wirkung auf sie bleiben. Mögen sie in minder wichtigen Dingen sich ohnmächtig dem überlegenen Willen der Eltern fügen, hier erkennen sie, daß auch die natürliche Überlegenheit des Vaters ihre Grenze findet in den wichtigsten Entscheidungen des Lebens. Wo der folgsame Sohn Hermann nicht folgen kann, da endet der Vaterwille, recht hat jeder eigene Charakter, der rein ist und begehrt, was ihm gemäß ist.

Dämmerndes Bewußtsein in der Zeit völliger Abhängigkeit von den Erziehern, Bewußtwerden der eigenen Art nach Temperament, intellektueller Begabung und individuellen Lebenswerten, zunehmende Verschärfung des Gegensatzes zu Wünschen und Forderungen des Vaters, Zusammenstoß und Verzweiflung, Anerkennung des eigenen, bewußt und richtig wählenden Willens — wenn das alles bei fortschreitender Lektüre besprochen würde, so ergäbe das, abgesehen von der stückweisen, immer wieder zu neuer Anknüpfung nötigen Darbietung eine schwere Störung des ersten, hauptsächlichlichen Zieles, denn das wundervolle Dichtergebilde eines sich rasch vollendenden Menschen schieds als würde zu sehr auseinandergedacht. Aber in einer frischen Stunde alle die Fäden gezogen, verknüpft, verschlungen und wieder entwirrt — ich meine, da wird solches Denken zum Erlebnis; wie im ganzen der Dichtung alles zu verteilter Begründung angelegt ist, aber auch wirklich alles, so wird in einer solchen Folge von Gedanken dies nun zur ordnenden Erkenntnis neu verbunden, getragen von der Anschaulichkeit des dichterisch Lebendigen und durchglüht von der Seele des Dichters.

Wesentlich über das Dargestellte hinauszugehen, würde sich kaum empfehlen; was sich von allgemeinen Gedanken ergibt, werde stets am vorliegenden, anschaulichen Falle entwickelt, z. B. wie die sittliche Berechtigung Hermanns sich durchzusetzen durchaus nur darauf beruht, daß er ein volles Manneswerk in der wacker geführten Wirtschaft leistet, wie der Jüngling also im Aufgetragenen etwas leisten und etwas sein muß, um einen berechtigten Willen zu haben u. a. m. Hat der Lehrer das Bedürfnis, noch weiter auf die Fehler gedankenloser Erziehungsweise einzugehen, so kann er einen Hinweis auf den Alexistoman Cabanis geben und andeuten, wie verderblich eine solche Erziehungsweise wirken kann, die im Kind den Menschen und die Persönlichkeit nicht zu erkennen vermag und diese mißachtet, die in jedem Streich ein Verbrechen erblickt und nicht weiß, daß leben sich betätigen heißt. Gottlieb wäre nicht das geworden, hätten seine Erzieher seinen Handlungen nicht Motive untergelegt, von denen diese nicht ausgingen. Als Gegenbeispiel dafür, daß die Jugend leicht zu führen ist von dem, der ihr Recht anerkennt, mag dann Gottfried Kämpfer dienen, wo die Erzieher in stiller, pflichtgetreuer Arbeit der Eigenart ihrer Pflegebefohlenen gerecht werden.

Wer übrigens den Wunsch hat, an Hermann und Dorothea eine Idee aufzuweisen, der wird es erst dann können, wenn die hier umrissene Besprechung vorangegangen ist. Nach unserer Meinung springt sie nun von selbst heraus: Wahre Reigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling.

Emilia Galotti. Wenn es darauf ankommt, in der Jugend einen weltzugewandten Idealismus zu wecken, so gibt es kaum eine entscheidendere Frage als die Beziehung zum anderen Geschlecht, als das Gebiet der Liebe. Die sinnliche Seite

des physischen Vorganges ist im Menschenleben mit so zarten und edlen Regungen und Gefühlen umgeben, verhüllt und durchdrungen, daß, wer es unternimmt, mit Schülern davon zu reden, ernstlich an die Worte denken mag, die Immermann Oswald zu Lisbeth sagen läßt: „Weiße meine Lippen, daß sie immer Reines reden.“ Die Dichtung kann nun m. E. auch auf dem Gebiete der sogenannten Sexualpädagogik wichtige Dienste leisten, vorausgesetzt, daß die Jugend unverdorben ist, daß Natur, Erziehung, Umgebung und Gewohnheit sie von allem Rohen abgefordert halten. Die Schüler stehen zudem in dem Alter, wo ohne weiteres angenommen werden darf, ja angenommen werden muß, daß sie mit den Vorgängen der Zeugung und der Geburt im allgemeinen bekannt sind, auch ohne andere sexuelle Belehrung, als sie in jeder rechten Familie ganz allmählich und vorsichtig taktvoll, freilich nicht ungesucht, sich im Laufe der Jahre ergibt. Das ist ungefähr die Zeit, in der „die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend durchaus eine geistige Wendung nehmen, in der die Natur zu wollen scheint, daß ein Geschlecht in dem anderen das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde“. (Dichtung und Wahrheit 5. Buch.) So ist das Lebensalter unserer Schüler günstig, dem weltlichen Evangelium wahrer Poesie sich zu erschließen, die immer den gleichen Zweck hat, durch eine glückliche, geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mäßigen. Da die Poesie aber nichts anderes ist, als das Leben selbst, gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache, so muß sie ganz von selbst der Jugend Lebenserfahrung zuführen, ihr zur Klarheit über sich selbst und über die Welt verhelfen. Ehedem leistete die Bibel wohl diesen Dienst; bedeutend wirkt auch das Epos, zumal das homerische, mit seiner ruhigen, selbstverständlichen Klarheit und Reinheit in diesen Dingen. Vielen wird es unerwartet sein, wenn ich von einer heiklen Tragödie, wie Emilia Galotti es ist, erwarte, daß sie uns auf diesem Gebiete wichtige, erzieherische Hilfe leiste.

Ich übergehe hier die Formulierung der Fabel wie die unsterbliche Bedeutung dieser Tragödie für die dramatische Technik und beginne sofort mit einer anzuschließenden Betrachtung über die verschiedenen Beziehungen der Geschlechter zueinander und über die typischen Fälle, die sich aus der Tragödie ergeben. Da ist ein Brautpaar, ein Ehepaar und freie Liebesverhältnisse, ein zerrissenes und ein einseitig ersehntes neues. Über Appiani ist nicht viel zu sagen, er hat Emilia beim ersten Anblick geliebt (wie Hermann seine Dorothea), er sieht sie nie anders als so, wie er sie das erste Mal gesehen, selbst wenn er sie nicht so sieht. Darum soll auch der Hochzeitsputz das freie, fliegende Gewand von damals wieder zeigen. Daß das keine Schrulle ist, begreift die Jugend; hat der erste Anblick über Appianis Herz entschieden, der sonst offenbar zu den schwerblütigen Menschen gehört, so ist es diesem Melancholiker natürlich, das ideale Erinnerungsbild am Tage der Vermählung leibhaftig mit Augen und Armen zu halten, denn auch er gehört zu den Furchtsamen, die, um sicher zu sein, körperlicher Zeichen der Übereinstimmung zwischen Wirklichkeit und Gedankenideal bedürfen. Die Braut erscheint nur in der Szene mit dem Verlobten in ruhiger Fassung, die selbst gewaltsam erzwungen ist nach der Aufregung des Kirchganges und der leidenschaftlich bewegten Mitteilung davon an die Mutter. Daß die immer (am meisten von Dilthey) bestrittene Wahrscheinlichkeit des tragischen Ausgangs ganz vom Dichter darauf gestellt ist, daß er das heftig und schnell empfindende Mädchen uns fast nur im Zustand höchster Erregtheit sehen läßt, werden die Schüler mit Nach-

hilfe wohl finden, vielleicht auch, daß Appiani, der schwerfällige, offenbar gerade diesen Reiz (Anmut in glücklicher Bewegung) im Augenblick des ersten Sehens liebgewonnen hat und sie in seinen Gedanken immer noch so sieht, weil das Mädchen gerade so seiner Art die gewünschte Ergänzung durch das lebhaft bewegliche Temperament und eine Art idealen Schwebens durch das Dasein zu bieten schien.

Daß das Ehepaar Odoardo-Claudia vom Dichter ebenfalls aus starken Gegensätzen zusammengefügt ist, erkennen die Schüler ohne weiteres. Daß die Charaktere so gewählt sind mit Rücksicht auf die psychologische und die dramatische Motivierung, versteht sich dann weiter ohne Schwierigkeit. Auch hier hat der Wesensgegensatz als Reiz angezogen und zusammengeführt, eigentlich genau so wie bei der Tochter und Appiani. Es ist der Charaktergegensatz des unverbrüchlich tugendhaften, aber düster-ernsten, der Umwelt aus Reinheit und Ängstlichkeit abgewandten Mannes zu dem leichten, in der Jugend gewiß sehr anmutigen, der glänzenden Welt zugewandten Weibe. Ist die Ehe glücklich abgelaufen? wird man fragen dürfen. Und die Schüler werden Claudias Wort herbeibringen: „aus dem Liebhaber wird (sobald er Besitzer ist), oft ein ganz anderes Geschöpf, dein gutes Gestirn behüte dich vor dieser Erfahrung.“ (Vgl. die Löwenwirtin: „denn ungerecht bleiben die Männer“.) Dies Wort muß wie so viele in Lessings hier so lakonischem Dialoge in seiner vielsagenden Bedeutung gewogen werden. Die Schüler werden Odoardos Wendungen voll Argwohn und Ängstlichkeit dazutun und eine Schilderung dieser Ehe ohne Schwierigkeit zusammenbringen. Odoardo hat wie Appiani heftig und leidenschaftlich geliebt; wie Appiani seine leichtbewegliche Braut als Gattin in die stillen Täler Piemonts führen wollte, so hat Odoardo wirklich Claudia der städtischen und höfischen Luft entzogen, indem er sie auf sein Landgut verpflanzte. Die Glitterwochen und die Zeiten der jungen Liebe sind dort vergangen, wohl ohne daß Claudia das Weltleben zu sehr vermischte. Aber je älter die Ehe wurde, je mehr Odoardo wie der alte Cato als sittenstrenger Landmann rauher Tugend sich zeigte, desto mehr mußte Claudia sich verkürzt an ihren Lebensansprüchen fühlen. Das Kind half zwar über die Vereinsamung hinweg, wurde aber bald der Grund und zugleich der Vorwand für die Gattin, immer aufs neue die Rückkehr in die Stadt, mindestens eine Rückkehr auf Zeit zu erwägen, zu wünschen, für unumgänglich zu erachten und endlich durchzusetzen. Die Galottis besaßen ja ihr Stadthaus; es muß da auf die Lebensgewohnheiten römisch-italienischer, ja allgemein romanischer Familien hingewiesen werden, regelmäßig eine Zeit des Jahres oder auch zwei auf dem Lande zuzubringen, aber doch nur eben als Villegiatur; nur Sonderlingen von Besitzern fällt es dort ein, das ganze Jahr und viele Jahre ausschließlich auf dem Gute zu verleben. So gelten denn die Galottis auch als Sonderlinge, wahrlich für eine lebhafte und lebensfreudige Frau kein leichtes Schicksal. Mit welcher Genugtuung wird sie endlich in das städtische Leben zurückgeführt sein, in dem sie die Erziehung der Tochter vollenden sollte, aber gewiß als „eitle, törichte Mutter“ mit Wohlgefallen am Weltleben teilnehmen, sich entschädigen und auch wohl wieder glänzen wollte, wie einst, da ihr eigener in eben dieser Umwelt strahlender Liebreiz ihr den Liebhaber zugeführt hatte, der sich nachher nur allzusehnell in einen eifersüchtigen Ehe- und Haustyrannen verwandeln sollte. Man sieht, die eheliche Erziehung Odoardos hat die Frau seiner ernsten, ja strengen Lebensauffassung nicht gewonnen. Argwöhnisch überwacht er alle ihre Schritte dort in der Stadt; wie oft mag er eilig hereingekommen sein, um eben auf seine Weise nach dem

Rechten zu sehen. Im Grunde ist doch sein Besuch am Hochzeitmorgen auch nur damit begründet; denn daß er mitten aus den Zurüstungen zur Feier sich herausreißt, nur um mit dem innerlichst verwandten Schwiegersohn noch eine ernste Zwiegespräche zu halten, ist doch wenig wahrscheinlich. So haben sich die Gegensätze zwar angezogen, aber sich nachher doch nicht genähert und ausgeglichen, die Gatten haben jedes für sich ihr Leben weitergelebt, nicht ohne ein peinliches Gefühl der Unzulänglichkeit auf beiden Seiten; denn Odoardo wird natürlich seines Lebens auch nicht froh. Solange Claudia auf dem Lande bei ihm lebte, war ihm das unbefriedigte Wesen der Gattin ein stiller Vorwurf, ohne daß er der Sache abhelfen konnte, die innersten Interessen gingen eben zu weit auseinander. Und als sie wieder in der Stadt lebt, ist er ebenso hilflos den nur mit zu viel Berechtigung geargwöhnten Gefahren gegenüber, höchstens erreicht er, daß Claudia ihm verschweigt, was ihn beunruhigen könnte, wie die erste Begegnung Emilias mit dem Prinzen.

Der Prinz, über den Lessing den ganzen Zauber männlicher Liebenswürdigkeit, weltmännischer Bildung und Eleganz ausgegossen hat, ist der Empfindsame, der die Eindrücke, die weibliche Unschuld und Schönheit auf den Mann machen, zu schätzen weiß, aber er ist der empfindsame Willenlose, der sich selbst einen Raub der Wellen, d. h. der ungezügelter Wallungen seiner nach Schönheit und Liebesgenuß durstenden Seele nennt.<sup>1)</sup> Der Lehrer wird wohl diese Entartung des appetitus coniunctionis procreandi causa am besten kurz selbst als solche bezeichnen. Hektore sucht den Reiz der Schönheit, aber nicht ohne den sinnlichen Genuß, jedenfalls nicht das, was die Natur eigentlich meinte, als sie dem Fortpflanzungstrieb diese Lust als Reiz und Lockung beigelegte. Da die Lust sich abstumpft, der Trieb aber bei ungehemmter Begierde fortwuchert, so wird er von einer Blüte zur anderen flattern, in immer neuem Genuß den Rest des Gewissens erstickend, aber ohne eine Spur von der Empfindung, die Goethe einmal eine sehr angenehme nennt, „wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verflungen ist“. Des Prinzen niedere Leidenschaft kann die überdrüssig gewordene Geliebte nur wie eine ausgepreßte Frucht verächtlich fortwerfen.

Dies Schicksal hat die Orsina betroffen. Hat sie es verdient? Puritanische Gemüter werden das vielleicht bejahen und die ausgleichende Gerechtigkeit darin finden. Der Dichter hat es anders gemeint und in ihren Charakter wie in ihr Schicksal bemerkenswerte Züge gelegt, die das Thema der Liebe vorzüglich beleuchten und gerade die Jugend aufmerken lassen sollten. Über die höfischen Liebesitten jetzt meist vergangener Zeiten wird der Lehrer ein Kurzes äußern, sei es daß er an geschichtliche Verhältnisse erinnert oder auch an eines oder andere der berühmten Liebespaare aus Mythos, Sage und Dichtung. Zunächst wird gefunden, daß es Orsina beigegeben war, den Prinzen „im guten Ernst zu lieben“. Und sofort ist klar, daß das Erlebnis dieser Liebe bei ihm und ihr ein ganz anderes ist nach Ursprung, Richtung und gewünschtem Verlauf, wie denn nicht die Dinge (die Erlebnisse) die Menschen verwirren, sondern das Denken über sie, die Auffassung von ihnen. Der Prinz hat sich gar keine Gedanken gemacht, er ist zu dem Erlebnis gekommen im Strome sinnlicher Leidenschaft und wird von ihm weitergerissen, sobald der Reiz verschwunden ist. Anders Orsina;

1) Dgl. Goethes: Sei beständig!

Ein leicht bewegliches Herz ist ein elendes Gut auf der schwankenden Erde.

als sie dem glänzenden Liebhaber das Opfer ihrer Frauenehre brachte, hat sie gehofft, das sinnliche Band in ein geistiges zu verwandeln oder ein neues edleres neben dem ersten zu knüpfen. Mit den ersten Anzeichen ihres Irrtums stellen sich in ihren Zügen die Spuren stolzer Melancholie, innerer Unzufriedenheit und Zerrissenheit ein. Wie sie vor der Bekanntschaft mit dem Prinzen ein Eigenleben geführt hatte, so ist auch der sinnliche Reiz des Verhältnisses bei ihr früher verflogen als beim Prinzen, in dem sie ein Herz zu finden, mit dem zu denken sie gehofft hatte. Und gewiß hat das Hervortreten dieses Verlangens gerade abkühlend auf den Prinzen gewirkt, der ja nur ein Ding lieben wollte ihm zur Lust, ein Geschöpf, das nichts als lachen sollte. Er wie Marinelli reden darum verächtlich von einer Störung ihres Verstandes, dem die Bücher den ersten Stoß gegeben haben sollen. Allerdings hat Orsina über der Bitterkeit dieses Erlebnisses in gewissem Sinne den Verstand verloren, d. h. das Gleichgewicht ihrer Seele ist aus den Fugen, und sie kann über den vergeblichen Versuchen, es wieder zu gewinnen, ihren Verstand wohl wirklich verlieren.

So ist Orsina das schuldig-unschuldige Opfer ihrer auf irrtümlichen Voraussetzungen beruhenden und darum schwer betrogenen Liebe. Nicht ungestraft ist sie vom Pfade der bürgerlichen Moral gewichen. Der Schmerz aber, der sie wahrhaft zerrüttet, entspringt dem niederträchtigen Schicksal einer Frau, die sich nur als Werkzeug sinnlicher Lust gewertet findet von dem Manne, den sie wahrhaft liebt, nicht als gleichberechtigtes, gleichstrebendes, denkendes weibliches Wesen. Vielleicht kann der Lehrer einfließen lassen, daß das sinnliche Liebesbegehren schon reiner und natürlicher erscheint, wenn bei der Wahl der Gattin der Mann in der Geliebten die künftige Mutter seiner Kinder sieht, und daß sich in sonst gesitteten Verhältnissen darauf schon eine bürgerlich gangbare Ehe begründen läßt, in der weiteren Voraussetzung, daß die Gewählte auch dem Hauswesen verständig vorstehen werde. Daß aber das alles noch nicht genügt, um eine wahrhaft menschliche Ehe werden zu lassen, daß dazu vielmehr die volle Achtung des Weibes als gleichberechtigten Teiles gehört, dem geistige Nahrung zu reichen, dem Anteil zu geben am eigenen Denken und Fragen für den Mann eine schöne und lohnende Aufgabe ist, eine wichtige Bürgschaft für eine glückliche Ehe. Wie anderseits in zu großer Gegensätzlichkeit der Naturen besondere Hemmungen und Hindernisse liegen können, das zeigt gerade ein Ehepaar wie Odoardo und Claudia.

Über den Wollüstling Hektore weiteres zu sagen erübrigt sich.

Haben wir nicht so eine Art Propädeutik der Liebe und Ehe gewonnen von nicht zu unterschätzendem Wert? Und das aus einem Stücke, das selbst in diesen Dingen keineswegs befriedigt! Nur bitte ich, daß, wer meinen Versuch etwa nachahmenswert findet, diese Erörterung lieber nicht beginne mit Vorausschickung des Themas: Nun wollen wir einmal sehen, was für Liebesleute usw. In manchen Fällen muß entschieden mit den Formalstufen gebrochen werden, wenn man nicht der tastenden und führenden geistigen Sonde von vornherein die Spitze abbrechen will.

Bei der schulmäßigen Behandlung der Iphigenie liegt die Gefahr der unzulänglichen Aufnahme dieses reifsten Wertes durch unreife Geister besonders nahe. Um so mehr ist hier eine Beschränkung notwendig, damit nicht unter der Fülle der Gedanken der jugendliche Geist erlahme. Um das zu vermeiden, wird man auf andere Gelegenheiten, die außerhalb des Dichtungserlebnisses liegen, wie ich es mir denke, verschieben, von der historischen Bildung des Dichters, über sein Wissen

von der Vergangenheit wie über die Anschauungen seiner Zeit, in der er selbst so kräftig lebt, zu sprechen. Auch die verschiedenen Auffassungen von der Gottheit und von der Menschheit, beide sich verflechtend und sich gegenseitig läuternd, sollten nur soweit in die Erörterung hereingezogen werden, als die durchgängig psychologische Betrachtungsweise es unbedingt erfordert; von einem Kampf der in edler Aufklärung sich durchsetzenden Menschenrechte gegen einen auf die Autorität der Überlieferung sich stützenden Absolutismus ganz zu schweigen. Sogar ein Eingehen auf die persönliche Seite der Dichtung scheint sich zunächst ebenfalls zu erübrigen; blieben diese Dinge doch sogar dem Kreise der Angelika in Rom ein tiefes Rätsel.

Auch so schon ist die Gestaltung der Fabel nicht ganz einfach durch die Verbindung des Wahrhaftigkeitsmotivs mit dem Orestesmotiv. Ich halte es für ratsam, die Dichtung in schneller Folge durchzugehen in der Richtung auf das letzte Ziel der Iphigenie: die Befreiung von Lüge und Verrat durch Selbstbefinnung auf die eigene Kraft der Wahrhaftigkeit und den trostreichen, nicht getäuschten Glauben, daß die Gottheit gut und weise ist und durch ihre Offenbarung im Menschenherzen dem Keinen die Kraft verleiht, das Schicksal zu versöhnen und alle Wirrnisse zu lösen. Das zu verstehen wird den Schülern nicht so schwer fallen. Dabei sind die köstlichen Weisheitsprüche Goethes mit ihren fortwährenden Durchblicken auf die obersten Grundsätze der moralischen Welt nur eben mitzunehmen. Ein längeres Moralisieren über Lüge und Wahrhaftigkeit könnte leicht zu flach ausfallen, weil Iphigenie zu hoch gestellt ist, als daß ihre Versuchung und deren Überwindung dem jugendlichen Menschen zum Erlebnis werden könnte, der die Lüge nur aus weit niedrigeren Beweggründen kennt.

Anders steht es mit der Erlösung des Orestes, der der Dichter ja zwei ganze Akte vorbehalten hat. Zwar liegt die Art und Schwere seiner Schuld, materiell betrachtet, ganz im Heroisch-Mythischen und damit ebenfalls außerhalb der Erlebnismöglichkeit des modernen Menschen, aber die Art, wie er von solcher Schuld frei wird, enthält den Keim zu einem inneren Erlebnis, dessen Begriff den Schülern dogmatisch-intellektuell längst bekannt ist, ohne daß jedoch die Mehrzahl den Weg vom Begriff zur Erfahrung zu finden vermochte. Dieser Keim muß darum entfaltet werden.

Orestes erwacht aus dem Fieberwahn der Schuld und gesundet dann vollständig, als an seiner Heilung die Liebe der reinen Schwester innigen Anteil nimmt. Aber was geht vorher? Das symbolische Erleben des eigenen Sterbens in dem traumhaften Phantasiebilde. Danach naht sich ihm in der Unterwelt schon die versöhnte Mutter, und der Sohn braucht nicht vor ihrer Umarmung zurückzuweichen. Die Schüler erfassen also, daß die eigentliche Entsühnung von Orestes traumhaft erlebt wird in der Vorstellung des eigenen Todes; danach erwacht er als ein neuer Mensch, der weiter zu leben und zu streben vermag.

Die Frage, ob Selbsterlösung oder Fremderlösung, kann man vorläufig ruhig offen lassen, dabei drängen sich aber Beziehungen auf die christliche Erlösungslehre mit ihren tiefsten, ewig schwebenden Problemen geradezu auf. Die Schüler werden sich erinnern, daß der christliche Gott nicht den Tod des Sünders selbst will, sondern daß er sich bekehre und lebe, daß er aber darum doch nicht zugleich auf jedes Opfer überhaupt verzichtet. Vielmehr läßt er an die Stelle des äußerlichen Opfers ein bildliches, unblutiges Opfer treten, indem wir Sünder Christi einmaligen Tod innerlich

und wiederholt erleben sollen zur Läuterung des Herzens, indem wir beim Abendmahl in der Vorstellung mit dem Gekreuzigten sterben, um alsdann als innerlich versöhnte und erneute Menschen weiter zu leben. Das ist zwar nicht die Lehre des fünften Hauptstückes<sup>1)</sup>, aber doch vielleicht die psychologische Auffassung des Abendmahls, die Paulus bereits vorbereitet hat, und von der man wünschen muß, daß sie als ein Gedankenelement sich an dieses im besten Falle rein gefühlsmäßige Erlebnis anschließe. Etwas Ähnliches läßt der Dichter seinen Orestes durchmachen, indem er alle Qualen seiner Schuld noch einmal erlebt, die furchtbare Pein des eigenen Gewissens schildert, seine Schuld selbst bekennt und endlich in der Weise bildlich stirbt, daß die in Wirklichkeit drohende Strafe in der Vorstellung sich vollendet. Orestes sieht in visionärem Wahn, wie Iphigenie, die eigene Schwester, sich bereitet, an ihm das Opfer zu vollziehen; er fühlt, als ob es Wirklichkeit wäre, daß zur Vergeltung des Muttermordes jetzt die Schwester die Brust des Bruders trifft und so den siedenden Strömen seines schuldhaften Blutes den Weg öffnet. Damit ist in der Vorstellung des Orestes das vorgegangen, was in der Wirklichkeit seine Blutschuld hätte sühnen können und müssen, wenn eben die Gottheit sich nicht mit diesem Bilde des Opfers begnügt hätte, um die innere Läuterung des Lebenden zu erreichen. Dies kann eben nur eintreten, wenn der schuldige Mensch nicht wirklich stirbt, sondern nur bildlich. Daß diese Erlösung durch Erneuerung des Schmerzes und der Leiden, durch den in der Vorstellung selbst gewollten Tod noch unvollkommen ist, solange nicht die Liebe eines übermenschlich reinen und heiligen Wesens daran hilfreich teilnimmt, — so wie der heilige Geist zur Läuterung und Heiligung benötigt wird, das deutet Goethe selbst an, wenn er den entschuldeten Orestes erst durch die heiligende Nähe der reinen Schwester völlig gesunden läßt. Ebenso nimmt ja an Fausts Tod und Errettung die Liebe von oben teil, nachdem dieser schon in reiner Menschlichkeit, d. h. hier in großer sozialer Arbeit für die Menschheit sich entselbstet und der letzten Erlösung angenähert und würdig gemacht hat. In der Person der Iphigenie selbst freilich zeigt der Dichter wieder, wie die Götter Menschen menschlich zu erretten pflegen, denn schließlich überläßt er da alles der reinen Kraft der Heldin und ihrer eigenen sieghaften sittlichen Bewährung, so daß hier reine Menschlichkeit die Lüge überwindet und die Wirrnisse löst. Aber die mythische und mystische Voraussetzung dazu — das wird leicht übersehen — bleibt doch auch hier, daß sich die Gottheit Iphigenie vordem selbst geheiligt hatte. Offenbar legt sich Goethe das Problem der Erlösung in der Weise zurecht, daß er die Selbsterlösung durch eigenes, sittliches Wollen mit der Erlösung durch göttliche Gnade, durch die Vermittlung eines reinen und heiligen Wesens in eigentümlicher Weise verbindet. Immerhin bleibt die moralische Autonomie auch hier das Höchste, denn Iphigenie leidet, wenn sie das Reine in sich verlegt. So erscheinen menschliche Ethik und religiöse Mystik miteinander vereinigt. Der alte Gegensatz von Rationalismus und Mystik (zwischen Pelagius und Augustin) ist im Kunstwert aufgehoben, eben weil das Seelenleben sich nicht in die Grenzen rationaler Logik einschließen läßt.

Jetzt kann wohl auch der Hinweis gemacht werden auf den subjektiven Ernst

1) Es wird wohl schon so sein, daß die meisten Schüler mit dem Stellvertretungsoffer um Gottes willen nicht viel anfangen können, sie machen sich ja ohnehin in der Regel nicht das, was man Gedanken nennt, darüber.

der dichterischen Beichten Goethes, in denen die ungetreuen Liebhaber Clavigo, Weisingen, Fernando, des Dichters Abbilder, sterben, während Goethe selbst als befreiter Mensch weiterlebt.

Auf zweierlei Weise kann nach Goethe der Geist höchlich erfreut werden, durch Anschauung und Begriff. Die Anschauung gibt die Dichtung, d. h. die Darstellung der Sitten, Charaktere, Leidenschaften, kurz des inneren Menschen. Den Begriff dagegen hat der Unterricht zu geben; findet er Empfänglichkeit, so bringt er den Inhalt mit und ist selbst das Werkzeug der Bildung, indem er Zuwachs an Erkenntnissen bringt und Keime künftiger Erfahrung legt. Ist der Unterricht etwas Lebendiges, so steht hinter den Begriffen die frische Gegenwart mit ihren Kämpfen und sittlichen Aufgaben.

Die Jugend ist gewiß vor dem Irrtum zu bewahren, daß man moralische Zwecke vom Künstler fordern müsse. Eine Dichtung kann sehr „unmoralisch“ sein, wie Emilia Galotti oder Clavigo; aber weil sie über dem Sittlichen und dem Sinnlichen schwebt als reine Darstellung, wird sie doch moralische Folgen haben, sobald sie als Kunstwert gut ist, wenn auch erst durch einen Umschweif und oft zufällig. Von diesem Umschweif einmal zu sprechen war mir ein Bedürfnis.

## Schulaufsatz, Kriegserlebnis und Kriegsliteratur.

Von **Willy Strehl** in Danzig.

In seiner tiefempfundenen Rede „Das heilige Vermächtnis unserer gefallenen Helden“ (Deutsche Reden in schwerer Zeit Oktober 1915) feiert Ferd. Jaf. Schmidt den großen Krieg als die abschließende Krönung der deutsch-völkischen Einheit. Im aufgezwungenen Daseinstampfe gegen eine Welt von Feinden wird das Urbild eines neuen Menschen geboren, der als ein neuer Glaubensjünger, ein neuer Staatsbürger, ein neuer Freiheitsstifter ersteht.

Schon spüren wir unter den Feuern des Weltbrandes, wie die deutsche Art geläutert von den Schladen einer „Überkultur“ und „Ausländerei“ hervorgeht. Und diese kraftvolle Gesundung macht sich, wie auf allen Gebieten des gesellschaftlichen und geistigen Lebens, auch in Lehre und Erziehung fühlbar. Die Schule sucht Sühnung mit der von Lebensgluten und Tod erfüllten Gegenwart.

Dies offenbart sich besonders augenfällig bei den Schulaufgaben, welche den jungen Geistern verhältnismäßig noch den weitesten Spielraum zur Selbsttätigkeit gewähren, im deutschen Aufsatz. Es ist in den seit Kriegsbeginn gestellten Themen ein erfreulicher Zug im Wachsen, der sich von dem „einseitigen Intellektualismus“ ablehrt und sich mehr auf Gegenwart und Vaterland, auf werktätige Arbeit und den Krieg selbst mit seinen Wirkungen richtet.<sup>1)</sup>

1) Vgl. „Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege“. Hrsg. v. Norrenberg 1916. B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin. Geh. M. 4,80, geb. M. 5,40. Darin die trefflichen Ausführungen v. K. Reinhardt (Einleitung) und Sprengel = Frankfurt a. M. (Deutsch). —

Unter den von 1901—1910 gestellten 7198 Abituriententhemen sind 4100, die allein aus den klassischen Schuldramen erwachsen sind; über Volk, Staat, Vaterland handeln nur 302 Aufgaben, die neue vaterländische Dichtung (selbst Wildenbruch nur mit 3 Themen) ist fast gar nicht behandelt; Seidel, Der deutsche Aufsatz der Reifeprüfung 1901—1910. 1912, 10.



Für unsere Jungen in Tertia und Sekunda ist heut der liebste Lesestoff die Schilderung der Heldentaten und Abenteuer unserer Feldgrauen und blauen Jungen, welche die zahlreichen, guten und billigen Einzelschriften, auch Zeitungsberichte und Feldpostbriefe<sup>1)</sup> von Nichtliteraten oft so dramatisch vor Augen führen. Schon der Untertertianer kann aus diesen brausenden Fluten schöpfen, mögen solche Aufsätze auch nur Inhaltsangaben und Auszüge sein aus Flugschriften und Kriegserzählungen und ereignisreichen Fahrten, wie aus des Kapitänleutnants v. Müde „Emden“ und „Ayeshä“, den schönsten Jugendheldenbüchern, die uns der Krieg geschenkt hat.<sup>2)</sup>

An die Spitze aller Aufgaben der unteren und mittleren Stufe möchte ich aber heut doch die Erzählungen, Schilderungen und kindlichen Betrachtungen stellen, die den Stoff aus Selbstgesehenem und Selbsterlebtem des Kriegsjahres schöpfen.<sup>3)</sup> Darauf kommt es an: in dies äußere und innere Erleben Ordnung zu bringen, sich selbst Klarheit darüber zu verschaffen, um dann die Stoffmenge stilistisch mit frischem Antrieb zu bewältigen. Der Erlebnis-aufsatz der „Kleinen“<sup>4)</sup> wird sich zum eigentlichen „Beobachtungsaufsatz der Großen vertiefen und verfeinern“.<sup>5)</sup>

Der reifere Schüler der Oberstufe soll dann aber auch eigene Erfahrungen und Beobachtungen mit den aus Unterricht und Lektüre gewonnenen Erkenntnissen vereinigen und in gewissem Sinne zu einer kleinen schriftstellerischen Kunstarbeit verschmelzen. Das zeitgenössische Schrifttum ethischer, politisch geschichtlicher und sozialpolitischer Gattung, das an Kraft, Tiefe und Reichtum die Kriegsliteraturen aller Zeiten übertrifft, ist für den Primaneraufsatz flüssig zu machen.

Unsere vornehmsten Geister haben die große Kriegszeit zu deuten gesucht; in allgemein verständlicher Sprache haben sie unserem Volke den Weg gezeigt. „In ihnen gewinnen wir wertvolle Helfer auch für den Unterricht, die wir auch in der Zukunft

1) Joachim Delbrück, Der deutsche Krieg in Feldpostbriefen (aus Tageszeitungen). Feldpostbriefe der Tägl. Rundschau (Von Flandern bis Polen). Die Literatur über „Deutsches Heldentum zur See“ ist seit Kriegsbeginn mächtig emporgewachsen, vieles ist für die Aufsatzbehandlung brauchbar.

2) Je mehr freilich diese Kriegsschriften mit Urteilen und Betrachtungen durchsetzt sind, wie die lebenswarmen, deutsch und dichterisch empfundenen Erlebnisse im Westen und Osten von Sven Hedin, Ganghofer, Rudolf Hans Bartsch, um so weniger werden sie sich zu einer solchen Aufsatzbehandlung eignen.

3) Die Eindrücke der großen Mobilmachungstage sind in mannigfachen „Ich-aufsätzen“ wohl allenthalben verwertet worden. Andere: „Meine Flucht aus der ostpreussischen Heimat“ — „Wie ich meine Heimatstadt wiederfand“ — „Siegesfest und Siegesfreude“ — „Ein erlebnisreicher Tag“ — „Ein Abend am Bahnhof“ — „Brief an meinen lustigen Vetter im Schützengraben der Champagne“.

4) E. Lorenzen, Was der kleine Heini Will vom Weltkrieg sah und hörte 1915. Musterkriegsaufsätze in der Volksschule und freiwillige Kriegstagebücher in der Berliner Sonderausstellung „Schule und Krieg“. Kindliche Phantasieerzählungen auf Grundlage von Gelesenem: Valentiner, Aus dem Deutschunterricht in großer Zeit, Zeitschr. f. d. d. Unt. 1915, 56.

5) „Wir, die wir zurückgeblieben“; dazu vgl. L. Jacobskötter, Tagebuchblätter eines Daheimgebliebenen 1915. „Der rasche Kampf verewigt einen Mann: Er falle gleich, so preiset ihn das Lied. Allein die Tränen, die unendlichen der überbliebenen, der verlassenen Frau zählt keine Nachwelt (Goethe).“ Solchen Erlebnis-aufsätzen bei Kriegsausbruch, in denen das Ich im Mittelpunkte steht, konnte man auch eine allgemeine poetische Fassung geben, etwa so: „Die große Stunde“ — „Wenn ich an Deutschland denke, tut mir die Seele weh, wenn ich rings um Deutschland die vielen Feinde seh“ (Wildenbruch) — „Dein Volk ist ganz Freiwilligkeit an deinem Heertage, in heiligem Schmutz aus dem Schoße des Morgenrots perlt dir der Tau deiner jungen Mannschafft“ (Psalm 110).

werden zur Hilfe rufen dürfen, wenn wir unsere Schüler auf höhere Warte führen und ihnen Wegweiser ins Leben mitgeben wollen.“<sup>1)</sup>

Eine Fülle entsprechender Themen bietet sich uns dar, und einige Proben, die sich vermehren ließen, sind unten gegeben<sup>2)</sup>. Wagen darf man Abhandlungen folgender Art: „Durch nach Bagdad (Ägypten)! Ein Erinnerungsblatt an die Niederwerfung Serbiens am 29. Nov. 1915.“<sup>3)</sup> — „Wie offenbaren sich schon jetzt die Segnungen unseres nationalen Daseinstampfes?“ — „Das deutsche Volk nach dem Kriege“, wobei man betonen muß, daß für uns Sieger die Jahrzehnte nach dem Frieden keine Zeit des Siegesgenusses sein werden wie nach 1871, vielmehr eine Zeit ernster Einteilung und gewaltiger Arbeit. „Unsere Wünsche und Hoffnungen beim Friedensschluß und nachher“<sup>4)</sup> — „Möge uns der Geist von 1914/15 erhalten bleiben (Hindenburg)“ — „Wie ehren wir unsere Helden der Gegenwart am besten?“ — „Das heilige Vermächtnis unserer gefallenen Helden“<sup>5)</sup> — diese Abhandlung muß in dem Gedanken gipfeln, daß unsere geistige völkische Einheit in dem opferreichen Riesenkampfe ihre Feuer taufe

1) W. Hoffstaetter, Zeitschr. f. d. d. Unt. 1915. Januarheft, 10. — Die hier angezogenen und verwerteten Schriften verdienen sämtlich in die Büchereien der Schule und der Lehrerschaft aufgenommen zu werden. Zum größten Teil ist der Kaufpreis recht gering. Zur Kriegsliteratur S. Panzer, Zeitschr. f. d. d. Unt. 1915, 114f.

2) „Einstehe für Pflichterfüllung bis aufs äußerste — Szigeth und Tzingtau!“ — „Der preußische Leutnant in der Friedenszeit und in der Feuerprobe des Krieges“; vgl. H. Delbrück, Über den Krieg. Charakter des deutschen Volkes. Reden in schwerer Zeit. Septbr. 1914. W. v. Blume, Der deutsche Militarismus i. 2. Heft, Tübinger Kriegsschr. O. Hinge, Unser Militarismus im 4. Heft der Internat. Monatschr. „Wie denke ich mit Detlef v. Liliencron als Offizier im Felde? Nach seinen Dichtungen geschildert“ — „Gedankengang der Schrift Joh. Gottl. Fichtes „Über den Begriff des wahrhaften Krieges“ („Der geschlossene Handelsstaat“), mit Ausblicken auf die Gegenwart“ — „Zum Gedächtnis an die fünfhundertjahrfeier des Hohenzollernhauses am 21. Novbr. 1915: Friedrich von Hohenzollern in den Schauspielen von Uhland (Ludwig d. Baier) und Greif (Ludwig d. Baier oder der Streit von Mühlendorf)“ u. a. Solchem Geiste dienen auch ältere Themen in folgender Fassung: „Preußische Offiziers-ehre. Auf Grund des vaterländischen Schauspiels Lessings Minna von Barnhelm“; vgl. Apelt, Der deutsche Aufsatz 1910, 37. — „Schillers Schauspiel Wilhelm Tell, ein Bahnbrecher des deutsch-vaterländischen Gedankens“; vgl. Treitschke, Deutsche Gesch. I, 201. — „Der Freiheitsgedanke in Schillers Dramen „Die Räuber“, „Don Carlos“, „Wilhelm Tell“; vgl. Wehrmann, Anl. 3. selbst. Abfassung d. d. Aufl. 1910, 122. — „Der brandenburgisch-preußische Reiteroffizier in H. v. Kleists Drama „Prinz Friedrich v. Homburg“; zahlreiche andere Themen bei Seidel 435f. — „Der preußische Soldatenkönig in Gutzows Zopf und Schwert“ — „Weltbürgertum und Vaterlandsliebe in den Dichtungen Schillers (Lessings, Goethes)“; vgl. Geyer, D. d. Aufl. 291. Sr. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat 3. Aufl. 1915.

3) Über deutsch-völkische und handelspolitische Ausdehnungsmöglichkeiten die Schriften von Jädh, Rohrbach, S. Köhler, Der neue Dreibund 1915 (deckt sich im wesentlichen mit Rohrbach, Der Krieg und die deutsche Politik). O. Prange, Deutschlands Volkswirtschaft nach dem Kriege 1915. H. Muthesius, Der Deutsche nach dem Kriege (in allgem. wirtschaftlicher und politischer Beziehung) in Jädh's Weltkultur und Weltpolitik Nr. 4, 1915.

4) In „Friedensziele“ (Südd. Monatshefte Novbr. 1915) Ed. Meyer, „Die Kulturaufgaben der deutschen Zukunft“; daselbst warmherzige Anregungen von L. Curtius, „Zukunftsgedanken eines Feldgrauen“ und Predigt von K. Baum-München. Ad. Matthias, Kriegssaat und Friedensernte 1915. Bonitz, unten S. 334 Anm. 1. A. Deißmann, Inneres Aufgebot, bei Scherl 1915 (vgl. 4. Abhandl. über die seelische Hochspannung, die der Krieg erzeugt und die Wirkung der lebendigen Religion).

5) Ferd. Jaf. Schmidt, Deutsche Reden in schwerer Zeit, Oktober 1915. Spitta, „Heldentod“ im 10. Heft der Tübinger Kriegsschriften 1915 (das innerste Wesen und die Krone des Heldentums ist das Opfer; denn Opfer bringen bedeutet: für andere leben). G. Roethe, Vom Kampf ums Vaterland, unten S. 334 Anm. 2. Wilh. Franz . . „Heiliges Vaterland, vergiß es niemals“, Berlin 1915 (ein deutscher Volkstatedeismus mit aphoristischen Ausprüchen und Zeugnissen).

empfangen hat; was sterblich an unseren gefallenen Helden war, haben sie hingegeben, um ein unsterbliches Gut zu erringen. Eingehendere Vorbereitung wird auch die schulmäßige Lösung des wichtigsten sittlich-religiösen Problems im Rahmen unserer Kriegsgeschichte verlangen — eine schöne Aufgabe für den Lehrer, der in der obersten Stufe Religion und Deutsch unterrichtet: „Unsere Kriegführung im aufgezwungenen Daseinstampfe und die altchristlichen Gebote der Nächstenliebe. Eine Weihnachtsbetrachtung 1915“<sup>1)</sup>. Das Thema „Deutschlands Siege — Siege der Wahrheit über die Mächte des Hasses und der Lüge“ stelle man unter den Gedanken von A. Biese<sup>2)</sup>: Die deutsche Seele ist verankert in den Begriffen der Pflicht, der Wahrhaftigkeit, der Sachlichkeit und der Sittlichkeit, das macht sie und ihren Körper, die Heere, zu einer unüberwindlichen Macht. — Zur Beleuchtung eines blöden Schlagwortes im englisch-französischen Lügenkampfe geben uns Flugschriften unserer ersten Geister reiche Gedankenunterlage: „Der deutsche Militarismus, seine Wahrheit und sein Wesen“. Wir fassen ihn mit Oncken<sup>3)</sup> in den Satz: „Er ist die höchste Vaterlandsliebe, er ist wahrhafte Demokratie, in der Prinzen und Gemeine in Reih und Glied nebeneinander fallen, er ist wahrhafte Menschlichkeit, denn er holt aus dem einzelnen den echten Kern dessen, was er wert ist, heraus, er ist die edelste Erfüllung des kategorischen Imperativs.“

Gewiß wird es nötig sein bei allen Aufsätzen, die aus einer Verschmelzung von literarischem und lebendigem Wissen erwachsen, die jungen Geister zuvor auf die rechten Pfade zu leiten und mit ihnen die Stoffquellen zu erschließen, gemeinsam mit ihnen die Hauptgesichtspunkte aufzustellen und zweckmäßig anzuordnen. Das gilt besonders von den lehrreichen Aufgaben, die auch volkswirtschaftliche Kenntnisse voraussetzen, so z. B. „Kann uns zum Vaterland die Fremde werden? Eine Betrachtung auf Grund der Erfahrungen des Weltkrieges“<sup>4)</sup>; in höherem Grade bedürfen der Vorbereitung und Mitarbeit des Lehrers die Gegenwartsthemen: „Der deutsche Bauernstand als Grundpfeiler unseres Vaterlands in der zukünftigen Friedenszeit“<sup>5)</sup> — „Unsere finanzielle Kriegsrüstung oder der Kreislauf unserer Milliarden“<sup>6)</sup> — „Die soziale Fürsorge in Deutschland und der Krieg“ — „Unser Wunderwert wirtschaftlicher Anpassung“<sup>7)</sup> — „Die vaterländischen Aufgaben unserer politischen Tages-

1) Baumgarten, Der Krieg und die Bergpredigt, Reden in schwerer Zeit, 24. Trefflich Dünkmann, Der Weltkrieg im Licht der Bibel (B. 19 Mein Vaterland Bonn). S. 540/3, in Pertheschriften zum Weltkrieg 1915.

2) A. Biese, Die unbefiegbare Macht, in Monatschr. f. höh. Schulen Oktbr. 1915. Vgl. Volkschr. 3. gr. Krieg 13 (Jacobi, Im Kampf mit der Kriegslüge 1914). S. Niessen-Deiters, Krieg, Auslandsdeutschtum und Presse in polit. Flugchr. (27) herausg. von Jäch. Paul Dehn, unten S. 332 Anm. 1.

3) Gedanken und fruchtbare Anregungen in B. G. Teubners „Deutschland und der Weltkrieg“. 2. Aufl. in 2 Halbleinenbd. je M. 6,—. E. Troeltsch 72f., W. Solf 142f., S. Deibrück 176f. und Sr. Meinede. S. Oncken in Jäch. polit. Flugchr. 6. heft.

4) Material dazu und zu Verwandtem: „Die mit dem Bindestrich“, Betrachtungen eines Ausland-Deutschen, D. Verl.-Anstalt 1915. S. Oncken, Deutschland im Weltkrieg und die Deutsch-Amerikaner, Jäch. polit. Flugchr. 6. heft; dazu 27. heft Niessen-Deiters, Krieg, Auslandsdeutschtum und Presse. K. Jünger, Deutsch-Amerika mobil! 1915. Ed. Meyer, Nordamerika und Deutschland 1915. Paul Dehn, England und die Presse 1915, 242f. Das Deutschtum in den Verein. Staaten behandelt in geschichtlicher Entwicklung gründlich A. Faust 1912. B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin. Geh. M. 9,—, geb. M. 10,—.

5) Zu den allgemeinen Gesichtspunkten bei Rohrbach, Der Krieg und die deutsche Politik, bietet alles Wünschenswerte Eiffe, Der Bauernstand, der Grundpfeiler des Volkes und Ders. Zwei Mill. deutsche Bauern in Rußland, in Südd. Monatsheften Dezbr. 1915; das. G. Vogel, Die Landnot.

6) Reichstagsrede des Staatssekretärs Dr. Helfferich vom 20. Aug. 1915, „An das deutsche Volk“, 7 Reichstagsreden 1915.

7) G. Stresemann, Das deutsche Wirtschaftsleben im Kriege, im 23. heft, „Zwischen Krieg und Frieden“. S. Schumacher, Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft, in

zeitungen im Weltkriege“<sup>1)</sup>). Hier bietet sich aus den eigenen täglichen Beobachtungen des jungen Schriftstellers eine Fülle von Stoff, dessen Hauptgesichtspunkte er, nach einem Rückblick auf die feindliche Lügenpresse, in der Folge, welche das Zeitungsblatt vom Bericht der obersten Heeresleitung bis zu den Anzeigen bietet, leicht aneinandergliedern kann.

Es empfiehlt sich bei Aufgaben der Art innerhalb gewisser Grenzen der stilistischen Form Freiheit zu gewähren. Neben der vorherrschenden Erzählung, Schilderung und Abhandlung (es wird meist ein *genus mixtum* sein) gebe man in der Oberstufe zeitweilig auch der Gedichtform oder persönlichen Briefform Spielraum, die Selbsterlebtes am besten einleidet; selbst die Rede und der Dialog sind nicht zu verschmähen, sei es auch nur der Abwechslung willen.

Begabtere werden gern ein Thema annehmen, das einen aus der Zeitstimmung geschaffenen Brief oder gar die Erdichtung eines Briefwechsels anheimgibt.

3. B. „Abschiedsworte eines Kriegsfreiwilligen ans Vaterhaus“<sup>2)</sup> — „Ich und mein Freund Sepp aus Tirol, ein Briefwechsel seit Eintritt Italiens in den Krieg“ — „Zum Steuer der Wahrheit: Brief an einen Oheim in Rio (New York)“. Das Abhandlungsthema: „Der ewige Friede ist in dieser Welt der Wirklichkeit ein Traum“ könnte in die Form eines lebendigen Wechselgesprächs umgewandelt werden: „Ein Besuch in Brüssel. Auseinandersetzung mit einem Mitglied der Friedensliga.“<sup>3)</sup> Doch achte man bei solchen Phantasiethemata auf Begrenzung und Maßhalten!

Erfreulich mehren sich die Themen, die ihren Stoff aus dem vaterländischen Geschichtsunterricht und der geschichtlichen Privatlektüre entnehmen und in gruppierten Betrachtungen die großen Persönlichkeiten unserer preußischen und deutschen Geschichte zum Gegenstande haben. Empfehlenswert sind heute mehr denn je geschichtliche Stilaufgaben, die einen Überblick und Durchblick ganzer Epochen verlangen und vor allem Parallelen mit der Gegenwart ziehen.<sup>4)</sup> Doch versteige man sich nicht

B. G. Teubners „Deutschland und der Weltkrieg“. E. Franke, Weltpolitik und Sozialreform (Reden und Aufs. I, herausgegeben von Schmoller, Sehring, Wagner).

1) A. Biese in Monatschr. f. höh. Schulen Oktbr. 1915. h. Diez, Die Zeitung im Kriege, in Pertheschriften (Kampf des deutschen Geistes im Weltkriege). K. Bücher, Unsere Sache und die Tagespresse 1915. P. D. Fischer, Der internationale Nachrichtenverkehr und der Krieg, Hirtzel 1915. Umfassend und gründlich Paul Dehn, England und die Presse 1915, über den unheilvollen Einfluß der engl. Presse auch im Ausland, bes. in Amerika.

2) Muster: „Selbsterziehung zum Tod fürs Vaterland“, aus den nachgelassenen Papieren des Kriegsfreiw. Prof. Udo Kraft 1915.

3) A. Christensen, Politik und Massenmoral 1912, 111f. Frischeisen-Köhler, Das Problem des ewigen Friedens, Mittler 1915. h. Gomperz, Philosophie des Krieges, 8 Universitätsvorträge in Pertheschriften; das. h. Scholz, Der Krieg und das Christentum 1915, mit wichtigster Literatur über alle theoretischen Kriegs- und Friedensfragen.

4) 3. B. „Wie bewähren sich die von Tacitus gerühmten Eigenschaften unserer Vorfahren im heutigen Weltkriege?“; vgl. G. Rosenthal, Zeitschr. f. d. d. Unt. 1915, 410. — „Hannibal und Hindenburg“; vgl. A. Niemann, Hindenburgs Sieg bei Tannenberg, des Kannä und Leuthen der Gegenwart 1914. — „Napoleons Ohnmacht im Kampf gegen Englands Seeherrschaft“; vgl. K. Th. Heigel, Deutsche Reden 1916, 268f. (eine Auslehnung Europas gegen England vor 100 Jahren). — „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los: Preußen 1813 und Deutschland 1914!“ Oft nicht glücklich gefaßte Themen aus der Geschichte der Freiheitskriege bei Seidel 132f. 162f. — „Inwiefern barg Aufstieg und Macht Napoleons schon die Keime des Verfalls in sich? Nachgewiesen auf Grundlage der Schrift Arnolds, „Geist der Zeit“ — „Die Ursachen der Niederlage Napoleons im Herbst 1813“; vgl. O. Harnack, Sybels hist. Zeitschrift 1902 Nr. 89. — „Weshalb braucht das Deutsche Reich eine starke Kriegsflotte (Kolonien)?“; dazu die Schriften von Reventlow, Kirchhoff, Rohrbach, Dernburg, Solf (in B. G. Teubners Deutschland und der Weltkrieg) u. a. „Die Bedeutung des

zu solchen (in Berlin gestellten) Aufgaben, die in den Bereich der höheren Diplomatie und Strategie emporragen, wie: „Richtlinien deutscher Orientpolitik“, „Die Strategie Hindenburgs“ und verzichte auf die älteren Themen universalhistorischer Betrachtung, die sich in die luftigen Regionen der Geschichtsphilosophie<sup>1)</sup> erheben, wie z. B. „Alles Große in der Weltgeschichte ist von Einzelnen, nicht von den Massen ausgegangen“; der Wahrheitsnachweis des Ausspruchs läßt sich unter dieser allgemeinen Fassung schwerlich durchführen. Auf zu steiler Höhe steht der prophetische Ausspruch Schillers: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag der Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit“. Dasselbe gilt von Geibels problematischem Prophetenwort: „Es mag an deutschem Wesen einmal noch die Welt genesen.“<sup>2)</sup> Günstiger verhält sich die dankbare Aufgabe: „1870 und 1914“<sup>3)</sup> — „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“<sup>4)</sup>, eine Jahreschlußbetrachtung von 1915“. Derartige Abhandlungen können in mannigfacher Form mit Rückblicken auf die Vergangenheit bereits selberlebte Geschichte verwerten; so würde die zeitgemäße Aufgabe „Unser Schmerz und Jorn über Italiens Verrat“ nach der Lektüre der Italienischen Reise Goethes und des Torquato Tasso mit einem Gemisch lebendiger Gefühle behandelt werden.<sup>5)</sup> Und das bleibt doch immer die seelische Triebfeder des ganzen Aufsahunterrichts: innere Anteilnahme für das Thema zu wecken und lebendig zu halten.

Deshalb wähle man auch künftighin unter der Masse der ethischen Stilaufgaben betrachtender Gattung solche, welche die lebendigen Begriffe und Gegenstände der großen Kriegszeit umfassen und stimme sie möglichst auf das Erlebnis. Seit den ersten Kriegsmonaten sind in den Aufsätzen unserer höheren Lehranstalten die bekannten Sentenzen über Krieg, Vaterlandsiebe und Freiheit aus den Dramen Schillers und aus anderen vaterländischen Dichtungen zur allgemeinen beweisführenden Behandlung bedorzugt worden.<sup>6)</sup> Eine besondere Beschränkung und Beziehung auf die Gegenwart muß hervorgehoben werden, auf den Erweis der Allgemeingültigkeit

Meeres für uns Deutsche einst und jetzt“; vgl. R. Ehrenberg, Die Seefahrt im Leben der Völker („Handels- und Machtpolitik“, Reden und Aufs. I, herausgegeben von Schmoller, Sehring, Wagner). S. Raquel, Das Meer als Quelle der Völkergroße 1911. — „Deutsches Heldentum zur See!“

1) Zur Einführung in die geschichtsphilosophische Betrachtungsweise setze man heute an Stelle der seither gelesenen Antrittsvorlesung von Schiller den ausgezeichneten Vortrag von Sohni, Die Entwicklung des Staatsgedankens in Deutschland (Aufs. zeitgen. Schriftst. 105. Kief. bei Delhagen u. Klasing).

2) Die Behandlung unter dem Gesichtswinkel des Themas S. 331 Anm. 2, dazu der Gedanke des Turnvaters Jahn: „Deutschland, wie es einig mit sich, als deutsches Gemeinwesen seine ungeheuren nie gebrauchten Kräfte entwickelt, kann einst der Begründer des ewigen Friedens in Europa, der Schutzengel der Menschheit sein“. Wilhelm II. zu Ganghofer: „In der Moral, in Gewissen und Fleiß der Deutschen steckt eine erobernde Kraft, die sich die Welt erschließen wird“. „Die Idee eines Weltreiches ist hassenswert“ (Treitschke).

3) K. Th. Heigel, Deutsche Reden 1916, 231f. (1870 und 1914).

4) Stammler, Die Gerechtigkeit in der Geschichte. Deutsche Reden in schwerer Zeit. März 1915. Vgl. S. 331, Anm. 2.

5) Vgl. „Friedensziele“, Südd. Monatshefte, Novbr. 1915, 263f. (Deutsche Reiseziele nachher). Vgl. Juninummer 1915 ders. Zeitschrift.

6) Die Aussprüche bei Klopstock, Schiller, bei Körner und den Dichtern der Freiheitskriege bei Sichte, Grillparzer u. a. über Vaterland und Freiheit, Kampf und Krieg, Sieg und Tod, Ruhm und Heldentum sind vielfach schon vor dem Kriege als allgemeine Themen bearbeitet worden. Zusammenstellungen bei Apelt, D. d. Aufs. 1910. Seidel, D. d. Aufs. 1912, 36—98. Bekenntnisse und Zeugnisse über Sieg und Tod, Heldentum, über Mannhaftigkeit und Bürgerfinn aus älterer und neuerer Zeit in „Tat — Bücher für Feldpost“ (Diederichs).

verzichte man; einige Proben: „Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Eine Betrachtung nach Kriegsbeginn“ — „Die Not als Lehrmeisterin im großen Daseinskampfe unseres Volkes“ — „Es siegt immer und notwendig die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Zur Erinnerung an die Siege Hindenburgs“ — „Warum müssen wir schon in jungen Jahren freiwilligen Gehorsam und Pflichterfüllung lernen? Gedanken nach der Lektüre von Feldpostbriefen“<sup>1)</sup> — „Navigare necesse, vivere non est“ mit dem Sinne: Leben brauchen wir nicht, aber wenn wir leben, so haben wir unsere verdamnte Pflicht und Schuldigkeit zu tun; oder mit den Worten Friedrichs: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe usw.“<sup>2)</sup> — „Händlerische und heldische Lebensauffassung im Weltkampf“ — „Not sentiment but interest, der Grundsatz der englischen Politik“.<sup>3)</sup>

Es wird bei solchen Schulabhandlungen ethisch-vaterländischen Grundzuges in der Hauptsache darauf ankommen, die uns gerade jetzt ausleuchtenden Wahrheitsfälle durch passende Beispiele zu erläutern, sie auf Beobachtungen und Erfahrungen zu gründen, die man außer der geschichtlichen Erinnerung hauptsächlich aus der miterlebten großen Gegenwart entnimmt. Diese stoffliche Beschränkung des Wahrheitsnachweises auf induktivem Wege wird vorausgesetzt.

Die deduktive Beweisführung allgemeiner Wahrheitsfälle über Vaterland und Aufopferung vermeide man wegen ihrer „seelenlosen Objektivität“, der mangelnden Ergebnisse und der Unlust der Bearbeiter; vielmehr gebe man den Aussprüchen eine Problemform, so daß mit induktiver Beweisführung eine Forscherfreude dabei herauspringt; dazu bevorzuge man Sätze, welche die wandelbaren Begriffe Ehre und Freiheit<sup>4)</sup> umfassen.

In den letzten Jahren vor dem Kriege sind, vorzüglich von jüngeren Lehrern, die Beobachtungen und Erlebnisse fröhlicher Wandervogelfahrten in der heimischen Landschaft<sup>5)</sup> zu Wahlthemen verwertet worden. Mit schönstem Erfolg, wird mancher aus eigener Erfahrung bestätigen. Man erhält bisweilen kleine naive Kunstwerke an Frische und anschaulicher Darstellung; das Unbeholfene, Hohle, Gequälte, womit der Lehrer sich oft plagen muß, ist wie mit Zauberschlag abgestreift. Die Vorzüge eines solchen mit Lust und Liebe geschriebenen Schulaufsatzes lassen sich nimmer

1) Vgl. H. Bonitz, Krieg und Volkserz. 1915 und Ad. Matthias, Deutsche Wehrkraft und kommendes Geschlecht 1915. Vgl. oben S. 330 Anm. 4.

2) Vgl. G. Roethe, Vom Tode fürs Vaterland (in Kriegsschr. des Kaiser-Wilhelm-Dank 11. Heft 1915). Sombart, Händler und Helden 1915, 57f., mit Anregungen zu Aufsätzen über deutsches Heldentum. Max Lenz, Deutsches Heldentum; Süddeutsche Monatshefte Jan. 1915.

3) Zu Sombart vgl. das Januar- und Maiheft der Süddeutsch. Monatshefte 1915. Über Imperialismus in der englischen Literatur Sarrazin im 11. Heft der Internat. Monatschr. Die geschichtliche Entwicklung englischen Geistes in der Welt- und Seepolitik behandeln mit kraftvollem deutschen Standpunkt C. Peters, England und die Engländer. Volksausg. 1915, und Ed. Meyer, England 1915. Die englische Literatur bei Troeltsch, a. a. O. Von großen, freien Gesichtspunkten aus H. Stewart Chamberlain, Kriegsaufsätze 1914. Hammer oder Amboß (dritte Reihe der Kriegsaufsätze) München 1916.

4) Das Material bei Geyer, Schulethik 1907; D. d. Auff. 91; das 9 Schüleraufsätze 308f. 299 (Ehre). Wehrmann, Anl. 3. Abf. d. Auff. 1910, 121f. 148f. — Kjellén, Die Ideen von 1914. 1915, 30f. A. O. Meyer, Deutsche Freiheit und engl. Parlamentar. in „Weltkultur und Weltpolitik“ herausgegeben von Jäch, 2. Heft. — Bedeutend Troeltsch (87f.) und Schmoller in B. G. Teubners „Deutschland und der Weltkrieg“ (der deutsche Kulturstaat ist gegründet auf die Verbindung von Freiheit und persönlicher Hingabe).

5) P. Menge, Naturgefühl und Verst. für Naturstimmung. Ein Versuch in O III. Zeitschr. f. d. d. Unt. 1915, 693.

erzwingen.<sup>1)</sup> Dieselbe Beobachtung kann man jetzt bei Aufsätzen über manche Feld-  
dienstübungen der Jugendwehr machen.

Darum übe man nicht nur das folgerichtige Denken an den gebotenen geschicht-  
lichen und ethischen Themen, vorzüglich bei Aufstellung angelegelter und selbständiger  
Entwürfe: man öffne zeitweilig auch in der obersten Stufe das Gehege der schulmäßi-  
gen Gliederung und gebe in Wahlthemen den persönlichen Neigungen und Wünschen  
auch in der Form volle Freiheit.<sup>2)</sup> Die inneren Erlebnisse werden oft ins Reich der  
Einbildungskraft hinüberschweifen; aber da sei man weitherzig und lasse den über-  
raschenden Kräften der Jünglingsphantasie Spielraum zur Entfaltung.

Manchmal erweisen sich auch die verborgenen Kräfte des jugendlichen Gemüts  
als wirksame Mithelfer. Doch nur das Vertrauen öffnet die verschlossene Jünglings-  
seele. Unter dem Glauben an eine taktvolle Kritik werden bisweilen bei geeigneten  
Themen dem Aufsatzheft eigenartige innere Erlebnisse anvertraut, Ergüsse einer vollen  
jungen Seele, sogar leidvollen Inhalts. Es sind stille, in sich gefehrte Geister mit dich-  
terischer Veranlagung, die bei einer Wanderfahrt über Land und See den Zusammen-  
klang mit Luft und Licht, Wald und Wasser mit der Stimmung der eigenen Seele  
empfinden und diesem Naturgefühl und Heimatgefühl<sup>3)</sup> im Widerklang des Inneren  
Ausdruck zu geben verstehen. Es entfaltet sich die höchste schriftstellerische Leistung,  
die man auf der Schule erwarten darf. Man spreche nicht von „detadenter“ Empfind-  
samkeit. Der junge Mann mit solchem „Gefühlsballast“ wurde Berufsoffizier und  
verstand wie ein altgermanischer Held auf gallischer Erde zu kämpfen und zu sterben. —

Wenngleich der Krieg unser ganzes Denken und Empfinden in Bann hält und  
ob er auch die deutschvölkischen Gefühle und Kräfte zu gewaltiger Höhe empor-  
gezogen hat, so wäre doch die Forderung verkehrt, daß die neuen oder verjüngt  
erstandenen, auf Vaterland und Heimat gestimmten Aufsatzaufgaben alle anderen  
Themen allgemein menschlichen und sachlichen Inhalts, wie sie zahlreich aus dem  
Unterricht und dem Lesebetrieb herauswachsen, verdrängen sollen. Der philosophisch  
oder geschichtlich betrachtende, der literarisch ästhetisierende Aufsatz der Prima bleibt  
stets die beste Vorübung für die wissenschaftliche Arbeit der Universitätsjahre.

Anmerkung des Herausgebers: Bei einer Reihe der vorstehend ge-  
nannten Aufgaben hätte ich Bedenken, sie gerade für Aufsätze zu verwenden,  
weil sie — trotz aller Anregung zur persönlichen Gestaltung — doch zu leicht  
nur Übung in der Wiedergabe fremder Gedankengänge sind; dafür aber kann  
man von den wenigen Aufsätzen einer höheren Klasse nicht mehr als einen ver-  
wenden. Um so mehr wird man diese reiche Fülle von Stoff (im Lesezimmer  
auslegen!) als Anregung zu kurzen Vorträgen benutzen und ganz besonders  
in den Schülervereinen fruchtbar machen können, die jetzt selbst nach dieser  
Richtung über das rein Literarische hinausdrängen.

1) W. Strehl, Der deutsche Aufs. für die Mittelstufe, Berlin 1895.

2) Überschätzung des Erlebnisaufsatzes für die höhere Schule bei Jensen und Lamszus,  
Unser Schulaufsatz ein verkappter Schundliterat 1910, wo die Ausfälle berechtigt sind, soweit  
sie sich gegen eine gewisse öde Aufsatzliteratur richten. Den Wert des kindlichen Erlebnis-  
aufsatzes, vorzüglich von Mädchen, hatten schon andere zuvor behandelt mit Proben, so H.  
Gansberg, Schaffensfreude, 3. Aufl. 1909, 103f. Ders. Der freie Aufsatz. Seine Grund-  
lagen und Möglichkeiten. Ein fröhliches Lehr- und Lesebuch 1914. Weitere Literatur Valen-  
tiner, Zeitschr. f. d. d. Unt. 1914, 356f. 1915, 509. P. Geyer, Sturm und Drang in der Auf-  
satzlehre. Zur Abwehr gegen die neue Aufsatzschule 1913.

3) Das Erste und das Höchste, was der deutsche Unterricht werden muß, ist die Liebe  
zur Heimat und zur heimatlichen Schlichtheit, der Sinn für das Echte und Innerliche, Hof-  
raetter, Zeitschr. f. d. d. Unt. 1915, 8.

## Literaturbericht 1914/15. Zeitalter des Barock (1600—1750).

Von **Wolfgang Stammer** in Hannover.

### III. Roman.

(Fortsetzung von S. 288.)

Seine zerstreuten Forschungen über Grimmelshausen hat Artur Bechtold<sup>22)</sup> in einem umfangreichen Buche zusammengefaßt und damit der Forschung die Grundlage für weitere Arbeiten geliefert. Nächste Scholtes Schrift<sup>23)</sup> bildet Bechtolds Werk die wichtigste Erscheinung für Grimmelshausen. Ging Scholte in erster Linie auf die literarischen und textlichen Probleme ein, welche auf diesem Gebiete in reicher Fülle sich bieten, so will B. zunächst den biographischen Boden festlegen. Daher ist seine Schrift eine ausführliche Schilderung der Landschaften, in denen Grimmelshausen sein Wesen getrieben hat, und der Zeitumstände, von denen er umhergeworfen wurde. Unter reichster Verwertung und Anführung urkundlichen Materials, unter Verarbeitung der bisherigen Arbeiten erhalten wir ein lebendig ausgeführtes Bild von den Leiden und Drangsalen, denen die oberrheinischen Landschaften nicht nur im Dreißigjährigen Kriege, sondern — beinahe noch mehr — in den Kämpfen gegen Ludwig XIV. ausgesetzt waren. Eine Menge neuer biographischer Einzelheiten ergeben sich; an vielen Stellen kann B. hinweisen, wie Erlebnisse und Abenteuer ihren Niederschlag in den Schriften des Renchener Amtmanns gefunden haben. In bezug auf die Reihenfolge der Simplizissimusdrücke teilt B. Scholtes Ansicht, daß nämlich ganz unnötigerweise eine verschollene Ausgabe X des Jahres 1668 angenommen wird und A wie B Nachdrücke von dieser sein sollen. Vielmehr ist der zeitliche Zusammenhang der verschiedenen Drücke folgendermaßen anzusehen: 1. 1669 B, 2. 1669 A, 3. 1670 C, 4. 1671 D. Ein Exemplar der unechten Ausgabe, deren Vorhandensein aus der Vorrede zu D hervorgeht, besitzen wir in dem „Exemplar Umland“, welches ein Nachdruck von A ist. Der berühmte Todeseintrag Grimmelshausens im Kirchenbuch zu Renchen wird von B. endlich richtig gedeutet, und damit den einstigen falschen Schlußfolgerungen der Boden abgegraben<sup>24)</sup>. Eine Reihe Textbilder und neun Tafelbilder verschöneren das gehaltvolle und gründliche Buch.

Mit Grimmelshausen beginnt in der deutschen Literatur der Prozaroman eine Rolle zu spielen. Aber schon früher, seit dem 14. Jahrhundert, hatte der Prosaiierungsprozeß der mhd. Epen angefangen, und aus der romanischen und mittellateinischen Literatur waren in großer Anzahl Prosaerzählungen ins Volk gedrungen: das deutsche Schrifttum verbürgerlichte sich. Noch im 17. Jahrhundert bildeten diese sogenannten „Volskbücher“ die geistige Hauptspeise der großen Massen, und in billigen Drucken

22) Johann Jacob Christoph von Grimmelshausen und seine Zeit. Von Artur Bechtold. Mit 9 Tafeln und 10 Textabbildungen. Heidelberg 1914, Carl Winter. VII, 260 S. 8. M. 8,—.

23) Probleme der Grimmelshausenforschung, Groningen 1913. — Trotz mehrfacher Anforderung ist das Buch nicht zur Besprechung eingesandt worden.

24) Bei der Wiedergabe im Text ist aus Versehen in Zeile 5 das Wort „casu“ zwischen „hic“ und „omnes“ ausgefallen.



wurden „Tristan und Isolde“, „Die sieben weisen Meister“, „Till Eulenspiegel“, „Fortunatus“, „Doktor Faustus“ feilgehalten. Karl Simrod und Gustav Schwab haben zuerst den Versuch gemacht, diese „Volksbücher“ wieder dem Volk zurückzugeben. Mit ungleich größerem Geschick hat diese dankbare Aufgabe für die Jetztzeit Richard Benz<sup>25)</sup> unternommen und mit Glück durchgeführt. Seine Ausgaben gehen auf die ältesten Originale zurück, legen mitunter auch Handschriften zugrunde oder ziehen sie zum Vergleich heran und bemühen sich vor allem, das sprachliche Gewand entsprechend der Zeit ihrer Entstehung zu gestalten, ohne gekünstelte Archaismen aufzulegen. Allerdings muß man Benz in der Wertung mitunter widersprechen, und seine Zusammenstückelung des Faustbuches aus den einzelnen oft durch Jahrhunderte getrennten Stufen der Sage (die im 18. Jahrhundert hinzugekommenen Stücke kann man z. B. füglich nicht mehr zur „Volkslage“ rechnen) bietet ein unorganisches Entwicklungsbild und erweckt daher im unbefangenen Leser falsche Vorstellungen. Aber im ganzen sind diese Erneuerungen, zumal ein schönes Sachbild und geschmackvolle Ausstattung hinzukommen, mit Freude zu begrüßen.

Gleichsam als Programmschrift, als theoretische Verteidigung seines editorischen Unternehmens, verfaßte Benz eine kleine Broschüre über die deutschen Volksbücher<sup>26)</sup>, in welcher er unser Urteil über diese Literaturgattung berichtigen will. Die Volksbücher sind nach ihm nicht nur Vorstufe oder besser Nachläufer, sondern die Blüte der deutschen mittelalterlichen Dichtung. Für diese Übertreibung hat er allerdings Wilhelm Grimm als Wortführer zur Seite. Aber den Beweis dafür zu führen, ist B. bei seinen nur skizzenhaften Andeutungen nicht gelungen. Dankenswert bleibt jedoch immer die knappe Darstellung, welche das Herauswachsen der epischen Prosa seit dem 14. Jahrhundert schildert. Die über das Ziel hinauschießende Behauptung, welche den Ausgangspunkt des Büchleins bildet, mag man dem in seinen Stoff verliebten Verfasser zugute halten.

Während eine ganze Anzahl der Volksbücher weit verbreitet waren und auch von der Forschung fleißig beachtet wurden, blieb das Wagnervolksbuch im allgemeinen vernachlässigt. Dieser Schrift, einer Nachahmung des Faustbuches, welches die Erlebnisse und Abenteuer des Samulus Wagner schildert, hat sich Josef Friß angenommen und ihr Entstehen, ihre Verbreitung und ihre Wanderung in verschiedenen Publicationen klar gestellt. Das in meinen Bericht fallende Bändchen<sup>27)</sup> befaßt sich mit dem Volksbuch im 17. und 18. Jahrhundert (Ausgaben von 1601, 1712, 1714, 1798 und 1799). Nach genauer bibliographischer Beschreibung wird das Verhältnis der Texte zueinander untersucht. Als Verfasser der Ausgabe von 1712 wird nochmals Paul Jacob Marsperger, wie schon Walzel in Seufferts Vierteljahrschrift VI, S. 115 bis 119 wollte, bestätigt. Als Urheber der Wiener Edition von 1799 möchte S. den

25) Die deutschen Volksbücher, herausg. von Richard Benz. Jena, Diederichs. — Till Eulenspiegel. 217 S. M. 3,—. — Historia von D. Johann Fausten. 200 S. M. 3,—. — Die sieben weisen Meister. 160 S. M. 2,—. — Tristan und Isolde. 238 S. M. 3,—. — Fortunatus. 246 S. M. 4,—.

26) Die deutschen Volksbücher, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung von Richard Benz. Jena 1913, Diederichs. III, 60 S. M. 1,—.

27) Das Wagnervolksbuch im 18. Jahrhundert. Herausg. von Josef Friß. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Nr. 150.) Berlin-Leipzig 1914, B. Behr. XXXVI, 58 S. 8. M. 2,40.

Dielschreiber Joh. Friedr. Ernst Albrecht annehmen, doch ist diese Frage noch nicht spruchreif; vor allem müßte eine stilistische und sprachliche Untersuchung hier Klarheit bringen, denn die Sprache der Wiener Ausgabe zeigt eine Menge auffallender Formen. Das von Engel herausgegebene Wagnerpuppenspiel wird als unecht erwiesen; gegen S. erlaube ich mir, an Engels Loyalität zu zweifeln und an eine Fälschung seinerseits zu glauben. Eine Auswahl aus den Texten der verschiedenen Ausgaben füllt die zweite Hälfte des Büchleins aus.

Im vorigen Bericht hatte ich auf die Fäden hingewiesen, welche von den Romanen des 17. Jahrhunderts zu Gellerts „Schwedischer Gräfin“ und Goethes „Werther“ sich hinüberspinnen. Eine Arbeit, die diesen Verbindungen weiter nachgehen sollte, blieb infolge meiner Teilnahme am Kriege liegen. Um so mehr war ich erfreut, als ich für den diesjährigen Bericht Brüggemanns Buch über „Utopie und Robinsonade“<sup>28)</sup> erhielt und schon beim Anlesen gewahr ward, daß er auf ähnlichem Pfade wandelte wie ich. Schnabels „Insel Selsenburg“ (1713) steht im Mittelpunkt der Untersuchung. Ist sie eine Utopie oder eine Robinsonade? Dieser Frage will B. näher treten. Den Begriff der Utopie faßt er weiter als Rudolf Stammeler und Josef Prys, deren Arbeiten<sup>29)</sup> ihm unbekannt geblieben sind. Nach einer vorbildlichen Analyse des Romans schält B. drei Motive heraus, die für die „Insel Selsenburg“ wesentlich sind: 1. daß die Insel kein Exil, sondern ein Asyl ist, ein Asyl vor der Nachstellung und Kabale, die auf dem Mangel an sozialem Gefühl in Europa beruht; 2. daß dieser asylhafte Charakter der Insel zu einem systematischen und freiwilligen Abschluß gegen die Außenwelt führt; 3. daß dieser Abschluß nicht durchbrochen würde, wenn nicht ein geschlechtliches Moment dazu zwänge. Keines dieser Motive findet sich in Defoes „Robinson Crusoe“, das zweite und dritte, aber nicht in systematischem Zusammenhang, in anderen Robinsonaden. Alle drei Motive dagegen sind bereits angedeutet in Grimms Hausens „Simplicissimus“ und dann weiter vorgebildet in der Anlage zum neuen „Joris Pines“ von 1726, deren deutscher Bearbeiter vielleicht, wie Schnabel selbst, auch von Grimms Hausen beeinflusst ist. (Grimms Hausen wiederum mag angeregt worden sein durch eine Übersetzung des englischen Romans „Isle of Pines“ von 1668.) Neben den Robinsonaden wirkte dann auch die utopistische Literatur auf Schnabel ein, bei welcher die Motive der Abgeschlossenheit und des Asyls als typische fast stets wiederkehren. Es ergibt sich also: Das geschlechtliche Motiv hat Schnabel aus den Robinsonaden, die Motive des Abschlusses und des Asyls aus den Utopien entnommen. Deshalb darf man die „Insel Selsenburg“ nicht als eine neue Gattung der Robinsonaden bezeichnen, vielmehr stellt sie eine neue Gattung des Romans dar, die entstanden ist durch Verbindung von Motiven der Robinsonaden und der Utopien. In trefflicher Methode, welche Analyse mit Synthese vereinigt, hat B. diese Ergebnisse geklärt. Mitunter entgeht er nicht der Gefahr, Einzelheiten und Besonderheiten als typisch aufzufassen und daraufhin gewaltsam zu konstruieren, wie dies bei einem Schüler Lamprechts naheliegt. Doch ändern solche kleine Unebenheiten nichts an den Grundlinien der sonst peinlich genau und scharf durchdachten Arbeit. Die „Insel Selsenburg“

28) Utopie und Robinsonade. Untersuchungen zu Schnabels Insel Selsenburg (1731 bis 1743). Von Fritz Brüggemann. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausg. von Franz Munder. 46. Heft.) Weimar 1914, Alexander Dunder. XIV, 200 S. 8. 1 Tafel. M. 8,—.

29) Bericht 1910/13, Nr. 39 und 40. ZfdöU. 28, S. 129.

ist eine Etappe zwischen dem 17. und 18. Jahrhundert; von ihrer pietistischen Grundstimmung, von ihren geschlechtlichen Problemen aus gilt es nun die Brücke zu schlagen zu Gellerts „Schwedischer Gräfin“ und weiterhin zur Empfindsamkeitsepochē.

#### IV. Drama.

Als Fortsetzung zu den Legbandschen Bändchen gibt R. Dietel<sup>30)</sup> eine Auswahl aus dem deutschen Drama. Ich habe hier schon einmal betont<sup>31)</sup>, daß ich solchen Auswahlen sehr skeptisch gegenüberstehe; bei dramatischen Werken halte ich sie für ganz nutzlos. Denn wem ist mit Bruchstücken aus Bühnenwerken gedient? Aus diesen Fragmenten Ayrers, des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, Andreas Gryphius', Weises, Gottscheds und J. A. Schlegels erwächst dem Leser kein Bild von dem betreffenden Dramatiker noch von der Entwicklung des Dramas in jener Epoche, und auch die knappe Einleitung kann dazu nicht verhelfen.

Recht zeitgemäß ist der Neudruck von Riffs Allegorie „Das Friede wünschende Deutschland“, welchen Heinrich Stümde veranstaltet hat<sup>32)</sup>. Das Stück, welches die Bedrohung der Königin Deutschland durch die ausländischen Kavaliers und ihre endliche Befreiung nach langen Quälereien zum Thema hat, ist verkürzt, sprachlich erneuert und nach unseren heutigen Begriffen eines Schauspiels bearbeitet worden, doch so, daß der Ton des 17. Jahrhunderts nicht verloren gegangen ist. Die Einleitung erhebt keine wissenschaftlichen Ansprüche und versucht, ohne Glück, den Dichter Riff heutigen Lesern nahezubringen.

Mit methodisch sehr beachtlichen Worten über das Studium des Jesuitendramas leitet Nikolaus Scheid S. J. die Fortsetzung seiner verdienstvollen Arbeit über P. Nikolaus Avancini S. J. ein<sup>33)</sup>, welchen er bereits 1899 als Lyriker und Erbauungsschriftsteller im Programm der gleichen Anstalt behandelt hatte. Mit Recht gegen v. Weilens Auffassung des Jesuitendramas polemisierend, will Sch. seinem Autor eine gerechtere Würdigung zuteil werden lassen, indem er das Jesuitendrama in erster Linie als das, was es sein will, als pädagogisches Mittel begreift und analysiert. Von den 27 Dramen Avancinis sind sechs aus dem Italienischen übersetzt, die übrigen sein Eigentum. Ihre zeitliche Entstehung ergibt sich zum Teil aus einer rückschauenden lateinischen Ode des Dichters; aus ihr lernen wir auch mehrere Jugendstücke kennen, die hernach nicht im Druck veröffentlicht worden sind. Nach stofflichen Gruppen bespricht Sch. die Dramen seines Ordensbruders: 1. Allegorien; 2. Biblische Dramen; 3. Legenden; 4. Sagen- und Märchenhaftes; 5. Geschichtliche Stoffe. In jedem Abschnitt gibt er von den wichtigsten Stücken Inhaltsangaben, verschweigt auch ihre Schwächen nicht und hebt Avancinis Neigung zu Schaustellung und Pomp hervor. Ich vermissē ungern ein Eingehen oder auch nur einen Hinweis auf Avancinis Quellen.

30) Deutsche Literaturdenkmäler des 17. und 18. Jahrhunderts bis Klopstock. III. Drama. Ausgewählt und erläutert von Dr. Reinhard Dietel. (Sammlung Götschen 754.) Berlin und Leipzig 1915, Götschen. 127 S. kl. 8. M. 0,90. 31) ZfdA. 28, S. 60.

32) Das Friedewünschende Deutschland. Ein Schauspiel aus dem Dreißigjährigen Kriege von Johann Riff. In neuer Fassung herausg. von Heinrich Stümde. Gotha 1915, S. A. Perthes. XII, 63 S. 8. M. 1,—.

33) P. Nikolaus Avancini S. J., ein österreichischer Dichter des 17. Jahrhunderts, als Dramatiker. Wissenschaftliche Beilage zum 22. Jahresbericht des Privatgymnasiums Stella Matutina in Feldkirch von Prof. Alf. Scheid S. J. 1913. 52 S. 8.

Nur einmal wird hingedeutet auf die Beeinflussung des Jesuitendramas durch die protestantische Schulkomödie. Auf diesem Wege ist, wie mich eigene Forschungen belehren, noch manches zu finden.

Eine dankenswerte Ergänzung zu Bahlmanns Katalog enthält die an Ausstattung wie Inhalt gehaltvolle Festschrift des Trierer Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums<sup>34)</sup> in der Abhandlung von Roder: „Über die Pflege des Schuldramas am Trierer Jesuitengymnasium“ (S. 275—296). Von den entweder handschriftlich vollständig oder in (auch gedruckten) Synopsen erhaltenen Schuldramen gibt R. ausführliche Inhaltsangaben, so daß damit der Weg geöffnet ist zu einer genaueren Betrachtung des Trierer Materials und zu einer Einordnung in den großen Zusammenhang des gesamten Jesuitendramas.

Wie unsere Kenntnis des Lyrikers Christian Weise durch v. Waldbergs oben erwähnte Veröffentlichung, so wird die des Dramatikers bereichert durch eine Publikation v. Unwerths<sup>35)</sup>. Die bisher nur handschriftlich erhaltenen, bereits bekannten und öfter behandelten<sup>36)</sup> Dramen „Regnerus“ und „Uwilda“ legt er in einem sorgsamem Neudruck vor, bei dem nur das ängstliche Festhalten an der Orthographie und Interpunktion der Originale überflüssig war, da es sich um Schreiberabschriften, nicht um die eigenen Niederschriften des Dichters selbst handelt. Bei der Erörterung der Quellen Weises kommt v. U. zu dem Resultat, daß Weise den Bericht des Sago Grammaticus und die schwedische Geschichte des Johannes Loccenius benutzt habe; auf den Stoff aber sei er aufmerksam gemacht worden durch ein Drama der wandernden Komödianten, welches wiederum auf ein Drama des schwedischen Dichters Messenius zurückgehen müsse<sup>37)</sup>. Letztere Behauptung lückenlos zu beweisen, ist indes v. U. nicht gelungen, und so bestechend die Hypothese erscheint, wäre sie doch noch durch festere Stützen zu begründen, als v. U. beibringt. Inwieweit Weises dramatisches Schaffen durch die beiden Stücke neue Beleuchtung erfährt, ist klar und sachlich ausgeführt, und dadurch behält die Arbeit, neben dem Abdruck der Dichtwerke, ihren Wert auch für die Zukunft.

Unter der Flut der Neudrucke, welche jedes Jahr gewinnhoffende Verleger auf

34) Die mit musterhaft schön und klar ausgefallenen Photographien versehene dilettante Festschrift enthält auch in den übrigen Aufsätzen für den Kunst-, Literatur- und Schulhistoriker wichtige Angaben: 1. Paulus, Lage und Gebäude der Universität, des Jesuitenkollegiums und des Lambertinischen Seminars; 2. Deuser, Die Dreifaltigkeitskirche (die Grabinschrift v. Spes wird authentisch sichergestellt als: „P. FRE SPE a 1635“); 3. Kentenich, Die Trierer Jesuitenbibliothek; 4. Hüllen und Paulus, Geschichte des Kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums. — Gesamttitel: Königliches Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Trier 1563—1913. Festschrift zur Feier des 350 jährigen Jubiläums der Anstalt am 6.—8. Oktober 1913. Trier 1913, Jacob Einz. 296, 99 S. Lex.-8.

35) Christian Weises Dramen Regnerus und Uwilda nebst einer Abhandlung zur deutschen und schwedischen Literaturgeschichte herausg. von Wolf von Unwerth. (Germanistische Abhandlungen, herausg. von Friedrich Vogt. 46. Heft.) Breslau 1914, M. & H. Marcus. VIII, 296 S. 8. M. 10,—.

36) Zuletzt hat Paul Schäklein (was v. U. entgangen ist) sie besprochen in seiner Dissertation „Sago Grammaticus in der deutschen Dichtung vom Ausgange des Mittelalters bis zum Verfall der Romantik“ (Münster 1913), S. 19—24, ohne Belangreiches zutage zu fördern.

37) Die S. 258 ff. erwähnte Hamburger Oper „Regnerus“ von 1702 kommt übrigens schon in Lessings Kollektaneen vor (Munder 15, S. 330).

den Büchermarkt werfen, ragt ein Buch weit hervor, und Herausgeber wie Verleger haben sich damit ein wirkliches Verdienst erworben, daß sie die biblischen und weltlichen Komödien des Ordensbruders Sebastian Sailer (nicht zu verwechseln mit seinem großen Namensvetter in Dillingen) neu aufgelegt haben<sup>38</sup>). Zum 200. Geburtstage Sailers (12. Februar 1914) erscheint diese umfassendste Ausgabe des Dichters, dessen Komödie „Lucifers Fall“ schon Goethe höchlichst bewundert hatte. Wenn auch die Benennung „Schwäbischer Aristophanes“ übertrieben und schief ist, weil Sailer jegliches politische oder pädagogische Moment abging, so lernen wir in ihm doch einen großen Humoristen kennen. Es ist zu bewundern, wie dieser gläubige katholische Priester die himmlischen Gestalten, an der Spitze Gottvater selbst, vermenschlicht und mit einem überlegenen Humor behandelt; schlechtthin unübertroffen ist seine Darstellung der schwäbischen Bauern, welche von scharfer, treffender Beobachtungsgabe zeugt. In den Dialekt wird sich auch der hochdeutsche Leser bald hineinlesen, zumal am Schluß ein erklärendes Wortverzeichnis beigelegt ist. Allerdings darf der philologische Kritiker nicht verschweigen, daß gerade die sprachliche Seite des Neudrucks mancher Besserungen bedarf; die Editionen von Bachmann und Häbler waren in dieser Hinsicht sehr unzuverlässig, und es wäre zu wünschen, daß ein guter Kenner der schwäbischen Mundart vor einer zweiten Auflage das sprachliche Gewand genau prüfte und ausbesserte<sup>39</sup>). Durch geschmackvolle Ausstattung und ein den Geist des Barocks, aus welchem diese Schöpfungen so recht herausgeboren sind, reizend widerspiegelndes Umschlagbild von Schulz hat der Verlag dem Neuerstandenen ein würdiges Kleid zur neuen Ausfahrt in die Welt verliehen.

(Schluß folgt.)

## Literaturbericht 1915.

### Der Deutschunterricht in der Volksschule.

Von Otto Brauer in Annaberg.

Auch in diesem Jahre liegen mir nur wenige Bücher zur Besprechung vor, und darunter befinden sich noch mehrere Neuauflagen früher erschienener Werke. Unser Volk stellt eben in diesem heiligen Kampfe der Selbstbehauptung gegen eine Welt von Feinden alle seine Kräfte zunächst in den Dienst der großen Sache des Vaterlandes. Das zeigt sich nicht zuletzt im Bereich der Schule. Eine große Anzahl von Lehrern, die sonst schriftstellerisch tätig sind, steht unter den Waffen, und die anderen sind durch die allgemeinen erzieherischen und sozialen Aufgaben, die die schwere Zeit den Volksschullehrern stellt, so in Anspruch genommen, daß ihnen wenig Zeit für Erörterungen methodischer Einzelfragen übrigbleibt. — Es weht gegenwärtig Höhenluft auch in der Volksschule. Ein Hauch davon wird auch die Alltäglichkeit des Schulbetriebes nach dem Kriege befruchten und besonders dem Deutschunterrichte zugute kommen. In

38) Die biblischen und weltlichen Komödien des hochwürdigen Herrn Sebastian Sailer, weiland Kapitulars im Kloster zu Obermarctthal. Neu herausg. von Dr. Oswiglaß. München, Albert Langen. XXIII, 275 S. 8. M. 3,50, geb. M. 5,—.

39) Für eine neue Auflage wäre auch zu beachten, daß M. Jöhner in den „Württembergischen Viertelsjahrheften“ 1912, S. 269—314 Mitteilungen aus ungedruckten schwäbischen Dialekt Dramen machte, welche in den Kreis Sailers gehören, vielleicht sogar von ihm selbst herrühren; das älteste stammt aus dem Jahre 1736, das jüngste von 1774.

der Theorie sind ja schon genug Ansätze vorhanden, sie brauchen nur in die Praxis umgesetzt zu werden. Erlebnis, Gegenwart, Sinn für völkische Eigenart, für geschichtliches Werden und für deutsche Größe, Selbständigkeit und Pflichtbewußtsein: das mögen immer mehr die Leitsterne für den Unterricht überhaupt und für den Deutschunterricht im besonderen werden! Die große Prüfungszeit unseres Volkes weist auf sie nachdrücklich genug hin. Gegen sie treten letzten Grundes alle methodischen Maßnahmen im engeren Sinne doch zurück, mögen sie psychologisch, logisch und didaktisch noch so gut begründet sein. Auch in den Zweigen des Deutschunterrichts, die noch immer, wenn auch nicht in dem Maße wie früher, Anlaß zu berechtigten Zweifeln am Erfolge des Volksschulunterrichts geben und schwere Bedenken über die Richtigkeit des angewendeten Verfahrens aufsteigen lassen, in Rechtschreibung und sprachlichem Ausdruck, wird gründliche Besserung nur erzielt werden, wenn der Lehrerschaft immer die genannten Ideale vorweben.

Unter den Veröffentlichungen, die sich mit dem Deutschunterricht im allgemeinen beschäftigen, sei an erster Stelle ein Werk des bekannten reichsländischen Methodikers Heywang<sup>1)</sup> erwähnt, das den Titel trägt: „Der Deutschunterricht in der wenig gegliederten Landschule.“ H. behandelt in anschaulicher und temperamentvoller Darstellung alle Zweige des Deutschunterrichts. Er gibt nicht nur theoretische Erörterungen, sondern zeigt immer, wie er seine Ansichten in die Praxis umgesetzt hat. Dabei kennt er die Verhältnisse der Landschule gründlich, ja, er darf wohl als einer ihrer bedeutendsten Methodiker angesprochen werden. Nichts ist in dem Buche Schablone, nirgends werden fremde Meinungen bloß nachgesagt; sondern auf jeder Seite hat man den Eindruck, daß hier einer schreibt, der nach gründlicher Überlegung und praktischer Erprobung selbst Stellung genommen hat zu allen Fragen des muttersprachlichen Unterrichts. Mancher Leser wird ja hier und da anderer Meinung sein; aber das kann nicht gelehrt werden: H. ist eine Lehrerpersönlichkeit, die von innen heraus folgerichtig gestaltet und dabei doch die Bedürfnisse des Lebens ein wichtiges Wort mitsprechen läßt. Am deutlichsten wird das an der Stellung, die er zu den Fragen der Rechtschreibung und Sprachlehre einnimmt. Er schreibt: „Die alltäglichen Wörter sollen und müssen die Kinder beherrschen, nicht der Herrin Rechtschreibung zuliebe . . ., sondern aus Rücksicht auf eine andere Macht, unter der wir alle stehen. Und diese heißt: öffentliche Meinung.“ Für seine Stellung zu den „Modernen“ sind folgende Worte bezeichnend: „Suchend und versuchend entfernte ich mich wieder, mir selbst kaum fühlbar, von dem Standpunkt der Modernen. Aber zu dem Alten kam ich doch nicht zurück. Es wurde mir immer klarer, daß das Gute tatsächlich in der Mitte liegt und der gute Pädagog von beiden Seiten lernen kann und muß, wenn er zum Heile seiner Schule wirken will.“ Dieser Mittelweg wird überall ohne Schwanken eingehalten, und so findet H. auch den rechten Ausgleich zwischen Gebundenheit und Freiheit. Wie er die Kinder zur Selbständigkeit zu erziehen vermag, zeigen am deutlichsten die beigegebenen Kinderaufsätze. Wenn die Aufsätze aus dem Erleben der

1) Der Deutschunterricht in der wenig gegliederten Landschule. Methodisches Handbuch für Landlehrer. Von Ernst Heywang, Lehrer in Gundershofen, Elsaß. Sammlung methodischer Handbücher im Sinne der schaffenden Arbeit und Kunstherziehung, herausg. von A. Hergert, Professor an der k. k. Lehrerbildungsanstalt, Komotau, Nr. 14. Leipzig, Wien, Prag 1916, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase. 221 S. Brosch. M. 3,40, einfach geb. M. 3,70.

Kinder herauswachsen wie hier, dann müssen gute Erfolge erzielt werden. Allerdings fallen dem Lehrer solche Früchte nicht mühelos in den Schoß. Wer die lichtvollen Ausführungen über den Aufsatz und die beigegebenen Kinderarbeiten gelesen hat, für den dürfte die Frage, ob der freie Aufsatz auch in der Landschule den Ausgangspunkt für die Bildung des sprachlichen Ausdrucks abzugeben vermag, in bejahendem Sinn entschieden sein. Höchst erfreulich ist auch der Abschnitt über Gedichtsbehandlung. H. läßt die Kinder nacherleben, was der Dichter erlebt hat. Nichts wird zerplüdt, immer wird ein Gesamteindruck vermittelt. So wird das Herz der Kinder für die Schönheiten unseres deutschen Schrifttums gewonnen. Leider wirkt in dem Buche, dem man die weiteste Verbreitung wünschen muß, eine Menge häßlicher Druckfehler recht störend.

Einen ähnlichen Standpunkt wie H. vertritt der bekannte westfälische Schulmann R. Lange<sup>2)</sup> in seinem Buche, das in neun Jahren bereits die vierte Auflage erlebt hat. Er geht von der betrüblichen Tatsache aus, daß „die große Mehrzahl der Kinder, die aus der Volksschule entlassen werden, ihr Ziel im Deutschen, also im Hauptsache, bei weitem nicht erreicht haben“, und macht in vier Gesprächen über den Unterricht in Sprachlehre, Rechtschreibung, Aufsatz und über die Behandlung dichterischer Werke in der Schule höchst beachtliche Umgestaltungsvorschläge. Der Anhang enthält eine große Anzahl freier Aufsätze von Kindern der Oberstufe einer gegliederten Volksschule, zu denen meist das Thema frei gewählt werden konnte. Die Ansichten L.s über Sprachlehre und Rechtschreibung sind aus seinen zahlreichen Schriften über diese Gegenstände in weiten Kreisen schon so bekannt, daß es sich hier erübrigt, näher auf sie einzugehen. (Vgl. auch Jahrgang 29, Heft 3, S. 231 f.) Nur über den Aufsatzunterricht und die Gedichtsbehandlung sei kurz berichtet. Da L. in der Rechtschreibung systematisch verfährt und die Kinder möglichst kein Wort schreiben sollen, dessen Rechtschreibung sie nicht beherrschen, soll der freie Aufsatz nicht vor dem vierten Schuljahr auftreten. Als gute Vorbereitung für den Aufsatz betrachtet er das Aufschreiben der Unterrichtsergebnisse in den letzten 10 bis 15 Minuten der Stunde, die sog. kleinen Niederschriften. Dem fünften Schuljahr an sollen die Kinder wöchentlich drei bis vier Aufsätze schreiben, die zwar durchzusehen sind, aber nicht alle genau korrigiert zu werden brauchen. Ein Haupthindernis bei der Erzielung sprachlicher Selbständigkeit bildet nach L. die öde Fragetechnik, die sich in der Schule immer noch breit macht. Richtige Bildung der kindlichen Seele „von innen heraus, aber nicht von außen hinein“, die Kunst, erst den eigenen Inhalt aus der Schülerseele herauszuladen und dann daran die Form zu bilden: das muß naturgemäß die Grundlage des Aufsatzunterrichts sein. Der freie Vortrag des Schülers ist die notwendige Ergänzung zum freien Aufsatz. Die beigegebenen Schülerarbeiten zeigen, daß L. bei der Umsetzung seiner Ideen in die Praxis schöne Erfolge gehabt hat. Auch über Gedichtsbehandlung weiß der Verf. manch beherzigenswertes Wort zu sagen. Viele Lesebücher tragen ihm das Zeichen geistiger Kurzhaltung. Das eigentliche Lesebuch soll nur schöngeistige Stoffe enthalten, rein Realistisches gehört ins Reallesebuch. Hebung des künstlerischen Geschmacks und der ästhetischen Urteilsfähigkeit in den weiteren

2) Wie steigern wir die Leistungen im Deutschen? Gespräche über den Betrieb und die Methode des deutschen Unterrichts in der Volksschule von Richard Lange. 4. Aufl. Leipzig 1914, Dürrsche Buchhandlung. 168 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 2,40.

Volkstreifen ist der einzige gangbare Weg, das Lesebedürfnis des Volkes in die richtigen Bahnen zu leiten. Die neueren Dichter kommen in den meisten Lesebüchern zu kurz, und doch sind gerade sie imstande, „unsere Jugend zu fesseln und ihr den Blick für das Schöne zu öffnen“. — Die ansprechende Form der zwanglosen Plauderei wird neben dem gediegenen Inhalte dazu beitragen, daß das Buch sich zu den alten Freunden noch manchen neuen erwerben wird.

Die Methodik des deutschen Sprachunterrichts auf der Unterstufe der Volks- und Mittelschulen von Stoffel<sup>3)</sup> liegt in dritter, neubearbeiteter Auflage vor. Das Buch zerfällt in einen theoretischen und einen praktischen Teil. Der theoretische enthält zunächst einen ziemlich eingehenden geschichtlichen Überblick über die verschiedenen Lesemethoden, der allerdings über die vereinfachte Normalwörtermethode und das Verfahren der Herbartianer nicht hinauskommt. Von den neueren Bestrebungen, die vom Einzellaut ausgehen, erfährt man nichts. Ähnlich ist es in dem Abschnitt über den Anschauungsunterricht. Die Reformbestrebungen der Gegenwart, über die man natürlich verschiedener Meinung sein kann, die aber doch überall da unbedingt zu billigen sind, wo sie bewußt darauf hinarbeiten, an Stelle des Wortes und Bildes die Sache, das Leben und die Erfahrung zu setzen, werden nicht einmal erwähnt. Was unter der Überschrift „Allgemeines“ über das Kind beim Eintritt in die Schule, über Sprechen, Lesen und Schreiben gesagt wird, erhebt sich nirgends über das in solchen Büchern Übliche. Der praktische Teil zeigt die Gestaltung des ersten Sprachunterrichts im Anschluß an die nach der vereinfachten Normalwörtermethode gearbeitete Sibel von Penseler und das Sibellesebuch von Pfeifer. In zehn Unterhaltungen wird gezeigt, wie man die Kinder in die Schularbeit einführen kann. Der Behandlung der Normalwörter liegt die Gliederung in Sprechen, Analyse und Lesen, Schreiben zugrunde. Man weiß nicht, warum das alles aufgeschrieben und gedruckt worden ist; denn so ähnlich wird jeder mittelmäßige Lehrer, der sich gewissenhaft vorbereitet, auch verfahren. Das auf S. 58 über den Knittelvers Gesagte ist falsch. Er hat sich nicht, wie dort angegeben wird, aus den Versen entwickelt, die zur Einprägung des Abc dienen. Das Buch gehört, besonders in seinem praktischen Teile, meiner Meinung nach zu denen, die die Leistungsfähigkeit des Volksschullehrers in ein schiefes Licht zu rücken imstande sind.

Srißsche<sup>4)</sup> versucht in einer „Kindertümlichen Sprachlehre“ den Unterricht in der deutschen Sprachlehre fruchtbar zu gestalten und zu beleben, und man muß wohl sagen, daß der Versuch geglückt ist. Gewidmet ist das Buch „dem jungen Nachwuchs, insonderheit den pädagogischen Ersatztruppen, die — auch im Dienste des Vaterlandes — den heldenmütig vor dem Feinde kämpfenden Erziehern der deutschen Jugend die Früchte jäh unterbrochener Arbeit daheim sichern wollen“. Doch auch dem erfahrenen Lehrer möchte es Anregung geben. Es ist nicht eine Sprachlehre

3) Methodik des deutschen Sprachunterrichts auf der Unterstufe der Volks- und Mittelschulen. Ein Buch für Seminaristen und Lehrer. Herausg. von J. Stoffel, Seminarlehrer in Weiffenfels. Dritte, neubearbeitete Auflage. Halle 1915, Herm. Geseenius. VI, 154 S. Geh. M. 1,50, in Halbleinwand M. 2,—.

4) Kindertümliche Sprachlehre. Methodische Anleitung in ausgeführten Unterrichtsbeispielen für Seminaristen und Lehrer von Prof. Dr. Richard Srißsche, Oberlehrer am Königl. Lehrerseminar zu Dresden-Plauen. Dresden 1916, L. Ehlermann. X, 146 S. Brosch. M. 1,90, in Leinen geb. M. 2,40.



im landläufigen Sinn; denn es betont nicht den Stoff, sondern seine Behandlung in der einzelnen Unterrichtsstunde, und zwar nach den Formastufen. Es ist aber auch nicht eins von den vielen „Präparationsbüchern“; denn es will nur — gewissermaßen an Mutterbeispielen, die aber das Ganze der Sprachlehre umfassen — zeigen, wie die verschiedenen sprachlichen Formen und Gesetze in folgerichtiger Entwicklung und unter unausgesetzter Heranziehung der Kinder „Kunst- und Schulrecht“ gewonnen werden. Sonst bleibt dem Lehrer die Freiheit völlig gewahrt. Die „Sprachlehre“ verträgt sich daher auch mit jedem Lehrplan und nimmt nicht Stellung zu den verschiedenen Ansichten über den Umfang des grammatischen Unterrichts in der Volksschule und seine Beziehung zu den übrigen Zweigen des Deutschunterrichts. Sr. geht vom Satz aus und fügt die Wortlehre an den geeigneten Stellen ein. Überall erkennt man seine Vertrautheit mit den Forderungen der neueren Pädagogik und mit der wissenschaftlichen Grammatik. Kindertümlich wird die Sprachlehre dadurch, daß ihr Verfasser die Sprache des Kindes redet, daß er die sprachlichen Formen und Gesetze aus der kindlichen Sprache herausholt, daß reichlich erläuternde Figuren, Kinderspiele und Volkstreime herangezogen werden, daß die Kinder selbst sprachliche Anschauungsmittel wie Deklinations- und Konjugationsmaschine anfertigen und daß „grammatische Märchen“ die abstrakten sprachlichen Verhältnisse veranschaulichen. Mir ist kein ähnliches Buch bekannt, das sich mit der „Kindertümlichen Sprachlehre“ in der Klarheit und Folgerichtigkeit der Entwicklung, in der Einfachheit der Darstellung auch der schwierigeren sprachlichen Verhältnisse und in der Anschaulichkeit messen könnte. Das Buch sei jedem Lehrer, besonders aber dem Anfänger, warm empfohlen. Einer Stunde solcher Sprachlehre werden Lehrer und Schüler nicht mehr mit dem Gefühl eines gewissen Unbehagens entgegensehen. — Doch drängen sich beim Lesen des Buches auch einige Bedenken auf, die nicht verschwiegen werden dürfen. Zunächst etwas Grundfälliges. Gewiß hat es die Sprachlehre in erster Linie mit der formalen Seite der Sprache zu tun, aber Sr. geht darin m. E. zu weit. Nirgends kommt klar zum Ausdruck, daß der Inhalt es ist, der die Form schafft. Das müssen aber doch schon die Kinder empfinden lernen. Das Bestreben, durch „grammatische Märchen“ die an sich seelenlose Form zu beleben, ist eine „amüsante“ Spielerei, die sicher den Kindern Freude macht, geht aber am eigentlichen Wesen der Sache vorbei. Wenn der Sinn für das Sprachleben wirklich aufgegangen ist, der wird auf solche Geschichten wie die vom trügenden Schein oder von den spielenden Wortkindern gar nicht verfallen können. Und dann noch einige Einzelheiten. Die Charakterisierung des Satzes auf S. 2 als einer „binären Verbindung“ will sich m. E. nicht recht mit der später auftretenden starken Betonung des personbestimmten Zeitworts im Satz vertragen. Irrführend ist auf S. 6 die Bezeichnung der Ausrufe Hilfe! und Feuer! als „Satzwörter“, sowie auch auf S. 7 der Satz: „So ist . . . in der Befehlsform die Sachausgabe zugleich mit Satzgegenstand.“ Das Wesen der Ergänzung wird auf S. 33 anschaulich dargestellt, auf S. 43—44, wo die Ergänzung neben die Umstandsbestimmung tritt, verschwimmt es wieder. Drückt das zweite Mittelwort wirklich immer „ein Leiden“ aus, wie auf S. 91 steht? Z. B. Der Knabe ist über den Bach gesprungen. Die Behandlung der Leideform auf S. 88 ist zu formal. Sie geht besser von einem Satz aus, dessen Aussage ein zielendes Zeitwort ist, und zeigt, daß es sich in der Leideform um die sprachliche Darstellung desselben Vorganges, nur vom Standpunkte des Zieles

aus, handelt. Dadurch wird den Kindern ohne weiteres klar, daß eigentlich nur von zielenden Zeitwörtern diese Form gebildet werden kann. Auf S. 141 soll derselbe Gedanke in vierfacher Form folgendermaßen ausgedrückt werden:

- a) Der Knabe ist sehr fleißig, er wird deshalb gelobt.
- b) Weil der Knabe so fleißig ist, wird er gelobt.
- c) Der Knabe ist so fleißig, daß er gelobt wird.
- d) Der Knabe wird wegen seines großen Fleißes gelobt.

Ja, ist denn das wirklich jedesmal derselbe Gedanke? Das heißt denn doch: den Kindern jedes Gefühl dafür austreiben, daß nicht nur jedem Gedanken, sondern auch jeder Schattierung des Gedankens eine ganz bestimmte Satzform entspricht. Der sprachlichen Bildung unserer Schüler tun wir mit solchen Übungen einen schlechten Dienst.

Lüttge<sup>5)</sup> will in seiner Reformschrift, die in 2. Auflage erschienen ist, den Weg zu besseren Erfolgen in der Rechtschreibung zeigen, indem er sie hauptsächlich auf klares Lautbewußtsein, innige Verknüpfung von Laut und Schriftzeichen und lebendiges Sprachbewußtsein gründet. In der „einseitigen Bevorzugung des Auges, die gleichbedeutend mit einer Vernachlässigung der Lautpflege ist“, sieht L. „einen großen, wenn nicht den größten Teil der Schuld an der Verwirrung, die in orthographischen Dingen in den Köpfen unserer Schüler herrscht. Dem richtig Schreiben muß das richtig Hören und richtig Sprechen vorausgehen. Diese Hör- und Sprechübungen bringen den Kindern den Lautbestand der Wörter zum Bewußtsein. Damit ist die Hauptschwierigkeit des Rechtschreibunterrichts überwunden; denn seine grundlegende Aufgabe muß sein: „die Fähigkeit des lauttreuen Schreibens in den Schülern auszubilden und so zu befestigen, daß sie gewissermaßen die Trägerin des orthographischen Gewissens wird“. Wichtiges orthographisches Übungsmittel ist das Diktat. In den ersten drei Schuljahren ist die Erlernung der Rechtschreibung der ausschließliche, im vierten Schuljahre der überwiegende Zweck aller schriftlichen Übungen. Zur Erzielung besserer Erfolge wird man die strenge methodische Stufenfolge des Rechenunterrichts auch im Rechtschreibunterricht anwenden müssen. Aufträge dürfen nicht vor dem fünften, mindestens nicht vor dem vierten Schuljahr gefordert werden und sollen nicht zu umfangreich sein. Auch im Sachunterricht müssen Aufzeichnungen unterbleiben, solange noch orthographische Bedenken bestehen. Neben der phonetischen Grundlegung beachtet L. auch andere Mittel zur Erzielung orthographischer Sicherheit: genaues Sehen, Schreiben und vor allen Dingen Gewöhnung der Kinder an Sorgfalt und strenge Gedankenzycht bei allen schriftlichen Arbeiten. Das Buch ist die gründliche Arbeit eines erfahrenen Schulmannes, der man weite Verbreitung und gründliches Studium wünschen muß. Einzelne Bedenken lassen sich allerdings nicht unterdrücken. Sie betreffen weniger das Gesamtverfahren L.s als vielmehr einige Ausführungen, die mißverstanden werden können. Ist es wirklich wahr, daß nahezu 70 Prozent der Wörter des gesamten deutschen Wort-

5) Die Umgestaltung des Rechtschreibunterrichts nach den Grundsätzen der Arbeitsschule. Von Ernst Lüttge. Zweite, erweiterte Auflage. Leipzig 1914, Ernst Wunderlich. 73 S. Nr. 1 —.

schäzes (nach Mohr 68,5 Prozent) der lauttreuen Schreibung folgen? Man denke doch an die verschiedene Aussprache der Verschluslaute und der S-Laute! In der Bühnensprache sind diese Verhältnisse ja geregelt, aber doch nicht in der Volksschule. Viele Gegenden Deutschlands, darunter Sachsen, kennen z. B. den Unterschied zwischen weichem und hartem S-Laut nicht, sondern haben nur den harten. Wie soll da die Schreibung auf die Aussprache gegründet werden? Was die Schule etwa in Sprechübungen aufbaute, risse das Haus sofort wieder ein. (Es ist bezeichnend, daß die Methodiker, die die Zahl der lauttreu geschriebenen Wörter so hoch angeben, Norddeutsche sind.) Hier hilft nach meiner Erfahrung nur das Wortbild; denn solche geschichtlich begründeten Eigenarten der Mundarten lassen sich auch durch den besten Schulunterricht nicht beseitigen, ja, wir dürfen es nicht einmal wünschen, daß es geschähe. Hat sich weiter L. wirklich ein richtiges Bild von dem Verfahren gemacht, wie die Vertreter der sogenannten Wortbildtheorie es wünschen? Glaubt er im Ernste, daß es Lehrer gibt, die nicht nur jedes Wort, sondern wohl auch jede Wortform durch mechanisches Abschreiben und Buchstabieren einprägen lassen wollen? Und ist sinngemäßes Abschreiben mit deutlichem Sprechen und klarem Vorstellen des Wortbildes ein ganz ungeeignetes Mittel zur Erzielung einer guten Rechtschreibung? Hier steht Erfahrung gegen Erfahrung. Den Ausschlag gibt wohl die Veranlagung des Lehrers, wie Lay in der vierten Auflage seines „Führers“ m. E. einwandfrei festgestellt hat. Und dann noch die Bedenken gegen zu zeitiges selbständiges Schreiben! Gewiß ist es ein pädagogischer Unfug, freie Aufsätze zu fordern, wenn die Kinder in der Rechtschreibung noch ganz unsicher sind; aber auf der anderen Seite ist doch wohl klar, daß man richtig schreiben durch nichts anderes als durch Schreiben lernen kann. Natürlich wird sich das mit dem „systematischen Gang“ im Rechtschreibunterricht nicht gut vertragen; aber Sprache ist eben doch im Grunde etwas anderes als Rechnen. Es geht ohne streng systematischen Gang im Rechtschreibunterricht vortrefflich, man muß nur nicht gleich alles durcheinander werfen. Auch hier gibt es einen Mittelweg. Doch diese Aussetzungen sollen den Wert des Buches nicht herabsetzen. Sie wollen auch niemand befehlen, sondern nur Bewegungsfreiheit für die Lehrerpersönlichkeit schaffen, auf die es doch zuletzt ankommt.

(Schluß folgt.)

## Mitteilungen.

Zur Kriegslyrik. Dem guten Gedächtnis eines Schülers und der Freundlichkeit des Diederichschen Verlags in Jena verdanke ich die Möglichkeit, aus der Lyrik des großen Kriegs ein Gedicht auszuschließen, das vielleicht manchem — wie mir zunächst auch — als besonders volkstmäßig erschienen ist, es auch nach seiner Herkunftangabe sein mußte. „Dem gefallenen Kameraden“ Sidus Sohnrey sollen „vier Leute aus der Kompagnie“ eine Grabchrift gedichtet haben, die nach Form (Satzbau, Assonanzen) und Motiven (Geliebte, Engel, Tränenkrüglein) volktsliedmäßig klingt: Als ich sie — nach der Sammlung „Sieg oder Tod“, Jena, Diederichs S. 41 — in der Klasse besprach, wies mir ein Schüler nach, daß dieses Gedicht mit einer Melodie, aber ohne Verfassername bereits 1913 in einem Liederbuche gedruckt ist. (56 Vaterlandslieder und 9 Armeemärsche. Tongers Taschenalbum Bd. 61, Nr. 15. S. 44. Köln a. Rh., P. J. Tonger.) Als ich diese Tatsache dem Diederichschen Verlag mitteilte, erhielt ich von dort die Auskunft, daß dort erst nach der Drucklegung bekannt geworden sei, daß es sich um ein altes Gedicht von Rudolf Kneifel handle, das seinerzeit aus der „Täglichen Rundschau“ über-

nommen worden sei.<sup>1)</sup> Der Verlag glaubt, die demnach bestimmt falsche Angabe über die Verfasserschaft der vier Kameraden beruhe „weniger auf absichtlicher Irreführung, als auf der Tatsache, daß ein einfacher Mann keinen Sinn für geistiges Eigentumsrecht hat und ganz unwillkürlich glaubt, er habe ein Anrecht auf alles, was er aufgeschnappt hat“. Wie dem auch sei, das Gedicht ist weder Volks- und Soldatenpoesie noch stammt es aus den Eindrücken des gegenwärtigen Weltkriegs, und das muß man um so mehr betonen, als es aus der Sammlung der Tatbücherei in andere Sammlungen von Kriegsgedichten der Jahre 1914/16 überzugehen beginnt und auch ein so poesie- und literaturkundiger Mann wie A. Biese sich durch die Schlagge, unter der es segelt, hat täuschen lassen. (Vgl. Poesie des Krieges. Neue Folge. Grote 1915. S. 83 und 118.) A. Abt = Darmstadt.

**Kriegsliteratur.** Von mehreren der groß angelegten Lieferungswerke zur Geschichte des Weltkrieges, die wir im vorigen Jahrgang S. 590 ff. aufgeführt und gekennzeichnet haben, sind uns Fortsetzungen zugegangen. Der „Deutsche Geschichtskalender“ folgt mit rüstigen Schritten dem Gange der Ereignisse: schon hat er seine höchst zuverlässige attennmäßige Darstellung bis in den November 1915 geführt und durch ausführliche Register hinter jeder Monatslieferung zu raschem Nachschlagen bereitgestellt (Deutscher Geschichtskalender. Der europäische Krieg in attennmäßiger Darstellung. Verlag von Selig Meiner in Leipzig. 31. Jahrg. 1. Bd. Januar bis Juni 1915. 868 S., M. 9,—. 13.—17. Lieferung. Juli—November 1915. Je M. 1,50—2,40). — Die schöne „Chronik des deutschen Krieges“ der C. F. Beck'schen Verlagsbuchhandlung in München hat den 4. Bd. herausgebracht, der die Ereignisse von Anfang März bis Ende April 1915 in ausführlicher Darstellung (528 S.) behandelt. 7 Bildnisse unserer Heerführer und Kärtchen von den Dardanellen und unserer Ostfrontschmüden den so gefälligen als billigen Band (M. 2,80); ein Register zu Bd. 1—4 beschließt ihn. — Von Eberhard Buchners Kriegsdokumenten, diesem sehr eigenartigen, früher von uns charakterisierten Unternehmen, das den Weltkrieg in der Darstellung der zeitgenössischen Presse festhalten will, ist ebenfalls der 4. Band erschienen; er führt die Ereignisse von Mitte Oktober bis Mitte November 1914, von der Eroberung Antwerpens bis zum Falle Tjingtaus. (Alb. Langen, München. 318 S. M. 3,—.)

Aus der Reihe der Darstellungen mit fortlaufender Illustration liegen uns Heft 6—12 der Chronik des Franck'schen Verlags in Stuttgart vor. (Der Krieg. Illustrierte Chronik des Krieges. S. 121—280, jedes Heft M. 0,30.) Neben den Kriegsberichten von A. Hendrich und K. Floeride geben sie zahlreiche Aufsätze und Notizen belehrender Art über alles, was mit dem Kriege in Verbindung steht, vor allem die so anziehenden, als verwickelten und mit tausend Neuheiten überraschenden technischen Mittel des gegenwärtigen Kampfes. Zahlreiche Bilder jeder Art, Schlachten und Geländeskizzen, hübsche Relieftarten, Schiffstabellen usw. vermitteln eine reiche Anschauung. — Von der Illustrierten Weltkriegschronik der Leipziger Illustrierten Zeitung, die den fortlaufenden Kriegsbericht von P. Schredenbach mit zahlreichen trefflichen Bildern nach Photographien und Zeichnungen sowie Karten (teilweise in Reliefart und sehr anschaulich) begleiten, sind uns die 11.—15. Lieferung zugegangen (J. J. Weber, Leipzig. Je M. —,60).

Die „Volkschriften zum großen Krieg“, die der Evangelische Bund herausgibt, haben es schon zu über 70 Nummern gebracht; wir heben aus der weiteren Folge die Hefte „Die deutsche Mutter in unserer Zeit“ von Rektor Dölter, „Luther und Bismarck“ von Schulrat H. Mosapp, „Der Krieg und die deutsche Volksseele“ von Pfarrer Sedermann, eine Sammlung der „Kundgebungen unseres Kaisers im Kriege“ hervor. Die früher erwähnten „Deutschen Stimmen aus dem Elsaß“ haben eine zweite, erweiterte Auflage erfahren. (Verlag des Evang. Bundes, Berlin 1915/16. Je M. —,20.)

Über die Ursachen des Weltkrieges verbreitet sich in einer fesselnden, schwungvoll geschriebenen Schrift Geo. Widenbauer (Die wahren Ursachen des Weltkrieges. Wer

1) Die erste Strophe des Gedichts lautet:

Sern im Franzosenlande

Da liegt ein stilles Grab,

Da senkten sie einen Soldaten

Tief in die Gruft hinab.

Das Grab ziert keine Blume,

Deckt auch kein Marmorstein,

Und all der Friedensjubel,

Er dringet nicht hinein.

ist unser ärgster Feind? Bayreuth 1915, C. Gieseler. 102 S. M. 1,—), indem er Zustände, Bestrebungen und Stimmungen bei unseren Feinden kenntnisreich darstellt.

Ein hübsches, auch für die Jugend wohl geeignetes Buch von Franz Weigl schildert unsere Anführer in dem großen Ringen. (Unsere Führer im Weltkrieg. Kempten und München, Verlag Kösel. 284 S. M. 3,—.) Der Kaiser, die Bundesfürsten und Prinzen, die obersten Heerführer werden als Charaktere weniger vom Verfasser entwickelt, als daß er sie selbst durch ihre eigenen Äußerungen in Reden, Briefen und Handlungen sich darstellen läßt. A. Reich hat das Buch mit den Bildnissen der Führer und mehreren Schlachtenbildern ausgestattet. — Allgemeinste Beachtung verdient das Bild, das Ludwig v. Pastor, der Geschichtsschreiber der Päpste, von dem Chef des österreichischen Generalstabs, Baron Conrad v. Hötzendorf in einem kleinen Büchlein gezeichnet hat. (Conrad v. Hötzendorf. Ein Lebensbild. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 103 S. M. 1,40.) Pastor konnte sich dabei auf amtliche Quellen und persönliche Erinnerungen stützen, macht auch aus den Schriften des Heerführers reichliche Mitteilungen, so daß ein sehr farbiges Bild dieser genialen und liebenswürdigen Persönlichkeit entstanden ist. Besondere Teilnahme darf auch die zusammenfassende großzügige Schilderung der österreich-russischen Kämpfe fordern. — Madensen hätte dagegen eine bessere Schilderung verdient, als sie ihm in dem Büchlein von H. Sommer zuteil wird, das spärliche Tatsachen in einer schalen Phrasenbrühe zerkocht. (Aug. v. Madensen. Ein Lebens- und Charakterbild des General-Seldmarschalls. Lissa i. P., O. Gulig. 54 S. M. —,80.)

In den Montanusbüchern hat Walthar Stein in einem stattlichen Bande eine reiche Fülle photographischer Aufnahmen mitgeteilt und kurz eingeleitet, die Österreichs Teilnahme am Weltkriege illustrieren (Österreich-Ungarn im Weltkriege. Wirklichkeitsaufnahmen, ausgewählt und zusammengestellt von Max Bauer, herausgegeben von W. Stein. 1. Band. Siegen, Leipzig, Berlin 1915, Herm. Montanus). Man wird diese lebendigen, sehr mannigfaltigen und vor allem technisch vorzüglich wiedergegebenen Augenblicksbilder mit Vergnügen durchblättern.

Sehr willkommen ist bei der gegenwärtigen Kriegslage die eingehende Schilderung der Ostseeprovinzen, die Valerian Cornius bietet (Die baltischen Provinzen. Aus Natur und Geisteswelt. 542. Bändchen. V, 104 S. Leipzig und Berlin 1915, B. G. Teubner. M. 1,25). Land und Leute und ihre Geschichte, Verfassung und Verwaltung, das Wirtschaftsleben und die geistige Kultur der unter uns viel zu wenig bekannten und beachteten Provinzen finden auf gedrängtem Raum gründliche Darstellung. Abbildungen und zwei Kartenstücken unterstützen die Anschauung.

Unter dem Stichwort „Deutschlands Weltpolitik“ sammelt Jakob Wyckgram 17 Aufsätze zeitgenössischer Schriftsteller als Lesestoff für die obersten Klassen höherer Lehranstalten (Bielefeld und Leipzig 1916, Delphagen und Klasing. Deutsche Schulausgaben. Bd. 162. 152 S.). Es ist gewiß ein richtiger Gedanke, daß unsere Jugend im Interesse unserer Zukunft vertrauter werden muß mit den Tatsachen und Gedankengängen, um die es sich hier handelt. Die Auswahl ist sehr umsichtig getroffen, eine kurze Einleitung bezeichnet die größeren Zusammenhänge, in die die einzelnen Stücke einzuführen haben. — Ein ganz treffliches Kriegslesebuch, zunächst für die Schulen unserer Volksgenossen in Siebenbürgen bestimmt, aber auch sonst namentlich in Österreich verwertbar, haben zwei Siebenbürger Sachsen, der Gymnasialprofessor E. Hajek und der Volksschulleiter K. H. Hiemesch zusammengestellt. In einer Sammlung von kurzen Schilderungen aus dem Felde, Erzählungen spannender Kriegserlebnisse, oft aus Feldpostbriefen, teilweise den Zeitungen entnommen, teilweise hier zuerst gedruckt, in allem auf die Fassungskraft von Schülern der oberen Klassen der Volksschule und der niederen Klassen der höheren Schulen berechnet wird ein lebendiges, sehr volkstümliches Bild von dem großen Geschehen der Zeit vermittelt; dazwischenstehende Gedichte, vornehmlich aus der Kriegszeit, fassen das Gefühlsmäßige nochmals stark zusammen. Das Büchlein scheint trefflich geeignet im Geiste der großen Zeit zu erziehen und es ist ihm weite Verbreitung zu wünschen. (Um Heimat und Herd. Ein Kriegslesebuch für Schule und Haus. Kronstadt 1916, Verlag Ed. Kerckner. 119 S. Kr. 1,30.)

Um zwei sehr hübsche und empfehlenswerte Büchlein hat Franz Schrönghammer heimdal die Kriegsliteratur bereichert. (Kriegsfaat und Friedensernte 99 S. M. 1,20; Helden der Heimat 180 S. M. 1,80. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung.)

Ihm ist der Krieg zu einem Gotteswunder geworden, das er mit einem frommen Herzen voll tiefen Ernstes und einer innigen Vaterlands- und Heimatliebe durchlebt. Und er versteht in warm und innig geschriebenen Skizzen anschaulich, spannend, ergreifend, oft auch mahnend zu schildern, was er draußen im blutigen Feld als tapferer Mitstreiter, wie daheim unter seinen Waldbauern erlebt und beobachtet. Auch Gedichte stehen dazwischen, unter denen recht Gelungenes sich findet: „Wenn wir wieder kommen“ möchten wir besonders hervorheben.

An Kriegsdichtung liegt uns sonst ein Bändchen von Gustav Falke vor, das P. Hartmann mit Zeichnungen geschmückt hat (Vaterland, heilig Land. Kriegslieder. Leipzig 1915, Quelle und Meyer. 47 S. M. 1,20). Man wird das Buch als die letzte Gabe des Heimgegangenen ehren, wenn es bei manchem Niedlichen auch nichts enthält, das den Ruhm des Lyrikers Falke mit einem Stück von dauernder Bedeutung erhöhte. Der Band bietet noch fünf Notenbeilagen mit Vertonungen der Gedichte von L. Kähler und A. Sassen. — Leo Sternberg tritt mit zwei neuen Flugblättern hervor; sie vermehren seine Kriegsgedichte, die zum Besten unserer gegenwärtigen Kriegsliteratur gehören, um einige eindrucksvolle Stücke. (Waltüren über dem Land. Christus in der Schlacht. Flugblatt IV und V. Wiesbaden 1915, h. Staadt. Je 9 S. M. —,30.) — In einem „Flugblatt zu Kaisers Geburtstag“ (Vom deutschen Schwert. Berlin 1916, Concordia, deutsche Verlagsanstalt. 15 S. M. —,20) bietet Schaubert einige beredete Gedichte musikalischen Schwungs, von denen etwa „Der Kaiser in Nowo-Georgiewsk“ auch als Vortragsstück in der Schule von guter Wirkung sein möchte. — Ein Heftchen von Franz Lüdtke (Das deutsche Jahr. Dichtungen zum Kriege. Mit Zeichnungen von Bischoff-Culm und Martin Brandenburg. Xenienverlag zu Leipzig. 23 S.) enthält rauschende Verse, die bei hellem Klingen eine starke und ernste Vergeistigung zeigen. Der Frühling aus den „Kriegsjahreszeiten“ und „Zukunftschauen“ mögen besonders hervorgehoben sein.

Eine Sammlung „Deutsche Kriegsgedichte“ von S. Klovetorn für den Schulgebrauch herausgegeben bieten nun auch Delhagen und Klafings deutsche Schulausgaben an (Bd. 159, Bielefeld und Leipzig 1916. 112 S. M. —,80). Die Sammlung aus dem Weltkriege ist reichhaltig und gut, weniger die Auswahl für die Zeit vorher, für die auch die Einleitung einiges zu wünschen übrig ließe. — A. Biese hat seiner früher besprochenen Sammlung ein 2. Bändchen in gleich gefälliger Ausstattung folgen lassen (Dichtung des Krieges. Neue Folge. Berlin 1915, G. Grote. 121 S. M. 1,20). Seine geschmackvolle Auswahl ist hier auf einen einheitlich ernsten Ton gestimmt: „Die heilige Not“, die über unser Volk hereingebrochen, „Heldentat und Heldentod“ der Streiter draußen, „Das stille Heldentum daheim“ sind ihr ausschließlicher Vorwurf. Eine Rede über „Tod, Tragödie und Krieg“, die manchem unserer Leser schon aus dem Abdruck im deutschen Philologenblatt bekannt sein möchte, leitet das Buch ein. — Zu den Geschichten der deutschen Kriegsliteratur gesellt sich jetzt noch der Abdruck eines Vortrages von W. Brecht (Deutsche Kriegslieder sonst und jetzt. Berlin 1915, Weidmannsche Buchhandlung. 47 S. M. —,60); sein rascher Überblick kommt auf dem Grunde einer Vergleichen mit dem Dagewesenen zu einem recht günstigen Urteil über die gegenwärtige Kriegsdichtung.

Als ein Beitrag zur Volkstunde will die Sammlung von „Volksdichtungen in Nachrufen auf unsere gefallenen Helden“ gewertet sein, die Karl Wehrhan herausgegeben hat (Letzte Grüße. Leipzig 1915, W. Heims. 40 S. M. —,20). Sie wird jetzt ergänzt durch einen sehr anziehenden Aufsatz des gleichen unermüdbaren Sammlers über „Die Reime in den Todesanzeigen unserer gefallenen Krieger“ in den Bayerischen Heften für Volkstunde, Jahrgang II Heft 4.

Deutsche Abende III—V. Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht hat nunmehr bei Mittler u. Sohn weiter herausgegeben die Vorträge: Oskar Walzel, Die künstlerische Form des Dichtwerks (M. 0,50); Konrad Burdach, Deutsche Renaissance, Betrachtungen über unsere künftige Bildung (M. 1,50); Friedrich v. der Leyen, Die deutsche Volkstunde und der deutsche Unterricht (M. 0,50). Walzel will den Blick auf das Wie des Kunstwerks richten, auf die Bedeutung der Formelemente für das Ganze. Dazu verhilft nicht die psychologische Begründung des Dichters und seiner Leistung etwa nach Ruß' Methode, sondern eine Betrachtung des Fertigen nach den Formgesetzen, die auch für die Musik und die bildende Kunst gelten. Dabei helfen diese beiden Künste mit ihrer viel mehr ausgebauten

Sachsprache wesentlich. An Steinmetz' Forschungen über Symmetrie der Anordnung bei den Franzosen und in Goethes Iphigenie und durch eigene Zergliederung von Emilia Galotti und Rosmersholm zeigt Walzel, was er will, daß es ihm nicht auf die logische Disposition ankommt, sondern „auf eine Abfolge von Wirkungen auf das Gefühl, die sich nicht als zufällig und willkürlich, sondern als wohlbemessene Ordnung erweist“. Dazu muß man die Dichtkunst als ein Nebeneinander von Formelementen nehmen, genau wie wir es bei Werken der Musik und der bildenden Kunst tun. Daß diese Architektur aber nicht nur dem Drama eignet, daß auch der Roman sie braucht und mehr oder weniger Ornamentik verwendet, wird an einer Reihe deutscher und französischer Beispiele gezeigt. — Die Arbeit faßt das Ergebnis vielfacher Beobachtungen zusammen und will der ästhetischen Forschung neue Bahnen weisen; sie wird auch unseren Lesern viel Anregung geben. Auf die beiden anderen Hefte sei einstweilen nur empfehlend hingewiesen, ich komme in anderem Zusammenhange auf sie zurück.

**Zum Literaturunterricht.** Viktor Belohoubek: Neue Ziele und Wege des literaturkundlichen Unterrichts an der Realschule (Ztschr. für lateinl. höh. Sch. 27, 3. Heft. S. 72. 4. H. S. 103) stellt eine Erörterung in der Methode des d. U. fest, ganz besonders für die (Ober-)Realschule. Da es nicht auf die Fülle des Gelernten, sondern auf ein inneres Verhältnis zu den Werken der Dichtkunst ankomme, so gelte es bei möglichster Stoffbeschränkung eine Arbeit, die die Literatur zur Quelle der Freude dem Schüler lieb macht und ihm zur Erfassung der Gegenwart verhilft, auch fürs Leben. Es ergeben sich daraus für die Auswahl des Bedeutendsten vom Standpunkte der Realschule aus folgende Anhaltspunkte: „Werte von bloß historischer Bedeutung können auf das äußerste beschränkt werden, zum Teil ganz weggelassen. Unter den verschiedenen Kunstströmungen ist den realistisch betonten der Vorrang einzuräumen vor den rein ideellen. Rein formale Kunst ist auf das Mindestmaß herabzusetzen und kann unter Umständen ganz fallen gelassen werden. Bei sonstiger Gleichwertigkeit ist den ursprünglich deutschen vor den fremdländisch beeinflussten Werken der Vorzug zu geben und deshalb der Heimatkunst gebührende Aufmerksamkeit zu widmen. Jedenfalls ist ein nivellierender Eklektizismus zu vermeiden.“ Ausschlaggebend ist die persönliche Eigenart und Auffassung des Lehrers und die Rücksicht auf die Jugend.

Im einzelnen wird der Unterricht ausgehen müssen auf Erarbeitung der einzelnen Werke, der Dichterpersönlichkeiten und der literarischen Entwicklung. „Der Lehrvorgang wird je nach der Persönlichkeit des Lehrers oder Aufnahmefähigkeit des jeweiligen Schülers und der Eigenart jedes einzelnen Werkes ganz verschieden sein und muß in jedem Falle neu geschaffen werden. Der richtige Deutschlehrer muß eben selbst eine Art nachschaffender Künstler sein . . . Seine Haupttätigkeit wird darin bestehen, das Werk in den Grundlinien in einer dem Schüler unmittelbar faßbaren Weise so nachzuschaffen, daß daraus das dichterische Erlebnis zwanglos hervorspringt. Eine Gegenüberstellung dieser einfachen, nachgeschaffenen Form mit der des Kunstwerkes führt dann unmittelbar zu dem genussreichen und verständnisvollen Erfassen der künstlerischen Form.“ Nach dem verständnisvollen Genuß mehrerer Werke eines Dichters wird man dann aus diesen Werken seine Persönlichkeit aufbauen, nicht historisch, sondern psychologisch, wobei natürlich Belehrung nicht zu vermeiden ist. Bei der literaturgeschichtlichen Einordnung endlich ist vom Bekannten zum Unbekannten, vom Einfachen zum Schwereren fortzuschreiten, nicht aber der bisher meist übliche historische Weg einzuschlagen. Der Verf. schlägt also für die siebenklassige österreichische Realschule folgenden Weg vor: „Ich stelle mir vor, daß man schon von den untersten Klassen an, mindestens aber von der III. in Form von anekdotenhaft gehaltenen Lesebüchern im Anschluß an die schon jetzt in unseren Lesebüchern enthaltenen Gedichte und Prosastücke ganz einfache Erfahrungen über die bekanntesten Dichterpersönlichkeiten sammeln könnte (I. Stufe). In der IV., mindestens aber in der V., müßte dann nach und nach mit der Erarbeitung einzelner Gruppen wesensverwandter Dichter und einfacher Entwicklungsreihen begonnen werden und sofort mit gesteigerter Schwierigkeit auch in der VI. Klasse (II. Stufe). Nach einem bestimmten Plane müßten so die grundlegenden literaturgeschichtlichen Erkenntnisse immer mehr ausgebaut werden, indem in jeder folgenden Klasse das Lehrziel der vorhergehenden erweitert und vertieft wird, so daß am Ende der VI. eine zusammenhängende Reihe von Grundlagen vorhanden wäre, um in der VII. den verlangten Überblick über die ganze Entwicklung, unter

Berufung auf das früher Gewonnene und mit Ergänzung durch das Schwierigste, organisch als Ergebnis des Ganzen anschließen zu können (III. Stufe).“ (Also z. B. von Uhlands erzählenden Gedichten zu mittelalterlichen Stoffen [in nhd. Übertragung], von da zum Hildebrandslied, Edda, Tacitus. Also Heldenlieder der Vorzeit. Nun jüngeres Hildebrandslied, epische Volklieder, Bürgers „Braver Mann“, Goethes „Johanna Sebus“ und nun über Umland hinaus durchs 19. Jahrhundert bis Liliencron, Münchhausen uff. Dem entspricht dann ein Überblick über die Sprache.) Solche Reihen werden dann durchkreuzt durch Querschnitte, die anschließend an ein Glied der Reihe die gleichzeitigen „Generationen“ beleuchten. Zuletzt dann eine Zusammenfassung.

**Versehiedenes.** Der Rhein-Mainische Verband für Volksbildung gibt in ansprechender Ausstattung Deutsche Feld- und Heimat-Bücher heraus (bisher 1. Riebesell, Mathematik im Kriege; 2. Gagelmann, Physik im Kriege; 5. Henze und Gagelmann, Natur und Krieg; 6. Collischonn, Freund und Feind in der Geschichte; 8. Altmann, Die Entstehung des Weltkrieges; 9. Endres, Das deutsche Heer; 11. Arndt, Die Mobilmachung des Geldes; 15. Liebrecht, Die Kriegsfürsorge). Die Bändchen zeichnen sich durch eine klare, sachliche und dabei lebendige Darstellung aus und sollten deshalb auch viel in die Hände unserer Schüler kommen, nicht nur des Inhalts wegen, sondern auch als Muster für eine allgemeinverständliche Behandlung wissenschaftlicher Stoffe. (Jedes Heft M.—, 40. Leipzig, B. G. Teubner.)

Der Eckart, das treffliche deutsche Literaturblatt, das wir immer wieder gern erwähnt haben, mußte mit dem Januar 1916 vorläufig sein Erscheinen einstellen, da alle Mitarbeiter der Schriftleitung einberufen sind. Wir wünschen, daß dem verdienstlichen Blatte recht bald eine fröhliche Urständ beschieden sein möge.

Thomas Abbt's schöne Schrift: Vom Tode für das Vaterland ist zu rechter Zeit neu herausgegeben und von unserem Mitarbeiter Prof. Paul Menge-Schulpforta mit einer klaren Einleitung und den nötigen Anmerkungen versehen (Leipzig, Reclam).

Einen neuen Weg der Schulausgabe schlägt der Cottasche Verlag ein mit seinen Erläuterungen zu Heynes Kolberg (f. d. Schulgebrauch von Dr. E. Gülzow. Preis 0,15 M.), welche die allbekannte billige Ausgabe des Dramas (201.—220. Auflage!, Preis M.1,—) ergänzen. Damit wird diese Ausgabe für den, der keine Anmerkungen wünscht, nicht beschwert, dem aber, der sich auf sie stützen möchte, ermöglicht, die Anmerkungen unmittelbar neben dem Text zu benutzen, ohne daß ein erneutes, dem Gesamtgenuß dienendes Lesen durch Anmerkungen unter dem Text gestört wird. Ich glaube, daß dies Verfahren Nachahmung verdient. Die Erläuterungen geben ein kurzes Lebensbild des Dichters, erwähnen die Quellen des Schauspiels, bringen eine Ortsstizze, erklären — manchmal etwas weitgehend — Sprachliches und Persönliches und beleuchten das Verhältnis des Dichters zur Quelle.

Hofft.

Zu rechter Zeit erscheint die neue Auflage von Gustav Schalks Nordisch-Germanischen Götter- und Heldensagen<sup>1)</sup>. Die alte Forderung, daß unsre Jugend noch viel mehr als bisher in die alte Welt unsrer germanischen Götter und Helden hineinwache, ist nur allzu berechtigt. An guten Büchern fehlt es nicht, auch dieses von Schalk ist erprobt und gehört in die Hand unsrer deutschen Jungen und Mädels: Es beruht auf guten Quellen, ist in der Darstellung geschickt und leicht faßlich, in der Auswahl umfassend (Götterwelt, Taten und Schicksale der Götter, Sagen von Wieland, Helge, Sigurd, Beowulf und Frithjof), dazu gut ausgestattet und erstaunlich billig.

Georg Doß-Dresden.

Druckfehlerberichtigung. Auf S. 193 Anm. 1 lies Geltung statt Gestaltung.

Klarstellung. Herr Dr. Luther bittet festzustellen, daß sein Aufsatz über Kleist und Adam Müller schon seit Monaten gesetzt war und ihm erst beim Erscheinen seines Aufsatzes das Buch von Max Fischer, H. Kleist, der Dichter des Preußentums, bekannt geworden ist, in dem Fischer zu den gleichen Anschauungen über Adam Müller kommt.

1) Gustav Schalk, Nordisch-Germanische Götter- und Heldensagen. Oldenburg i. Gr. Gerh. Stalling. Fast 300 S. Großer klarer Druck. Pappband. M. 2,—.

Sür die Leitung verantwortlich: Dr. Walthor Hofftaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.  
Alle Manuskriptsendungen sind an seine Anschrift zu richten.



## Die romantische Sehnsucht.

Von Käthe Friedemann in Charlottenburg.

Für den antiken Menschen ist die Kugel das Sinnbild der Vollkommenheit. Er denkt sich die Welt als endlich und begrenzt, weil es seinem Geschmacke widerstreitet, das Höchste anders als in sich geschlossen, in sich vollendet vorzustellen. Wo er begehrt, da ist sein Begehren ein Durchgangspunkt zur Erreichung bestimmter Ziele. Die Dinge sind es, die er sucht, und die er darstellt, — in ihrer höchsten Vollkommenheit sucht und darstellt —, aber doch immerhin die Dinge. Nie würde es ihm einfallen, den pathologischen Zustand der menschlichen Seele, die nach Erlangung der Dinge strebt, zum Selbstzweck zu erheben. Das war der Romantiker vorbehalten.

Man hat Schopenhauer den Philosophen der Romantik genannt, weil ihm die Erkenntnis aufgegangen, daß nicht die Gegenstände unsere Sehnsucht wecken, sondern daß die Sehnsucht sich flüchtig an die einzelnen Erscheinungsformen ihrer selbst heftet, um sie wieder fahren zu lassen und in verblendeter Illusion immer von neuem sich den einzelnen Dingen zuzuwenden.<sup>1)</sup> Aber diese Behauptung ist nur halb richtig, nur halb deshalb, weil Schopenhauer da verneint, wo der Romantiker bejaht, aus tiefster Überzeugung bejaht. Für ihn ist die Sehnsucht nicht dasjenige, was überwunden werden soll, damit der Schmerz aus der Welt schwinde. Er nimmt sie auf mit und trotz allem Leide, in dem Bewußtsein, daß „Leiden der Weg zur Herrlichkeit“ sei, weil erst dadurch jedes Wesen seine eigene Tiefe kennen lerne.<sup>1)</sup>

So basiert denn auch die Lehre Schopenhauers auf dem indischen Buddhismus, der den „Durst“ und mit ihm das Leben auslöschen möchte, damit die Kreatur von ihrer Qual befreit werde, die Romantiker aber ergreift das Christentum mit seiner Verherrlichung und Heiligsprechung des Leidens.

„Es gibt eine ewige Jugend,“ heißt es in Tieds „Phantasus“, „eine Sehnsucht, die ewig währt, weil sie ewig nicht erfüllt wird; weder getäuscht noch hintergangen, sondern nur nicht erfüllt, damit sie nicht sterbe, denn sie sehnt sich im innersten Herzen nach sich selbst.“<sup>2)</sup>

Im Grunde schließen ja auch die Ziele, die der Romantiker ersehnt, zum großen Teil ihrem Wesen nach die volle Befriedigung von vorneherein aus.

1) Schelling, zit. nach: Braun, Hinauf zum Idealismus. Leipzig 1908, S. 153.

2) Tied, Schriften. Berlin 1828. Bd. IV, S. 32.

— Mit unwiderstehlicher Gewalt treibt es ihn in die Ferne. Fast alle romantischen Romane sind Reiseromane. Der Held zieht aus, ohne ein bestimmtes Ziel; ihn lockt die weite Welt.

„Warum Schmachten?  
Warum Sehnen?  
Alle Tränen  
Ach! sie trachten  
Weit nach Ferne,  
Wo sie wähen  
Schönste Sterne.“<sup>1)</sup>

Aber eben weil es die Ferne an sich ist, die der Romantiker sucht, darum flieht sie vor ihm, der Horizont erweitert sich, die Ferne bleibt immer die Ferne.

Und doch scheint ein fester Punkt auch für den Romantiker aufzutauchen an jener Stelle, wo Himmel und Erde sich berühren: — Italien, und in ihm Rom, die ewige, die heilige Stadt. „Man kann sagen, daß die Weltgeschichte romantisch wurde, als die Germanen mit ihrer Sehnsucht nach Italien auftraten“, sagt Ricarda Huch im zweiten Bande ihres Werkes über die Romantik.<sup>2)</sup> Und sie führt dann weiter aus, wie Eichendorff das romantische Italien gemalt. „Das Land voll verödeter Prachtpaläste, voll verwilderter Gärten, wo Marmorbilder ein einsam verzaubertes Leben führen, wo nichts sich bewegt als uralte Wasserkünste, wo es schwül und berauschend duftet, wo Vergangenheit und Erinnerung über Trümmern weben, wo gefährlicher Liebreiz allerorten das Herz umgarnt.“<sup>3)</sup> Vergleichen wir dies Italien mit dem Goetheschen, so glauben wir kaum von demselben Lande zu hören. Wo Goethe die Ruinen im Geiste wieder aufbaut, sieht gerade der Sinn des Romantikers den wesentlichen Reiz darin, daß es eben Ruinen sind. Er sucht die elegische, sehnsüchtige Stimmung, die um Vergangenes trauert, und er möchte — wenn man ihn auf Ehre und Gewissen früge — um alles nicht, daß das Vergangene in seiner endlich begrenzten Gestalt wieder auferstünde; denn er weiß, daß es dann unfehlbar anders sein würde, als er es sich vorgestellt hatte. Und auch das gegenwärtige Italien mit seinen Ruinen ist ja im Grunde nicht dasjenige, das er suchte. Wiederum heißt es bei Eichendorff: „Wunderbar, schon in meiner Kindheit, wie oft bei stiller Nacht im Traum, hört' ich der fernen Roma Glocken schallen, und nun, da ich hier bin, hör' ich sie wie damals aus weiter, weiter Ferne, als gäh' es noch eine andere Roma weit hinter diesen dunklen Hügeln.“<sup>4)</sup>

“ Es war also eine Täuschung, eine Sata Morgana, die da am Horizonte

1) Tied, Zerbino, Schriften a. a. O. Bd. X, S. 5f.

2) Ricarda Huch, Ausbreitung u. Verfall der Romantik. Leipzig 1902, S. 34.

3) a. a. O. S. 36.

4) Eichendorff, Dichter u. ihre Gesellen. Zit. bei Ric. Huch, Ausbreitung u. Verfall a. a. O. S. 46.

aufgetaucht, kein wirkliches Gebilde, das der Sehnsucht ihre Grenze gesetzt hätte! Und wie es einmal die räumliche Ferne an sich war, der sich die suchende Seele nachschwang, so wird es nun ebenso die zeitliche Vergangenheit als solche, die sie dort im blauen Dämmer unter den Ruinen sucht, sei es in der Erscheinung Hölderlins unter der Form der Antike, sei es bei der Mehrzahl der übrigen Romantiker im Anschluß an das Mittelalter.

Es liegt nach dem Gesagten nahe, anzunehmen, daß das Wesen der romantischen Seele notwendig die Tragik sein müsse. Sie sucht ein Gut, das ewig vor ihr flieht, ja dessen Wesen darin besteht, daß es ewig vor ihr fliehen muß. Und doch ist dem eigentlich nicht so, wenigstens nicht bei der Mehrzahl der Vertreter des romantischen Geistes. Tied ist vielleicht der einzige, der diesen Zug zur Tragik, besonders in seinen Jugendwerten, stark verrät, zum mindesten einer bewußten, notwendigen Tragik. Brentano leidet unter seinem subjektiven Temperament; er reflektiert weniger und betrachtet sich nicht als Repräsentanten des romantischen Geistes.

„Aber was ist es,“ ertönt der schmerzliche Ausruf in Tieds „William Lovell“, „daß ein Genuß nie unser Herz ganz ausfüllt? Welche unnehmbare, wehmütige Sehnsucht ist es, die mich zu neuen, unbekanntem Freuden drängt?“<sup>1)</sup> Und schließlich kommen wir „als Fremdlinge wieder herab, die sich in eine unbekante Welt versetzt glaubten, und die doch die Schwungkraft verloren haben, sich wieder über die Wolken hinauszuhoben.“<sup>2)</sup> Und dann die Klage darüber, daß der Mensch dazu verurteilt sei, keine Ruhe in sich selber zu finden. In einem Moment das sehnsüchtige Verlangen nach absoluter Einsamkeit und ländlicher Stille, und kaum daß dies Verlangen erfüllt, das gleich starke Verlangen, sich aus dieser drückenden Einsamkeit zu befreien durch die Nähe, durch den Händedruck eines Freundes.<sup>3)</sup>

Es ist das Thema des „Wanderer“, das hier angeschlagen wird. „Da, wo du nicht bist, da ist das Glück.“ Tied variiert dies Thema in mannigfachen Formen. Sei es in seinem Märchen „Der Runenberg“, wo der Mann von seinem geliebten Weibe hinweggelockt wird durch ein geheimnisvolles Zauberweib im Innern der Berge, das ihn zu Tod und Verderben führt, sei es in der Bearbeitung der alten Tannhäuser-Sage („Der getreue Eckart und der Tannhäuser“), in der der verführte Tannhäuser sich in den Armen der Frau Venus ebenso zur „alten unschuldigen Erde mit ihren dürftigen Freuden“ zurücksehnt, wie es ihn früher in den Zauberberg getrieben<sup>4)</sup>, sei es endlich in der kleinen Erzählung „Die Freunde“, wo ganz ähnlich im Traumlande die Sehnsucht zur Erde erwacht, und wo dem Sehnen den dann die Worte zugerufen werden: „Was hilft es? . . . Du wirst doch gleich wieder zurück wollen, die Erde ist dir nun nicht glänzend genug, die Blumen sind dir zu klein, die Ge-

1) Tied, Schriften a. a. O. Bd. VI, S. 128.

2) ebd. S. 129.

3) ebd. S. 167.

4) Tied, Schriften a. a. O. Bd. IV, S. 211.

sänge zu unterdrückt. Die Farben können sich aus den Schatten nicht so hell hervorarbeiten, die Blumen gewähren nur kleinen Trost und verwelken schnell, die Singvögel denken an ihren Tod und singen so bescheiden; hier aber geht alles ins Große.“<sup>1)</sup>)

Aber dieser Zug zum Tragischen ist, wie gesagt, bei Tied eine Ausnahme. Im allgemeinen ist sich der Romantiker viel zu sehr bewußt, daß die Sehnsucht eben sein Teil und sein ihm eigentümliches Schicksal ist; und er ist durchaus nicht willens, sich selbst und seine Eigenart zu opfern. Es lebt eine Wollust des Schmerzes in ihm, die ihn im Grunde gar nicht nach Heilung verlangen läßt; denn Heilung bedeutet Nüchternheit, Leere, nicht mehr Empfinden.

Allerdings scheint ihm die herbste Tragik, die Tragik der unglücklichen, das heißt unerwiderten Liebe, so gut wie fremd gewesen zu sein. Wo die Liebe des Romantikers nicht die volle Erfüllung findet, da sind es meist andere Gründe, die der Verwirklichung des Ideals im Wege stehen. So erzählt Tied im „Sternbald“ von einem Liebespaar, das durch das Meer voneinander getrennt ist. Das Feuer der Sehnsucht nach der Schönheit des Weibes, von dem er nur gehört, verzehrt den Leib des Mannes, und im Augenblick der Erfüllung stirbt er in ihren Armen. Aber er stirbt in ihren Armen.<sup>2)</sup> Das Gemüt des Romantikers ist im Grunde zu harmonisch, um die grelle Dissonanz eines nicht erwiderten Gefühls überhaupt nur denkbar zu finden; das würde ganz einfach nicht in sein Weltbild passen, in dem das Wesen der Liebe gleichbedeutend ist mit dem Einklang zu Zweien. Was soll ihm der einsame, im Leeren verhallende Ton, der nicht dazu bestimmt ist, im Akkord seinen eigentümlichen Klang zu entfalten! Ist dem Romantiker auch im Leben diese Tragik nicht begegnet? Hatte er einen Instinkt dafür, ihr aus dem Wege zu gehen? Jedenfalls treffen wir sie kaum jemals in der romantischen Dichtung. Selbst da, wo sich, wie bei E. T. A. Hoffmann, die Verwirklichung des Ideals als Illusion erweist, wird der Tragik eigentlich die Spitze abgebrochen, indem das Ideal als dasjenige bezeichnet wird, dessen Wesen es ist, im täglichen Leben seine Verwirklichung nicht zu finden.

Als der junge Traugott in der Erzählung „Der Artushof“ seiner Erwählten durch ganz Italien nachgereist ist, um schließlich zu entdecken, daß sie in seiner nächsten Nähe gewohnt, inzwischen aber die Gattin eines anderen geworden ist, da ruft er aus: „Nein, sie ist es nicht — das Himmelsbild, das in meiner Brust ein unendlich Sehnen entzündet, . . . Felicitas, nie habe ich dich verloren, du bleibst mein immerdar, denn du bist ja die schaffende Kunst, die in mir lebt. Nun — nun erst habe ich dich erkannt. Was hast du, was habe ich mit der Kriminalrätin Mathesius zu schaffen!“<sup>3)</sup> — Er läßt die wirkliche

1) Tied, Schriften a. a. O. Bd. XIV, S. 158.

2) Vgl. Ric. Fuch, Blütezeit der Rom. a. a. O. S. 259.

3) E. T. A. Hoffmann, Sämtl. Werke, herausg. von Griesebach, Bd. VI, S. 166.

Gestalt fallen, rettet sich sein Idealbild in das innerste Heiligtum der Seele und nimmt für das bürgerliche Leben fürlieb mit einer hübschen Italienerin, die eine entfernte Ähnlichkeit mit seinem Traumbild aufweist.

Meist aber ist es bei den Romantikern so, daß die Liebe ihre Erfüllung findet, und daß trotzdem die Sehnsucht nicht stirbt, und zwar nicht deshalb, weil die Erfüllung hinter der Erwartung zurückgeblieben, oder ihr die Ernüchterung gefolgt wäre, sondern weil es das Wesen der Sehnsucht ist, über jede mögliche Erfüllung hinaus ins Unendliche zu reichen. „Wie kann er (der Geist) eine Sehnsucht stillen, die aus der Fülle der Befriedigungen selbst sich ewig von neuem erzeugt“ heißt es bei Fr. Schlegel<sup>1)</sup>, und an einer andern Stelle: „Nun bleibt aber noch über jede gegebene Liebe und über jeden bestimmten Glauben hinaus ein Überschuß, wenn man es so nennen darf, von sinnig ahnenden, sehnsüchtig liebenden, und noch über die Liebe hinaus hoffenden Gefühlen, und eine höhere Wahrheit wenigstens träumenden Gedanken, und dieser göttliche Überschuß in der menschlichen Seele — ist nun eigentlich der höhere Stoff, der unsichtbare Gegenstand und geistige Inhalt der wahren Kunst und Poesie.“<sup>2)</sup>

Nicht Tragik also, sondern im Gegenteil das Höchste, das der Mensch nur träumen kann, — eine Erfüllung, die sich im Genusse nicht erschöpft, ein Verlangen, das über die Erfüllung hinausreicht ohne diese aufzuheben, ein Durst, der gestillt wird ohne aufzuhören Durst zu sein.

Darum ist auch die Deutung falsch, die Spielhagen in seinen berühmten Worten in den „Problematischen Naturen“ über das Wesen der „Blauen Blume“ gibt.<sup>3)</sup> Ihr Duft treibt den Menschen nicht wie einen „verrückten Mörder“ ruhelos umher, um ihn mit dem durch Stepsis geschärften Blick in jedem Labetrunk, den man ihm reicht, eine Fliege entdecken zu lassen. Der vom Dufte der blauen Blume Berauschte sucht nicht nach einem glänzenderen, feurigeren Auge in dem Moment, wo ihm der Blick der Geliebten begegnet, — wenigstens nicht der Held des Novalis, der ja der Entdecker der blauen Blume ist. Heinrich v. Ofterdingen ist weder ein Defadent noch eine „problematische Natur“. Wohl treibt ihn der Duft jener geheimnisvollen Blume, die er im Traume geschaut, in die Welt hinaus; aber er findet, was er sucht. In der Liebe Mathildens weht ihm etwas von diesem Duft entgegen, nur daß die volle Erfüllung für ihn erst jenseits des Grabes liegt.

Hiermit erklärt sich auch der Zug des Romantikers zu dem, was Nietzsche als sein „Hinterweltlertum“ bezeichnet. Auch Nietzsche irrt hier mit seiner

1) „Gespräch über die Poesie.“ Jugendschriften, herausg. von Minor, Bd. II, S. 338.

2) Fr. Schlegel, Philosophie der Sprache u. des Wortes. Vorlesungen 1828/29. Werte. Wien 1846. Bd. 15, S. 151.

3) Zit. bei Bruno Wille, Einleitung zum I. Band von Novalis Sämtl. Werken. Leipzig u. Florenz 1898.

Deutung der romantischen Seele. Sie wendet sich nicht von der Welt ab, sondern sie geht durch sie hindurch. In ihrem unerfülllichen Verlangen durchdringt sie kühn das, was ihrer Sehnsucht die Grenze setzen will. So schildern auch die „Hymnen an die Nacht“ des Novalis das irdische Dasein nicht als Jammertal, sie rufen nicht zur Askese auf, sondern sie zeigen, daß alle Freuden, die das Licht zu spenden vermag, — und diese sind groß und reich —, doch nicht das Sehnen der Seele voll und ganz zu stillen vermögen, und daß dies nur der unendlichen Nacht vorbehalten ist. — Selbst in der „Lucinde“, diesem ganz gewiß nicht weltflüchtigen Buche, heißt es: „Dort [im Tode] wird dann vielleicht die Sehnsucht voller befriedigt.“<sup>1)</sup>

Das letzte Ziel aller Sehnsucht kann so schließlich nur die volle Vereinigung der Seele mit Gott sein, die erst dann eintritt, wenn der Tod die Schranken des menschlichen Sonderbewußtseins durchbrochen hat.<sup>2)</sup>

Die Sehnsucht ist das Wesen der romantischen Seele. Darum vermag sie auch nicht an einem bestimmten, endlichen Gegenstande zu haften. Sie ist nach Fr. Schlegel „in ihrer ursprünglichen Gestalt . . . ein unbestimmter, unendlicher Trieb, eine unbestimmte, nach allen Seiten und Richtungen ins Unendliche sich verbreitende Tätigkeit . . . Es geht dieser Trieb da, wo er im Menschen in seiner ursprünglichen Wahrheit und Reinheit erscheint, so wenig auf irgendetwas schon vorhandenes, daß er auch in einem ganz einsamen Wesen, und zwar in seiner ganzen Kraft und Stärke erwachen würde.“<sup>3)</sup> Darum ist auch die Musik die wesentliche romantische Kunst, „in der er [der Mensch] alle bestimmten Gefühle zurückläßt, um sich einer unaussprechlichen Sehnsucht hinzugeben.“<sup>4)</sup> Die „blaue Blume“ ist nur ein Symbol für dieses Wesen der Sehnsucht, die letzten Endes nur sich selbst ergreift, aber damit zugleich den geheimnisvollen, dem Verstande ewig unfaßbaren Urgrund der Welt.

So gleicht die romantische Sehnsucht dem indischen Braman, das ursprünglich das Gebet selbst war, und das erst dann zum Gegenstande des Gebets erhoben wurde.

Es gibt ein paar Seiten in der „Lucinde“, betitelt „Sehnsucht und Ruhe“<sup>5)</sup>, die uns anmuten, wie das große Liebesduett in Wagners „Tristan und Isolde“, nur daß hier die Sehnsucht unter dem Einfluß Schopenhauers als Qual, bei Fr. Schlegel als Ziel und Selbstzweck empfunden wird. Einige Worte nur aus diesen Sätzen mögen genügen:

„Julius,“ fragte Lucinde, „warum fühle ich in so heiterer Ruhe die tiefe Sehnsucht?“ — „Nur in der Sehnsucht finden wir Ruhe“, antwortete Julius.

1) Reclam S. 11.

2) Vgl. Fr. Schlegel, *Philos. Vorlesungen*, herausg. von Windischmann. Bd. II, S. 205.

3) Windischmann Bd. II, S. 137.

4) E. T. A. Hoffmann, *Über Beethovens Instrumentalmusik*, zit. bei Ric. Huch, *Ausbreitung u. Verfall a. a. O.* S. 268.

5) Reclam S. 100ff.

„Ja, die Ruhe ist nur das, wenn unser Geist durch nichts gestört wird, sich zu sehnen und zu suchen, wo er nichts Höheres finden kann als die eigene Sehnsucht.“<sup>1)</sup>

Ein Moment kam allerdings auch im Leben der Romantiker, wo sie, des ewig ungewissen Schweifens müde, sich nach der Ruhe sehnten, die nur die Grenze und der bestimmte Gegenstand zu geben vermag. Es war die Zeit, als sie den Kampf gegen Napoleon aufnahmen, und dann weiterhin in der Burschenschaftsbewegung für das Ideal der deutschen Einheit kämpften. Es war nach der anderen Seite hin ihr Anschluß an die katholische Kirche. Nicht die Gottessehnsucht vermochte ihnen einst die Grenze zu setzen; denn wenn sie Gott fühlten und zu umfassen strebten, dann war das, als ständen sie auf einsam schwankem Kahne mitten im uferlosen Meere, dem sie die Arme entgegenbreiteten. Jetzt zwang sie die Kirche, bestimmte dogmatisch festgelegte Begriffe mit dem Worte „Gott“ zu verbinden. Sie gab ihnen die Gewißheit, den festen Boden unter den Füßen; aber aus dem unendlichen Meere wurde ein, wenn auch großer, so doch immerhin begrenzter Binnensee, an dessen Ufern sie selbst pflanzen und bauen konnten. Ein verführerisches Ziel für den, der das Gefühl hatte, daß sein Sehnen früher nutzlos verpufft war, zu niemandes Frommen, ein Etwas, das nur in der eigenen Seele lebte und sich dort in sich selbst verzehrte.

Und doch waren die Romantiker gerade in ihrer besten Zeit von dem starken Bewußtsein getragen, daß nicht der Nutzen es ist, an dem wir den Wert der Dinge messen dürfen. Die Sehnsucht, auch wo sie gegenstandslos war, auch wo sie an den einzelnen Dingen nicht haftete, war ihnen mehr, als nur ein subjektives Gefühl. — Der Romantiker bleibt niemals beim subjektiven Gefühl als solchem stehen; und die Tatsache, daß er, der einzelne, stark fühlt, daß er sich berauscht und einen, wenn auch schmerzlichen Genuß empfindet, diese Tatsache allein wäre niemals imstande gewesen, dem Gefühl, das ihn beseelte, den unendlichen Wert zu verleihen, den er ihm gab. Nein, die Sehnsucht ist ihm „die erste, stärkste und reinste Triebfeder im Menschen“, „ihre nie erlöschende Flamme, immer reiner geläutert und stärker genährt“, leuchtet ihm „den Weg zu einem höheren Dasein“ voran.“) Sie kann „als die Wurzel alles des Edelsten und Besten in uns . . . nicht hoch genug gestellt werden,

1) Anm. Darum vermag ich auch der Ansicht Walzels nicht beizustimmen, die Romantiker seien, als sie durch Kant erfahren, daß ihre Sehnsucht nach dem Ewigen, Unendlichen Sehnsucht bleiben soll, von Enttäuschung befallen worden, und aus dieser Enttäuschung sei die romantische Ironie erwachsen. („Deutsche Romantik.“ B. G. Teubner, Leipzig 1908. S. 24.) Denn einmal stoßen sich die Romantiker nicht an die von Kant gesetzte Grenze, sondern gehen kühn über sie hinaus. Und dann würde die Tatsache, daß die Sehnsucht in ihnen Sehnsucht bleiben sollte, den Romantiker nie zur Enttäuschung führen.

2) Fr. Schlegel, Philosophie der Sprache u. des Wortes. Werke, Wien 1846. Bd. 15, S. 104.

und nirgends wird sie so unmaßnahulich beschrieben und so hoch gestellt als in der heiligen Schrift.<sup>1)</sup> Ja, ist es nicht die heilige Schrift, die sogar dem Christusbild, dem die Kirche gern bestimmte Konturen geben möchte, jenen plastischen Charakter nimmt, und es zu einem ins Unendliche erweiterungsfähigen Ideal gestaltet? Man lese die letzten Worte des Johannesevangeliums: „Es sind auch viele andere Dinge, die Jesus getan hat, welche, so sie sollten eins nach dem andern geschrieben werden, achte ich, die Welt würde die Bücher nicht begreifen, die zu beschreiben wären“, und man hat den Christus, den die romantische Seele braucht.

So scheint es denn auch nach dieser Hinsicht sich zu bestätigen, was Schleiermacher vom Charakter des Christentums überhaupt sagt, daß unbefriedigte Sehnsucht und heilige Wehmut den Grundton seines Wesens bestimme.<sup>2)</sup>

Die Flamme der Sehnsucht, die dem Weg zu einem höheren Dasein voranleuchtet! Aber der Romantiker geht über diese allgemeine Bestimmung noch hinaus. Er gibt auch an, welche Kräfte im Menschen es sind, die aus der Sehnsucht ihre ständige Nahrung empfangen. Wir führten bereits oben ein Wort Fr. Schlegels an, in dem er den durch die Sehnsucht geschaffenen göttlichen Überschuß in der menschlichen Seele als den unsichtbaren Gegenstand und geistigen Inhalt der wahren Kunst und Poesie bezeichnet. Und er fährt an jener Stelle fort: „Nicht als ob dieser innere Geist und Lebensäther der Kunst und höheren Poesie immer nur, auch der äußeren Form nach, bloß als Gefühl der Sehnsucht ausgedrückt werden müßte.“<sup>3)</sup> Also die Kunst ist es, und zwar alle Kunst, nicht bloß die lyrische, die ihren Urquell in der Sehnsucht hat. Ja, Fr. Schlegel geht sogar so weit zu behaupten: „Wo Sehnsucht ist, da ist auch Genie, und da der Keim dazu in jedem Menschen vorhanden und in keinem als ganz erstorben angesehen werden kann, so ist es wohl nur der sittlichen Verwilderung zuzuschreiben, daß nicht ein jeder Mensch Genie hat.“<sup>4)</sup>

Aber die Sehnsucht leitet sogar auf Wege, die dem eigentlichen Gefühlsleben fernzuliegen scheinen. Auch der Erkenntnis wird durch sie der Weg gewiesen. Aus der Wurzel der echten, auf das Göttliche gerichteten Sehnsucht, die „selbst göttlichen Ursprungs ist“, geht auch die „Liebe zu dem geistigen Wissen und inneren Verstehen des Lebens“ hervor, „die Philosophie hat keine andere Quelle, und man könnte dieselbe auch in dieser Beziehung ebenso passend die Lehre oder die Wissenschaft von der Sehnsucht nennen.“<sup>5)</sup> Und: „Die Sehnsucht oder die Liebe ist der Anfang und die Wurzel alles höheren Wissens und aller göttlichen Erkenntnis.“<sup>6)</sup>

1) Fr. Schlegel, Philosophie des Lebens. Werke a. a. O. Bd. 12, S. 129.

2) Schleiermacher, Reden über die Religion. Göttingen 1906, S. 183.

3) Fr. Schlegel, Philof. der Sprache u. des Wortes a. a. O. S. 151.

4) Windischmann a. a. O. Bd. II, S. 59.

5) Fr. Schlegel, Philosophie des Lebens (1827). Werke a. a. O. Bd. 12, S. 42.

6) Fr. Schlegel, Philof. der Geschichte. Werke a. a. O. Bd. 13, S. 142.



Auch für Sichte ist das Sehnen die Voraussetzung aller Erkenntnis und aller Sittlichkeit.<sup>1)</sup>

Wir denken hier unwillkürlich an den platonischen Eros, und wir können das, ohne damit das Gebiet der Romantik zu verlassen. Wissen wir doch seit Nietzsche, daß die Antike keineswegs des romantischen Elements entbehrte, wenn auch Nietzsche selbst das Dionysische noch meinte in Gegensatz zum Romantischen setzen zu müssen.

Die Sehnsucht also das Allumfassende, das Allbegründende, das Allbeherrschende in der romantischen Seele. — Ist es da zu verwundern, daß sie schließlich als etwas empfunden wird, das über die Grenzen des menschlichen Bewußtseins weit hinausreicht, daß sie zur kosmischen Macht erhoben wird? Es erklingt wie die gewaltigen Sinfaren aus dem Schlußsatz einer großen Symphonie, wenn endlich das, was die einzelne Seele in ihren Tiefen erschütterte, in den Urgrund der Dinge selbst hineinverlegt wird.

Schelling und Fr. Schlegel sind es, denen wir diese metaphysische Dichtung verdanken. Ganz analog der Auffassung Jacob Böhmes macht Schelling in der Gottheit den Unterschied zwischen Gott und dem Grunde in Gott. Er nennt jenen „das, was in Gott nicht Er Selbst ist“. Dieses aber ist „die Sehnsucht, die das ewige Eine empfindet, sich selbst zu gebären“. Und diese Sehnsucht liegt noch jetzt, als das Regellose auf dem Grunde alles Seins. Nicht Ordnung und Form sind das Ursprüngliche, sondern jene regellose Sehnsucht, die fähig ist, in jedem Moment von neuem durchzubrechen. Aus diesem Verstandlosen erst ist der Verstand geboren. Die ursprüngliche Sehnsucht richtet sich zum Verstande, erkennt ihn aber noch nicht. Durch die Sehnsucht nun „erzeugt sich in Gott selbst eine innere reflexive Vorstellung, durch welche, da sie keinen andern Gegenstand haben kann als Gott, Gott sich selbst in einem Ebenbilde erblickt.“<sup>2)</sup> Und an einer anderen Stelle bezeichnet Schelling die begrenzte Welt als zustande gekommen dadurch, daß das ursprünglich ins Unendliche (also durch die Sehnsucht getriebene) produzierende Ich sich selbst eine Grenze setzt.<sup>3)</sup>

Weit phantastischer noch sind die Vorstellungen Fr. Schlegels. Auch hier ist die Sehnsucht die erste Quelle aller Produktivität und alles Werdens, die deshalb auch die Mutter der Welt genannt wird. Aus diesem dunklen Urgrund erklären sich alle Unvollkommenheiten der Welt; denn der Vater erst ist — nicht in physischer, sondern in geistiger Weise — der Schöpfer des höheren idealischen Lebens, und von ihm wird auch das Sittengesetz abgeleitet.<sup>4)</sup> — Nun aber baut Fr. Schlegel sein System noch weiter aus. Er geht so weit,

1) Vgl. Walzel, Deutsche Romantik a. a. O. S. 23.

2) Schelling, Wesen der menschlichen Freiheit. Werke, Leipzig 1907, Bd. III, S. 455 ff.

3) Schelling, System des transzendentalen Idealismus. Werke a. a. O. Bd. II, S. 54.

4) Windischmann a. a. O. Bd. II, S. 254 f.

auch die Entstehung von Raum und Zeit aus dem Wesen der Sehnsucht heraus zu erklären. „Die Sehnsucht in ihrer ursprünglichen Gestalt ist ein unbestimmter, unendlicher Trieb, eine unbestimmte nach allen Seiten und Richtungen ins Unendliche sich verbreitende Tätigkeit.“ „Eine unbestimmte, unendliche Ausdehnung . . . ist aber der Raum.“ Dieser jedoch ist zunächst noch leer. Er kann erst „bei der Erreichung des höchsten Zieles, nach dem das Welt-Ich sich sehnt, durch eine unendliche Fülle und Mannigfaltigkeit erfüllt werden“. Kehrt nun die Tätigkeit des Welt-Ichs in ihren Anfang zurück, so hat die Sehnsucht „in der progressiven, steigenden Ausdehnung und Entwicklung“ inzwischen an Stärke gewonnen, sie ist zur Begierde geworden. Denn durch die Zusammendrängung der vorher nach allen Seiten und Richtungen ausgebreiteten Tätigkeit in einen Punkt entsteht nun ein Überschuß von Tätigkeit, eine Kraft. Und „dieser Überschuß von Tätigkeit führt ein Bedürfnis mit sich, sich dieses Überflusses zu entledigen“. Das eben ist die Begierde, die der stillen, leisen Sehnsucht gerade entgegengesetzt ist. Auf dieser Stufe nun beginnt ein innerer Widerstreit. Jetzt tritt der Schmerz ein als „Erinnerung an die vorige ruhige Entwicklung der Einheit als Sehnsucht“. Und auf dieser dritten Stufe entsteht die Zeit, als Erinnerung, „als Zurückgehen in den Anfang mit dem Bewußtsein, daß es der Anfang ist.“<sup>1)</sup>

Ein phantastisches Gebilde voll unmöglicher, fruchtloser Spekulationen! Und dennoch reich an Aufschlüssen über das romantische Seelenleben! — Erwin Kircher sagt in seiner „Philosophie der Romantik“: „In großen, produktiven Zeiten kommen immer gewisse Lebens-elemente der Gedanken so ungestüm herauf, daß davor die Netze des Begriffs versagen. Die Gedanken treten als Gesetze dem einzelnen gegenüber. Der Drang zu metaphysischen Gebilden, jene dem künstlerischen Schaffen tief verwandte Kraft, mit der der Geist seine eigenen Erlebnisse sich als eine fremde, von außen ihm kommende Macht gegenüberstellt, wird dann lebendig. In jeder solchen Epoche wird darum der Inhalt des tiefsten Erlebens, die eigentlich schaffende und auch das Begriffsleben hervortreibende Gewalt der Seele als metaphysisches Gebilde hervortreten.“<sup>2)</sup>

Aber ist es tatsächlich nur eine „von außen ihm kommende Macht“, als die der Romantiker die Sehnsucht, selbst in ihrer metaphysischen Bedeutung, erfagt? Weiß er sich selbst nicht eins mit dem Urgrunde der Welt, der sich ihm als sehrender Trieb offenbart? Man ist so leicht geneigt von „Antropomorphismus“ zu sprechen, sobald menschliche Erlebnisse, menschliche Erfahrungen ins Absolute erhoben werden. Und doch vergißt man dabei, daß im Teil ja doch kaum andere Weltgesetze wirksam sein können als im ganzen Organismus, und daß es deshalb ein richtiger Instinkt ist, der den Menschen treibt, die Kräfte, die im Grunde seiner Seele am mächtigsten leben, als Lebenskräfte des Alls zu deuten.

1) Windischmann a. a. O. Bd. II, S. 136ff.

2) Erwin Kircher, Die Philosophie der Romantik. Jena 1906. S. 135.

## Die Literatur des Deutschen Ordens im Mittelalter.

Von Karl Helm in Gießen.

### III.

(Fortsetzung von S. 306.)

Der Beginn eines neuen Abschnittes der geistlichen Dichtung des deutschen Ordens ist etwa mit dem Jahre 1320 anzusehen, und die Jahre zwischen etwa 1320 und 1345 sehen sie in raschem Aufstieg und einer freilich kurzen Blüte. Es ist die Zeit, in welcher nach relativer Festigung der Besitz- und Herrschaftsverhältnisse im Ordensland nun auch die geistigen Bedürfnisse desselben eine intensive Förderung erfuhren. Diese Erscheinung knüpft sich an die Namen der beiden Hochmeister Luder von Braunschweig (1331—1335) und Dietrich von Altenburg (1335—1341), aber sie beschränkt sich nicht auf die kurze Zeit ihres Hochmeistertums, da der Einfluß beider Männer noch weiter wirkt und der Luders<sup>1)</sup> auch schon in früherer Zeit beginnt.

Ein hochgebildeter Mann, der seine Sorge unter anderem auch dem Schulwesen des Landes<sup>2)</sup> in reichem Maße zuteil werden ließ, hat Luder nicht nur die Dichtkunst durch seine Anregungen gefördert, sondern war auch selbst schriftstellerisch tätig. Die historischen Quellen jener Zeit berichten, daß er mehrere deutsche Bücher verfaßt habe. Mit Namen wird uns dabei leider nur eines genannt, das überdies verloren ist, die Geschichte der heiligen Barbara. Diese Heilige genoß hohe Verehrung im Ordensland; ihre Geschichte ist in mehreren Darstellungen<sup>3)</sup> von dort auf uns gekommen. Nach diesen und nach den Worten des Nikolaus von Jeroschin läßt sich schließen, daß Luders Werk zunächst das Leben und die Marter der Heiligen erzählt hat, daran anschließend das für den Orden besonders wichtige: wie ihr Haupt nach Sartowitz kam, wahrscheinlich auch, wie das Haupt dort im Jahre 1242 gefunden und nach Kulm gebracht wurde. Luder hat also eine fühlbare Lücke im Passional ausgefüllt und gleichzeitig eine Episode der Ordensgeschichte behandelt. Wann er das Werk schrieb, wissen wir nicht; vielleicht gab gerade das Fehlen der Legenda im Passional Anlaß zur Abfassung.

Anderere Werke Luders werden uns, wie gesagt, nicht genannt; in hohem

1) Luder von Braunschweig, einer der jüngeren Söhne Albrechts des Großen († 1279) trat um 1300 in den Orden ein, war 1308 Komtur zu Gollub, 1309 Hauskomtur in Christburg, 1313 in Marienburg, 1314 Komtur zu Christburg und oberster Trappier, 1331 Hochmeister. Er starb am 18. April 1335; vgl. Ottomar Schreiber, Die Personal- und Amtsdaten der Hochmeister des Deutschen Ritterordens, Oberländische Geschichtsblätter, Heft 15 (1913), S. 696 ff.

2) Über die Pflege der Schulen und der Volksbildung in Preußen und den nicht zur Ausfuhrung gekommenen Universitätsplan vgl. die Übersicht bei W. Ziesemer, Geistiges Leben im Deutschen Orden, S. 130 ff.

3) Über diese vgl. W. Ziesemer, Nikolaus von Jeroschin und seine Quelle (Berliner Beiträge zur Germanischen und Romanischen Philologie 31), Berlin 1907, S. 37—44.

Grade wahrscheinlich ist aber, daß er, der auch der Übertragung biblischer Texte seine Aufmerksamkeit zuwendete, dafür gleichsam als Muster eine Übersetzung der Bücher der Makkabäer verfaßt hat.<sup>1)</sup> Der vom sonstigen deutschen Mittelalter merkwürdigerweise so außerordentlich vernachlässigte Stoff der Makkabäer lag den Ordensrittern ganz besonders nahe.<sup>2)</sup> Als ritterliche Streiter für den Glauben fühlen sie sich jenen verwandt und vergleichen sich gern mit ihnen. In beinahe offizieller Prägung geschieht dies im Prolog der Ordenssagen.<sup>3)</sup> Und auch Papst Honorius III. hat ihnen in einer Bulle<sup>4)</sup> vom 16. Januar 1221 den Ehrentitel der neuen Makkabäer in der Zeit des Heils (novi sub tempore gratiae Machabei) gegeben. Es war nur folgerichtig, wenn ein Mann aus dem Kreise des Ordens den spröden Stoff als Ganzes bearbeitete. Er beschränkt sich dabei im allgemeinen auf die möglichst sinngemäße Wiedergabe seiner biblischen Vorlage. Nur zu unverständlichen Namen gibt er Auslegungen nach der *Historia Scholastica* des Petrus Comestor und einigen anderen Werken, vornehmlich der *Glossa ordinaria*. Außerdem hat er die geschichtliche Erzählung selbst erweitert, indem er vorwiegend wieder nach der *Historia* im ersten Buche einen größeren Exkurs über Alexander den Großen und seine Nachfolger einschleibt und am Schlusse nach der nämlichen Quelle die jüdische Geschichte bis zum Ende des Makkabäergeschlechtes und bis zum Tode des Herodes fortführt. Starke Gebundenheit gegenüber seiner biblischen Vorlage, Freiheit gegenüber den anderen Schriften sind für seine Quellenbehandlung charakteristisch. Von älteren Werken der Ordensliteratur kennt und nennt er das *Passional*, entnimmt ihm einiges Stoffliche und ist auch in Technischem von ihm abhängig. Aber erzählen hat er nicht von ihm gelernt. Er ist in ganz außergewöhnlichem Maße stilistisch unbeholfen geblieben, scheut nicht zurück vor reichlichster Anwendung von Gliedworten und Gliedversen, von anormaler Wortstellung, Vertauschung der Modi, selbst nicht vor direkt fehlerhaften Formen und gewalttätiger Störung des Gedankens. Hervorgerufen werden diese unerfreulichen Erscheinungen aber dadurch, daß er weder mit dem Latein seiner Quelle recht fertig wird, noch mit der von ihm gewählten strengen metrischen Form. Denn dieser Dichter hat die von Hesler erhobene Forderung der begrenzten Silbenzahl für sich in der Weise überspannt, daß er durch das ganze Werk hindurch nur Verse von acht Silben baut — und zwar ganz unbekümmert, ob der Reim einsilbig oder zweisilbig ist. Wenn man überlegt, wie wenig diese

1) Das Buch der Makkabäer in mitteldeutscher Bearbeitung, herausg. von K. Helm (Bibliothek des Literarischen Vereins 233), Tübingen 1904. Über die Verfasserfrage dort S. XCIff.

2) Helm a. a. O. S. LXXVIIIff., Ziesemer, Jeroschin und seine Quelle, S. 51ff.

3) Die Statuten des Deutschen Ordens, herausg. von Max Perlbach, Halle 1890, S. 23ff.

4) C. Strehlke, *Tabulae ordinis Theutonici* (Berlin 1869), Nr. 321; vgl. auch ebenda Nr. 389 die Wendung: *emulantes quodammodo zelum Mattathie*.

Starrheit den rhythmischen Bedürfnissen unserer Sprache entspricht, wundert man sich nicht mehr darüber, daß ihr Schöpfer auch für allerhand andere sprachliche Härten keine Empfindung besaß. Als mildernder Umstand ist für ihn wohl in Rechnung zu stellen, daß er als geborener Niederdeutscher in einer ihm von Hause aus fremden Mundart schrieb. Als Abfassungszeit des Werkes kann mit ziemlicher Sicherheit die erste Hälfte des dritten Jahrzehnts des Jahrhunderts erschlossen werden.

Was Luder sonst etwa noch an deutschen Werken geschrieben hat, ist verloren gegangen. So sehr wir dies aus literarhistorischen Interessen bedauern müssen, so ist doch wohl auf Grund der Matlabäer das Urteil erlaubt, daß uns ein großer künstlerischer Verlust damit nicht erwachsen ist.

Unter den von Luder angeregten und von ihm abhängigen Werken ist zeitlich und zugleich wegen der besonders engen literarischen Beziehungen an erster Stelle der Daniel<sup>1)</sup> zu nennen, das Erstlingswerk eines unbekanntem, schon in höherem Alter stehenden Mannes von geistlichem Stand, eines Ordenspriesters, der von Luder<sup>2)</sup> jedenfalls noch in der Zeit, da dieser Komtur von Christburg war, angeregt wurde, das Werk zu schreiben und es wahrscheinlich kurz nach dessen Wahl zum Hochmeister (17. Februar 1331) vollendete. Es umfaßt das ganze Buch Daniel, einschließlich der beiden apokryphen Kapitel von Susanna und vom Bel zu Babel. Erweitert ist die Übertragung wieder durch umfangreiche Auslegungen auf Grund der Historia Scholastica und einem, vielleicht auch mehreren, noch nicht festgestellten kirchlichen Glossenwerk. In seinen Auslegungen hat der Verfasser ein von dem sonstigen Brauch der Dichter dieses Kreises vorteilhaft abweichendes Verfahren angewendet: er unterbricht nicht, wie es z. B. in der Apokalypse geschieht, immer wieder den Gang der Erzählung, sondern läßt erst am Schlusse der einzelnen geschlossenen Kapitel die Glosse als gleichfalls geschlossenes Ganze folgen. Gegen Schluß des Gedichtes werden die Glossen knapper, eine fehlt sogar ganz, vielleicht ein Zeichen von Ermüdung des bejahrten Verfassers.

Von literarischen Beziehungen zu anderen Ordensdichtungen<sup>3)</sup> läßt sich Bekanntschaft mit der Martina und dem Passional erkennen, ebenso mit der Apokalypse, welche Einfluß auf die Behandlung der Antichristvisionen gewonnen hat. Am engsten sind die Beziehungen zu den Matlabäern. An diese lehnt

1) Die poetische Bearbeitung des Buches Daniel aus der Stuttgarter Handschrift herausg. von Arthur Hübner (Deutsche Texte des Mittelalters XIX: Dichtungen des Deutschen Ordens III), Berlin 1911. Und dazu Arthur Hübner, Daniel, eine Deutschordensdichtung (Palaestra CI), Berlin 1911. Dazu vgl. ZfdPhil. 46, 478—480.

2) Vgl. den Epilog D. 8304ff. und dazu meine Matlabäerausgabe, S. LXXXIXf. Gegen die Vollendung bald nach Luders Wahl wendet sich Hübner, Daniel, S. 157, ohne ausreichende Begründung (vgl. ZfdPhil. 46, 479f.). — Zu den Angaben über Luder im Epilog vgl. jetzt auch K. Helm, Genealogisches zu Luder von Braunschweig, ZfdPhil. 46, 445—450.

3) Über die fraglichen Beziehungen zu Uilo von Kulm siehe Hübner, Daniel, S. 143f. und dazu ZfdPhil. 46, 479f.

sich der Daniëldichter in manchen sprachlichen Wendungen an, und von ihnen übernimmt er das Prinzip der Silbenzählung mit der Modifikation, daß er den Vers kürzt und ihm nur noch sieben Silben zugesteht. Trotz der damit zweifellos verbundenen weiteren technischen Erschwerung kommt er mit diesem Verse besser aus als sein Vorbild.

Versuchen wir, uns ein Gesamtbild von des Dichters persönlicher Eigenart zu machen, wozu uns vor allem die Glossen wertvolles Material bieten, so läßt er sich charakterisieren als ein Mann der praktischen Theologie, ein Aftet und bußpredigender Seelsorger, ganz aufgehend in seinem Priesteramt, ohne historische und wissenschaftliche Interessen, aber nicht ohne künstlerisches Empfinden, — alles in allem eine in sich gefestigte, nicht uninteressante Persönlichkeit, über deren sonstiges Wirken mehr zu wissen sich wohl lohnen würde.

Ziemlich gleichzeitig mit dem Daniëldichter schrieb Magister Tilo von Kulm, der später (1352—1353) als Bischof des Samlandes urkundlich nachweisbar ist, ein Werk Von siben ingesigeln<sup>1)</sup> zu Ehren der Maria und des Deutschen Ordens und dessen Hochmeisters Luder<sup>2)</sup>. Das Werk ist am 8. Mai 1331, also bald nach Luders Wahl, vollendet und vielleicht auch in der kurzen Zeit, die seit der Wahl vergangen war, abgefaßt, was sich vielleicht noch in der hastigen und ungeduldigen Behandlung der Quelle und der Sprache verrät.

Tilo behandelt im Prolog seines Wertes kurz den Fall Lucifers, die Erschaffung des Menschen und den Sündenfall, um daran die bekannte und viel bearbeitete Parabel<sup>3)</sup> vom Streit der Töchter Gottes, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, um die Erlösung anzuschließen. Der Hauptteil bringt die sieben Siegel, das sind die sieben Abschnitte der Heilsgeschichte: Christi Menschwerdung, Taufe, Marter, Auferstehung und Himmelfahrt, die Sendung des heiligen Geistes und das jüngste Gericht. Dieser Inhalt wird weiter ausgeschmückt durch eine Fülle theologischer und moralischer Betrachtungen. Mit diesen fußt Tilo auf dem lateinischen Libellus septem sigillorum in der Weise, daß er von dessen reichem Inhalt eine Auswahl darbietet, keine fortlaufende Übersetzung. In der Wiedergabe des Ausgewählten stark vom Original abhängig, bewegt er sich bei der Auswahl selbst frei. Charakteristisch ist dabei, daß jeweils die ersten Kapitel eines Abschnittes ausführlicher behandelt werden als die späteren, ebenso wie gegen das Ende des Gesamtwerkes die Kürzungen immer stärker werden. Wir erhalten dadurch den Eindruck, daß Tilo erst während der Arbeit selbst über das

1) Tilos von Kulm Gedicht Von siben ingesigeln aus der Königsberger Handschrift herausg. von Karl Kochendörffer (Deutsche Texte des Mittelalters IX: Dichtungen des Deutschen Ordens II), Berlin 1907. Dazu Gerhard Reißmann, Tilos von Culm Gedicht von siben ingesigeln (Palästra IC), Berlin 1910, und über die Abfassungszeit auch ZfdPhl. 46, 477.

2) Auch zwei kurze lateinische Gedichte hat er zu Ehren Luders verfaßt, gedruckt bei Kochendörffer S. VII.

3) Literatur bei Reißmann S. 4.

zu Behandelnde schlüssig wurde, keinem im voraus festgelegten Plan folgte, und daß er schließlich voll Ungeduld zum Abschluß des Werkes eilte. So wäre ein Versuch, aus der Art der Auswahl Schlüsse auf Tilos persönliche Anschauungen zu ziehen, wenig Erfolg versprechend. Einige kleine eigene Zutaten zeigen ihn als einen heftigen Eiferer gegen kirchliche Mißstände und lehrerische Anschauungen; in der Wiedergabe der Gedanken seiner Quelle schlägt er gern einen lehrhaften Predigtton an.

Tilos literarische Beziehungen sind recht umfangreich. Auf Rudolf von Ems besonders und Konrad von Würzburg weist seine Stilkunst in ihren Elementen zurück. Auch Frauenlob hat ihn beeinflusst. Aber er hat die Stileigenheiten potenziert und bewußt auf florierten Stil<sup>1)</sup> hingearbeitet. Manche höfische Elemente in Darstellung und Terminologie deuten gleichfalls auf Bekanntschaft mit der Literatur des 13. Jahrhunderts. Der Gral ist ihm ein Symbol des Heiles. Auch die Dietrichsage ist ihm bekannt. Von den Werken der Ordensliteratur kennt er jedenfalls das Passional, Martina, Hesler und die Maffabäer, denen er das Prinzip der Silbenzählung entnimmt. Mit dem Danieldichter mag er persönliche Berührung gehabt haben und auf solche wird es wohl zurückgehen, wenn er wie jener an Stelle des achtsilbigen Verses der Maffabäer den nur siebensilbigen setzt. Meines Erachtens ist hier der Verfasser des Daniel vorangegangen<sup>2)</sup>.

Sieben Jahre nach dem Buch Von siben ingesigeln, 1338, wurde unter Luders Nachfolger Dietrich von Altenburg<sup>3)</sup> die poetische Paraphrase des Buches Hiob<sup>4)</sup> vollendet, wie schon der Titel angibt, die Übersetzung eines biblischen Buches mit Zufügung von Auslegungen. Diese sind hier wieder wie bei Hesler in den Text fortlaufend eingefügt, immer wieder denselben unterbrechend. Es ist also gegenüber dem Verfahren des Danieldichters ein Rückschritt festzustellen. Die Vulgata und die Postille des Nicolaus von Lyra sind die Quellen des Werkes; beide werden ziemlich frei behandelt, namentlich die Wahl des Stoffes aus der Postille ist recht selbständig. Der leitende Gedanke der Auslegungen und Betrachtungen ist natürlich die Forderung, gleich Hiob Glück und Unglück in Geduld und Ergebung zu tragen. Schon frühere hatten die Ansicht vertreten, diese Paraphrase sei ein zweites Werk Tilos von Kulm, und für Reismann ist die Vermutung nahezu zur Gewißheit geworden<sup>5)</sup>.

1) Über den florierten Stil oder „die geblümete rede“ vgl. G. Chrismann, Paul und Braunes Beiträge 22, 313—329; O. Mordhorst, Egen von Bamberg und „die geblümete Rede“ (Berliner Beiträge zur germ. und rom. Philologie 43), Berlin 1911.

2) Anders Hübner, Daniel, S. 128 und dazu JföPhil. 46, 479.

3) Über dessen Lebensdaten siehe O. Schreiber a. a. O. S. 699 ff.

4) Die mitteldeutsche poetische Paraphrase des Buches Hiob, aus der Handschrift des königlichen Staatsarchivs zu Königsberg herausg. von U. E. Karsten (Deutsche Texte des Mittelalters XXI: Dichtungen des Deutschen Ordens IV), Berlin 1910. — Walther Müller, Über die mitteldeutsche poetische Paraphrase des Buches Hiob. Ein Beitrag zur Geschichte der Sprache und Literatur des Deutschordenslandes. Halle 1883. 5) A. a. O. S. 111—118.

Tatsächlich haben beide Werke starke Verwandtschaft in Wortschatz und Stil sowie in der Vorliebe für gewisse Reimbindungen; selbst wörtliche Übereinstimmung ganzer Stellen, z. B. der Eingangsverse, begegnet. Demgegenüber ist aber auch auf manche Verschiedenheit zu achten, vor allem darauf, daß Tilos metrisches Prinzip, die Gleichsilbigkeit der Verse, für den Hiob nicht gilt. Eine endgültige Entscheidung der Frage kann, solange keine erneute Untersuchung vorliegt, nicht gegeben werden.

Zur Dervollständigung der hier gegebenen Übersicht wäre noch die gereimte Übertragung von Esdras und Neemyas zu nennen, welche in der großen Mergentheimer Sammelhandschrift zwischen Daniel und Judith überliefert ist und auch dem Wortschatz nach zweifellos zur Ordensdichtung gehört. Das Gedicht ist noch ungedruckt und nicht untersucht, seine Abfassungszeit noch ganz unbestimmt. Aus Luders Zeit stammt nach Angabe Kochendörffers<sup>1)</sup> ein gleichfalls noch ungedrucktes Werk der Kgl. und Universitäts-Bibliothek zu Königsberg, in welchem ein ungenannter Dichter den Inhalt der historischen Bücher des Alten Testaments von Adam bis Herodes in 173 Abschnitten mit gegen 6000 Versen zum Teil in äußerster Kürze erzählt. Alles rein Religiöse und Erbauliche ist übergangen; da die ganze heilige Schrift zu lang und schwer sei, will der Verfasser sich ganz auf die Historien beschränken. Angeschlossen ist ein kurzer Anhang über die dreiunddreißig Wunder Christi und über die Grabstätten der einzelnen Apostel. Daß das Werk, wie Hipler<sup>2)</sup> aus ganz äußerlichen und unzureichenden Gründen annimmt, von Tilo von Kulm verfaßt sei, ist mir seinem ganzen Charakter nach recht unwahrscheinlich; eine nähere Untersuchung würde wohl leicht die Haltlosigkeit der These zeigen.

Überraschen muß es, wie einseitig die geistliche Dichtung dieser Zeit gerichtet ist. Es fehlt trotz des mystischen Einschlags im Orden und in manchen der genannten Werke doch ganz an einer geistlichen Lyrik — die wenigen in andere Werke eingesprengten Partien lyrischen Charakters können nicht mitzählen. Es fehlt ebenso an einem geistlichen Schauspiel. Alles Interesse sammelt sich in der Bibeldichtung, und während die erste Periode noch wenig derartiges hat und die Legendendichtung bevorzugt, wird nun bewußt auf eine gereimte Ordensbibel hingearbeitet. Den Vorrang haben zunächst dabei die Bücher des Alten Testaments und unter ihnen die ganz oder teilweise historischen. Aber das ist nicht eine prinzipielle Beschränkung: auch das neue Testament sollte nicht ausgeschlossen bleiben, und nachdem lange das Erbauliche nur in den zugefügten Exkursen zur Geltung gekommen war, sehen wir, daß im Hiob doch auch ein rein erbauliches Werk, allerdings spät, bearbeitet wird.

Gegen Ende des besprochenen Zeitraums scheint man nun im Orden

1) Dgl. Hübner, Daniel, S. 85.

2) Franz Hipler, Literaturgeschichte des Bistums Ermland, Braunschweig und Leipzig 1873, S. 21f.



zu der Erkenntnis gekommen zu sein, daß man mit den Bibeldichtungen doch nicht ganz auf dem richtigen Wege zu einer Ordensbibel war. Man ging deshalb zur Prosa über. Zwei umfangreiche Prosawerke, die Übersetzung der großen und kleinen Propheten und der Apostelgeschichte sind mit dem Hiob zusammen überliefert<sup>1)</sup>, aber noch ungedruckt mit Ausnahme der den Propheten vorangestellten strophischen Vorrede. Aus deren Akrostichon erfahren wir, daß der Übersetzer der Propheten ein Minorit Claus Cranc, Kustos zu Preußen, war, der zur Zeit und auf Verlangen des obersten Ordensmarschalls Sigfried von Tshenwelt, also zwischen 1346 und 1359, schrieb. Eine Untersuchung des Wertes fehlt noch, in der Vorrede schließt sich der Verfasser mit der Anwendung des siebenfüßigen Verses dem Daniel und Tilo an. — Von der Übersetzung der Apostelgeschichte, Der Apostele tat genannt, wissen wir noch gar nichts Näheres. Die öfter zu findende Äußerung, daß sie gleichfalls ein Werk des Claus Cranc sei, ist eine bis jetzt durch nichts — auch nicht durch die handschriftliche Überlieferung — begründete Annahme. Endlich ist auch die in der Königsberger Handschrift 891 zusammen mit Heslers Apokalypse überlieferte Prosaapokalypse<sup>2)</sup> wahrscheinlich gleichfalls im Kreise des Ordens entstanden. In der Handschrift hat der Schreiber merkwürdigerweise eine Korrespondenz zwischen beiden Werken durch übereinstimmende Bezeichnung der sich entsprechenden Abschnitte hergestellt und hat überdies der Übersetzung durch Annäherung an den Wortlaut des Gedichtes nachzuhelfen versucht<sup>3)</sup>. Vielleicht ist das ein Zeichen dafür, daß die Prosa das Gedicht ersetzen sollte.

Auch die wissenschaftliche Theologie hatte sich in ihren Anfängen, wozu alle jene allegorisch-mystischen Auslegungen und Deutungen innerhalb der erzählenden Werke gehören, wie überall der gebundenen Rede bedient. Sie geht seit der Mitte des Jahrhunderts nun gleichfalls zur Prosa über und hat noch zwei bedeutsame Werke hervorgebracht.

Im Jahre 1394 starb als Klausnerin zu Marienwerder Dorothea von Montau, die schon zu Lebzeiten als Seherin und Wundertäterin berühmt war, eine Seelenverwandte der Schwestern Ebner, der Adelheid Langmann und anderer Klosterfrauen des 14. Jahrhunderts. Und wie die beiden Ebner in Heinrich von Nördlingen, so hatte auch sie in ihrem Beichtvater Johann von Marienwerder<sup>4)</sup>, seit 1387 Deutschordenspriester und Domherr zu Marienwerder, einen geistlichen Freund. Als nun nach ihrem Tode eine Bewegung einsetzte, die ihre Kanonisation bezweckte, und eine vom Papst mit der Angelegenheit betraute Kommission die Frage beriet, legte Johann als Zeuge für die Heiligkeit

1) Vgl. Karsten, Hiob, S. V—XXIV. Abdruck der Vorrede zu den Propheten dort S. XXIff.

2) Herausg. mit Untersuchung von S. E. A. Campbell, Die Prosaapokalypse der Königsberger Handschrift 891 und die Apokalypse Heinrichs von Hesler. Diss. Greifswald 1911.

3) Vgl. dazu auch O. Behaghel, Zeitschr. f. d. Alt. 22, 136ff.

4) Vgl. über ihn Weher und Weltes Kirchenlegikon<sup>2</sup>, VI, S. 1713ff.

der Jungfrau der Kommission ein großes dreiteiliges lateinisches Werk<sup>1)</sup> über sie vor, bestehend aus der Vita, dem Septililium (einer Sammlung von sieben Traktaten) und den Apparitiones (Visionen). Die beiden letzten Teile haben stark mystischen Charakter, sie berichten und erörtern die Offenbarungen und Seelenzustände der Jungfrau. Zwischen 1401 und 1417 schrieb Johannes Sordani auf Grund der lateinischen Werte ein für weitere Kreise bestimmtes deutsches Leben der seligen vrouwen Dorothee<sup>2)</sup>, das uns nur in einer unvollständigen Handschrift und einem alten Marienburger Druck vom Jahre 1492, dem ältesten in Preußen hergestellten gedruckten Buch, erhalten ist. Hier wird namentlich das Biographische aus der lateinischen Vita ausführlich in fast lückenloser Übertragung wiedergegeben. Das Wunderbare tritt mehr zurück: die theologischen Betrachtungen der Vita sind gekürzt, aus dem Septililium wird nur ein Auszug gegeben, die Apparitiones bleiben ganz unberücksichtigt. An theologischer Bedeutung kann dieses Werk sich mit den Originalen also nicht messen, immerhin bleibt es auch trotz dieser Verkürzung ein wertvolles Denkmal der im Ordensland lebenden Mystik.

Bekannter und auch bedeutsamer ist das zweite hier zu nennende theologische Werk: der Frankfurter, verfaßt um 1370 von einem uns mit Namen nicht bekannten Deutschordenspriester, der Kustos des Hauses zu Frankfurt am Main war. Man stellt ihn in den Kreis der Gottesfreunde<sup>3)</sup>. Sein Werk, ein Traktat von 54 Kapiteln, behandelt zusammenfassend die Grundanschauungen dieses mystischen Kreises: die Willensentäußerung und das Aufgehen in Gott und den göttlichen Willen. Das Büchlein ist Luther bekannt geworden und dieser hat seinen Inhalt so geschätzt, daß er es im Jahre 1518 in Wittenberg unter dem bekannteren Titel Ein Deutsch Theologia drucken ließ<sup>4)</sup>. Seitdem ist es viel gelesen und auch außerhalb des deutschen Sprachgebietes in Übersetzungen verbreitet worden. So ist dieser Traktat das einzige literarische Werk des Ordens geworden, das hinübergewirkt hat aus dem Mittelalter in die neue Zeit, und dessen Wirkung auch heute noch nicht erloschen ist. (Schluß folgt.)

1) Darüber orientiert gut M. Toeppen, *Scriptores* II, S. 103—185. Ebenda S. 350 bis 374 sind auch Proben abgedruckt.

2) Herausg. von Max Toeppen, *Scriptores* II, 197—350.

3) Literatur über den Gottesfreund vom Oberland (Kulman Merswin) und seinen Kreis im Grundriß für germ. Phil. II, 1<sup>2</sup>, S. 359 ff. Über die Geschichte der Gottesfreundefrage vgl. auch Karl Rieder, *Der Gottesfreund vom Oberland*, Innsbruck 1905, S. 3—14. Zu Rieders eigener neuer Theorie ist aber die Besprechung von Phil. Strauch, *ZfdPhil.* 39, 101—136 zu beachten.

4) Neu herausg. von Franz Pfeiffer, Stuttgart 1851, und mit neuhochdeutscher Übersetzung, Stuttgart 1855; von Willo Uhl, *Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen*, Nr. 96, Bonn 1911. — Vgl. auch W. Uhl, *Beiträge zu stilistischen Kunst der „Theologia deutsch“*. Diss. Greifswald 1911.

## Einer deutschen Bildung entgegen!

Von Walthert Hofftaetter in Dresden.

Wenn man das langerwartete und nun schon vielbesprochene Sammelwerk J. Norrenbergs „Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkrieg“<sup>1)</sup> durcharbeitet, so wird man hin- und hergerissen und findet es bestätigt, was der Herausgeber im Vorwort sagt, „daß die hier aufgeworfenen Fragen einer Weiterbildung unseres höheren Schulwesens auch noch nicht annähernd einer allseitigen befriedigenden Lösung nähergebracht sind“. Im allgemeinen Teil werden Ansichten vertreten, die in unüberbrückbarem Gegensatz zueinander treten. Und die Forderungen nach Erweiterung der Stundenzahl in vielen Fächern, die der zweite Teil bringt, haben bereits — leider einem Standesgenossen — Anlaß zu müßigem Spott in einer Tageszeitung<sup>2)</sup> und zur Warnung vor den Schulmännern als Neugekalttern der höheren Schule gegeben. Aber wenn man das Ganze noch einmal überdenkt, so findet sich doch

1) Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege. Beiträge zur Frage der Weiterentwicklung des höheren Schulwesens, gesammelt von Dr. J. Norrenberg, Geh. Oberregierungsrat. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Geh. M. 4,80, geb. M. 5,40.

Inhaltsverzeichnis: Vorwort. Vom Herausgeber. — Einleitung. Vom Geheimen Oberregierungsrat Dr. Karl Reinhardt in Berlin. — Gedanken über die Form der deutschen höheren Schule. Vom Universitätsprofessor Dr. A. Fischer in München. — Die Weiterbildung des Mädchenschulwesens. Vom Geheimen Regierungs- und Provinzialschulrat Dr. Hans Borbein in Berlin. — Universität und höheres Schulwesen. Vom Universitätsprofessor Dr. Ferdinand Jakob Schmidt in Berlin. — Das Trugbild der Allgemeinbildung. Vom Gymnasialdirektor Dr. Paul Lorenz in Spandau. — Die Philosophie an den höheren Schulen. Vom Oberregierungsrat Professor Gustav Lambert in Berlin. — Katholische Religionslehre und religiöse Erziehung. Vom Universitätsprofessor D. Dr. G. Raufsch in Bonn. — Evangelische Religionslehre und religiöse Erziehung. Vom Oberrealschuldirektor Hans Richter in Posen. — Deutsch. Vom Professor Dr. J. G. Sprengel in Frankfurt a. M. — Die alten Sprachen. Vom Oberlehrer Dr. Eduard Lisco in Schulpforte. — Die Neueren Sprachen. Vom Geheimen Oberregierungsrat Dr. Engwer in Berlin. — Geschichte und Staatsbürgerkunde. Vom Gymnasialdirektor Dr. S. Neubauer in Frankfurt a. M. — Erdkunde. Vom Professor Dr. Felix Lampe in Berlin-Grunewald. — Der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht. Vom Oberstudienrat Dr. G. Kerstchensteiner in München. — Mathematik. Vom Realgymnasialdirektor Dr. P. Zühlke in Landeshut i. Schl. — Physik und Chemie. Vom Professor Dr. H. Hahn in Berlin. — Biologie und Hygiene. Vom Professor Dr. R. von Hanstein in Berlin. — Zeichnen. Vom Geheimen Oberregierungsrat Dr. L. Pallat in Berlin. — Handfertigkeit. Vom Geheimen Oberregierungsrat Dr. L. Pallat in Berlin. — Leibesübungen. Vom Oberrealschuldirektor Dr. E. Neuendorff in Mülheim a. d. R. — Die Bedeutung der Knabenalumnate für die neuen Erziehungsaufgaben. Vom Geheimen Regierungsrat Dr. Hans Borbein in Berlin. — Jugendbewegung. Vom Professor R. Wähmer in Wesel. — Die Bedeutung und Stellung der Oberlehrer im staatlichen Organismus. Vom Professor Dr. S. Lohr in Wiesbaden. — Vor- und Weiterbildung der Oberlehrer. Vom Gymnasialdirektor E. Erythropel in Düsseldorf. — Das Vertrauen zur höheren Schule. Vom Geheimen Oberregierungsrat Prof. Dr. J. Norrenberg. — Berechtigungsfragen. Vom Oberlehrer J. Kudhoff, M. d. R., in Essen. — Das Buch im Dienste des Unterrichts. Vom Universitätsprofessor Dr. A. Fischer in München.

2) Prof. Walter Schmidt (Düren) im Berliner Tageblatt; wurde in viele Tageszeitungen übernommen.

Gemeinsames. Überall will man mehr auf die Eigenart der Jugend und jedes einzelnen eingehen, überall betont man ein stärkeres Verständnis der Gegenwart, überall wünscht man statt der Breite eine Vereinfachung, Vertiefung der Bildung, und endlich: überall betont man, daß wir zu einer deutschen Erziehung — nicht nur im Ziel, auch in den Mitteln — kommen müssen.

Dies letztere möchte ich im Blick auf die besonderen Ziele der Zeitschrift an den einzelnen Aufsätzen erweisen. Ich hebe dabei ausdrücklich hervor, daß damit nur ein kleiner Ausschnitt aus dem sehr anziehenden Buch beleuchtet werden kann, einem Buch, das auch bei wiederholtem Lesen immer neue Anregung gibt und allen Amtsgenossen dringend empfohlen werden soll.

Reinhardt in seiner schönen Einleitung, die von den Idealen unseres Volkes aus den Weg auch für unsere Erziehung finden will und über alle Gegensätze das Bleibende, Einigende betont, kommt zu dem Schluß (S. 13):

Die höhere Schule ist das Abbild unserer Kultur, in ihrer strengen Organisation, in ihrer Pflege strenger Pflächterfüllung und ernster Arbeit, in ihrer Bemühung, die Schüler dazu zu bringen, überall die Wahrheit zu suchen, und so auch darin, ihre Seelen zu nähren mit den edelsten Früchten des Geistes, wie unseres eigenen Volkes, so anderer Völker der Vergangenheit und Gegenwart. Diese Anlage und Grundstimmung müssen wir auch in der Zukunft wahren, geläutert durch das große Erlebnis dieses Krieges.

Wir haben unser Volk und Vaterland ganz anders lieben gelernt als zuvor. Wie es aus seiner schwersten Schicksalsstunde hervorgeht, so steht sein Bild vor uns in einem überirdischen Glanze. Seinem Genius vertrauen wir. In seine Vergangenheit, Geist und Leben werden wir uns mit größerer Inbrunst versenken als je zuvor, und für alles Schöne, das darin sich birgt, unseren Schülern die Augen zu öffnen suchen. Sie werden uns gern darin folgen. Mehr als bisher werden wir uns bemühen, die deutsche Sprache zu pflegen, in der der deutsche Geist Gestalt gewonnen hat."

Aloys Fischer, der den anregendsten und umfassendsten Beitrag beisteuert — freilich auch am meisten kritische Prüfung erfordert —, will mehr als bisher gesorgt sehen für die körperliche Widerstandsfähigkeit, die Berufstüchtigkeit und Berufsfreude und das wache verantwortliche Staatsbewußtsein der kommenden Geschlechter. Das frühere Ideal einer formalen, universalen Bildung ist für ihn abgetan. „Wir brauchen eine auf die lebendige Berufsarbeit in einem genau bekannten Gegenwartsstaat orientierte, wesentlich aus den Bildungs Kräften der deutschen Kultur geschöpfte Nationalerziehung.“ Die Grundlage aller Bildung auf allen höheren Schulen ist also das deutsche Bildungsgut (vgl. die Worte Ztschr. 1916, S. 217). Die Erziehung soll deutsch sein nicht nur im Erfolg, sondern auch im Bildungsgehalt und den Bildungsmitteln. Er betont ausdrücklich, daß das etwas anderes ist, als was unsere Lehrpläne heute unter „Deutsch“ verstehen. „Was in deutscher Wirtschaft und Arbeit, deutscher Sprache und Literatur, deutscher Geschichte, deutscher Kunst, deutscher Sitte und deutschem Glauben an Bildungswerten liegt, muß schulgestaltend gehoben werden.“ Als Grundprinzip aller höheren Bildung findet Fischer „die langjährige, planmäßig konzentrierte Beschäftigung der reisenden Jugend mit einer klassischen Kultur“. Diese klassische Kultur ist aber für uns die der deutschen klassischen Zeit. „Man bleibt dem pädagogischen Gedanken des Gymnasiums treu, auch wenn man die deutsche klassische Zeit in den Mittelpunkt der höheren Bildung rückt.“ Diese Schwerpunktstellung der deutschen Kultur ist aber noch in keiner unserer höheren Schulen erreicht.

(Ergänzt werde die Erkenntnis der eigenen Kultur durch den Vergleich mit

einer fremden, d. h. für uns mit der griechischen oder französischen, erweitert durch mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung. Das zusammen mache die allgemeine Bildung aus, das also sei erzieherisch zu verwerten, alles andere will Fißcher nur als Sachbildung unter rein praktischen Gesichtspunkten behandelt sehen.)

Im schärfsten Widerspruch zu Fißcher lehnt F. J. Schmidt jede Rücksicht der Schule auf die zukünftige Sach- und Berufsbildung ab. Nach ihm muß die Schule als nationale Erziehungsschule eine für alle gleiche persönliche Gejttungsbildung der Glieder einer nationalen Staatsgemeinschaft erstreben; aller fachwissenschaftliche Unterricht ist nach dem Zentralzweck der geistigen Persönlichkeitsbildung zu bemessen. Und doch berühren sich Fißcher und Schmidt gerade in dem, was für uns hier in Betracht kommt. Denn was Fißcher als die Grundlage hinstellt, auf der dann die Sachbildung noch im Rahmen der Schule einzusetzen hat, darin sieht Schmidt das einzige Gebiet der Schulerziehung — also auch er ein Vertreter der nationalen Persönlichkeitserziehung.

Die von Schmidt ersehnte Allgemeinbildung bezeichnet Lorenz in seinem feinen Aufsatz als ein Trugbild. Er will auf eine gemeinsame Grundlage eine altsprachliche, neusprachliche oder mathematische Bildung mit freiester Beweglichkeit in den Oberklassen aufbauen. Aber je mehr Bewegungsfreiheit er erstrebt, um so eindringlicher betont er das Gemeinsame, das allen Schulen bleiben muß und das allein auch im Felde sich bewährt hat: Die ausgesprochen deutsche Willens- und Charakterbildung, die von der Art der Behandlung, nicht vom Stoff abhängt. Darum fordert er, daß wir viel bewußter das durchsehen, was dieser deutsche Krieg uns als das Grundwesen deutscher Kultur hat erfahren lassen: das ist „jenen sicheren, unbestechlichen Blick für Wirklichkeiten, die unbeirrbar Sachlichkeit, und dann die tief sittliche Denkungsart, die alle, auch die im größten Stoff befangene, Arbeit adelt“. Das Ziel der gesamten wissenschaftlichen und sittlichen Bildung aber muß sein: Erziehung „zu wissenschaftlich begründetem Verständnis der Lebensaufgaben eines deutschen Mannes“, erfolgreiche bewußte Mitarbeiter an der Verwirklichung des deutschen Kulturideals heranzubilden, der „deutschen Form“, wie sie in unverkennbarer Deutlichkeit die gesamten Erfahrungen dieses Krieges haben aufleuchten lassen“. „Nur das von der Leistung eines Volkes geht in die Welt- und Menschheitskultur über, was es durch Herausarbeitung seiner besonderen Eigenart zu schaffen vermochte.“ In allem, was als echt deutsche Kultur angesprochen wird und so auch in den Kriegserfahrungen hervortrat, ist die Haupt- und Grundrichtung auf das Sittliche zu beobachten; die Seele der Dinge wie des Geschehens zu erfassen und in allen Formen des geistigen und praktischen Lebens darzustellen, ist die Sondergabe und -aufgabe des deutschen Volkes; dazu bewußt zu erziehen, die Aufgabe der höheren Schulen.“

Entsprechend fordert Borbein als erstes für die Mädchenerziehung, der Geist, der sie beherrsche, müsse sich entschlossen zur Deutschgefinnung wenden.

Wir kommen zur Behandlung der einzelnen Fächer. Hier wird gefordert, „es müsse auch im katholischen Religionsunterricht auf die Hebung des Nationalgefühls, also der Begeisterung für Land und Volk und der Achtung auch des nichtkatholischen Volksteils hingewirkt werden“ und Richter will zeigen, „wie die beiden Mächte Religion und Nationalität sich in der Bildung unserer deutschen Jugend durchdringen müssen“.

Auch Lisco, der entschieden gegen jede Änderung im Betrieb der alten Sprachen auftritt und z. B. selbst von der „Gabelung“ in Prima nichts wissen will, begründet dies überall durch die Rücksicht auf eine nationale Erziehung. So ist es für ihn auch „ein rein nationaler Gesichtspunkt, von dem aus er die fortgesetzte Übung in Interpretation — und zwar antiker Texte — als unentbehrliches Mittel der Erziehungsschule der Zukunft betrachtet.“

„Die Gefahr nationalistischer Verengung unseres Horizontes und einseitig nationalistischer Wertung von Dingen und Menschen ist groß. Ihre Verwirklichung müßte uns unserm eigensten Charakter entfremden, dem das Laster des Chauvinismus ebenso fern liegt, wie unserer Sprache seine Bezeichnung. Deshalb sollte derjenige Teil unserer Jugend, aus dem die zukünftigen Führer hervorgehen sollen, durch die Schule strenger Sachlichkeit hindurchgehen, die ihrem nationalen Empfinden auch in Zukunft keinen Abbruch tun wird.“

Ich möchte zuerst meiner großen Freude über die Begründung Ausdruck geben: es handelt sich für den Verfasser auch beim altsprachlichen Unterricht um nationale Gesichtspunkte. Auch für ihn muß die Orientierung erfolgen von dem Gedanken einer nationalen Persönlichkeitserziehung aus, auch für ihn sind die alten Sprachen Mittel, nicht Zweck. Im übrigen möchte ich selbst nicht zu den oben angeführten Worten Liscos Stellung nehmen, sondern lieber einen Gymnasialdirektor und einwandfreieren Humanisten anführen: Paul Lorenz, der in der Internationalen Monatschrift (Jahrg. 10, S. 618/9) dazu sagt:

„Wenn Lisco durch die Beschäftigung mit den alten Sprachen glaubt, einer durch den Krieg und seine Folgen drohenden nationalistischen Verengung des geistigen Horizonts vorbeugen zu sollen, so ist doch zu entgegenen, daß bisher immer noch die entgegengesetzte Gefahr bei den gebildeten Deutschen bestanden hat und daß für vertiefende stärkere Beschäftigung mit der Eigenart des heimischen Wesens zur durchschlagenden Geltung für die Weltkultur niemand vorbildlicher sein kann als die Griechen.“

Schön legt Engwer dar, wie der fremdsprachliche Unterricht durch die literarische Bereicherung und durch den richtig betriebenen Sprachunterricht zur deutschen Bildung, zur Förderung und Stärkung echten deutschen Volkstums beitragen will. Und beachtenswert sind seine Ausführungen gegen die Neuerungssucht, die alles Frühere über Bord werfen will, berechtigt auch seine Mahnung, gerade das Deutsche müsse sich vor Ungerechtigkeit hüten.

Nun noch zu der Dreiheit Deutsch, Geschichte, Erdkunde. Es ist in diesem Rahmen nicht nötig, im einzelnen auf Sprengels passende Worte über den deutschen Unterricht einzugehen. Nur weniges möchte ich festhalten. Einmal unterstreicht Sprengel, daß unsere Gymnasialbildung veräußert, den Idealismus mit dem nationalen Leben der Gegenwart zu verbinden. Dann weist er auf die tiefe Spaltung in unserem höheren Schulwesen hin, „aus der uns die Gefahr aufsteigt, daß unsere gebildete Welt einmal in getrennte Lager auseinanderfällt, die sich in gewissen Grundzügen ihrer Weltbetrachtung schwer verstehen. Nur eine gemeinsame breite nationale Grundlegung unseres Erziehungswertes wird imstande sein, dieser Gefahr zu begegnen, die schwer und opfervoll errungene, innere Einheit zu behaupten.“ — „Der deutsche Unterricht sei, indem er die ganze Vergangenheit unseres Volkes zusammenfaßt, eigentliche Gegenwartserziehung.“ „Es ist eine eigentümliche, aber bezeichnende Tatsache, daß höhere Geistesbildung in Deutschland nicht nach gründlicher Kenntnis der deutschen, sondern vielmehr an der Bekanntschaft mit fremden Sprachen bemessen wird.“ So redet Sprengel eindringlich einer wirklich deutschen Sprach-

erziehung das Wort, rühmt den Wert deutschen Schrifttums gerade für unsere Zeit, weist auf den Gehalt der deutschen Philosophie hin, die jetzt in der Schule fast gar nicht zu Worte komme, um endlich der deutschen Kunst zu gedenken.

Sprengels Forderung einer Erweiterung des deutschen Unterrichts gewinnt dadurch an Bedeutung, daß sie Neubauer, im Aufsatz über Geschichte, aufnimmt (S. 139f.):

„Wenn echtes Empfinden für die eigene Nation der unentbehrliche Nährboden für Staatsgefühl ist, so leuchtet ohne weiteres ein, wie groß die Aufgabe ist, die zunächst dem deutschen Unterricht zufällt. Heute, wo der Gedanke der Notwendigkeit einer nationalen Erziehung Tausenden von Menschen nahegerückt ist, die früher solchen Fragen fernstanden, ist vielleicht die Zeit gekommen, wo man sich nicht auf die theoretische Anerkennung beschränken wird, daß der deutsche Unterricht nicht nur ästhetische und formale, sondern national-ethische Aufgaben hat, daß er nicht nur in die Welt des Schönen, sondern in deutsches Volkstum im weitesten Sinne einführen soll; sondern wo man aus dieser Erkenntnis die notwendigen Folgen ziehen, den Lehrplan demgemäß ordnen, die Lehrmittel diesen Zwecken anpassen, die Zahl der Lehrstunden vermehren wird. Welches Volk ist wohl so ungerecht gegen sich selbst, daß es in dem Lehrplan seiner höheren Schulen der Einführung in die eigene Sprache und das eigene Schrifttum eine so dürftige Anzahl von Lehrstunden zubilligte! Welches Volk gibt es, das, um nur ja nicht durch ein Zuviel zu ermüden, den Unterricht, dem es zufällt, nationales Empfinden zu begründen, schon die junge Seele fest an die nationale Tradition zu knüpfen, in einer so karglichen Weise ausstattete. Und um was für eine Kultur handelt es sich! Um eine Kultur von solcher Erhabenheit und Tiefe, daß ihr nur eines einzigen Volkes Schöpfungen zur Seite gestellt werden können, des griechischen. Die Behauptung, daß ja jede Lehrstunde eine deutsche Stunde sei, entspricht nicht einmal unter dem Gesichtspunkt der formalen Bildung den Tatsachen; sie wird zum leeren Gerede, wenn wir an die inhaltlichen Forderungen denken, die an den deutschen Unterricht zu stellen sind. Herrliches Kulturgut deutscher Zunge bleibt unsern Schülern verschlossen oder muß sich mit knappen Hinweisen begnügen, weil es an Zeit zur Besprechung fehlt. Ich darf hier auf die allgemeinen Fragen nicht genauer eingehen und muß mich auf eine Forderung beschränken: die Forderung, daß der deutsche Unterricht in den Stand gesetzt werde, neben der nationalen Poesie, vor allem der der Befreiungskriege, Prosaschriften von nationalem Gehalt zu lesen und zu studieren und zugleich die Persönlichkeit ihrer Verfasser unsern Schülern mit der Wärme und Herzlichkeit vorzuführen, die allein in die Seele dringt.“

Ich möchte noch unterstreichen, wie Neubauer für ein geordnetes geschichtliches Wissen eintritt gegenüber denen, die alles von zufälligen Anregungen, gelegentlichen Besprechungen erwarten, wie er den Blick auf das Zusammenarbeiten aller Fächer zur nationalen Erziehung lenkt, wie er dem Geschichtsunterricht seine Ellenbogenfreiheit zu gewinnen sucht, doch ich muß mich mit diesen Hinweisen auf den wertvollen Aufsatz begnügen. Damit nehmen wir Abschied von Norrenbergs Buch, so reizvoll noch Blide wären auf Lampe, der die Erdkunde auch als Gesinnungsunterricht wertet und damit neben Deutsch und Geschichte stellt, auf Kerstchensteiner, auf Erythropels vielseitige Anregungen zur Vor- und Weiterbildung.

Überschauen wir all das Angeführte noch einmal, so wird sich der Gesamteindruck ergeben: So weit die Ansichten im einzelnen, ja in der grundsätzlichen Richtung auseinandergehen, eins eint sie: Der Wille zu einer Persönlichkeitserziehung auf nationaler Grundlage, wofür eine stärkere Betonung alles Deutschen unentbehrlich ist.

Daß dieser Wille aber nicht nur dem Norrenbergschen Buch eignet, sondern sich allgemein durchsetzt, möchte ich durch ein paar weitere Stimmen erhärten.

In dem Entwurf, den Dollmer dem Heerenschen Schülengrabenplan entgegenstellt (Monatschr. f. höh. Schulen XIV. 10. Heft. S. 498) und in dem er

3. B. dem Lateinischen für die Unterlassen energisch das Wort redet, finden wir eine innere Verstärkung des deutschen Unterrichts und eine wesentliche äußere Vermehrung (nie unter vier Wochenstunden), wobei noch besonders ins Gewicht fällt, daß er in derselben Hand liegen soll, wie die ebenfalls verstärkte Geschichte; so soll sich — „was früher bruchstückweise im Geschichtsunterricht als Kulturgeschichte, im Deutschen als Literaturgeschichte auftauchte, erweitern zu einem Nachweis der Richtlinien im Werdegang und in der gegenwärtigen Gestaltung der deutschen Kultur, der zum großen Teil durch eine sorgfältig ausgewählte Prosalectüre mit den Schülern selbst zu erarbeiten ist“.

Knabe<sup>1)</sup> — von andern Gesichtspunkten ausgehend — stellt zweierlei als selbstverständlich hin: daß der Krieg nicht ohne Einfluß auf die Weiterbildung der deutschen Schule sein wird und daß in allen Lehranstalten das deutsche Volkstum mehr als bisher betont werden muß.<sup>2)</sup>

Ebenso Töwe<sup>3)</sup>: „daß das nationale Element in der deutschen höheren Schule der Zukunft noch stärker betont werden muß als bisher, darüber wird bei uns allen kein Zweifel bestehen. Dann aber werden wir uns auch daraus kein Hehl machen dürfen, daß dieses Ziel ohne zum Teil wesentliche Verstärkung des deutschen Sprach- Literatur- und Geschichtsunterrichts nicht zu erreichen ist. . . . den Einwand, daß das Deutsche kein Arbeitsfach sei, wie doch die fremden Sprachen, lasse ich nicht gelten. Wenn man das Arbeiten nicht im Sinne altfränkischer Schulfuchserie faßt, sondern im Sinne der modernen Arbeitsschule, so ist im besonderen Maße das Deutsche geeignet, alle Fähigkeiten des jugendlichen Geistes aufs vortrefflichste zu schulen und zu entwickeln, gerade weil es wenig technische Schwierigkeiten bietet.“

Daß der Kampf um den Gedanken einer deutschen Erziehung auch weitere Kreise ergreift, beweist neben vielen Aufsätzen in Tagesblättern auch ein Aufsatz in der Zeitung der 10. Armee (Wilna) vom 14. März 1916, in dem ein aus dem klassischen Gymnasium hervorgegangener Ingenieur kräftig für die deutschnationale Schule eintritt, wobei er auch eine stärkere Berücksichtigung der germanischen Kultur fordert. Ebenso ein Büchlein des Schriftstellers Albert Espey.<sup>4)</sup> Es ist ein merkwürdiges Durcheinander von Kleinem und Großem und macht sich die Lösung schwierigster Probleme allzu leicht, ist auch im Tone manchmal erheiternd deutlich. Aber es bringt in Einzelheiten viel Richtiges und wird — vielleicht gerade wegen seines frischen Draufgehens — zwei Gedanken verbreiten: den, daß alle Unterrichtsfächer mehr unter den biologischen Gesichtspunkt zu stellen sind, und den zweiten, daß wir einen nationalen Idealismus auf deutscher Eigenart aufbauen müssen.

Wichtig sind zwei Stimmen aus den Kreisen des Gymnasialvereins.<sup>5)</sup> Ich

1) Knabe, Gedanken über eine Neugestaltung des höheren Schulwesens in Deutschland. (Ztschr. f. lateinlose höhere Schulen. 27. Jahrg. 3. Heft, S. 66.)

2) Damit nimmt Knabe Forderungen wieder auf, die er schon 1913 begründet hatte in seinem feinen Programm: Über den deutschen Unterricht an Realanstalten. Marburg, Schaaf.

3) Töwe, Deutsches und fremdes Volkstum in der höheren Schule der Zukunft. (Deutsches Philologenblatt. 24. Jahrg. Nr. 10. S. 143.)

4) Espey, Die Schule des neuen Deutschland. Winke und Ratschläge zur Vertiefung des Unterrichts. Berlin SW 11, Concordia, deutsche Verlagsanstalt. 1916. III, 1.—

5) Dgl.: Eine Kundgebung für das alte Gymnasium. Das humanist. Gymnasium. 1916. Heft I u. II, S. 32ff.



habe mit großer Freude gelesen, daß dessen neuer Vorsitzender, Prof. Immisch, in Berlin in seinem Vortrage: „Das alte Gymnasium und die neue Gegenwart“ ausgeführt hat: „Aber soll die deutsche Kulturwelt ihre Werturteile immer noch aus der Antike schöpfen dürfen? Ist der deutsche Geist noch immer nicht mündig, sich selbst Gesetz zu sein? Soll also nicht in allen Schulen das Deutschnationale im Mittelpunkt stehen? Gewiß. Doch kann diesem Geiste nicht nur der Deutschunterricht dienen; die Beziehungen zur deutschen Welt, zu Deutschlands Staat und Recht, Literatur und Kunst können gerade im altsprachlichen Unterricht in Menge hergestellt werden.“ Und der zweite Vorsitzende, Lüdt, betonte noch einmal mit besonderem Nachdruck, daß das Gymnasium eine deutsche Schule sei und zu deutschem Idealismus erziehen wolle!

Ich kann besonders Immischs Worte nicht genug unterstreichen. Was ist das für ein anderer Klang als Anfels Abgabe (das humanist. Gymnasium 1914, S. 56 ff): „Wir müssen es gegenüber den vielerlei Ansprüchen der letzten Zeiten auch heute wiederholen, daß wir den eigentlichen Mittelpunkt auf dem humanistischen Gymnasium, die Antike, als die Warte, von der aus die gesamte Orientierung erfolgen muß, nicht aus dem Auge verlieren dürfen.“ Bei Immisch aber — ebenso wie oben bei Lisco — nationale Gesichtspunkte, „in allen Schulen soll das Deutschnationale im Mittelpunkt stehen“, diesem Geiste soll auch der Unterricht in den alten Sprachen dienen. — Damit ist die Grundlage für eine Verständigung auch von Seiten des Gymnasialvereins gegeben. Denn auch die Freunde eines verstärkten deutschen Unterrichts behaupten nicht, daß nur der Deutschunterricht dem deutschen Geiste dienen könne, im Gegenteil, sie wollen den deutschen Geist als die Warte für allen Unterricht aufrichten, wie es Immisch nun auch tut — und wie es Anfel gerade ablehnte.

Das gilt es festzuhalten, darum muß ich es aber um so entschiedener zurückweisen, wenn Belohoubek in einem sonst sehr guten Aufsatz<sup>1)</sup> meint, der Deutschunterricht in der Realschule und im Gymnasium müsse nach Geist und Auffassung ebenso verschieden sein, wie es die beiden Schulgattungen ihrem Wesen nach sind. Sicher ist's richtig, wenn er für die Realschule die deutsche Literaturgeschichte als gegenwartbetont erfaßt sehen will und die rein historisch-humanistische Betrachtungsweise ablehnt, aber das gilt ebenso auch für das Gymnasium, wenn es mit Immisch die Beziehungen zur deutschen Welt (doch natürlich der gegenwärtigen) herstellen soll; auch hier müssen alle Fächer, besonders aber Deutsch und Geschichte, ihr Hauptziel darin sehen, die Gegenwart aus der Vergangenheit zu verstehen und für die Zukunft vorzubereiten. Und gerade, da es die Anbahnung eines Verständnisses zwischen den verschiedenen Schulgattungen gilt, das Deutschnationale als gemeinsamen Mittelpunkt aller herauszuarbeiten, würde ich eine Wesensverschiedenheit des Unterrichts in Deutsch und Geschichte auf Oberrealschule und Gymnasium aufs tiefste beklagen.<sup>2)</sup>

1) Belohoubek, Neue Ziele und Wege des literaturkundlichen Unterrichts an der Realschule. Ztschr. f. lateinlose höhere Schulen. 27. Jahrg. (1915/16) Heft 3, S. 77.

2) Man könnte im Gegenteil behaupten, auf der Realschule müsse der deutsche Unterricht mehr Wert auf die Pflege des geschichtlichen Sinnes legen als auf dem Gymnasium. So weist Knabe (Über den deutschen Unterricht an Realanstalten, Marburg 1913) dem deutschen Unterricht gerade die Aufgabe zu, eine genaue Kenntnis der Antike und der

Ebenso ablehnen muß ich den Versuch, dem Gymnasium zwar eine stärkere Betonung des Deutschen zuzuschreiben, aber jede Folgerung für den deutschen Unterricht abzulehnen. So will Bottermann<sup>1)</sup> auch am Gymnasium „die stolze Freude wecken darüber, daß das deutsche Volk durch seine Geschichte bewiesen hat, in Wissenschaft und Kunst trotz aller Einwirkungen Träger selbständigen Lebens zu sein, sowie in der Gestaltung des Staatslebens schöpferisch zu wirken“. Aber er behauptet, diese Aufgabe könne das Gymnasium in seiner jetzigen Gestalt, ohne jede Reform erfüllen. Den deutschen Geist in den Becher der Lehrpläne zu fassen sei unmöglich, auch bei Verdoppelung der Stundenzahl von Deutsch und Geschichte. Die Lösung des Problems liege nur in der Art der Behandlung. Es müsse in diesen Fächern eine feste Grundlage des literarischen und historischen Urteils gelegt und dabei in dem Jüngling der tiefe Trieb geweckt werden, mit heißer Begierde und dauerndem Bemühen das Deutsche selbständig zu ergründen. — Und da sei allerdings eine Lücke in dem Rahmen der Schule, nicht in den Lehrplänen: Es fehle eine Stätte, wo die echte Begeisterung eines deutschen Jünglings auch reiche Nahrung findet, ein freundlicher Raum in heiterer Würde, der die köstlichsten Werte deutschen Geistes berge, und zwar nur Werke in deutscher Sprache, denn der Muttersprache gehöre doch die heißeste Liebe. — Diesem deutschen Lesezimmer also werden wir es überlassen, die deutsche Jugend in deutschem Geiste zu erziehen! Dieser Ausweg aus der auch von Bottermann anerkannten Not ist allerdings denkbar einfach und — sehr bequem, aber doch wohl nicht als eine ernsthafte Lösung zu werten.

Ernster zu nehmen ist G. Sittbogen<sup>2)</sup>, der darin eine schlimme Gefahr sieht, wenn man die deutsche Bildung verstärkt und damit den Schwerpunkt des Gymnasiums verschiebt. Er warnt — mit Recht — vor einer Überschätzung des historischen Wissens, dann aber auch vor einer Überschätzung des Deutschen an sich: für die Erziehung komme nur das am Deutschen in Frage, was über das Deutsche hinaus menschlichen Wert habe. — Hier malt Sittbogen eine Gefahr, die nicht vorhanden ist. Auch der Germanistenverband, gegen den er sich wendet, will keine einseitige Germanisten-, noch eine Chauvinistenschule, keine Verkümmern des Deutschtums im Namen des Deutschtums. Sittbogens Frage ist falsch. Das Deutschtum soll nicht das einzige Moment zur Erziehung sein, aber es ist das erste. Nicht Deutschtum oder Menschentum, sondern in der Erziehung des Deutschtums eine Erziehung zum Menschentum. Nur wer sich selbst erkennt, seine Kräfte und Schwächen, und sich selbst bildet — allerdings im Vergleich mit den Nebenmenschen —, kann sich dann bewußt dem Ganzen einordnen, das gilt für den Werdegang des einzelnen wie den eines Volkes.

Und daß gründlichere Kenntnis des deutschen Volkes und Staates nötig ist, gibt Sittbogen selbst zu, ja er verlangt, unsere Jugend solle sich der inneren Zusammen-

deutschen Vergangenheit zu vermitteln. Aber auch das wird nur geschehen, damit wir das Werden der Gegenwart verstehen lernen und nur auf einzelnen Klassenstufen eine unterschiedliche Behandlung bedingen; im Grundton müssen beide Schularten zusammenklingen.

1) Bottermann, Das Gymnasium und die nationale Kultur. Deutsches Philologenblatt. 24. Jahrg. 1916. S. 85 ff.

2) G. Sittbogen, Deutschtum oder Menschentum als Grundlage der Bildung? Monatshefte der Comeniusgesellschaft für Kultur und Geistesleben. Neue Folge Bd. 8. 1916. Heft 2, S. 50 ff.

gehörigkeit aller Teile unseres Volkes stärker bewußt werden und deshalb das Deutsch-  
tum im Ausland und auch seine Kunst besser kennen und verstehen lernen. Aber —  
und das ist ihm das Entscheidende — alles muß erreicht werden ohne Vermehrung  
des Unterrichts durch eine Prüfung des Stoffes nach dem Nährwert und durch eine  
entsprechende „Umschichtung“. Denn aus jeder Verstärkung des deutschen Unterrichts  
fürchtet er ein Durchschneiden der Säden, die uns mit der Antike verbinden. Nun:  
Diese Säden werden auch durch die „Umschichtung“ des Unterrichts in den alten  
Sprachen (wenn eine solche sich als Folge der Verstärkung des Deutschunterrichts  
und der damit zusammenhängenden allgemeinen Prüfung des Nährwerts aller  
Fächer ergeben sollte) nicht zerrissen werden und niemand will sie zerreißen. Und  
Sittbogen wird einsehen müssen, daß die von ihm selbst gewünschte innere Ver-  
stärkung und Erweiterung des deutschen Unterrichts eine solche allgemeine  
Prüfung, nicht nur die des deutschen Unterrichts, erfordert. Denn er bleibt uns  
jeden Beweis schuldig für seine starke Behauptung, daß „die Vermehrung der Quan-  
tität des deutschen Unterrichts unweigerlich einen Rückgang seiner Qualität nach  
sich zöge“. Und wenn er den schweren Vorwurf erhebt (S. 60): „Im deutschen  
Unterricht glauben die Philologen und Lehrer in der Regel genug zu tun, wenn sie  
Stoff und Form einer Dichtung sachgemäß behandeln.“ Sie vergessen dabei aber die  
Goethesche Beurteilung, nach welcher außer Stoff und Form auch, und zwar als das  
Essentielle, der Gehalt der Dichtung zu erfassen ist — wenn Sittbogen diesen Vorwurf  
erhebt, sollte er nicht vielleicht auf den Gedanken gekommen sein, daß solche Ver-  
tiefung nur möglich ist, wenn man Zeit hat und nicht, wie jetzt, unter der Überfülle  
des Stoffes (den Sittbogen auch noch erweitert) leidet? Gerade wenn man Sittbogen  
zustimmt, daß wir auf ein tieferes Erfassen der Lebenswerte dringen müssen, gerade  
dann wird man fragen, ob nicht in den Schätzen deutschen Geistes und deutscher  
Kunst noch viel ungehobene Werte liegen, um derentwillen anderes zurücktreten  
kann. Im übrigen ist es mir keineswegs ausgemacht, daß eine Verstärkung des deutschen  
Unterrichts auf den Gymnasien unbedingt eine Schwächung der alten Sprachen be-  
deuten muß.

In dem Augenblick, wo ich diese Betrachtung abschließe, geht mir ein Vortrag zu, den  
der Münchner Philologe und Pädagoge Rehm vor der dortigen Vereinigung der Freunde  
des humanistischen Gymnasiums gehalten hat und der meine eben dargelegte Mei-  
nung stützt.<sup>1)</sup> Von den drei Richtungen, die jetzt für eine Neuordnung der höheren  
Schule kämpfen, den Utilitariern wie Heeren, den Philosophisch-Ungeschichtlichen im  
Sinne Wynetens und den Deutschhumanisten scheinen ihm die letzteren am beacht-  
lichsten, da sie ein gut Teil von Berechtigtem fordern. Darum sollten die Vorkämpfer  
des humanistischen Gymnasiums eine Verständigung mit ihnen suchen. Bei der  
Prüfung der Forderungen des Germanistenverbandes (und der Historiker sowie  
Geographen) erkennt er vieles an und gibt auch — bei aller Betonung des Gelegen-  
lichen — zu, daß eine Stundenvermehrung eine Folge der Stoffvermehrung der  
Dreifächergruppe Deutsch, Geschichte und Erdkunde sein müsse; eine Stunden-  
vermehrung, die auch das Gymnasium durchführen müsse. Nur meint er, die not-

1) Albert Rehm, Der Weltkrieg und das humanistische Gymnasium. Ein Wort zur  
Abwehr und Verständigung. München, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Bed).  
1916. Geh. M. 1,—.

wendigen Stunden dürfe man für das Gymnasium alter Art nicht so leichtlin dem Lateinischen nehmen (einer Aussprache darüber will er sich aber auch nicht entziehen) — denn „die elementare Synthese, wie sie in der Dreifächergruppe geübt werden kann, wird schon deshalb, weil sie ein andersartiger Denkprozeß ist, an formal bildender Kraft es mit dem Betrieb der alten Sprachen, der Mathematik und Naturwissenschaften nicht aufnehmen können. Sie soll das ja auch gar nicht, nicht um der formalen, sondern um der materiellen Bildung willen drängen diese Fächer sich heute stärker vor.“ Statt des Latein müssen die Fächer nachgeben, die ihrem Wesen nach im humanistischen Gymnasium nur die Rolle einer Ergänzung spielen, die mathematisch-naturwissenschaftlichen und das Französische. Dann können sich das deutsch-humanistische und das neuhumanistische Prinzip ungehemmt vereinigen zu einer einheitlichen, christlich-hellenisch-germanischen Erziehung.

Ein Wort zur Verständigung und ein sehr gewichtiges richtet auch Konrad Burdach an die Freunde eines deutschen Gymnasiums der Zukunft.<sup>1)</sup> Er geht aus von A. v. Berzevizys Mahnung, an dem Unterrichtssystem festzuhalten, das der in der Renaissance wurzelnde Geist des Humanismus geschaffen hat und das, auf das allgemein menschliche Ideal gerichtet, der Übertreibung des nationalen Prinzips wehren soll. Ihm gegenüber steht Benz, der die Wiedergeburt der alten deutschen Kunst des Mittelalters verlangt. Diesem räumt Burdach ein, daß die heimatische Sprachkraft und selbstwachsende Sprachkunst des deutschen Mittelalters im deutschen Unterricht eine viel bedeutendere Rolle spielen müsse, als bisher. Aber eine volkshafte, einheitliche, naive, künstlerische Kultur habe das deutsche Mittelalter nicht geschaffen. Ein Wiederanknüpfen komme also nicht in Frage, wohl aber sollten um der geschichtlichen Anschauung willen die altdeutsche Sprache und Dichtung und ebenso die Meisterwerke deutscher Plastik und Architektur im allgemeinen Bewußtsein unserer Gebildeten eine stärkere, lebendigere Macht sein als bisher. — Berzevizy aber antwortet Burdach mit einer eingehenden geschichtlichen Beleuchtung der wahren Renaissance.

Die Renaissance war in Italien zuerst eine nationale Bewegung, ein sich Zurückfindenwollen in die eigene nationale Vergangenheit. „Nicht eine gelehrte Wiederbelebung des klassischen Altertums war die Renaissance, sondern eine Wiedergeburt der menschlichen Seele, die Wiedergeburt eines religiösen Empfindens, das im Menschlichen, Persönlichen wurzelte, der Durchbruch der inneren schöpferischen Kraft, die Dinge und Menschen da draußen zu einem Weltbilde zu gestalten und mit den Sinnen zu fassen.“ Und was sie erstrebte, „war eine dem römischen Altertum ebenbürtige nationale Gegenwartskultur“. Diese Renaissance brachte zuerst auch für Deutschland eine Bereicherung des Innenlebens und der Sprachkraft, aber es kam dann nicht zu freier Aneignung des italienischen oder antiken Musters als selbständiger Schöpfung des deutschen Geistes, sondern „zu dem engherzigen, abstrakten uniformierenden Begriff eines allgemeingültigen Sprachkanons, nämlich des alten Latein, eines allgemein gültigen Kulturkanons, nämlich der Antike“. So war die Renaissance an sich betrachtet für die deutsche Kultur ein Verhängnis, aber ein unausweichliches und ein solches, das sie vor dem Untergang bewahrt hat, relativ also ein

1) Burdach, Deutsche Renaissance, Betrachtungen über unsere künftige Bildung. Deutsche Abende im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. Berlin, Mittler u. Sohn. 1916. M. 1,50.

Mittel zur Rettung. Und eins hat sie auch für Deutschland gebracht: „das nationale Pathos, den vaterländischen Ehrgeiz, das Interesse und die Andacht für die Heimat und das heimische Altertum.“

Zum zweitenmal wird das Erbe der Renaissance im ursprünglichen Sinne durch die französische Revolution aufgebaut, indem sie ernst macht mit dem Gebot der allgemeinen Wiedergeburt und aufs neue die Idee einer aus nationaler Wurzel stammenden Weltkultur erhebt. Zu gleicher Zeit aber führt der deutsche Geist eine ebenso bedeutsame Revolution herbei durch die Entdeckung des Organischen, des natürlichen Wachstums geistigen Lebens, durch die neue Humanitätsidee und den daraus erwachsenden Gedanken des nationalen Staates. Damit ist der nationale Kulturimperialismus, der Glaube an die Nachahmbarkeit einer national-individuellen Kultur überwunden. Das ist die zweite deutsche Renaissance, die weimarische. Aber ihr hängt ein Erdenrest des klassizistischen Schulstaubes an, der sie dem allgemeinen Verständnis fernhält.

Heute stehen wir in Deutschland vor einer dritten Renaissance, wenn anders Renaissance nicht eine bloß künstlich gelehrte Zurückrufung toter Vergangenheit ist, sondern die Erneuerung der heimischen Gegenwartskultur durch liebevolles Erfassen und innerliches Aneignen vergangener Geistes schöpfungen, sei es des Vaterlandes, sei es der Ferne. Heute haben wir eine ähnliche Stimmung wie damals in Italien: „Angst vor dem nationalen Untergang und der Siegeswille zur Macht, Aufatmen der Befreiung von der Bürde unfruchtbarer Überlieferungsmassen und Erneuerung an die durch eine große Vorzeit gesicherte nationale Bestimmung, drängende Erwartung des neuen Lebens, der Entfaltung der Persönlichkeit, und rückwärts gewendetes Anknüpfen an das Vermächtnis der nationalen Geschichte, Auslehnung gegen die Abhängigkeit von fremder Kultur und die religiöse Andacht vor der Heiligkeit und Kraft der nationalen Selbstbestimmung.“

So ergibt sich das Ziel der Jugend erziehung: „Ausbildung und Entfaltung der persönlichen Kraft zum Besten der nationalen Gemeinschaft, Stärkung des Einheitsgefühls aller Stände und Konfessionen, Milde rung der sozialen, wirtschaftlichen, politischen Gegensätze durch Pflege des Dank- und Pflichtgefühls gegen das herrliche deutsche Vaterland, dessen Kinder wir alle sind.“

Die leitenden Grundsätze für die Erneuerung der Bildung sind nach Burdach Das Gymnasium erstrebt die innere Bildung des Menschen, nicht Sachkenntnisse; den Wissensstoff, den es bietet, soll es umsetzen in innere Kraft. Darum ist jede gelehrte Übertreibung, jeder universitätische Betrieb fernzuhalten. Bevor aber die Leistungen des Gymnasiums auf eine höhere Stufe kommen können, muß die Ausbildung der Lehrer gehoben werden. Vor allem aber: Dielwisserei ist der Tod jeder wahren Bildung; es gilt stets die Einheit und Sammlung des Geistes in den Schülern zu wecken und zu kräftigen.

Als Einzelforderungen stellt Burdach auf: Der deutsche Unterricht muß den Mittelpunkt des Gymnasiums bilden, er darf nur von germanistisch gebildeten Lehrern erteilt werden, die aber einen weiten Horizont haben müssen. Der Wissenschaft von der deutschen Art, d. h. der von den Brüdern Grimm mit Lachmann und Schmoller begründeten deutschen Philologie, muß in der höheren Schule endlich eine bestimmende Stellung eingeräumt werden. — Eine bildende Wirkung vermag die

deutsche Vergangenheitkultur nur dann auszuüben, wenn dem Unterricht in deutscher Sprache und Dichtung eng verbunden ein vertiefter Unterricht in der deutschen Geschichte zur Seite steht (vgl. S. 80 über die Zusammengehörigkeit von Philologie und Geschichte als Lebenserwederinnen), wobei beide nicht systematisch vorgehen dürfen, sondern in abgeschlossenen Einzelbildern die Ergebnisse der Forschung einprägen und stets das Wesentliche, die Hauptzüge der Entwicklung scharf hervorheben müssen. „Dieser deutschkundliche Unterricht kann sich aber mitnichten beschränken auf die nationalen Elemente der deutschen Kulturentwicklung, die dem mehr oder minder subjektiven Ermessen selbst der gründlichsten kritischen Forschung als eingeboren, heimisch, als rein volkhaft erscheinen.“ Wollen wir einen Gesamteindruck der deutschen Kultur geben, so müssen wir schöpfen aus allen Erlebnissen unserer Kultur auf dem gesamten Wege ihrer Entwicklung, gerade um die vielfach noch andauernden übeln Nachwirkungen störender Einflüsse zu überwinden.

So wird auch der Unterricht im Griechischen und Lateinischen berufen sein, in voller Kraft mitzuwirken an dem deutschen Gymnasium der Zukunft. Die gesamte Geschichte unseres Volkes und seiner Bildung ist unlösbar verbunden mit den fortwirkenden Strahlen der Antike. Nur dürfen wir uns nicht blenden lassen durch das absolute Menschheitsideal, das ein gefährlicher Irrtum ist. Jede Nation als natürlicher geistiger Organismus besitzt ihr autonomes Sonderdasein und ihr frommt nur das Ideal, welches ihren Anlagen und Kräften gemäß ist. Darum kann die Antike die selbst national bedingt war, wohl als Beispiel, als Quelle der Erweckung und Belehrung dienen, aber nicht als ein Kanon der menschlichen Kultur, als allgemein verbindliches Menschheitsideal betrachtet werden.<sup>1)</sup> Deshalb müßte der altsprachliche Unterricht auf dem Gymnasium den rückwärts gewandten Charakter der Betrachtung als ein universitätliches Element aufgeben und überall die Brücke schlagen, die ihn mit der germanistischen Philologie zu unmittelbarer Arbeitsgemeinschaft führt<sup>2)</sup> (z. B. auch lathol. Messe, Hymnen, Vulgata behandeln).

Endlich gegen die Vielwisserei: die Schule kann nur das Verlangen nach edler Kunst in die Herzen senken und zu ihrer Aufnahme fähig machen; Kunstgeschichte, Volkstunde, Bürgerkunde und Heimatkunde sind willkommene Gäste zur gelegentlichen Befruchtung des deutschen Unterrichts, aber dürfen nicht dauernde, festgeregelte Behandlung verlangen.

So gilt es alles zusammenzufassen zu einer Überwindung des falschen Begriffs eines absoluten Menschheitsideals, zur ungehinderten, selbständigen organischen Entfaltung unserer Kultur als einer unter allen gleichberechtigten nationalen Individualitäten. Dann werden wir unsere Weltrolle im Verein der Menschheit am freiesten und vollkommensten spielen.

Wenn wir nach dem allem auf eine neue deutsche höhere Schule hoffen dürfen, so haben wir doch allen Grund, sie uns in verständiger Weiterentwicklung des Bis-

1) Auch für den deutschen Unterricht zieht Burdach hier Folgerungen, „die Katharsislehre und die Tragödiendefinition des Aristoteles nebst Lessings irriger Interpretation, das Lesen und Besprechen des Lessingschen Laokoon behaupten z. B. im deutschen Unterricht einen Raum auch heute noch, der ihnen nur unter der Nachwirkung der Doktrin des alten Humanismus zugemessen wird“.

2) Hier macht Burdach 89f. Vorschläge, schon durch das Studium stärkeres gegenseitiges Verständnis aller künftigen Lehrer für das geisteswissenschaftliche Gebiet zu erzielen.

herigen zu wünschen, einen vollen Bruch mit dem Bestehenden aber abzulehnen. Einen solchen wünschen die übereifrigen Verfechter des Deutschen, die „Nurdeutschen“, die damit der guten Sache nur schaden.

Was Karl Horn<sup>1)</sup> für eine Verstärkung des Deutschen vorbringt, ist nur zu begrüßen. Er bezeichnet den Einwand, jede Unterrichtsstunde sei eine deutsche Stunde, als eine bloße Redensart und verlangt ein tiefes Eindringen — mit Denken und Fühlen — in die Schätze unseres Schrifttums. Er weist darauf hin, daß der Idealismus altgermanisches Erbgut ist, unserm Volke angeboren, und belegt dies mit Tacitus und dem Nibelungenlied. Er sagt richtig: im Mittelpunkt des Unterrichts muß die Persönlichkeit stehen, die erfüllt ist von deutschnationalem Geist und Willen; mit dem „reinen Deutschtum“ kommen wir dem reinen Menschentum am nächsten, und fordert weiter: der Schwerpunkt auf der Unter- und Mittelstufe liegt im Betrieb des Deutschen und der Heimatkunde im weiteren Sinn. Aber sein ausgeführter Plan zeigt uns das Bild einer grenzenlos einseitigen Schule, die, wohlverstanden, als einzige höhere Schule gedacht ist: bis Untersekunda fordert er für Religion 13, Deutsch 35, Neue Sprachen 23, Geschichte 15, Erdkunde 12, Rechnen und Mathematik 22, Naturwissenschaften 14, Zeichnen 12, Singen 12 und Turnen 18 Stunden. Dann folgt eine Dreiteilung; allen Teilen gemeinsam bleiben für Religion 6, Deutsch 15, Geschichte 12, Erdkunde 6, Zeichnen 6 und Turnen 9 Stunden; dazu kommen für die altsprachliche Seite 15 Stunden alte Sprachen von OII—OI, 9 Stunden Mathematik, 6 Naturwissenschaften, 6 Singen; bei der neusprachlichen Seite 15 Stunden Neuere Sprachen, 9 Mathematik, 6 Naturwissenschaften, 6 Singen; für die mathematisch-naturwissenschaftliche endlich 6 Stunden Neuere Sprachen, 15 Mathematik, 12 Naturwissenschaften und 3 Stunden Singen. Daß wir es hier mit einer Ausrottung der alten Sprachen zu tun haben, ist offenbar.

Ebenso bedenklich scheint mir der Plan, den A. Matsoß unter dem Titel: „Die Deutsch-Schule. Zwanzig Sätze gegen die Herrschaft der Fremdsprachen auf Deutschlands höheren Schulen“ als Handschrift gedruckt mit der Bitte um Nachdruck übersendet. Auch hier ist manches in der Begründung sehr ansprechend: Die Deutsch-Schule soll edles Menschentum aus allen Zeiten und aller Welt zur Bildung des deutschen Menschen heranziehen; sie soll Umwege ersparen und immer gleich auf den Inhalt gehen. Aber auch hier ist der Gesamtplan zu einseitig, wenn auch Matsoß diese Schule nicht als einzige aufstellt, sondern sie neben das Gymnasium und die Oberrealschule an die Stelle des Realgymnasiums gleichberechtigt treten lassen will. Der Stundenplan für alle Tage und alle Klassen lautet:

1. Stunde Deutsch (einmal Religion), 2. Stunde Geschichte (einmal Religion), 3. und 4. Stunde Mathematik, Naturwissenschaften, Erdkunde, 5. Stunde Lateinisch, Französisch, Englisch, 6. Stunde Bildende Kunst, Musik, Körperpflege. Hier ist eine erzieherische Behandlung der fremden Kulturen kaum mehr möglich.

Am meisten durchgebaut ist Gerhard Buddes Plan eines deutschen Gymnasiums<sup>2)</sup>; er schließt sich auch an das Bisherige noch am ehesten an. Pflichtfächer sind bei ihm:

1) Karl Horn, Die deutsche höhere Schule der Zukunft. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1916. M.—,50.

2) G. Buddde, Die Weiterführung der Schulreform auf nationaler Grundlage. Langensalza, Beyer u. Söhne. 1913. 121 Seiten, geh. M. 3,20.

Religion, Deutsch (Unterstufe 8, Mittelstufe 7, Oberstufe 7 Wochenstunden), Lateinisch (5, 4, 3), Englisch von der Mittelstufe an (Mittelstufe 4, Oberstufe 3), Geschichte und Erdkunde, Mathematik (bis Obersekunda), Naturwissenschaften, Handarbeit, Zeichnen, Singen, fakultativ Griechisch (von Untertertia an, Mittelstufe 4, Oberstufe 3) und Französisch nur Oberstufe mit 3 Wochenstunden. Budde hat zweifellos recht mit seiner Kritik des Historismus und Intellektualismus, mit seiner Forderung einer Nationalisierung und damit einer neuen Humanisierung des Gymnasiums. Aber er ist in seinem Kampfe ungerecht, ja manchmal blind gegen das Erreichte. Meines Erachtens kommt seinem Ideal die Verbindung von Reformgymnasium und Realgymnasium mit Gabelung in den Primen sehr nahe, wobei die philosophisch-literarische Klasse noch mehr herauszuarbeiten und bei Bedürfnis Englisch statt Französisch als Anfangssprache einzusetzen wäre.<sup>1)</sup>

Ich kann mich hier nicht im einzelnen mit Budde auseinandersetzen und muß mich auf den deutschen Unterricht beschränken. Er sieht in ihm die Seele des ganzen deutschen Gymnasiums und weist ihm daher ein erweitertes Stoffgebiet zu. Die wissenschaftlichen Prosaiker des 19. Jahrhunderts will er betont sehen, besonders die Philosophen, wobei er mit Recht hervorhebt, daß wir allen höheren Schülern eine gemeinsame philosophische Bildung schuldig sind und daß wir diese nur auf Grund der deutschen Philosophie geben können. Weiter fordert er die Pflege der nationalen Dichter der nachgoetheschen Zeit und der neueren Lyrik sowie Heranziehung fremder Dichter in guten Übersetzungen. Das ist alles nicht neu und würde die sehr große Stundenzahl, die Budde dem deutschen Unterricht zuweist, nicht rechtfertigen. Aber Budde braucht diese Zeit, um neben der ethischen Seite des Deutschunterrichts ganz besonders die ästhetische unterstreichen zu können. Dies geschieht durch eine „Änderung in der methodischen Behandlung unserer nationalen Dichtung“, nämlich durch . . . die Klassenlektüre der Dramen!!! Damit habe ich mich noch in anderem Zusammenhange auseinanderzusetzen, hier muß ich mich damit begnügen zu erklären, daß sie meines Erachtens für den Unterricht nicht als Prinzip in Frage kommen kann.

Aber wenn wir diese eingehende Behandlung von Dramen ablehnen, treffen wir den empfindlichsten Punkt von Buddes Arbeit. Denn nun fehlt die Berechtigung für die Hochschraubung des Deutschen auf 66 Wochenstunden. Nehmen wir 6 in den Unterklassen, 4 in den Mittel- und Oberklassen und — um der Philosophen willen —

Derselbe, die nationale Ausgestaltung des deutschen höheren Knabenschulwesens. Hannover, E. Geibel. 1913. 31 S., geh. M. —,60.

Derselbe (neuerdings, wie ich einem Bericht von R. Stölzle im Pöarus 1916. 4. Heft, S. 289, entnehme): Koologische Pädagogik, Entwurf einer Persönlichkeitspädagogik auf der Grundlage der Philosophie Rudolf Eudens. Langensalza 1914. 430 S. M. 9,—.

Ich bespreche hier im wesentlichen nur die erstgenannte Schrift, von der die kleinere nur eine Zusammenfassung ist.

1) Vgl. die Ordnung des Dresdner König-Georg-Gymnasiums mit seiner Gabelung. Jetzt allgemein zugänglich in Adolf Matthias, Erlebtes und Zukunftfragen. S. 164. Ich möchte hierbei nachdrücklich auf die günstige Stellung hinweisen, die das Deutsche bei dieser Art von Reformschulen hat: VI u. V je 6, IV 5, III je 3, II 2 bzw. 3, I je 4, also im ganzen 36 Wochenstunden, wobei die 2 in der einen Sekunda noch auf 3 erhöht werden sollen.



noch je 2 dazu in den Primen, so kommen wir auf 46 Wochenstunden<sup>1)</sup>, aber Budde will noch 20 mehr! Dagegen muß ich mich um des Deutschen selbst willen wenden, denn einmal machen solch übertriebene Forderungen auch die maßvolleren verdächtig und dann liegt nach der ganzen Lage der Dinge und dem Stoff die Notwendigkeit für eine solche Stundenzahl nicht vor.<sup>2)</sup>

Aus alledem ergeben sich folgende Schlüsse. Da wir in der Vielgestaltigkeit des modernen Schulwesens einen Vorteil sehen müssen und diese Vielgestaltigkeit wahrscheinlich in mancher Hinsicht noch zunehmen wird, müssen wir um so mehr darauf dringen, allen höheren Schulen ein Gemeinsames zu wahren, ja, es zu verstärken, damit unserem Volke die Einheitlichkeit in den Grundzügen der Weltbetrachtung neu gewonnen werde. Diese Einheitlichkeit ist aber nur dann zu erzielen, wenn die höhere Knaben- und Mädchenschule in demselben Geiste arbeitet wie die Volksschule, damit der Riß zwischen Volk und Gebildeten nicht immer tiefer wird. Die gemeinsame Grundlegung aller Bildung fällt dem deutschen Unterricht, der Geschichte und der Erdkunde zu (unter Ergänzung durch den Religionsunterricht), das Ziel muß sein: jeden Heranwachsenden auf Grund seiner Anlagen und unter Berücksichtigung seines besonderen Bildungsganges zum Verständnis seiner selbst und der Aufgaben zu bringen, die ihm als deutschem Mann oder deutscher Frau im Leben der Gegenwart erwachsen.

Damit ist einmal gegeben, daß nicht die Masse des Stoffes es macht, sondern daß es überall einer Vertiefung und Verinnerlichung bedarf. Nur der Stoff darf verwandt werden, der in irgendeiner Weise zum Verständnis der in der Gegenwart lebendigen Kräfte und ihres Werdens beiträgt. Alles tote Wissen, alles was nur geschichtlichen Wert hat, ist auszuscheiden. Daher darf auch der deutsche Unterricht nicht einseitig antiquarisch sein, ebensowenig aber einseitig literarhistorisch oder ästhetisch: er muß die sittlichen Kräfte und die des Gemüts erwecken durch das Beste, was unsere Väter in ihrer Stellung zu Eigenem und Fremdem erworben haben, muß die Gefahren aufzeigen, denen wir erliegen sind, und den Willen wecken, weiterzuschaffen. Damit er das aber kann, muß der deutsche Unterricht einheitlich bleiben und müssen Heimatkunde, Volkskunde, Kunstgeschichte und Philosophie in ihn eingearbeitet werden und dürfen keine Sonderfächer werden.

Ebensojehr aber muß der deutsche Unterricht die Schulung des Denkens schärfer betonen, damit nicht immer wieder die Vorwürfe auftauchen können, die Schule brächte zuviel Wissen und erziehe nicht zum Denken. (Besonders Bernheim, s. diese Ztschr. 1912, S. 142, jetzt Krüdmann: Delhagen und Klasings Monatshefte 1915/16 S. 251.) Bei aller Unterstützung durch die fremden Sprachen und Mathematik wird er diese Aufgabe schärfer ins Auge fassen müssen, gerade weil er ohne Umwege er-

1) Auch Sprengel, Die Notlage des deutschen Unterrichts, kommt bei 6 Stunden in Sexta und 5 in allen anderen Klassen auf 46 Wochenstunden.

2) Ich bedauere diese Einseitigkeit Buddes um so mehr, als seine ganze Richtung sehr anziehend und einer viel größeren Beachtung wert ist, als sie sie jetzt findet. Wer sich kurz über ihn Bescheid holen will, findet einen guten und begeisterten Führer in Hugo Görings kleiner Schrift: humanistische Bildung in Gerhard Buddes „Deutschem Gymnasium“. Hannover 1915, Hahnsche Buchhandlung. 64 S. M. 1.50.

ziehen und unmittelbar das praktische Erfassen von Aufgaben der Gegenwart üben kann. Er wird aber dieser Aufgabe bei größerer Ellbogenfreiheit auch gerecht werden können, sofern er diese nur dazu benützt, nicht Unmassen von Einzelheiten an die Schüler heranzubringen, sondern sie im Sinne der Arbeitsschule anzuhalten, das Wesentliche sich selbst zu erarbeiten und auf dieser Grundlage ohne fremde Anleitung frei weiter zu schaffen.

Soll das Ziel für die Dreifächergruppe erreicht werden, so muß die Lehrerbildung geändert und für die jetzigen Lehrer eine geeignete Fortbildung im Sinne einer umfassenden Deutschkunde geschaffen werden. Der deutsche Unterricht selbst aber muß auch äußerlich sich erweitern und dies bedeutet eine Umgestaltung aller höheren Schulen, da bisher noch keine diesem seinem neuen Ziele gerecht geworden ist. Diese Umgestaltung ist Sache der einzelnen Schulgattung, und die Vertreter des Deutschen haben dazu grundsätzlich zu erklären, daß ihnen jede Bundesgenossenschaft willkommen ist, die mit ihnen einer Vertiefung der deutschen Bildung zustrebt. Insbesondere werden wir stets das Gute anerkennen, das uns aus der sorgsamten Beschäftigung mit anderen Kulturkreisen zufließt, die erst einen förderlichen Vergleich ermöglicht, unsere Bildung und Selbsterkenntnis vertieft und uns zum Wettbewerb mit den anderen kräftigt. Es ist darum falsch, vom Standpunkte der Deutschkunde aus einem einzigen, wohl gar einseitigen Schulideal das Wort zu reden und so starke Forderungen für die Stundenvermehrung der Dreifächergruppe aufzustellen, daß eine erzieherische Behandlung aller anderen Bildungstoffe ausgeschlossen wird. So sehr wir verlangen müssen, daß der Raum für die Deutschkunde, also für Deutsch, Geschichte und Erdkunde erweitert wird, und zwar nur nach den Gesichtspunkten, die in ihr selbst liegen, so sehr müssen wir uns vor Forderungen hüten, die über den Rahmen des Gebotenen hinausgehen und darum zu einer inneren Schwächung führen würden.

Insbesondere werden wir die Befruchtung unseres Volkstums nicht verkennen dürfen, die sich ergibt, wenn sich jede Art der höheren Schule in ihrer Hauptrichtung wieder mehr auf das ihr Eigentümliche besinnt und dieses als zweites, gleichberechtigtes Moment neben die deutsche Bildung der Dreifächergruppe setzt, wobei allerdings vorausgesetzt ist, daß diese zweite Gruppe immer wieder die Verbindung mit der „deutschen Bildung“ sucht und damit jede Schule für sich eine Einheit erstrebt, deren Ziel eine deutsch-nationale Erziehung ist. Daß der Wille hierzu immer stärker wird, dürfen wir nach den oben angeführten Stimmen annehmen. Und daß die führenden Vertreter der Deutschkunde zu verständnisvoller Mitarbeit mit den anderen Gruppen bereit sind und keineswegs unter Ausnützung einer Zeitströmung einem einseitigen Schulideal zustreben, das zeigt die maßvolle Eingabe des deutschen Germanistenverbandes.

So erhoffen wir eine vielgestaltige, aber auf einer Grundlage der Bildung erbaute und im Bildungsziel einheitliche deutsche Schule der Zukunft, die Männer schafft, fähig das Erbe der Väter ehrfürchtig zu wahren und mutig weiterzubauen an dem wundervollen Bau unseres Volkstums und unseres Reiches, der uns noch nie so herrlich erstrahlte als in dieser Zeit, wo wir ihn mit Einsatz unseres Lebens festigen und erhöhen dürfen.

## Was heißt völkische Erziehung.

Von Kurt Kunze in Frankfurt a. M.-Oberursel.

Wenn man ihre Vorkämpfer hört, bedeutet völkische Erziehung zunächst: Erziehung in völkischer Eigenart. Durch ein möglichst breites Ausschöpfen aller Bildungstoffe, die jene Führer im Auge haben, soll die Seele des Zöglings gleichsam mit nationaler oder wie sie sagen „völkischer Eigenart“ durchsäuert werden. Es bleibt zu untersuchen, ob diese Bestrebungen die Gesamtheit der für unsere Zeit notwendigen Bildungsziele berücksichtigen oder ob sie etwa in den Mitteln wie in den Zielen selbst eine willkürliche Auswahl treffen.

Da die Bewegung neuerdings von den Deutschlehrern ausgeht, heißt die Verwertung der hauptsächlichsten nationalen Bildungstoffe vor allem Verwertung der Stoffe, die uns die deutsche Literatur bietet. Sie erinnern an die wunderbaren Vorgänge unserer Heldenjagen, an die Wucht des Nibelungenliedes und fordern dessen Lektüre im Urtext (in den Lehrplänen ist sie nicht direkt ausgesprochen), erinnern an die ehrliche Hausbadenei Freidanks und fordern Berücksichtigung der Literatur auch nach Goethes Tode. Das sind die Zielpunkte, die sie in die erste Linie stellen. Und diese Forderungen zeigen eine Verengerung und eine Ausweitung in einem.

Zunächst bringen sie den Ruf nach Ausweitung. Mehr Deutschstunden werden benötigt, um die ungehobenen Schätze unserer völkischen Dichtung besser zu verwerten. Die Forderungen gipfeln in dem Rufe nach Stoffverbreiterung als Endziel und nach Stundenvermehrung als notwendigem Mittel. Diese extensive Auswirkung bringen die Vorkämpfer als offenes Ziel kräftig zum Ausdruck.

Nun ist es gewiß, daß die rühmlichst bekannten Verfechter dieser völkischen Bestrebungen sich von diesem extensiven auch einen intensiven Ausbau völkischer Eigenarten versprechen. Allein hier erhebt sich ein Zweifel, über den man vielleicht mit jenen vielfach erfahrenen Männern reden darf.

In einer Versammlung des deutschen Germanistenbundes, Ortsgruppe Frankfurt a. M., sprach über die Neugestaltung des Deutschunterrichts der bekannte Vorkämpfer völkischer Erziehung in Deutschland, Professor J. G. Sprengel<sup>1)</sup>, und als Gegenreferent ein überzeugter Humanist, Direktor Biese, der bekannte Literaturhistoriker. Obwohl beide Redner einander in manchem Widerpart hielten, so ist es für uns ausgemacht, daß sie für dieselbe Art von Erziehungsideal stritten. Und wir beharren bei dieser Meinung, obwohl der Gegenreferent den Deutschstoff in der Prima eingeschränkt wissen wollte zugunsten der intensiven Behandlung unserer Klassiker und obwohl er gegenüber dem völkischen das klassische Ideal mit schöner Wärme verteidigte. Denn beide stehen in denselben Erziehungsforderungen mitinnen, die das höhere deutsche Bildungswesen seit Humboldt über das ganze 19. Jahrhundert hin bewahrt hat.

Nur an einer Stelle schien es uns, als ob der zweite Redner das literarisch-ästhetische Bildungsideal sprengen wollte, an jener Stelle, als er Sichts Reden für die Primalettüre erwog. Die Einengung dieser Bildungsrichtungen, sowohl der

1) Der Vortrag von Prof. Sprengel ist nach seinem wesentlichen Inhalt inzwischen im Druck erschienen. (Morrenberg, Die d. höh. Schule nach d. Weltkrieg. Leipzig, B. G. Teubner, 1916. Geh. M. 4.80, geb. M. 5.40, S. 88 ff.)

völkisch-germanistischen unserer Tage wie der humanistischen der Vergangenheit, ist damit berührt. Die Enge beider Richtungen, der neuen wie der alten, liegt darin, daß als Basis der Erziehung nur literarisch-ästhetische Ideale dienen.

Diese Einengung der Bildungsziele auf das Literarisch-Ästhetische scheint uns an den Kern der Frage zu rühren, was völkische Erziehung heißt. Wenn schon Professor Sprengel über die engsten germanistischen Interessen hinausgeht und eine Unterweisung in deutsch-völkischer Kunst, d. h. in der Kenntnis der deutschen Dichtung und der deutschen Skulptur bester Zeit fordert, so geht er doch an keiner einzigen Stelle über das hinaus, was man gewiß zutreffend literarisch-ästhetische Bildung nennen kann. Nun wird niemand im Ernste etwas gegen die Aufstellungen eines so erfahrenen und kenntnisreichen Mannes an sich sagen wollen. Sie gehen uns nicht etwa zu weit, sondern nicht weit genug. Über das Feld literarisch-ästhetischer Erziehung hinaus, das im ganzen das Ideal des 19. Jahrhunderts war, ragen die stoischen Forderungen des Jahrhunderts der imperialistischen Staaten. Im Gegensatz zu einseitiger ästhetisch-literarischer Erziehung müssen wir den Blick richten auf das Wort von der Erziehung zum Staatsbürger, das freilich unter der Wucht der Zeit eine geringe Ablenkung von dem Sinne erfährt, den ihm sein Begründer, der Münchener Stadtschulrat Kerckhoffer, vor zehn Jahren gegeben hat.

Was heißt nun völkische Erziehung? Heißt das: Erziehung in völkischer Tradition, die sich auswirkt in den ästhetisch-literarischen Formen deutscher Vergangenheit, oder kann völkische Erziehung noch einen anderen Sinn annehmen?

Völkische Erziehung kann für uns nur heißen Erziehung nicht in, sondern Erziehung zu nationaler Eigenart, und wir können nicht zugeben, daß als Basis dieser Erziehung allein literarisch-ästhetische Ideale dienen, wie Germanisten und Humanisten gleichermaßen wollen.

Denn es ist Tatsache, daß den herrschenden Bildungsidealen der Schulerzieher der Zug eines gewissen feinen Epikuräertums nicht fern ist. Etwas von der Theorie *l'art pour l'art* steckt doch auch in den Grundanschauungen, die seit Humboldt das deutsche Bildungswesen beherrschen. Wir hören die Einwände der Germanisten und Humanisten, daß sie dem Inhalt durchaus die gebührende Beachtung einräumten. Aber keinem, der auf deutschen Schulen saß, kann es entgehen, daß unsere Lehrer vor allem Diener am Worte, leider sogar recht oft Diener am Buchstaben sind. Unser philologischer Schulbetrieb ist vor allem eingestellt auf die Form und damit letztlich auf ein literarisch-ästhetisches Element. Die Wirkung auf den Zögling ist durchaus im Geiste des Schiller und Humboldt gedacht, die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen schrieben mit dem Motto: „Durch das Morgentor des Schönen drangst Du in der Erkenntnis Land.“ Erkenntnis blüht demnach dem Strebenden erst recht auf im Umwege über das Ästhetische.

An dieser Stelle enthüllt sich die letzte Grundanschauung, die unserem Bildungswesen bisher zugrunde lag. Diese Grundanschauung, erwachsen auf dem Boden des Klassizismus, hat zum Ausgangspunkt aller Erziehung die Form gemacht und damit ein ästhetisches Element. Der Aufbau auf der *αἰσθησις*, der sinnlichen Wahrnehmung und ihrer Wechselbeziehung, dem ästhetischen Genuß, wendet sich jedoch nur an einen Teil des Menschlichen. Wir sehen so im Bildungswesen noch heute den reinen Nieder-

schlag der literarisch-klassizistischen Bestrebungen um die Wende des 19. Jahrhunderts. Vermischt ist dieses ästhetische Grundmotiv mit einem andern, das bei jenen Männern und schon weiter zurück so stark hervortritt. Es ist die Vorliebe für das Vegetative, Pflanzenhafte in der Entwicklung, die „organische“ Entwicklung und Ausbildung aller Kräfte des Individuums zu einer Harmonie. Der rationale Glaube an die natürliche Güte, die schon alles, wenn man nur die „Sicherheit“ gegen äußere Störungen verbürgt, zum Besten führen wird. Diese Auffassung Shaftesburys und Rousseaus — um zwei Namen für viele zu nennen — fand ihren gegenständlichen Niederschlag im deutschen Bildungsleben durch W. v. Humboldt.

Wir dürfen fragen, ob diese ästhetische, feingenießende, vegetative Grundstimmung heute noch für die Erziehung genügt. Und wieder ist es unsere Ansicht, daß sie allein nicht mehr genügt, und daß diese ästhetisch-literarische Stimmung nicht die Grundrichtung ausschließlich bestimmen darf.

Als der junge Kaiser seinerzeit die deutschen Lehrer aufrief, nicht mehr junge Römer und Griechen, sondern junge Deutsche zu bilden, da mag dieser Kampfruf als Reaktion gegen jenes formale, ästhetisch-genießende, literarisch-vegetative Erziehungsideal entstanden sein. Was der Kaiser vor allem vermisse und als Mann mit dem am stärksten ausgeprägten Staats- und Herrschergefühl vermessen mußte, das war die Erziehung zu einer Staatsgesinnung, die bis in die letzten Winkel des individuellen Lebens dringt. Die deutschen Klassiker und selbst der Vater unseres höheren Bildungswesens, W. v. Humboldt, wenn er auch Staatsmann war, hatten keine Beziehung und vollends keine Liebe zum kalten Begriff des Staates. Humboldt wollte in seiner Jugend wenigstens, daß der Staat bloß die Freiheit zur harmonischen Entwicklung des einzelnen gewähre. Im übrigen sollte alles von Natur, sollte alles „von selbst“ geschehen. „Vaterland“ und „Nation“, das waren im Gegensatz zum bestimmten Begriffe des Staates die dunkel mit allerlei Gemütswerten beschwerten Worte, die jenen Männern heilig gelten. „Nation“ und „Vaterland“ kehren in Schriften und Briefen immer wieder, immer mystisch unbestimmt und immer gleich beliebt durch das 19. Jahrhundert hindurch.

Aber von einer Seite kam in diese unbestimmte und dunkle Vorstellung vom Staate ein blendendes Licht. Wie Kants Pflichtbegriff aus dem Reiche der reinen praktischen Vernunft herniederstieg und im preußischen Staatswesen Körper wurde, werden berufenere Federn erst noch schildern müssen. Da war mit einem Male und zu gleicher Zeit die Ergänzung der literarisch-ästhetisch genießenden Richtung gegeben in dem starken moralischen Pflichtbegriff, der im Umwege über die elementarste Institution des preußischen Staates, das Heer, Eingang gefunden hat bis in das niederste Haus des Lohnarbeiters. Diese Durchsetzung mit Staats-Moral ist unabhängig von der ästhetisch-literarischen Bildungsrichtung zu solcher Tiefe und zu solcher Verbreitung ins Volk gelangt. Kant hat seine besten Agitatoren nicht in den Philosophen, sondern in den Militärs und Staatsmännern gefunden.

So sehen wir, daß bis heute das aus der Wende des 19. Jahrhunderts herstammende Ideal der Erziehung, in seinem Grundzug wesentlich ästhetisch-vegetativ gerichtet, einer moralisch durchsetzten Staatsgesinnung noch heute ziemlich ratlos gegenübersteht. Diese andere Auswirkung deutschen Geistes ist in gleicher Weise eine Spende jener frühlinghaften preußischen Reformzeit vor 100 Jahren, deren Früchte wir jetzt

schauen und ernten. Es ist keine Frage, daß als Ergänzung des literarisch-ästhetisch vegetativen Erziehungsstandpunktes eine neue Einstellung in Erziehungsfragen vonnöten ist. Jene Einstellung, die den Unterricht aus der vollkommen einseitigen Bahn formalistisch-ästhetisch genießender Betrachtung herausdrängt und die gesamte Schulerziehung einem neuen Gesichtspunkte unterstellt: der moralischen Staatsgesinnung.

¶ Kerckensteiner hat vor einem Jahrzehnt den Ruf erschallen lassen: Erziehung zum Staatsbürger. Aber auch seiner Auffassung, die hergeleitet ist von den Ideen unserer klassischen Zeit, war das vegetative Ideal der Selbstentfaltung und Selbsttätigkeit nicht fremd, bis er in diesen Tagen seine Anschauungen umbildete. Zweifellos will auch er die Erziehung zum Parteifreien nicht. Denn nicht kann es sich für uns handeln um eine äußere Unterrichtung in Bürgerkunde und derlei Dingen, die Nützlichkeitsprediger fordern. Wir fassen das Problem innerlich und sehen als notwendig an bei im wesentlichen gleichbleibenden Stoff den Ausbruch des gesamten Unterrichts aus der nur eingleisigen ästhetischen Bahn auf die zweigleisige der wuchtigen moralischen Staatserziehung. Der Umweg über das Ästhetische muß für diese uns so wichtigen Inhalte wegfallen und moralische Staatergebenheit, die nicht allein auf der Bildung halbbewußter Gemütswerte, sondern zugleich auf dem festen Grunde prinzipieller Einsicht aufgebaut ist, der alten Einstellung zur Seite treten. Die Bildung moralischen Staatsgefühls stand bisher im Hintergrunde. Aber die Zeit fordert, daß sie hinter den ästhetisch-formalen Interessen hervor in den Vordergrund trete.

Wie es damit bestellt war, kann der bisherige Unterricht zeigen. Deo, Patriae, Litteris stand über dem Portale unseres humanistischen und preußischen Gymnasiums. Gott wurde gedient in täglicher Andacht, der Wissenschaft, wie sie in der Schule verstanden wird, in täglicher fünfstündiger Arbeit. Aber dem dritten Worte in Goldschrift brachte man nur selten seinen Tribut, kaum mehr als am Sedantage, unserem Schulfest, und an Kaisers Geburtstag. Der gang und gäbe Unterricht ignorierte die Staatsidee, für die an hellenischen und römischen Stoffen täglich glänzendes Material gegeben war, fast völlig.<sup>1)</sup> So gegründet in literarisch-ästhetische Bildung ist der ganze Schulbetrieb, daß wir auf einem preußischen Gymnasium von der ganzen Größe preußischer Staatsgründung — noch dazu bei ausgezeichnetem Geschichtsunterricht — ziemlich unberührt blieben. So kam es, daß wir die brandenburgischen Kurfürsten eigentlich nur als Memorierstoff zum Examen kennen lernten, aber nichts er-

1) Der tägliche Schulbetrieb ging über alle diese Gelegenheiten achtlos hinweg. Jede Stunde der Liviuslektüre, jede Stunde bei Caesar wie bei Tacitus, viele Stunden bei Cicero, jedes Wort bei Thukydides bieten den Anlaß, auf das Element des Staates zu kommen. Denn alle diese Schriftsteller sind durchtränkt mit einer Staatsidee fast bis in ihr letztes Wort. Und wer moralischer Staatserziehung das Wort redet, dürfte nie für eine Beseitigung des Humanismus sein. Keine Entfernung von den Stoffen ist nötig, sondern eine Änderung der Betrachtungsweise. Der Philologe verschmähte bisher gerne andere Gesichtspunkte als die formalen. Allein er hat das kostbarste Material für die Erziehung zur Staatsgesinnung. Auch der Deutschlehrer. Solange Freidank nur philologisch betrachtet werden soll, wird auch er ein Text neben andern sein. Wird er aber dem neuen Gesichtspunkt unterstellt, vermöchten er und gar erst der Sachsenspiegel zum Aufbau nationaler Eigentümlichkeit in hohem Grade mitzuwirken. Das, was die andern Sächter noch vermiffen ließen, könnte dann der Geschichtsunterricht geben, für den wir keine Stunde mehr als bisher wollen. Nur müßte auch sein Standpunkt eine Wendung erfahren.

fakten von ihrer schöpferischen Bedeutung für einen werdenden Staat. Überhaupt war „Staat“ das Wort, das mit am seltensten fiel. Und selbst an den staatlichen Festtagen mußte es unbestimmteren Worten wie „Vaterland“ weichen. Was an fester staatlicher Gesinnung über uns kam, saß in der Überlieferung des monarchischen Gedankens und in der oft recht willkürlich überspannten Ausbeutung der Schuldisziplin. Das philologische Maß mit dem Eigenstolze des Fachlehrers, wo der Lateinlehrer die Jugend zu guten Lateinkennern, der Griechischlehrer im besten Falle zu guten Kennern der formalen Seiten der griechischen Kultur erziehen wollte, versagt. Das Maß der ästhetisch-literarischen Erziehungs Ideale zerbricht an den eisernen Schneiden des Zeitalters, wie das Maß der ästhetisch-literarischen Weltbetrachtung mit jenen Träumen von Frieden und sogenannter „Freiheit“ zerbricht. Daher nehmen wir unbedümmert um alle Erfahrung als mitlebende Menschen den Mut, Erziehung zu nationaler Eigenart unter dem leitenden Gesichtswinkel des Staates zu wünschen. Nicht als ein Produkt neuer Stoffe, sondern als Wirkung allein einer Standpunktsänderung. An Stelle des ästhetisch-vegetativen Erziehungs Ideals soll treten das Ideal moralischen Staatsgefühls. Wohl nehmen die Staaten ihre „Energien“ aus dem Volkstum, Aber zu „moralischen Energien“ im Sinne Kantes werden sie gebunden allein durch den stärksten Willen zum Staate.

Wir kennen ein eigenartiges Beispiel aus der Publizistik des neuesten Frankreich. In vielen Schriften hat dort ein Mann, Erneste Scillière, aufgerufen zum Kampfe gegen das ästhetische französische Bildungsideal und er hat die Staatsgesinnung, die er forderte, „Philosophie des Imperialismus“ genannt. Als Endziel wollte dieser Franzose allein gelten lassen den „Sozialismus der Leistung für den Staat“. Freilich kam er selbst noch nicht recht los von ästhetischen Fragen und er übertrug seinen Kampf leicht auf literarische Dinge. Aber das soll uns eine Genugtuung sein, daß er den Pflichtbegriff Kants und der Stoa seinen Franzosen als hochragende Leuchte voranstellte, auch unseres Kant, den die Franzosen mit so tiefer Einsicht (von ihrem nationalen Standpunkte aus) als preußischen Staatsphilosophen bekämpfen und verachten. Auch in der Schätzung des deutschen Wesens durch die Feinde bricht sich unser Problem wie in einem Spiegel. Franzosen, Engländer und Italiener sehen das „wahre“ Deutschtum in der für sie bequemen und ungefährlichen ästhetisch-literarischen Richtung, aber sie toben wie Irre gegen eine wesensfremde Staatsgesinnung, die durch die Verschwisterung von Kant und der preußischen Armee entstanden ist.

Heute noch kennen wir ausgezeichnete Männer, die über die Opfer klagen, die der einzelne an individuellem Glück und individueller Freiheit zu bringen hat. Auch wir haben Mitleid mit dem einzelnen, der leiden muß. Aber so lange noch eine Stimme unter den Gebildeten sich findet, die in diesen Tagen über die Einbuße an individuellem Glück und individueller „Freiheit“ klagt, so lange hat Sichte vergeblich gepredigt. Jenes Staatsgefühl in die Hirne und Herzen einzuämmern, das der opferreiche Staatsgedanke von heute über uns spannt, das allein kann völkische Erziehung heißen, Erziehung zu nationaler Eigenart, moralische Erziehung zum Staatsgedanken.

Der Staat durchsetzt alle Maßstäbe, die wir hatten und haben. Wäre es ein Wunder, wenn an Stelle des literarisch-ästhetischen Maßes unseres Deutsch-, Lateinisch- und Griechisch-Unterrichts eine neue Einstellung träte? Jene Einstellung, die zum Ziele

hat, Deutsche zu erziehen, die erfüllt sind in jeder Lebensregung von der Wucht des staatlichen Gedankens.

Nehmen wir einmal diesen Endpunkt unserer Überlegenheit als Ziel eines Bildungsprogrammes. Da mildert sich die scharfe Frage, ob Humanismus, ob Ultraquismus, ob Griechisch, ob Deutsch, ob Chemie oder Latein, beträchtlich. Nur dem Nützlichkeitsfanatismus werden wir von vornherein kein Ohr leihen. Im übrigen werden Humanismus und deutsches Volkstum innerhalb dieser Zielpunkte dieselbe Bewertung finden. Kein Erzieher, der junge Menschen zur Staatsgesinnung leiten soll, möchte die stoffliche Beschäftigung mit der unvergleichlich ergiebigen moles Romana missen. Und keiner würde in unserer eigenen Vergangenheit bessere Beispiele für Staatsgesinnung und Staatstreue bis zum Tode zu finden wissen wie die Kämpfer von Marathon oder Perikles, der für die Weltstellung Athens eintrat oder für das, was damals Weltstellung war. Neben diesem Endziel: Erziehung zum staatlich gesinnnten Deutschen an alter Germanen-, Römer- und Griechengesinnung macht es wenig aus, ob die einen Sachlehrer ein paar Stunden verlieren und die anderen ein paar Stunden gewinnen.

Wir haben gesehen, daß Humboldts ästhetisch-literarisches Ideal in der Grundeinstellung eine starke Richtungsänderung erfährt. Humboldts Erziehungsideal war international. Er wollte „Menschen“ bilden. Unser Erziehungsziel ist völkisch geworden. Wir wollen Männer erziehen, die Platos „Kriegern“ gleichen und bewußt im großen Staatszweck aufgehen, unbekümmert um individuelles Glück und das, was eine vergangene Welt „Freiheit“ nannte. Bei diesem hohen und freien Ziele können wir nicht münden in einem ertensiven völkischen Ideal, einer Erziehung in völkischem Geist. Wir können allein münden in einem Ideal der Erziehung zu völkischem Geist, d. i. zur bewußten Staatsgesinnung und Staatstreue bis zum Tode, die in jedem Volksgenossen bewußt und unabhängig von Begeisterung, wenn auch in Übereinstimmung mit allen Strömen ursprünglichsten Gefühls funktionieren sollen.

Auch die Volksschule hat sich, weil sie ebenfalls zum guten Teil im ästhetisch-vegetativen Ideal befangen ist, die Führung zur Staaterziehung von den Militärs entwenden lassen und hat jetzt die Obhut der Schulentlassenen fast restlos an die Militärbehörde abgegeben. Ist es nicht an der Zeit, daß sich das gesamte Schulwesen der neuen Wendung der Dinge anpasse? Dieser Wendung eben würde es entsprechen, wenn die Schule die alten Bahnen literarisch-ästhetisch-vegetativer Richtung prüfte und zur Umbildung schritte.

Wie weit dazu neue Methoden und neue Lehrpläne helfen können, das würde den Gegenstand einer eigenen Betrachtung bilden.

Anmerkung des Herausgebers: Zu vorstehenden Ausführungen müssen wir feststellen, daß Sprengel und Biese wie auch der Germanistenverband natürlich in ihren Forderungen für den deutschen Unterricht nur eine Seite der völkischen Erziehung berühren. Was der Verfasser hier fordert, darf im Deutschunterricht nicht übersehen werden, es ist aber zum kleinsten Teile dessen Sache. Dann aber unterschätzt der Verfasser den „Umweg“ über den deutschen Unterricht, der der Seele des Kindes und des heranwachsenden Jünglings entspricht. Eine gut geleitete Lektüre des „Prinzen von Homburg“ wiegt eine lange theoretische Hinleitung zur Staatsidee auf. Denn es ist selbstverständlich, daß ein rechter Lehrer, dem es auf völkische Erziehung ankommt, dabei nicht rein philologische oder ästhetische Betrachtungen anstellt, es scheint mir aber auch selbstverständlich, daß er über den staatsbürgerlich wertvollen Gesichtspunkten die andern nicht vergessen darf.



## Muttersprache und Leben.

Von Wilhelm Sauner in Pasing.

Der Deutschunterricht, befangen in der Tradition und folgend der Methode der Fremdsprachen, legt wohl allzu großes Gewicht auf die formale Seite. Denn all das, was mit grammatischen Formen und syntaktischen Fügungen zusammenhängt, wird, soweit es nicht sprachgeschichtlicher Art<sup>1)</sup> und damit späteren Stufen des Unterrichtes vorzubehalten ist, ein einigermaßen sprachbegabtes Kind gleichwie den Gebrauch der Glieder im Verlaufe seiner Entwicklung leicht und nahezu von selbst erlernen.

Viel wichtiger und, wie die Erfahrung zeigt, notwendiger erscheint es, daß der Unterricht in der Muttersprache, die doch der gegenseitigen (mündlichen und schriftlichen) Verständigung unter den Volksgenossen dient, den Lernenden befähigt, sie im Leben zu gebrauchen, über den jeweiligen Gegenstand recht zu urteilen und sich treffend und gefällig auszudrücken.

Der Gegenstände gibt es nun zwar unendlich viele und verschiedene; allein der menschliche Verstand tritt an ihre Beurteilung doch immer nur mit einer eng begrenzten Zahl von Grundanschauungen (Raum, Zeit) und Grundbegriffen (Kategorien) heran (Stoff, Form, Einheit, Vielheit, Ruhe, Bewegung usw.). Diese Begriffe sind die Instrumente, mit denen wir die Gegenstände zwingen, uns ihren Inhalt zu offenbaren (s. hierzu Falkenberg, Gesch. d. neuer. Philos.<sup>2)</sup>, S. 269 ff.). Die Schule hat demnach Sorge zu tragen, daß sie allmählich gründlich erfaßt, stets bereit gehalten und unablässig angewendet werden.

Serner: „Da das klare und vollkommene Urteilen darin besteht, daß die Gedanken in einer deutlichen und angemessenen Sprache ausgedrückt werden, so folgt, daß eine letzte Bedingung des Urteils die Beherrschung des angewandten sprachlichen Mediums (in unserem Falle der Muttersprache) bildet. . . Die Kinder werden beim Äußern ihrer Gedanken durch die unvollkommene Beherrschung der Sprache in hohem Grade gehemmt. Sie können ein Objekt, das sie gesehen haben, nicht beschreiben und seine Raumverhältnisse usw. nicht genau darlegen, weil sie unsere stark gegliederte Sprache mit ihren Adjektiven, Adverbien, Präpositionen und anderen Elementen nicht leicht gebrauchen können“ (Sully, Handbuch d. Psychologie für Lehrer, übers. von J. Stimpfl, Leipzig 1898, Wunderlich, S. 281 ff.).

Hier hat der Unterricht in der Muttersprache eigentlich einzusetzen.<sup>2)</sup> Ihm obliegt es, die Kenntnis des Wortschazes, in dem das Volk in tausendjähriger Arbeit seine Vorstellungen niedergelegt hat, dem Kinde im ganzen zu übermitteln und den Vorstellungsgehalt, der in den einzelnen Wörtern steckt, zum Bewußtsein zu bringen, damit es leicht und sicher darüber verfüge. Dabei würde es sich in ersterer Hinsicht weniger um einen im einzelnen erschöpfenden, als vielmehr nach großen Gesichtspunkten geordneten Überblick handeln, in den das durch den Umgang, den Unterricht in

1) Es vertragen sich unsere Ausführungen z. B. ganz gut mit den schönen „Beiträgen zum mhd. Unterricht“ von L. Mader in der Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht, 29. Jahrg., 11. u. 12. Heft.

2) Dgl. hierzu die bemerkenswerten Darlegungen Scharrelmanns in dieser Zeitschr., 30. Jahrg., S. 45.

allen Sächern, nicht zuletzt aber durch eine verständige Lektüre zugleich mit neuen Darstellungen sich anbietende Sprachgut einzuordnen wäre. Vertiefte Einsicht aber in die Wortbedeutung erreichen wir, indem wir die Wörter durch stetes Ordnen, Vergleichen, Verbinden, Entwickeln möglichst allseitig beleuchten. Da aber die Wörter nichts anderes sind als die Verkörperungen unserer Vorstellungen, so bieten sich als natürlichen Einteilungsgrund für eine Wortschau in unserem Sinne eben jene Kategorien dar, unter denen wir unsere Vorstellungen überhaupt zusammenzufassen pflegen. Indem wir also fragen: Wie drückt die deutsche Sprache das Vorhandensein, die Bewegung aus? Welche Bezeichnungen hat sie für die räumlichen, die zeitlichen Vorstellungen? Was versteht sie unter Ding? Wie bezeichnet sie Form, Stoff, Farbe? usf. gewinnen wir neben dem wachsenden Wortvorrat auch eine Vertiefung der Vorstellungen selbst. Beides aber, aus dem Leben unmittelbar entnommen, kommt dem Urteile und dem Ausdruck über die Dinge des Lebens wieder zugute. Bei der Behandlung des Einzelwortes endlich unterstützen uns Hermann Pauls grundlegende Werke (neben den Prinzipien der Sprachgeschichte vor allem das Deutsche Wörterbuch) und die auf die Psychologie, also auf das Leben, aufbauende deutsche Sprachlehre von Ludwig Sütterlin und Albert Waag.

Aus dem reichen Stoff nehmen wir nur wenige Beispiele heraus, um zu zeigen, in welcher Weise einzelne Seiten etwa zu behandeln wären. Wir beginnen aber nicht mit den Substantiven, sondern mit den Bezeichnungen lebensvoller Tätigkeit, mit den Verben. Stofflich beschränken wir uns dabei vorläufig auf die sinnlich wahrnehmbare Welt.

1. Schreiben wir einmal die Verba leben, sitzen, laufen, ragen, ausbreiten an die Tafel. Schülern gegenüber gehen wir lediglich von ihrer heutigen Geltung aus. Man wird finden, daß (während die zwei letzten Wörter sich auf räumliche Erstreckungen beziehen) die drei ersten den weiteren Begriffen des Daseins überhaupt, der Ruhe, der Bewegung angehören, also drei verschiedene Kategorien.<sup>1)</sup> Dieses Einteilen, Über- und Unterordnen ist von grundlegender Bedeutung, insofern mittels dieser Betätigung des Verstandes die Vielheit auf wenige Einheiten zurückgeführt wird. Auf ihr beruht klares Denken, Sprechen und Schreiben. Es macht den Schülern Vergnügen, solche Einordnungen vorzunehmen, die auch bei Substantiven und Adjektiven an Dutzenden gewählter Beispiele anzustellen wären.

2. Lassen wir nun aus Erfahrung und Unterricht schöpfend eine große Reihe von Verben vorerst dieser drei Gruppen sammeln, so wird es den Schüler freuen, der ungeahnt großen Mannigfaltigkeit des Ausdruckes gewahr zu werden, die für die wenigen Begriffe des Daseins, der Ruhe, der Bewegung zur Verfügung stehen. Durch solche Übung erhält der Lernende einen reichen Vorrat an Worten, Vorstellungen werden angeregt, die Lust zu immer neuem Suchen wachgerufen.

3. Unterwerfen wir nun im besonderen z. B. die Verba der Bewegung einer eingehenden Betrachtung, so ergibt sich, wenn wir etwa fließen, gehen, schütteln, stoßen, heben, lenken, bringen, eilen, drehen, schwimmen, graben, schmieden zusammensetzen, die Tatsache, daß jedes dieser Verba neben dem gemeinsamen Faktor (d. i. eben das Bewegen) noch seinen Eigenwert hat. Wir finden

1) S. Fr. Kern, Zustand und Gegenstand, S. 51. 54.

**Bewegen=** 1. Sich bewegen a) des Leblosen, b) des Belebten.

2. Bewegen: a) in Bewegung setzen, b) Richtung geben, c) Bringen von einem bzw. an einen Ort.

An zahlreichen Beispielen wird uns das Bewegen selbst verdeutlicht, aber auch die Begriffe Weg, Richtung, Ausgangspunkt, Ziel, die verschiedenen Arten der Bewegung, die dabei verwendeten Mittel geläufiger, als wenn wir flüchtig bei Behandlung eines Lesestücks davon sprechen. Auch die Verba des Werdens und Schaffens, des Sterbens und Vernichtens, des Nehmens und Gebens, ja aller menschlichen Arbeit sind solche der Bewegung. Auch auf Bezeichnungen der sog. Ausdrucks- und Gemütsbewegungen (sträuben, erschrecken usw.) werden wir stoßen. Jede dieser Untergruppen ist reich an Synonymen, und so ergibt sich eine volle und reiche Anschauung des Bewegungsbegriffes, für die nun auch der angemessene Ausdruck sich nach und nach einstellen wird.

Selbstverständlich lassen wir alle diese Verba in Satzverbindung auftreten mit den verschiedensten Subjekten und Objekten. Es müßte seltsam zugehen, wenn nicht der eine oder andere Schüler Wendungen brächte wie: Die Tränen rührten das Herz des Königs. Dem Riesen sank der Mut dahin. Damit ist die Brücke vom Körperlichen zum Geistigen geschlagen, eine der häufigsten Formen der Übertragung tritt in unmittelbarer Klarheit vor's Auge. Nun fahnden wir unter wetteifernder Teilnahme der Klasse nach ähnlichen Wendungen, die in der Lektüre uns begegnet sind und verzeichnen sie; die reiche Ausbeute kommt dem sprachlichen Verständnis und der Darstellungsraft zugute.

Nicht versäumt dürfte hierbei werden eine Erörterung über die Aktionsarten (Sütterlin, Sprachlehre, S. 57), über Transitiva und Intransitiva und im Anschluß daran über die Arten der Objekte und ihre Funktionen. Wie wenigen ist es z. B. klar, was im einzelnen Fall ein Akkusativ, ein Dativ bedeutet (Sütt. S. 161: erreichtes [umfaßtes] Ziel, Ergebnis, Inhalt usw. — räumlich getrenntes Ziel, Anteilnahme eines lebenden Wesens). Greifen wir aber die Beispiele hierzu aus dem vollen Leben, bieten wir sie nicht als blass grammatische Begriffe, sondern als lebensvolle Werte dar, dann finden wir Interesse und nachhaltiges Verständnis.

Wie mit den Verben der Bewegung verhält es sich selbstverständlich auch mit denen des Daseins und der Ruhe. Das Wort „sein“ allein, in wievielerlei Bedeutungen und Anwendungen können wir es verfolgen (Paul, Wb.!).

4. Sehen wir uns einmal nach dem Wb. ein einzelnes Verbum und nicht einmal eines der vielseitigsten, z. B. ziehen, an! Ziehen (lat. duco) 1. urspr. trans: Das Pferd zieht den Wagen usw. Mit präd. Adj.: lang, schief ziehen. Bildlich: in den Staub ziehen. Ohne Obj.: an einem Seil ziehen. Unpersönl.: es zieht. Im uneigentlichen Sinn gebraucht in Fällen, in denen keine mechanische Gewalt angewendet wird: er hat Kroaten ins Land gezogen, einen vor Gericht ziehen, die Wurzel aus einer Zahl ziehen, Nutzen ziehen aus etwas. In Betracht, in Erwägung ziehen. Mit einem Akt. d. Resultates: Lichter ziehen, ferner einen Strich, eine Grenze, einen Vergleich ziehen. Schon frühzeitig auf Ernährung und Pflege von Pflanzen und Tieren bezogen: Blumen aus Samen ziehen. In bezug auf den Menschen bezeichnet es Beeinflussung der Gewöhnung: Kinder ziehen, ungezogen. 2. Refl. mit intr. Sinn: Truppenmassen ziehen sich zurück, ein Wall zieht sich um die Stadt. 3. Intr. häufig als Fortbewegung

von Massen bezogen: Das Heer zieht vor die Stadt. Auf leblose Gegenstände bezogen auch von einzelnen: Eine Wolke zog über uns hin. Im Sinne von aufbrechen: in die Fremde, in den Krieg ziehen. Auf Wechsel der Wohnung oder des Dienstes bezogen: Er zieht nach Berlin.

So begegnet uns ein und dasselbe Wort in vielartiger Beziehung, all die verschiedenen Anwendungen lösen sich aber alle aus der Grundbedeutung: „Bewegung mit Werkzeugen“ heraus.

Solchen Bedeutungsreihen nachzugehen entbehrt gewiß auch für die Jugend nicht des Reizes und Nutzens! Wie reich an Bedeutungen und Beziehungen sind Wörter wie haben, halten, machen, tun, tragen, fassen, reißen, brechen, steigen, schöpfen usw. Wir versenken uns dabei so recht in Wesen und Geschichte der Wörter, bewegen uns fortwährend in erkenntnisbildenden allgemeinen Begriffen. Da wird uns die Muttersprache so wonnesam, so traut. Viele einsichtige Schulmänner erkennen gerade dieser Seite des Sprachunterrichtes und im besondern des muttersprachlichen hohen Bildungswert zu (vgl. Waag, Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes, 3. Aufl., in den Einleitungen). Ob dabei auf die Gesetze der Verengung, Erweiterung des Bedeutungsumfanges usw. einzugehen ist, hängt von der Reife der Schüler ab.

5. Von den Verben lassen sich zahlreiche andere Wortarten ableiten.<sup>1)</sup> In formaler Hinsicht ließen sich gerade hier wieder allerlei Betrachtungen aus dem Leben nehmen über die Mittel, deren sich die Sprache bei der Bildung der Ableitungen bedient (Umlaut, Ablaut, Prä- und Suffixe). Aber da wir angewandte Sprachlehre treiben wollen, kommt es uns auch hier hauptsächlich auf den Sinn an. Nach einem kurzen Blick auf die Bedeutung der vielfach erstarrten Prä- und Suffixe würden wir uns sogleich den abgeleiteten Substantiven zuwenden und uns die Vieldeutigkeit von Wörtern wie Rat, Zug, Schlag usw. klar machen und auf eine beherrschende Grundbedeutung zurückzuführen versuchen.

Schlagen wir das erste in P.'s Wb. nach, so finden wir (gefürzt): Rat = Mittel zur Befriedigung von Bedürfnissen, noch in Vorrat, Hausrat, Unrat, Geräte; Beschaffung von solchen Mitteln, daher = Fürsorge, Ausweg, Abhilfe; Beratung in Rat halten, zu Rate sitzen; beratende Versammlung, Behörde; Mitglied einer solchen Behörde. Wie viele, auch Gebildete haben von solchen Entwicklungsreihen und anderen wichtigen Tatsachen ihrer Muttersprache nur eine Ahnung?

Haben wir oben 3. zu den Verben die verschiedensten Subjekte und Objekte setzen lassen, so suchen wir jetzt zu den Verbalsubstantiven möglichst mannigfache Prädikate. Denn nur im Satzverbände erhalten wir den anschaulichen Sinn. Zugleich ergibt sich hier Gelegenheit auf das Übliche der Wendungen, auf Fehlerhaftes und dgl. hinzuweisen, sowie an der Hand der Sprache im Zusammenhang kulturhistorische Exkurse zu machen. Zu letzteren findet sich Material in Behaghel, Waag, Weise (Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen).

Nicht minder wichtig sind die Zusammensetzungen. Welche Bedeutung haben die Wortglieder in Jahreswende, Rachezug, Störenfried usw.? Was wird durch den Gebrauch solcher Zusammensetzungen gegenüber dem einfachen Wort stilistisch erreicht? Bei den häufigen und bedeutsamen Zusammensetzungen mit Präpositionen

1) Die Wortbildungslehre finde ich sehr hübsch und schulgerecht dargestellt in: Deutsche Schulgrammatik für höh. Lehranstalten von Dr. Joh. Lochner, Leipzig, G. Freitag.

tritt die Grundbedeutung der letzteren recht anschaulich hervor (abstoßen, anstoßen, aufstoßen usw.), reiche Bedeutungen entwickeln sich bei jedem dieser Composita, verschiedene Konstruktionen treten auf.

6. Daher empfiehlt es sich von einer Reihe von Verben all die Composita zusammenstellen zu lassen nebst den üblichen Wendungen damit. Die Aufstellung ganzer Wortfamilien (zu gehen, kommen, fallen usw.) empfähle sich zu schriftlichen Ausarbeitungen (s. Bauer=Dresden, Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik<sup>21</sup>, S. 129ff.), nur wären auch sie im Satzverbande zu fordern. Das wäre so recht eine Probe der Begabung: Kenntnisse, Spürsinn, folgerechtes Gliedern, mancherlei Kombinieren ließe sich da zeigen. Noch wertvoller wäre aber die Aufstellung von Sinngruppen z. B. zu werden und schaffen etwa in folgender Weise: werden, keimen, spritzen, er-, entstehen, hervorgehen, erwachsen usw.; schaffen, zeugen, schöpfen, weben, machen, bewirken, bereiten, herstellen, hervorrufen. Dazu die Subst.: Geburt, Entstehung, Keim, Wiege, Quelle, Ursprung, Schöpfer, Vater, Urheber, Schöpfung, Werk usw., die sich alle in bestimmter Weise den Begriffen des Werdens und Schaffens zuordnen lassen und in zahlreichen Wendungen auftreten.

Bezüglich der Wendungen aber wäre besonders der Übertritt von einer Wortklasse in eine andere zu beachten, vgl. Sütt. § 86: Der Himmel ist blau, das Blau des Himmels, der Himmelsblau, oder das deutsche Volk ist frei, hat sich befreit, hat sich die Freiheit errungen, verdankt Hermann die Befreiung, der Cheruskerfürst ist sein Befreier. Die Vorstellungen sind somit nicht an bestimmte Wortarten gebunden. Wie die lautverwandten Wörter, können aber auch die sinnverwandten sich vertreten (Straße, Gasse, Weg, Pfad, Bahn). Verschiedenheit des Ausdruckes für denselben Vorgang ergibt sich auch aus einer dominierenden Nebenvorstellung: Die Wunde blutet (Stoff), das Blut quillt aus der Wunde (Ursprung), das Blut rieselt über die Wange (Ausbreitung), von Blut triefen (Menge), vom Blute rot (Farbe). Auf der Art und Weise der Vorstellung beruht überhaupt die Satzkonstruktion: a) substantivische und verbale Konstruktion: er hat ihn getötet — er ist sein Mörder; b) subjektive und objektive Konstruktion: Ich sehe den Baum — der Baum steht vor mir. Das Gebiet der eigentlichen Übertragungen haben wir dabei außer Betracht gelassen. Derlei Spracherscheinungen begegnen uns täglich auf Schritt und Tritt, aber isoliert und darum für die Erkenntnis wirkungslos. Deshalb wäre es eine dringende Notwendigkeit das zerstreut auftretende Material zusammenzufassen und auf eine gesicherte Grundlage zu stellen.

7. Haben wir so die wichtigen Begriffe des Daseins, der Ruhe, der Bewegung mit Hilfe der Sprache anschaulich gemacht, nicht ohne auch der Muttersprache neue und vertiefte Erkenntnis zuzuführen, so betrachten wir jetzt die Anschauungsform, in der alles Leben verläuft, den Raum.<sup>1)</sup> Doch lassen wir uns dabei nicht in tiefe Spekulationen ein, sondern fragen schlicht und einfach: Wie wird in der Sprache das Räumliche bezeichnet? Wir fassen zunächst das wohl schon im Unterrichte Erlernte vielleicht dahin zusammen:

1. Zu den Ausdrücken des Vorhandenseins und der Ruhe (Sütt. § 245) treten Ortsbestimmungen auf die Frage wo? (Ruhepunkt), zu denen der Bewegung Ortsbe-

1) Hier möchte ich auf das antegende Büchlein v. A. Schmieder, Natur und Sprache hinweisen, bei R. Voigtländer, Leipzig.

stimmungen auf die Frage woher? (Ausgangspunkt) und wohin? (Zielpunkt) und beachten dabei auch Sütt. § 239 Abs. 3 und 4, wonach sich die Verhältnisse mehrfach verschoben haben und nicht mehr genau abgrenzen lassen.

2. Wir finden als Ausdrucksmittel a) Adverbien, b) Substantive mit einer Präp., c) Lokalsätze.<sup>1)</sup> Von diesen Ortsbezeichnungen in b) als den prägnantesten wollen wir nun aus Erinnerung und Gegenwart eine große Zahl zusammentragen und ordnen lassen:

Über dem Sternenzelt, im Reich der Lüfte, durch ganz Asien, im Königreich Preußen, bei Köln, zu Wasser und zu Lande, unter dem 48° n. Br., in der Stadt, in jenem Dörflein, im Vaterhause, in Palast und Hütte, im engen Stübchen, an der Wand, in der Ecke, im verborgenen Neste, im unterirdischen Bau. Vor der Stadtmauer, auf grüner Wiese, mitten im Kornfeld, am stolzen Strom, auf der einsamen Landstraße, im stillen Tal, an steilem Bergeshang, im tiefen Wald, durch den vielbesungenen Rheingau, auf der schwäbisch-bayerischen Hochebene, an einer Station der Linie Straßburg-Wien. Im hohen Dom, auf dem friedlichen Kirchhofe, in der ruhigen Werkstätte, auf wohlgefülltem Speicher, hinter den Klostermauern, in einem Schifflein, unter dem dumpfen Zelte, im weichen, warmen Bette. Im bleichen Antlitz, auf dem lahlen Haupte, in beiden Händen, zwischen den Fingerspitzen, in der Brust, im Herzen, unter dem rauhen Kittel. Am Rande des Abgrundes, im Mittelpunkte des Landes, des Interesses, im Vordergrunde, im Umkreis, in der Nähe, in weiter Ferne, auf schwindelnder Höhe, in gähnender Tiefe, im Lande der Pyramiden, der Mitternachts-sonne, in der Stadt des heiligen Kilian und tausend andere.

So lernen wir den Begriff des Ortes recht kennen: geographischer Ort, natürlicher Ort, der durch die Kultur geschaffene Ort, der Ort als Arbeitsstätte, der weitere und engere Ort, die Körperteile als Ort usw. zugleich mit den Gefühlswerten, die sich an die verschiedenen Örtlichkeiten knüpfen, und erkennen, daß sprachlich jedes Ding, insofern es von einem Ruhe- oder Richtungszeitwort abhängt, Ort sein kann. Es sind stehende Wendungen, die duzendmal vorkommen und deren ungesuchter Gebrauch dem Schüler geläufig werden sollte.

8. Die Mathematik beschäftigt sich mit den räumlichen Begriffen Linie, Fläche, Körper. Jedem von ihnen entspricht in der Sprache, weniger genau, aber dafür um so reicher, eine Reihe von Bezeichnungen. Als Linie gelten ihr beispielsweise insgemein: Zeile, Strich, Strahl, Faden, Schnur, Kette, Reihe, Gasse, Windung, Bogen, Kreis; als begrenzende Linien: Rahmen, Rand, Saum, Ufer, Schwelle, Einfassung, Ring, Kranz, Grenze, Schranke. An der Linie wird unterschieden: Anfang, Mitte, Ende, Abschluß, Verlauf, Lücke, Unterbrechung, Berührung, Verbindung. Diese substantivischen Bezeichnungen wiederholen sich an allen linearen Gebilden, entsprechen ihnen spezifisch, ebenso wie die adjektivischen lang, kurz, gerade, krumm, gebogen, gewunden, geschweift, geschwörfelt, gezackt, gebrochen, gestreckt, gleichlaufend, gekreuzt, verschlungen, wirt uff., und die verbalen Bezeichnungen anfangen, angehen, verlaufen, sich ziehen, winden, ausgehen, enden, schlingen (ver-, um-), sich schlängeln, absehen, ausgreifen, streben, zusammentreffen, sich schneiden, kreuzen, begegnen, verbinden, verzweigen, verästelten, umgeben, umringen, umfassen, umschließen, hegen,

1) Derartige Querschnitte nimmt auch der neuprache Unterriht vor, s. Neue Jahrbücher f. d. Nass. Altertum, 1914, S. 336.

scheiden, trennen, absperren, ein-, beschränken usw. Schon durch die bloße Nebeneinanderstellung hebt sich die Bedeutung all dieser Wörter deutlich voneinander ab und gewinnt dadurch an Klarheit, abgesehen davon, daß die Beherrschung eines reichen Wortschatzes den Ausdruck treffend und gefällig macht. Bemerkenswert wäre die Personifikation, die sich besonders in den reflexiven Verben zeigt. Daß auch sonst hier wieder sich ein Blick von der sichtbaren in die geistige Welt aufstut, zeigt sich in zahllosen Wendungen wie gerader Sinn, gebrochener Mut, wirrer Geist, die Gedanken durchkreuzen, mit Liebe umfassen usw.

So hat auch die Fläche und alles, was die Sprache als Fläche ansieht, ihr spezifisches Wortmaterial. Wer daher eine Fläche in ihrem Begriffe erfaßt hat und das zugeordnete Material beherrscht, kann jede Fläche, sei es nun eine Wiese, ein See, ein Bild beschreiben. Und nur wer den allgemeinen Begriff besitzt, der wird allenfallsige Abweichungen und Besonderheiten wahrnehmen und beurteilen können.<sup>1)</sup> Aus dem Begriffe der Fläche aber gehen auch die Verhältnisse der Nähe und Ferne, des Gegenübers in freundlichem und feindlichem Sinne, des Zusammenhängens und Getrenntseins, der Vergleichung und des Unterschiedes gewissermaßen natürlich hervor. Welch reiche und wichtige Anschauungen! Und so verhält es sich mit hoch und tief, hoch und nieder, oben und unten, hinauf (empor) und herab mit ihrer relativen Geltung und ihrer sinnvollen Übertragung.

Bei der sprachlichen Behandlung des Räumlichen drängt sich eine Überschau der Präpositionen von selber auf. Auch sie läßt sich aus dem Leben selbst herstellen. Grundbedeutung und Bedeutungsübergänge (vom Örtlichen aufs Zeitliche, aufs Modale und Kausale) läßt sich an ihnen besonders lückenlos und belehrend verfolgen (vgl. P.'s Wb. „über“, „um“, „vor“ ufs.). Daß z. B. auch in den Ausdrücken: ich denke an den Vater, ich sehne mich nach Freiheit, ich trauere um das verlorene Glück örtliche Vorstellungen zugrunde liegen, ist nicht schwer einzusehen. Hier läßt sich geistige Kraft üben und durch Übung stärken. Sollen die Schätze, die in einem Werte wie in Pauls Wörterbuch schlummern, ewig ungehoben bleiben?

9. Zu allen Verben können Zeitbestimmungen treten auf die Fragen wann? (Zeitpunkt), seit wann? (Beginn), bis wann? (Endpunkt), wie lange? (Dauer), wie oft? (Wiederholung). Diese Bestimmungen werden bezeichnet a) durch Adv., b) durch Subst. mit Präp., c) durch Adv. Sätze.

Zeitbestimmungen 1. eigentliche, a) historische: Im Jahre 9 v. Chr. G., unter der Regierung des Kaisers Augustus, zur Zeit der Kreuzzüge, in den stürmischen Tagen der Revolution, b) alltägliche Zeitangaben: an einem schönen Frühlingmorgen, in einer mond hellen Winternacht. Gestern früh um 6 Uhr. Am Montag, den 1. Mai. Letzte Ostern. 2. Zu einer Zeitbestimmung kann jede Tätigkeit in bezug auf eine andere gemacht werden: Während des Schlafes. Nach der Arbeit. Am Anfang, im Verlaufe, am Schlusse der Unterredung. Bis zur Rückkehr.

Was nun aber den zur Bezeichnung der Zeitbestimmungen vorhandenen Wortschatz betrifft, so mögen folgende Beispiele zur Beleuchtung dienen: Die Stunden kommen und gehen. Der Tag neigt sich. Vgl. Schiller, Sprüche des Konfuzius: Dreifach ist der Schritt der Zeit; zögernd kommt sie angezogen, pfeilschnell ist das

1) Vgl. Goethes Wort: „Was man weiß, sieht man erst.“

Jetzt entflohen, ewig still steht die Vergangenheit. Ferner Zeitpunkt, Zeitspanne, Zeitraum. Im Strome der Zeit. Lange, kurze, hohe Zeit. Mittwoch, Mitternacht, Hochsommer, tiefer Winter. Übers Jahr, am Geburtstag, aus dem Mittelalter, um Mittag. Aus diesen Beispielen leuchtet ohne weiteres ein, daß auf die Zeitbegriffe die räumlichen Merkmale und die Bezeichnungen hierfür übertragen werden. Während sich die Dinge aber im Raume nebeneinander befinden, folgen, wie man es auszudrücken pflegt, sich die Tätigkeiten in der Zeit nacheinander.

10. Nun wollen wir uns noch in aller Kürze den Dingen zuwenden, den Vorstellungen, die für den menschlichen Geist daran haften, den Bezeichnungen der letzteren durch die Sprache!

Was die Sprache unter Ding versteht, lehrt uns die moderne Grammatik (Sütt. § 96 ff.). Sie rechnet zu den Dingen: 1. Personen: Friß, Ußland, Preuße, Vater, Gärtner, Knecht. Verschieden bezeichnete Verhältnisse! 2. Die Pflanzen und Tiere. 3. Die eigentlichen Dinge, natürliche und künstlich hergestellte: Sonne, Berg, Land, Stein, Haus, Rod, Schwert, Kyffhäuser, Donau. 4. Die dinglich gedachten Tätigkeiten und Eigenschaften: Der Zug nach Rußland brachte Napoleon den Untergang. Wissen macht reich. Schönheit vergeht, Tugend besteht. Ein Ding kann nach den Verhältnissen, die zu betonen sind, verschiedene Bezeichnungen bekommen, z. B. Friedrich I.: Kaiser, Herrscher, Fürst, der Held, der Höhenstaufe, der Rotbart, der Schläfer (im Kyffhäuser), der Tote (als seine Leiche geborgen ward). Leblose Dinge werden häufig als lebend, d. i. empfindend oder handelnd, dargestellt. Beispiele allerorten, davon jeweils eine Anzahl zu sammeln und zu ordnen wäre.

Da wir uns hier auf die reale Welt beschränken wollen, so gehen uns vorzüglich die unter 1., 2., 3. fallenden Dinge an. Auch Personen und Tiere gehören, insoweit sie Körper sind, hierher. Wie zahlreich sind die Bezeichnungen für körperliche Formen; Substantive und Adjektive machen sich den Rang streitig, aber auch Verba des Formens treten in großer Zahl hinzu. In Ausdrücken wie den Geist bilden, Pläne schmieden und vielen anderen sind sie übertragen angewandt. Es treten uns ferner die wichtigen Begriffe Stoff, Inhalt, Farbe, Menge und Maß, Ganzes und Teile mit einem reichen Schatz an Worten und Wendungen entgegen. Besonders auch der Adjektive wäre hier zu gedenken, deren Bedeutung in helleres Licht gerückt wird, wenn wir wissen, daß alt zu lat. alere, dick zu gedeihen, dünn zu dehnen, gelb zu Galle, Gold, hell zu hallen, hoch zu hügel, hohl zu hehlen, hübsch zu höfisch, fed zu erquiden, leicht zu gelingen, rasch zu Rad, leicht zu sinken, steil zu steigen, tief zu tauchen, wenig zu weinen gestellt werden kann (s. Kluge, etym. WB.). Bei solch etymologischen Aufklärungen leuchten die Augen der Jungen, weil sie Zusammenhänge des Lebens schauen.

Hiermit sei diese Skizze geschlossen. Unsere Meinung wäre nach allem, daß beim muttersprachlichen Unterricht von Anfang an die Grammatik, nur soweit sie Sprachrichtigkeit begründet, in den Vordergrund trete und daß die Wörtkunde nicht so nebenbei, etwa durch das Medium des Lesebuches, das eine andere wichtige Aufgabe zu erfüllen hat, betrieben werde, sondern daß sie dem Leben entnommen auf das Leben zurückströme.

So bleiben uns die Wörter nicht länger oft leere Laute, sondern erscheinen als inhaltvolle Träger des Geistigen. Sie bilden nicht eine unübersehbare Masse, sondern



es hat jedes seinen angewiesenen Platz innerhalb eines großen Ganzen. Die Bedeutungslehre wird eine Quelle der Bildung und des Genusses. So versenken wir uns, um mit dem Dichter zu reden, in den Reichtum, in die Pracht der Muttersprache. Unser Ausdruck wird an Schönheit und Sicherheit gewinnen. Die Schätze des Schrifttums werden sich uns voller erschließen. Nicht der Schule, dem Leben!

Eine solche Behandlung der Muttersprache mag vor einem Jahrhundert Pestalozzi vorgeschwebt haben (Ziegler, Gesch. d. Päd.<sup>1</sup>, S. 276) und mit ihm J. G. Fichte in den Reden an die deutsche Nation. Und wenn nach den Stürmen des Krieges das deutsche Volk sich wieder ganz den Gaben und Gütern des Friedens zuwenden darf, möge es auch in diesem Sinne der Muttersprache als eines hehren Besitzes warten!

## Friedrich Ludwig Jahn als Deutschlehrer.

Von Erich Merbitz in Dresden, 3. Jt. im Felde..

In Nr. 14 der Zeitschrift „Körper und Geist“ (1915) gibt Fritz Ehardt eine „Würdigung Friedr. Ludw. Jahns aus dem Geiste unserer Kriegszeit“. Er zeigt darin, wie dieser weitblickende und umfassende Denker ganz einseitig beurteilt, immer nur als der „wunderliche Heilige“, der ziemlich „ungefährliche Turnvater“ angesehen worden ist und weist auf die Gründe für diese falsche Meinung hin, die ja heute noch weit verbreitet ist. Tatsächlich wird wohl jeder, der mit diesen Vorurteilen an Jahn herantritt und etwa sein „Deutsches Volkstum“ zum ersten Male liest, erstaunt sein über die zeitgemäßen Gedanken und Forderungen, die er da erhebt, und über den weiten Blick für die innere wie äußere Entwicklung der Staaten, der sich überall zeigt. Eigenartig aber berührt uns die Sprache, in die diese Gedanken gekleidet sind. Im ersten Augenblick scheint sie uns fremd und unverständlich; es sind wohl deutsche Laute und Silben, aber in ungewohnter Zusammensetzung, in ungewohntem Gebrauch. Und so können wir nicht leicht die Seiten überfliegen, wir sehen uns gezwungen zu denken, jedes Wort zu überlegen. Und da auf einmal geht uns die große Kraft und Schönheit, die wirkliche Deutschheit dieser Sprache im Fichteschen Sinne<sup>1</sup>) auf. Wir erkennen mit Freuden, wie ja all das Gesagte viel klarer, viel kürzer und dabei doch viel verständlicher ist, als wir es vom Deutsch unserer Tage gewöhnt sind. Wie kommt das?

Jahn ist ein großer Sprachkünstler. Bewußt gräbt er bis zu den Tiefen, aus denen die Sprache kommt, geht bis zu ihren Wurzeln, belauscht ihr Keimen und Wachsen, ihr Knospen und Verzweigen. Jedes Wort ist ihm eine lebendige Vorstellung, nicht wie leider meist uns heute ein abgeblakter bloßer Begriff. Er sieht noch etwas vor sich, wenn er seine Worte und Bilder wählt, er denkt und spricht anschaulich. Und freudig lassen wir uns von ihm führen, das Leben unserer Sprache sehen

1) Fichte legt den Unterschied zwischen einer „lebendigen“ und einer „toten“ Sprache in seiner vierten Rede an die deutsche Nation dar und kommt zu dem Schlusse: „Der Deutsche redet eine bis zu ihrem ersten Ausströmen aus der Naturkraft lebendige Sprache, die übrigen germanischen Stämme (unter denen Fichte die heutigen Nachkommen der Franken, Goten, Langobarden, Angelsachsen usw. versteht) eine nur auf der Oberfläche sich regende, in der Wurzel aber tote Sprache.“

wir wieder und erstaunen über ihre Bildungskraft und Klarheit. So eigenartig und ungewohnt wohl die Ausdrücke oft sind — viele haben wir noch nie gehört —, wir verstehen sie doch; denn es ist die Sprache der Heimat, die Muttersprache, die uns vertraut entgegenklingt.

Aber Jahm hat seine Sprachkunst nicht nur angewandt, er hat auch die Grundsätze aufgestellt, nach denen er selbst sich gerichtet, deren Beachtung er von jedem Deutschen fordert. Oft weist er in seinen Werken auf die deutsche Sprache und ihre Bedeutung hin. So verlangt er eine hochdeutsche Schrift- und Staatsprache, die jeder Deutsche beherrschen, die aber auch „volksfähig“ sein muß, ohne daß er etwa den Wert der Mundarten „für Volksdichtungen und zur Dervollkommnung der Gesamtsprache“ verkennet. Die höchste Achtung vor der Sprache beseelt ihn: „In seiner Muttersprache ehrt sich jedes Volk, in der Sprache Schatz ist die Urkunde seiner Bildungsgeschichte niedergelegt, hier waltet wie im einzelnen das Sinnliche, Geistige, Sittliche. Ein Volk, das seine eigene Sprache verlernt, gibt sein Stimmrecht in der Menschheit auf und ist zur stummen Rolle auf der Völkerbühne verwiesen. Mag es dann aller Welt Sprachen begreifen und übergelehrt bei Babels Turmbau zum Dolmetscher taugen, es ist kein Volk mehr, nur ein Mengsel von Starmenschen.“ Und deshalb verlangt er auch: „Klar wie des Deutschen Himmel, fest wie sein Land, ursprünglich wie seine Alpen und stark wie seine Ströme bleibe seine Sprache!“ Und diese herrliche Sprache muß von Fremdem frei gehalten werden. Den Unfug, den Kindern durch französische Erzieherinnen neben ihrer deutschen Muttersprache sogleich noch die „feinere“ zu lehren, geißelt er kräftig. „Zwei Mütter gebären nicht einen Leib, zwei oder noch mehrere Sprachen zugleich entfalten kein Sprachvermögen.“ Mit einem festen Besen will er alles aus der deutschen Sprache hinausfegen, was nicht hereingehört und sie daher entstellt und beschmutzt. „Fremde Kunstausdrücke müssen in Benennung von Personen, Würden, Ämtern, Handlungen und volkstümlichen Gegenständen gänzlich abgeschafft, und in Gesetzen, Verordnungen und im Geschäftsgange, wo es nur irgend die Verständlichkeit erlaubt, vermieden werden.“ Woher kommt aber überhaupt alle „Wortmengerei“? Sie „entspringt aus Untunde, Sprachfaulheit und Dornehmtuerei“, und Jahms feines Empfinden erkennt auch die sittliche Gefahr dieses Übels: „In einer fremden Sprache wird man vor einer Anstößigkeit schon weniger rot, und in manchen Fällen die Lügen sogar schön.“ Er kennzeichnet damit auch die heute noch übliche „Gesellschaftssprache“ vortrefflich. Freilich, wie sollen wir nun in den verschiedenen Sächern deutsche Bezeichnung, deutsche Sachausdrücke finden, ist das nicht zu schwierig? Jahm meint dazu mit feiner Menschenkenntnis: „Künstler und Wissenschaftler sind in der Regel für reindeutsche Kunstwörter in allen andern Künsten und Wissenschaften. Von den übrigen kommt es ihnen immer zu schwer vor, und darum lassen sie es auch ohne Versuche bewenden“, und weiter: „Es ist merkwürdig, daß die Deutschen an ein Kunstwort, aus einer fremden Sprache eingeschwärzt, nicht den kleinsten Teil der Forderungen machen wie an ein einheimisches. Dort gilt ein leerer Schall als genug zur Bezeichnung; hier kann es nie genug und nicht genug ausdrücken. Mögen die kittelnden Wortmäler und Sachwalter der fremden Schleichwaren nicht vergessen, daß ein Kunstwort immer ein Wort bleibt, keine Abhandlung der Sache werden darf, sie nur entsprechend andeuten soll.“ Und „es ist ein unbestrittenes Recht, eine deutsche Sache in deutscher Sprache, ein deutsches

Wert mit deutschem Wort zu benennen". Als er nun die deutsche Jugend wieder hinausgeführt, sie ihren Körper wieder brauchen gelehrt und damit ein neues Können, eine neue „Kunst“ geschaffen, da waren für die neuen Dinge und das neue Tun auch neue Worte nötig, und mit feinem Sprachgefühl hat Jahn seinen Grundsätzen gemäß solche geschaffen. Und die deutsche Sprache ermöglichte ihm solche Schöpfer-tätigkeit; denn sie „vereint reine Ursprünglichkeit mit Weiterbildsamkeit und hohes Alter mit jugendlicher Frische“. So ist sie in Wahrheit eine lebende Sprache, immer wieder aus sich selbst sich neu erzeugend. „In der Bildsamkeit aber lebt die Verjüngung der Sprache“ und ohne Aufhören schafft sie weiter. „Darum bedürfen Wörter keiner Buchstaben, allein durch Sprachtümlichkeit sind sie sprachbütig.“ „Kein Splitter-richter hat Sug zu fragen: hat schon jemand so gesagt? Man muß prüfen: Darf man so sagen? Ist es nicht besser auszudrücken? Denn jede lebendige Sprache bewegt sich in allgewaltiger Rege; aber Sprachlehren und Wörterbücher kommen dann auf dem gangbaren Pfade richternd hinterher.“ „In der Teilbarkeit, Zerlegung, Verlegung und Zusammensetzung besitzt die deutsche Sprache eine Vielgestalt, die sich wendet, schwenkt und kehrt und nach allen möglichen Richtungen fortschreitet. Als Ursprache hat sie eine Klarheit zur Mitgift, die jeder Aftersprache mangelt. Sie ist anschaulich gebildet und lebt im Anschauen.“ Sie „wird in Wissenschaft und Kunst niemals Kenner und Könner im Stich lassen. Nimmer werden die Stufenwörter fehlen, jede Folge und Folgerung wird auszudrücken sein. Die Sprache wird treu gepflegt mit dem Entwicklungsgange Schritt halten, für jede neue Gestaltung unsers Volkes passen, für jede Lebensfülle zureichend sein und mit dem Wachstum des Volkes an Bildsamkeit zunehmen.“ Und ein jeder hat das Recht und die Pflicht an der Reinhaltung und Weiterbildung der Sprache, an der Wiederbelebung alten Sprachgutes wie an der Gewinnung von neuem mitzuarbeiten; denn die „Sprache ist Gemeingut der Sprachgenossen, das Sprachtum ist die Handfeste; die Bildegesetze sind Gerechtfame, die jeder einzelne wahren, schützen und schirmen muß. Die Sprach-gemeinde lebt auf uraltem Gauerbe und darf ihr Traugut nicht verschulden, nicht verbösern, nicht verbilden, nicht aufgeben und verschleudern.“ Die Quellen für neues Sprachgut aber sollen nicht die fremden Sprachen sein, sondern die Mundarten. Sie „sind keineswegs für bloße Sprachbehelfe zu halten, für Ausdrucksweisen von niederem Range, . . . sondern aus ihnen mehrt sich dann allezeit, wenn Not am Wort ist, die Schriftsprache, die ohne sie nicht heil, sondern unganzz ist. Die Gesamtsprache hat hier Fundgruben und Hilfsquellen, die wahren Sparbüchsen und Notpfennige des Sprachschahes. Mundarten zeugen immerfort den alten Urstamm in sprachtümlicher Reinheit von Geschlecht zu Geschlecht. . . . Sie können wohl Sprachfehler begehn, aber keine Sprachfrevel.“ Wenn aber auch diese Vorratskammer versagt, so bleibt der Sprache noch immer die Möglichkeit der Zusammensetzung. „Ein Wort soll aber gefugt, nicht bloß zusammengesetzt, genutet und nicht genagelt, nicht geleimt, sondern geschweißt sein.“ So hat Jahn seine Turnsprache gebildet, so war er in all seinen Werken stets bemüht, „deutsche Sache in deutscher Sprache“ auszudrücken.

Einige Beispiele mögen noch im einzelnen zeigen, welche Fülle er uns bietet. Die große Anschaulichkeit seiner Sprache erweisen Ausdrücke wie „Sprachfegerei, Worthilfe, Wortschnüffler, Lediggang, Einling“ und etwa ein Satz wie der folgende:

„Ohne das Pflegen der Wurzelkeime wird die Sprache als Saumtroß und Pachtier beladen und muß endlich unter der Last schwerfugiger Zusammensetzung erliegen.“ In „quinen“ = hinziehen, in „richt“ und „strad“ und vor allem in „turnen“ selbst bringt er alte Stämme und Formen wieder auf. Silben, die nur noch in bestimmten Zusammensetzungen, sonst aber nicht mehr gebraucht werden, „scheintot“ sind, erweckt er zu neuem wortschaffendem Leben in „Asterdeutsche, meindeutschen, sprachtümlich, sprachbürtig, Schwingzeug, wurfrecht, wuchtbar, schriftsäffig“. „Schoden, Red, Kiege, schirken“ sind aus mundartlichen Quellen geschöpft. Endlich finden wir auch geschickte Verdeutschungen von fremdem Sprachgut: für die Sachausdrücke Prä-, In- und Suffix braucht er „Vorling, Inling und Endling“, den Kosmopolitismus überseht er mit „Allerweltsbürgerei bzw. Allerweltsleben“ und beweist damit zugleich den Reichtum der deutschen Sprache und ihre größere Fähigkeit, feine Unterschiede wiederzugeben.

„Feinde ringsum!“ Klingt es nun wieder wie zu Jahns Zeit, und im Ringen um unser Sein ist uns auch für sein Denken und Fühlen wieder besseres Verstehen erwachsen. Sollten wir nicht auch aus seiner Sprache noch mancherlei lernen können? „Deutsch sei des Deutschen Rede“ ist endlich wieder eine allgemeine Forderung geworden. Was das aber heißt „deutsch reden“, das sagt und zeigt uns selten einer so gut wie der alte Turnwater. Wollen wir ihn da nicht auch einmal mit unsern Jungen lesen? An seiner Sprache können wir ihnen zeigen, was „deutsch reden“ ist, ihnen Verständnis geben für Wortbildung und Anschaulichkeit, für Wortwahl und Sprachreinigung, ihnen Achtung beibringen vor der Biegsamkeit und Wandlungsfähigkeit, vor der Kraft und Schönheit unserer herrlichen „lebendigen“ deutschen Sprache. Die dazu geeignete Klasse wäre wohl die III, in der ja nach dem Lehrplan Wortbildungslehre zu behandeln ist.

## Literaturbericht 1914/15.

### Zeitalter des Barock (1600—1750).

Don Wolfgang Stammeler in Hannover.

#### V. Didaktik.

(Fortsetzung von S. 341 und Schluß.)

Elert, welcher uns schon ein Werk über Jakob Böhme geschenkt hat, stellt in einer kleinen Schrift<sup>40)</sup> gedrängt die Ergebnisse seiner größeren dar. Des Görlitzer Schusters Leben wird schön gewürdigt, und der Kernpunkt seiner Lehre, das „zentrale religiöse Erlebnis“, scharf herausgeschält. Das religiöse Erleben ist ihm nicht Sache des Verstandes, vielmehr Sache des Willens. Der alte böse Wille muß sterben, damit die Seele wiedergeboren werden kann. „Ist unser Wille Gottes Wille, so haben wir das große Mysterium Gottes“, in diese kurze Formel prägt Böhme einmal die Grundlage seiner Spekulation. Dem Vorwurf des Pantheismus, als dessen Vertreter noch heute vielfach Böhme gilt, reinigt ihn E. in überzeugenden Ausführungen, ohne die Zwie-

40) Jacob Böhmes Deutsches Christentum. Von Lic. Dr. W. Elert. (Biblische Zeit- und Streitfragen, herausg. von Prof. D. Kropatschek. IX. Serie, 6. Heft.) Berlin-Lichterfelde 1914, Edwin Runge. 36 S. 8. M. 0,50.

spältigkeit in Böhmes religiöser Auffassung wegzuleugnen. Warme und wahre Worte findet er für Böhmes Deutschtum und bewundert seinen Stil, seine Sprachbildung, auch ein Thema, welches einer Bearbeitung noch harret und dankbare Resultate zeitigen würde. Allen, die sich ein klares Bild von dem „Philosophus Teutonicus“ machen wollen, sei die kleine, aber inhaltreiche und gedantentiefe Schrift zur nachdenklichen Lektüre empfohlen.

Einen interessanten Autor, den Ulmer Architekten Josef Surttenbach, bespricht Karl Roller<sup>41)</sup> in bezug auf seine Tätigkeit als Erbauer von Schulhäusern. Die Entwürfe und Pläne Surttenbachs in seinen theoretischen Schriften werden an hand guter Reproduktionen eingehend abgehandelt, im Anschluß daran die Gedanken, welche Surttenbach über Schule und Unterricht überhaupt nebenher äußert. Mir ist bei der Lektüre dieses Kapitels das Bedenken aufgeftiegen, ob nicht R. seinen Helden überschätzt. Surttenbach hat wohl kaum im Sinne gehabt, als pädagogischer Reformator aufzutreten, als den ihn der Verfasser öfter hinstellen will. Seine Gedanken über Unterricht und Erziehung waren vielmehr die landläufigen seiner Epoche und hätten durch Verweisung oder Anführung zeitgenössischer Fachschriftsteller mannigfache Parallelen gefunden. Auch mancher gute Ulmer (und sonstige) Schulbrauch, wie z. B. die „Schulspaziergänge“, ist kein Originalgedanke Surttenbachs gewesen, sondern hat nur seine künstlerische Phantasie befruchtet. Trotz diesen grundsätzlichen Bedenken ist die Schrift mit Freuden zu begrüßen als ein neuer Beitrag zu der pädagogischen Bewegung des 17. Jahrhunderts<sup>42)</sup>. Auch bietet sie wiederum reiche Beweise für die völlige Haltlosigkeit der Behauptung von der allgemein verheerenden Tätigkeit des Dreißigjährigen Krieges: Ein großer Teil der sehr üppig ausgestatteten Schriften Surttenbachs ist in den Jahren 1627—1644 erschienen, 1634 baute Surttenbach in Ulm ein Krankenhaus, 1641 die „Deutsche Schule in der Eich“, richtete 1640 im Waisenhaus zu Ulm ein Theater ein und baute im folgenden Jahre eine Scheune zu einem Komödienhaus um, ganz zu geschweigen von seinem eigenen, prächtig eingerichteten Wohnhaus; 1641 erhielt die Dreifaltigkeitskirche in Ulm eine kostbare Orgel — das alles im Dreißigjährigen Kriege!

Einen kleinen Essay über P. Martin von Cochem veröffentlichte Wilhelm Kosch<sup>43)</sup>. Die leicht übertreibende, begeisterte Manier, in welcher Kosch zu schreiben pflegt, hat sich hier zu einem wahren Panegyrikus auf den Volkschriftsteller, „den Apostel Deutschlands“ (!), gesteigert. Besonders in der Biographie tritt dies in oft komischer Weise hervor. Natürlich kehrt auch die „Wüste“ wieder, die der Dreißigjährige Krieg in Deutschland zurückgelassen hat. Ansprechender ist die Schilderung von Martin als „Erneuerer des geistlichen Lebens und als Volkschriftsteller“; letzterer hätte wohl noch schärfer betont, seine literarhistorische Stellung noch genauer und tiefer figiert werden können.

41) Die schulgeschichtliche Bedeutung Joseph Surttenbachs des Älteren (1591—1667) in Ulm. Habilitationsschrift zur Erlangung der Venia Legendi für Pädagogik an der Großh. Techn. Hochschule zu Darmstadt von Prof. Dr. phil. Karl Roller. Darmstadt 1913. 119 S. 8.

42) Vgl. D. C. Habicht: Die deutschen Architekturtheoretiker des 17. u. 18. Jahrh. I. J. Surttenbach d. Ä. *Jtschr. f. Architektur u. Ingenieurwesen* 1916, S. 1—30.

43) P. Martin von Cochem, der Apostel Deutschlands im Zeitalter der großen Kriege. Von Wilhelm Kosch. (Führer des Volkes. Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. 14. Heft.) M.-Gladbach 1915, Volksvereins-Verlag. 40 S. 8. M. 0,60.

Der um die Rheinische Kirchengeschichte hochverdiente Pastor W. Rotzscheidt hat den „Märtyrer des Bergischen Landes“ Arnold Pollich<sup>44)</sup> auf Grund der Quellen knapp und klar behandelt. Es ist das typische Schicksal vieler evangelischer Theologen jener Zeit in konfessionell gemischten Territorien: Katholisch geboren und erzogen, dann im evangelischen Kirchendienst, schließlich im Dreißigjährigen Kriege von den Katholiken ins Gefängnis geschleppt, des Abfalls beschuldigt und im Kerker gestorben, angeblich nach dem Rücktritt zum wahren Glauben. Vermißt habe ich einen deutlichen Hinweis darauf, wann Pollich zum evangelischen Glauben übergetreten ist. Interessant ist Pollichs einzige Schrift, welche R. im Anhang abdruckt, ein mannhaftes Bekenntnis zur reformierten Konfession und darum für das geistige Leben am Niederrhein von Bedeutung, weil in jenen Jahrzehnten die literarische Tätigkeit dort nicht reich sprudelte.

Die geschichtliche Erforschung der theologischen Strömungen im Rheinlande sucht Rotzscheidt zu fördern durch Herausgabe der „Monatshefte für Rheinische Kirchengeschichte“; in ihnen gibt Rodewald eine treffliche Arbeit über Caspar Streccius (1590—1656)<sup>45)</sup>. Hier interessiert Streccius durch seine poetischen Produkte. Neben Gelegenheitsgedichten fesselt eine in Reimen abgefaßte Chronik über die Vorfälle im Oberamt Trarbach und in der benachbarten Gegend, die leider nur in einem späteren Auszug (bis zum November 1634) erhalten ist; das Original ist offenbar verbrannt. In derben und kunstlosen Knüttelversen legt da Streccius seine Beobachtungen und Erlebnisse nieder, besonders die fortwährenden Pladereien und Unglücksfälle im Kriege<sup>46)</sup>. Offener Blick, scharfe Beobachtung, mannhaftes Überzeugungstreue und kraftvoller Haß gegen die Widersacher sprechen aus den holprigen Versen. Beachtenswert ist, daß ein studierter Mann, welcher nachweislich viel las (R. gibt ein instruktives Verzeichnis seiner Bibliothek), nicht in Alexandrinern sich bewegt und nicht, der Sitte der Zeit sich anschließend, gelehrte Glossen einmischt. Hoffentlich erfolgt einmal ein genauer Abdruck der gesamten erhaltenen Reime, von denen R. nur Bruchstücke mitteilt. Denn für die Entwicklung der volkstümlichen Literatur ist Streccius, eine Abraham a S. Clara verwandte Natur, nicht ohne Bedeutung; auch sprachlich wirft die Chronik manche Ausbeute ab.

Sehr erwünscht ist die Übersicht, welche man aus v. Kralitz Schriftchen über Scheffler als katholischen Polemiker<sup>47)</sup> gewinnt. Wie alle Renegaten, zerstört Scheffler

44) Der Märtyrer des Bergischen Landes Arnold Pollich, Pastor von Radevormwald 1567—1626. Sein Leben und sein Glaubensbekenntnis. Mitgeteilt von Pastor W. Rotzscheidt, Moers. (Aus der Väter Tagen. 3. Bänden. — S.-A. aus der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins. 46. Bd. Jg. 1913.) Moers 1913, Selbstverlag des Verfassers. 47 S. 8. M. 0,50.

45) Caspar Streccius. Ein sponheimisches Pfarrerleben aus der Zeit des Großen Krieges. Vom Pfarrer Rodewald in Irmenach. (Monatshefte f. Rhein. Kirchengeschichte. 9. Jg. Heft 5 S. 129—160.) Mors 1915. 8. M. 0,60.

46) Eine Probe:

„Hierauf zu unß lahm ein groß Drab  
Don selben dißchen Reuttern her.  
In mein Pfarrhoff liffen sie sehr,  
Zwölf Quart Weins sie mir sofften auß,  
Sünff Keeß, zwey Broot höltn uff dem hauß,

Siben stüdt schwein- und Rinderfleisch,  
Dier Eißel habet ohn mein Geheiß,  
Eilff Reutter wahren, die gethan daß,  
Den Ein zwanzigst May geschah mir daß.“

47) Johannes Scheffler (Angelus Silesius) als katholischer Apologet und Polemiker von Richard von Kralitz. Trier 1913, Petrus-Verlag. 83 S. 8. M. 1,—.

mit wütendem Fanatismus alle Götter, denen er einst angehangen, überhäuft die Andersgläubigen mit Schmähungen, welche an die heftigsten Streitschriften der Reformation erinnern, und predigt einen Ausrottungskreuzzug mit Feuer und Schwert gegen die Ketzer. v. K. gibt genaue Inhaltsangaben der neununddreißig Traktate, welche Scheffler selbst vor seinem Tode noch gesammelt herausgegeben hat. Auch die Schrift „Simplicii Ursachen, warum er nicht katholisch werden könne“, welche lange für ein Werk Grimmselhausens galt, befindet sich darunter. Es ist kein erfreuliches Bild, das der Mystiker gewährt; denn blinder Haß und zelotischer Verfolgungseifer können, auch trotz v. K.s Apologie, niemals für groß gelten; gegenseitige Duldung steht viel höher. Dabei ist es traurig mit anzusehen, wie unwissenschaftlich Scheffler arbeitet. Bei einem Mann des Dreißigjährigen Krieges mag das noch hingehen. Aber scharf muß gegen v. K.s Worte Einspruch erhoben werden: „Unsere ganze deutsche Literaturgeschichte, die allzusehr in protestantischer und antikatholischer Tendenz redigiert ist, muß noch von uns Katholiken zur Steuer der Wahrheit, zur Wiederherstellung deutscher Kultur umredigiert werden.“ Das klingt genau so, wie wenn jetzt unsere Feinde uns Barbarei vorwerfen. Was ist deutscher als der Protestantismus? Und wo hat er die Kultur vernichtet? Und der gesamten deutschen Literaturwissenschaft, in deren Reihen sich unter den ersten Vertretern eine ganze Reihe Katholiken befinden, den Vorwurf der konfessionellen Tendenz machen — der Vorwurf ist so absurd, daß er vielmehr auf den Ankläger zurückfällt!

Ein Bahnbrecher deutscher Kultur auf wissenschaftlichem Gebiet war Hermann Conring, dem Ernst von Moeller<sup>48)</sup> eine Schrift gewidmet hat. Ein Universalgeist wie Leibniz, vereinte dieser Helmstedter Professor in sich die Gelehrsamkeit aller vier Fakultäten und entfaltete auf medizinischem, philologischem und juristischem Gebiete eine fruchtbringende und wegweisende Tätigkeit. Unverrückbar fest steht aber sein Platz in der Geschichte des deutschen Geistes durch seine Begründung der deutschen Rechtsgeschichte, welche weit über den engen Kreis der juristischen Sachgelehrsamkeit hinaus bedeutungsvoll ward. Schlagend bewies er seinen befangenen Kollegen, daß das fremde, das römische Recht erst gegen Ende des Mittelalters in Deutschland langsam Wurzel gefaßt habe und seine Rezeption durch den politischen Verfall des deutschen Reiches begünstigt worden sei. Mit kräftigen Worten forderte Conring schon 1665 ein deutsches Gesetzbuch, und in weitblickenden Sätzen entwarf er ein Programm, wie dieses beschaffen sein mußte. Und trotz dem lauten und heftigen Widerspruch der meisten Junftgenossen drangen seine Gedanken langsam durch. Ebenso haben seine staatsrechtlichen Arbeiten die Lehre unseres deutschen Staatsrechtes zuerst auf ihre eigene deutsche Grundlage gestellt. — v. Moeller schildert die äußere und innere Entwicklung seines Helden mit warmer Anteilnahme und handelt vor allem ausgezeichnet und klärend über das Hauptwerk „De origine juris Germanici“. Nicht nur der Jurist, sondern jeder, welcher für unsere geistige Kultur und deren Geschichte Interesse hegt, sollte die Biographie, das Kämpfen und Streben des Mannes sich mitteilen lassen, welcher mitten in dem Tosen des großen Krieges — 1637 — seinen

48) Hermann Conring der Vorläufer des deutschen Rechts 1606—1681. Von Ernst v. Moeller. (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. Herausg. vom historischen Verein für Niedersachsen. XXXI.) Hannover 1915, Ernst Geibel. VIII, 116 S. 8. M. 4,—. — Der Preis ist im Verhältnis zum Umfang des Buches unverhältnismäßig hoch!

Landsleuten die fernigen und getrosten Worte zurief: „Seid einig! und unser Vaterland wird in Kürze aus der Asche neu emporblühen! Seid einig! und Deutschland wird ewig dauern! Stabit aeternum Germania!“

Zum 200jährigen Todestage des polyhistorisch veranlagten Altenburger Gymnasialdirektors Christian Junder, des ersten Erforschers und Beschreibers des Rennsteigs, hat der Rennsteigverein ein kleines Heft<sup>49)</sup> ausgehen lassen, welches außer einigen Daten besonders einen Aufsatz von Max Kroebel (S. 14—20) enthält, in dem noch einmal die Frage nach der Bedeutung des Wortes „Rennsteig“ aufgeworfen wird. K. bekämpft mit nicht zu unterschätzenden Gründen Hertels ziemlich allgemein angenommene Ansicht, daß „Rennsteig“ wirklich der „Weg zum Rennen“, „Kurierweg“ sei, und bringt eine Reihe alter Belege dafür, daß „Rain“ auch „Grenze eines Gehölzes“ bedeutet hat, sowie daß in der Thüringischen Mundart allenthalben für „Rainweg“ „Rähnwahg“ gesprochen werde. Die Frage wäre also wohl noch einmal zu prüfen.

Aus dem Kreise des Pietismus ging Ludwig Graf von Zinzendorf hervor, der Begründer der Brüdergemeine; mit ihm und seiner Gemahlin beschäftigten sich zwei bedeutsame Erscheinungen des Berichtsjahres.

Die Stiftung des Senfornordens durch Zinzendorf während seines Aufenthaltes als Schüler des Pädagogiums in Halle (1710—1716) ist eine der bekanntesten Tatsachen aus dem Leben des Grafen. Um so merkwürdiger ist es, wie unsicher die Überlieferung im einzelnen über dies Ereignis sich befindet. Daher hat es Gerhard Reichel übernommen, die Zeugnisse nachzuprüfen, und legt vorläufig den ersten Teil seiner Untersuchung<sup>50)</sup> vor. Das Ergebnis ist überraschend: Ein Orden ist von Zinzendorf in Halle nie gegründet worden, wohl aber bestand, von ihm veranlaßt, eine Reihe geistlicher Freundschaftszirkel, welche sich am Schlusse seines Aufenthaltes zu einer Erweckungsbewegung auszuwachsen scheint. Zinzendorf selbst ist an dem bisherigen Irrtum schuld gewesen, denn er hat in späteren Aufzeichnungen, wo er auf diesen Orden zu sprechen kommt, geflissentlich den Ansatß dieser Gründung immer höher hinaufgerückt. Zinzendorf ist sich sehr wohl bewußt gewesen, daß auf seine Erinnerungen nichts zu geben sei; öfter klagt er sich der Unwahrhaftigkeit an. Sein lebhaftes Temperament und seine starke dichterische Phantasie rissen ihn nicht selten dazu hin, eine Sache in einem Augenblick anders darzustellen, als er sie vorher berichtet hatte. Darin liegt der große methodische Wert von R.s Untersuchung: Keine eigene Zahlenangabe von Zinzendorf darf unbesehen hingenommen werden; erst muß durch sichere gleichzeitige Dokumente ihre Richtigkeit erhärtet werden. Und weiter umgekehrt: Durch diese Prüfung wird sich anderseits herausstellen, wieviel von richtiger Erinnerung doch hinter diesen Erzählungen steckt. Das zweite positive Ergebnis der Arbeit ist, daß Zinzendorf an den drei wichtigsten Stellen, wo er

49) Zum Gedächtnis Christian Junders (1668—1714). Sonderabdruck aus Reihe IX, Jg. I des „Mareile“, Bote des Rennsteigvereins. Ruhla 1914, Rennsteigverein. 41 S. 4. M. 1,25.

50) Der Senfornorden Zinzendorfs. Ein Beitrag zur Kenntnis seiner Jugendentwicklung und seines Charakters. I. Teil: Bis zu Zinzendorfs Austritt aus dem Pädagogium in Halle 1716. Von Lic. Gerhard Reichel. (Berichte des theologischen Seminars der Brüdergemeine in Gnadenfeld. Heft IX.) Leipzig 1914, Friedrich Janja. 11, IV, 228 S. gr. 8. M. 4,—.



von einem religiösen Durchbruch oder Erlebnis spricht, nicht ein und denselben Moment seiner Entwicklung im Auge hat, sondern daß er jedesmal an etwas anderes denkt. Hervorheben möchte ich das achte Kapitel, welches für Schulhistoriker interessant sein dürfte; in ihm beschäftigt sich R. mit der Bedeutung des Schulunterrichts für Zinzendorfs pädagogische und religiöse Betätigung und behandelt eingehend, wie überhaupt an mehreren anderen Stellen des Buches, die religiöse und pädagogische Richtung der Grandeshen Stiftungen im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts. Für Zinzendorfs poetische Entwicklung von Bedeutung sind die mitgeteilten Jugendgedichte, welche ihn durchaus im Bann der damaligen Alexandrinerdichtung zeigen; leider geht R. auf dies dankbare Thema nicht ein und beschränkt sich darauf, die Bedeutung der Gedichte für Zinzendorfs inneres Leben zu beleuchten. Vielleicht regt er einmal einen seiner Schüler an, Zinzendorfs Dichtung im ganzen zu behandeln und auf ihren Zusammenhang mit der zeitgenössischen Dichtung zu untersuchen.

War R.s ausgezeichnete Abhandlung, deren zweiten Teil wir mit Verlangen entgegensehen, auf einen Ausschnitt aus des Grafen Leben begrenzt, so umfaßt die Arbeit Jannaschs den ganzen Erdenweg seiner Gemahlin, der Gräfin Erdmuthé von Zinzendorf<sup>51</sup>). Zum ersten Male unternimmt es ein Berufener, die Entwicklung dieser treuen Gefährtin auf Grund der Quellen darzustellen. Ein eigenartiges Schicksal entrollt sich vor den Augen des Lesers. Liebedoll schildert J. die innere und äußere Entwicklung der Gräfin, behandelt mit Wärme ihr religiöses Leben und ihre Stellung in der Gemeinde und bespricht taktvoll und feinsinnig die allmähliche Entfremdung, welche zwischen den Gatten, hauptsächlich durch die Schuld des Mannes, eintrat. Unter den urkundlichen Beilagen befinden sich mehrere noch unbekannte Gedichte des Grafen und der Gräfin; ein wertvoller Anhang befaßt sich mit Zinzendorfs merkwürdiger zweiter Ehe, welche er bereits ein Jahr nach dem Tod Erdmuthés mit Anna Nitschmann einging.

Der unermüdlige Eugen Reichel veröffentlicht den Anfang einer Darstellung von Gottscheds Pädagogik<sup>52</sup>), veranlaßt durch Römers Schrift gleichen Themas<sup>53</sup>). Bis jetzt liegt nur die Einleitung vor, welche ein abstoßendes Bild von der Wirksamkeit des Humanismus in Deutschland zu entwerfen sich bemüht und damit dem wahren Wesen dieser gewaltigen Kulturbewegung nicht im geringsten gerecht wird. Wenn die Schrift vollständig erschienen ist, werden wir auf sie zurückkommen.

Mit den moralischen Wochenschriften, die neuerdings wieder mehrfach Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen geworden sind, beschäftigt sich M. Stecher<sup>54</sup>). Ihre pädagogischen Ideen herauszuschälen ist sein Bestreben, und sein Buch gibt eine ausgezeichnete Darstellung davon, eine dankenswerte Ergänzung zu Römers unvollkommener Arbeit<sup>55</sup>). Allerdings ist St.s Einleitung, welche das geistige Leben

51) Erdmuthé Dorothea Gräfin von Zinzendorf, geborene Gräfin Reuß zu Plauen. Ihr Leben als Beitrag zur Geschichte des Pietismus und der Brüdergemeine dargestellt. Von Lic. Wilhelm Jannasch. Herrnhut 1915, Verein für Brüdergeschichte. V, 507 S. 8. M. 8,—.

52) Gottsched als Pädagog von Eugen Reichel. Berlin [1914], Gottsched-Verlag. VIII, 48 S. 8. 53) Bericht 1910/13, Nr. 62. ZfdU. 28, S. 138.

54) Die Erziehungsbestrebungen der deutschen moralischen Wochenschriften. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik des 18. Jahrhunderts. Von Dr. Martin Stecher. (Friedrich Manns Pädagogisches Magazin. Heft 582.) Langensalza 1914, Beyer & Söhne. IV, 142 S. 8. M. 2,—. 55) Bericht 1910/13, Nr. 62. ZfdU. 28, S. 138.

Deutschlands im 17. Jahrhundert bis zur Wende des 18. skizziert, durchaus verfehlt und beruht auf alten, nicht mehr stichhaltigen Anschauungen. St. kann sich nicht genug tun in der Schilderung der unheilvollen Folgen des Dreißigjährigen Krieges und versteigt sich sogar zu dem Sage: nach dem Westfälischen Frieden habe in Deutschland „die ganze Kulturarbeit gewissermaßen von vorn anfangen“ müssen. Nicht oft genug kann dieser durch Karl Biedermann und Gustav Freytag populär gewordenen Meinung entgegengetreten werden, nicht oft genug betont werden, wieviel geistiges und literarisches Leben seinen Fortgang nahm<sup>56</sup>), trotz den Stürmen des natürlich auch manches verheerenden Krieges; ich habe in diesem Bericht schon manches Beispiel dafür erbracht. Und zu welcher merkwürdigen Widersprüchen führt es, wenn man wie St. den verderblichen Einfluß des Auslandes immer wieder hervorhebt und dann doch anerkennen muß, daß die neuen segensreichen Bestrebungen zur Hebung der deutschen Kultur aus dem Auslande kamen, daß Bayle wie Lode in gleicher Weise daran ihr Verdienst hatten. Ist dieser Abschnitt also nur geeignet, von neuem Verwirrung anzurichten bei gutgläubigen Lesern, so verdienen die Hauptkapitel des Stecher'schen Buches uneingeschränktes Lob. Auf Grund einer genauen Lektüre der deutschen moralischen Wochenschriften der ersten beiden Dezennien des 18. Jahrhunderts werden Prinzipien und Bestrebungen klar herausgearbeitet und, unter Verwertung zahlreicher Belege, geschickt zu einem System zusammengefügt. Die Vernunft als oberster Leitbegriff; die intellektualistische Auffassung der Tugend; Eudämonismus, Perfektionismus und Utilitarismus als Inhalt der Moral; „natürlicher“ Gottesglaube; physikotheologische Betrachtungsweise der Natur; Vorliebe für die antiken, besonders die stoischen Philosophen (Sokrates); die literarisch-ästhetischen und kunstkritischen Theorien — eine solche knappe und gutfundierte Darstellung der Grundanschauungen dieser Seite der rationalistischen Kultur besaßen wir noch nicht und müssen dem Verfasser dafür dankbar sein<sup>57</sup>). Am ausführlichsten behandelt dann St., dem Thema seiner Arbeit gemäß, die Erziehungsbestrebungen, welche in den moralischen Wochenschriften zutage treten. Die ethische, intellektuelle und körperliche Erziehung, die Mädchenerziehung, die Stätten der Erziehung werden erörtert, und ein schöner Abschnitt über das Ideal eines Erziehers, wie es sich aus der Lektüre der Zeitschriften ergibt, macht den Schluß. Auf diese positiven Darlegungen läßt St. die historisch-kritische Würdigung der Wochenschriften folgen; er stellt sie hinein in die verwandten Erscheinungen der Zeit und prüft sie auf ihre Quellen und Vorbilder. Dabei ergibt sich, daß, wie in literarischer, so auch in pädagogischer Hinsicht eine Beeinflussung durch die englischen Zeitschriften der Steele und Addison stattgefunden hat. Zu berücksichtigen bleibt allerdings — und St. führt das schön aus —, daß die in Frage

56) Treffend bemerkte schon vor 35 Jahren R. Stinzing in seiner „Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft“: „Wohl ist unter dem Druck der schweren Zeit eine Minderung der literarischen Produktion wahrzunehmen; aber ihm erliegt nicht die Arbeitslust. Die Furcht vor dem drohenden Feinde, selbst die Flucht aus der Heimat unterbricht nur den Fleiß des emsigen Gelehrten; am sichern Orte wird die begonnene Arbeit fortgesetzt. Kaum am Umfang, wohl aber an der Ausstattung der Bücher, den elenden Typen und dem grauen dünnen Papier, merkt man die Not der Zeit.“ (Bd. I, S. 650.)

57) Auch nicht den breiten Weg beschreitende Zeitschriften finden Berücksichtigung, so z. B. der in pietistischem Sinne geleitete Dresdener „Teutsche Sokrates“ (1725—1726) von Zinzendorf, welcher eine gefonderte Betrachtung verlohnte.

kommenden pädagogischen Anschauungen damals vielfach bereits Gemeingut der Gebildeten waren, als Gedanken Lockes. Auch Montaigne, Fénelon (besonders für die Mädchenerziehung), Croufaz, Thomajius haben eingewirkt. Die erziehungsgeschichtliche Bedeutung der moralischen Wochenschriften besteht in der Verbreitung der Ideen der Aufklärung; in gewissem Sinne können sie als die Schrittmacher der Aufklärung bezeichnet werden. Eine dankbare Aufgabe, welche St. nur gestreift hat, wäre es nun, einmal festzustellen, inwieweit die moralischen Wochenschriften selbst voneinander abhängig sind, inwieweit die späteren, nach den Züricher, Hamburger und Leipziger bahnbrechenden Untersuchungen, die Vorgängerinnen ausgeschrieben haben oder noch neue, wirksame Gedanken bringen. Auch ihrem Einfluß auf die Literatur im einzelnen ist noch nicht genug nachgegangen; Hartung<sup>58)</sup> hat Rabeners Abhängigkeit, ich selbst in meiner Monographie über Matthias Claudius<sup>60)</sup> des Wandsbeker Boten Beeinflussung behandelt; aber z. B. Gellert ist noch nicht in Betracht gezogen worden, der eigentlich nur pädagogisch dachte und zu wirken suchte.

Mit umsichtiger philologischer Kritik geht Karl Kühne<sup>60)</sup> zu Werke, um Rabeners zahlreiche Aufsätze aus den „Belustigungen des Verstandes und Wißes“, den „Bremer Beyträgen“ und ihrer Fortsetzung, den „Dermischten Schriften“, herauszuheben. Leider ist ihm dabei Ulrichs<sup>61)</sup> Buch entgangen, durch das manche seiner Ergebnisse vorweggenommen sind, und das er als wichtige Vorarbeit hätte benutzen können. Aber auch so vermehrt er unsere Kenntnis von Rabeners literarischer Tätigkeit. Rabeners Eigenart wird gut charakterisiert („die von Swift übernommene Einleitung ist es, die, seine Satire von allen anderen von vornherein unterscheidend, besonderes Interesse bei dem Publikum und damit nachhaltige Wirkung des Inhalts hervorrufen soll“) und des weiteren der Nachweis erbracht, daß Rabener nicht, wie Hartung<sup>62)</sup> wollte, von den deutschen moralischen Wochenschriften, sondern vielmehr von ausländischen Vorbildern, besonders von Swift und Holberg, abhängig ist; mit den deutschen Zeitschriften verbinden ihn nur Gleichheit des Gegenstandes und der Ziele, welche auf eine gemeinsame englische Quelle zurückgehen. Die Satiren werden auf Theorie, Stoffe und Formen genau geprüft, und dabei erhalten wir die bedeutsame Feststellung, daß Rabeners Theorie der Satire durchaus nicht seiner Praxis entspricht. Denn seine Stoffe und Personen sind nicht zeit- und ortlos, nicht rein typisch, sondern zeigen deutlich das Gepräge seiner Umgebung; Leipziger und Dresdener Beobachtungen und Erfahrungen finden dort ihren Niederschlag. Mit dem Erlöschen seines Lebens erlosch auch die Wirkung seiner Satire. „Die ganze Summe seiner Verdienste ist einzig und allein beschloffen in der Tatsache seiner klaren, ruhigen und sorgfältigen Prosa. Ihm war weder tiefe Gedankenfülle gegeben noch das leidenschaftliche Gefühl des Künstlers eigen, das die Phantasiegestalt in unablässiger und schmerzlicher Arbeit wirklich zu machen bestrebt ist. Er war kein Denker und auch kein Dichter, er war nur ein deutscher Autor.“ Die sorgfältige Arbeit, welcher genaue

58) Bericht 1910/13, Nr. 67. ZfdDl. 28, S. 139f. Doch vgl. unten.

59) Wolfgang Stammler, Matthias Claudius der Wandsbeker Bote. Halle 1915. S. 42f.

60) Studien über den Moralsatiriker Gottlieb Wilhelm Rabener. 1740—1755. Dissertation. Berlin 1914. IX, 143 S. 8.

61) Bericht 1910/13, Nr. 6. ZfdDl. 28, S. 58f.

62) Bericht 1910/13 Nr. 67. ZfdDl. 28, S. 139f.

bibliographische Nachweise und Exkurse über Liscow und die Zeitschrift „Der Jüngling“ angehängt sind, berechtigt zu dem Wunsche, der Verfasser möge uns auch die abschließende Monographie über Rabener in absehbarer Zeit schenken.

Den Bruch mit der älteren Generation in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vollzieht in energischer, aber systemloser Denkarbeit der „Magus im Norden“ Johann Georg Hamann, dessen tiefe, jedoch verworrene Gedankengänge uns gedeutet zu haben Rudolf Ungers bleibendes Verdienst ist. Mit dem jungen Hamann beschäftigt sich die Schrift von Paul Konšel<sup>63</sup>); nach dem Titel vermutet man eine Darstellung, erhält aber an deren Stelle eine Sammlung von Schriften und Briefen Hamanns bis zum Jahre 1759. Den „Gedanken über meinen Lebenslauf“ folgen Briefe an seinen Bruder, Lindner und Kant. Die Selbstbiographie wie die Briefe sind zwar bei Roth schon gedruckt, doch hat K. sie noch einmal mit den Originalen der Königsberger Universitätsbibliothek verglichen und dadurch besonders für die Briefe einen erheblich besseren und vollständigeren Text hergestellt; neben der Berichtigung von Verlesungen, die bei Hamanns ganz unglaublicher Handschrift leicht vorkommen können, sind vor allem eine lange Reihe höchst wichtiger Stellen wieder eingesezt, welche Roth aus unerklärlichen Gründen ausgelassen hatte. Hat sich K. so schon durch die Wiederherstellung des authentischen Textes großes Verdienst erworben, so ist die Ausgabe für die Forschung von nicht zu unterschätzender Bedeutung durch die reiche und sorgfältige Kommentierung, die ihr in den Fußnoten zuteil geworden ist. Da der Herausgeber selbst in Königsberg beheimatet und in der Geistesgeschichte der Stadt trefflich bewandert ist, konnte er viele Stellen erläutern, die dem fernerstehenden Forscher Schwierigkeiten bereiten mußten. Der zukünftigen Akademie-Ausgabe Hamanns ist damit vorzüglich der Weg geebnet, und der Edition von den „Sokratischen Denkwürdigkeiten“, welche K. verspricht, darf mit zuversichtlichem Interesse entgegengeesehen werden.

In das 16. Jahrhundert glaubt man sich versetzt bei der Lektüre von Heusers Schrift über den Alchimisten Stahl<sup>64</sup>). Wie Stahl es verstand, den kunstsinnigen Herzog Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken für seine abenteuerlichen Goldvermehrungspläne zu gewinnen, wie er in der Gunst des stets geldbedürftigen Fürsten immer höher stieg, wie er auch die Porzellanmanufaktur in Zweibrücken anlegte, wie er schließlich gestürzt ward und im Dunkel geendet ist, — alle diese mehr oder minder abenteuerlichen Begebenheiten erzählt uns H. auf Grund urkundlichen Stoffes im leichtesten Fluß der Rede, welche nichts von dem trodenen Aktenstudium erkennen läßt, und liefert damit einen interessanten Beitrag zur Geistesgeschichte um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

63) Der junge Hamann nach seinen Schriften und Briefen im Rahmen der lokalen Kirchengeschichte. Von Paul Konšel. (Schriften der Synodalkommission für ostpreußische Kirchengeschichte. Heft 18.) Königsberg i. Pr. 1915, Serb. Beyers Buchhandlung Thomas & Oppermann. 4 Bl., 143 S. 8.

64) Der Alchimist Stahl im Herzogtum Pfalz-Zweibrücken. Ein Stück Kulturgeschichte aus alten Akten. Von Emil Heuser. Zu den Veröffentlichungen der Literarischen Abteilung des Pfälzerwald-Vereins. Mit einem Porträt und einer Landkarte des Herzogtums Pfalz-Zweibrücken. Neustadt an der Haardt 1911, Wilhelm Marnet. IV, 80 S. 8.

## Literaturbericht 1915.

### Der Deutschunterricht in der Volksschule.

Von Otto Brauer in Annaberg.

(Fortsetzung von S. 347 und Schluß.)

Einen Weg, wie man die in der Schule unerläßlichen sprachlichen Formübungen lebendig gestalten kann, zeigt in Anlehnung an Hildebrand, Gansberg, Lüttge, Scharrelmann P. Staar<sup>6)</sup>. Das Buch ist durchaus praktisch. St. durchsucht die Welt des Dorfindes nach Stoff, an den sich Sprachlehre, Rechtschreibung und schriftliche Arbeiten naturgemäß anschließen lassen, und kommt dabei auf die ländlichen Lebensgemeinschaften des Hauses und seiner Umgebung, des Dorfes mit seinen Bewohnern und auf die Beschäftigungen in Feld, Wiese und Wald usw. Überall spürt man den frischen Hauch des Lebens. Wo es angeht, werden warme Töne angeschlagen, die das Gemüt treffen. Nirgends stört oberflächliches Drüberhineilen; jeder Kreis des Erlebens wird erschöpft, und doch wird das Kind nie Langeweile empfinden. Kinder, mit denen die sprachlichen Formen in dieser Weise im Zusammenhange mit dem Leben gründlich geübt worden sind, werden auf den folgenden Stufen des Unterrichts sicher zu sprachlicher Selbständigkeit gelangen; denn ihre Sinne sind geschärft, ihr Erinnerungsvermögen ist gestärkt und ein rascher Ablauf der Gedanken gewährleistet.

Von den Reimann-Splettstößer-Wolffschen Übungsstoffen für den deutschen Sprachunterricht, die Reigber und Kober für die mehrklassigen Volksschulen der Provinz Schlesiens in fünf Heften bearbeitet haben, ist jetzt auch eine Ausgabe in drei Heften<sup>7)</sup> erschienen. Auch sie zeigt die im 28. Jahrgang, Heft 4, S. 300, an der Ausgabe in fünf Heften hervorgehobenen guten Eigenschaften und kann deshalb ebenfalls empfohlen werden.

Die „Deutsche Sprachlehre für Bürgerschulen“ von Dr. Tumlirz<sup>8)</sup> ist schon vor acht Jahren erschienen. Sie behandelt in systematischer Anordnung Lautlehre und Rechtschreibung, Wortlehre und Wortbiegung, Satzlehre, Wortbildungslehre, Bedeutungslehre, Verslehre und Poetik. Ein Anhang gibt die wichtigsten Stilregeln. Das Buch berücksichtigt die neueren Ergebnisse der Sprachforschung und ist übersichtlich gedruckt. Es dürfte für seinen Zweck recht brauchbar sein.

Schriftleiter und Verlag der pädagogischen Zeitschrift „Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule“<sup>9)</sup> verstehen es, auch im Kriege wacker durchzuhalten, wie der

6) Sprachliche Formübungen in Lebensgemeinschaften. Anregung und Stoff zur methodischen Gestaltung von Paul Staar, Lehrer in Hollerich-Luxemburg. Leipzig 1915, Ernst Wunderlich. 136 S. M. 1,60, geb. M. 2,20.

7) Übungsstoffe für den deutschen Sprachunterricht von A. Reimann, W. Splettstößer, G. Wolf. Ausg. SB für mehrklassige Volksschulen der Provinz Schlesiens in drei Heften. Bearbeitet von Gustav Reigber, Rektor in Breslau, und Th. Kober, Lehrer in Breslau. Berlin 1914, Crowsisch u. Sohn. I. (2. u. 3. Schulj.), M. 0,35, II (4. u. 5. Schulj.), M. 0,40, III (6. bis 8. Schulj.), M. 0,45.

8) Deutsche Sprachlehre für Bürgerschulen. Ausgabe in einem Teile. Von Dr. Karl Tumlirz, k. k. Landeschulinspektor in Graz. Wien 1908, Tempsky. 131 S. Geb. Kr. 1,50.

9) Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule. Zeitschrift für die praktische Ausgestaltung der Arbeitsschule und der Kunsterziehung. Schriftl.: Anton Herget, Professor an der k. k.

vorliegende dritte Jahrgang 1915 zeigt. Die Mehrzahl der Artikel steht in Beziehung zum Weltkriege. Sie zeigen, wie der Lehrer in den verschiedensten Unterrichtsfächern die Kinder den Krieg erleben lassen muß, damit sich die großen Zeitereignisse der kindlichen Seele unvergänglich einprägen. Es werden aber auch die großen Probleme pädagogischer, ethischer und nationaler Natur behandelt, die durch den Weltbrand aufgerollt worden sind. Dadurch wird der Lehrer angeregt, seine Erziehungsarbeit überhaupt zu vertiefen. Im Dienste des Deutschunterrichts stehen wieder eine ganze Reihe von Abhandlungen und praktischen Versuchen, auch führt Proschwitzer in der Beilage „Anregungen zur Fortbildung und zum Studium für die Bürgerschulprüfung“ seine Artikelreihe aus dem Gebiete der deutschen Sprachlehre fort. Möge die junge Zeitschrift gut über die schwere Zeit hinwegkommen! Sie verdient es wirklich; denn sie hat sich in der kurzen Zeit ihres Erscheinens eine achtbare Stellung in der pädagogischen Literatur errungen.

Von den Beiheften zu dieser Zeitschrift, auf die besonders hingewiesen sei, liegen mir vier<sup>10)</sup> vor. Zwei davon beschäftigen sich mit der Kunst in der Schule und mit Kunsterziehung. Sie sind aus Konferenzvorträgen hervorgegangen und zeigen theoretisch und praktisch, was man den Kindern an Kunstgegenständen zugänglich machen kann und wie dabei zu verfahren ist. Die beiden anderen stehen unmittelbar im Dienste des Sprachunterrichts. Srb hat Wiener Verhältnisse im Auge. Er führt an Beispielen vor, wie Sprachlehre, Rechtschreibung, Aufsatz und Leseunterricht lebensvoller gestaltet werden müssen. Der Verf. hat die neueren Bestrebungen gründlich studiert und nimmt ihnen gegenüber eine selbständige Stellung ein. Überall zeigt er Verständnis für sprachliche Dinge und ein warmes Herz für die Kinder. In dem Buche herrscht Kampf Stimmung, herausgeboren aus dem Bewußtsein, daß im deutschsprachlichen Unterricht noch manches im argen liegt und mit allen Kräften nach Besserung gestrebt werden muß. Aus den besonderen österreichischen Verhältnissen, wo Angehörige fremder Nationen gezwungen sind, die deutsche Sprache, wenn auch nur mangelhaft, zu erlernen und wo infolgedessen oft „Verstümmelungen unserer Sprache“ zu hören sind, erklärt sich wohl auch der in dem Buche eigenartig anmutende Vorschlag, den fremdsprachlichen Unterricht in der Schule durch Ido-Unterricht zu ersetzen. Schmidt schreibt aus seiner Hamburger Praxis heraus und zeigt, wie er die Kinder im Deutschunterricht zu schaffender Arbeit erzieht, indem er seinen Unterricht nicht allein auf der Schulsprache, sondern auf der gesamten sprachlichen Umwelt des Kindes aufbaut. Wie er, angeregt durch den Eintritt eines Berliner Jungen in seine Klasse, die Kinder mit den deutschen Mundarten befannt macht, wie er an die aufreizenden und täuschenden Überschriften der Reklame sprachliche Betrachtungen anschließt, wie er die Familiennamen aus-

Lehrerbildungsanstalt in Komotau. Jährl. 12 Hefte mit Illustrationen und Beilagen. Bezugspreis ganzjährig Kr. 5,—. 3. Jahrg. 1915. Prag, Wien, Leipzig, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase.

10) Beihefte zur Zeitschrift „Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule“. Derselbe Verlag. Nr. 25: Die Kunst in der Schule. Von J. M. Herlt. 28 S. Kr. 0,75, für Abnehmer der Zeitschrift Kr. 0,60. Nr. 23: Kunsterziehung durch die Schule. Von Sachlehrer Florian Hein. 40 S. Ders. Preis. Nr. 28: Zur Reform des Sprachunterrichts. Mit besonderer Rücksicht auf Wiener Schulverhältnisse. Von Rudolf Srb. 30 S. Ders. Preis. Nr. 39: Beispiele schaffender Arbeit aus der deutschen Sprachlehre. Von Lehrer Gustav Schmidt. 22 S. Ders. Preis.

beutet und die sinnverwandten Wörter behandelt, das ist nicht nur sprachbildend, sondern öffnet den Kindern die Augen für viele Dinge des Lebens, die sonst in der Schule zu kurz kommen. — Der Verlag dürfte für den Hinweis dankbar sein, daß auch in den vier Beiheften manche störenden Druckfehler stehen geblieben sind.

Zeitberger und Battista<sup>11)</sup> geben in ihrem „Volkschullesebuch“ zunächst einen kurzen Abriss der Geschichte des Volkschullesebuches und behandeln hierauf seine didaktische Grundlegung. Darauf lassen sie im Anschluß an das Wiener Lesebuch von Dr. K. Rieger und Dr. K. Stejskal einen praktischen Teil folgen, der zeigen soll, daß das Lesebuch einen Organismus darstellt, der bestimmt ist, „eine organische Gedankenwelt in der Kinderseele aufzubauen, um als Tragsäule des künftigen Lebens zu dienen“. Die Absicht ist gut herausgebracht, und das Buch kann daher empfohlen werden.

In dem an erster Stelle erwähnten Buche führt Heywang an gelungenen Beispielen vor, wie ein lebendiger Unterricht dazu führen kann, daß sich die Kinder gegebenenfalls auch einmal in gebundener Rede versuchen, ja sogar kleine Lieder herausbringen, die, vom Lehrer mit einer leicht faßlichen Melodie versehen, von den Kindern gern gesungen werden. Daß H. der geeignete Führer auf diesem Wege ist, den zu beschreiten man nicht jedem Lehrer wird raten dürfen, erkennt man aus seinen „Fünfzig Tierliedern“<sup>12)</sup>, die für die Unterstufe der Volksschule und für das Haus bestimmt sind. Kindlicher Inhalt und ansprechende, ans Volks- und Studentenlied anknüpfende Melodien werden dem Büchlein unter unseren Kleinen bald Freunde erwerben.

Else Fromms<sup>13)</sup> Lieder- und Spielbuch ist aus der Praxis des Berliner Pestalozzi-Fröbel-Hauses hervorgegangen und erscheint mit der 4. Auflage bedeutend erweitert und gründlich umgearbeitet in neuem Verlage. Naturgemäß nehmen die Spiellieder darin einen breiten Raum ein, aber auch kindertümliche Volkslieder, Weihnachtslieder, Choräle und Morgenlieder fehlen nicht. Ein Anhang bringt kleine Gedichte und allerlei Verschen, auch solche zum Singerspiel. Die Melodien sind ein- und zweistimmig gesetzt und treffen wohl durchgängig die kindliche Tonlage. Wo man mit Kindern spielt, wird das Büchlein herzlich willkommen sein.

## Deutschkundliche Serienvorlesungen in Düsseldorf.

Daß Serienvorlesungen zur Weiterbildung der Deutschlehrer ein längst empfundenes Bedürfnis sind, bedarf keines Beweises; daß, von einzelnen Versuchen abgesehen, diesem Bedürfnis noch nicht abgeholfen ist, muß mit Bedauern festgestellt werden. Wenn der Düsseldorfer Philologen-Verein heuer im Weltkrieg den Anfang zu solch längst gewünschten regelmäßigen Vorlesungen gemacht hat, so steht zu hoffen, daß dem guten Erfolg des Unternehmens

11) Das Volkschullesebuch, sein Werden, seine Grundlagen und seine praktische Verwendung. Von Georg Zeitberger und Ludwig Battista. K. f. Schulbücherverlag, Wien 1915. 147 S. Geb. Kr. 1,90.

12) Fünfzig lustige Tierlieder zum Singen und Sagen. Von Ernst Heywang. Mit Melodien von dem Verfasser. Leipzig 1914, Ernst Wunderlich. 67 S.

13) Lieder und Bewegungsspiele. Gesammelt und bearbeitet von Else Fromm. Herausg. vom Pestalozzi-Fröbel-Haus I (Berliner Verein für Volkserziehung). Vierte, vermehrte Auflage. Leipzig und Berlin 1914, B. G. Teubner. 222 S. Geb. in Leinwand M. 2,50.

in diesem Jahre ein noch größerer in den folgenden sich zugeselle. Etwa 150 Teilnehmer waren zu den Vorlesungen, die von der Stadt Düsseldorf in dankenswerter Weise unterstützt wurden, erschienen.

Am ersten Tag sprach Prof. Sprengel (Frankfurt) über „Deutsche Weltanschauung in ihrer Eigenart und Einheit als Seele des deutschen Unterrichts“. Nachdem der Redner den Begriff Kultureinheit festgestellt hatte, entwickelte er das Werden und Wesen der deutschen Kultur, die im Mittelalter ihre Blüte fand, ihren Niedergang und ihr neues Werden und behandelte dann eingehend die Frage, wie im deutschen Unterricht der Inhalt dieser Kultur den Schülern vertraut gemacht werden könne und was die Schule zur Weiterbildung unserer Kultur beitragen müsse. Die zweistündigen Ausführungen begegneten reichem Beifall. In erweiterter Form erscheinen sie in den „Deutschen Abenden“ des Zentralinstituts für Unterricht und Erziehung und werden jedem hohen Genuß und für die praktische Arbeit im Unterrichte reiche Anregung und eine Fülle des Stoffs bieten. Am Nachmittag desselben Tages hielt Direktor Howe (Düsseldorf) einen Lichtbildervortrag über „Hans Holbeins Totentanz und andere Bilder vom Tode“. Der Redner ging von dem Grundsatz aus, daß Kunst nur durch Anschauung, nie durch ästhetische Rhetorik zu vermitteln sei. Nach einem kurzen Lebensbild Holbeins wurden im Lichtbilde die „Bilder vom Tode“ vorgeführt. Es folgten dann Proben der Kunst des 19. Jahrhunderts, die der gleichen Darstellungsreihe angehören: Kretsch, Pöcchi, Barth, Böcklin, Spangenberg u. a. Trotz des durch das Thema bedingten engen Ausschnittes erschien die deutsche Kunst als ein Born von unversiegllicher Fülle, an der keine Erziehung, die „humanistisch“ sein will, vorübergehen kann.

An diesen Vorschlag schlossen sich die Darlegungen des Direktors des Düsseldorfer Schauspielhauses Gustav Lindemann an „Über Sprachbehandlung nach künstlerischen Grundsätzen“, in denen der Redner nach historischen Darlegungen über die Vortragsstile die Forderungen seiner Schule für den künstlerischen Vortrag auseinandersetzte.

Am zweiten Tag sprach zuerst Geheimrat A. Biese (Frankfurt). Das Thema lautete: „Die deutsche Seele, im Spiegel deutscher Dichtung, als unbefiegbare Macht.“ Erst die große Gefahr unseres Vaterlandes hat uns die Augen für das innerste Wesen unseres Volkes geöffnet. Der Lüge und der Bosheit unserer Gegner steht die schlichte Wahrhaftigkeit, Sachlichkeit und Sittlichkeit gegenüber, die sich im Spiegel der Dichtung aufs herrlichste offenbart. Wie der Redner das in seinem von hohem, idealem Schwung getragenen Vortrag im einzelnen ausführte, kann jeder am besten nachlesen, da der Vortrag gedruckt erscheint in der Sammlung „Deutsche Reden“ (Berlin, Weidmann). Die zweite Hälfte des Vormittags füllten die Darlegungen des Studiendirektors der Akademie für kommunale Verwaltung Prof. Dr. Ebler v. Hoffmann (Düsseldorf) über „Fragen des bürgerkundlichen Unterrichts“. In seinem theoretischen Teil behandelte der Redner den Begriff, Umfang und die Methoden dieses Unterrichts, um dann in dem praktischen ihre Verknüpfung und Anwendung zu zeigen. Der Nachmittag dieses Tages war ausgefüllt mit Besichtigungen der Stadt.

Am letzten Tag behandelte Gymnasialdirektor Erythropel (Düsseldorf), von dem vor kurzem erschien „Goethe und sein Faust“, eine Laienbetrachtung (Düsseldorf 1916), das Thema „Gesichtspunkte zur Behandlung von Goethes Faust in Oberprima“. Seine lebenswarmen Ausführungen, ob und wie der Faust den Primanern nahegebracht werden könne und wie der Unterricht dabei zu verfahren habe, gaben aus der Praxis für die Praxis viele wertvolle Anregungen. Den Schlußvortrag hielt Geheimrat Otto Behagel (Gießen), der in seiner bekannten tiefgründigen und geistvollen Art von „Verlust und Ersatz im Leben der deutschen Sprache“ handelte. Der reiche Inhalt läßt sich nicht einmal andeuten. Deshalb sei jeder auf das Erscheinen der Rede im Druck aufmerksam gemacht. (Westermanns Monatshefte.)

Das Düsseldorfer Schauspielhaus hatte für die Teilnehmer an der Tagung die Preise für die Aufführungen von „Peer Gynt, Der Diamant, Was Ihr wollt“ stark ermäßigt.

Erdmann.

Sür die Leitung verantwortlich: Dr. **Walther Hoffstaetter**, Dresden 21, Elbstr. 1.  
Alle Manuskriptsendungen sind an seine Anschrift zu richten.



## R. M. Rilke und seine „Weise von Liebe und Tod“. Versuch einer psychologisch-ästhetischen Literaturanalyse.

Von Harry Maync in Bern.

In unseren kriegerisch so ungeheuer bewegten und erregten Zeiten hat eine kleine Dichtung eines unserer Besten, die längst schon viele Freunde zählte, sich neue große Kreise erobert — ich meine Rainer Maria Rilkes „Weise von Liebe und Tod des Kornetts Christoph Rilke“. Durch die Aufnahme in die wohlfeile schmude Inselbücherei ist ihre Verbreitung sehr befördert worden. Das im Jahre 1899 geschriebene Werkchen ist durchaus keine Kriegsdichtung im eigentlichen Sinne, wohl aber eine ergreifende Dichtung vom Kriege. Ihr Gegenstand ist das heut in Tausenden von Familien erlebte tragische Schicksal von dem jungen Menschen, der im Völkerrriege überrascht zum Manne heranreifend, noch in der Knospe geknickt wird, sein stürmisches Jünglingsblut, das nach dem sich ihm eben erschließenden Leben lechzt, auf der Walfstatt verspricht; das Motiv, das Wilhelm Hauffs von unseren Soldaten so viel gesungenes Lied in die rührend schlichten Verse faßt:

Kaum gedacht,  
War der Lust ein End' gemacht.  
Gestern noch auf stolzen Rossen,  
Heute durch die Brust geschossen,  
Morgen in das kühle Grab!

Die in dem Inselbändchen auf 33 bezifferte Seiten verteilte kleine Prosaerzählung umfaßt nur rund 350 Zeilen. Was uns Rilke in ihr von seinem Namensvetter (oder Vorfahren?) berichtet, hat sich vor mehr denn dritthalb Jahrhunderten zugetragen. Der „Held“ ist ein zwar recht ansprechender, aber doch unentwickelter und unbedeutender junger Mensch, sein Schicksal ein Duzendschicksal, ein einzelner Tropfen im Meere großer Weltbegebnisse. Er hat nichts Bleibendes geleistet und hinterlassen. Warum berührt uns die Erzählung gleichwohl so nahe, menschlich und zeitlich, warum folgen wir ihr voll mitfühlender Ergriffenheit? Nun, einfach weil sie die Schöpfung eines echten Dichters und Künstlers ist. Rilke hat das zeitlich Bedingte und Einzelne durch seine symbolisierende Kunst ins Allgemeingültige, Ewige erhoben. Er kündigt nicht sowohl von Liebe und Tod des Kornetts Rilke, als von Liebe und Tod überhaupt, der Menschheit größten Gegenständen, und zwar von beiden in ihrer höchsten Form, ihrer tiefsten Fülle, ihrem reinsten Gehalt: vom Leben

in Liebesarmen und vom Sterben fürs Vaterland. Nicht mit irgendwelcher nebensächlichsten, wenn auch sittlich noch so hochwertigen Tendenz. Seine Dichtung ist keine anfeuernde Sanfare, kein dithyrambischer Preis des pro patria mori, kein nationaler Wehruf. Ihr gedanklicher und moralischer Gehalt ist gewiß bedeutungsvoll und erhebend, aber den Ausschlag geben doch ihre rein künstlerischen Werte. Rilkes angeborener hoher Kunsttrieb und sein ausgebildeter hoher Kunstverstand haben in glücklichster Vermählung ein Kunstwerk von seltener Reinheit und Geschlossenheit geschaffen, und es sei in der folgenden Analyse einmal der Versuch gemacht, den künstlerischen Mitteln, der dichterischen Symbolik und Formensprache, die solche Wirkung erzielt haben, genauer nachzuspüren. Diese Analyse möchte nicht nur dem einzelnen Fall gerecht zu werden suchen, sondern zugleich an einem typischen Beispiel eine Methode der literarischen Kritik anwenden, die heutzutage im literaturwissenschaftlichen Betriebe nach oft geäußelter Ansicht vielfach vernachlässigt wird und über der biographisch-historischen Betrachtungsweise zu kurz kommt. Ich will mich dabei meines eigenen Literaturhistorikertums und aller schulmäßigen Interpretationsart bewusst entschlagen. Ich habe es im Gegensatz zu unserer sonstigen Methode absichtlich unterlassen, mir eine Summe von Allgemeinwissen über den Dichter zu verschaffen, das uns nur zu oft vom Einzelnen und Eigentlichen ablenkt. Mir ist von Rilkes Persönlichkeit und seinem Leben so gut wie nichts bekannt, und ich habe es grundsätzlich vermieden, meine höchst lückenhafte Kenntnis seiner übrigen Werke schon jetzt zu erweitern und zu vertiefen. Ich kenne nichts und will nichts kennen als seinen „Kornett Rilke“. Ich weiß nichts von den Quellen und der Entstehungsgeschichte dieser Dichtung und habe keine Brief- oder Tagebuchstellen zur Verfügung, die mir als Wegweiser dienen könnten. Ich will mich nur als künstlerisch empfindender und kritisch geschulter Mensch in ein Kunstwerk hineinfühlen, mit dem Wunsche, dadurch anderen Lesern die Einfühlung zu erleichtern, im Sinne also der Goetheschen Worte: „Edlen Seelen vorzufühlen, ist wünschenswertester Beruf.“

In noch weit höherem Maße als lediglich jedes Kunstwerk hat das vorliegende des trefflichen Lyrikers Rilke seine eigene Form, ist innerlich und äußerlich von ganz eigener Art. Es ist weder Gedicht, noch Erzählung, noch Drama, doch von allem etwas. Bald spricht der Dichter lyrisch aus der Seele seines Helden heraus, bald rückt er ihn episch von sich ab, bald setzt er ihn dramatisch zu anderen Personen in redenden Austausch. Das ist nicht die stilllos willkürliche Vermischung und Verwischung der Gattungen, wie sie die Romantiker pflegten, das ist ein neuer Kunstorganismus; nicht gemacht, sondern geworden. Die leisen, feinen Schattierungen und Übergänge entsprechen bis ins kleinste künstlerisch Gefühltem; die äußere Form bildet mit der sogenannten inneren Form die untrennbare Einheit, die nun einmal Grundbedingung aller echter Kunst ist. Auch sonst verbindet sich hier scheinbar Verschiedenes, Auseinander-

strebendes zu einem organischen Dritten, das die Probe auf seine höhere Daseinsberechtigung besteht. So haben, entsprechend Rilkes Naturtrieb und Kunstbewußtheit, auch Kunstdichtung und Volksdichtung hier einen guten Bund geschlossen, vor allem haben aber Musik und bildende Kunst zu diesem reizvollen Gebilde beigesteuert. Wir sind längst gewohnt, gemäß der Methode der wechselseitigen Erhellung, wie Wilhelm Scherer sie genannt hat, Erscheinungen der Dichtkunst mit solchen der Nachbar- und Schwesterkünste zu vergleichen, uns durch Analogien zu belehren. Wir unterscheiden ferner längst zwischen solchen Dichtern, bei denen das Ohr das bevorzugte Organ zur Erfassung der Außenwelt ist und die sich demnach auch überwiegend an den Gehörsinn des Genießenden wenden, und solchen, die in erster Linie mit dem Auge aufnehmen und dem Leser vor allem bildhafte Gesichtseindrücke vermitteln. Rilke gegenüber ist solche Hereinziehung von Ton- und Bildkunst weit mehr als bloße Analogisierung und beide halten sich bei ihm, gleichermaßen stark ausgebildet und entwickelt, einigermaßen die Wage. Bei ihm kann man nicht nur, nein muß man der Einwirkung der Schwesterkünste auf seine Dichtung nachgehen, sie bei der Bestimmung seiner poetischen Kunstleistung stark in Rechnung stellen. Zufällig weiß ich, daß Rilke den Worpswedern und vor allem auch Rodin nahe steht, und seiner Dichtung entnehme ich, daß er von der musikalischen Begabung seines böhmischen Stammes tief berührt ist.

Daß unsere Dichtung aus dem Geiste der Musik geboren ist, deutet schon ihr Titel an. Eine „Weise“ nennt sie Rilke und bezeichnet damit das vielfach Liedhafte, ja Volksliedhafte seiner Darstellung. An den Stellen, wo Gefühl und Stimmung sich zu besonderer Fülle und Satttheit verdichten, geht die sorgfältig gepflegte Kunstprosa, in die auch sonst zuweilen versteckte Reime oder halbe Reimanflänge eingebettet erscheinen, in freiere oder festere, in die gebräuchlichen metrischen Schemata schwer unterzubringende Versrhythmen über, und nicht selten haben wir fast den Eindruck von nur äußerlich nicht abgesetzten, in nur scheinbare Prosa aufgelösten Versen. An den Stil des Volksliedes gemahnt die wirkungsvolle Verschleierung und Sprunghaftigkeit, die nur die Höhepunkte der Handlung beleuchtet, Zwischenteile aber im Schatten läßt oder ganz übergeht, gemahnt auch die Knappheit in Motivierung und Charakteristik, all das Abgerissen-Bruchstückmäßige, das Unbestimmt-Schwappende, die Art, Bindung und Einheit weniger durch Logik als durch Stimmung zu erzielen. Indessen ist nicht zu übersehen, daß diese vom Volkslied meist triebhaft angewandten und eine einfache Kunst bezeichnenden Stilmittel von Rilke sehr bewußt verwertet werden. Seine höchst ausdrucksfähige Poesie ist durchaus nicht naiv, sondern Ausfluß einer sehr gesteigerten und verfeinerten ästhetischen Kultur, seine Technik geradezu raffiniert. Der Stil des Volksliedes, der wesentlich auf das Typische gerichtet ist und im Ausdruck oft so brüchig und herb erscheint, ist nicht der seine; er bedient sich seiner nur am gegebenen

Ort zu bezwedter Wirkung. So ist z. B. gerade das Bruchstück- und Lückenhafte seiner Darstellung durchaus berechnet. Seine sprachlichen Mittel sind sehr reich, sein fessellos biegsamer Stil vermag sich auch der leisesten Gefühlsabtönung anzuschmiegen. Gefällt sich dieser Stil zuweilen in sachlicher Schlichtheit, so schwelgt er doch noch lieber in einer künstlerischen Gewähltheit und Gesuchttheit, der die Klippe artistischer Manieriertheit droht. Er bedient sich kostbarer Bilder und sinnschwerer Wörter, die, was an sich gewiß keinen Vorwurf bedeutet, nicht immer gefunden, sondern nicht selten geradezu erfunden sind. Er setzt seine Worte — sagt er im „Kornett“ von jemandem — „wie ein Mädchen, das Blumen bindet, nachdenklich Blume um Blume probt“. So macht das Ganze bei allem ursprünglichen Reiz, der jedem echten Dichtertum eignet, doch den Eindruck des Komponierten, des musikalisch Gesehenen. Diese feinabgestimmte Dichtung, die z. B. von dem sprachlichen Klangmittel der Alliteration durchweg einen auffallend reichlichen Gebrauch macht, ist förmlich instrumentiert wie ein Musikstück. Wir sind versucht, sie Satz für Satz mit musikalischen Vorzeichnungen über Tonart und Takt, und mit musikalischen Vortragsbezeichnungen zu versehen; hier ein crescendo und decrescendo, dort ein presto oder ritardando, ein moderato oder con fuoco dazu zu setzen. Dabei überwiegen die Moll-Tonarten; auch durch das feurigste Bejahen vernehmen wir, wie eine schwere Ahnung, eine leise, dunkle Unterstimme in gebrochenen Tönen. Und gerade diese reizvolle Mischung, die uns ähnlich in Mörikes Mozart-Novelle bezaubert, gibt der auf das Verhaltene und Unausgesprochene, das Rätselhaft-Dumpfe, das Triebhaft-Dämonische eingestimmten Dichtung den ausgesprochen deutschen Charakter.

Abschnitt 1 hebt an mit einem in Anführungsstrichen gegebenen und mit einer altertümlich geformten Zeichensetzung versehenen Chronikauszug in schwerfällig-trodenem Aktenstil: „ . . . den 24. November 1663 wurde Otto von Rilke / auf Langenau / Gränitz und Ziegra / zu Linda mit seines in Ungarn gefallenen Bruders Christoph hinterlassenem Antelle am Gute Linda beliehen; doch mußte er einen Revers ausstellen / nach welchem die Lehensreichung null und nichtig sein sollte / im Falle sein Bruder Christoph (der nach beigebrachtem Totenschein als Kornett in der Kompagnie des Freiherrn von Pirovano des Kaiserl. österr. Heysterschen Regiments zu Roß . . . verstorben war) zurückkehrt . . .“

Es wäre verfehlt, schon hier den starken musikalischen Einschlag der Erzählung entdecken zu wollen. Das ist kein musikalischer Auftakt, kein stimmunggebender Akkord oder gar eine Overtüre, sondern im Gegenteil eine fast gesucht sachliche Feststellung, die den stofflichen Inhalt im voraus preisgibt, den Schluß nicht bloß andeutet, sondern förmlich vorwegnimmt. Nur ein Künstler, der seines Könnens gewiß ist, darf dergleichen wagen. Dieser Eingang bedeutet nichts anderes als eine bewußte Ablehnung der Forderungen,

die von der breiten Menge gestellt werden. Er bedeutet: wer bloß stofflich gefesselt und in eine äußerliche Spannung versetzt werden will, bleibe draußen. Bei mir hier ist der äußere Stoff nur Nebensache und Rohmaterial für Feineres. Die Abfolge der Geschehnisse ist nur der notwendige Rahmen für das, worauf es mir ganz wesentlich ankommt, nur ein Spalier für das blühende Rankenwerk meiner schöpferischen Phantasie, nur Symbol für Unsagbares. Alles äußere Geschehen ist nichts als die Hülle von innerem Werden. Diese Kunst ergeht sich nicht in die Breite, sondern in die Tiefe. Die Handlung der Erzählung ist Innenhandlung, Seelenerlebnis; das Beste steht zwischen den Zeilen. Und ferner: nicht sowohl das Was als das Wie soll hier den Ausschlag geben; die Sprache will Wortkunst sein, eine Kunst der Klangwerte, ohne doch diese zum Selbstzweck zu erheben. Als Leser kommt demnach nur in Betracht, wer in psychologisch-ästhetischer Einfühlung der Mitarbeiter des Dichters zu sein befähigt ist.

So entnehmern wir denn dem einleitenden Abschnitt, der auf eine sorgfältig ersonnene Exposition und jede künstliche Umhüllung (die anderwärts natürlich wohl am Platze sind) bewußt Verzicht leistet, lediglich, was uns zu wissen gerade not ist: wir befinden uns im 17. Jahrhundert, in den Türkenkriegen; der Held ist ein junger österreichischer Edelmann im Heere; auf den weiten Ebenen Ungarns ist er gefallen, doch seine Leiche nicht geborgen.

Und nun begleiten wir diesen achtzehnjährigen Junker zunächst auf dem langen Ritt zu seinem Regiment. Als Kornett zieht er mit ihm dem Feinde entgegen. Auf einem Schlosse wartet der Krieger kurze Rast, des jungen Kornetts der erste Liebesrausch. Aber noch in derselben Nacht geht das Schloß in Flammen auf. Der Junker, mit Not sich und die ihm anvertraute Fahne rettend, stürzt sich in die heranbrausenden Feinde und wird von ihrer Übermacht niedergehauen.

Dies der Stoffinhalt der Dichtung, nicht in lückenloser epischer Abfolge erzählt, sondern impressionistisch dargestellt in einer Anzahl scharfumrissener, rasch wechselnder Bilder, in denen einzelne charakteristische Situationen blicklichtartig beleuchtet erscheinen. Wir haben im ganzen 28 solcher Szenenabschnitte; sie schwanken im Umfang zwischen 6 und 24 Zeilen, und jede ist von der folgenden dadurch scharf und zuweilen auch überscharf abgehoben und auf sich selbst gestellt, daß sie für sich eine selbständige einzelne Druckseite in Anspruch nimmt.

Das ist indessen keineswegs die formlos lockere Guckkastentechnik der Sturm- und Drang-Dramatiker, kein roh naturalistisches Nebeneinander, sondern das wohlberednete und wohlgegliederte feste Gefüge einer idealistischen Kunstform. Diese verwickelte Kunstform ins ästhetische Bewußtsein zu rücken, ist unsere Aufgabe. Es handelt sich für uns nicht darum, als „Zergliederer unserer Freuden“, in schulmäßig-pedantischer Aufdröselung von etwas kunst-

voll Gebundenem nur das Knochengeriüst der logischen Disposition aufzuzeigen, sondern vielmehr darum, erst unterscheidend und dann verbindend, in einer analysierenden Synthese einen künstlerischen Organismus als solchen zu erkennen und zu deuten. Wir werden eine Art dreißägiger Symphonie erblicken, zu der die 28 Abschnitte, gruppenweis in Unterorgane zerfallend, sich zusammenfügen. Wir werden beobachten, wie Motive angeschlagen werden und immer wiederkehren, wir werden künstlerische Responsionen und Retardationen erkennen, den rhythmischen Wandlungen, der Sprachmelodie und weiteren Kunstmitteln nachspüren und so den hohen ästhetischen Wert unserer Dichtung mit gefühlsmäßigen Methoden zu erfassen und zu bestimmen suchen.

Abschnitt 2, die eigentliche Handlung beginnend, versinnlicht nicht nur durch den sachlichen, sondern auch durch den formalen Wortinhalt, durch Wiederholung und Rhythmus den Monate währenden, endlos scheinenden Ritt durch endlose Ebenen, das gleichmäßige Trabrennen, nur zuweilen durch einen kurzen Galopp unterbrochen. Die abgehackt kurzen Hauptsätze, ohne starke syntaktische Einschnitte und Akzente, taumeln, rhythmisch kaum gebunden, schwer und müde dahin; denn todmüde, gleichgültig gegen alles, fast völlig abgestumpft durch die dumpfe Eintönigkeit, sind die Reitenden, von denen sie aussagen. Nicht episch, von außen her, sondern lyrisch, im Wir-Stil, aus ihren Seelen heraus, spricht der Dichter. Er läßt uns von der Umwelt nur so viel sehen, als ihnen selbst zum Bewußtsein kommt. Auch wir sehen die vorüberfliegende Landschaft durchaus nur vom Standpunkte der Reiter. Und sie schauen kaum noch auf von den Sätteln, denn das ewige Einerlei der plattgedrückten Flächen peinigt das Auge, das vergebens einen unterbrechenden Haltepunkt sucht. Nirgends eine Bodenerhebung — nirgends eine Sahöhe. Die Tonlage ist tief, der Rhythmus fallend. Die Farben sind matt und blaß, gedämpft und gleichsam verstaubt; ohne Leuchtkraft. Keinen Zierat duldet die Rede; das Charakteristische, nicht das Schöne ist ihr Zweck und Ziel. Aber zu welcher Anschauungstattheit weiß der Dichter doch ein paar schmucklose Alltagswörter zu fügen: „Fremde Hütten haben durstig an versumpften Brunnen“. Jedes Wort für sich und zumal ihre gedrängte Häufung löst den benötigten Gefühls- und Stimmungswert aus. Der fröhliche Tatendrang der Reiter ist eingeschlafen, man fragt nicht mehr nach dem Ziel, glaubt kaum noch an einen Wechsel. Längst sind die anfangs kühn und begehrllich vorwärtstürmenden Gedanken umgekehrt in die hinter ihnen liegende Ferne. Größer und größer wird die Sehnsucht nach der Heimat. Und diese verkörpert sich plötzlich im Weibe. Das Grund- und Leitmotiv der Dichtung wird damit alsbald vernehmlich angeschlagen: „Die Kleider der Frauen leuchteten lang aus dem Grün.“ Und zugleich klingt der dunkle Unterton des Ganzen hinein: Es sind „traurige Frauen“, die von den trabenden Reitern wissen, in Gedanken ihnen folgen — ein vordeutendes Motiv, denn bald wird neue, andere Trauer bei

ihnen einziehen, wenn nämlich die Kunde kommt, daß die jungen Reiter von den stolzen Rossen gesunken seien.

Abchnitt 3. Eine knappe, episodenhafte Einlage, dramatisch belebt. Ein paar Worte entringen sich den vertrockneten, verstummten Lippen der Trabenden. Dem Weibe gelten sie, das den Jünglingen bisher das Weib war, der Mutter, in deren Schoß sich aller Gedanken schmiegen. Der von Langenau hat das Wort gesprochen; zu dem kleinen feinen Franzosen, der — ein überaus bezeichnendes Bild! — langsam „welk“ geworden ist in seinem samteneu Sattel und nun noch einmal „aufblüht“. Und dann, wie so häufig in dieser so manches nicht aussprechenden Dichtung eine vielsagende äußere Gebärde zur Andeutung und Bezeichnung von Innerlichem, Seelischem: jetzt plötzlich streift er den Staub ab, den er solange unbeachtet auf seinem weißen Spitzenträger sich hat ansammeln lassen.

Abchnitt 4. Das Wort Mutter hat sie alle geweckt. Einer, „ein Deutscher offenbar“ — der Dichter gibt sich nicht als Wissenden, Bestimmenden, sondern spricht wieder aus der Seele der dargestellten Personen —, erzählt von seiner Mutter, langsam die Worte sehend. Alle lauschen und, wie charakteristisch wieder dies an sich unschöne Nebenmotiv, sogar das Spucken unterlassen die Herren, als fühlten sie sich jetzt in Damengesellschaft. Das Ganze zugleich ohne alle ablenkende Aufdringlichkeit ein Preis deutscher Art und deutscher Sprache mit ihren Gefühlsinhalten: „Und wer das Deutsche nicht kann in dem Haufen, der versteht es auf einmal, fühlt einzelne Worte: ‚Abends‘ . . . ‚Klein war‘ . . .“

Abchnitt 5. Aus aller Herren Länder sind sie zusammengewürfelt, aber das eine bringt sie einander innerlich nahe: „Als ob es nur eine Mutter gäbe . . .“

Abchnitt 6. Bald ist das Schweigen wieder eingebrochen über die Reitenden, „aber man hat die lichten Worte mit“. Das Frauenmotiv verklingt fortan nicht mehr. „Frauenhaft“ dehnen sich die dunklen Haare des Marquis, als er den Helm abnimmt. Warum nahm er ihn ab? denkt der versonnene von Langenau. Erst hinterher kommt dem achtlosen Reiter zum Bewußtsein, daß das Schlanke, Dunkle, das neben ihm dahingehuscht, eine Säule mit einer Madonna war: von der irdischen Mutter führt der Stationsweg des Frauenhaften zunächst an der göttlichen Mutter, der himmlischen Jungfrau vorbei.

Abchnitt 7. Man ist einmal abgesehen und hoßt am Wachtfeuer, körperlich und geistig gleich abgespannt und passiv. Wieder lauter kurze, magere Hauptsätze ohne Bewegung. Selbst das Feuer vermag sich nicht aufzuschwingen und zu lodern: Innen- und Außenwelt scheinen in Wechselwirkung zu stehen oder doch in einem betonten Parallelismus. Und wie das geschaut ist: „Das rote Licht ist schwer. Es liegt auf den staubigen Schuhen. Es kriecht bis an die Knie, es schaut in die gefalteten Hände hinein.“ Der Dichter nimmt wiederum

nicht den Standpunkt des objektiven Beobachters und Schilderers ein, sondern er versetzt sich in die Seele des vermenschlichten Feuers, macht das Objekt zum Subjekt, zum aktiv handelnden Wesen, das schwer ankämpft gegen Hindernisse; nicht von oben her sehen wir es, sondern begleiten es von unten aufwärts. Dem kleinen Franzosen aber leuchtet ein inneres Licht. Er küßt eine welke Rose, die er an der Brust trug. Der von Langenau, den der Schlaf flieht, hat es gesehen. Er fühlt das Entbehren. Ein Lied tritt ihm auf die Lippen, und siehe, es ist „ein altes trauriges Lied, das zu Hause die Mädchen auf den Feldern singen, im Herbst, wenn die Ernten zu Ende gehen“. Sehnen und Sterben, Weib und Schicksal: immer dasselbe Motiv. Und immer bewußter wird im Verlaufe des Geschehens der zunächst noch halb unbewußte Trieb des knabenhaften Mannes zum Weibe. Immer enger umkreisen seine Gedanken diesen Inbegriff des Manneslebens; Stufe um Stufe führt ihn die langsam steigende Handlung diesem Ziele zu.

Abchnitt 8. Und immer deutlicher arbeitet es sich heraus aus dem Unterbewußtsein und übersteigt die Schwelle: das Weib, das ist nicht die Mutter; das Weib ist die Geliebte, ist mein Weib. Der Franzose und der Deutsche fallen abermals in ein targes Gespräch voll verhüllter, inhaltschwerer Fragen. Ob der Junfer auch eine Braut habe. Der bringt das Nein nicht über die Zunge, als müsse er sich dessen schämen, sondern gibt dem Glücklicheren die Frage zurück; aber „traurig“ gedenkt er schweigend eines blonden Mädchens, mit dem er einst gespielt und in dem er damals noch nicht, wie heut in der Erinnerung, das Weib erkannt hat. Warum war er immer so? Was gäbe er jetzt darum, ihr nahe zu sein!

Abchnitt 9. Endlich ist man am nächsten Ziel und stößt zum Heere. Eine äußere und zugleich auch innere Bewegung, die der Satzrhythmus widerspiegelt, unterbricht die Gleichgültigkeit und lastende Gedrücktheit. Marquis und Junfer müssen sich trennen. Sie fühlen auf einmal, daß sie Freunde, Brüder geworden sind; wissen sie doch schon soviel (!) einer vom andern! Als Abschiedsgabe und Talisman nimmt der Franzose ein Blatt von der welke Rose: „als ob man eine Hostie bricht.“ Der Deutsche lächelt, aber immer noch traurig: ist es doch eine fremde Frau, die ihn schüßt. — Wir denken an Goethes Frankfurter Knabenliebe: „Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung.“

Abchnitt 10. Die Bewegung nimmt zu und entsprechend die Gliederung der Sätze, die Tonhöhe der Rede, der Schmuck der Sprache, die Satttheit der Farben. Auf das schwere Andante folgt ein feuriges Allegro, an die Stelle Lenauscher Steppenmelancholie treten gleichsam Chopin und Liszt und Brahms mit der wilden Lust ihrer Nocturni, Rhapsodien und Tänze. Ein buntes Bild des lockeren Lagerlebens in wirkungsvollem Halldunkel. Nach so viel lähmender Stille und Einförmigkeit eine schier überwältigende Fülle von sich mischenden



Gefichts- und Gehörseindrücken. „Glüche, Sarben, Lachen“ — in abgebrochenen Sätzen, im atemlosen Telegrammstil werden impressionistisch die wechselnden Eindrücke wirkungsvoll für einen Augenblick festgehalten und dann wieder weggewischt. Zum erstenmal treten neben Assonanzen und Alliterationen Reimanflänge auf; sie alle leihen der Diktion den Reiz des halb und lose Gebundenen, vermitteln den Eindruck des Sinnlich-Verführerischen. In abermals neuer Gestalt naht sich das Geheimnis Weib — als lodende Bühlerin. Kriegsentbehrung und Lebenslust, Kraft und Schönheit, Schwere und Leichtigkeit, Dunkel und Hell stoßen aufeinander. Klangmalerei, die einerseits mit den charakteristischen Lautfarben der Vokale, andererseits mit einem Mehr oder Weniger von Senkungsilben arbeitet, bringt uns die Gegensätze nahe: „Dirnen mit purpurnen Hüten im flutenden Haar . . . Knechte, schwarzeisern wie wandernde Nacht.“ Die Krieger packen die gepuzten Dirnen, „drücken sie an den Trommelrand“. So hat Louis Corinth den geharnischten Ritter gemalt, der mit triumphierendem Lächeln an sein Eisen das lachende nackte Weib preßt, den Siegeslohn des Kriegers. Den roten Wein trinkt der geblendete von Langenau aus funkelnder Eisenhaube: „Wein? Oder Blut? — Wer kann's unterscheiden?“ Eine lang ausgehaltene Sermate, durch die vernehmlich wieder die dunkle Unterstimme klingt.

Abchnitt 11. Weg mit dem Dämon Weib! Der Junker steht vor dem gewaltigen Feldhauptmann, sieht nichts weiter als ihn, und wächst mit einem Schlag über sich selbst hinaus, als der mit barschem Befehlswort ihm den Platz anweist: „Kornett“. Der Jüngling hat den Ritterschlag als Mann empfangen — vom Manne; aber das Weib muß ihn mitbelehnen, ehe er es ganz ist.

Abchnitt 12. Die männlich straffe Diktion lodert sich alsbald wieder und befreit sich gewaltsam. Wieder überkommt den Junker der dumpfe, schwere Traum vom Weibe. Er reitet allein in die Mondnacht, aber er schaut nicht auf und um sich, sondern nur in sich hinein, das Rätsel, die Schicksalsfrage zu lösen. Daß der Mond steigt; er sieht es — wie zwingend ist das wieder dargestellt! — nur an seinen Händen, die den Zaum halten. Die Prosa geht in stumpf gereimte freie Rhythmen, geradezu in eine Art Ballade über. In starken, schrillen Akkorden brandet es unversehens auf, ein mächtiges, rasch wieder abflutendes crescendo, ein spukhaft graufiges Nachtbild. Ein Frauenschrei zerreißt jählings seinen Frauentraum, wie eine Antwort auf sein Fragen. Ein junger, glühender Leib, blutig und bloß, bäumt sich, an einen Baum gefesselt. Er durchhaut die Stride und — entflieht, flieht noch vor sich selbst und seinem Triebe, jagt zurück in die Nacht, „blutige Schnüre fest in der Faust“.

Abchnitt 13. Es war nur ein vordeutendes Intermezzo. In den beiden nächsten retardierenden und knapp zur Höhe überleitenden Abschnitten sinken wieder Rhythmus und Tonhöhe. Der Jüngling rettet sich vor dem Weibtum in sein Manntum. Der Feind ist nah und ernsthaft setzt der Junker ein kurzes

Brieflein auf an die Mutter. Es meldet nur eines, dieses eine aber in dreimaliger Wiederholung unterstreichend: „Ich trage die Fahne.“ Neben dem Rosenblatt birgt er den Brief und denkt — was er doch nicht ausdenken mag: „Bald wird die Trompete blasen usw.“

Abchnitt 14. Der Dichter erzählt nicht: „man nähert sich einem Dorfe“; ein erschlagener Bauer am Wege, heulende Hunde zeigen es an. Ein Schloß erhebt sich, „breit hält sich ihnen die Brücke hin“. Hier, wie so oft, der Kunstgriff wieder, Sein in Geschehen, Totes in Lebendiges, das Passivum in das Aktivum umzusehen, zur Erhöhung der Bewegung, der Anschaulichkeit. Eine kräftige stilistische Steigerung erzwingt die Höhe der Handlung, an deren stärkstem Einschnitt wir stehen.

Abchnitt 15. Der große Mittelsatz dieser episch-lyrisch-dramatischen Symphonie beginnt; mit dem letzten eng verbunden, stellt er nach der langen „Erwartung“ des ersten — um mit Novalis' „Osterdingen“ zu reden — die „Erfüllung“, stellt des deutschen Junkers „Glück und Ende“ dar. Die Tonart schlägt in Dur um, die Instrumentierung wird reicher, prunkender. Sie läßt neben dem Charakteristischen mehr und mehr das lediglich Schöne zu, gefällt sich in vollaustönenden Akkorden, zieht gelegentlich alle Register und verstärkt die Tonfülle gleichsam durch Gebrauch der Pedale. Die Sprache dehnt sich in wohlthuendem Rasten und ergeht sich breit und stolz. Die vorher oft harte und starre wiegt sich wohlgefällig auf den Wellen ihres eigenen Wohllauts. Die Farben gelangen zu Tizianscher oder Rubenscher Sättigkeit, werden saftig und leuchtend; die bildhaften Elemente verstärken sich und verschmelzen mit den musikalischen zu schwebender Stimmungsfülle. Die Rast auf dem Schlosse wird zum Fest, und in einer festlich ausladenden gehobenen Sprache mit zum Teil verschwenderisch-üppigen klingenden Reimbindungen, mit einer gepflegten, nach dem Eigenartig-Seltenen strebenden Bildlichkeit wird das wohlige Behagen der Herren nach so langer Entbehrung dargetan, andeutend geschildert, wie sie erst wieder hineinwachsen müssen in diese Welt, die doch die ihre ist. „Und wieder erst lernen, was Frauen sind“: sofort wird das Hauptmotiv wieder angeschlagen.

Abchnitt 16. Und immer breiter und freier legt sich die Sprache aus, immer schmiegsamer wird sie und biegsamer und endlich selbst zum Tanz; aus ihren „reifgewordenen Taktten“ entspringt er und alles wiegt sich mit hingeebener Lust in den „Sommerwinden, die in den Kleidern warmer Frauen sind“. Der Atem einer künstlerisch geadelten Sinnlichkeit überhaucht und heiß.

Abchnitt 17. Traumberauscht und sehnsuchtsbang staunt der Junker in diese neue, fremde, lockende Welt: ist das Leben ein Traum oder der Traum ein Leben?

Abchnitt 18. Im nächtlichen Park, in den hinaus er gewichen, findet

er sich allein mit der schönsten Frau, der Gräfin. Sie lächelt und ihm wird schweiß und angst: wäre er weit und ganz in Waffen!

Abchnitt 19. Doch ihn umhüllt heut festlich weiße Seide, und ihr Page soll er sein. Lange weiß er nichts zu erwidern auf ihre verhüllten Liebesfragen, aber das sanfte dunkle Kleid des Kindseins ist ihm von den Schultern gefallen. Noch schauert ihn, dann löst sich ein Du von seinen spröden Lippen, „mit einer Stimme, die er noch nicht gehört hat“, und nun ist er in die neue Wirklichkeit eingetreten, ganz Mann zum Weibe, ohne scheue Befangenheit, im Sinne der Stormschen Verse: „Die holde Scham ist nur empfangen, daß sie in Liebe sterben soll.“

Abchnitt 20. Ein retardierendes Andante. Die Sprache wird wieder knapp, schwer; ein Akzent dicht neben dem anderen, ohne das spielende Rankenwerk schwebender Sentungsilben. Breite Betten nehmen die Herren auf, der Schlaf sinkt tief hernieder auf das Schloß.

Abchnitt 21. Sein Lager in der Turmstube teilt die Schloßherrin. Nicht zu leichtfertiger Lust in bangem Sündertum. Nichts von Frivolität und Ehebruchsatmosphäre. Zwei Menschen haben sich gefunden, die Natur selbst hat sie zusammengeführt. Brunnhilde, selbst durch ihn aus der Starrsucht erweckt, weckt Jung Siegfried, den „kindischen Helden“, zum Mannsein: „Lachend muß ich dich lieben!“ Sie fragen nicht, sie denken nicht, sind ganz Trieb und Gefühl. „Da ist nichts, was gegen sie wäre: kein Gestern, kein Morgen; denn die Zeit ist eingestürzt. Und sie blühen aus ihren Trümmern.“

Abchnitt 22. Ein retardierendes Stilleben von symbolischer Bedeutung. Ohne Nothung, die Eisenbraut, ist Siegfried nicht Siegfried. Im Vorssaal, bei Waffentod und Bandelier, steht am Fenster steil die Fahne, schwarz und schlang. Der Dichter hat sie vermenschlicht, mit einem Eigenleben begabt. Sie träumt, und der Sturm der Mondscheinmacht wirft unruhige Schatten auf sie. Neue, gewaltige Bewegung kündigt sich an, die Sprache beginnt zu wogen wie das unruhig werdende Meer.

Und nun hebt der kürzeste, aber inhaltvollste Satz der Symphonie an, ein mit allen Mitteln musikalischer und bildnerischer Wortkunst geschaffener Feuerzauber.

Abchnitt 23. Gehäufte knappe Fragen treiben Rhythmus und Tonlage aufregend in die Höhe. Je tiefer der Schlaf der Ruhenden wird, desto wacher wird der Sturm. Er braust durch die Gänge und heult den in Liebe Versunkenen ein fürchterliches Tagelied ins Turmgemach, doch dieses großen Schlafes wird er nicht mächtig.

Abchnitt 24. Erst der gewaltige Brand weckt die Arglosen langsam zum Leben der Wirklichkeit. In ihr anfangs nur unbewußt tastendes Empfinden und werdendes Erfassen sich hineinversetzend, führt uns der Dichter das grause Geschehen vor. Er berichtet nicht: Das Schloß brennt, und wie der

Brand auskam, tut nichts zur Sache. Aus den dumpfen Sinneseindrücken der Halbwachen, aus abgerissenen zweifelnden Fragesätzen entnehmen wir, was sich begeben und begibt, schreiten wir mit ihnen vom triebhaften allmählichen Halberfassen zur plötzlichen Gewißheit auf. Ist das plötzliche Licht die Sonne? Sind die unbestimmten Geräusche früher Dogelsang? Und dann auf die irre schwankenden Fragesätze mit stärkster Akzentuierung sinnlichwerter Wörter und einer durch stärkste Tonintervalle bezeichneten Bewegung der Sprachmelodie die Gewalt der Tatsachen: „Das sind die Balken, die leuchten. Das sind die Fenster, die schreien“ — „Brand“. Jetzt drängt alles, „mit zerrissenem Schlaf im Gesicht“, tappend durch die Gänge ins Freie, wo zum Sammeln geblasen wird. Atemlose, schwer stapfende Verse im Kurztakt und stumpfe Reime. Als Fermate eine wirkungsvoll abschließende und zugleich überleitende Assonanz.

Abschnitt 25. Die Fahne fehlt. Die Rufe nach ihr und dem Kornett entsprechen in ihrer unterstreichenden Wiederholung dessen vormaliger Versicherung: Ich trage die Fahne. Doch ohne sie muß schließlich die Reiterei dem Feinde entgegenbrausen.

Abschnitt 26. In heißester Not nur findet der zu spät Erwachte — von der Frau ist nicht mehr die Rede — den langen Weg vom Turm ins Freie. Die Sätze rasen ohne Einschmitt und Haltepunkt wie atemlos mit ihm dahin. Eben noch lag er in den Armen der schönsten Frau, und „wie eine weiße, bewußtlose Frau“ trägt er jetzt auf seinen Armen die teure Fahne durch den Flammengraus. Wie gejagt setzt er den Seinen nach, in der Hast an ihnen sogar vorbei und ganz allein mitten in die Türkencharen hinein. Und befeuert stürzen die Seinen ihrer Fahne nach, die zu leben scheint und befeelt ist: sie kommt „wieder zu sich und niemals war sie so königlich“. Plötzlich wird sie durchsichtig, groß und rot.

Abschnitt 27. Sie hat Feuer gefangen und verlodert langsam in der Hand ihres Trägers. Der sieht sich von allen Seiten umringt und mustert erstaunt die fremdartige Umgebung, die ihn so jäh umfängt. Wieder vermischen sich ihm Traum und Wachen. Er lächelt des Bunten vor ihm. Dann erkennt er die heidnischen Hunde und wirft sein Roß kühn mitten unter sie. Als fremde bunte Gärten erscheinen ihm die farbigen Massen, in denen er versinkt, Gärten, wie er sie vor wenig Stunden noch am Arm der schönen Frau wirklich, vor wenig Minuten in ihrem Arm träumend durchstreift hat. „Und die sechzehn runden Säbel, die auf ihn zuspringen, Strahl um Strahl, sind ein Fest. Eine lachende Wasserkunst.“ So endet dieser Siegfried: „Leuchtende Liebe, lachender Tod!“

Und der Sinn dieses Lebens und Sterbens? „Es stirbt als Knabe, wen die Götter lieben.“ Ein seliger Tod, abgerufen werden von der Höhe, vom Vollgenuß des irdischen Glückes. Dieser Tod ist ein Fest, ist Gnade, eine stolze

Götterdämmerung und bezahlt nicht zu teuer den Augenblick im Paradiese. Denn nicht die Dauer gibt dem Leben Wert, sondern die innere Fülle, und die hat sich diesem Glücklichen in einem einzigen feurigen Trunk geschenkt, so wie ein ganzer Rosengarten sich in ein paar Tropfen köstlichen Rosenöls vergeistigt. In einer Stunde hat sich ihm alles zusammengedrängt, was sonst ein langes Leben ausmacht. Der Knabe ist zum Manne geworden und hat Weibes Wonne und Wert erkannt und genossen; gestillt ist ihm die heiße dumpfe Sehnsucht, gelöst die bange Schicksalsfrage. Der Daseinskreis hat sich gerundet, der ihn aus dem Schoß der Mutter in den Schoß des Weibes geführt hat. Aus vollem Liebestraum ist er unmittelbar, ohne Erwachen und Enttäuschung und Abstieg eingegangen zum Todeschlaf; Weibesliebe und Waffenehre, die höchsten der Güter, winden dem Frühvollendeten den Glorianten um das blonde Jünglingshaupt.

Hier ist die wahre Tragik des Schicksals, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt, und erhebend, nicht niederschmetternd ist der Gesamteindruck dieser so kunstvoll aufgebauten und ausgebauten kleinen Dichtung, deren äußerer und innerer Rhythmus ein so entschieden steigender ist. Sie ist freudig bejahender Natur: Das Leben ist des Lebens wert und doch der Güter höchstes nicht; es ist nicht der Sünde Sold für den, der es wahrhaft, wenn auch noch so kurz, gelebt hat, sondern ein Göttergeschenk. Was ist leiblicher Untergang! Ein Lebensfiager im Tode, nimmt der Held Abschied von der „schönen freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens“; lächelnd, nicht trauernd. Die Trauer verbleibt den Überlebenden. Ihnen wendet sich der knappe Abgesang zu.

Abchnitt 28. In kunstvoller Korrespondenz kehrt der Schluß zum Anfang zurück, schließt das Ganze sich ringförmig. In ähnlich wortkargem, unpersönlich chronikalischen Bericht führt er zurück zu den „traurigen Frauen“, von denen wir anfangs hörten. Der Dichter malt nicht aus, sondern deutet nur leise an, um dann den Schleier sinken zu lassen. Des Meeres der Leidenschaft hat er genug durchmessen in stürmischer Fahrt; jetzt fühlt er wieder festen Boden unter sich, straft sich und kehrt gemessenen Schrittes und gehaltenen Sinnes in die Welt des Alltags zurück. „Im nächsten Frühjahr (es kam traurig und kalt) ritt ein Kurier des Freiherrn von Pirovano langsam in Langenau ein. Dort hat er eine alte Frau weinen sehen.“ Kein stürmisch-prächtiges Finale, kein machtvoll schmetternder Aufschrei, keine ungelöst bleibende Schlußdissonanz, sondern ein stilles, schwachbewegtes Ausklingen auf einer lang nachzitternden Note. Wir empfinden voll in diesem nur andeutenden Verschweigen des Letzten die „Gewalt der dunkel verzitternden Tiefe“, von der Friedrich Schlegel „Ästhetik“ einmal spricht; sie ergreift uns stärker als die ergreifendste Totenklage, die hier nur abschwächend wirken könnte.

## Die Literatur des Deutschen Ordens im Mittelalter.

Von Karl Helm in Gießen.

### IV.

(Fortsetzung von S. 370 und Schluß.)

Das historische Interesse, das sich in der Auswahl der vom Orden übersetzten biblischen Bücher so unzweideutig äußert, tritt noch deutlicher in der weltlichen Literatur zutage. Diese ist fast ganz auf Geschichtsschreibung<sup>1)</sup> beschränkt. Die Historiographie des Ordens reicht weit ins 13. Jahrhundert zurück. Es gab alte Berichte über die Gründung des Ordens, wie die Narratio de primordiis ordinis Theutonici<sup>2)</sup>, ebenso gab es Annalen. Über die ersten Kämpfe in Preußen entstanden dann noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zwei gereimte Berichte, der Hermanns von Helldrunen und der bald nach 1242 geschriebene sogenannte Bericht Hermanns von Salza. Beide sind nur in jüngeren prosaischen Auflösungen erhalten.<sup>3)</sup> Einzelne Episoden der Ordensgeschichte sind öfters Gegenstand der dichterischen Darstellung geworden. Dazu gehört auch die schon oben genannte Barbara Luders von Braunschweig. Ebenso hat das Leben des heiligen Adalbert (s. u.), der als Erster das Christentum im Ordensland, wenn auch lange vor dem Auftreten des Ordens, predigte und im Jahre 997 dort den Märtyrertod fand, gewiß für den Orden nicht nur legendarisches, sondern auch historisches Interesse gehabt. Die Geschichte von dem Littauerfürsten, der sich in feindlicher Absicht als Bettler verkleidet in die christliche Kirche einschleicht, dort in der Hostie das Christuskind sieht und infolge davon das Christentum annimmt, hat der Alemanne Schöndoch<sup>4)</sup> im 14. Jahrhundert gewiß nach einer älteren uns verlorenen Fassung neu bearbeitet.

Ein merkwürdiges Abenteuer eines Ordensbruders Namens Otter, der im Jahre 1324 bei einem Zug gegen Gedimin in Gefangenschaft geriet und ihr in zehntägiger Irrfahrt glücklich wieder entrannt, hat nach Angabe Jeroschins (D. 26 070 f.) ein nicht weiter bekannter Dichter, Namens Gerstenberg, in einem verlorenen Gedicht kurz nach dem Ereignis erzählt.

An der Spitze der größeren geschichtlichen Darstellungen aus dem Ordenskreis steht zeitlich die noch im 13. Jahrhundert entstandene Einländische

1) Die im Ordensland entstandenen Werke sind gesammelt in den *Scriptores rerum Prussicarum*. Geschichtsquellen der preußischen Vorzeit bis zum Untergang der Ordensherrschaft. Herausg. von Theod. Hirsch, Max Töppen, Ernst Streblke, I—V, Leipzig 1861—1874.

2) *Scriptores* I, 220—227.

3) Herausg. von Th. Hirsch, *Scriptores* V, 168—172 und 153—168.

4) Ausgabe: *Der Littauer* . . . durch Maister Seppen von Eppishusen, einen farennden Schueler (d. i. Laßberg), Konstanz 1826. Vgl. Curt Rasse, *Der „Littauer“ und die „Königin von Frankreich“*, zwei Gedichte von Schöndoch. Diss. Breslau 1899.

Reimchronik<sup>1)</sup>. Sie erzählt von den Kämpfen um Livland, der Verbreitung des Christentums erst durch den Orden der Schwertbrüder, dann durch den Deutschen Ritterorden<sup>2)</sup>, der die Schwertbrüder in sich aufnahm, und von der sich damit vollziehenden deutschen Besiedelung. Der Verfasser, ein aus Mitteldeutschland stammender Angehöriger des Ordens — wahrscheinlich weltlichen Standes — ist ein literarisch nicht ungebildeter Mann, der die ältere Dichtung kennt, namentlich das Volksepos und Wolfram von Eschenbach, deren Einfluß unverkennbar ist. Seine eigene dichterische Kraft ist gering, er ist mehr Chronist als Dichter. Seinen Stoff behandelt er bis zum Jahre 1250 vorwiegend nach mündlicher Tradition, oft ziemlich summarisch. Mit diesem Jahre etwa beginnen seine persönlichen Erlebnisse und Erinnerungen, die es ihm ermöglichen, das weitere in großer Ausführlichkeit und mit einer Zuverlässigkeit zu erzählen, die sein Werk zu einer wertvollen historischen Quelle macht.

Für das Hauptgebiet des Ordensbesitzes, Preußen selbst, begann die Geschichtsschreibung größeren Stils aber erst ein Menschenalter später, und zwar mit der lateinischen *Chronica terrae Prussiae* des Peter von Dusburg<sup>3)</sup>. Peter, wahrscheinlich zu Duisburg am Rhein geboren, schrieb als Ordenspriester wohl zu Königsberg und widmete sein Werk dem Hochmeister Werner von Orseln (1324—1330). Er erzählt die Gründung des Ordens, seine Übersiedelung nach Preußen und seine Kämpfe um dieses Land und sonstige Ereignisse bis zum Jahre 1326<sup>4)</sup>. Der historische Wert des Buches ist in den einzelnen Teilen verschieden, am größten in den Kapiteln 221—362, in welchen Peter die von ihm miterlebten Kämpfe gegen die Littauer schildert. Im übrigen kommt es ihm weniger auf eine Geschichte des Ordens im strengsten Sinne an, als auf eine Verherrlichung desselben; und es schwebten ihm bei Abfassung des Werkes als Vorbild wohl die historischen alttestamentlichen Schriften vor, namentlich die Erzählungen von David und von den Makkabäern, mit welchen auch er die Ordensritter gerne vergleicht.

Dieses lateinische Werk ist dann die Hauptquelle geworden für die *Kronike von Pruzinlant* des Nicolaus von Jeroschin<sup>5)</sup>. Ob Nicolaus ein Kind des Ordenslandes selbst war, wissen wir nicht sicher, der Ortsname ist im ganzen

1) Herausg. von Leo Meyer, Paderborn 1872. Vgl. Leo Meyer, *Zur Livländischen Reimchronik*. *ZfdPhil.* 4, 407—444; Werner Meyer, *Stilistische Untersuchungen zur Livländischen Reimchronik*. Diss. Greifswald 1912.

2) Über ein älteres livländisches Geschichtswerk, das nur von der Zeit vor dem Eingreifen des Ordens handelt, die *Chronik* Heinrichs des Letten, vgl. E. Strehlke, *Scriptores* I, 625.

3) Herausg. von Töppen, *Scriptores* I, S. 1—269.

4) Von der Fortsetzung der *Chronik* in der Thorner Handschrift rührt aber der Abschnitt 1326—1330 wahrscheinlich auch noch von Dusburg her.

5) Herausg. von E. Strehlke, *Scriptores* I, 291—648, in Auszügen mit einer für die damalige Zeit wertvollen Untersuchung von Franz Pfeiffer, *Die Deutschordenschronik des Nicolaus von Jeroschin*. Ein Beitrag zur mitteldeutschen Sprache und Literatur. Stuttgart 1854. — Vgl. Walter Hiesemer, *Nicolaus von Jeroschin und seine Quelle* (*Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie* 31), Berlin 1907, und dazu *ZfdPhil.* 41, 71—75.

deutsch-polnischen Osten zu häufig, doch spricht nichts gegen Herkunft aus Jeroschin im Kulmer Land. Sicher war er nicht von vornehmer Geburt — ob von rein deutscher, ist wieder unbekannt. Er war Geistlicher, bezeichnet sich selbst als Ordenskaplan, hat jedenfalls seit 1311 die Verhältnisse des Ordens genau kennen gelernt, und für die folgenden Jahrzehnte ist seine Anwesenheit an verschiedenen Orten des Landes aus seinen Werken zu erschließen, obwohl er nirgends urkundlich bezeugt ist. Er hat wohl noch die Einweihung des Haupthauses der Marienburg (1. Mai 1344) erlebt.

Seine literarische Tätigkeit begann Nicolaus mit einem Leben des heiligen Adalbert<sup>1)</sup> nach der lateinischen Vita sancti Adalberti des Johannes Canaparius. Wie er selbst angibt, schrieb er die Geschichte dieses Preußenbetehrs und Märtyrers, die im Passional fehlte, auf Veranlassung des Bruders Gottfried von Heimburg. Ort und Zeit der Entstehung des Werkes kennen wir nicht; die Richtigkeit der verbreiteten Annahme, daß es in die Jahre 1327—1329 zu setzen sei, in denen Gottfried Komtur zu Königsberg war, ist nicht beweisbar. Außer zwei Vorreden, deren zweite die uns wertvollen persönlichen Angaben enthält, ist nur der Anfang der eigentlichen Vita erhalten, so daß über den literarischen Wert des Gedichts und das Verhältnis zu seiner Quelle ein abschließendes Urteil nicht möglich ist.

Luder von Braunschweig hat nun wiederum das Verdienst, den Dichter dieser Legende zur Übersetzung der Dusburschen Chronik in deutsche Verse veranlaßt zu haben. Noch zu Luders Lebzeiten schrieb derselbe mehr als vierzig Blätter, die aber, wie er berichtet, von „dem argen Tiere, das Josephs Rod zerriß“, vertilgt wurden. Die Mißgunst eines Konkurrenten hat ihm die Arbeit vernichtet. Erst Luders Nachfolger, Dietrich von Altenburg, konnte ihn bestimmen, die Arbeit aufs neue anzugreifen. Wie lange er daran arbeitete, wissen wir nicht; der unvermittelte Schluß läßt die Vermutung aufkommen, daß Nicolaus darüber, ohne zu einem richtigen Abschluß zu kommen, gestorben ist.

Dem ihm gewordenen Auftrag gemäß legte Jeroschin die Chronik Dusburs in ihrem ganzen Umfang, einschließlich der Fortsetzung bis zum Jahre 1330, seinem Werke zugrunde. Er hat sie aber nicht slavisch, ihr in Wortlaut und Anordnung genau folgend, übertragen. Vor allem hat er in der Ordensgeschichte die genaue chronologische Reihenfolge, die bei Dusburg nicht immer beachtet ist, hergestellt. Und das ganze vierte Buch seiner Quelle de incidentibus — eine trockene chronologische Aufzählung der Päpste und Kaiser und von allerlei Weltbegebenheiten, die neben dem in den drei ersten Büchern erzählten einhergingen — hat er in einzelne Teile aufgelöst und diese an passender Stelle eingeschoben. Ferner hat er manches hinzugefügt: zum Teil kleines gelehrtes Beiwerk, aber auch wichtigeres, was er anderen Quellen entnimmt. Er benutzt

1) Herausg. von E. Strehlke, *Scriptores II*, 423—428. Vgl. auch Ziesemer, a. a. O. S. 20—23.



für die Geschichte der Gründung des Ordens neben Dusburg den Prolog der Ordensstatuten in seiner deutschen Fassung, für spätere Einzelheiten Luders Barbara und Gerstenbergs Otter; dagegen hat er die livländische Chronik nicht benutzt. Manches ist wohl auf Grund mündlicher Ordenstradition zugefügt worden, vom Jahre 1311 an zeigt sich zweifellos eigener Niederschlag eigener Erlebnisse. Ganz selbständig ist das wenige, was er über das Jahr 1330 hinaus zu bringen versucht.

Der ganze Umfang von Jeroschins literarischen Kenntnissen ist nicht festzustellen. Ofter hervortretende höfische Ausdrucksweise zeigt, daß ihm die ältere Erzählungsliteratur nicht fremd war, ohne daß bestimmte Namen genannt werden können. Die deutsche Ordensliteratur vollends wird er ziemlich vollständig gekannt haben. Bestimmt nachgewiesen ist es, außer für die oben schon genannten Werke Luders und Gerstenbergs, für Judith, Passional und besonders für Hessler, an den er sich nicht nur in manchem Stofflichen und in manchen sprachlichen Wendungen anlehnt, sondern auch in seiner Metrik, Hesslers Forderungen nur leicht modifizierend. Und wie dieser gibt auch er dem Leser über seine metrischen Regeln (Silbenzahl, Gleichheit derselben im Reimpaar, Reinheit des Reimes) Aufschluß. Man mag es ihm als ein Zeichen guten Geschmacks anrechnen, daß er sich dieser metrischen Richtung und nicht den radikalen Silbenzählern (Maffabäer und seine Nachfolger) angeschlossen hat.

Jeroschin schreibt sein Werk zum Lobe der Jungfrau. Wenn er auch mehr Historiker ist als Dusburg, so verleugnet er doch nirgends den Priester; auch ihm sind die Taten des Ordens Taten Gottes durch den Orden, die Heiden sind ihm des Teufels Gesinde. Im übrigen meidet er jeden religiösen Überschwang, wahrt sich das Recht der Kritik auch an Mißständen innerhalb der Kirche und hat sich auch das Treiben der Welt mit offenen Augen angesehen. Der Kunstwert seines Werkes ist nicht ganz gleichmäßig. Stellenweise steht sein Stil der Prosa bedenklich nahe, im allgemeinen aber erzählt er gut und geschmackvoll und namentlich in solchen persönlichen Zutaten, bei welchen die Fessel einer Vorlage wegfällt, erhebt er sich zu dichterischer Höhe. Sein Werk ist nächst dem Passional das wertvollste Erzeugnis der gesamten Ordensdichtung.

Von späterer historischer Ordensdichtung haben wir nur geringe Reste. Eine gleichfalls auf Dusburg, aber wohl auch auf Jeroschin selbst fußende kurze Reimchronik von Preußen<sup>1)</sup> ist in zwei Bruchstücken überliefert, welche Ereignisse aus der Zeit zwischen 1249 und 1338 in großer Kürze behandeln. Sie ist jedenfalls erst nach der Regierung Dietrichs von Altenburg von einem Ordensbruder geschrieben.

Am Schlusse des Jahrhunderts endlich, im Jahre 1394, verfaßte Wigand von Marburg, von Geburt vielleicht ein Hesse, Wappenherold des Hochmeisters Konrad von Wallenrod, eine gereimte Chronik über die Ereignisse der Jahre

1) Herausg. von E. Strehlke, Scriptorum II, 1—8.

1311—1393, unabhängig von Dusburg sowohl wie von Jeroschin. Seine Quellen, zum Teil vielleicht allerhand Berichte und Urkunden, sind im einzelnen noch nicht bekannt. Erhalten sind uns auch von dieser Chronik nur geringe Reste, 541 Verse, die sich auf elf Fragmente verteilen<sup>1)</sup>; dagegen besitzen wir noch eine im Jahre 1464 in Thorn verfertigte sehr nachlässige Übersetzung aus der Feder eines aus Geismar in Hessen stammenden Geistlichen. Der künstlerische Wert von Wigands Werk ist, wie die Fragmente noch erkennen lassen, sehr gering gewesen, und die Übersetzung zeigt, daß der historische Wert nicht höher stand.

Die Geschichtsschreibung des Ordens in der Zeit nach Jeroschin ist aber nicht nach diesen beiden fragmentarisch erhaltenen Dichtungen zu beurteilen. Sie ist auch in der Folgezeit reichhaltig geblieben und hat zahlreiche kleinere und größere, auch historisch wertvolle Arbeiten aufzuweisen; auch hier tritt jedoch nun die Prosa durchaus an die Stelle der gebundenen Rede. Nur eines dieser prosaischen Geschichtswerke, das wertvollste und zugleich eines der besten Erzeugnisse der gesamten mittelalterlichen Geschichtsschreibung fällt noch in die hier behandelte Zeit: die Chronik des Offizials von Riesenburg, Johann von Posilge<sup>2)</sup>. Zum Teil nach lateinischer Quelle, zum besseren Teil auf Grund eigener Erlebnisse wird hier die Geschichte des Ordenslandes von 1360 ab einfach und anschaulich erzählt. Wie weit die Chronik ursprünglich reichte, steht nicht ganz fest, vielleicht bis 1405, doch ist sie ziemlich gleichwertig bis 1419 fortgesetzt worden. Für die Persönlichkeit des Verfassers ist seine Stellungnahme zu der inneren Entwicklung des Ordens in diesen Jahrzehnten und zu anderen Erscheinungen seiner Zeit nicht unwichtig. Bei aller Begeisterung für die Aufgabe des Ordens bewahrt er sich einen Blick für die mancherlei Schäden, die Verweltlichung und Uneinigkeit, welche am Mark des Ordens zehrten und seinen Fall vorbereiteten. Von der im gar nicht so weit entfernten Marienwerder üppig blühenden Mystik wurde Johann, wie Strehlke hervorhebt, nicht berührt. Und ein ganz ungewohnter Ton klingt in seinen und seines Fortsetzers Worten an: die Liebe nicht nur zum Orden, sondern auch zum Lande. Es ist der Ton einer neuen Zeit, die sich hier zum ersten Male leise meldet<sup>3)</sup>.

Die innerhalb des Ordenskreises im 13. und 14. Jahrhundert entstandene sonstige weltliche Literatur in gebundener und ungebundener Sprache<sup>4)</sup> tritt

1) Die Chronik Wigands von Marburg, Originalfragmente, Lateinische Übersetzung und sonstige Überreste, herausg. von Th. Hirsch, *Scriptores* II, 429—662; Zwei Fragmente der Reimchronik Wigands von Marburg, herausg. von Th. Hirsch, *Scriptores* IV, 1—8.

2) Zusammen mit dem lateinischen Werk des Thorer Annalisten und Auszügen aus Detmars von Lübeck Chronik herausg. von E. Strehlke, *Scriptores* III, 57—388. Über die Frage der Verfasserschaft Johanns von Posilge und über dessen Person vgl. ebenda S. 31 ff.

3) Die spätere Ordensgeschichtsschreibung, so wertvoll sie für den Historiker ist, hat wenig literarischen Wert. Sie fällt überdies aus dem Rahmen der hier zu besprechenden Zeitläufe heraus. Soweit sie aus der Zeit bis 1525 stammt, ist sie in den *Scriptores* III—V gesammelt. Doch liegt auch wohl noch manches ungedruckt in unseren Bibliotheken.

4) Ich sehe hier ab von der nur praktische Zwecke verfolgenden Rechtsliteratur; vgl. darüber die Zusammenstellung bei Steffenhagen, *Zeitschr. f. d. Alt.* 13, 508 f.

sehr in den Hintergrund. Selbst wenn noch ein oder das andere Stück gefunden werden sollte, bleibt ihr Umfang gering.

Dieselbe Handschrift, welche die Martina und den Littauer überliefert, enthält auch ein medizinisch-naturwissenschaftliches Werk in alemannischer Prosa, die sogenannte Mainauer Naturlehre<sup>1)</sup>, die vornehmlich von dem Weltall, seiner Beschaffenheit und Bewegung handelt, daneben aber auch diätetische Regeln gibt, die auf das im 12. Jahrhundert entstandene Regimen sanitatis Salernitanum zurückgehn. Es ist nicht ausgeschlossen, nach Dolds Ansicht sogar sicher, daß der Verfasser der Martina auch dieses so ganz anders geartete Werk abgefaßt hat.

Aus ganz anderer Zeit und Gegend stammt ein zweites hier zu nennendes lehrhaftes Werk, das mitteldeutsche Schachbuch<sup>2)</sup> eines Geistlichen, der sich den Pfarrer zu dem Hechte nennt. Es ist eine jener im 14. Jahrhundert so beliebten Übersetzungen des Schachbuches des Jacobus de Cessolis, in welchem die einzelnen Figuren auf die einzelnen Stände gedeutet werden und den Ausgangspunkt für moralisch-satirische Lehren abgeben. Geschrieben ist diese Übersetzung im Jahre 1355, und das Ordensland als Heimat ist nicht unwahrscheinlich, wenn auch der Inhalt des Werkes selbst, das sich ganz streng an seine Quelle anschließt, keinerlei sachlichen Anhaltspunkt für einen Beweis bietet<sup>3)</sup>.

## V.

Die Fülle der im Orden entstandenen Werke läßt ohne weiteres auf das bei den Lesern vorhandene Interesse schließen. Es war beschränkt auf wenige Stoffgebiete, aber es war kräftig; nur ein lebhaftes Bedürfnis nach Lesestoff konnte jahrzehntelang eine so lebhafte Produktion hervorrufen. Wir sind aber nicht auf diesen Schluß allein angewiesen, sondern haben auch andere Zeugnisse. Das Interesse äußerte sich, wie wir wissen, in einer recht lebhaften, nicht immer schönen Kritik; eine ganze Reihe von Schriftstellern ist in der Lage, sich gegen kritische Anfeindungen zur Wehr setzen zu müssen<sup>4)</sup>. Wir wissen freilich nicht, wie weit diese Kritik aus dem Leserkreis stammte, wie weit sie etwa auf den Neid von Konkurrenten zurück geht, der ja Jeroschin gegenüber sogar nicht vor Gewalt zurückschreckte. Wir können ferner feststellen, daß der Besitz von Büchern im Orden sehr geschätzt wurde. Die Gesetze und die Regel bestimmten, daß Priester und Schüler alle Sonntage die Epistel und das Evangelium

1) Herausg. von Wilh. Wadernagel, Stuttgart 1815; vgl. Fr. Lauchert, Zur Mainauer Naturlehre, Alemannia 17, 154—156; P. Dold, Untersuchungen zur Martina Hugos von Langenstein, S. 3 f.

2) Herausg. mit kurzen sprachlichen Bemerkungen von E. Sievers, Zeitschr. f. d. Alt. 17, 162—389.

3) Zu der Bezeichnung Pfarrer zu dem Hechte vergleiche man die beiden folgenden Benennungen aus Marienwerder vom Jahre 1336: Heinrich von dem kleinen Krebsisse; Johannes pfarrer von dem grozen krebisse.

4) Dgl. Fr. Wilhelm, Legende, S. 134 f.

lesen sollten und daß diese Stücke auch den Kranken vorgelesen werden sollten. Und in allen Häusern, in welchen ein Konvent von Brüdern, d. h. zwölf Brüder und ein Komtur, zusammen leben, sollte bei Tisch vorgelesen werden, damit<sup>1)</sup> nicht nur die Gaumen gespeist würden, sondern auch die „Ohren hungerten nach Gottes Wort“.

Um die Beschaffung von Büchern ist die Ordensleitung deshalb auch dauernd bemüht. Schon die Satzungen des Ordens nehmen darauf Rücksicht. Noch in Accon wurde zwischen 1264 und 1298 bestimmt<sup>2)</sup>, wenn ein Bruder Bücher hinterlasse, so habe damit kein Komtur etwas zu schaffen, sondern sie stehen dem Meister von Deutschland zur Verfügung, daß er damit tue, was ihm gut scheine. Später (1289) bestimmt Burchard von Schwanden, daß der Landkomtur solche Bücher auf die Ordenshäuser verteilen solle; nur Breviere darf er an einzelne, die sie nötig haben, geben. Wer Geld für den Ankauf von Büchern erhalten hat, soll dasselbe ja nicht anders verwenden, daselbe vielmehr dem Komtur zur Aufbewahrung geben und den Kauf innerhalb eines halben Jahres ausführen, sonst verfällt das Geld dem Orden. Wer den Orden verläßt, darf kein Buch mitnehmen, und ebenso ist der Verkauf eines Buches ohne Erlaubnis des gebieters von Deutschen landen verboten<sup>3)</sup>.

Die Wirtschaftsbücher des Ordens geben an zahlreichen Stellen Nachricht von Ausgaben für das Abschreiben oder Kaufen von Büchern, und zwar von solchen zum kirchlichen Gebrauch, wie auch von andern, Legenden, Rechtsbüchern; ausdrücklich werden auch deutsche Bücher erwähnt<sup>4)</sup>.

Der Erfolg blieb nicht aus. Im Laufe des 14. Jahrhunderts sammelten sich in allen Häusern des Ordens kleinere oder größere Bibliotheken an; für eine ganze Reihe<sup>5)</sup> besitzen wir noch Angaben über die Zahl ihrer Bücher, für einige größere werden auch die Titel der deutschen Bücher einzeln angegeben. Unter ihnen sind die Werke der Ordensliteratur natürlich am häufigsten vertreten; so werden ausdrücklich mehrmals genannt Passional und Väterbuch, Apokalypse, Hiob, Ester, Judith, die Chronik von Pruzen, auch einige uns nicht bekannte, wie die Glosa zu Lucas. Aber außer diesen haben auch einige andere Werke, deren Stoff für die Ordensritter Interesse hatte, in ihre Bibliotheken Aufnahme gefunden: der Wälsche Gast wird uns genannt und Konrads von Sußesbrunn Kindheit Jesu, Seelentrost und Werners Marienlieder, so dann dreimal der Roland (des Strickers) und zweimal Barlaam und Josafat, beides Werke, welche als Verherrlichungen von Helden des Glaubens ganz der Geschmacksrichtung des Ordens entsprachen.

1) Perlbach 41, 18.

2) Derf. 135, 6ff.

3) Derf. S. 135, 13; 139, 29.

4) Stellen aus dem Marienburger Treßlerbuch sind bei Ziesemer, Geistiges Leben, S. 134, verzeichnet.

5) Vgl. E. Steffenhagen, Die altdeutschen Handschriften zu Königsberg, Zeitschr. f. d. Alt. 13, 501—574; M. Coeppen, Altdeutsche Handschriften in Preußen. Altpreuß. Monatschrift 6, S. 97ff. und weitere Literatur bei Ziesemer, Geistiges Leben, S. 135ff.

Auch wir genießen heute noch die Früchte der vom Orden geübten Sammeltätigkeit: viele der Handschriften von Ordensdichtungen, die wir noch besitzen, stammen indirekt aus diesen alten Bibliotheken, deren es natürlich auch außerhalb des Ordenslandes in Wien, Mergentheim usw. einige namhafte gab. Nicht wenige der besprochenen Dichtungen sind uns überhaupt nur durch solche Handschriften erhalten geblieben<sup>1)</sup>. Wir können es auch noch für manche Handschrift schließen, daß sie auf Kosten des Ordens entstanden sein muß; kein Privatmann, sondern nur ein reiches Ordenshaus oder ein Ordensgebietiger konnte z. B. eine Handschrift wie den großen Mergentheimer Sammelkodex<sup>2)</sup>, der allein uns die Judith, Esdras und Neemyas und die Makkabäer überliefert hat, in Auftrag geben.

Und nun scheinen wir vor einem Rätsel zu stehen. Ist das richtig, was über das starke produktive und rezeptive literarische Interesse der Ordenskreise gesagt wurde, wie erklärt es sich dann, daß die dichterische Produktion in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit einem Schlage völlig versiegt? Wer will für so weit zurückliegende Zeiten die bewegenden Momente alle erkennen? Sicher ist nur so viel, daß sowohl innere Wandlung wie äußere Schicksale des Ordens und des Ordenslandes ihr Teil dazu beigetragen haben.

Der Orden in der Blüte seiner äußeren Stellung unter den Hochmeistern Winrich von Kniprode (1351—1382) und seinen Nachfolgern Konrad von Rotenstein, Konrad von Wallenrod und den beiden Jungingen war, mit einem Worte, nicht mehr der Orden der Zeit Peters von Dusbürg. Er fühlte sich wenig mehr als ein Heer von Streitern Gottes, sondern als weltlicher Herr; an weltlichem Glanz und weltlicher Herrschaft hatte er mehr und mehr Gefallen gefunden, manche seiner Glieder auch an den wenig zu ihrem geistlichen Gelübde passenden Nachseiten des weltlichen Lebens<sup>3)</sup>. Was sollten solchen Männern Werke wie Hiob und die sieben Ingesigele? Noch eher konnte das Interesse an den Geschichtswerken des Ordens, an den Denkmälern des Rechts und dergleichen bleiben — aber an Stelle des Interesses an erbaulicher Dichtung trat in dieser Zeit die Freude an leichter Poesie und Unterhaltung. Produktiv trat der Orden — zu seiner Ehre sei es gesagt — hier nicht auf, aber die Träger dieser Gattungen, fahrende Spielleute, Gaukler und Possenreißer fanden an seinen Höfen freundliche Aufnahme und, wie uns die Wirtschaftsbücher zeigen, reiche Entlohnung. Und dann kam im Anfang des 15. Jahrhunderts der tiefe Fall, der den Orden in ganz neue und schwere Lebensbedingungen versetzte.

Noch wird man aber eines fragen: welchen Anteil nahm die sonstige Bevölkerung des Ordenslandes, vor allem die Städte, an dem geistigen Leben und der Dichtung des Ordens? Ganz konnte es an Beziehungen ja nicht fehlen.

1) Nicht unerwähnt soll auch hier bleiben, daß wir auch die einzige vollständig erhaltene Handschrift von Herborts Trojanertrief dem Auftrag eines Ordensritters verdanken.

2) Über die Handschrift vgl. jetzt Hübners Danielausgabe S. V—VIII. Über die Wiener Handschrift 2779 vgl. Schönbach, Paul und Braunes Beiträge 33, 340 ff.

3) Vgl. h. v. Treitschke, Histor. und polit. Aufsätze II<sup>7</sup>, S. 46 f.

Die früh einsetzenden Bestrebungen des Ordens für Hebung des Schulwesens kamen natürlich den bürgerlichen Ansiedlern zugute; die geistliche Dichtung der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts konnte kaum ohne Einfluß auf die Geistlichkeit des Landes bleiben, auch wenn sie dem Orden nicht angehörte. Der Masse der bürgerlichen Bevölkerung blieb sie aber gewiß fremd. Schon die Sprache mußte ein Hindernis für tieferes Eindringen bilden, da ja im größten Teil des Landes das Niederdeutsche herrschte; dazu traten dann noch andere Gegenätze: dieses tätig-weltliche Kolonistengeschlecht konnte der weltfremden geistlichen Dichtung des Ordens unmöglich ein wirkliches Interesse abgewinnen, und sicher ebensowenig konnten die selbstbewußten Städter sich für die Ordensverherrlichung der historischen Dichtung erwärmen. Am Ende des Jahrhunderts zeigt sich zwischen dem Orden und den städtischen Geschlechtern, namentlich in Danzig, eine starke politische Spannung, der Landadel bildete einen geschlossenen Bund unter sich mit geheimer Spitze gegen den Orden, das Volk vollends war wie überall im Reich den herrschenden Ständen entfremdet. So wichtig die Besiedelung des Landes mit Bauern und Städtern für die spätere nationale Zukunft dieser Gebiete war und so sehr man immer betonen muß, daß ohne diese Besiedelung das Werk der Ritter dort kaum mehr Spuren hinterlassen hätte als die Kämpfe der Kreuzfahrer im Morgenlande — damals konnte von einer bewußten und lebendigen nationalen Einheit der verschiedenen Elemente des Landes noch nicht die Rede sein. Auf literarischem Gebiet zeigt sich dies darin, daß die Dichtung des Ordens im Volke selbst keine Wurzeln schlagen konnte und wie eine landfremde Blüte welkte. So erinnert auch diese literarhistorische Betrachtung daran, daß durch das glänzende Gebäude des Ordensstaates ein tiefer Riß ging, der in den kommenden Stürmen verhängnisvoll werden mußte. Denn neben den allgemeinen politischen Verhältnissen der Zeit hat doch auch dies Auseinanderleben der auf einander Angewiesenen mit verschuldet, daß der Name Tannenberg länger als ein halbes Jahrtausend ein Flecken auf dem Schild deutscher Ehre war, den erst in unseren Tagen der geeinte Wille der Gesamtheit wieder ausgelöscht hat.

## Grundsätzliches zum deutschen Unterricht IIIa. Sprachlehre im Deutschunterricht.

Von **Otto v. Greyerz** in Bern.

„Sage mir, wo ist jemals eine Sprache gewesen, die man aus der Grammatik recht und wohl habe reden lernen?“ fragt Luther.

Und wie als Antwort darauf sagt er an anderer Stelle: „Es lernet jedermann gar viel besser Deutsch oder andere Sprachen aus der mündlichen Rede im Hause, auf dem Markt und in der Predigt, denn aus Büchern. Die Buchstaben sind tote Wörter; die mündliche Rede sind lebendige Wörter, die geben sich nicht so eigentlich

und gut in der Schrift als die der Geist und die Seele des Menschen durch den Mund gibt.“

Die Gegner jedes grammatischen Unterrichts in der Muttersprache könnten sich auch auf den größten Sprachmeister nach Luther, auf Goethe, berufen, der von einer ähnlichen Abneigung gegen Grammatik erfüllt war. Sie könnten darauf hinweisen, daß wie Luther und Goethe, so auch Klopstock, Lessing, Schiller und andere Schriftsteller jenes Zeitalters ohne deutschen Grammatikunterricht zur Meisterschaft in ihrer Muttersprache gelangt seien. Ja, sie könnten mit gutem Recht geltend machen, daß wahre Beredsamkeit und Sprachgewalt im Leben und in der Dichtung sich ganz unabhängig von grammatischer Schulung hervortun, wogegen die Beflissenheit der grammatisch Korrekten zu mancherlei Unnatur und Pedanterie im deutschen Sprachgebrauch geführt hat.

Und also wäre der Schluß berechtigt: Grammatik hin oder her, es kommt alles auf natürliche Sprachbegabung, gute Muster und fleißige Übung an. Man pflege in der Schule, und zwar in jedem Fach, ein möglichst reines Deutsch und treibe eifrig gute Lektüre, so wird sich die Sprachbeherrschung von selbst einstellen.

Aber dieser Schluß wäre zu rasch. Er stützt sich auf Voraussetzungen, die im Leben nicht zutreffen, und er übersieht die höhere Aufgabe, die nach unserer heutigen Einsicht dem muttersprachlichen Unterricht zufällt. Natürliche Sprachbegabung ist nur bis zu einem niedrigen Grade allgemein. Wie es unmusikalische Menschen gibt, die für Tonunterschiede ein stumpfes Gehör, für Melodien ein schwaches Gedächtnis, für Taktmaß kaum ein Gefühl haben, so gibt es auch Sprachunbegabte in Menge. Der eine faßt die Lautwerte mühsam und ungenau auf, der andere kann sie nicht wiedergeben; leicht trifft beides zusammen. Wer keinen Rhythmus im Leib hat, wissenschaftlich ausgedrückt: kein Sprachbewegungsgefühl oder doch ein sehr mattes, der erfährt alles Rhythmische in der Sprache nicht; und wer ein schwaches Analogisierungsvermögen hat, dem gelingt es eben nicht wie dem Sprachbegabten, eine gesuchte Form z. B. in der Konjugation oder im Kasusgebrauch durch blißschnelle Verknüpfung mit gegebenen Formen augenblicklich und richtig abzuleiten. Wie selten sind Phantasie, Gefühl und Verstand bei unseren Schülern gleichmäßig vorhanden und wie unentbehrlich sind doch alle drei für ein volles Sprachverständnis! Der Nüchterne, Verständige, der aus Regeln lernt und für logische Kategorien von Wort- und Satzarten zugänglich ist, hat vielleicht kein Gefühl für die sinnbildlichen Klangwerte der Sprache; und der Phantasiereiche, der alles Bildliche der Rede mit lebhafter Anschauung und warmem Gefühl erfährt, hat vielleicht mit streng logischer Begriffs- und Gedankenverknüpfung Mühe. Sprachgefühl! ruft man aus, alles ist Sprachgefühl! Meinetwegen; aber wer dem Sinn dieses unklaren Wortes auf den Grund geht, wird darüber kommen, daß es nichts Einfaches, sondern ein Zusammenwirken verschiedener Seelenkräfte und durchaus nicht nur Gefühl im psychologischen Sinn des Wortes bedeutet.

Genug, die sprachlichen Anlagen unserer Schüler sind sehr ungleich, dem Grad und der Art nach, und unsere Aufgabe ist, allen zu helfen, jedem in der Richtung, wohin ihm seine Natur nicht hilft. Nur wer sich in der Psychologie des Sprachlebens, in dem individuell mannigfaltigen Spiel der sprachempfangenden und sprachschaffenden Kräfte auskennt, ist imstande, den Einzelnen zu fördern. Diese Aufgabe fällt

dem Lehrer der Muttersprache zu. Familie und Gesellschaft belasten sich mit dieser Sorge nicht.

Zur Sprachbegabung, heißt es, soll reichliche Übung in guter Muttersprache hinzukommen. Gewiß, gut sprechen und schreiben können ist eine Kunst, kein Wissen, und jede Kunst wird nicht durch Theorie, sondern durch unendliche Versuche, durch unablässige Selbstbetätigung des Schülers erobert. Daran zweifelt heute kein Mensch mehr, daß man eine lebende Sprache nicht aus einem Regelbuch lernt. Wenn Grammatik eine Regelsammlung bedeutet, so mag man ohne Schaden abfahren damit. Allein mit der Forderung nach möglichst viel Übung ist es noch nicht getan. Übung muß am rechten Ort und auf die rechte Art einsetzen, sonst kann sie überflüssig oder schädlich werden. Nur nützliche, zweckmäßige Übung hat Berechtigung. Nun weiß jeder Lehrer, der es mit Klassen von 30 und mehr Schülern zu tun hat, wieviel sprachliche Übung im Deutschunterricht eines Jahres auf den einzelnen Schüler abfällt; d. h. wie überaus wenig. Neulich hat uns ein Kollege vorgerechnet, daß in seinem englischen Jahresturs von drei wöchentlichen Stunden der einzelne Schüler, alles zusammengezählt, zu höchstens zwei Stunden eigenem Sprechen komme. Leichter auszurechnen für jedermann ist, daß im Deutschunterricht am Obergymnasium, wo von vier Wochenstunden höchstens eine auf freie Vorträge verwendet werden kann, der einzelne im besten Fall viermal im Jahr zu einem viertelstündigen Vortrag gelangt. Was will das heißen im Vergleich zu den tausenden von Stunden, die der Schüler zu Hause, in Gesellschaft und auf der Straße redend und zuhörend verbringt! Da ist auch Übung, und eine der Masse nach überwältigend große. Wäre sie nur auch dem Werte nach überwältigend groß! Allein der meiste Sprachverkehr, zumal in unserer unruhigen Zeit, spielt sich in einem Wechsel von Fragen und Antworten, von hingeworfenen Bemerkungen und Gegenbemerkungen in gewohnheitsmäßigen Formeln ab. Der Gedankenausdruck erscheint, zumal in der hastigen Umgangssprache der Großstadt, auf das Notwendigste gekürzt, in Bruchstücken hingeworfen, voll angedeuteter Beziehungen, die nur der Eingeweihte ohne weiteres versteht. Wie selten kommt einer dazu, ausführlich und zusammenhängend zu erzählen, wie es die behaglichen Kleinbürger und die Landleute noch können! Wo lernen unsere Gymnasiasten im geselligen Verkehr sachlich und anschaulich schildern oder ihre Gedanken über irgendeine wichtige Frage geordnet auseinandersetzen? Und das wäre doch gerade die Übung, die sie brauchen, um ihren Vorrat an Wörtern und Sprachformen zu erweitern. Die Umgangssprache nämlich macht es sich bequem. Sie erlaubt sich nicht nur, besonders in vertrautem Kreise, eine verkürzte Satzbildung und eine lässige Aussprache; sie erspart sich auch die Anstrengung, das sachlich richtige und treffende Wort zu finden. Sie behilft sich mit dem ersten besten konventionellen Ausdruck; sie sagt z. B. das Dingsda, die ganze Geschichte, die betreffenden Leute, kaput machen u. dgl., bloße Verlegenheitswörter für den eigentlichen Namen der Sache. Sie umgeht ferner alle seltenen und darum dem Sprachbewußtsein nicht vertrauten Biegeformen; man denke an die Umschreibungen des Genitivs durch „von“, an die Ersetzung des Konjunktivs des Präteritum durch „würde, möchte, sollte“ oder auch „täte“ und an den Gebrauch des Indikativs des Präsens in abhängigen Sätzen, die den Konjunktiv verlangen. Selbst die Indikativformen des Imperfekts sind ihr bei vielen starken oder unregelmäßigen Zeit-



wörtern abhanden gekommen, weil sie sich im Erzählen der leichteren Perfektformen bedient. Was der sprunghaften Wechselrede ganz besonders abgeht, ist die Mannigfaltigkeit der Satzbildung, besonders der Satzgefüge, die Anwendung der unterordnenden Bindewörter mit ihren logisch feinen Unterscheidungen. All das sind Ausdrucksmittel, die man in zusammenhängender Rede, sei's Erzählung, Schilderung, Gedankenentwicklung, nicht entbehren kann. Daher denn einer, wenn er, an seine Alltagssprache gewöhnt, zur Seltenheit einen wichtigen Brief, einen Schulaufsatz, einen Zeitungsartikel abfassen soll, sich einen förmlichen Ruck geben muß, um sich auf gutes Schriftdeutsch einzustellen. Und so entsteht häufig genug, aus der trampfhaften Anstrengung, sich zu einem höheren Deutsch emporzuschwingen, jene ertümelte, verschrobene Papiersprache, die jedem lebendigen Sprachgefühl ein Greuel ist.

Da bedarf es denn freilich der Übung, vieler Übung, wenn die Kluft zwischen Sprechsprache und Schriftdeutsch überbrückt werden soll. Und diese Übung ist Sache des Schulunterrichts. Die Schule muß hier leisten, was das Leben nicht leistet oder sehr unvollkommen, in planloser Zeitverschwendung leistet. Der Deutschunterricht muß Sprachübungen erfinden, die in kürzester Zeit zum Ziele führen.

Wir haben Übungsbücher genug für den deutschen Sprachunterricht. Aber sie leisten nicht, was sie sollen. Wo liegt der Hauptfehler? Darin, daß sie für die Allgemeinheit verfaßt und herausgegeben sind, anstatt für ganz bestimmte, sprachlich gleichbeschaffene Bevölkerungsschichten, Landschaften, Städte, ja für einzelne Schulen. Der Zopf der alten Lateingrammatik kommt hier immer noch zum Vorschein. Die lateinische Grammatik, von Anfang an für Lateiner gedacht, die in das System ihrer Sprache Einblick gewinnen und in die feinsten Unterscheidungen des klassischen Sprachgebrauchs eingeführt sein wollen — diese Grammatik wußte nichts von einer Volkssprache oder wollte nichts von ihr wissen. Sie nahm keine Rücksicht auf die sprachliche Vorbildung des Lernenden, auf die Umgangssprache seines Lebenskreises, auf die Schwierigkeiten, die ihm seine landschaftliche Mundart bereiten mochte. Wie ein unbedingtes Gesetz trat sie auf, gültig für alle und für immer, ohne jede Anpassung an örtliche und individuelle Sprachverhältnisse.

Und eben diese Rücksichtslosigkeit kennzeichnet unsere Sprachlehren und Sprachschulen. Die Notwendigkeit von Übungen an Stelle der früheren Regeln haben sie erkannt; aber ihren Übungen fehlt die zweckmäßige Anpassung an die Bedürfnisse. Sie wollen Allerweltslehrmittel sein und jeder Schule dienen, und mit ihren Allerweltsübungen dienen sie keinem Ort und keiner Schule ganz. Der Geschäftsvorteil der Verleger ist natürlich auch mit im Spiel. Große und rasche Neuauflagen erzielt man mit Allerweltschulbüchern, nicht mit solchen, die auf ein beschränktes Abnehmergebiet berechnet sind. Da kommt es denn z. B. vor, daß ein dank seiner Übungsmethode ungemein praktisch eingerichtetes Lehrbuch wie Richard Langes „Methodisches Handbuch für den grammatischen Unterricht“ (Leipzig 1913, 4. Aufl.) sich als allgemeines Hilfsmittel ausgibt, während bei näherer Prüfung sich herausstellt, daß es nur auf niederdeutsche, höchstens noch auf mitteldeutsche Mundartverhältnisse aufgebaut ist. 70 Seiten, d. h. etwa ein Drittel des ganzen Buches, sind einzig der Unterscheidung von Dativ und Akkusativ gewidmet. Was geht uns Schwaben und Alemannen dieses ganze Kapitel an? — Nun, der Verfasser weiß sich zu helfen. Im Vorwort (S. 11) schreibt er: „Die Wahl und das Maß der Übungen richtet

sich ganz nach den örtlichen Sprachverhältnissen, die überall dem grammatischen Unterricht zugrunde gelegt werden müssen. Der Lehrer berücksichtige vor allem das, was seinen Kindern not tut.“ Man sieht: des Verfassers Streben geht dahin, allen zu dienen. Er kann es aber nicht, weil er natürlich die örtlichen Sprachverhältnisse und die aus ihnen hervorgehenden Bedürfnisse nur auf einem beschränkten Gebiete aus eigener Erfahrung kennt. Diese Unzulänglichkeit hindert ihn aber nicht zu behaupten: „Ich habe so ziemlich das ganze Gebiet der Sprachschwierigkeiten, soweit sie für die Volksschule in Betracht kommen können, in ausgiebiger Weise berücksichtigt.“ In Wahrheit enthält sein Übungsbuch für jede Schule viel Überflüssiges und für keine alles, was sie braucht. In oberdeutschen Schulen versagt es den Dienst völlig. Der Verfasser überzeuge sich selber, indem er etwa Heinrich Menges Übungen zur Wortlehre in elsässischen Volksschulen (Gebweiler 1911) oder Jos. Müllers Deutsche Sprachübungen für Basler Schulen (Basel 1915) oder meine Deutsche Sprachschule für Berner (3. Aufl., Bern 1913) einmal näher ansieht. Da wird es ihn überraschen, welche ganz anderen Fehler, als die er aus seinen westfälischen Schulen kennt, es da zu bekämpfen gibt und welcher reichen Übungsstoff die Mundart da dem Deutschlehrer in die Hand liefert. Daß es auch auf dem niedersächsischen Sprachgebiet, das Rich. Lange doch näher liegt, eine viel sorgfältigere Anpassung der grammatischen Übungen an die landschaftliche Mundart gibt, könnte er aus Wilh. Rübekamps Deutscher Sprachschule für niederrheinische Kinder (Dortmund 1913) lernen. Für plattdeutsche Schulen ist in dieser Hinsicht durch A. Janßens Hochdeutsche Sprachlehre für unsere plattdeutschen Kinder (Oldenburg 1894) trefflich geforgt; ja, auf plattdeutschem Boden ist schon vor 100 Jahren der erste Versuch eines deutschen Übungsbuches mit Anpassung an die Mundart der Schüler gemacht worden, ich meine des hochverdienten Predigers und Volksmannes Klaus Harms „Übungen im Übersetzen aus der plattdeutschen Sprache in die hochdeutsche (Friedrichstadt 1813).<sup>1)</sup>

Ich habe mich etwas länger, als nötig scheinen mag, bei Rich. Langes Methodischem Handbuch aufgehalten, weil es das Buch des großen Erfolgs ist und von vielen Deutschlehrern als die eigentliche Lösung der Grammatikfrage betrachtet wird. Es verdankt dieses Ansehen dem unbestreitbar richtigen Kerngedanken, daß die grammatische Übung im Deutschunterricht der Volksschule die Mängel und Fehler bekämpfen soll, die dem Schüler aus seiner häuslichen Umgangssprache oder Mundart erwachsen. Der große Erfolg von Langes Schriften beweist aber auch, wie gering die Ansprüche der Lehrerschaft an eine solche sprachvergleichende Übungsmethode noch sind; wie wenig weit und tief ihre Kenntnis landschaftlicher und gesellschaftlicher Mundarten reicht und wie von ihnen noch die alte Forschung Rud. Hildebrands ist: „Das Hochdeutsch sollte gelehrt werden im Anschlusse an die Volkssprache oder Hausprache.“ Die Antwort, wie das zu machen sei, hätte Rich. Lange auch bei Hildebrand, auf den er sich doch beruft, finden können. Die Antwort, sagt Hildebrand in demselben Abschnitt, sei deshalb schwer zu geben, „weil sie für jede Mundart und Landschaft vielfach eine andere sein müßte, sobald man vom

1) Ein chronologisches Verzeichnis der ganzen hierher gehörenden Literatur habe ich auf S. 30—33 meiner Schrift „Die Mundart als Grundlage des Deutschunterrichts“, 2. Aufl., Aarau 1913, A. Trüb u. Co. gegeben.

Allgemeinen aufs bestimmte Einzelne eingeht. Man kann sich dafür durch ganz Deutschland hin viele Duzend verschiedene Lehrbücher vorstellen — und sie werden möglich und werden leicht zu schreiben sein, sobald man allseitig den Weg der Erfahrung betreten hat.“

Ein anderes weitverbreitetes Lehrmittel, die Sammlung „Deutsche Sprachschule“ von Baron, Jungmanns und Schindler gibt sich den Anschein genauerer Anpassung an landschaftliche Bedürfnisse. Ihre Übungshefte erscheinen unter besonderen Aufschriften wie „für preussische Schulen“, „für bayerische Schulen“, sogar „für braunschweigische Schulen“ bearbeitet. Aber wie kümmerlich nimmt sich hier die Berücksichtigung des Mundartlichen aus und wie oberflächlich zeigt sich die Kenntnis der Volkssprache! Was sollen wir z. B. denken, wenn im 1. Heft (Ausgabe R) für bayerische Volksschulen (S. 26) Sprechübungen zur Unterscheidung von inlautendem g und ch angeordnet werden in Wörtern wie Sage — Sache, Magd — Macht, Magen — machen usw., als ob ein Bayernkind je in Versuchung käme, solche Wörter in der Aussprache zu verwechseln! Welche Lächerlichkeit, der bayrischen Jugend die Aussprache des anlautenden St als Scht durch Übung beibringen zu wollen, wie es auf derselben Seite geschieht. Und wo im ganzen Deutschen Reiche gibt eine Mundart Anlaß, die Unterscheidung von ch und sch in den Wörtern Buch — Busch, wachen, — waschen, rauchen — rauschen u. dergl. zu lehren, wie es in den Heften für preussische und bayrische Schulen geschieht?

Gerade auf dem Gebiete der Lautlehre, wo eine reinliche Unterscheidung von Mundart und hochdeutscher Mustersprache am notwendigsten wäre, liegt die Hauptschwäche dieser allgemeinen Sprachschulen. Es fehlt den Verfassern an Kenntnis der Mundart und an phonetischer Bildung. Man merkt ihnen auch hier die Zucht der lateinischen Grammatik an, die es mit Buchstaben, nicht mit Lauten zu tun hat. Selbst die Begründer der germanischen und der romanischen Philologie, Jakob Grimm und Fr. Diez, gingen in ihrer Lautlehre noch von den Buchstaben aus, wie z. B. auch der Mundartforscher K. Weinhold in seiner Alemannischen Grammatik. So zäh haftete von der lateinischen Philologie her, die es mit einer toten Papier Sprache zu tun hatte, die Vorstellung vom Zusammenfall des Schriftbildes mit dem Lautbilde. Man schlage jede beliebige deutsche Sprachschule, auch z. B. das Handbuch von Rich. Lange auf, nirgends wird man die Lautlehre als Grundlage des Sprachunterrichts finden. Selbst die oben gerühmten, auf eine engere Mundart zugeschnittenen Übungsbücher wagen den Schritt nicht alle. Fast überall ist die Schriftform des Wortes der Ausgangspunkt, die Orthographie der Götze, dem die größten Opfer geschlachtet werden.

Selbst da, wo „Sprechübungen“ angekündigt werden, guckt irgendwo der Duden hervor und läuft die ganze Mühe schließlich doch auf die Rechtschreibung hinaus. Hier ist dann die Schulmeisterei zu Hause; hier wird kein Sprachgefühl, kein sprachgeschichtliches Verständnis auf die Probe gestellt; hier entscheidet die Tabulatur. Schwarz auf weiß steht jeder Fall verzeichnet, das Seltenste und Verzwirrteste klüglich ausgetüftelt. Wer diesen Schlüssel Salomonis besitzt, der kann nicht fehlgehen, und wäre er für alle Schönheiten der Sprache mit Blindheit geschlagen.

Wenn also Übung das Lösungswort sein soll für unsere Sprachlehre, so muß es die zweckmäßigste Übung sein. Und diese wird nur gefunden, wenn die aus dem

Unterschied von Mundart und Gemeinsprache sich ergebenden Schwierigkeiten zum Angriffspunkt gemacht werden. Der Abstand aber, der die Hausprache der Schüler von der Gemeinsprache trennt, ist unendlich verschieden nach Landschaften und Gesellschaftsklassen. Darum kann ein gutes Übungsbuch nicht allgemeingültig, sondern nur bestimmten örtlichen Sprachzuständen angemessen sein. Es kann nur dem Lehrer gelingen, der die Hausprache oder Mundart seiner Schüler genau kennt, der weiß, wo sie der Schuß drückt, und wie dem Übel abzuhelpen ist.

Ein Unterricht, der in diesem Sinne von der lebenden Sprache, d. h. der wirklich gesprochenen, ausgeht, stellt naturgemäß die Überwindung der physischen Schwierigkeiten des Sprechens, d. h. die Pflege einer guten Aussprache in den Vordergrund. Richtige Stimmbildung und richtige Artikulation der Einzellaute und ihrer Zusammenstellungen muß den Anfang machen. Die Übungen müssen sich genau auf die Abweichungen der mundartlichen, daneben freilich auch der individuellen Lautbildung von der gutdeutschen beschränken. Darauf erst folgt die Gegenüberstellung der lautgesetzlich entstandenen Unterschiede von Mundart und Neuhochdeutsch.

Daselbe vergleichende Verfahren wird dann auf die Schwierigkeiten der Biegsungsformen und der Wortbildung ausgedehnt. Überall wird der Sprachbestand der Mundart zuerst in Erinnerung gerufen und von da aus, durch zweckmäßig zusammengestellte und das Analogisierungsvermögen reizende Beispiele, die schriftdeutsche Form gesucht und eingeübt. Ebenso auf dem Gebiet der Satzlehre (Kasuslehre, Gebrauch der Präpositionen, Wortstellung, abhängige Rede, Gebrauch der Zeiten und Aussagearten), des Wortschatzes und der Phraseologie.

Diese Aufzählung soll nicht etwa ein zeitliches Nacheinander bedeuten. Bloß die Bildung einer richtigen Aussprache gehört meines Erachtens durchaus an den Anfang. Das kindliche Fassungsvermögen ist im allgemeinen früher zugänglich für Übungen in Bedeutungslehre, Synonymik und Phraseologie, als z. B. zur Behandlung schwieriger Biegsungsformen. Darum jedes zu seiner Zeit, d. h., wenn das Bedürfnis des Unterrichts, z. B. der Lesestoff oder die Aufsätze, dazu Anlaß geben, ganz besonders aber, wenn die Fragen der Schüler darauf hindrängen.

Solche Sprachübungen an Hand einer auserlesenen Beispielsammlung denke ich mir im Deutschunterricht etwa so eingeschaltet wie die Drillübungen der Soldaten zwischen Felddienstübungen und Manövern. Drill muß sein, wenn die Gewehrgriffe und die Frontveränderungen klappen sollen; und Drill muß auch im Sprachunterricht sein, wenn die den Schülern ungewohnten und schwierigen Formen in das mechanische Spiel des geistig-körperlichen Sprechapparates übergehen sollen. Wir ahmen die Sprachübung des Lebens nach; wir suchen bloß ein verkürztes, zweckmäßigeres Verfahren.

Wenn auf diesem Wege Sprachfertigkeit und Sprachsicherheit erzielt wird, so ist aber damit nur die eine, die niedrigere Aufgabe des grammatischen Unterrichts gelöst. Er hat unzweifelhaft noch eine höhere. Er soll auch das Sprachverständnis ausbilden. Das geschieht nicht durch Drill, sondern durch Belehrung.

Schon in der Satzlehre und der auf ihr fußenden deutschen Interpunktion ist Belehrung vonnöten. Ohne eine beträchtliche Anzahl abgezogener Begriffe, wie die der Wortarten, Satzteile und Satzarten, kommt hier die Belehrung nicht aus. Versucht man, einer grammatisch ungeschulten Person einen verwickelten Satz, eine

dunkle Stelle in einem Schriftwerk zu erklären, ohne irgendeinen technischen Ausdruck der Grammatik zu brauchen, so kommt man fast nicht zu Ende. Die Umständlichkeit ist unerträglich. Im Deutschunterricht nun, wo nicht bloß die höhere Lektüre, sondern besonders die Schüleraufsätze zu grammatischen Erörterungen nötigen, pflegt man leider den logischen Teil der Grammatik an den Anfang zu stellen und ihn damit den Schülern zu vereteln. Auch den Gluck dieser Jahrhunderte alten Schulüberlieferung verdanken wir der alten Haustyrannin, genannt lateinische Grammatik. Reines Gelehrtenwerk, wie sie war, nahm sie natürlich nicht die mindeste Rücksicht auf eine didaktisch zweckmäßige Anordnung des Stoffes. Das logische Schema ging ihr über alles. Und so haben wir denn noch heute in Lehrplänen und Schulgrammatiken den heiligen alten Brauch, die Jugend durch die Folterkammer der Kategorienlehre in den Tempel der Sprachoffenbarung einzuführen. — Wenn es in der gesamten Sprachwissenschaft irgend etwas gibt, was der natürlichen Neigung gesunder Jugend widerstrebt, so ist es die Begriffspalterei der Kategorienlehre. Die Jugend von 10—15 Jahren ist für alles andere zu gewinnen: für Phonetik, Etymologie, Dialektkunde, Verslehre, Poetik, Stilkunde, grammatischen Formendrill; ein geschickter und gründlich bewandeter Lehrer kann ihr das alles, je nach Zeit und Umständen, interessant und lieb machen. Nur die abstrakt logische Behandlung der Sprache, diese jedem naiven Gefühl widerstrebende Beleuchtung der eigenen Denkvorgänge darf ihr nicht zugemutet werden. Ganz erspart kann sie ihr nicht werden, aber die Belehrung muß allmählich, nach Maßgabe des Bedürfnisses und in kindermäßiger Form gegeben werden. Erst auf der höheren Stufe, d. h. nach dem Übergangsalter, ist das gereifte Abstraktionsvermögen für eine rein logische Sprachbetrachtung zugänglich. Mag die Interpunktion bis dahin mangelhaft bleiben! Das ist durchaus in der Ordnung der geistigen Entwicklung des Menschen. Es hat Schriftsteller ersten Ranges, z. B. einen gewissen Goethe gegeben, die nicht fertig wurden mit ihr. Die Interpunktion sei eine Kunst, die er nie habe lernen können, schreibt er an Böttiger. Sie ist in der Tat das Abstrakteste an unserer Sprache und widerspricht sogar in vielen Fällen den Sprechpausen. Freilich ist ihre Beherrschung auch ein Ziel unseres Deutschunterrichts, aber eines der letzten.

Aus dieser Betrachtung soll sich ergeben, daß eine zusammenhängende logische Wort- und Satzlehre erst auf der obersten Schulstufe Platz finden kann; und auch da scheint mir die angewandte Belehrung, die sich an Lese Stoffe und Aufsatzfehler anschließt, also eine gelegentliche Behandlung, ratsamer.

Es gibt einen anderen Weg, der früher und leichter in ein tieferes Sprachverständnis einführt: die Wortkunde, wie sie uns Rud. Hildebrand gelehrt hat. Ihm war die deutsche Sprache Offenbarung des deutschen Wesens, und das sollte sie seinen Schülern werden. Sprachfertigkeit und Sprachrichtigkeit waren ihm nur Vorstufen zu dem, was er eigentlich werden wollte: liebevolles Verständnis der deutschen Sprache und durch sie des deutschen Volkscharakters. Darum leuchtete er in die Geschichte der deutschen Wörter und Redensarten hinein und ließ die Vergangenheit aus ihnen reden. Darum zog er die Mundart der Schüler heran und zeigte ihnen das Altertum ihrer Formen, den Reichtum und die Sinnfälligkeit ihrer Ausdrücke. Darum verglich er Deutsches mit Fremdländischem, deutsche Erbwörter mit gelehrten oder modischen Fremdwörtern und diese wieder mit Lehnwörtern,

an denen der deutsche Sprachgeist seine Eigenart, insbesondere das deutsche Wortbetonungsgeß seine Lebenskraft bewährt hat. Darum drang er überall von der äußeren Form auf den geistigen Gehalt der Sprache, auf die Gemütsstiefe und die alles Leblose beseelende Phantasie der Deutschen.

Wortkunde in diesem Sinne aufgefaßt und mit solcher Liebe zu wahrhaft deutschem Wesen gelehrt ist die fruchtbarste Art des Grammatikunterrichts, und jedes Alter kann, freilich jedes auf eigene Art, für sie gewonnen werden.

Was sie beim Lehrer voraussetzt, ist mehr als der Durchschnitt leisten kann: gründliche Sprachgeschichtliche und lautwissenschaftliche Bildung; tiefe Vertrautheit mit der Sprache unserer besten Schriftsteller und nicht weniger mit den Abstufungen der gesprochenen Sprache, unter deren Einfluß die Schüler stehen; Verständnis für die natürliche Sprachentwicklung und das seelische Wachstum der Jugend, und endlich, was nur die Götter schenken: jene Beredsamkeit, die von Rhetorik vielleicht nichts weiß, aber die Herzen gewinnt.

## Schülervorträge und Erziehung zum freien Sprechen.

Von Karl Weizel in Leipzig.

Unter die vielen Aufgaben, die der höheren Schule gestellt sind, unter das Viele, was sie ihren Schülern an Wissen und Rüstzeug fürs Leben mitgeben soll, gehört auch die Aufgabe, ihnen eine gewisse Fähigkeit zum freien Reden und Sprechen anzuerziehen. Über die steigende Wichtigkeit der Forderung herrscht kein Zweifel: mehr als je sind unsere Abiturienten, die später mehr oder weniger eine gewisse Führerschaft in unserem Volke einnehmen sollen, gezwungen, künftig in ihrem Beruf, im geselligen Leben<sup>1)</sup>, in sozialen Vereinigungen aller Art oder im staatlichen Leben frei und ohne Befangenheit oder lange Vorbereitung zu sprechen; die Zeit der persönlichen Abgeschlossenheit des Menschen ist vorbei; er muß sich überall an größere Organismen anschließen und sie fortbilden helfen; mehr als je tritt er damit in die Öffentlichkeit und muß seine Stellung und Meinung hier durch Tat und Wort behaupten.

Wie sucht nun die Schule dem Schüler eine gewisse Fertigkeit im freien Sprechen beizubringen? Einmal durch Rede und Gegenrede zwischen Lehrer und Schüler im Unterricht und dadurch, daß hierbei, also nicht nur in schriftlichen Arbeiten, stets auf Bilden ganzer Sätze und auf gutes, klares Deutsch gehalten wird. Es ist dies von großer Bedeutung und muß bei systematischer Durchführung in allen Sächern und auf sämtlichen Klassenstufen auch bei schwerfälligeren Schülern zu einem gewissen Maß sprachlicher Gewandtheit führen.

Das Wichtigere sind die sogenannten Vorträge, die der deutsche Unterricht als seine besondere Aufgabe ansieht. Von diesen möchte ich ausgehen und zu der Frage, ob diese ihre Aufgabe — Erziehung zum freien Sprechen — erfüllen oder nicht, einige Feststellungen machen.

Dor wenigen Jahren erschien, von einem Sachmann verfaßt, ein Buch über Schüler

1) Ausführlicher erörtert bei Poeschel, Über freie Vorträge, Protokollübungen und Privatlektüre, 3. f. d. d. U. VIII, S. 396.

vorträge<sup>1)</sup>, das allgemein Anklang fand und in der Tat eine der ersten umfassenden Behandlungen des Schülervortrags brachte. Die dort angeführten und besprochenen Vorträge sind im wesentlichen für die drei Oberklassen bestimmt. So anregend und vielseitig aber Hartmanns Gedanken und Vorschläge sind, so scheint mir hier wie in der geltenden Praxis unseres Unterrichts viel zu großes Gewicht gelegt zu werden auf das Inhaltliche, so daß der Hauptzweck freier Vorträge — Übung im wirklich freien Sprechen — zu kurz kommen muß. In einer neueren Besprechung des Hartmannschen Buches weist Paul Geyer mit Recht darauf hin<sup>2)</sup> und streift noch einen für unsere heutigen Großstadtgymnasien bedeutungsvollen Punkt: die Stärke unserer Klassen. Es ist dies ein sehr äußerliches, aber für methodische Fragen gerade auf diesem Gebiete entscheidendes Moment, das besonders in den am stärksten besetzten Klassen der städtischen Reform- und Realgymnasien dem Lehrer großen Zwang auferlegt. So ideal also das Ziel der rein wissenschaftlichen Vorträge gedacht ist und so viele Lücken im Unterricht sie ausfüllen mögen: an einer ganzen Reihe von Schulen wird in stark besetzten Klassen der Lehrer mit der zur Verfügung stehenden Zeit hier in manche Schwierigkeit kommen.

M. E. läßt diese Art von Vorträgen aber überhaupt den Hauptzweck der Redeübungen — Erziehung zum freien Sprechen — viel zu sehr in den Hintergrund treten. Zunächst ist die Vorbereitung auf einen derartigen Vortrag nicht möglich ohne Zuhilfenahme eines oder mehrerer Bücher, aus denen der Vortragende seinen Stoff schöpft, oder die er wenigstens zu Rate zieht. Natürlich wird der Schüler stets die Neigung haben, kleinere oder größere Abschnitte aus diesen wörtlich oder wenigstens in ähnlichem Wortlaut zu übernehmen, und selbst wenn er dies vermeiden wollte, würde bei der Ausarbeitung sein sprachlicher Ausdruck stets stark beeinflusst sein von der Sprache seiner Vorlagen. Also eigenes Deutsch im wahrsten Sinne des Worts wäre zum großen Teil unmöglich. Dem Lehrer aber kann nicht zugemutet werden, den Wortlaut jedes Vortrags mit den Vorlagen zu vergleichen. Außerdem aber wird dem Lehrer oft — sofern er dem betreffenden Schüler die Unterlagen nicht selbst geliehen oder sie ihm bezeichnet hat — die Kontrolle über die benutzten Hilfsmittel fehlen. Die gerechte Beurteilung eines solchen Vortrags ist also mindestens recht erschwert.

Es liegt ferner in der Natur derartiger Vorträge, daß sie, die inhaltlich eine Art Ergänzung zum Unterricht sein sollen, inhaltlich wirklich etwas bieten müssen und,

1) K. Hartmann, Schülervorträge, Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. [VI u. 169 S.] Geh. M. 2.40, geb. M. 2.80.

2) Monatschrift für höhere Schulen, 14. Jahrgang, 8. und 9. Heft, S. 442—443: Geyer sagt hier u. a. folgendes: „. . . das Hauptgewicht glaubte ich darauf legen zu müssen, daß der Schüler so oft, wie sich das eben tun läßt, Gelegenheit erhält, ohne lange Vorbereitung schlecht und recht über inhaltlich völlig bekannte Gegenstände, am besten vom Katheder aus, zu reden. Gelegentlich aber könne man wohl auch Vorträge halten lassen, die unter Mitwirkung des Lehrers zustande gekommen, ausgearbeitet, aber nicht auswendig gelernt sind. Hartmann versteht unter seinen Redeübungen bloß diese zweite, mehr wissenschaftliche Art von Vorträgen. Sie sind planmäßig darauf angelegt, Lücken auszufüllen, die der Unterricht aus Mangel an Zeit lassen mußte, den Gesichtskreis der Hörer über die unbedingt vorgeschriebenen Grenzen hinaus zu erweitern und endlich den Vortragenden selbst in die hier nötige Arbeits- und vor allem auch in die Vortragsweise einzuführen. . . . Freilich, der Lehrer, der eine, womöglich noch ungeteilte Prima von 30 oder mehr Schülern zu unterrichten hat, der wird sich nach der Dede strecken müssen und sich in der Regel mit jenen anderen, einfacheren und weniger zeitraubenden Vorträgen begnügen.“

äußerlich betrachtet, nicht kurz sein können; eine Zeit von ungefähr 10—12 Minuten werden sie zweifellos beanspruchen. Da der Schüler einen derartigen Vortrag nicht aus dem Ärmel schütteln kann, muß er für die Ausarbeitung die nötige Zeit haben; das Thema muß ihm also geraume Zeit vorher gegeben werden. Eine schriftliche Ausarbeitung ist dabei unvermeidlich, zum mindesten in den Hauptteilen; damit fällt aber die Tatsache des freien Sprechens in sich zusammen. Ferner will natürlich kein Schüler bei diesem „öffentlichen Auftreten“ völlig versagen, und so wird der größte Teil der Vortragenden die Neigung zeigen, zumal die Zeit dazu zur Verfügung steht, den Vortrag ganz oder in seinen Hauptteilen auswendig zu lernen. Mit Recht wird gegen das Auswendiglernen Front gemacht; denn von freiem Sprechen ist dann keine Rede mehr. Ein Verbot wird dagegen kaum viel nützen; der Schüler, der ein gutes Endurteil erziehen will, wird trotzdem mehr oder weniger auswendig lernen. Sicherlich überwiegt dabei in ihm die Empfindung einer gewissen Sicherheit, deren er nicht verlustig gehen möchte<sup>1)</sup>. Die Sachlage wird um so öfter so sein, wie ich sie schilderte, je seltener ein Schüler Gelegenheit zum Vortrag erhält; kommt er (wegen Mangel an Zeit, zu großer Klasse usw.) eben im Jahre nur ein- bis zweimal dazu, so wird ihm der Vortrag um so mehr als Haupt- und Staatsaktion erscheinen, und gerade die Befangenen und Schüchternen, denen das freie Sprechen in erster Linie beigebracht werden soll, werden nach allen Regeln der Kunst ihren Vortrag ausarbeiten und auswendig zu lernen suchen<sup>2)</sup>.

Läßt man nun den Vortragenden einen Zettel mit Stichworten benutzen, so verführt man zu dem Versuch, so ziemlich den ganzen Vortrag in kürzeren oder längeren Sätzen aufzuzeichnen. Jedenfalls erreicht man den Vorteil, daß das Auswendiglernen und vielleicht auch das schriftliche Ausarbeiten erheblich eingeschränkt wird, aber — es ist auch dann kein freies Sprechen mehr.

Wenn nun also in den Oberklassen das Schwergewicht auf das Inhaltliche gelegt

1) Ich erinnere mich auch aus meiner Primanerzeit, daß unser Deutschlehrer zur Bekämpfung des Auswendiglernens das Vortragsthema (allerdings meist ethische Themen; darüber siehe unten!) unnachlässig erst drei Tage vorher gab. Trotzdem hat sich der weitaus größte Teil unserer fast 30 Mann starken Klasse lieber bis spät in die Nacht hinein hingesezt, als daß er auf das Auswendiglernen verzichtet hätte. Inhaltlich und sprachlich gute Vortragsleistungen waren allerdings bei dem betr. Lehrer *Conditio sine qua non*.

2) Sehr beachtenswerte Vorschläge macht Poeschel über die Vorträge in den Oberklassen, a. a. O. S. 395 (Leitfäche 1—2 b) und 397: „Leitfäche: 1. Schriftliche Ausarbeitung der Vorträge ist nicht zulässig. 2. In Stunden, welche Vortragsübungen gewidmet werden, sind möglichst alle, auch die schwächeren Schüler zu lebhafter Beteiligung heranzuziehen. Daher empfiehlt es sich

a) Die Vorträge auf Gebiete zu beschränken, mit denen die Klasse vertraut ist, z. B. sie für die Kontrolle der Privatlektüre zu verwenden.

b) Den Übungen den Charakter einer gegenseitigen freien Aussprache der Schüler untereinander zu geben.“

S. 397: „Schon in Obersekunda kann die schriftliche Ausarbeitung recht wohl vermieden werden. Nur sind die Ansprüche an Form und Inhalt fürs erste sehr bescheiden zu stellen. Was schadet es, wenn der Sprecher hier und da eine Pause eintreten läßt und nach dem Ausdruck sucht; wenn er nur weiß, was er sagen will, dann findet sich schon ein Wort, wenn es auch nicht immer geschickt gewählt ist. Schließlich macht auch hier Übung den Meister. Deshalb muß jedem Schüler recht oft Gelegenheit zum freien Sprechen gegeben werden, sei's auch nur für wenige Minuten. Wenn ein Schüler — wie es oft geschieht — nur einmal im Schuljahr zum Vortrag kommt, so hat dies herzlich wenig Wert.“



wird, das Üben im freien Sprechen dagegen zurücktritt, so macht man dabei die stillschweigende Voraussetzung — das wird man mir zugeben müssen —, daß das Erlernen des freien Sprechens erst in zweiter Linie zu berücksichtigen sei, weil die Schüler in diesem Alter das eben einigermaßen könnten oder die Unter- und Mittelklassen ihnen das zur Genüge beigebracht hätten, ja man erwartet eo ipso ein einigermaßen fließendes Deutschsprechen. Daß hier zuviel vorausgesetzt wird, sieht man sofort, wenn man einen Schüler vom Katheder aus einmal völlig frei sprechen läßt, etwa über eine für diese Stunde gestellte Klassenaufgabe, die sich dazu eignen würde, oder über ein leichtes, zu Anfang der Stunde gestelltes Thema. Die Ergebnisse, die ich bei derartigen Proben erzielte, waren fast stets nur als sehr schlecht zu bezeichnen. Die Richtigkeit meiner Behauptung scheint mir auch gerade der Trieb des Schülers zum Auswendiglernen zu beweisen.

Um hier nun bessere Ergebnisse zu erzielen, halte ich in den Unter- und Mittelklassen eine stärkere Vorarbeit für nötig. Die in den Lehrordnungen verordneten Nacherzählungen usw. werden sowieso mit Recht in der Praxis im weitesten Sinne aufgefaßt, d. h. man läßt bereits in den Mittelklassen, ja bis Quarta und Quinta hinunter, sogenannte Vorträge halten. Das Zustandekommen eines derartigen Gebrauchs erklärt sich eben aus der doppelten Erwägung, daß freies Sprechen heute zur allgemeinen Bildung gehört, und daß andererseits nur Übung den Meister macht, daß man also in den Oberklassen nicht verlangen kann, was man nicht vorher geübt hat.

Um nun aber die Vortragsübungen in Unter- und Mittelklassen wirklich fruchtbar zu machen, muß unter allen Umständen der Schwerpunkt auf das freie Sprechen an sich gelegt werden, und dies ist in der allgemeinen Praxis nicht der Fall. Häusliche Vorbereitung oder gar Ausarbeitung des Vortrags usw. müßten also unterbleiben und dürften erst in Unter- und Obersekunda begonnen werden (s. unten!). Also der Schwerpunkt der Erziehung zum freien Sprechen muß in den Unter- und Mittelklassen liegen, und diese Redeübungen müssen erstens im deutschen Unterricht wirklich eindringlich betrieben werden und zweitens dadurch auf eine breitere Grundlage gestellt werden, daß so gut wie sämtliche Fächer sich daran beteiligen (s. unten!). Systematisch muß also von unten an auf wirklich freies Sprechen hingearbeitet werden. Es sind ja auch die äußeren Voraussetzungen in den Unterklassen insofern günstiger, als die in den Oberklassen häufig zu findende Bequemlichkeit und Schwerfälligkeit in den Unterklassen einer wohlthuenden Frische, Unbefangenheit und oft köstlichem Wagemut und Draufgängertum gegenübersteht. Wie bereitwillig und rasch findet der Sextaner oder Quintaner den Weg nach vorn zum Deklamieren oder Nacherzählen!

Ich bin nun damit zu dem mehr positiven Teil meiner Ausführungen gekommen.

In Unter- und Mittelklassen muß also das Hauptgewicht auf das freie Sprechen an sich gelegt werden, und von Sexta an muß die jugendliche Frische und Unbefangenheit der Jungen benützt werden, um diesen freies Sprechen anzuerziehen. Wird dies in Sexta versäumt oder nur nebenbei betrieben, so sind in Quinta schon bedeutend größere Schwierigkeiten zu überwinden. Keine deutsche Stunde sollte in Sexta vergehen, in der nicht mindestens ein Schüler von vorn aus sich in irgendwelcher Weise vernehmen ließe. Die schüchternsten kann man ja beim Lesen von Prosa-Stücken zunächst von vorn lesen lassen, dann kann man sie beim Auftragen von Gedichten heranziehen und schließlich bei Nacherzählungen — vielleicht zuerst einmal vom Klassenplatz aus — ver-

wenden. Wie gesagt, in Sexta ist die Möglichkeit gegeben, die Blöden und Schüchternen so stufenweise zum freien Nacherzählen zu gewöhnen; in Quinta kann man damit nicht erst noch anfangen. Es wird sich auch empfehlen, das Nacherzählen möglichst verschiedenartig zu gestalten: neben der abschnittweisen Nacherzählung von sorgfältig besprochenen Prosaftücken wird es vorteilhaft sein, die Jungen auch dazu zu bringen, daß sie eine nur gehörte Erzählung in den Hauptfachen frei nacherzählen können. Damit läßt sich zugleich ein zweites verbinden — und ich glaube dies mit Erfolg erprobt zu haben — nämlich die Auffrischung der schönsten deutschen Märchen, vor allem der Grimmschen.<sup>1)</sup> Leider findet man in jedem Jahrgang eine ganze Anzahl Sextaner, die lüdenhafte, ja mitunter jämmerlich dürftige Kenntnisse auf dem Gebiete der bekanntesten Märchen besitzen. Hier kann der deutsche Unterricht rettend eingreifen. Für den Lehrer ist es ebenso wie für die Klasse meist eine kleine Festesfreude, wenn ein Märchen erzählt wird, sei es auch, daß dieses teilweise schon bekannt ist; es bedarf nur geringen Geschicks von Seiten des Lehrers, um auch dann Ohren und Herzen ganz für sich zu haben und in einer Klasse von 40 Sextanern ein Lauschen zu schaffen, bei dem man eine Stednadel zu Boden fallen hört. Und um so besser, wenn es ein phantasiebegabter Lehrer ist!<sup>2)</sup> Dann aber heißt es für die Jungen: Vor aufs Katheder und nachherzählen! Ich habe stets gefunden, daß es mit heller Freude geschah!

Zweifellos wird man dies bis in die Quinta hinein fortspinnen können. Stofflich würde dann neben Fabeln, Schwänken und geschichtlichen Anekdoten die deutsche Sagenwelt einzubeziehen sein, und schon dies bringt ein größeres Maß von Schwierigkeiten mit sich, da die Sagenwelt doch meist konkretere und bestimmtere Züge und schärfere Färbung an sich trägt als die Welt des Märchens. Methodisch kann man in Quinta kaum schon bedeutendere Änderungen eintreten lassen, höchstens daß man längere Abschnitte frei wiedergeben läßt.

Kommt es nun beim freien Sprechen des Schülers vor, daß er stundenbleibt und beim besten Willen den Gedankengang nicht fortsetzen kann, so ist es im allgemeinen üblich, daß der Lehrer selbst durch Andeutungen weiterhilft oder einen der Mitschüler den verbindenden Gedanken geben läßt. Bedeutend vorteilhafter erscheint mir jedoch ein anderes Verfahren, das ich in Unter-, Mittel- und Oberklassen mit Erfolg angewendet habe und in Frankfurt a. M. zum erstenmal in verschiedenen Fächern angewendet gesehen habe<sup>3)</sup>: der Schüler sieht den Rettungsanker nicht im Lehrer, sondern in seinen Mitschülern; der Lehrer bleibt also außer dem Spiel, und der Vortragende ruft irgendeinen der Mitschüler auf — und zwar nicht nur von denen, die sich durch Handheben melden —, um sich weiterhelfen zu lassen. Dieser aber hat — auch dies muß den Jungen natürlich erst beigebracht werden — nur durch eine auf den Inhalt bezügliche Frage zu helfen; weiß der Vortragende mit dieser nichts anzufangen (z. B. wenn sie ungeschickt

1) Ähnlich Klee, Lehrplan § 5, wo der Stoffkreis der vom Lehrer zu erzählenden Stücke noch weiter gezogen wird.

2) Eine Fülle schöner und in weiteren Kreisen unbekannter Märchen bietet die Dähnharbtsche Sammlung (Dähnhardt, Deutsches Märchenbuch, 2 Bde. Leipzig u. Berlin 1914 u. 1912, B. G. Teubner. [X u. 310 S.] M. 4.40). Auch aus Dähnhardts Naturgeschichtlichen Volksmärchen (2 Bde. ebd. 1912 u. 1913. [XIV u. 280 S.] M. 4.80) ist manches für Sexta geeignet.

3) Beim Hospitieren an den Frankfurter Reformgymnasien, zu deren Besuch das Leipziger Schulamt eine Anzahl Lehrer der Nikolaischule im Winter 1913/14 wegen der damals bevorstehenden Umwandlung des Nikolaigymnasiums in ein Reformgymnasium abgeordnet hatte.

gestellt war), so hat er das Recht, sich noch an einen zweiten oder dritten zu wenden. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß schon bei einiger Übung das Verfahren sehr gut klappt und der Hergang sich zwanglos und ohne etwaige Verlegenheit oder Blödigkeit auf seiten der Beteiligten abspielt. Jedenfalls erfährt die Selbsttätigkeit des Schülers dadurch eine ebenso heilsame Steigerung wie seine Aufmerksamkeit.

Natürlich läßt sich dies in allen Fächern, wo frei gesprochen wird, anwenden (vor allem in Geschichte), und eine Gleichmäßigkeit in der Methode der in Betracht kommenden Fächer dürfte in diesem Punkte das Gegebene sein.

Ehe ich nun die Redeübungen auf den folgenden Klassenstufen einer kurzen Betrachtung unterziehe, möchte ich einer Forderung gedenken, die mir beim Erziehen zum freien Sprechen als eine der wichtigsten erscheint:

Die Übung im freien Reden soll nicht als ein Privileg des deutschen Unterrichts betrachtet werden, sondern so gut wie alle Fächer sollen daran mitarbeiten. Ein großer Anteil kommt hier vor allem dem Geschichtsunterricht zu, und zwar auf allen Stufen<sup>1)</sup>; ähnlich wird in der Erdkunde — allerdings mit Ausnahmen und in Berücksichtigung der Schwierigkeit des jeweiligen Stoffes — oft frei gesprochen werden können, zumal da der Schüler meist als bester Helfer für sein Gedächtnis die Wandkarte vor sich hat. Auch die Naturwissenschaften können viel zur Übung im freien Sprechen beitragen, zumal wenn ein vorliegendes Modell (Pflanze, ausgestopftes Tier, Abbildung, physikalischer Apparat usw.) den Gedankengang des Sprechenden unterstützt.

Die freien Redeübungen sind also ein Punkt, in dem wirklich einmal eine Berührung verschiedener Fächer derselben Klassenstufe und andererseits der Klassenstufen untereinander stattfinden soll. Nur so läßt sich wirklich etwas erreichen, und es bedeutet wieder eine Schulung ganz besonderer Art, wenn ein Schüler in freiem Reden vorn eine Rechenaufgabe entwirren oder etwa im Zeichnen die „Darstellung der Entstehung einer Figur und die Beschreibung ihrer Formen“ geben soll<sup>2)</sup>. Arbeiten also von Sexta an alle Fächer in ihrer Art daran mit, die Schüler im freien Sprechen zu üben, so kann in diesen ersten zwei Jahren zweifellos schon viel erreicht werden<sup>3)</sup>, und in Quarta wird es keine Schwierigkeit machen, im deutschen Unterricht das freie Sprechen von den Nacherzählungen allmählich (!) loszulösen.<sup>4)</sup>

1) Ausführlich bei Schwatlo, Die Übungen im mündlichen Vortrage auf höheren Schulen, Lehrproben und Lehrgänge, Heft 43, S. 41—42.

2) Ausführlicher bei Schwatlo, a. a. O. S. 41—43.

3) Schwatlo S. 34: „Man beobachte nur einmal eine Klasse, die an eigene Leistungen im kürzeren und längeren Sprechen gewöhnt ist. Da herrscht keine gährende Langweile, da blitzen die Augen, da fliegen die Hände. Ein jedes Kind ist erbötig, am gemeinsamen Bau zu schaffen und von dem Eigenen dazu zu tun. Dabei äußern und stärken sich Selbstbewußtsein im guten Sinne, das Gefühl eigener Kraft, ferner Geistesgegenwart. Alle falsche Schüchternheit und Blödigkeit ist überwunden.“

4) Auch Klee (Lehrplan § 41) hält die Quarta für die geeignete Klasse, um zu den Nacherzählungen usw. etwas Neues hinzutreten zu lassen: „Zu diesen Übungen kommen nun auch kleine freie Vorträge einzelner vor der Klasse, die in erzählenden Berichten über häusliche Lektüre bestehen. Ein solcher Schüler Vortrag, der höchstens fünf Minuten in Anspruch nehmen soll, ist insofern ein freier, als der Redende weder Auswendiggelerntes hersagen noch Aufgeschriebenes ablesen darf. . . . Die Aufgabe, die zu lösen ist, besteht darin, daß der betreffende Schüler einen größeren, ihm vom Lehrer bezeichneten Abschnitt aus einem geeigneten Buche zu Hause mit Aufmerksamkeit wiederholt durchliest, bis er imstande ist,

Ich habe selbst in einer Quarta, die als Sexta und Quinta in freiem Sprechen noch nicht sehr geübt war, doch recht hübsche Ergebnisse erzielt, und zwar gehe ich im Unterschied zu den beiden vorhergehenden Klassen folgendermaßen vor: Wenn es der übrige Unterrichtsstoff im Deutschen einigermaßen zuläßt, wird eine Viertelstunde für freies Sprechen verwendet. Sofort nach meinem Eintritt in die Klasse gebe ich das Thema, und die Redeübung (das feierliche Wort Vortrag schreckt die Jungen nur ab und wird daher besser vermieden) ist etwa eine Viertelstunde vor Schluß der Stunde zu halten. In einer Besprechung von 4—5 Minuten wird reichlich Stoff gesammelt, dann heißt es: „Freiwillige vor!“, und wenn die Meldungen zunächst auch spärlich eingehen mögen, ändert sich das bald, sowie die Klasse sieht, daß es kein feierlicher Vortrag ist, daß bei der Beurteilung alles Gute besonders unterstrichen wird und größte Mühe Hauptbedingung ist. Als Sprechzeit dürften 5—6 Minuten das Richtige sein, und bei zaghaften Jungen braucht man nur das Aufschreiben einer Zensur zu vermeiden, was oft viele abschreckt. Die Themen müssen natürlich ganz einfach sein, und der Betreffende mag zunächst ruhig einen Zettel mit Stichworten mitnehmen; bei größerer Übung oder in der nächsten Klasse läßt man dies dann wegfallen. Bei der Beurteilung, bei der die Jungen ja oft recht scharf ins Zeug gehen, trete der Lehrer ja stets für den Vortragenden ein, und bei der Beurteilung sprachlicher Fehler rüge man auch nur das Größte. Hauptsache ist aber, daß die Redeübungen nicht nur ab und zu, sondern möglichst oft vorgenommen werden, und auch nicht nur in der zweiten Hälfte des Schuljahrs, sondern von Anfang an.

Als Themen werden solche aus dem Unterrichtsstoff, dann solche aus dem nächsten Erfahrungskreis des Schülers und solche, die mit dem Kriege zusammenhängen, am geeignetsten sein. Ofters werden auch Themen mit humoristischem Einschlag am Platze sein, und ich habe mehrmals gefunden, daß die Schüler hier besonders bereitwillig waren und recht gewandt sprachen. Mit gutem Erfolg habe ich z. B. folgende Themen gegeben:

„Wie ich meinen Onkel durch Leipzig führte“, „Erlebnisse (oder Beobachtungen) in der Straßenbahn“, „Dorn auf der Elektrischen“, „Die feldmarschmäßige Ausrüstung des Infanteristen“, „Wie ein Schützengraben aussieht“, „Eine Wanderung in Leipzigs Umgebung“, „Mein Schulweg“, „Ein Pechtag“, „Die Jahreszeiten“, „Krieg und Schulleben“ (Kriegsanleihe, Sammlungen aller Art, Siegesfeiern usw.), „Etwas über Klavier und Geige“, „Meine Briefmarkensammlung“ (oder Münzsammlung, Aquarium usw.), „Was hat uns der Krieg für Überraschungen angenehmer Art gebracht?“ (Brummer, Hindenburg, Bundesgenossen, Einigkeit der Parteien, Helden wie Weddigen usw.), „Militärisches Leben zur Kriegszeit in der Großstadt“.

Auch aus der Sammlung von Aufsatzthemen für Sexta und Quinta, die Valentiner<sup>1)</sup> herausgegeben hat, läßt sich vieles für derartige Quartanersprechübungen verwenden.

Betonen möchte ich nochmals, daß das Loslösen von den Nacherzählungen ganz

---

mit Hilfe eineszettels, auf dem wenige Merkworte verzeichnet sind, über das Gelesene vor der Klasse einen zusammenhängenden Bericht zu geben.“ — Doch hatten diesen Übungen m. E. die oben schon erwähnten Mängel an: Zu wenig eigenes Deutsch und nicht zu vermeidendes Auswendiglernen.

1) Th. Valentiner, 1000 Überschriften für Aufsätze in Sexta und Quinta, Leipzig und Berlin 1914, B. G. Teubner. [III u. 44 S. sowie 12 S. Anhang.] Kart. M. 1.—

allmählich vor sich gehen muß und bei einer Klasse, die einen verhältnismäßig hohen Prozentsatz schüchterner oder unbeholfener Schüler aufweist, die freieren Sprechübungen gegen Ende des Jahres oder in Untertertia auch noch zur rechten Zeit kommen. Jede Schematisierung wäre hier natürlich von Übel, und der Lehrer muß sich hier ganz davon leiten lassen, wie die Jungen sich anstellen. Die Stoffe für etwaige Nacherzählungen werden natürlich andere sein müssen wie in Sexta und Quinta, und ich meine, daß Stoffe, die mit dem Weltkriege zusammenhängen, hier die besten Dienste leisten werden. Die anschaulichen Schilderungen O. v. Gottbergs, Kirchhoffs<sup>1)</sup> u. a., die sowohl in sachkundiger wie lebensvoller Weise deutsches Heldentum darstellen und sehr hübsche abgerundete Bilder geben, halte ich für recht geeignet, ebenso wie in den täglich sich mehrenden Sammlungen von Feldpostbriefen, Kriegslesebüchern usw. für den Lehrer sich reiches Stoff zur Auswahl findet.<sup>2)</sup>

In den Mittelklassen nun möchte ich den eingeschlagenen Weg in ähnlicher Weise fortgesetzt wissen, und hat die Klasse auf der Unterstufe die nötige Übung im freien Sprechen erlangt, so können nun etwas schwerere Themen gegeben werden, und es kann vor allem verlangt werden, daß jeder ganz frei spricht, d. h. ohne einen Zettel mit Stichworten. Ferner kann in den Mittel- und Oberklassen mannigfache Abwechslung in der Art der Sprechübungen geschaffen werden vor allem dadurch, daß der Unterrichtsstoff selbst zu Redeübungen herangezogen wird<sup>3)</sup>. Z. B. könnte an Stelle eines besonderen Themas ein am Anfang der Unterrichtsstunde bestimmter Schüler gegen Ende der Stunde eine Übersicht über deren Inhalt geben. Als Vorbereitung zu den schriftlichen Protokollen oder in Abwechslung mit diesen wäre dies sicher eine vorteilhafte Übung im Sprechen. Eine kurze Besprechung und Berichtigung müßte allerdings in den letzten Minuten der Stunde noch vorgenommen werden<sup>4)</sup>. Ferner kann die allgemeine Klassenaufgabe — sofern sie sich stofflich und in anderer Hinsicht dazu eignet — am Beginn des Unterrichts von vorn von einem oder mehreren Schülern vortragen werden<sup>5)</sup>; natürlich dürfen die Betreffenden erst am Anfang der Stunde bestimmt werden. Ich denke hier z. B. an den Fall, daß als Aufgabe gegeben war der Gedankengang eines Aufzugs eines Dramas<sup>6)</sup> oder eine leichtere Charakteristik, die Lebensbeschreibung eines Dichters und ähnliches. Poeschels Befürchtung<sup>7)</sup>, daß es bedenklich

1) O. v. Gottberg, Kreuzerfahrten und U-Bootstaten, Berlin, Ullstein. [H. Kirchhoff (Dizeadmiral), Der Seekrieg 1914/15, Leipzig, Hesse und Beder.

2) z. B. A. Wünsche, Kriegslesebuch, Leipzig 1915, Brandstetter, 2 Bände. Müller-Rüdersdorf, Deutschland über alles! Kriegslesebuch für Schule und Haus, München 1915, Seybold.

3) Vgl. P. Geyer, Der deutsche Aufsatz, München 1896, Bed., S. 135: „Vorträge und Sacharbeiten sind im Gegensatz zu den Aufsätzen, die mehr der allgemeinen logisch-stilistischen Bildung dienen, praktische Übungen. Der Schüler soll lernen, über Dinge, die er aus dem Unterricht genau kennt, sowohl schriftlich wie mündlich einen zusammenhängenden Bericht in angemessenem Deutsch zu liefern, und zwar ohne langes Besinnen. Neu an der Sache ist für ihn höchstens die durch das Thema geforderte Auswahl und Gruppierung des an sich hinlänglich bekannten Stoffes.“

4) Vgl. Poeschel, a. a. O. S. 403. 5) Vgl. Poeschel, a. a. O. S. 395, Leitsatz 2 a.

6) Ebenso Geyer, a. a. O. S. 135/136, der u. a. noch vorschlägt, „über eine genau begrenzte ästhetische oder geschichtliche Frage und dergl.“ in aller Kürze das Nötigste sagen zu lassen. Doch wird dies den meisten Schülern m. E. rechte Schwierigkeiten machen.

7) a. a. O. S. 400.

erscheine, die Vortragsübungen an die in den Stunden gelesenen und erklärten Literaturwerke anzuschließen, da dies leicht zu dem Fehler verleiten würde, durch zu langes Verweilen bei einem Schriftwerk den Schülern den Geschmack daran zu verderben, dürfte für die hier vorgeschlagene Art von Redeübungen nicht zutreffen, da diese sich im Rahmen der allgemeinen Klassenaufgabe halten sollen, also keine Sonderuntersuchungen eines einzelnen Schülers darstellen sollen; in der Tat könnte dann bei ausgiebiger Benützung des betreffenden Literaturwerkes zu einer Folge von Vorträgen der Klasse allmählich das Kunstwerk zum Überdruß werden; außerdem käme der betreffende Vortragende ohne häusliche und schriftliche Vorbereitung nicht aus.

Zweifellos bietet gerade im deutschen Unterricht schon der Unterrichtsstoff selbst zahlreiche Gelegenheit zum freien Reden, wobei der Lehrer mit einigem Geschick manche Abwechslung schaffen kann. Im Geschichtsunterricht müßte jedenfalls die freie Wiedergabe des neu besprochenen Stoffes in Form einer Erzählung oder eines Vortrags von vorn auf allen Klassenstufen Regel sein.

Wird die Erziehung zum freien Sprechen in den Unter- und Mittelklassen ungefähr so gehandhabt, wie ich es dargestellt habe, so kommen die Schüler jedenfalls mit ganz anderen Fähigkeiten im freien Reden in die Oberklassen als bisher, und auch die Schüchternen werden wenigstens ein gewisses Maß äußerer Gewandtheit und sprachlicher Fertigkeit erlangt haben. Je größer die erlangte Übung ist, um so weniger werden sie geneigt sein, falls sie ein inhaltlich umfangreiches Thema mit längerer häuslicher Vorbereitungszeit erhalten, wie es von Unter- oder Obersekunda an mitunter gegeben werden kann, ihren Vortrag auswendig zu lernen. Ich möchte also die bisher in Oberklassen übliche Form der Vorträge keineswegs grundsätzlich ablehnen, sondern ich meine, daß man in den Oberklassen beides pflegen kann: Wirklich freie Sprechübungen und wissenschaftliche Vorträge<sup>1)</sup>. Als Hauptgesichtspunkt für die Verteilung wird natürlich der maßgebend sein, daß geübte Sprecher sich vorwiegend in ersteren, unbeholfenere in letzteren zu betätigen hätten. Man könnte schließlich zur Abwechslung auch den Weg einschlagen, daß man einige ethische Themen zu Vorträgen bestimmt, also Themen, für die eine umfangreichere inhaltliche Vorbereitung für den Schüler nicht nötig ist, und daß man dieses Thema erst einen Tag vorher aufgibt. Das Durchstudieren von Büchern, also die Verwendung fremden Sprachschatzes fällt dabei ebenso weg wie das Auswendiglernen; außerdem sind für die Klasse keine besonderen Vorkenntnisse nötig, also die Beurteilung und Besprechung des Gebotenen ist für die Klasse erleichtert.

Diese Beurteilung und Besprechung eines Vortrags darf in keinem Falle fehlen und muß jedem Vortrag folgen, welcher Art er auch sein mag. In der Tat hat hier die Schule eine bedeutsame erzieherische Aufgabe zu erfüllen; ist es doch oft erstaunlich zu sehen, wie hilflos und stümperhaft Schüler sich sogar noch in den Oberklassen zeigen, wenn sie einen Vortrag vernünftig und einigermaßen zusammenhängend beurteilen sollen. Vor allem findet sich überaus häufig ein Haftan an Außerlichkeiten und

1) Vgl. Geyer, a. a. O. S. 136: „Gelegentlich dürfte es sich empfehlen, einem besseren Primaner, der so gewandt und sicher im Reden ist, daß seine Fähigkeit zu improvisieren, keiner besonderen Pflege zu bedürfen scheint, ein Thema zu geben, über das er sich zu Hause aus Quellen, die ihm der Lehrer bezeichnet und, wenn nötig, zugänglich macht, zu unterrichten hat: Die erste Anleitung zu selbständiger Forschung. Ein Auswendiglernen des Vortrags wäre zu untersagen, die Benützung von kurzen Aufzeichnungen dagegen freizustellen.“

Einzelheiten, während Fehlern im Gedankengang, in der Anordnung und Auswahl des Stoffes und ähnlichem selten nachgespürt wird und grundlegende Fragen wie die, ob die Anforderungen des Themas erfüllt waren, ob die Darstellung allgemeinverständlich war, ob der einleitende Gedanke glücklich gewählt war und ob die sprachliche Darstellung für einen Vortrag und für das vorliegende Thema geeignet war, meist vom Lehrer in die Besprechung hereingezogen werden müssen. Der Grund liegt m. E. zum großen Teil eben darin, daß die Vorträge inhaltlich zu umfangreich sind, d. h. daß sie, wie oben besprochen, vor allem zur Erweiterung des geistigen Horizonts der Schüler dienen sollen. Die jugendlichen Zuhörer werden beim Anhören infolgedessen ganz in Anspruch genommen durch das Aufnehmen des Stoffes, der ihnen mehr oder weniger neu ist. Man kann schlechterdings von einem Tertianer oder Sekundaner nicht verlangen, daß er beim Anhören eines derartigen Vortrags sich darüber klar wird, nicht nur wie ihm das Gebotene überhaupt gefallen hat, sondern auch was die Hauptfehler des Vortrages waren. Dazu kommt, daß ein zu Hause vorbereiteter Vortrag meist so eingepreßt wird, daß er vom Verfasser in recht raschem Sprechen dargeboten wird und daß der Schüler seinen Zuhörern auch bei einem mehr abseits liegenden Stoffe ein höheres Maß von Wissen zutraut als sie haben, also stets unwillkürlich mit zu hohen Voraussetzungen in bezug auf die Interessen und Kenntnisse seiner Mitschüler sich seiner Aufgabe zu entledigen sucht.

Ich halte daher die oben geschilderten einfacheren Redeübungen, für die möglichst erst am Anfang derselben Stunde das Thema gegeben wird, für die Erziehung zu vernünftiger Beurteilung für geeigneter. Daß der Schüler selbst den Drang hat, sich kritisch zu äußern, kann man übrigens schon in den Unterklassen daraus sehen, daß während eines Vortrags viele, ohne dazu aufgefordert worden zu sein, irgendeinen unbeschriebenen Zettel oder ihr Diarium herausstramen und sich einige Notizen machen.

Sehr oft ist es eine gewisse Trägheit der Schüler, die dem Lehrer bei der Kritik von Vorträgen die Arbeit erschwert; entweder sie merken bei einem Vortrag aus irgendwelchen Gründen nicht auf oder halten es nicht für nötig, ihre Gedanken zu konzentrieren; auch nehmen im Anfang rein äußerliche Dinge, die Sprechweise des Vortragenden, sein Auftreten, der Grad seiner Verlegenheit u. a. ihr Interesse einseitig in Anspruch. Um nun möglichst alle Schüler bei der Beurteilung eines Vortrages heranzuziehen und von ihnen nicht nur einzelne Punkte, sondern ein vollständiges Bild der von ihnen bemerkten Ausstellungen zu erhalten, habe ich im Deutschen sowie im Geschichtsunterricht in den Oberklassen einen Weg betreten, der mir durch Frankfurter Anregungen gewiesen worden ist: Bei einem Vortrag hat jeder Schüler auf einem Zettel alles, was er an Lob oder Tadel zu bemerken hat, möglichst nach Gesichtspunkten geordnet, zu notieren; die Zettel werden sofort nach dem Vortrag vom Lehrer eingesammelt, dann folgt die Besprechung, und bis zur nächsten Stunde werden die Zettel zensiert, jedoch nur mit a (gut), b (genügend), c (ungenügend). Ich konnte feststellen, daß in einiger Zeit die Schüler, die so alle zu schärferem Aufmerken angehalten wurden, bedeutend tiefgehender kritisierten, Haupt- und Nebensachen gut schieden und Beobachtungen und Bemerkungen sprachlicher oder anderer Art brachten, die entschieden einen bedeutenden Fortschritt im Vergleich zu früher zeigten.

Als letzten Punkt möchte ich der Erziehung zum freien Sprechen und zur fruchtbaren Kritik noch angliedern ein Wort über das Debattieren. Dieses habe ich zunächst da-

durch versucht, daß der kritisierte Vortragende sich seinen Mitschülern gegenüber zu verteidigen hat; natürlich redete dabei Schüler zu Schüler, der Lehrer ist äußerlich ausgeschaltet und greift nur ein, sobald die Aussprache im Sande zu verlaufen droht oder vom Kernpunkt der betreffenden Streitfrage abführt. Erfolgreich habe ich dies bisher nur in Oberklassen geprobt und erkannt, daß eine große Schwierigkeit vor allem darin liegt, daß beim Debattieren schnell gedacht werden muß und somit unlogisches Denken sehr häufig ist und den Kern der betreffenden Frage zu verwischen droht; gerade deshalb ist Debattieren aber eben geeignet zur Schulung im logischen Denken. Schließlich habe ich die weitere Erkenntnis gewonnen, daß auch hier — ebenso wie bei freien Sprechübungen und Kritiken — von unten auf vorgearbeitet sein muß und alle in Betracht kommenden Fächer darauf hinstreben müssen. Daß es möglich ist und daß es außerordentlich fruchtbringend ist, habe ich in Frankfurt gesehen, also geht es auch anderswo; und wenn auch eine Debatte einmal nicht das erwartete Ergebnis hat, so ist das kein Schaden.

Mag nun auch von meinen Vorschlägen und Ausführungen manches noch der Erörterung bedürfen und mögen Zeit und Erfahrung hier und da noch bessere Wege weisen, so bin ich doch der festen Überzeugung, daß die behandelten Dinge — das freie Sprechen und das geschulte Kritizieren und Debattieren — nicht nur geeignet sind, dem Abiturienten größere Fertigkeiten fürs Leben mitzugeben, sondern überhaupt einen wesentlichen Beitrag für die gemeinsame und wichtigste Aufgabe unserer höheren Schulen liefern, für die Erziehung zur Persönlichkeit; denn sie erziehen den Knaben und jungen Menschen zu Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein, steigern seine Selbsttätigkeit und schulen sein logisches Denken.

## Die Stellung der Hamburgischen Dramaturgie im deutschen Unterricht.

Von **Willy Marcus** in Rastatt.

Zu den am meisten umstrittenen Werken der Schullektüre gehört Lessings Hamburgische Dramaturgie, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß eine gewisse Übereinstimmung darüber erzielt ist, wie die Behandlung im Unterricht nicht erfolgen soll.

Abgelehnt dürfte wohl heute allgemein werden jene Art, die der hochstrebende Ernst Laas empfahl: Verteilung der Schrift auf mehrere Klassen<sup>1)</sup> und schriftliche Behandlung so schwieriger Fragen wie über „die moralische und unterrichtende Absicht der Tragödie.“<sup>2)</sup> Man hat die Methode als „von Grund auf verfehlt“<sup>3)</sup> bezeichnet, und der Grundsatz der Anschaulichkeit, das Bestreben, nur über Verstandenes die Schüler urteilen zu lassen, sind auch hier zu ihrem Rechte gekommen. Aber gerade diese Erwägungen haben andere und neue Bedenken aufkommen lassen, und in dem Für und Wider<sup>4)</sup> hat man die Verwendbarkeit der Hamburgischen Dra-

1) Der deutsche Unterricht. Berlin 1872. 296.

2) Der deutsche Aufsatz. 1877. 638.

3) Lehmann, Der deutsche Unterricht. Berlin 1890. 248.

4) Eine gute Zusammenstellung bis zum Jahre 1884 gibt Zürn, die Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie Lessings in der Oberprima. 1. Teil. Programm Rastatt 1884. 3.



maturgie als Schullektüre überhaupt in Frage gestellt<sup>1)</sup> und in anderen, geeigneteren Schriften einen Ersatz gesucht.<sup>2)</sup>

Nun ist es aber keinem Zweifel unterworfen, daß das Wert Lessings an zahlreichen Stellen auch heute noch für die Schule von unvergänglichem Werte ist. Auch wenn man nur das über die Kunst der Charakterisierung, über die Erfindung, über die Verflechtung und über die Motivierung und Einheit der Handlung Gesagte hierher rechnen will<sup>3)</sup>, so würde das allein wohl schon die Frage nach dem Werte des Werkes für den deutschen Unterricht zu entscheiden geeignet sein. Aber auch andere, kunstgeschichtlich überholte Teile, wie die Theorie von Furcht und Mitleid, verdienen meines Erachtens ihre Berücksichtigung im Unterricht. Der hiergegen gewöhnlich erhobene Einwand, daß dieser Theorie ein Wert nicht mehr zuzusprechen sei, erscheint etwas auffällig, wenn man bedenkt, wieviel geschichtlich und wissenschaftlich Überholtes sonst im Unterricht dem Schüler dargeboten zu werden pflegt. Man redet ja auch unbedenklich von dem ptolemäischen Weltssystem und der Weltanschauung der alten jonischen Naturphilosophen, ohne zu befürchten, daß unsere Schüler die Erde für den Mittelpunkt des Weltalls oder das Wasser für den Urgrund aller Dinge ansehen könnten. Gerade in der Erkenntnis jahrtausendelangen Ringens „über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ liegt etwas ungemein Erquickliches. Man braucht dabei keineswegs nur die Ergebnisse der neuesten Forschung vor den Schülern auszubreiten, zumal da sie durch die Ergebnisse der allerneuesten bald verdrängt zu werden pflegen. Dem Lehrer freilich muß die Entwicklung Aristoteles-Corneille-Lessing-Schiller-Bernays<sup>4)</sup> und über Bernays hinaus<sup>5)</sup> gegenwärtig sein; der Schüler ist geistig und sittlich ausreichend gefördert, wenn er erfährt, wie einer der größten Philosophen des Altertums und einer der größten Geister der Neuzeit daselbe Problem zum Gegenstande ihrer Bemühungen gemacht haben. (? d. Hg.)

Eine Bedingung allerdings muß erfüllt werden. Die Besprechung muß sich möglicher Kürze befleißigen. Man diktirt — um bei den angezogenen Beispielen zu bleiben — den Schülern die Aristotelische Definition von *ἔστιν οὖν τραγωδία* bis *κάθαρσις* etwa mit Weglassung der Worte von *μέγθος* bis *ἀπαγγελίας*, übersetzt sie gleich selber — denn die deutsche Stunde ist für die Schüler keine griechische Extemporierstunde — läßt die Übersetzung von einem Schüler wiederholen (oder besser: man diktirt die Stelle gleich in guter Übersetzung. D. Hg.) und stellt dann die Verdienste Lessings um diese Stelle ins richtige Licht, wie es Erich Schmidt mit unübertrefflicher Kürze in seiner Lessingbiographie getan hat<sup>6)</sup>, wobei man die in Frage kommenden

1) Reinhold Biese, Lesebuch für Obersekunda. Essen 1895. Vorwort.

2) Paul Geyer, Der deutsche Aufsatz. München 1906. 227 will nach einer ziemlich langen Erörterung der ihm wichtig erscheinenden Begriffe aus der Hamburgischen Dramaturgie „lieber gleich“ Schiller zum Wegweiser in diesen Fragen nehmen und hiermit „lieber gleich“ vor die richtige Schmiede gehen — eine unerwartete Aufhebung der eben erst von ihm selbst gemachten beachtenswerten Ausführungen.

3) Zehme, Über die Methode und Eigenart der Lessingschen Kritik. Lehrproben. Heft 95. 24.

4) Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über die Wirkung der Tragödie. Breslau 1857.

5) Egger, Katharsis-Studien. Programm des Wiener Franz-Josef-Gymnasiums. 1863. — Gaudig, Lessings Hamburgische Dramaturgie. Gera und Leipzig 1899.

6) Erich Schmidt, Lessing. I. Berlin 1899. 614.

Stellen der Hamburgischen Dramaturgie gleich in der Klasse lesen läßt.<sup>1)</sup> Der Verfasser weiß aus seiner eigenen Tätigkeit, daß sich diese Lehraufgabe in einer Kurztunde erledigen und dann zu den von den Lehrplänen verlangten „Übungen in frei gesprochenen Berichten“ vorteilhaft verwenden läßt.

Aber „Begriffe ohne Anschauungen sind leer“. Dieser philosophische Grundsatz enthält allerdings einen berechneten und nicht ganz leicht zu widerlegenden Einwand gegen die schulmäßige Behandlung von Lessings Werken. Daß die bei Lessing behandelten Dramen diese Anschauung nicht schaffen können, bedarf keiner Erörterung mehr. Es fragt sich daher, in welcher Weise für die zahlreichen, feinsinnigen und noch heute gültigen Bemerkungen über dramatische Kunst eine den Schülern zugängliche, sinnliche Unterlage zu schaffen ist. Daß diese Unterlage nicht „im Anschluß“ an die Dramaturgie geschaffen werden darf, dergestalt, daß die Lektüre dramatischer Werke sich mit der Dramaturgie zu dem Behufe gegenseitiger Unterstützung verbindet, hat Lehmann in der oben angezogenen Stelle mit Recht betont.

Wenn also einige dramatische Kenntnis vorausgesetzt werden muß — vorausgesetzt und nicht erst zu dem bestimmten Zwecke geschaffen —, so bleibt nur übrig, auf das aus dem deutschen Unterricht der früheren Klassen mitgebrachte Wissen zurückzugreifen.

Dies gerade im Deutschen zu tun, ist eine von den Lehrplänen ausdrücklich erhobene Forderung.<sup>2)</sup> Daß sie wenig beachtet zu werden pflegt, ist eine von namhaften Schulmännern, so in launiger Form von Jäger<sup>3)</sup> und von Goldscheider<sup>4)</sup>, beklagte Tatsache. Auffällig erscheint hierbei, daß man die von den Schülern in die oberste Klasse mitgebrachten Kenntnisse wohl erwägt, sie aber als zu geringfügig wohl zurückweist. In Wahrheit steht es damit nicht so ungünstig.

Zum Beweise hierfür sei mir gestattet, die dramatische Lektüre anzuführen, die mit den jetzigen Oberprimanern des Kgl. Gymnasiums zu Ratibor<sup>5)</sup> von Untersekunda bis einschließlich zum ersten Vierteljahr der Oberprima behandelt worden ist.

III: Tell, Jungfrau von Orleans.

OII: Wallenstein; Egmont; Götz.

UI: Macbeth; Sappho; Nathan; Don Carlos.

OI: Iphigentie; Hermanns Schlacht.

1) Stüd 74 den Abschnitt: Und dieses hätte man gar nicht Schreden nennen sollen. Stüd 75, Abschnitt 2 und 6.

2) „Was schon früher von Goethe gelesen ist, wird dem Hauptinhalte nach zusammengefaßt . . . Die im Lesebuch der unteren und mittleren Klassen dargebotenen Proben neuerer Dichter sind in geeigneter Weise zusammenzustellen.“

3) Lehrkunst und Lehrhandwerk. Wiesbaden 1901. 337: „Es herrscht bei uns eine merkwürdige Neigung, die Klassenstufen zu isolieren; was in der Untersekunda vorgekommen, durchgenommen, „gehabt“ worden ist, erscheint als abgemacht, „man“, auch wenn der Manderselbe Lehrer ist, kommt wenig darauf zurück, und doch scheint mir das sehr wichtig zu sein, daß die Schüler im Deutschen, wo man eigentliche Wiederholungen nicht anstellen kann, veranlaßt werden, auf das in der Vorklasse Gelernte, Durchgenommene, Durchdachte zurückzugreifen.“

4) Lesezüge und Schriftwerke. München 1906. 121: „In unserer Schulordnung ist aufgenommen: Die Benutzung von Schulbüchern, die auf vorhergehenden Klassenstufen gebraucht worden sind, kann jederzeit angeordnet werden, z. B. von Schriftstellerausgaben. . . Gegenwärtig fehlt es an dieser einheitlichen Fortführung des gemeinsamen Zieles noch recht sehr.“

5) Geschrieben September 1915.

Don diesen elf Dramen wird das eine oder andere als nicht von allen Schülern gefannt, abzurechnen sein, denn die Schülerjahrgänge erleiden durch Zuzug von außen u. ä. manche Verschiebungen. Aber selbst wenn man etwa zwei Stücke abzieht, so bleiben immer noch neun, auf die man in der Oberprima zurückgreifen kann. Ferner kann man Zeit für weitere Dramenlektüre gewinnen, indem man die Behandlung der Dramaturgie weiter hinauschiebt, und auch der fremdsprachliche Unterricht wird sich vielleicht verwerten lassen.<sup>1)</sup>

Was für Fragen sind es nun, die man unter diesen Voraussetzungen behandeln kann?

Ausgeschlossen sind jene Aufgaben, worin, wie Laas es wünscht, der Schüler „in seiner Sprache“ das „zum Kern der Arbeit“ macht, was er bei Lessing findet.<sup>2)</sup> Es ergeben sich vielmehr von selbst Themen, die den Schüler nötigen, in freier Anwendung des aus der Dramaturgie Entnommenen sich über die ihm bekannten Dramen zu äußern.

Neu sind, wie der Schreiber dieser Zeilen weiß, diese Aufgaben nicht ganz. Abgesehen von Andeutungen in der Spezialliteratur<sup>3)</sup> finden sie sich schon bei Laas, z. B. dort, wo er bei Besprechung des Verhältnisses zwischen *λογοπλα* und *ποησις* „Illustration des Abstrakten durch Beispiele“ verlangt, wobei er sich allerdings auf dem Schüler so fernliegende Schriftsteller wie Quintilian und Gervinus beruft.<sup>4)</sup>

Schulmäßiger ist schon, wenn er Lessings Emilia Galotti als Probe zur Hamburgischen Dramaturgie<sup>5)</sup> oder Schillers Tell zur Beleuchtung des Aristotelischen Sages heranzieht, daß „der Charakter mit sich in Übereinstimmung“ sein müsse.<sup>6)</sup> Auch verlangt er ausdrücklich vom Schüler: „Er muß die theoretischen Grundüberzeugungen anwenden lernen; er muß den Anfang der Kritik machen.“<sup>7)</sup> Jedoch sind die hier von Laas gemachten Vorschläge — die Einheit der Handlung in Lessings Philotas; ist der Schluß des Goetheschen Tasso im Sinne des Aristoteles und Lessing befriedigend?<sup>8)</sup> u. a. — weniger geeignet, die Vielseitigkeit der von Lessing gemachten Einzelbemerkungen zu vertiefen. Man kann sich eben des Eindrucks nicht er-

1) Eine ähnliche Besprechung hat vor mir Zürn aufgestellt im ersten Teile seines Programms Die Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie Lessings in der Oberprima. 1. Teil. Rastatt 1884. S. 5—7. Er kommt zu sehr viel günstigeren Ergebnissen, indem er die Obertertia in seine Rechnung einbezieht und sehr viel Privat- und fremdsprachliche Lektüre als für die Oberprima noch verwendbar voraussetzt. Auch hat er im Geschichtsunterricht der Obersekunda die Perser, die Eumeniden und die Alkestis sowie den Kyclopon des Euripides „jedes Jahr in einer guten Übersetzung den Schülern vorgelesen, nicht vollständig, sondern einzelne Teile durch verbindende Erzählung ersetzend“ (a. a. O. 3. Teil. S. 15. Anmerkung). Daß man im Zeitalter der Kurztunde und der Lehrpläne von 1901 sich bescheidenere Ziele setzen muß, wird niemand verwunderlich finden. Weit engere Kreise zieht Wichmann, der aber auch der Ansicht ist, daß „unsere klassischen Dramen zur Veranschaulichung der Lessingschen Ausführungen herangezogen werden können“. (Die Hamburgische Dramaturgie im Unterricht der Prima. Programm, Garz a. O. 1895. 24.)

2) Der deutsche Aufsatz. 627.

3) So sagt Zürn, a. a. O. I. 11: „Bei der Interpretation von Lessings Emilia Galotti, Nathan dem Weisen, den Dramen Goethes, Schillers, Shakespeares wird der Lehrer die Hamburgische Dramaturgie stets im Auge behalten,“ und May, Lessings Hamburger Dramaturgie im Unterricht der Prima. Programm Offenburg 1892. 12, 13, 15 zieht zur Veranschaulichung des von Lessing behandelten Verhältnisses zwischen Geschichte und Dichtung Egmont, Tell und Götz heran. Hierzu Wichmanns erwähntes Programm.

4) Der deutsche Aufsatz. 629.

5) Der deutsche Unterricht. 292.

6) a. a. O. 328.

7) Der deutsche Aufsatz 646.

8) a. a. O. 650. 652.

wehren, als ob weniger der Lektüreplan für die Beleuchtung der Dramaturgie als umgekehrt die Lektüre der Dramaturgie für die Auswahl der Dichtungen maßgebend seien.<sup>1)</sup>

Bei Durchsicht eines Teiles der besseren deutschen Aufsatzsammlungen findet sich nun das gleiche Ergebnis. So ist unter den drei dieses Gebiet berührenden Aufgaben in der Sammlung vom Kiy die zweite und dritte ganz abstrakt gehalten — Aristoteles und die französische Tragödie; Weißes Richard III. — und nur die erste fällt aus diesem Rahmen heraus, indem Kiy „die Behandlung der historischen Charaktere in der Dichtung“ an Wallenstein und Don Carlos anschließen läßt.<sup>2)</sup> Klauke führt zwar in seinen theoretischen Betrachtungen aus, daß an Dramen, die mit Lessings und Aristoteles' Grundsätzen übereinstimmen, die Dramaturgie behandelt werden soll, gibt aber auch nicht ein Beispiel zur Veranschaulichung dieses Gedankens in seiner Sammlung, die von Lessing überhaupt nur die Literaturbriefe und den Laokoon behandelt.<sup>3)</sup> Friedrich Lewitz, der sogar Lessings dramatische Fragmente und seinen Antigoeze in den Kreis der Schullektüre zieht, glaubt der hier behandelten Frage mit einem einzigen seiner dreitausend Vorschläge genügt zu haben, mit dem Thema über die Erscheinung Abgeschiedener bei Shakespeare.<sup>4)</sup> Das gleiche gilt von der Sammlung von Richard Fisch, der in einem der Schule ziemlich fernstehenden Werke, in Geibels Sophonisbe, Wahrheit und Dichtung miteinander vergleichen will.<sup>5)</sup> Wieder anders, aber nicht ansprechender, verfährt Franz Linnig, der Wallenstein und Iphigenie „unter beständiger Bezugnahme auf Lessings Dramaturgie“ behandeln will<sup>6)</sup> — ein Verfahren, das der übel berufenen „Zer“Ärtung bedenklich nahekommen dürfte. Auch Paul Geyer scheint in seinem sonst neuere Strömungen dankenswert berücksichtigenden Werke hier den abstrakten Standpunkt zu bevorzugen.<sup>7)</sup> Nur bei der Schulfrage erinnert er an Wallenstein, Maria Stuart und an die für die Schule kaum in Frage kommenden Weber, während er dem tragischen Mitleid und der Katharsis ohne Beispiele gerecht zu werden sucht und das gleiche Verfahren in der den Schluß dieses Abschnittes bildenden „Auswahl von Themen“ beobachtet: Der Begriff des tragischen Mitleids bei Lessing und Schiller. — Was verstehen Lessing, Schiller, Bernays unter der tragischen Katharsis? Nur bei Oskar Jäger und Goldscheider tritt der Grundsatz des Vergleichs mehr hervor. Jäger erinnert an die fruchtbaren Vergleiche zwischen der Geistererscheinung des Minus und Talbots.<sup>8)</sup> Goldscheider stellt die gleichen Gedanken Lessings in Beziehung zu Heines Lorelei und Goethes Erlkönig<sup>9)</sup>: ein um so beachtenswerteres Verfahren, als hierdurch Johannes Volkelt's Lehre über das Tragische auf lyrischem Gebiete<sup>10)</sup> eine erfreuliche Nutzenwendung findet.

Indes: exceptio firmat regulam. Jeder wird das Vorherrschende der abstrakten Aufgaben bestätigen und mit weiteren Beispielen belegen können.

Der hier vorgeschlagenen Gattung von mündlichen und schriftlichen Aufgaben wird am besten eine jener Gliederungen zugrunde gelegt, wie sie sich heute in jeder besseren Erläuterungsschrift finden. Seiler<sup>11)</sup> und Lichtenheld<sup>12)</sup> z. B. gliedern nach Gesichtspunkten, wie das Übernatürliche im Drama; das Verhältnis der Tragödie

1) Die Beschäftigung mit minderwertigen Dichtungen ist dabei unausbleiblich. Davor warnt hier u. a. Wendt, Didaktik und Methodik des deutschen Unterrichts. München 1896. 49.

2) Themata und Dispositionen. I. Berlin 1899. 78f. 80f. 77f.

3) Deutsche Aufsätze und Dispositionen. Berlin 1881. 44.

4) Dreitausend Themen zu deutschen Aufsätzen. Breslau 1872. 54.

5) Deutsche Aufsätze für die obersten Klassen höherer Lehranstalten. Berlin 1903. 155.

6) Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel. Paderborn 1875. Vorwort. VI.

7) Der deutsche Aufsatz. 222—229.

8) Lehrkunst und Lehrhandwerk. 347.

9) Lesestücke und Schriftwerke. 305.

10) Ästhetik des Tragischen. München 1906. 22f.

11) Der Gegenwartswert der Hamburgischen Dramaturgie. Berlin, 1912.

12) Die Hamburgische Dramaturgie. Wien, ohne Jahreszahl.

zur Geschichte; die Bedeutung des Inhalts im Drama; die poetische Gerechtigkeit. Goldscheider<sup>1)</sup> stellt achtzehn mehr abstrakte Sätze auf — Klarheit und Faßbarkeit der Fabel, Sorgfalt der Motivierung u. a. Wieder andere nehmen den negativen und positiven Gehalt als Einteilungsgrund<sup>2)</sup>, u. s. f.

Hiernach läßt sich der oben angeführte Lektüreplan etwa in folgenden Aufgaben verwerten:

1. Paßt die Erscheinung des schwarzen Ritters in der Jungfrau von Orleans zu Lessings Ansichten über Geistererscheinungen? (Nach Stüd 11 und 12.)

2. Würde Lessing die Gestalt Geklers mit Weißes Richard III. auf eine Stufe gestellt haben? (Nach Stüd 79, Anfang.) (Dagegen ist einzuwenden, daß der Schüler über Weißes Richard III. kein Urteil haben kann. D. hg.)

3. Wie stimmt Schillers Kritik des Goetheschen Egmont zu Lessings über die geschichtliche Wahrheit geäußerten Ansichten? (Nach Stüd 32 bis 34 mit Auswahl.)

4. Wie würde Lessing über die Einheit im Götze urteilen?

5. Beurteilung des Prologs im Wallenstein nach Lessings Erörterung über das Wesen des Prologs. (Nach Stüd 7, Abschnitt 1 und 5.)

6. Dient im Don Carlos die Einheit des Ortes und der Zeit der Einheit der Handlung?

7. Welchen Einfluß verstatet Lessing im Drama der Religion und wie ist von diesem Standpunkte sein Nathan zu beurteilen? (Nach Stüd 1, Ende.)

8. Die drei Einheiten in Grillparzers Sappho.

9. Lessings Ansicht von Geistererscheinungen und ihre Anwendung auf die Erscheinung Bancos. (Nach Stüd 11 und 12.)

10. Wie würde Lessing über die Greuelthaten in Kleists Hermanns Schlacht vom Standpunkte der poetischen Gerechtigkeit geurteilt haben? (Nach Stüd 79, Abschnitt 6.)

11. Warum würde Lessing die in Goethes Iphigenie durchgeführte Einheit der griechischen Sitten billigen? (Nach Stüd 97, Abschnitt 1—4.)

Einem Einwande sei hier alsobald begegnet: dem der Verführung der Schüler zu altklugem Aburteilen über die Werke unserer großen Dichter. Ohne ein gewisses Maß von Beurteilung geht es nun einmal hier nicht ab, und es ist Sache des Lehrers, den Unterricht niemals den Anschein anmaßender Besserwisserei gewinnen zu lassen. Und ist die Gefahr wirklich so groß? Laas wenigstens meinte von der in der Schule geübten Kritik: „Es braucht aus derselben keine sittliche Gefahr zu entstehen.“<sup>3)</sup> Auch würde diese Besorgnis den deutschen Unterricht einer seiner anregendsten Seiten berauben. Drängt sich uns in vielen Fällen die Notwendigkeit des Urteils nicht unausweichlich auf? Hat bei der Lektüre der Braut von Messina nicht jeder gesund empfindende deutsche Schüler schon von selber das Gefühl, daß die gesamte — wie man gesagt hat — „Orakelwirtschaft“<sup>4)</sup> etwas Erkältendes, unserem germanischen Empfinden Fernliegendes bedeutet, und sollte der Lehrer aus Ehrfurcht vor der herrlichen Dichtung das nicht sagen dürfen? Es steht mit dieser Hauptfrage nicht anders als mit manchen hierher gehörigen Unterfragen. Das übelberufene, den dramatischen Aufbau veranschaulichende schematische Dreieck<sup>5)</sup> sowie die Frage nach der tragischen Schuld mögen häufig einen zu großen Raum im Unterricht eingenommen haben, so daß Matthias mit Recht warnen durfte, „die herrlichen Dramen unserer Klassiker

1) a. a. O. 166f.

2) Schröter und Thiele, Lessings hamburgische Dramaturgie. Halle 1895. VII. — Schmitz, Lessings hamburgische Dramaturgie als Schullektüre. Programm Wehlau. 1884. 12ff. 17ff.

3) Der deutsche Aufsatz. 646.

4) Goldscheider, a. a. O. 85.

5) G. Freytag, Technik des Dramas. Leipzig 1901. 102.

auf das Knochengeriüst einzudampfen“<sup>1)</sup>, und die Schultheorie als Verengung und Einseitigkeit des deutschen Unterrichtes kennzeichnen konnte.<sup>2)</sup> Sollen aber deswegen die Schüler nichts mehr von Exposition oder Katastrophe hören oder von jener waltenden Macht, die der Dichter der Übel größtes genannt hat? „Die kritisch-ästhetische Besprechung soll nicht naseweis machen, sie braucht es nicht, sie darf es nicht; es ist des Lehrers Sache!“<sup>3)</sup>

Wie weit die sprachlichen Schönheiten der Lessingschen Schrift den Schülern nahe gebracht werden sollen, ist ebenfalls eine verschieden beantwortete und nicht leicht zu beantwortende Frage. Es ist ein weiter Schritt von dem Lobe der „lebendigen Rastlosigkeit des Stils“, die allein schon einem Schulmanne das Werk der schulmäßigen Behandlung wert erscheinen läßt<sup>4)</sup>, bis zu dem Satze: „Lessings Sprache kann und soll durchaus kein Muster sein weder für unsere Zeit noch für unsere Schüler“<sup>5)</sup>. Es bleibe in diesem Zusammenhange nicht unerwähnt, daß Goethe dem großen Kritiker den höchsten Verstand zuschrieb aber hinzufügte: „Nur ein ebenso großer konnte von ihm wahrhaft lernen. Dem Halbvermögen war er gefährlich.“<sup>6)</sup> Was will diesem Gewährsmanne gegenüber die Redensart bedeuten, wonach „angehende Jünger der Wissenschaft“ Lessings Kritik „als eine vorbildliche“ ansehen sollen?<sup>7)</sup> Den Stil wenigstens dieser Kritik als vorbildlich hinzustellen wird man doch wohl unterlassen müssen, selbst wenn man nicht so weit geht, ihm ein mehr „französisches als deutsches Gepräge“ zuzuschreiben.<sup>8)</sup>

Daß Lessing über den Stil bewußt künstlerische Ansichten hatte, wird man den Schülern nicht vorenthalten, allein man lernt ihn von dieser Seite nur in Schriften kennen, die ihrem Wesen nach der Schule ganz fernstehen, etwa in seinen Streit-schriften<sup>9)</sup>, oder in rein sprachlichen Sammlungen, wie den grammatisch-kritischen Anmerkungen<sup>10)</sup>, der Vergleichen deutscher Wörter und Redensarten mit fremden<sup>11)</sup> oder dem Wörterbuch zu Logaus Sinngedichten.<sup>12)</sup> Im übrigen wird man sich damit begnügen müssen, statt den Lessingschen Stil im allgemeinen vor den Schülern zu verherrlichen, im einzelnen auf gewisse Vorzüge aufmerksam zu machen, etwa auf die in allen Prosaschriften sich findenden zahlreichen symmetrischen Zweiteilungen.<sup>13)</sup>

Alles in allem: Es sind schwierige Fragen, die das Für und das Wider beeinflussen. Aber eins möge man nicht vergessen: Aus allem, was Lessing schrieb, sprach das

1) Praktische Pädagogik. München 1908. 70.

2) Aus Schule, Unterricht und Erziehung. München 1901. 270.

3) Laas, Der deutsche Unterricht. 315.

4) Goldscheider, a. a. O. 162.

5) Seiler, Der Gegenwartswert der Hamburgischen Dramaturgie. Berlin 1912. 7.

6) Gespräche mit Goethe von Edermann. I. Reclam. 143.

7) Gaudig, Lessings Hamburgische Dramaturgie. Gera und Leipzig. 1899. S. 580.

8) Seiler, a. a. O. 8.

9) Zusammenstellung dieser Bemerkungen bei Mummenhoff. Die Darstellungsweise Lessings in seinen prosaischen Schriften. Programm Redlinghausen 1903. 12 ff.

10) Lessings Werke von Lachmann-Malshahn. XI, 2. Leipzig 1857. S. 287 ff.

11) a. a. O. 298 ff. 12) a. a. O. V. 1854. 335 ff.

13) Hierzu: Immisch. Beiträge zur Beurteilung der stilistischen Kunst in Lessings Prosa, in Fleckstein-Majus. Neue Jahrbücher für Philologie. 1887 II. 331 ff. Besonders 403 ff. — Auch wohl heute noch die beste Spezialuntersuchung über diesen Gegenstand. — Erich Schmidt, Lessing, II. Berlin 1899. 526 ff. und 638 mit der dort angeführten Literatur.

Wesen eines auf sich stehenden, echt deutschen Mannes. Wer wollte verkennen, daß gerade die Hamburgische Dramaturgie mit ihrem literarischen Roßbuck für unsere Zeit und hoffentlich auf recht lange Zeit erhöhte Bedeutung gewinnen kann? Die Klippen der Hamburgischen Dramaturgie werden ja bleiben, und ihre Umseglung wird nie ganz leicht sein. Bleiben wird aber auch die echt völkische Tat der Befreiung von französischer Vormundschaft, und weil sie in der Dramaturgie einen so herzerhebenden Ausdruck findet, darum möge es diesem Werte auf Geschlechter hinaus an Lesern in der Schule nicht fehlen!

## Gustav Freytag

(13. Juli 1816 bis 30. April 1895).

### Zu seinem hundertsten Geburtstag.

Von Julius Stern in Baden-Baden.

„Wir haben das Recht zu hoffen, denn wir leben mitten in mannhafter Arbeit, den alten Gegensatz zwischen Volk und Gebildeten aufzuheben und nicht nur den Bauer, auch den Fürsten und den Mann von altem Landgeschlecht mit dem Segen der freien bürgerlichen Bildung zu erfüllen.“  
G. Freytag.

Eine seltsame Tragik waltet in der Geschichte des Bürgertums. Es gab Kulturperioden, in denen das Bürgertum der Träger aller Macht und aller Herrlichkeit war, wie es ja auch alle materiellen und geistigen Werte erzeugte. Athen und Rom sind Bürgerstaaten — allerdings auf dem dunkeln, gefahrenreichen Fundamente der Sklaverei aufgebaut. Dann kamen Jahrtausende, die den Bürger zum Objekte, zum willenlosen Gegenstande der politischen wie der kirchlichen Herrschaft machten. Zur Zeit der römischen Kaiser ist in Fragen der politischen Macht der Bürger nichts, der Soldat alles. Und das Mittelalter stellt sich dem rückschauenden Blicke als eine Zeit dynastischer und hierarchischer Kämpfe um die Macht dar, an der der Bürger keinen Teil hat, wenn er auch die Mittel schafft und die Waffen schmiedet.

Langsam, langsam ringt sich durch die Geisteserleuchtung der Renaissance und des Humanismus der Einzelmensch zu seinem Sonderrechte aus dem Massenwust der dunkeln Jahrhunderte empor, erst dumpf und halbbewußt. Dann braust von Deutschland aus der Sturm der Reformation in die düsteren Stuben der Gelehrten, in die muffigen Kontore der Kaufleute und in die luftlosen Buden der Handwerker. Nach dem dreißigjährigen Kriegsjammer, nach den oft heillosen Geisteskämpfen, die die letzten Jahrzehnte des 17. und die ersten des 18. Jahrhunderts füllen, nach der ersten Aufhellung, die die Männer der Aufklärung auch in die Köpfe der Bürger gebracht haben, erfolgt die gewaltsame Befreiung des dritten Standes durch die französische Revolution. Aus dem Bluttragsche dieser Völkerverbewegung und der anschließenden Kriegsjahrzehnte ersteht endlich das geschichtsfähige, staatenbildende Bürgertum.

Erst das 19. Jahrhundert führt den Bürger in Deutschland zum stolzen, klaren Bewußtsein seiner Bedeutung für Staat und Gesellschaft empor; erst jetzt stehen

auch seine Wortführer auf: die politischen Dichter, die Männer der Zeitdichtung; und unter ihnen der ersten und größten einer: Gustav Freytag.

Den in Schlesiens geborenen Gelehrten und Dichter führt das Leben auf vielferschlungenen Pfaden vom Lehrstuhle des Universitätsdozenten (Breslau) durch die Schreibstube des Journalisten („Die Grenzboten“ 1848—70 zusammen mit Julian Schmidt) bis an den Hof freis und hochsinniger Fürsten (Herzog Ernst von Koburg, Kronprinz Friedrich Wilhelm) und im glänzenden Stabe des siegreichen Heerführers mitten in die Schrecken und Erhebungen des Schlachtfeldes; und all diese Lebensgebiete offenbaren seinem offenen Sinne und seiner wissenschaftlich geschulten Verknüpfungsgabe eine Welt von Menschenarten und Kulturzusammenhängen, die seine künstlerische Gestaltungskraft zum Schaffen reizt.

Früh ist ihm die Wahrheit des Dichterwortes aufgegangen:

„— weil sich die neuen Tage  
Auf dem Schutt der alten bauen,  
Kann ein ungetrübtes Auge  
Rückwärts blickend vorwärts schauen.“

So lockt es ihn, erst als Forscher, dann als Künstler, die Entwicklung seines Volkes bis in seine Wurzeln zurückzuverfolgen, um die Gesetze seines Werdens zu erkennen und so, die Vergangenheit deutend, seinem geliebten Volke die Zukunft zu kündigen. Schicksal und Zukunft seines Volkes: das war der leuchtende Leitstern seines Schaffens und Denkens. Er war deutsch in Forschung, Dichtung und Gesinnung. Und da ihn das Geschick gerade die Jahre des politischen und sozialen Erwachens in Deutschland erleben ließ, so wurde er, dem eine nie versagende, rhapsodisch gehobene, poesie- durchblühte Ausdrucksfähigkeit allezeit zu Gebote stand, der berufene Wortführer des deutschen Bürgertums, dessen vaterländisch zukunftsfrohe Stimme zu hören auch heute noch lohnt und frommt.

Insonderheit die deutsche Jugend sollte sich gerne von diesem kundigen Führer in die frühen und die neueren Zeiten der deutschen Geschichte geleiten lassen. Seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ werden ihr heute wie ehedem die Dölker und Männer der Urzeit und des Mittelalters, den Bauer, den Städter, den Edlen und den Fürsten, die geistigen, wirtschaftlichen und politischen Kämpfe der neueren Zeit bis an die Schwelle des neuen Reiches, das Bleibende und die Wandlungen, in blutvoller, durch eigene Stimmen der einzelnen Perioden belebter, kulturmalender Darstellung vor die bewegte Seele zaubern. Und die aus ähnlicher Konzeption entstandene Romanreihe der „Ahnen“ wird die jugendliche Phantasie in freudigem Genießen durch den Lebensgang des deutschen Volkes von dem rauhen Balkenhaus des Thüringers Ingo bis in das politisch bewegte Treiben der „kleinen Stadt“ des 19. Jahrhunderts geleiten; mögen auch diese historischen Romane an künstlerischer Schlichtheit und Abrundung hinter anderen Mustern dieser Gattung, wie etwa Scheffels „Ekkehard“, zurückstehen.

Aber auch die eigene Gegenwart hat den Mann, der auch als Dichter sein Volk „bei der Arbeit“ aufsuchte, zur künstlerischen Behandlung eingeladen. So ist er ein Mitschöpfer des Zeitromans — mit Gutzlow, Auerbach, Spielhagen u. a. — geworden. Gerade die arbeitenden, wertschaffenden Stände seiner Zeit, der Kaufmann, der Gelehrte, der Großgrundbesitzer wie der kleine Häusler, kurz das deutsche Bürger-



tum tritt mit seinen guten wie mit den noch zu erziehenden Eigenschaften in seinen Romanen „Soll und Haben“ und „Die verlorene Handschrift“ auf den Plan und erobert sich die herrschende Stellung im neuen Reich.

Auch seine Dramen, die allerdings außer dem immer noch frischen Lustspiel „Die Journalisten“ ihre Lebensfähigkeit auf der Bühne verwirkt haben, dienen derselben Aufgabe, das deutsche Bürgertum zu Wort und Geltung kommen zu lassen (außer der mißlungenen Römer-Jambentragödie „Die Sabier“). Wie ernst es ihm mit seinen dramatischen wie mit all seinen Arbeiten war, wie gewissenhaft er auch hier die Wissenschaft, die Theorie zu Rate zog, davon zeugt seine „Technik des Dramas“, ein Buch voll geistreicher Anregungen, das auch heute noch von dem Lehrer des Deutschen mit reichem Nutzen zur Hand genommen wird.

Immer und überall galt sein Wollen und Wirken der Tüchtigkeit des deutschen Bürgertums. Ein tüchtiger Bürger war es auch, sein Freund, der badische Minister Karl Mathy, dem er eine der lesenswertesten deutschen Biographien gewidmet hat. Wohl sah er voraus, daß dieses aufstrebende, neu geborene Volk heftigen Kämpfen um eine große Zukunft entgegengehe. Aber er mochte wohl mit Hebbel denken: „Ich möchte den Segen, der im Gluch der Feinde liegt, nicht entbehren“. Und wenn derselbe Hebbel noch etwas fleingläubig von seinem Volke sagte: „Der Deutsche möchte das volle Sonnenlicht, aber den Ring des Gyges dabei“, so legte Freytag vielmehr den zuversichtlichen Glauben, daß sein junges, starkes Volk sich seinen Platz an der Sonne erkämpfen werde, ohne sich politisch unsichtbar machen zu wollen. Er hatte den faustischen Grundsatz: „Alles kann der Edle leisten, der versteht und rasch ergreift“. Und wie Goethe dachte er: „Seelenleiden“ — und dazu rechnete er auch die Leiden einer um ihre staatliche Geltung ringenden Volksgemeinschaft — „Seelenleiden zu heilen vermag der Verstand nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, entschlossene Tätigkeit hingegen alles.“

Entschlossene Tätigkeit, die von historischen Sinn prüfend überwacht und von Liebe zum deutschen Bürgertum geleitet ist, so mag man die Seele von Freytags Schriftstellerei, der wissenschaftlichen wie der poetischen, umschreiben. Entschlossenheit und Tüchtigkeit atmet auch das Bild des Mannes, der Löwenkopf über breiten Schultern.

Solchen Mannes Werte sind an seinem hundertsten Geburtstage noch nicht veraltet. Er darf immer noch zu den Erziehern des deutschen Volkes, insonderheit der deutschen Jugend gezählt werden, er, dem in einem Glückwunsche zum 70. Geburtstage Wilhelm Scherer schrieb: „Ich weiß ganz sicher, daß mich in jungen Jahren nächst Jacob Grimm niemand mit einer solchen Liebe für unser Volk erfüllt hat, wie Sie“; und mit Fug nimmt er in den Schülerbibliotheken wie im deutschen Unterrichte unserer höheren Schulen auch heute noch und hoffentlich noch lange eine bedeutsame Stellung ein.

Zumal heute, wo das Weltreich der deutschen Arbeit als schwer errungener Siegeslohn und kräftespannende Friedensaufgabe dem deutschen Volke zum Entgelt für die unendlich schweren Opfer winkt, heute mag auch der Sohn und Wortführer dieses Volkes wieder gesteigerte Beachtung und Wertschätzung finden, der es zuerst mit Klarheit als eine Pflicht der deutschen Dichtung erkannte und ausgesprochen hat, daß sie „das Volk da suchen soll, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit“.

## Literaturbericht 1915.

### Die deutsche Sprache.

Von Oskar Weise in Eisenberg (S.-A.).

#### I. Die neuhochdeutsche Schriftsprache.

Da aus dem Bereiche der allgemeinen Sprachwissenschaft kein Wert zur Besprechung vorliegt, so beginnen wir unseren diesjährigen Bericht sogleich mit der neuhochdeutschen Schriftsprache. Hier macht sich der Einfluß des gegenwärtigen großen Krieges insofern geltend, als die Verdeutschung der Fremdwörter besonders eifrig betrieben worden ist, eine Folge der Steigerung des Nationalgefühls.

##### A. Allgemeines.

Allen denen, die sich an der Schönheit unserer Muttersprache erfreuen wollen, wird die soeben erschienene vierte Auflage meiner *Ästhetik der deutschen Sprache*<sup>1)</sup> willkommen sein. Sie ist zwar in der Anlage unverändert geblieben, doch wird man im einzelnen überall die Tätigkeit der nachbessernden Hand wahrnehmen, namentlich im zweiten Hauptteil (Sprache der Dichter), der zahlreiche größere und kleinere Zusätze aufweist. Vor allen Dingen sind die Mundarten in viel reicheren Maße herangezogen worden, aber auch vergleichende Zusammenstellungen mit ähnlichen Erscheinungen fremder Sprachen wird man stärker vertreten finden. Den größten Zuwachs hat die Literaturübersicht am Schlusse erhalten, in der alle wichtigeren Schriften der letzten Jahre aus dem Bereiche der Sprachästhetik nachgetragen worden sind. — Wer seine Kenntnis des Neuhochdeutschen vertiefen und das Sprachstudium geschichtlich betreiben will, der nehme als Anleitung Julius Zupitza's<sup>2)</sup> Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen zur Hand. Der Herausgeber der 11. Auflage hat sich angelegen sein lassen, das Buch bei vollständiger Wahrung seiner Eigenart möglichst mit den neuesten wissenschaftlichen Forschungen in Einklang zu bringen, und hat namentlich in der Darstellung der Betonungsgesetze, der beiden Aktionsarten des Zeitworts, der Lautbezeichnung (z. B. Unterscheidung von e und ë) usw. wesentliche Verbesserungen vorgenommen. Infolge davon findet man selten etwas auszusetzen, so S. 22. Dort heißt es: „Das entsprechende Maskulinum (zu vrouwe) *trô* = Herr ist schon im Althochdeutschen selten, im Neuhochdeutschen ganz ausgestorben.“ Doch lebt das Wort noch fort in Zusammensetzungen wie Fronleichnamsfest und Fronfeste und in dem Hauptwort Fron; S. 101 steht: „des starken Sifrides hant. Im Mittelhochdeutschen werden die Eigennamen auch dann flektiert, wenn sie den Artikel vor sich haben.“ Dies gilt aber auch vom Neuhochdeutschen der älteren Zeit; ja selbst noch Lessing, Goethe und Schiller schreiben nicht selten so, z. B. die Lobsprüche des Kurfürsten Albrechts, die Worte des erzürnten Luthers (Lessing), das Fest des heiligen Josefs (Goethe), des edlen Ibergs Tochter (Schiller). Vgl. auch Blas, *Deutsche Grammatik* III, S. 346.

1) Oskar Weise, *Ästhetik der deutschen Sprache*. Vierte, verbesserte Auflage. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. 335 S., geb. M. 3,20.

2) Julius Zupitza, *Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen*. Elfte, verbesserte Auflage, besorgt von Franz Nöbiling. Chemnitz u. Leipzig, W. Gronau. 130 S.

B. Grammatik.

Das verkürzte Handbuch der deutschen Sprache von O. Lyon, besorgt von Willy Scheel<sup>3)</sup>, unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von dem nicht verkürzten größeren Werke, daß die Übungen und Aufgaben meist weggefallen sind, und ist so eingerichtet, daß es gleichermaßen von höheren Knaben- und Mädchenschulen benutzt werden kann. Die fehlenden Beispiele können leicht ergänzt werden aus dem von demselben Verfasser herausgegebenen Aufgabenbuch zur Grammatik, Rechtschreibung und Zeichensetzung. Die als Lernstoff dienenden Sätze, die größtenteils aus den klassischen Dichtern stammen, sind beibehalten worden. Die Übersichtlichkeit hat gewonnen dank der größeren Rücksicht auf geschickte Anordnung und der häufigeren Verwendung von verschiedenen Druckarten. So erweist sich das Buch als außerordentlich brauchbar. — In A. v. Sandens<sup>4)</sup> deutscher Sprachlehre für höhere Schulen sind gegenüber früheren Auflagen einige mehr das Äußere betreffende Änderungen vorgenommen worden; namentlich hat der Verfasser durch Einfügung von Überschriften, durch reichlichen Gebrauch von Fett- und Sperrdruck und andere Mittel größere Anschaulichkeit erzielt. Nur in der Wahl der Beispiele ließe sich noch einiges bessern. So sind S. 65 als Belege dafür, daß der lateinische Akkusativ dem französischen Nominativ zugrunde liegt, unter anderen *loi* (= *legem*), *roi* (= *regem*) angeführt, Formen, bei denen erst der Lautwandel (*ē* > *oi*, Schwund des *g* zwischen Vokalen) erklärt werden muß, und an denen man den ursprünglichen Akkusativ gar nicht erkennen kann. Hier empfiehlt es sich, Wörter wie *art* (= *artem* von *ars*), *dent* (= *dentem* von *dens*), *Néron* (= *Neronem* von *Nero*) anzuführen. Ähnlich verhält es sich S. 28 bei der Darstellung des Übergangs aus der Beiordnung in die Unterordnung. Da steht: „Das Kind ist ertrunken; nach dem ist der Brunnen zugedeckt worden > nachdem das Kind ertrunken ist, ist der Brunnen zugedeckt worden.“ Es muß also erst erklärt werden, wie das Wort nachdem aus dem einen Satze in den anderen gekommen ist. Wieviel einfacher gestaltet sich die Sache bei Sätzen wie: ich habe ihm viel Geld gegeben; damit ist er zufrieden > ich habe ihm viel Geld gegeben, damit er zufrieden ist. — H. Werth's<sup>5)</sup> Vorstufe der deutschen Sprachlehre soll die beiden bisherigen Unterstufenhefte ersetzen und zugleich die bisher getrennt erschienenen Teile der Grammatik und des Übungsbuches vereinigen. Das Maß des behandelten Stoffes entspricht durchweg den gesetzlichen Anforderungen, die Beispiele, die in sehr reichem Maße geboten werden, sind den Bedürfnissen des kindlichen Alters hübsch angepaßt. Durch eingestreute Rätsel, Sprichwörter und Verschen wird die Lernlust angeregt. Das ganze Buch macht einen guten Eindruck und ist wohl geeignet, seinen Zweck zu erfüllen. — Auf H. Schulz' Abriß der deutschen Grammatik ist in Trübners philologischer Bibliothek jetzt als Nr. 2 gefolgt Hans Naumanns<sup>6)</sup> kurze historische Syntax der deutschen Sprache. Wie jener wird auch diese in erster Linie für Studie-

3) Otto Lyons Handbuch der deutschen Sprache. Kleine Ausgabe, bearbeitet von Willy Scheel. Leipzig, B. G. Teubner. 120 S., geb. M. 1,20.

4) A. v. Sanden, Deutsche Sprachlehre für höhere Schulen. Ausgabe A. 13. Aufl. Breslau, Ferd. Hirt. 112 S. M. 1,—.

5) Hermann Werth, Vorstufe der deutschen Sprachlehre für Klasse 9 und 8 der Lyzeen. Frankfurt a. Main, M. Dieckterweg. 131 S., geb. M. 1,40.

6) Hans Naumann, Kurze historische Syntax der deutschen Sprache. Straßburg, H. Trübner. 125 S., M. 2,—, geb. M. 2,50.

rende bestimmt sein, denen sie die nötigen Anhaltspunkte zu häuslicher Wiederholung bietet. Sie gliedert sich in eine Satzlehre, die besonders von den Wortgruppen, den Haupt- und Nebensätzen und der Wortstellung handelt, und in eine Formenlehre, die namentlich den Gebrauch der Biegungsfälle, Zeiten und Ausageweisen bringt. Überall wird vom Althochdeutschen oder Gotischen ausgegangen, zuweilen auch das Altnordische herangezogen. In knapper Form wird das Wissenswerteste geboten. Doch läßt die Fassung der Regeln manchmal etwas zu wünschen übrig; 3. B. S. 62, wo von der Ellipse a) des Substantivs, b) des Subjekts, c) des Verbs die Rede ist statt von der Ellipse 1. des Substantivs a) als Subjekt, b) als Objekt usw., 2. des Fürworts (3. B. bitte = ich bitte), c) des Verbs. — Mit der Orthographie befaßt sich die „Ausführliche Rechtschreiblehre“ von Jos. Lammer<sup>7)</sup>, die in der vorliegenden 3. Auflage übersichtlicher geordnet und im einzelnen vervollständigt worden ist. Besonders dankenswert sind die zahlreichen Übungsbeispiele, in denen namentlich auf vergleichende Zusammenstellungen Wert gelegt ist (3. B. die Schlesiſche Zeitung, aber die schlesiſchen Zeitungen). Nur selten findet sich etwas Anfechtbares, wie S. 35, wo von der Kürzung der Selbstlaute die Rede ist und Wörter mitbehandelt werden, die niemals einen langen, sondern schon im Althochdeutschen einen kurzen Stammvokal gehabt haben wie Herberge, Hermann, Herzog, Marschall, Singrün, Walnuß, oder S. 53, wo heute Abend steht statt des S. 61 richtig angegebenen heute abend. — Einen ähnlichen Zweck verfolgt Rich. Langes<sup>8)</sup> praktisches Handbuch für den Rechtschreibunterricht, das nun schon in 11. Auflage vorliegt. Es wird jedem Lehrer gute Dienste leisten; denn es gibt ihm zahlreiche Winke zur Methodik, Phonetik und Etymologie. Mannigfache Aufgaben zur Lehre von der Wortbildung und Probediktate sind willkommen. Wünschenswert wäre nur, daß die im Anhang stehenden Angaben über die Wortableitung nochmals gründlich durchgesehen würden. Da wird Hühnerauge noch als Zurechtlegung von hürnen ouge erklärt, während doch die für dieselbe Erscheinung üblichen Bezeichnungen Krähenauge und Elsterauge zur Genüge lehren, daß es wörtlich zu nehmen ist; opfern ist aus offerre statt aus operari abgeleitet. Taufsen gehört wohl zu tief, aber nicht zu tauchen, Partei wie Partie entstammen dem französischen partie, Memme dem lateinischen mamma, Mensur dem lateinischen mensura; Bernstein geht zurück auf niederd., nicht althochd. bernen, Baron auf französisch baron, das samt mittellat. baro aus althochd. baro, Mann, entlehnt ist. — Alfred Römer und Johann Gebhardt<sup>9)</sup> unternehmen es, in drei Übungsbüchern für die VI., V. und IV. höherer Lehranstalten die Rechtschreibung (nach den amtlichen Regeln) und die Sprachlehre vorzuführen. Auf engem Raum wird hier ein reicher Stoff zur Einübung geboten, alles gut geordnet und planmäßig

7) Josef Lammer<sup>7)</sup>, Ausführliche Rechtschreiblehre, gegründet auf den Klang der Laute und auf die Regeln der Sprachlehre nebst einer vollständigen Satzzeichenlehre. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Paderborn, F. Schöning. XXVIII u. 169 S., geb. M. 2,50.

8) Richard Lange, Praktisches Handbuch für den Rechtschreibunterricht auf phonetischer Grundlage bearbeitet. 11. Aufl. Leipzig, Dürrsche Buchh. 250 S., M. 2,75, geb. M. 3,50.

9) Übungsbücher für den deutschen Unterricht in höheren Lehranstalten, herausg. von Alfred Römer und Joh. Gebhardt. Ausgabe A. Rechtschreibung (nach den neuesten Regeln) und Sprachlehre. Leipzig, Dürrscher Verlag. 1. Teil für VI 133 S., M. 1,25. 2. Teil für V 127 S., M. 1,25. 3. Teil für IV 155 S., M. 1,40.

aufgebaut, mit angemessenen, gut gewählten Beispielen, die sich vielfach mit der gegenwärtigen großen Zeit oder mit der Kulturgeschichte unseres Volkes befassen. Auch Druck und Ausstattung erfüllen vollkommen die an ein Schulbuch zu stellenden Forderungen. Freilich im einzelnen läßt sich noch manches nachbessern. So findet sich in dem Teil für IV S. 27 die haarsträubende Ableitung des griechischen Wortes Allegorie, das bekanntlich von ἄλλοτ und ἀγορεύειν abstammt, aus lateinisch ad und einem gar nicht vorhandenen legoria. Ferner ist mehrfach die Fassung der Regeln nicht genau genug, z. B. heißt es ebenda S. 109: th kommt vor 1. in Eigennamen, 2. in Fremdwörtern. Aber Eigennamen, wie Athen, Theseus, Theodor, Thomas, sind doch auch fremde Wörter in unserer Sprache. Daher sollte es heißen: 1. in Fremdwörtern, 2. in einigen deutschen Eigennamen, wie Thüringen, Lothar usw. Dazu gehört aber nicht „Helmuth“, wie V, S. 74, 76 und 117 gedruckt ist, statt Helmut. Sodann steht im Übungsbuch für V S. 64: „Während die Cardinalia außer zwei und drei unverändert bleiben, haben sich folgende feste Verbindungen erhalten: zu zweien, zu dreien, zu vieren, zu fünfzen usw.“ Hier mußten verschiedene Fälle auseinandergehalten werden: 1. attributiver Gebrauch mit und ohne Artikel: zweier Bücher, dreier Kinder, der zwei Bücher, der drei Kinder; 2. substantivische Verwendung: a) in Fügungen mit Verhältnismwörtern zu, mit, von, an zweien, dreien, vieren, fünfzen usw. b) ohne Verhältnismwörter: vieren, fünfzen usw. läßt sich schwerer helfen als zweien oder dreien. Ebenso ungenau ist, was S. 65 steht: „Wird die Ordnungszahl stark oder schwach definiert? Schwach z. B. der zehnte Schüler, des zehnten Schülers usw.“ Kann man aber nicht auch sagen: ein dritter Angriff, er trat als zweiter Ankläger auf, erstes Aufgebot? Und ist es stilistisch einwandfrei zu schreiben (IV, S. 153): Aus Arnolds „Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze?“ statt aus Arnolds Schrift . . . ? — Da das Wörterbuch der deutschen Sprache von Duden in 9. Auflage mit dem sog. Buchdruckerduden vereinigt und daher viel umfangreicher und teurer geworden ist, so hat sich die Verlagsbuchhandlung entschlossen, eine kleinere Ausgabe<sup>10)</sup> herstellen zu lassen und mit dieser Aufgabe Dr. Alfred Schmidt betraut, der schon an jenem Werke hervorragend beteiligt gewesen ist. Wird uns schon dadurch die Bürgschaft gegeben, daß wir etwas Dortreffliches erhalten haben, so können wir uns auch in dem Buche selbst auf jeder Seite von seiner Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit überzeugen. Vielleicht hätte der Stoff noch etwas beschränkt werden können; namentlich mußten seltene Fremdwörter wegbleiben, die dem Schüler und der großen Masse der Laien kaum zu Gesicht kommen, wie Exhorte (Ermahnungsrede), Exhibit (Eingabe) u. a.

### C. Wortkunde.

#### 1. Allgemeines.

Hauptsächlich auf der Vertiefung in den Wortschatz beruht die Bedeutung eines Buches von Friedrich Kluge<sup>11)</sup>, dem Meister der deutschen Wortforschung, betitelt „Unser Deutsch“. Die vorliegende 3. Auflage unterscheidet sich von der 2. besonders dadurch, daß zwei Aufsätze (Die Grenzen der Sprachreinheit und Ein Reichs-

10) K. Duden, Kleines Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung. Leipzig u. Wien, Bibliograph. Institut. 192 S., geb. M. 1,10.

11) Friedrich Kluge, Unser Deutsch, Einführung in die Muttersprache. Dritte Auflage. Leipzig, Quelle u. Meyer. 151 S., geb. M. 1,25.

amt für deutsche Sprachwissenschaft) gestrichen und durch zwei andere (Die Kulturwerte der deutschen Sprache und Die sprachliche Stellung der Germanen) ersetzt worden sind. Die übrigen handeln von den Standes- und Berufssprachen (Studenten-, Seemanns-, Weidmanns-, Geheimsprachen), von Sprachreinheit, der Entstehung unserer Schriftsprache und der Beziehung zwischen dem Christentum und der deutschen Sprache. — Gleichfalls in 3. Auflage ist Albert Waags<sup>12)</sup> Schrift über die Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes erschienen. Sie unterscheidet sich von den beiden früheren Bearbeitungen nicht in der Anlage und Anordnung, wohl aber in der Zahl der behandelten Ausdrücke und im Wortverzeichnis. Jene ist namentlich durch viele Analogien aus anderen Sprachen vermehrt worden, dieses bietet jetzt getrennte Übersichten über die niederländischen, englischen, französischen und lateinischen Formen. In den Fußnoten sind öfter ähnliche Erscheinungen aus den deutschen Mundarten herangezogen worden. So hat das Buch entschieden an Wert gewonnen. Mitunter könnten aber die Angaben noch etwas genauer sein; so sind z. B. die S. 113 und S. 115 als süddeutsch bezeichneten Wörter Schindaa und Waschlappen (= haltloser Mensch) auch außerhalb Süddeutschlands verbreitet.

## 2. Namenkunde.

Einen vortrefflichen bibliographischen Überblick über die (deutschen, keltischen, slawischen, italienischen) Ortsnamen des Ostalpengebietes von 1885 bis zur Gegenwart gewährt ein Aufsatz von Georg Buchner<sup>13)</sup> in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu Wien. Von demselben Verfasser<sup>14)</sup> stammt eine hübsche Abhandlung zur Bibliographie der französischen Ortsnamenkunde in den Blättern für das bayrische Gymnasialschulwesen, die nicht bloß eine Übersicht über die erschienenen Schriften gibt, sondern auch deren Inhalt kurz vorführt und zur Verwertung der Namen im Unterricht anregt. — Gustav Rauter<sup>15)</sup> bespricht in den Grenzboten die slawischen Ortsnamen Brandenburgs, geordnet nach den Grundbegriffen, und zieht dabei auch ähnlich gebildete aus anderen Gegenden heran, alles in knappster Form, aber in einer von Sprach- und Sachkenntnis zeugenden Weise. So werden die nach Bäumen (z. B. Dubrow von dub, Eiche), Tieren (z. B. Boberow von bober, Bieher), Wasserläufen (z. B. Redow von reka, Fluß), Bodenerhebungen (z. B. Göriß von gora, Berg) genannten u. a. zusammengestellt. — Wilhelm Schoof<sup>16)</sup> setzt seine Studien zur hessischen Ortsnamenkunde in mehreren Zeitschriften fort und deutet Wörter, wie Zimmerrode, Siegwinden, Hauptschwenda, Biebrich, Bebra, Biedenkopf, Malsfeld, Simonsberg, Dogelgesang, in denen er meist volketymologisch zurechtgelegte Gebilde aus alten Flurnamen erblickt. Die Herbeiziehung einer großen Zahl ähnlicher Ausdrücke aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands befundet

12) Albert Waag, Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes. Dritte, vermehrte Auflage. Lahr in Baden, M. Schauenburg. 192 S., M. 3,—.

13) Georg Buchner, Zur Ortsnamenkunde der Ostalpenländer seit 1885. Mitteil. der Geogr. Gesellsch. zu Wien, S. 453—460.

14) Derselbe, Blätter für das bayrische Gymnasialschulwesen, Bd. 51, S. 91 ff.

15) Gustav Rauter, Slawische Ortsnamen im Brandenburgischen, Grenzboten, 75. Jahrg., Nr. 3, S. 74—84.

16) Wilhelm Schoof, Zur hessischen Ortsnamenkunde, Hessenland, Hessisches Heimatblatt. Zeitschr. f. hess. Gesch., Volks- u. Heimatskunde, Literatur u. Kunst 1915, Nr. 21, 23, 24, Aufsatz 5—7; ferner Zeitschr. des Vereins f. Volkskunde 1915, S. 381—391.

die große Belesenheit des Verfassers. — Allgemeines über die Bildung der deutschen Flußnamen bringt uns ein fesselnd geschriebener Artikel Eduard Schröders<sup>17)</sup> in Joh. Hoops Reallexikon der germanischen Altertumskunde. Besonders wertvoll sind darin die Nachweise alter Flußbezeichnungen, die namentlich aus Ortsnamen erschlossen werden, z. B. Erphisa aus Erphisfurt, der urkundlichen Form von Erfurt, Gerisa aus Gersfeld u. a. —

### 3. Fremdwörter und ihre Verdeutschung.

Karl Müller<sup>18)</sup> bietet in einer Würdigung von Hans Schulzens Deutschem Fremdwörterbuch zahlreiche Verbesserungen und Nachträge zu diesem Werke meist aus dem Schrifttum des 16.—18. Jahrhunderts. Mehrfach kann er das Auftreten der Fremdlinge aus früherer Zeit belegen oder gute deutsche Ausdrücke nachweisen, die durch die ausländischen verdrängt worden sind, wie mittelhochd. himel durch Balдахin, mittelhochd. rinc durch Arena, würflicht durch lariat u. a. — Alfred Göhe<sup>19)</sup> erörtert den Einfluß, den die deutsche Sprache auf die romanischen und sodann den, den die romanischen Sprachen auf die deutsche im Bereiche des Kriegswesens ausgeübt haben. Die Darstellung ist geschichtlich und erstreckt sich bis auf die neueste Zeit. Dabei werden auch die guten, alten Ausdrücke, die sich erhalten haben (Gefreiter, Feldwebel, Hauptmann u. a.) und die neu gebildeten (Flugzeug, Unterseeboot u. a.) gebührend hervorgehoben. — Walter Gensel<sup>20)</sup> wird durch den Krieg veranlaßt, ein bedeutsames Mahnwort an die deutschen Schriftsteller, Herausgeber und Schriftleiter sowie überhaupt an alle Deutschen zu richten, daß sie die entbehrlichen Fremdwörter in Schrift und Rede möglichst vermeiden, deutsch denken und deutsch schreiben. Er weist einerseits auf zahlreiche abschreckende Beispiele aus den neuesten Schriften hin, andererseits auf das Vorbild der obersten Heeresleitung, die ihre Berichte klar, einfach und rein abfaßt. — „Zur Ausgestaltung der deutschen Sprache“ betitelt sich ein Buch von Karl Schneider<sup>21)</sup>, das uns auf S. 71 bis 160 Verdeutschungen bringt und auf den vorausgehenden Seiten „vergesene Wege deutscher Sprachschöpfung“ zeigt, namentlich Gebilde mit den Endungen -sam und -haft vorführt, zum Teil etwas kühn, aber überall wohlwogen. — Das für die weitesten Kreise berechnete kleine Fremdwörterverdeutschungsbuch von Paul Hage<sup>22)</sup> verzeichnet in gedrängtester Kürze die wichtigsten Fremd- und zum Teil auch Lehnwörter und fügt dazu die wörtliche Übersetzung, die angemessenste Verdeutschung, die Aussprache und die Angabe der Ursprungssprache. Ab und zu wird auch vor falschem Gebrauch gewarnt, z. B. bei Medizin. Die Angaben sind

17) Eduard Schröder, Artikel „Flußnamen“ in Johannes Hoops Reallexikon der germanischen Altertumskunde II, S. 72—77.

18) Karl Müller, Zur Fremdwörterforschung. Germanisch-romanische Monatschr. VII, S. 1—17.

19) Alfred Göhe, Deutscher Krieg und deutsche Sprache. Neue Jahrb. f. d. Nass. Altert. Bd. 35, S. 146—157.

20) Walter Gensel, Der Krieg und die Fremdwörtererei. Zeitschr. d. Allgem. deutschen Sprachver. 30. Jahrg., S. 143—152.

21) Karl Schneider, Zur Ausgestaltung der deutschen Sprache. Leipzig, A. Haseert. 160 S., M. 2,50.

22) Paul Hage, Deutsch reden, schreiben, lesen sei die Lösung. Fremdwörterverdeutschungsbuch. Steglitz, P. Hopping. 64 S. M. 0,50.

meist zuverlässig, selten stößt man auf irrige Behauptungen, wie S. 6, wo *Isidor* (= Gabe der Isis) als jüdische Form von *Theodor* hingestellt wird. Von der Aufnahme der doch fest eingebürgerten Monatsnamen und ihrer Verdeutschungen hätte abgesehen werden können. — Das auf Veranlassung des Provinzialschulrats *Brindmann* entstandene „Verdeutschungsheft“ *B. Schinkes*<sup>23)</sup> wird nicht bloß den lateinlosen höheren Lehranstalten, für die es zunächst bestimmt ist, sondern allen des Lateins und des Griechischen Unkundigen gute Dienste leisten. Es gibt für die natur- und geisteswissenschaftlichen Ausdrücke die entsprechenden deutschen Wörter und, wenn keine solchen vorhanden sind, eine sachgemäße Erklärung. Eine kurze sprachwissenschaftliche Einleitung bereitet das Verständnis in geeigneter Weise vor. Überall wird die Ableitung und die Betonung verzeichnet, griechische Wörter sind durch Sternchen kenntlich gemacht. — Ein Verdeutschungsbuch ist auch in Kürschners *Jahrbuch*<sup>24)</sup> enthalten, worin fachwissenschaftliche Ausdrücke gemieden, dagegen Zwitterbildungen mit deutschem Stamm und fremder Endung (wie *Tafelage*, *Stafage*, *Stellage*) berücksichtigt sind. — Ausführlicher sind die Verdeutschungsbücher von *Friedrich Düsel*<sup>25)</sup> und von *Albert Tesch*<sup>26)</sup>. Jenes umfaßt die in der Umgangssprache der Gebildeten, im Zeitungs- und Buchdeutsch, im Verkehrs- und Handelsleben häufiger vorkommenden Fremdlinge und die gebräuchlichsten deutschen Erbswörter, die oft in größerer Zahl geboten werden, alles in knapper Form, aber übersichtlich. Dieses geht noch weiter und bringt auch erklärende Umschreibungen für solche fremde Ausdrücke, die sich nicht gut verdeutschten lassen; dabei schließt es sich in seiner äußeren Einrichtung an das bewährte Rechtschreibungswörterbuch von *Duden* an, so daß wir über Betonung, Silbentrennung, Aussprache, Geschlecht und Biegungsart unterrichtet werden. Auch die Herkunft wird meist kurz angedeutet, nur vermißt man hier die gewünschte Gleichmäßigkeit. So steht z. B. auf S. 158 „*Palisade* frz. aus lt. *palus*“, aber „*Palast* aus lt. *palatium*“ anstatt „*Palast*, mittelhochd. *palas*, aus frz. *palais* (= lt. *palatium*)“ und S. 159 „*Panzer* it. lt.“, während es heißen sollte „aus altfrz. *pancier*, von it. *panza*, *Bauch* = lt. *pantex*“. Bei *Pausant* heißt es deutsch-lat., bei *Pauschal* und *morganatisch* neulat., obgleich alle drei in gleicher Weise aus deutschem Stamme mit lat. Endung geschaffen sind. *Pomolog* ist nicht griechisch, sondern eine lateinisch-griechische Zwitterbildung von *pomum* und *λόγος*, *Pilot* nicht französisch, deutschen Ursprungs, sondern franzöf. aus altital. *pedota* = griech. *πηδότης*, von *πηδόν*, *Steuerruder*. Im übrigen ist das Buch sehr sorgfältig bearbeitet und sehr brauchbar. — Von den Verdeutschungswörterbüchern des Allgemeinen deutschen Sprachvereins ist jetzt Nr. X „*Sport und Spiel*“ von *Freiherrn v. Sichard*<sup>27)</sup> erschienen, das außer passenden Verdeutschungen die-

23) *B. Schinke*, Verdeutschungsheft. Leipzig, B. G. Teubner. VIII u. 60 S., gr. 8°, kart. M. 1,—.

24) Verdeutschungsbuch mit Benutzung der vom Allg. d. Sprachverein herausgeb. Verdeutschungsbücher. Kürschners Jahrbuch. Geogr.-statist. Handbuch 1916, Sp. 596—712.

25) Verdeutschungen. Wörterbuch für das tägliche Leben von *Friedrich Düsel*. Braunschweig, G. Westermann. 174 S., M. 1,50.

26) *Albert Tesch*, Fremdwort und Verdeutschung, ein Wörterbuch für den täglichen Gebrauch. Leipzig u. Wien, Bibliograph. Institut. 244 S., in Leinen geb. M. 2,—.

27) *Freiherr v. Sichard*, Verdeutschungsbücher des Allg. d. Sprachver. Nr. X: *Sport u. Spiel*, bearbeitet nach dem Entwurfe von *Friedrich Wappenhans*. Berlin, Verlag d. Vereins. 89 S., M. 0,60.



jes Gebietes auch treffliche Auseinandersetzungen über die Begriffe Sport und Spiel und über die verschiedenen Sport- und Spielarten bietet. — Gute deutsche Ersatzwörter im Bereiche des Handels und Gewerbes bringt das Büchlein „Verdeutschung fremdsprachiger Ausdrücke im Handel und Gewerbe“<sup>28)</sup>, die Verdeutschung im Webstofffach bespricht O. Wundram<sup>29)</sup> in einem Aufsätze der Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. — Von den sich mit einem einzelnen Worte beschäftigenden Aufsätzen hebe ich heraus den von Ernst Fabricius<sup>30)</sup> über Pfahl = römische Grenzwehr in Deutschland, worin überzeugend nachgewiesen wird, daß der Name von lateinisch palus her stammt, und den von Otto Sarrazin<sup>31)</sup>, worin das Wort Leutnant als gut deutsches Wort erwiesen wird von liut, Volk, und nenden, kühn machen (vgl. Ferdinand).

#### 4. Wörterbücher.

Außer den im vorigen Abschnitt schon verzeichneten (Verdeutschungs-)Wörterbüchern sind hier noch zu nennen Friedrich Kluges<sup>32)</sup> Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, das in 8. Auflage vorliegt, und ein neuschwedisches Wörterbuch von Olof Östergren<sup>33)</sup>. In jenem ist abweichend von früheren Auflagen das germanische Element stärker betont, das indogermanische dagegen etwas zurückgedrängt worden. Verschiedentlich werden neue Worterklärungen gegeben, z. B. bei stolz, das jetzt aus altfrz. estolz, kühn, anmaßend = lat. \*extultus von extollo = elatus hergeleitet ist, nicht mehr von altfrz. estout = lat. stultus. Zahlreiche Artikel sind neu hinzugekommen wie Ablaut, Donnerkeil, Johannisbeere, Puter, Spießbürger, Pfahlbürger, Volkstunde, Volkslied, Krümper, Landwehr, andere erscheinen in geänderter Form, wie Vatermörder, Armbrust, Eid, König. Das Östergrensche Werk bringt in gedrängter Kürze den ganzen neuschwedischen Wortschatz einschließlich der zahlreichen Fremdwörter (wie abnorm, abrupt, absolut). Ableitungen, Zusammensetzungen, Synonyme, Belege aus dem Schrifttum sind hinzugefügt, Worterklärungen werden in schwedischer Sprache gegeben, die Betonung ist sorgfältig verzeichnet, ebenso die Biegungsformen. Druck und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig. Das Ganze, dessen erste Lieferung vorliegt, ist auf 20—25 Hefte berechnet.

#### D. Stilistik.

Mit dem kaufmännischen Stil beschäftigen sich die beiden Bücher von G. Bender<sup>34)</sup> und J. Koutek-J. Süßner<sup>35)</sup>. Jenes legt das Hauptgewicht auf die Satz-

28) Verdeutschung fremdsprachiger Ausdrücke in Handel u. Gewerbe. Verlag d. d. Teppich- u. Möbelstoffzeitung. Berlin, K. Koch. M. 0,80.

29) O. Wundram, Verdeutschung im Webstofffach. Zeitschr. d. Allg. d. Sprachver. 30. Jahrg., S. 276—281.

30) Ernst Fabricius, Der Name Pfahl = römische Grenzwehr in Deutschland. Römisch-germanisch. Korrespondenzbl. VII, S. 1 ff.

31) Otto Sarrazin, Zur Ehrenrettung des deutschen Leutnants. Zeitschr. d. Allg. d. Sprachver. 30. Jahrg., S. 137—140.

32) Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Achte, verbesserte u. vermehrte Aufl. Straßburg, Trübner. XIV u. 516 S., M. 10,—, geb. M. 11,40.

33) Olof Östergren, Svenskt Ordbof. Stockholm, Wallström u. Widstrand. 1. Heft. 64 S. = 128 Spalten, 1 Krone.

34) G. Bender, Kaufmannsdeutsch, seine Mängel und Beispiele zu seiner Besserung. Leipzig, Fr. Brandstetter. 77 S., M. 0,60; bei 25 Stück 0,55, bei 100 Stück 0,50.

35) J. Koutek u. J. Süßner, Kaufmännisches Verdeutschungs- u. Rechtschreibebuch. Prag, Wien, Leipzig, A. Haase. 104 S., M. 0,65 = 80 Heller.

fügung und die stilistische Darstellung, dieses auf den Wortgebrauch, namentlich die Vermeidung der Fremdwörter. Wodurch sich Benders Schrift von ähnlichen bisher erschienenen Schriften unterscheidet, das ist die große Sammlung von allerhand Probestücken, in denen mustergültige Anweisungen zu kaufmännischen Briefen gegeben werden, meist auf Grund wirklich verfaßter, aber in gutes Deutsch umgesetzter Schreiben. Daneben werden in kürzerer Form (S. 11—28) die Mängel der Handelsprache planmäßig behandelt. Das andere Buch bietet in der Hauptsache eine alphabetisch geordnete Zusammenstellung der im kaufmännischen Gebrauche befindlichen Fremdwörter samt ihrer Verdeutschung (S. 1—59). Daneben wird anhangsweise Verschiedenes aus dem Gebiete der Rechtschreibung (z. B. Verwendung der großen und der kleinen Anfangsbuchstaben) und eine große Zahl der häufigsten Verstöße des kaufmännischen Briefstils erörtert. Auffällig erscheint bei dem letztgenannten Buche, daß die gerügten Fehler an anderen Stellen von den Verfassern selbst gemacht werden. So werden die Fremdwörter *Fatura*, *Limit*, *Reklamation*, *Offert* als vermeidlich bezeichnet, aber S. 104 verwendet, so finden sich S. 5 u. S. 24 *Indossamente* und *Inkassopapiere*. — Unter dem Titel „Wie lernt man einen guten deutschen Stil schreiben?“ ist ein neues Buch von mir<sup>36)</sup> erschienen. Von der durch hervorragende Stilisten vertretenen Ansicht ausgehend, daß der Stil durch Lehre und Beispiel geschult werden kann, gibt es Anleitung zur Stilbildung, indem es 1. mit den Wegen bekannt macht, auf denen man seine Ausdrucksweise verbessern kann, 2. die Ausdrucksmittel vorführt, durch welche die Darstellung lebensvoll und wirksam gestaltet wird, 3. Stilproben der bedeutendsten Prosaschriftsteller bietet mit ganz ausführlichen Auseinandersetzungen über die Eigenart von Lessings, Schillers, Goethes, Bismarcks, Treitschkes und Niehsches Stil und mit kürzeren Erörterungen bei den übrigen guten Stilisten. Oft werden Abschnitte verschiedener Verfasser, die denselben Stoff behandeln, einander vergleichend gegenübergestellt, um an ihnen zu zeigen wie der gleiche Gegenstand je nach der Schreibweise des Verfassers verschieden dargestellt werden kann. Das Buch wird Lehrern und Schülern nützlich und förderlich sein.

Nicht zu Gesicht sind mir gekommen der Aufsatz R. M. Meyers über Niehsches Wortbildung im XV. Jahrgang der Zeitschrift für deutsche Wortforschung, Heft 1, und die Programmabhandlung Georg Bedts über den Einfluß Klopstocks auf den jungen Wieland im Programm der Schulanstalten der evangelischen Gemeinde zu Butarest, worin Wortbildung und Syntax bis zum Ende der Züricher Periode besprochen werden.

## II. Die deutschen Mundarten.

### 1. Allgemeines.

Die Zeitschrift für deutsche Mundarten<sup>37)</sup>, die als Fortsetzung der Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten (1900—1905) seit 1906 erscheint, bringt in ihrem letzten Jahrgang zunächst eine treffliche, ziemlich vollständige Sammlung aller Neuererscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Dialekte aus den Jahren 1907—1911, bearbeitet am Sprachatlas des Deutschen Reichs unter Leitung Ferd. Wredes in

36) Oskar Weise, *Wie lernt man einen guten deutschen Stil schreiben?* Leipzig, Fr. Brandstetter. 190 S. M. 2,—, geb. M. 2,50.

37) *Zeitschrift für deutsche Mundarten*, herausgeb. von Otto Heilig u. Hermann Teuchert, Jahrg. 1915, 4 Hefte, 428 S. M. 10,—.

Marburg (S. 1—139). Nächstdem ist am wichtigsten der Aufsatz von Hermann Teuchert, Grundsätzliches über die Untersuchung von Siedelungsmundarten (S. 409 ff.). Den niederdeutschen Dialekt der westpreussischen „Koschneiderei“ behandelt Maria Semrau, rheinische Singermärchen, Fingerlitaneien u. Singernamen Josef Müller. Beiträge zum Lautstand und Wortschatz des Westerzgebirgischen bietet Oskar Philipp, den Wortschatz der Mundart von Oberwier im Amte Rastatt stellt A. Wasmer fest. Außer diesen und anderen kleineren Aufsätzen findet man zahlreiche Sprachproben, Bücherbesprechungen, Mitteilungen über neue Bücher, Zeitschriften und — dieses Jahr zum ersten Male — über die in Vorbereitung befindlichen Mundartenwörterbücher. Im ersten Hefte des Jahrganges 1916 der Zeitschrift für deutsche Mundarten wird die Literatur über alle im Bereiche der deutschen Mundartenforschung und -dichtung veröffentlichten Bücher und Aufsätze auf die Jahre 1912—1914 ausgedehnt; dabei ist auch das Volkstümliche mit herangezogen (z. B. S. 33 das deutsche Bauernhaus in Österreich, zur Geschichte des Kegelspiels, die Schröpflöpfe bei den Slawen), und auch Schriftsprachliches mit berücksichtigt, z. B. S. 9 die Personennamen.

## 2. Oberdeutsche Mundarten.

Ausgehend von einem Vortrage, den Prof. Gartner gehalten hat (vgl. Zeitschr. des Allg. deutsch. Sprachver. 1910, S. 113f.) und in dem vierzig Eigentümlichkeiten des österreichischen Deutsch erörtert werden, stellt Franz Winterstein<sup>38)</sup> eine große Zahl von Ausdrücken, Wendungen und auch Spracherscheinungen zusammen, die sich im österreichischen Dialekt, besonders in Wien, finden. Doch verzeichnet er auch solche mit, die gar nicht ausschließlich Österreich angehören, sondern ebenfögut im übrigen oberdeutschen Sprachgebiete angetroffen werden. Zum Beispiel gilt dies von der umgelauteten Mehrzahl in Mägen, Krägen, Bögen, von Ausdrücken wie Stiege (Treppe), grantig (unwirsch), sperren (schließen), ausschauen (aussehen); einzelnes läßt sich auch in Mitteldeutschland und zum Teil in Norddeutschland nachweisen, z. B. das gehört mein (= mir), sind Sie ruhig (= seien Sie ruhig), schitter (dünn, schwach; vgl. Hertel, Thüring. Sprachschatz, S. 209). Eine zweite Gruppe von Spracherscheinungen ist gar nicht dialektischer Art, sondern gehört der Kanzlei an und ist im Kanzleistil ganz Deutschlands verbreitet, z. B. diesbezüglich, zweeks, in Bälde, Gepflogenheit, obzwar, ausweisen (= erweisen, nachweisen). Andere Bedenken gegen Wintersteins Aufsatz werden erhoben von Karl Luid in der Zeitschrift des Allg. d. Sprachver., 31. Jahrg., S. 35 ff. u. 88 ff. — Aus dem Bereiche des Ostfränkischen ist eine Abhandlung Peter Schneiders<sup>39)</sup> über den Wortschatz der Bamberger Mundart zu nennen. Darin werden zahlreiche Ausdrücke verzeichnet, die jetzt in Bamberg nicht mehr gebräuchlich sind, aber einstmals in Gebrauch gewesen zu sein scheinen, weil sie in der Nachbarschaft noch üblich sind. Dabei werden besonders das Oberfränkische, Unterfränkische, Kurhessische und Hennegauische verglichen. Die Anordnung ist nicht alphabetisch, sondern sachlich (menschlicher Körper, Kleidung, Hausrat, Speisen usw.). — Eine mustergültige

38) Franz Winterstein, Die österreichische Sprache. Zeitschrift des Allg. deutsch. Sprachvereins, 30. Jahrg., Sp. 65—70, 103—110.

39) Peter Schneider, Der Wortschatz der Bamberger Mundart von 1880—1910. Dritter Teil. Mitteilungen des Historischen Vereins im ehemaligen Fürstentum Bamberg. 72. Bericht, S. 1—22.

Arbeit ist die von Werner Hodler<sup>40)</sup> über Wortbildung und Wortbedeutung im Berndeutschen. Hier werden die in Frage kommenden Erscheinungen nach sorgfältiger Sammlung mit Scharfblick geprüft und geordnet. Behandelt sind die Bildung und Bedeutung der Zeit- und Hauptwörter, der Geschlechtswandel und der Übergang von abgezogenen Begriffen in Sachnamen und umgekehrt. Überall wird auf die schriftliche Überlieferung durch Boner, Haller, Jeremias Gotthelf u. a. Rücksicht genommen. Die Zahl der zusammengetragenen Belege ist erstaunlich groß. Beachtenswert erscheinen besonders die massenhaften Ableitungen von Hauptwörtern, wie barten (den Bart scheren), chirsen (Kirschen pflücken), dachen (das Dach ausbessern), hirtten (Herden weiden), besonders auffällig die unter mittelniederdeutschem Einfluß entstandenen Verkleinerungsformen auf -fi wie Widi (Wilhelm), Ludi (Luisa). Selten wird man anderer Ansicht sein, z. B. S. 67, wo angenommen wird, daß die Gebilde Arfele (ein Arm voll) und Mumpfele (ein Mund voll) unter dem Einfluß der Endung weiblich geworden seien in Anlehnung an weibliche Wörter auf -e wie Gable (Gabel). Erwägt man nämlich, daß auch anderswo, z. B. im Oberjächsischen (vgl. K. Müller, Oberjächsl. Wörterbuch, S. 30), aus der Armvoll die Arfel wird, ohne daß die Endung -e vorliegt, so wird man K. Müller zustimmen, der annimmt, daß hier der Einfluß der weiblichen Bildung die Hampfel = die Handvoll maßgebend gewesen ist, um so mehr, als gerade dieser Ausdruck am häufigsten und am weitesten verbreitet ist (vgl. auch K. Rothert, Zusammenhänge mit voll im Schlesiſchen: Mitteilungen der schlesiſchen Geſellſchaft für Volkſtunde XII, S. 218 ff., und Fr. Graebisch, Der Wanderer im Riesengebirge, 1907, S. 43). Beim Geschlechtswandel ist öfter auf die gleichen Veränderungen im Egerländischen und Altenburgischen hingewiesen worden; näher lag es, auf die Nachbarmundarten hinzuweisen, z. B. auf das Elſäſſiſche, wo man u. a. ebenso wie im Schweizerischen sagt: der Angel, der Butter, die Ball, das Bleistift, das Teller, das Tenn (vgl. H. Menges, Volksmundart und Volkſchule im Elſaß, S. 33, u. Ed. Halter, Jahrb. f. Geſch., Sprache u. Literatur Elſaß-Lothringens XXII (1906), S. 252 ff., erweiterte Faſſung des Gegenstandes in der Schrift über die alemann. Mundart Hagenaus 1901, S. 29 ff., mit 174 mundartlichen Geſchlechtswandlungen). — Eine erfreuliche Erscheinung, die der gegenwärtige Krieg gezeitigt hat, ist das Büchlein aus Leben und Sprache des Schweizer Soldaten<sup>41)</sup>, Proben aus 250 Einsendungen von Schweizer Wehrmännern, die nun schon seit mehr als Jahresfrist die Grenzen ihrer Heimat bewachen, während sonst das Land gar kein stehendes Heer besitzt. Der Hauptteil entfällt auf die deutsche Schweiz, die auch die Anregung zu der Sammlung gegeben hat, weniger stark ist das französische Gebiet vertreten, gar nicht das italienische und das rätoromanische. Ergänzungen werden gewünscht und liegen zum Teil schon vor, namentlich gilt dies von umfangreichen Nachträgen des Kommandos der 5. Division, die in ihrem Bereiche Erhebungen veranstaltet hat. Wir lernen aus der Schrift die Sitten und Gebräuche bei der Aushebung, ferner Kriegsvorzeichen und Prophezeiungen, Volksmedizin, Zauber, Lieder und Reime sowie die Eigentümlichkeiten in der Sprache der Soldaten genau kennen, was vielfach von den entsprechenden

40) Werner Hodler, Beiträge zur Wortbildung u. Wortbedeutung im Berndeutschen. Bern, A. Franke. 168 S., M. 4,40, Fr. 5,50.

41) Hans Bächtold, Aus Leben und Sprache der Schweizer Soldaten. Basel, Verlag der schweizerischen Gesellschaft für Volkstunde. 78 S., M. 1,—.

deutschen Formen abweicht. Für die schöne Gabe sind wir dem Herausgeber zu großem Danke verpflichtet, der damit dem Folkloristen einen hohen Genuß bereitet hat. — Die Sprache der in den Jahren 1780—1782 aus dem nördlichen Württemberg und aus Baden-Durlach in die westpreußischen Kreise Kulm und Thorn eingewanderten Kolonisten behandelt Rolf Ehrhardt.<sup>42)</sup> Auf Grund der im Geh. Staatsarchiv zu Berlin vorhandenen „Generalanweisung“ stellt er die Zahl der in den 13 Ortschaften eingewanderten Familien und ihre Namen fest (z. B. Bellinger, Eppinger, Blechle, Hefele) und untersucht dann mit Hilfe der 40 Sätze des Wenterschen Sprachatlas sowie nach eigenen, an Ort und Stelle gemachten Aufzeichnungen die Eigenart des Dialekts. Auffällig ist die Beobachtung, daß die Durlacher Dialekteigentümlichkeiten die Württemberger an Zahl übertreffen, während seinerzeit nur 101 Durlacher, aber 1265 Württemberger Familien eingewandert sind. Schade, daß der Verf. nicht auch den Wortschatz der schwäbischen Kolonie über die 40 Sätze hinaus zu erforschen versucht hat.

### 3. Mitteldeutsche Mundarten.

Erfreuliche Gaben für den Mundartenforscher sind Emil Hommers<sup>43)</sup> Studien zur Dialektgeographie des Westerwaldes und Wilhelm Krohs<sup>44)</sup> Beiträge zur nassauischen Dialektgeographie. Jene Arbeit beschäftigt sich mit der Mundart der Kreise Altenkirchen und Neuwied im Regierungsbezirk Koblenz und des Westerwaldkreises im Regierungsbezirk Wiesbaden, diese mit der Sprache von etwa 200 Ortschaften des Dillkreises, des Oberwesterwaldkreises und des Kreises Westerburg. Beide beruhen auf gründlichen, an Ort und Stelle gemachten Forschungen, zeigen große Vertrautheit mit der vorhandenen Literatur und legen ein beredtes Zeugnis ab von dem Fleiß und der Sorgfalt, aber auch von der Urteilskraft der Verfasser. Sie unterrichten uns in zuverlässiger Weise über die Entwicklung der Laute und über die allmähliche Gestaltung der Sprachgrenze. Kroh Verzeichnet auch eine größere Anzahl von Volksliedern, Kinderreimen und Redensarten. Die beigegebenen Karten veranschaulichen das behandelte Gebiet vortrefflich, das Wörterverzeichnis ist ein wertvolles Hilfsmittel zum Nachschlagen. — Nach den zahlreichen Einzeluntersuchungen, die sich gelegentlich mit dem „rheinischen Akzente“ befassen, erschien es geboten, eine zusammenfassende und ergänzende Darstellung des Gegenstandes zu bieten. Diese gibt uns Theodor Frings<sup>45)</sup> in einer Arbeit, die als Vorstudie zu einer Grammatik der rheinischen Mundarten und als Beigabe zum rheinischen Wörterbuch gedacht ist. Dadurch erhalten wir ein klares Bild über die Ausdehnung dieser eigentümlichen Spracherscheinung in örtlicher und sachlicher Beziehung. Die Arbeit gliedert sich in eine theoretische und experimental-phonetische Voruntersuchung, den Hauptteil über die „Schärfung“ innerhalb des rheini-

42) Rolf Ehrhardt, Die schwäbische Kolonie in Westpreußen. Marburger Dissertation. Friedrichs Universitätsbuchdruckerei in Marburg. 94 S.

43) Emil Hommer, Studien zur Dialektgeographie des Westerwaldes (Deutsche Dialektgeographie von Ferd. Wrede, Heft IV), Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchh. S. 1—63.

44) Wilhelm Kroh, Beiträge zur nassauischen Dialektgeographie, in demselben Heft S. 64—381. Beide Abhandlungen zusammen im Einzelpreis M. 13,—, Subskriptionspreis M. 10,—.

45) Theodor Frings, Die rheinische Akzentuierung. Vorstudie zu einer Grammatik der rheinischen Mundarten. Deutsche Dialektgeographie von Ferd. Wrede. Heft XIV, Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 98 S., Einzelpreis M. 3,50, Subskriptionspreis M. 2,60.

ischen Lautsystems, einen Abschnitt über Variationen und Grenzen der Schärfung und einen über Ursprung und Wesen der rheinischen Akzentuierung. Die zahlreichen Beispiele sind in gleicher Weise der niederfränkischen, der ripuarischen und der moselfränkischen Mundart entnommen. Die ganze Schrift beruht auf gründlichen Studien und bereitet dem Sprachforscher große Freude. Auch die Vermutung, daß wir bei dieser auf die *ā*, *ē* und *ō*-Laute beschränkten besonderen Betonung mit keltisch-romanischem Einfluß zu rechnen haben, hat sehr viel für sich. — In den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde erscheint ein schlesisches Wörterbuch Hoffmanns von Fallersleben<sup>46)</sup>, vervollständigt und herausgegeben von Karl Rothert, das bis zu den Buchstaben K und L veröffentlicht ist. — Eine auf Veranlassung des Wiener Universitätsprofessors Rob. Arnold verfaßte Schrift Rudolf Hörlers<sup>47)</sup> über die mundartliche Kunstichtung der Siebenbürger Sachsen erstreckt sich von den Anfängen bis zur Gegenwart und behandelt die lyrische und dramatische Poesie und die Prosa. Bei bedeutenderen Kräften, wie Dittor Kästner und Sara Schullerus, verweilt der Verf. länger, andere werden schneller erledigt, aber überall sind Inhalt und Form in gleicher Weise berücksichtigt und die Dichtungen aus der Eigenart des Volkes und der Zeitrichtung erklärt worden. Auch Proben werden mitgeteilt. Die ganze Arbeit macht einen günstigen Eindruck und bekundet liebevolle Hingabe und große Vertrautheit mit dem Stoffe.

#### 4. Niederdeutsche Mundarten.

Wilhelm und Erich Seelmann<sup>48)</sup> geben eine gute Übersicht über die plattdeutsche Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts in einem Verzeichnis, das die früher gedruckten (im Niederd. Jahrb. XXII, 49 ff., u. XXVIII, 59 ff.) von 1912 bis Anfang 1915 fortsetzt und durch die den Verfassern erst später bekanntgewordenen Titel aus der Zeit von 1912 ergänzt. Das linksrheinische Schrifttum wird diesmal nicht mit herangezogen, die plattdeutschen Schriftsteller sind alphabetisch geordnet. Am Schlusse wird eine topographische Übersicht gegeben, aus der hervorgeht, daß Hamburg, Hannover, Westfalen, Mecklenburg-Schwerin und Schleswig-Holstein die meisten Beiträge geliefert haben. — Das achte Heft von Ferd. Wredes deutscher Dialektgeographie enthält eine Reihe sehr wichtiger Beiträge zur niederdeutschen Sprache: 1. Georg Wenkers<sup>49)</sup> Abhandlung über das rheinische Platt (Neudruck der vergriffenen Arbeit). 2. Otto Lohbes, Nordbergische Dialektgeographie. 3. Heinrich Neuse, Zur nieder-rheinischen Dialektgeographie in den Kreisen Rees, Dinslaken, Hamborn, Mülheim, Duisburg. 4. Albert Hanenberg, Studien zur niederrheinischen Dialektgeographie zwischen Nymegen und Ürdingen. Mit diesem Hefte sind die Arbeiten für die Mund-

46) Hoffmann v. Fallersleben, Schlesisches Wörterbuch, Mitteil. d. Schlef. Gesellsch. f. Volkskunde XVI, S. 104 ff.

47) Rudolf Hörler, Die mundartliche Kunstichtung der Siebenbürger Sachsen. Sonderabdruck aus dem Archiv des Vereins f. siebenbürg. Landeskunde XXXIX, Hermannstadt, W. Krafft, 80 S.

48) Wilhelm u. Erich Seelmann, Übersicht über die plattdeutsche Literatur des 19. u. 20. Jahrh. Jahrb. des Ver. für niederd. Sprachforsch. XLI, S. 1—96. Norden u. Leipzig, Diedrich Soltau.

49) Ferdinand Wrede, Deutsche Dialektgeographie, Heft VIII: Die Mundarten des Niederrheins mit 4 Karten. Marburg, Elwert'sche Buchh. 277 S., Einzelpreis M. 11,50, Subskriptionspreis M. 8,75.

arten des Niederrheins abgeschlossen. Wer die in Heft 1, 2, 3 und 5 gedruckten Abhandlungen von Ramisch, Leihener, Böhmer, Frings und die in Heft 8 dazukommenden gründlich studiert, kann sich ein ziemlich klares Bild von dem Wesen der Volkssprache jener Gegend machen und hat eine bedeutende Grundlage für einen niederrheinischen Dialektatlas in den Händen. Wie überall in den Veröffentlichungen Wredes werden auch hier in einem beschreibenden Teile die Lautverhältnisse der untersuchten Gebiete sorgfältig festgestellt und in einem geschichtlichen Teile Erörterungen über Sprach- und Kreisgrenzen, Sprach- und Territorialgrenzen, Sprach- und Stammesgrenzen vorgenommen. Dabei hat sich gezeigt, daß die Gebietsgrenzen, wie sie im 13./14. Jahrhundert bestanden, in den meisten Fällen für die Dialektbildung von ausschlaggebender Wichtigkeit gewesen, daß aber auch spätere Grenzverschiebungen, selbst die durch die Napoleonische Herrschaft herbeigeführten, nicht ohne Einfluß geblieben sind. — Mit der Danziger Gegend beschäftigt sich eine Abhandlung W. Stephans.<sup>50)</sup> Im Gegensatz zu den Urkunden des deutschen Ritterordens, die regelmäßig mitteldeutsche Formen zeigen (vgl. Weller, Die Sprache in den ältesten Urkunden des deutschen Ordens. Königsberger Doktorarbeit 1911), war in den unter lübisch-hanseatischem Einfluß stehenden Küstengebiete des Ordenslandes das Niederdeutsche überall alteingebürgert. Daher waren, wie Stephan nachweist, während des 14. Jahrhunderts zu Danzig nur die Urkunden hochdeutsch, die im Verkehr mit den Orden ausgestellt wurden. Doch gewann vom 15. Jahrhundert ab das Hochdeutsche immer mehr an Boden, besonders im Schriftenaustausch mit hochdeutschen Behörden, bis schließlich um die Mitte des 16. Jahrhunderts alle Urkunden hochdeutsch wurden. Das letzte amtliche Schreiben Danzigs in niederdeutscher Sprache ist an die Stadt Nieuport in Flandern gerichtet und stammt aus dem Jahre 1563.

Nicht zur Besprechung haben vorgelegen: H. Stidelberger, Schweizerdeutsch und reines Hochdeutsch. Im Auftrage des Deutsch-schweizerischen Sprachvereins herausgegeben. Zürich, Schultheß, 152 S., Fr. 2,60. Adolf Hausenblas, Grammatik der nordwestböhmisches Mundart. Laut- und Formenlehre mit Textproben. Prag, 144 S. K. Schwarz, Das intervokalisches g im Fränkischen. Sprachgeschichtliche Untersuchung. Straßburg, Trübner. M. 6,—.

## Mitteilungen.

✓ Zum Aufsatzunterricht. Th. Maunz (Die deutsche Schule 1916, S. 21) stellt die wesentlichen Unterschiede in der Betrachtung des Aufsatzes zusammen, literarische: hinweg vom Alltag, hin zum Alltag, stilistische: schreibt Sprechstil, sucht Schreibstil, die pädagogisch-psychologischen, gibt es Typen, gibt es Kinderstil, die didaktischen: soll und kann man Stil lehren, will man selbsttätiges Nachschaffen, will man schöpferische Tätigkeit wecken. Er betont bei Wahrung des alten Standpunktes die Fortschritte, die alle n durch die Reform erwachsen seien: größere Freiheit, Eingehen auf die Schüler, weitherzigere Beurteilung. — Fr. Seitz (ebenda, S. 30) geht von dem Gedanken aus, daß jede Ausdrucksnotwendigkeit nur einen Ausdruck duldet. So muß man die Kinder zu einer Ausdrucksbildung von innen her erziehen, indem man sie lehrt, für ein Erlebnis oder eine Anschauung auf gedanklichem Gebiete den Ausdruck zu finden.

50) W. Stephan, Hoch- u. Niederdeutsch in der Amts- u. Schriftsprache des deutschen Ordens und in Danziger Urkunden. Mitteilungen des Westpreussischen Geschichtsvereins, Jahrg. XIV, Nr. 2, S. 22ff.

Zum Literaturunterricht. Bernhart: Der Bildungswert des historischen Gedichtes (aus Anlaß von Windeggs schöner Sammlung: Der Barde.) (Pharus VII. 3. Heft S. 244.) Ebenda: (2. Heft S. 154) H. Löbmann: Mehr Volkslied in der Volksschule, ein sehr beachtlicher Aufsatz, der betont, daß für die Jugend besonders Lieder in Frage kommen, die einen Vorgang darstellen. Die gemachten Kinderlieder sind abzulehnen zugunsten des echten Volkslieds, auch dann, wenn es das Liebesleben behandelt. Tut es das rein und keusch, so ist es nur zu begrüßen, das Bangen für die Unschuld ist zurückzuweisen.

Lohmann (Der deutsche Unterricht in Klasse I des Lyzeums. Frauenbildung XIV. 1915. 10. Heft. S. 354) wünscht für den Wallenstein zwei Vierteljahre, für die Iphigeneie eins. In ansprechender Weise stellt er dar, wie 15—16jährigen Mädchen Wallenstein nahezubringen ist. Allgemein wichtig ist, daß auch er zuerst häusliche Lektüre verlangt und das Lesen mit verteilten Rollen nur bei besonders wichtigen Szenen wünscht. An den Wallenstein kann sich ein Blick auf den Ring des Nibelungen schließen: hier wie dort der Gluch des Goldes, das verhängnisvolle Streben nach Macht; hier wie dort reine Gestalten, die in diesen Kampf hineingezogen werden und untergehen. Und anzuschließen ein Blick darauf, daß dieses unselige Streben des 19. Jahrhunderts auch unsere Zeit besetzt. Hoff gibt Einige Gedanken und Beispiele zur Behandlung der Lesestücke in der Mittelstufe (Klasse III bis V) des Lyzeums (ebenda XV, 1916. S. 1 u. S. 45), um zu zeigen, wie man durch geeignete Zusammenstellung der Stücke eine Reihe ethischer Darstellungen veranschaulichen kann.

Versehiedenes. Zum dreihundertsten Todestag Shakespeares erschien eine neue Ausgabe der Schlegel-Tiedschens Übersetzung (Shakespeares Werke, mit Biographie und Einleitungen von Prof. Dr. Wolfgang Keller. Bongs Goldene Klassikerbibliothek. 15 Teile in 5 Bänden M. 11.50). Der Text ist erneut durchgesehen, die Einleitungen geben kurz aber lichtvoll die innere und äußere Geschichte der Dramen und erleichtern so das Verständnis. In einem 15. Bande finden wir dann — das ist ein ganz besonderer Vorzug der Ausgabe — Denus und Adonis sowie Lucrezia in der Übersetzung von Wilhelm Jordan und die Sonette, übersetzt von Max Josef Wolff. Dann folgen geschlossen die Anmerkungen zu allen Bänden, deren Benutzung neben dem Text dadurch sehr erleichtert wird. Sie geben das Nötigste zur Geschichte und zum Verständnis des Textes. So haben wir für erstaunlich billigen Preis in guter Ausstattung eine sehr zuverlässige und brauchbare Ausgabe.

Kunstgaben für Schule und Haus gibt W. Günther im Verlage von Georg Wigand, Leipzig, heraus. Uns liegen vor Heft 5: L. Richter, Vater Unser in Bildern, Heft 6, derselbe: Unser tägliches Brot in Bildern, Heft 8, derselbe: Sommer (je M. —, 15). Die hübschen grünen Heftchen mögen dem lieben Zeichner, der so recht deutsch war und uns daher gerade heute besonders viel zu sagen hat, viel neue Freunde unter Kleinen und Großen erwerben.

Das K. Literaturwissenschaftliche Seminar in Kiel bittet alle Freunde der Heimatliteratur um Unterstützung beim Ausbau eines Heimat-Archives und einer Heimat-Bücherei für niederdeutsches Schriftwesen, besonders um Überweisung hand-schriftlicher Urkunden zur Literatur Niederdeutschlands.

Mit dem 4. Hefte schließt nun, durch die kriegerischen Ereignisse verspätet, der 21. Band (1914) des „Euphorion“. Die Aufsätze verteilen sich auf vier Jahrhunderte. Es kommen damit zum Abschluß Sischartstudien (Hauffen-Prag); Zur Quellengeschichte des Simplizissimus (Trostler-Temesvár); Procopius von Templin (Kober-Bremen); Briefe Schleiermachers an A. W. Schlegel (J. Elstner-Dresden); Die Quelle zu Platens Polenliedern (Hauf-Znaim) und Th. Fontanes französisches Erbe (Amann-Wien). Leitzmanns Bericht über die Schillerliteratur 1911 und 1912 und ein ausführliches Register von A. Rosenbaum schließen den reichhaltigen Band.

Zur Nachricht: Das nächste (Doppel-) Heft erscheint wegen der großen Serien erst am 15. August. Da ich von Anfang Juli bis 10. August einem österreichischen Lazarett überwiesen werde, bitte ich während dieser Zeit Anfragen und Einsendungen möglichst zu unterlassen.

Hofftaetter.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofftaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.

Alle Manuskriptsendungen sind an seine Anschrift zu richten.



## Aristophanische Komödien.

Von Oskar Walzel in Dresden.

Was bisher durch Jahrzehnte eine Unmöglichkeit zu sein schien, wurde in jüngster Zeit mehrfach zu einer fast selbstverständlichen Tatsache. Grabbes literarisches Lustspiel mit der langen Überschrift „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ erscheint jetzt auf den deutschen Bühnen. Und ein Berliner Bühnenleiter, der mit einem geschickten Griff und ohne Verwertung der neueren technischen Mittel, ohne Dreh- oder Versenkbühne, fast spielend der Schwierigkeit raschen Szenenwechsels Herr geworden ist, zieht von Ort zu Ort und trifft auf Zuschauer, die sich willig den Launen des Stückes fügen.

Grabbe hatte ganz wie seine nächsten Nachbarn Lenz und Büchner jederzeit Verehrer; ja seine Anhänger waren nicht abgeneigt, in seiner dramatischen Art und Kunst etwas zu entdecken, das hinausreichte über die Leistungen so Schillers und Goethes wie Grillparzers. Ihnen galt Kleist nur wie ein Vorhang Grabbes. Sicherlich suchte Grabbe nach dramatischen Möglichkeiten, die selbst in Shakespeares Werk nicht anzutreffen sind. Seine eigenwillige Kunst fand zulezt, ebenso wie das Wirken der Lenz und Büchner, noch reicheres Verständnis, da in Wedekind und Eulenberg etwas Verwandtes mit Erfolg die Bühne zu betreten anfang. War doch auch der junge Hebbel, der lange Zeit zusammen mit Lenz, Grabbe und Büchner auf eine Bank gesetzt wurde, zu allgemeiner Würdigung gelangt.

Unverkennbar geht es in Grabbes Schaffen kräftig empor. Von dem ungebärdigen „Gothland“ reicht ein weiter Weg bis zu den machtvollen geschichtlichen Tragödien, mit denen er endete. Das Schicksal des geschichtlichen Genius im Leben wußte er wirklich immer passender zu gestalten. Seiner zwiespältigen, an Gegensätzen überreichen Natur lag es nahe, die Kluft fühlbar zu machen, die zwischen dem wirklichen Erleben eines Helden und dem betrüglischen Schimmer liegt, mit dem ihn und seinen Lebensweg die Überlieferung umkleidet. Wahrhaft tragische Ironie ließ sich da entfalten. Auf der einen Seite Augenblicke, in denen der geschichtliche Genius sich wie ein Gott fühlen darf, in denen ihm schier göttliche Verehrung gezollt wird; auf der anderen ein Versagen der Volksgunst, ein Verkennen und Vergessen, eine Demütigung, die nach den kurzen Augenblicken des Erfolges um so schmerzhafter wirkt, die vollends weit längere Lebensstrecken umfaßt, als die wenigen Lichtblicke des Daseins. In spitzeften Sarkasmen beleuchtet diese Lebensgegensätze Grabbes „Hannibal“.

Grotesker Witz geißelt eine Welt, die den großen Mann von gestern wie einen Schuljungen behandelt.

So faßt Grabbe das Zusammentreffen Hannibals mit König Prusias von Bithynien. Der Auftritt ist treffsicher ironisch, wenn er uns auch im Eingang über einen bösen Kalauer stolpern läßt. Prusias verbannt einen Höfling auf zwanzig Jahre, weil er in dessen Prusten eine Anspielung auf seinen und seiner Ahnen Namen wittert. Dann aber trifft die Satire sofort ins Schwarze, wenn Prusias die Frage stellt, ob Hannibal auch audienzmäßig gekleidet sei. Oder wenn er sein Mißfallen kundgibt, daß Hannibal zuerst zu Antiochus von Syrien gegangen sei, und sofort hochbefriedigt ist, daß sein Protovestiar den Vers aus des Königs Trauerspiel Sesostris auf den Fall anwendet: „Im Unglück wählt der betäubte Mensch oft ganz verkehrt.“ Hannibal erscheint. Er darf bis an den Rand des Purpurteppichs treten, der vor dem Throne liegt, da er zwar keine erlauchte, aber eine edle Person ist. Prusias wirft ihm alsbald vor, in seinen Kriegszügen oft recht unvorsichtig gehandelt zu haben. Hannibal muß allerdings die Berechtigung des Einwands anerkennen, daß es ein gefährliches Abenteuer gewesen sei, über die Alpen und die Pyrenäen zu steigen, während er doch rascher und ungefährdeter über das Meer nach Italien gelangen konnte. Prusias vermißt indes auch in Hannibals Schlachten jedes System. Bisweilen stünden die Reiter rechts, bisweilen links, bald in der Mitte; mit dem Fußvolk gehe es ebenso. Gegen Hannibals Entschuldigungsversuch, er habe sich nach Zeit- und Ortsgelegenheit gerichtet, verächtet Prusias die Ewigkeit des Systems. Hannibal erwidert höflich, Prusias' Wissen scheine auf einer tiefdurchdachten Praxis zu ruhen, und erhält den Bescheid, Prusias sei am byzantinischen Hofe als Ehrenoffizier bei der Leibwacht erzogen worden. Nach Hannibals Abgang läßt Prusias sich die Skizze zeigen, die ein Maler von der „vorgefallenen, denkwürdigen Szene“ entworfen hat. Er beurteilt sie und empfiehlt dem Maler ununterbrochene Übung.

Das ist natürlich Karikatur! Aber es nimmt einen ganzen Umkreis von Witz und Anekdoten vorweg, der vor kurzem in unseren Witzblättern stehende Einrichtung war. Der Serenissimuswitz ersteht in Grabbes „Hannibal“, lange vor Otto Erich Hartleben.

Grabbe ist nicht immer so witzig. Und es fragt sich, ob sein literarisches Lustspiel viele Auftritte hat, die sich mit der angeführten Szene messen können. Der wunde Punkt des Lustspiels ist für den Zuschauer von heute die Überfülle literarischer Anspielungen, das Übermaß an Angriffen auf dichterische Zeitgenossen. Noch wenn der Spielleiter den Rotstift sehr fleißig gebraucht, bleiben tote Stellen übrig.

Arnim sagte einmal von Musäus' „Volksmärchen“: „Nichts veraltet schneller als Witz, darum ist manches in diesen Erzählungen so ungenießbar, wie zerschnittener Rettich im Heringsalat, geworden. Man beißt darauf, und

hat man endlich lange gebissen, so hat man nichts als den scharfen Geschmack.“ Schlimmer noch fährt Wiß, der ausschließlich in der Verspottung eines Schriftstellers wurzelt. Eigentlich macht er bald nur noch dem kundigen Erklärer Spaß, der gern Gelegenheit zu einer gelehrten Anmerkung findet. In Grabbes Lustspiel berichtet der Teufel, was die großen Dichter der Weltliteratur in der Hölle treiben; Shakespeare schreibt Erläuterungen zu Franz Horn. Wem sagt das heute noch etwas? Wer weiß heute noch von dem frömmelnden Schwäher, der einst Shakespeares Werke mit seinem ästhetischen Tee übergoss?

Noch an einer meisterhaften Stelle eines Meisterwerks befremdet heute ein Hieb, der den wortreichen Erklärer trifft. Heine ist kein Gestaltenformer von Gottes Gnaden. Und nur selten glückt ihm, Gestalten zu einem Bild zu vereinigen, das dauernd im Gedächtnis haftet. Doch das nächtliche Gesicht der wilden Jagd, das dem Dichter des „Atta Troll“ sich in wilder Pyrenäenlandschaft eröffnet, ist von unvergeßlicher Plastik: Diana, See Abunde und Herodias, und in ihrem Gefolge Wolfgang Apollo und Shakespeare! Hinter Shakespeare aber zottelt auf seinem Esel Franz Horn. Er hat einst das Weltkind Shakespeare kommentiert und muß darum jetzt im Tumult der wilden Jagd mit ihm reiten, er, der kaum gewagt zu gehen, er, der nur im Teeeschwähe und im Beten sich bewegte.

Wenn es manchmal im Galopp geht,  
Schaut der große William spöttisch  
Auf den armen Kommentator,  
Der im Eselstrab ihm nachfolgt,

Ganz ohnmächtig, fest sich krampend  
An den Sattelknopf des Grauchens,  
Doch im Tode, wie im Leben,  
Seinem Autor treulich folgend.

Lebendig wirkt das heute immerhin noch, weil der Typus eines langatmigen ästhetischen Schwähers scharf genug getroffen ist, um die Stelle auch für eine Nachwelt genießbar zu machen, die nichts von Franz Horn weiß. Die literarische Satire von Grabbes Lustspiel bleibt hingegen leider meist so ganz persönlich, daß sie nur den Eingeweihten, den Kenner anspricht.

Dieser Einwand trifft nicht nur Grabbe. Selbst eine reifste künstlerische Leistung satirischer Art, selbst etwas so Scharfgeschliffenes, Geistblühendes, Erlösendes wie die „Xenien“ enthält ganz persönliche Angriffe, die uns heute gleichgültig geworden sind, weil die Angegriffenen uns gar nicht mehr im Gedächtnis haften. In den „Xenien“ entfaltet sich so viel Kunst des spottenden Witzes, daß die Mehrzahl der spitzen Epigramme auch dann fesselt, wenn der Angegriffene nur noch einen inhaltsleeren Namen bedeutet. Doch beinahe bedauern wir, daß so viel Kunst an so nichtige Gesellen gewendet wurde. Ähnlich ergeht es den entzündend frischen dramatischen Skizzen, in denen der junge Goethe seinen Gegnern heimleuchtet oder auch den Männern, die er wie Hemmnisse und wie etwas Derurteilenswertes empfand. Völlig gehen diese teuren Scherze nur dem Kenner auf, dem Persönlichkeiten wie Bährdt, Bodmer, Leuchsenring in ihren wesentlichen Umrissen geläufig sind. Ist indes nicht sogar

Wieland, ist nicht vollends Wielands „Alceste“ seit langem uns zu fremd geworden, als daß dem deutschen Bühnenpublikum die köstliche Schalkhaftigkeit und die urwüchsige Derbheit der Farce „Götter, Helden und Wieland“ zugemutet werden dürfte? Goethe gestattete sich allerdings selbst im „Saus“, und zwar ganz so in den Auftritten, die er jugendlich übermütig hinwarf, wie in den Versen, die er im höchsten Alter schrieb, Seitenhiebe gegen dichtende und andere Zeitgenossen. In dem gewaltigen Werk verschwindet das beinahe, ganz wie eine boshafte Frage, die in einer umfangreichen Leistung bildender Kunst an unauffälliger Stelle untergebracht wird und durch porträtähnliche Züge einen Gegner für alle Zeiten ins Lächerliche verzerrt. Dem Künstler, der sich solche Scherze leistet, hat der Betroffene zu danken, daß die Nachwelt sich um ihn kümmert. Allein diese Nachwelt ist nicht immer bereit, den Scherz des Künstlers gutzuheißen und ihm zu vergeben, daß er seinen Gegnern überhaupt Raum in seinen Schöpfungen gewährt hat.

Zu schnell veraltet künstlerische Satire, die sich gegen die Kleinen kehrt. Trifft sie hingegen Großes, so behält sie nur ganz selten recht; die Nachwirkung bleibt auch dann bald aus. Grabbe spottet in seinem Lustspiel auch über Goethes „Westöstlichen Diwan“ und über die „Wanderjahre“. Seinen Zeitgenossen, die der hohen Kunst des „Diwans“ noch nicht gerecht geworden waren und in den „Wanderjahren“ den Inbegriff des Langweiligen erblickten, mag der Spott mühelos ein Lächeln abgeloct haben. Inzwischen ist die Welt nicht nur dem „Diwan“, auch der novellistischen Feinkunst der „Wanderjahre“ näher gekommen; mancher mag jetzt in Grabbes Spott nur eine unberechtigte Frechheit erblicken. Wie stark sich unser Gefühl in diesen Dingen seit einigen Jahrzehnten gewandelt hat, wie wenig wir heute Wiße schätzen, die sich vor nicht sehr langer Zeit jeder mit sicherem Erfolge gegen Goethe herausnehmen durfte, bezeugt das Schicksal des gewiß geistreichen, stellenweise durchaus treffenden dritten Saussteils, den S. Th. Discher unter einem krausen Decknamen vor etwa einem halben Jahrhundert in die Welt sandte. Der zweite Teil von Goethes „Saus“, den Discher aufs Korn nimmt, ist seitdem zu besserer Würdigung gelangt und hat nicht länger mit dem Vorurteil symbolischer Verschnörkelung zu ringen. Wohl parodiert Discher ganz geschickt gewisse Eigenheiten und Lieblingswendungen von Goethes Altersstil. Aber nur wenige unter den Goethefesten unserer Zeit verfügen über den guten Humor, dessen es bedarf, um solche Scherze nicht übel zu nehmen und wie eine Entheiligung zu empfinden.

Ja sogar der junge Hebbel nimmt heute in unserem Bewußtsein eine so feste Stellung ein, daß Nestroy mit seiner Travestie der „Judith“ nicht mehr auf den Beifall rechnen darf, der ihm noch vor einigen Jahren sicher war. Erich Schmidt liebte es, in seiner vielbefuchten öffentlichen Vorlesung über das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts die bombastischen Wendungen, in denen, Hebbel überbietend, Nestroys Holofernes sich gefällt, seinen Hörern vorzuführen;

sie verfehlten die gewünschte Wirkung nie. „Ich bin der Glanzpunkt der Natur, noch hab' ich keine Schlacht verloren, ich bin die Jungfrau unter Feldherrn. Ich möcht' mich einmal mit mir selbst zusammenheken, nur um zu sehen, wer der Stärkere is, ich oder ich.“ Das ist tatsächlich nur Steigerung des wortreichen Übermenschentums von Hebbels Holofernes. Und wie Nestroy die Kraftreden dieses Holofernes bloß zu übertrumpfen brauchte, um zu solchen Ausbrüchen zu gelangen, so übersteigert nur die Rücksichtslosigkeit, mit der Hebbels Übergewaltiger seine Umgebung zu behandeln pflegt, der Auftritt, in dem Nestroys Mann drei seiner Hauptleute der Reihe nach umbringt, weil sie in ihrer Dienstbeflissenheit die Worte nicht so wählen, wie es ihm taugt. Jeder sinkt mit einem „Ah!“ sterbend zu Boden; Holofernes, dem gleich darauf Judith gemeldet wird, befiehlt: „Laß aber erst 's Zelt ordentlich zusammenträumen — überall lieg'n Erstochene herum — nur keine Schlamperei!“

Boshaft legt Nestroy seinen Finger noch auf die Stelle, an der Hebbel die seelischen Voraussetzungen, die er aus Eigenem dem Vorgang geliehen hatte, in ein hängliches Dunkel übergehen läßt. Es sind die Ereignisse der Brautnacht Judiths. Bei Hebbel berichtet Judith ihrer Magd Mirza in schauernder Erinnerung das Weitzurückliegende. Nestroy legt den Bericht seinem Joab in den Mund. Nicht Judith, sondern der verkleidete Joab tritt ja vor Holofernes hin; in Versen schildert er, was Judith und Manasses erlebt haben; es gipfelt in den Worten:

Der Tod brach ihm die Stimm',  
Des Rätsels Lösung starb mit ihm.  
Ein ewig Dunkel bleibt's und niemand waß es,  
Das eigentliche Bewandtnis mit 'n Manasses.

Soll man den Wiener Wiß Nestroys, der mit Absicht mißversteht, um Erhabenes ins Lächerliche zu treiben, tragisch nehmen? Läßt sich nicht ein Standpunkt finden, von dem aus ebenso Hebbels gigantischer Ernst wie Nestroys travestierende Scherze gleich billige Beurteilung finden? Ich bezweifle nicht, daß Nestroy sein Opfer unsterblich lächerlich machen wollte, daß in seiner spaßhaften Travestie also mehr kritischer Ernst steckt, als es auf den ersten Blick scheint. Künstlerisch genießen läßt sich aber das Urbild und die Travestie, ohne daß eins dem anderen im Licht steht. Wollen wir wirklich allen guten Humor so völlig aufgeben, daß wir um des besseren Verständnisses willen, das Hebbel heute findet, Nestroy verwerfen? Schon die zeitliche Entfernung, die uns von beiden trennt, sollte ermöglichen, daß beide die Würdigung finden, die ihnen gebührt.

Athens Blütezeit kannte solche Möglichkeiten wohl, und zwar brauchte da nicht eine längere Frist zu verstreichen, ehe Travestiertes und Travestierendes ohne Parteinahme hingenommen wurde. Oder sollte Aristophanes den Athenern wirklich alle Freude an Euripides verdorben haben, selbst aber den

Anhängern des Euripides wie ein schlimmer und verderblicher Gegner erschienen sein? Ich denke, die Blütezeit Athens war frei und groß genug, um ohne Mißgunst auf der gleichen Bühne jetzt Euripides und gleich darauf seinen Verspötter Aristophanes zu genießen, ohne daß einer dem anderen das Licht wegnahm.

Aristophanes trifft die Stellen, an denen sein Opfer verwundbar ist, ganz so sicher wie Nestor. Euripides, dieser Futurist des athenischen Theaters, war groß im Erfinden von dramatischen Kunstgriffen, die auf den ersten Eindruck hin blendeten, sich aber auf die Dauer nicht bewährten. Was heute als untragischste Lösung eines dramatischen Knotens gilt, der „deus ex machina“, war eine der Neuerungen des Euripides und wirkte verführerisch genug, um sofort von Sophokles nachgebildet zu werden. GleichermäÙe verbietet heute jede dramatische Handlungslehre, die Vorgeschichte in einen langen erzählenden Bericht zusammenzudrängen. Euripides indes ließ grundsätzlich eine der Gestalten seiner Stücke in kunstvoll berichtendem Prologe die Exposition vortragen. Natürliche Folge war, daß die Eingänge von Euripides' Tragödien etwas Starrformelhaftes bekamen. Er beginnt gern mit einem Namen: Agyptos oder Dionysos oder Kadmos. Dem Namen hängt er Relativsätze oder Appositionen an, und nur nach einer längeren Reihe solcher Einschüßel folgt das Prädikat, das zu dem voranstehenden Eigennamen gehört. Noch im Eingang von Goethes Helenaakt läßt sich etwas von dem Brauche des Euripides verspüren; denn Goethe geht hier mit Willen in den Spuren des euripideischen Dramas:

Bewundert viel und viel gescholten, Helena,  
 Vom Strande komm' ich, wo wir erst gelandet sind . . .

Dier Verse mit appositiv angefügten Bestimmungen folgen. Aber Goethe läßt Helena von sich selber in erster Person melden, während bei Euripides von einer dritten Person erzählt wird. Und so entgeht Goethe der Gefahr, der sich Euripides aussetzte und die von Aristophanes bemerkt und gegen Euripides ausgespielt wurde. In der Unterweltskomödie der „Frösche“ stehen Aischylos und Euripides vor dem Richterstuhl des Gottes Dionysos. Ein Wettkampf ist im Gange zwischen beiden. Und Aischylos verschwört sich, jedem Prologe des Euripides die Worte: *ληκυθιον ἀπώλεσεν* (verlor das Ölfläschchen) anhängen zu können. Euripides führt die tönenden Eingänge seines „Archelaos“, seiner „Hypsipyle“ und anderer Tragödien an, im ganzen sieben Stück. Tatsächlich behält Aischylos recht. Denn früher oder später kommt der Augenblick, in dem sich an den Namen, der im Nominativ das Stück eröffnet, nach Erledigung der Zwischensätze das Anhängsel fügen läßt. Agyptos verlor das Ölfläschchen. Aber auch Dionysos und Kadmos und die anderen.

Die neuere klassische Philologie denkt nicht daran, von diesem gut gelungenen Wiß aus weiterzuschreiten zur Annahme grundsätzlicher Gegnerschaft zwischen Euripides und Aristophanes. Als hätte etwa Aristophanes den Tragiker wegen moderner Anschauungen verfolgt, die er selbst nicht teilte.

Er war ihm ausschließlich ein naheliegendes Mittel zu komischer Wirkung. Die Zuhörer des Aristophanes waren vollständig zuhause in den Dichtungen des Euripides. Und so durfte Aristophanes auf rasches Verständnis seiner Witze rechnen; auch wenn er, ein Dorfahr Nestroys, travestierte. Bei Euripides erhebt sich Bellerophon auf dem Pegasos zum Himmel, bei Aristophanes bedient sich der verrückte Weinbauer Trygaios zu gleichem Zweck eines Mistkäfers. Nicht nur die Situation kehrt in komischer Verzerrung wieder, auch die Worte klingen an, die Euripides an den Vorgang wendet.

Ganz so parodiert Nestroy die „Judith“ Hebbels oder den „Cannhäuser“ Wagners. Häufiger noch als auf der Bühne arbeitet literarische Satire mit gleichen Mitteln im Witzblatt. Überhaupt ist die Mehrzahl der Bräuche des Aristophanes für unsere Witzblätter selbstverständliche Ausdrucksform. In den „Rittern“ tritt der „Demos“, die Verkörperung des Volts und der Demokratie Athens, als alter jähzorniger Herr auf, abergläubisch, ein haltloses Opfer aller Schmeichler. Sein Diener Kleon, der einflußreiche Volksmann, beherrscht ihn. Demos erlebt Schicksale, die an die Bühnentomik des Hans Sachs gemahnen. Genau so verkörpert das Witzblatt den Engländer als dicken, rohen, unverschämten John Bull oder faßt amerikanisches Yankeeum zusammen in der Figur des langen dünnen Onkel Sam oder Bruder Jonathan, mit dem hohen Hut und dem Sternenband. Auf dem Standpunkt unserer Witzblätter steht Aristophanes, wenn er über alles und jedes in Staat und Gemeinde spottet, über politische Zustände, über Bildung und Dichtung. Nur wissenschaftlich-sittlicher Übereifer wollte ihn früher, um ihn zu rechtfertigen, um ihn vor strengen Sittenrichtern zu schützen, zum Vaterlandsverteidiger, zum Volksfreund, zum Propheten stempeln. Man schrieb ihm zu, er habe das Volk aufrütteln und bessern wollen, und — verkannte ihn. Durchaus sollte er einem Ideal angepaßt werden, das er selbst nur verspottet hätte. Sein Witz, seine ganze Haltung wurde mißverstanden, mindestens falsch gedeutet, sein göttlicher Übermut unterschätzt. Keiner wird leugnen, daß Aristophanes dann und wann ein ernstes Wort wagt. Aber so wenig wie ein Witzblatt stimmt er sich durch längere Zeit auf diesen Ton. Des Volkes Stimme will er sein; und alle Vorzüge, alle Schwächen, die der Stimme des Volkes anhaften, kehren bei ihm wieder. Er weiß, wie gern das Volk die alte schöne Vergangenheit gegen eine vermeintlich schlechtere Gegenwart ausspielt. Und er hält es ebenso. Er mag recht haben, wenn er von der Zeit der Marathonkämpfer schwärmt; nach erschienen damals die Jünglinge in den Ringschulen, aber sie waren sittlicher. Lieber ist es ihm, wenn er auch als laudator temporis acti seinen Witz treiben darf. Haben diese verzweifelte Neuerer nicht sogar den Kalender geändert! Nichtsahnend kommen die Götter zu einem Opferschmaus und müssen einer Hinrichtung beiwohnen. Hungrig und wütend kehren sie heim. Das haben die Kalendermacher auf dem Gewissen.

Gewonnenes Spiel bei den Spießbürgern hat der Witzbold, ob er nun Aristophanes heiße oder für ein Witzblatt unserer Tage arbeite, wenn er spießbürgerlich über alles schimpft, besonders wenn er überall nur das Kleine und Kleinliche entdeckt. Perikles bricht bei Aristophanes den Peloponnesischen Krieg vom Zaun, weil Spartaner ein paar zweifelhafte Mädchen den Athenern gestohlen hatten. Auch das Witzblatt schränkt große Weltereignisse gern ein auf kleinliche Privathändel. Weltgeschichte vom Standpunkt des Kammerdieners ist da und dort das Lösungswort.

Noch des Aristophanes Angriff auf Sokrates wurzelt nicht in unüberwindlichen Gegensätzen der Überzeugung. In Platons „Gastmahl“ gesellt sich Aristophanes als leidlich feinsinniger Genosse zu dem Kreise des Sokrates. Doch in den „Wolken“ des Aristophanes mußte Sokrates für seine Berühmtheit büßen. Diesmal sollten die Sophisten daran glauben. Ein dankbarer Vorwurf! Aristophanes aber nahm zum Vertreter und Inbegriff des Sophistentums den Philosophen Sokrates, weil kein anderer Philosoph in Athen gleich allgemein bekannt war. Er wußte, daß auf der Bühne — wiederum ganz wie im Witzblatt — mit unbekanntem Größen nur wenig Wirkung zu erzielen ist. Streilich mußte notwendig ein Sokrates, der das gesamte Wesen der Sophisten zu vertreten hatte, verdreht und verfliegen werden, mußte er seine Schüler zu albernem Spintisieren erziehen, ja zu verbrecherischen Kniffen. Zum Lohn wird dem Verfänger der Jugend das Haus über dem Kopfe angezündet.

Solche Streiche wagt nur, wer keinen Witz unterdrücken kann, auch wenn schlimme Folgen sich einstellen. Ob die „Wolken“ für Sokrates nicht doch mit der Zeit böse Folgen hatten? Auch das Witzblatt kann in der Hand von Philistern und Pedanten, vor allem von Selbstgerechten Unheil stiften. Über Nestroys Wirkung auf das Wesen des Wieners denken manche gleichfalls recht ungünstig.

Nestroy indes ist viel, viel zahmer als Aristophanes. Und was besagt ein Witzblatt, das jeder für sich liest, neben einer Bühnendichtung, die mit einem Schlag auf Tausende wirkt, die alle übermächtigen Aufregungen erzeugt, wie sie nach den Bedingungen der Massenpsychologie sich einstellen! Aristophanes setzt mehr aufs Spiel, weil er ganz Athen zum Zuschauer hat; er wagt auch Angriffe, die heute kaum im Witzblatt, nie auf der Bühne möglich wären.

Er läßt mitten in der ausgelassensten Handlung feierliche Gebete ertönen. Er treibt gleich darauf derbsten Spott mit den Göttern. Wir sind durch Heine und zumal durch Offenbach gewöhnt, die Gottheiten des antiken Olympos in handgreiflichster Travestie zu genießen. Aristophanes aber spottete über Dionysos vor Zuschauern, die in Dionysos noch etwas Göttliches sahen. Es ist, als wenn heute in einem strenggläubigen katholischen Lande gleiches Spiel mit einem Heiligen getrieben würde. Und was muß Dionysos sich bieten lassen! In den „Ströfchen“ steigt Dionysos hinab zur Unterwelt. Sein weichliches Wesen und sein weichliches Gewand hüllt er in ein Löwenfell; und eine



Keule nimmt er mit. Denn er will dem Herakles gleichen, der ja einst den Tartaros erschreckt und den bösen Hund Kerberos gebunden weggeschleppt hatte. Aiafos hält ihn wirklich für Herakles und überhäuft ihn mit schweren Drohungen. Da packt den Verkleideten schlimme Angst. Sein Herz rutscht ihm in den Bauch. Er beschwört seinen Diener Xanthias, an seiner Stelle die Rolle des Herakles weiterzuspielen. Xanthias tut es, aber Dionysos fürchtet sich drum nicht minder vor den unterweltlichen Ungeheuern. Man bedenke: Dionysos war der göttliche Schutzherr des Theaters von Athen. In seinem Theater, in dem Raume, der ihm geheiligt war, mußte er an seinem eigenen Festtage solches durchmachen. Vor der Bühne stand in vorderster Reihe der Marmorstuhl des vorsetzenden Dionysospriesters. Allen Augen sichtbar erhob er sich in der Mitte, mit Bildwerk geschmückt, mit einem Baldachin versehen. Um das feste Spiel auf die Spitze zu treiben, legt Aristophanes seinem Bühnendionysos Worte in den Mund, die sich an den Oberpriester des Dionysos richten. In dem Augenblick, da die Angst den bedrängten Gott am kräftigsten packt, ruft er seinen Priester um Hilfe an und verspricht ihm, zum Lohne heute noch mit ihm zu zechen. Ein andermal gesteht er zähneklappernd zu, wie er beim Anblick der Empuse erblaßte. Aber er beruhigt sich, indem er die Zuschauer aufmerksam macht, daß sein Priester vor Angst noch röter geworden sei.

Gewiß! Es wäre vergebene Mühe, solche Streiche rechtfertigen zu wollen durch die Annahme, tiefe Absichten lägen zugrunde. Aristophanes ist kein Erzieher der Gesellschaft, wie man angenommen hat. Er ist Hanswurst im höchsten Sinne des Wortes. Er liebt die Zote wie Hanswurst, er freut sich, im Unanständigen plätschern zu dürfen. Allein dies Kunterbunt von Frechheit und Unsauberkeit kleidet er in die edelste künstlerische Form. Er wetteifert mit der Tragödie der drei Großen, er nutzt ihre Rhythmen, er läßt ihre Lieder erklingen. Dem Fastnachtscherz schenkt er den Adel feinliniger Gestaltung. Er bleibt ein Künstler im Sinn der Kunst, durch die Athen für alle Zeiten sich zum klassischen Vorbild erhoben hat.

Nur ein Volk, das sich als Sieger über alle Welt fühlte, konnte so frei und zugleich so künstlerisch scherzen. Und nur ein Dichter, der zu solchem Volke sprach und von ihm verstanden wurde, konnte wagen, was Aristophanes wagt. Athen hatte die Massenheere des Ostens besiegt. Athen stand an der Spitze von ganz Griechenland und dankte die überragende Stellung seinen Leistungen im Perserkrieg, aber auch dem künstlerischen Schwunge, von dem es damals und nie wieder beseelt war. Die athenische Volksherrschaft wiegte sich frei und leicht in ihrem sicheren, unbeirrbareren Kraftgefühl. Damals und nicht wieder. Bald kam der Rückschlag. Er machte die Komödie des Aristophanes unmöglich. Nur ein einziges Mal und auf kurze Zeit war sie auf der Bühne denkbar, ebenso wie nur ein einziges Mal ein Volk so kühn und so schrankenlos sich gebärden konnte, wie das demokratische Athen.

Lange, sehr lange dauerte es, ehe das Einzige und Einmalige erkannt wurde, das in der Art der Komödie des Aristophanes liegt, und das Einzige und Einmalige, das ihre Bedingungen bedeuten. Am Ende des 18. Jahrhunderts erst entdeckte das alles Friedrich Schlegel. Ein Nießsche seines Zeitalters, knüpfte er an die Möglichkeit des Wiedererstehens aristophanisch gearteter Komik die gleichen überschwenglichen Hoffnungen, die durch die Tatsache des Wiedererstehens eines Musikdramas in Nießsche wachgerufen werden sollten.

In einem seiner ersten Aufsätze, im Jahr 1794, wies er den großen Unterschied nach, der zwischen einer Komödie des Aristophanes und dem üblichen neueren Lustspiel besteht. Nur Mischung des Komischen und Tragischen meinte er anzutreffen im Lustspiel neuerer Zeit. Führe es doch ernsthafteste dramatische Handlungen aus dem häuslichen Leben vor. Mit Recht behauptete er, die Natur des Komischen sei nur aus der unvermischten reinen Gattung zu erkennen. Dem Ideal des Reinkomischen aber entspreche am besten die Komödie des Aristophanes. Die erste Bedingung für ein Wiedererwachen eines Lustspiels, das ihm als das reine und echte galt, erblickte er in der äußeren Freiheit. Wenn die Würde und die Freiheit der Kunst ohne Schutz wieder sicher, wenn jede Kraft des Menschen wieder frei und jeder Mißbrauch der Freiheit unmöglich sein werden, dann wird auch die reine Freude an sich genug dramatische Energie haben, die Komödie zum vollkommensten aller Kunstwerke sich erheben oder vielmehr an die Stelle des Komischen das Entzückende treten. So prophezeite er, solche Hoffnungen entwickelte er. Also eine Wieder- und Neugeburt der Menschheit war für ihn Voraussetzung der Wiedertehr einer Komödie von der Art der aristophanischen.

Friedrich Schlegel trifft in seinen Gedanken und in seinen Wünschen häufiger mit seinem Widerpart Schiller überein, als man voraussetzen möchte. An dieser Stelle gehen sie Hand in Hand vor. Auch Schiller hoffte auf eine Komödie, die von Grund aus verschieden wäre von dem Lustspiel seiner Zeit. Fast noch kühner als der paradoxe Schlegel bestimmte er die Ziele der reinen Komödie. Mehrfach erwog er die Frage, erwog sie vor allem, der geborene Tragiker, um den Wert der Komödie an dem Wert des Trauerspiels zu messen. Unsäglich überraschend wirkt es auf jeden, der zum erstenmal an Schillers Aussprüche über Komödie herantritt, daß Schiller der Komödie und nicht der Tragödie den Preis erteilt, mindestens vom Standpunkt der rein künstlerischen Wirkung, oder, wie Schiller sich ausdrückt, vom Standpunkt reiner Schönheit. Einmal sagt er, die Komödie schaffe Freiheit des Gemüts, die Tragödie hebe Gemütsfreiheit auf, um sie wiederherzustellen. Ein andermal schreibt er wohl der Tragödie den Ruhm zu, daß sie höhere Tätigkeit erwecke, während die Komödie einen höheren Zustand herbeiführe. Das könnte wie Gleichstellung klingen. Ja wenn er alsbald das Symbol der Komödie in dem seligen Leben der Götter, das der Tragödie in dem Ringen der Heroen erblickt und ihm Pro-

metheus zum Sinnbild des Tragischen wird, könnte man meinen, ihm, dem Ringenden und Kämpfenden, dem tragisch Erlebenden und tragisch Formenden, sei die Tragödie mehr wert als die Komödie. Aber dann übersähe man, welche Sehnsucht in Schiller bestand nach dem Seligheitern, dem Ruhigen und Kampflosen. Tragödie war ihm Beruf, war ihm Abbild des eigenen Lebens; Komödie war ihm Inbegriff seiner innigsten Hoffnungen und Wünsche. Das Tragische besaß er wie etwas Selbstverständliches, nach der reinen Freude des Komischen drängte es ihn mit der unwiderstehlichen Macht, mit der wir zu dem getrieben werden, was wir an anderen bewundern, um dessentwillen vielleicht auch wir andere beneiden. Es war ihm ein höchstes, letztes Ziel, das er nie erreicht hat, das er erträumen, nicht in Wirklichkeit umsetzen konnte. Er war Prometheus, er wäre lieber Zeus gewesen.

Und so forderte er an einer dritten Stelle von der Komödie alles das, was ihm am Schwersten wurde, und verbot ihr, was er selbst dauernd übte. Nicht aufs Gefühl solle sie wirken, noch sittliche Rührung aussuchen. Geistreiche Freiheit und Heiterkeit des Gemüts entspreche ihrem Wesen, völlige sittliche Gleichgültigkeit.

Nicht Unsittlichkeit schrieb Schiller der Komödie vor. Aber da ihm, dem durchaus ethisch gerichteten, Sittlichkeit das Selbstverständliche war, das Gegebene, forderte er für die Dichtungsform seiner Sehnsucht freies Schweben über allen Bedrängnissen und Beschwernissen sittlicher Entscheidung.

Die Übereinstimmung mit Friedrich Schlegel ist unverkennbar. Tatsächlich bewegte sich auch Schillers Traum von einer reinen Komödie auf dem Wege, der zu Aristophanes führt. Das Schlagwort Freiheit beherrscht ebenso Schillers wie Friedrich Schlegels Gedanken über die Komödie. Es stimmt zu der Welt des Aristophanes.

Wie ernst Schiller es meinte mit der Forderung, die übliche sittliche Einstellung in der Komödie aufzugeben, beweisen zwei Einzelfälle, die er anführt. Undant in sittlicher Beurteilung werde zu einem tragischen Gegenstand, Shakespeares könne im „Lear“ eine Tragödie des Undants schreiben. Die Komödie verzichte hingegen so völlig auf sittliche Abmessung, daß in ihr der Mensch, der noch Dank erwartet, lediglich lächerlich genommen werde. Molières „Tartuffe“ verlöre ferner nach Schiller den Anspruch, als reine Komödie zu gelten, wenn er wirklich es darauf anlegte, Abscheu vor Heuchlern zu erwecken. Eine ernste sittliche Absicht zerstört ja die volle Gemütsfreiheit, die von Schiller für die reine Komödie in Anspruch genommen wird.

Es mag überhaupt schwer sein, in der nacharistophanischen Dichtung Beispiele zu entdecken für Schillers reine Komödie. Die Wendung, die sofort nach Aristophanes in der Komödie sich vollzog, lenkte fast das ganze Lustspiel bis in die jüngste Zeit nach der Seite, die von Friedrich Schlegel bezeichnet wurde, als er das übliche Lustspiel eine Mischung von Tragik und Komik nannte. Be-

sonders das 18. Jahrhundert neigte zu solcher Mischung. Aber schon des Aristophanes unmittelbarer Nachfolger Menander gab das aristophanische Wesen und Verhalten auf und setzte an dessen Stelle ein bürgerliches Lustspiel, das tolle Komik ausschloß und bescheidenlich mit verziähtendem Lächeln, mit überlegenem Humor arbeitete.

Die Stimmung der nacharistophanischen Zeit, des 4. Jahrhunderts, war viel zu gedrückt, als daß schrankenlose freie Fröhlichkeit noch länger hätte bestehen können. Auch die Tragödie sank und sank. Menanders Komödie wurde ihre Erbin. Euripides, der Neuerer, der Moderne, der notgedrungen über seine beiden glücklicheren Vorgänger Aischylos und Sophokles hinausgehen mußte, wenn anders er Neues bieten wollte, Euripides hatte schon die heldischen Menschen einer fernen sagenhaften Vergangenheit wie Menschen der Gegenwart gefaßt. Das war eins seiner wirksamsten Mittel tragischer Wirkung gewesen. Menander ging einen Schritt weiter. Wenn Euripides noch Menschen der Gegenwart in mythischer Gewandung auf seine Bühne brachte, so nahm Menander dem Gegenwartsmenschen auch noch die verklärende Hülle und steckte ihn in das Kleid der Zeit. Eine beengte und beschränkte Kleinbürgerliche Welt tat sich auf in seinen Schöpfungen. Die Jugend bekam etwas Niedrig-Genußsüchtiges, die Alten freuten sich nur an Geld und Gut.

Bekanntlich wirkte Menander nicht unmittelbar auf die Komödie der Nachwelt. Römische, keineswegs künstlerische Nachbildungen wurden das oft nachgeahmte Vorbild: Terenz, der halbierte Menander, dem kein ursprünglicher Witz eigen war, Plautus, der immerhin noch etwas mehr zu toller Lustigkeit neigte als Menander. Lautes Lachen war ihm wie Aristophanes willkommener als dem zahmeren Menander. Nur Molière — so lautet das Urteil der Sachleute — stimmte zuerst wieder die Komödie auf den Ton der Dichtungen Menanders, die er so wenig gesehen hatte, wie seine mittelalterlichen und neuzeitlichen Genossen. Menanders Schöpfungen treten ja nur jetzt, nachdem sie durch lange Zeit als verloren gegolten hatten, in Bruchstücken wieder ans Licht.

Molière aber war immer noch weit aristophanischer, als ihn spätere Zeit fassen möchte. Genau so wie Shakespeares Shylock für unser Gefühl die Komik, die er für die Zeit Shakespeares hatte, mehr und mehr ablegt und zu erschütternder Tragik sich weiterbildet, genau so entdecken wir in Molières Menschenfeind immer mehr und mehr Züge tragischen Leids und bringen ihm tragisches Mitleid entgegen. Wer aber das Mißgeschick dieses Menschenfeinds mit ernstem Mitgefühl hinnimmt, wie weit ist der entfernt von der komischen Stimmung, die durch Schiller gefordert wird und in der auch Undant nur Lachen und nicht Mittrauer erwecken soll?

Die Komödie näher und näher an die Tragik und an deren Gefühlslage heranzuschieben, war auch Lessing bestrebt. In „Minna von Barnhelm“

fällt die Vertretung des Komischen fast völlig den Nebenfiguren, vor allem den Rollen der Diener und Dienerinnen zu. Lessing konnte sich darauf berufen, daß sein Vorgänger Holberg sich in gleicher Richtung bewegte. Aber Holberg wendet überhaupt wenig Farben an die Liebespaare. Er gibt den Dienern und Dienerinnen im Vordergrund freien Spielraum. Er legt ihnen die Zügel in die Hand, sie lenken, sie leiten alles. Lessing hingegen spendet dem Liebespaar den vollen Ernst eines Konflikts von fast tragischer Schwere, räumt ihm den Vordergrund ein und macht dadurch die Komik lediglich zu einer Verzierung und Umrahmung des eigentlichen Vorganges.

Auch das ruht in kulturgeschichtlichen Voraussetzungen, auch das ist etwas Notwendiges, und auch auf diese Weise konnte ein Meisterwerk entstehen. Aber vom Aristophanischen kam die deutsche Komödie dadurch völlig ab. Und nicht nur die deutsche. Bis in unsere Tage hinein erstreckt sich ein Lustspiel, das der Komik das Ernste beimischt, das mindestens Liebeschmerzen nicht schlechtweg lächerlich macht, das schon durch solche Neigungen, aber überdies durch seine ganze Haltung gegensätzlich der Komödie des Aristophanes gegenübersteht.

Während jedoch auf den Höhen und in den Tiefen der gedruckten Literatur und der Bühnendichtung aristophanische Art und Kunst lange Zeit die Rolle Aschenbrödels spielte, leitete sich auf anderen Wegen etwas von aristophanischer übermütiger Tollheit durch die Jahrhunderte. Aristophanes selbst hatte künstlerisch veredelt, was in mimischen Spielen des griechischen Volkes vor seiner Zeit vorhanden gewesen war. In den stegreifartigen dramatischen Versuchen des Volkes, vor allem des italienischen, ging dies alte Erbgut von Hand zu Hand weiter durch die Zeiten, fast durchaus unaufgeschrieben und ungedruckt, fast nie der eigentlichen Bühnenliteratur zugerechnet, gleichwohl befähigt, noch auf die höchsten Leistungen der Bühnendichtung unverkennbare Wirkung auszuüben. Molière entzog sich dieser Wirkung nicht, noch deutlicher macht sie sich bemerkbar bei Shakespeare. Und allüberall, wo Hanswurst, sei's offen oder verhüllt durch täuschende Umhüllungen, seine Pritsche schwingt, guckt ihm Aristophanes über die Schulter. Hanswurst ist — trotz Gottsched — unsterblich, weil er einer der kräftigsten Träger des Geistes und der Wünsche bühnen-gemäßer Belustigung ist, die einst in Aristophanes ihre genialste Form gefunden hatten. Hanswurst heißt im 19. Jahrhundert einmal auch Nestroy. Und so eröffnet sich der Weg, der durch die Geschichte der Bühne von Aristophanes zu Nestroy führt.

Hanswurst in allen seinen Gestalten reicht natürlich noch nicht von fern an Aristophanes heran. Aber das Hanswurstmäßige des Aristophanes spiegelt sich in ihm. Es liegt nicht nur im Keden, Unverschämten, Unsauberen. Noch eine ganz bestimmte Gestaltung des Bühnenvorgangs ist dem alten athenischen Hanswurst und seinen Verwandten aus späterer Zeit gemeinsam. Die Zerstörung der Bühnenillusion, die gewollte Unterbrechung des Eindrucks, daß

der Zuschauer Wirkliches und nicht Vorgetäushtes vor sich habe, die Aufhebung der Täuschung, die zwar nicht immer und nicht gleich stark, aber doch kraftvoll genug dem Zuschauer im Theater zuteil wird: das ist aristophanisch.

Trotz vielfachen Bemühungen besonders der jüngsten Zeit, von der Bühne alles fernzuhalten, was dem Eindruck echter Wirklichkeit widerstrebt, gibt es da auch heute noch immer genug Einrichtungen, die auf guten Glauben hingenommen sein wollen und uns in dem Bewußtsein festhalten, daß nur Theater gespielt und nicht wirkliches Leben uns gezeigt wird. Die vielen Tiere, die in Wagners Musikdramen mittun, verraten mit unverkennbarer Deutlichkeit, daß sie entweder wie Grane in vollem Gegensatz zu der Rolle, die ihnen zugeteilt ist, ängstlich den Wünschen der Bühne und der Darsteller angepaßt sind oder gar daß sie nicht aus der Natur, sondern aus dem Requisitenlager kommen. Der Draht, an dem Wotans Raben oder der Waldvogel sich bewegen, ist vor schärferen Augen nicht zu verbergen. Je weiter in der Geschichte der Bühne zurückgeschritten wird, desto zahlreicher sind ähnliche Mittel der Bühnenmaschinerie anzutreffen, die etwas Konventionelles in sich tragen, die nur vermöge eines stillschweigenden Vertrages zwischen dem Zuschauer und der Bühne geduldet werden. Natürlich läßt sich unschwer an diesem Vertrag rütteln. Der Scherz, der mit halben und unzureichenden Täuschungsmitteln getrieben wird, trifft immer auf dankbaren Beifall.

Ein solches Mittel der antiken Bühnenmaschinerie war das Ekkyklema. Wie über andere ähnliche Erscheinungen der griechischen Bühne sind die Gelehrten auch über das eigentliche Wesen des Ekkyklemas nicht einig geworden. War es eine kleine Bühne, die auf Rollen ruhte, also ein sogenannter Wagen? Wurde dieser Wagen aus einer Tür des Bühnenhintergrunds herausgerollt? Oder galt es nur, eine Tür zu öffnen und den Einblick in eine Art Hinterbühne zu gestatten? Höchstwahrscheinlich wurde das Ekkyklema ebenso von Aischylos wie von Sophokles und Euripides verwendet. Aristophanes aber läßt den Spott, den er mit dem Ekkyklema treibt, natürlich an Euripides aus. In den „Acharnern“ benötigt einer das Gewand eines elenden Manns. Dergleichen Leute sind bei Euripides nicht selten. Darum soll das Gewand von Euripides geborgt werden. Er hat indes keine Zeit, da er dichten muß. So wird er höflichst gebeten, sich wenigstens „herausdrehen“ zu lassen: „ἀλλ' ἐκκυκληθῆτι“. Es geschieht und das Gewand wird dem Bittsteller gereicht. Er aber verhöhnt und beleidigt den Dichter. Darauf befiehlt Euripides mit einer pathetischen Wendung, daß man ihn wieder zurückdrehen. Ähnlich wird in den „Thesmophoriazusen“ für Agathon das Ekkyklema in Bewegung gesetzt und er wünscht zuletzt, schleunigst wieder zurückgedreht zu werden: „εἴσω τις ὡς τάχιστα μ' ἐκκυκλησάτω“.

Die Bühnenillusion wird wie in diesen Fällen auch aufgehoben, wenn Dionysos in den „Stroschen“ auf seinen Oberpriester deutet, der unter den Zu-

schauern sieht. Oder wenn in den „Wolken“ Strepfiades, der zusammen mit seinem Sohne Pheidippides von Sokrates die sytophantische Kunst der Rechtsverdrehung lernt, im stolzen Bewußtsein seiner Überlegenheit die Zuschauer, die in diese Kunst nicht eingeweiht sind, Klöße schilt, Steine, Ziffern, Schöpfe, Humpen, blindlings aufgehäuft. Eine stilisiertere Form der Illusionszerstörung ist in den Komödien des Aristophanes die Parabase, die ständig wiederkehrende, an fester Stelle auftretende Ansprache des Chors an das Publikum. Friedrich Schlegels Jugendaufsatz verteidigt und rechtfertigt auch diese Gewohnheiten des Aristophanes. Er meint, sie lägen in der Natur der komischen Begeisterung. Nicht etwa Ungeschicklichkeit gebe sich da kund, sondern besonnener Mutwille, überschwärmende Lebensfülle. Die höchste Regsamkeit des Lebens müsse wirken, müsse zerstören; finde sie nichts außer sich, so wende sie sich zurück auf einen geliebten Gegenstand, auf sich selbst, auf ihr eigen Werk; sie verlege dann, um zu reizen, ohne zu zerstören. Noch anderes bringt der Anwalt des Aristophanes vor. Was er sagt, deutet immer wieder auf die wesentlichen Züge, die er in der Komik des Griechen entdeckt hat. Die Illusionszerstörung entpuppt sich ihm als notwendige Folge der Absicht, reine Komik, unbeschränkte Freude walten zu lassen.

Ein bezeichnendes, ein entscheidendes Merkmal also der aristophanischen Komödie! Und ein Merkmal, das ebenso dem Hanswurst eigen ist. Wiederum in allen seinen Gestalten arbeitet Hanswurst mit dem *a parte ad spectatores*. Sein Stegreifwitz findet da ein allertauglichstes Unterkommen.

Das wissen nicht nur die großen komischen Darsteller. Auch Goethe nutzt das wirksame Bühnenmittel, er verwertet es selbst im „Faust“. Mephisto spricht in der Bakkalareuszene, scheinbar bedrängt von dem jugendlichen Kampfhahn, und als ob er improvisierte, das Publikum an: „Hier oben wird mir Licht und Luft benommen; ich finde wohl bei euch ein Unterkommen?“ Und auch am Ende des Auftritts wendet er sich unmittelbar an das jüngere Parterre, das nicht applaudiert.

Etwas anders, aber im Grunde urverwandt ist es, wenn auf der Bühne mitten im Gespräch vom Theater geredet wird. Shakespeare wagt das gern im Lustspiel. In „Was Ihr wollt“ bemerkt Sabian einmal (III 4): „If this were played upon a stage now, I could condemn it as an improbable fiction.“ Indes sogar im „Julius Cäsar“ wagt Shakespeare in einer der bedeutungsvollsten Stellen etwas Ähnliches. Cäsar liegt ermordet im Staube. Eben senkten sich die Dolche seiner Mörder in seine Brust. Das Ungeheuere des Augenblicks geht den Verschwörern auf. Und sie finden, es zu bezeichnen, keinen treffenderen, keinen ergreifenderen Ausdruck, als den Hinweis auf eine Zukunft, die den Vorgang auf der Bühne wiederholen wird. Cassius sagt:

How many ages hence  
Shall this our lofty scene be acted over  
In states unborn and accents yet unknown!

Brutus setzt den Gedanken fort:

How many times shall Caesar bleed in sport,  
That now on Pompey's basis lies along  
No worthier than the dust!

Eine Kühnheit sondergleichen. Wirklichkeit und deren künstlerische Spiegelung kämpfen einen Augenblick miteinander. Steigert sich der Eindruck, daß wir Wirkliches erleben? Oder enthüllt sich unversehens die Bühne als Bühne, das Spiel als Spiel? Die Wirkung mag verschieden sein, je nach der geistigen Anlage des Zuschauers, ja nach der Begabung der Darsteller. Doch die plötzliche Erschütterung, die sich da einstellt, lenkt nicht ab, sondern verstärkt nur die Wirkung des Ganzen.

Ibsen spielt aristophanischer mit der Bühnentäuschung, wenn Peer Gynt, der im Meer ertrinken zu müssen fürchtet, von dem Passagier beruhigt wird, man sterbe nicht mitten im fünften Aufzug. Das erinnert schon an Offenbachs Menelaus, der nicht verraten will, was im dritten Akt kommen soll. Nur ganz leise erschüttert Ibsen die Bühnentäuschung durch eine Wendung seines Kaisers Julian. Julian ermuntert seine Untertanen, ihn im Palast, auf dem Markt, ja im Theater mit Zuruf und Händeklatschen zu begrüßen, fügt indes dem Wort Theater die Einschränkung an: „wenn es mich nicht ekelte, eine solche Stätte der Torheit zu betreten“. Das charakterisiert den Mann ganz so, wie in „Nathan dem Weisen“ der Patriarch sich selbst sein Urteil spricht durch die Frage, die er dem Tempelherrn vorlegt und die wieder eine Verurteilung der Bühne bedeutet. Er möchte wissen, ob der Tempelherr ihm ein „Sattum oder eine Hypothes“ mitgeteilt habe. Wäre es nur ein Spiel des Wihes, es lohnte sich nicht, den Fall im Ernst durchzudenken. Da wäre der Tempelherr auf das Theater zu verweisen, wo dergleichen pro et contra mit vielem Beifall sich behandeln lasse. Wär' es hingegen ein Sattum und keine theatralische Schnurre, ja alsdann —.

In Lessings Patriarchen und in Ibsens Julian sprechen sich Bühnenverächter ihr Urteil selbst. Es ist ein grausamer Sarkasmus, Bühnenfiguren das verurteilen zu lassen, was die Voraussetzung ihres Daseins ist. Sie werden vor ein parteiisch voreingenommenes Gericht gestellt. Allein wiederum ist es dem Zuschauer, als wankte der Boden unter seinen Füßen. Und der Dichter, der solches wagt im festen Vertrauen auf die bannende Kraft, die er über seine Zuschauer übt, setzt sich der Gefahr aus, gerade durch diese Wendung die Zügel aus den Händen zu verlieren.

Ähnlich verhält es sich in Schnitzlers „Zwischenspiel“. Schnitzler liebt es, mit der Illusion zu spielen. Das bezeugt er vielfach, besonders im „Grünen Katadu“. Im „Zwischenspiel“ wird einem Dichter zugemutet, er solle doch den Leuten, die nicht verstehen wollen, was die Träger der Tragik im Stück vorhaben, es erklären; natürlich nicht den Leuten der wirklichen Welt, etwa



den Zuschauern, sondern den Leuten der Welt, in der das Stück spielt. Der Dichter erwidert, er könne ja ein Stück daraus machen. Dann würde die Welt es verstehen, wenigstens von halb acht bis zehn. In einem Stück lasse sich der Fall viel klarer darstellen, ohne das überflüssige episodische Beiwerk, mit dem das Leben verwirre. Abermals steht viel auf dem Spiel. Oder pocht hier Schnitzler gar nicht auf die Täuschung, in der er seine Zuhörer befangen hält? Wirft er das kühn hin und überläßt er es jedem, entweder sich durch das Wagnis noch mehr in dem Eindruck bestärkt zu fühlen, daß er einen wirklichen Vorgang miterlebe, oder aber in die eigentümlich schwankende Lage zu geraten, die aus der Illusionszerstörung sich immer ergibt? Bei der großen Mehrzahl der Zuschauer von heute dürfte ja der Eindruck, daß Wirkliches und nicht Erdichtetes auf der Bühne vorgehe, überhaupt nicht auf lange Zeit hin bestehen. Ein Auf und Ab von Hingabe an das Täuschende und von Bewußtsein, nur im Theater zu sitzen, ein steter Wechsel von Illusion und Nichtillusion dürfte der Gefühlslage der Menschen von heute am meisten entsprechen. Ich meine, daß schon der deutsche Klassizismus diese Dinge nicht anders aufgefaßt hat. In solchem Wechsel muß ein ästhetischer Reiz liegen. Und eine kühne, fast gefährliche Steigerung dieses Wechsels tritt in Schnitzlers Stück ein.

Völlig wurzelt in dem ästhetischen Reiz dieses Wechsels von Täuschung und Nichttäuschung jeder Versuch, die Bühne selbst auf der Bühne aufzuschlagen. Das kündigt sich an in Aristophanes' „Frösche“, in dem Wettkampf, den Aischylos und Euripides vor dem Richterstuhl des Dionysos ausfechten. Das steigert sich bei Shakespeare, wenn die „Zähmung der Widerspenstigen“ den eigentlichen Vorgang in einen Rahmen legt und als Spiel im Spiel aufführen läßt, fühlbarer noch im „Sommernachtstraum“, noch fühlbarer in der Tragödie „Hamlet“. Die Bühne, die Welt der Kulissen und hinter den Kulissen, vor dem Beginn des Stücks zu zeigen, ist alter, besonders romanischer Brauch. Goethe übernimmt ihn im „Vorspiel auf dem Theater“. Eine Spiegelwirkung tut sich auf, oder vielmehr Spiegelung und Widerspiegelung. Wirklich wird dem Schein der Widerschein gesellt, ein Spiegel vor den zweiten gestellt, wie Oskar Blumenthal es einmal ausdrückte.

So zerstören Kinder ihr Spielzeug, um zu erfahren, wie es innen aussieht. Wir aber werden auch gern zuweilen zu Kindern und möchten wissen, wie unser Lieblingsspielzeug von der Kehrseite sich darstellt. Man beobachte nur einmal Laien, die zum erstenmal auf eine Bühne geführt werden! Mit wahren Genuß lassen sie sich die Mittel zeigen, die ihnen bislang eine Scheinwirklichkeit vorgetäuscht hatten. Sie freuen sich, eine Welt von Täuschungen zernichtet zu sehen, die ihnen lieb und wert gewesen war. Sie werden indes künftig diese Welt trotz aller Enttäuschung wieder in voller Kraft am Werke erblicken, wenn sie im Theater auf ihre gewohnten Plätze zurückkehren. Ich selbst kenne die Bühne von ihrer Kehrseite seit langem, in jeder Beleuchtung,

zu jeder Tageszeit. Und dennoch, wenn ich im Zuschauerraum sitze, lasse ich mir gern vortäuschen, daß ich ein wirkliches Zimmer, eine wirkliche Straße, einen wirklichen Wald, einen wirklichen Himmel vor mir habe. Und noch lieber glaube ich, daß der Schauspieler, wenn er zum Fenster hinaus den Mond anspricht, den ich nicht sehe, tatsächlich den Mond vor sich erblicke. Das ist wohl der letzte und feinste Reiz der Illusionszerstörung, daß sie nicht nachwirkt, daß sie der Illusion nicht völlig Herr werden kann. Sie zerstört, aber sie zerstört nicht auf die Dauer. Und eben deshalb taugt sie zu einem tollen Spiel, eben deshalb entspricht sie dem freien Übermut aristophanischer Stimmung. Sie reizt und weckt, aber auch sie schafft teuflisch das Gute, wenn sie das Böse will.

Spott treibt die Bühne mit sich, sobald auf die Bühne noch eine Bühne gestellt wird. Aber sie verspottet mit gleichen Werkzeugen auch eine Bühne, der sie überlegen ist. Im „Sommernachtstraum“ trägt die Kosten des Witzes der Dilettant, der ebenfalls Theater spielen möchte und es nicht kann. Der Berufsschauspieler Shakespeare küßt sein Mütchen am Dilettanten. Noch wenn er ein Gespräch einleitet zwischen dem Zuschauer auf der Bühne und dem Darsteller der Bühne auf der Bühne, ist seine nächste Absicht durchaus nicht, eine besonders ausgeflügelte Form der Illusionsstörung auszuheben, sondern er vergegenwärtigt die ganze Hilflosigkeit armseliger Nachäffer des Berufsschauspielerwesens. Theseus unterbricht den fluchenden Pyramus mit der ironischen Bemerkung, die Wand, die doch auch von einem Menschen dargestellt wird, sollte gleichfalls fluchen. Pyramus aber hält es für nötig, dem Fürsten klarzulegen, daß der Fluch, den er soeben ausgesprochen habe, nur das Stichwort für Thisbe sei. Wirklich darf er mit Befriedigung feststellen, daß Thisbe schon erscheine.

Auch Holbergs „Ulysses von Ithacia eller en Tydsk Comoedie“ ist zuerst eine Verspottung der unbeholfenen, kunstlosen deutschen Haupt- und Staatsaktionen und spielt nur in zweiter Linie mit der Bühnentäuschung. Im sechsten Auftritt der dritten Handlung spricht Ulysses von den zehn Jahren, die vor Troja vergangen sind. Sein Diener Philian, der Hanswurst, der in der vierten Szene zu Beginn der Belagerung seinen Wachposten angewiesen bekam, wendet sich an die Zuschauer mit den Worten: „Hören Sie wohl, meine Herren! Sind die Leute nicht unsinnig? Was meinen Sie, ich habe hier schon zehn Jahre gestanden. Ich will nichts darwider einwenden, ob es zehn Jahre sind oder nicht, das aber weiß ich gewiß, daß ich in zehn Jahren weder Nasses noch Trodenes in den Mund genommen habe, und ich glaube, ich könnte noch solcher zehn Jahr fasten.“ Im nächsten Auftritt ist er allein und sinnt über das Seltsame nach: „Ich glaube wahrhaftig, die Leute spielen eine altfränkische dumme Komödie, denn wenn ich auch auf meinem Kopf stünde, so könnte ich doch nicht begreifen, wie zehn Jahre so geschwinde verlaufen können.“

Es bedurfte noch eines starken Schrittes, ehe die Satire, die sich bei Shake-

Shakespeare wie bei Holberg gegen ungewollte Störung der Bühnentäuschung in den Leistungen minderwertiger Darsteller richtete, übergang in eine Ironie, die der Dichter am eigenen Werk, also an sich selbst übt. Goethe tut es am Schluß des fünften Aufzugs des „Triumphs der Empfindsamkeit“. Andraſon bekennt, in der größten Verlegenheit zu sein. Der fünfte Akt gehe zu Ende, und alles sei erst recht verwickelt. Sora empfiehlt, einen sechsten spielen zu lassen. Das sei außer aller Art, wendet Andraſon ein. Auf dem deutschen Theater sei alles möglich, erhält er zur Antwort; hier bleibt noch ein Rest Satire gegen andere übrig. Andraſon läßt sich überreden. Das Publikum dauert ihn zwar; kein Mensch wisse, woran er sei, und man könne denken, er wolle die Leute zum besten haben. Aber eigentlich spielten er und seine Leute nur sich selbst. Und so faßt er Mut, vertraut den Göttern, daß sie den Zuschauern Geduld und dem Stück eine Entwicklung geben. Er weiß, ohne ein Wunder werden sie nicht auf gute Art auseinanderkommen.

Das ist aristophanischer, das ist toller in seinem Übermut, als Shakespeare oder Holberg. Das vertrat aber noch eine Steigerung. Es galt, den Witz, den Goethe an dieser einen Stelle entwickelt, auf ein ganzes Stück auszudehnen, ohne darum eintönig und langweilig zu werden. Nur einem glücklichen Stegreifdichter konnte das gelingen und nur einem schauspielerisch begabten Poeten, dem nach seiner ganzen Anlage es selbstverständlich war, sich und sein Handwerk in steten Spiegelungen und Widerspiegelungen zu erblicken, der grundsätzlich sich selbst vor den Spiegel und vor diesen Spiegel einen zweiten zu stellen gewohnt war: Ludwig Tieck.

Ich möchte hier nicht näher darlegen, wie in solchen Scherzen Tiecks die romantische Ironie zum Durchbruch gelangt. Wie nur ein Zeitalter, das romantisch-ironisch sich selbst intellektuell anschauen gelernt hatte, den ganzen Reiz einer gesteigerten und sich übersteigernden Vernichtung aller Bühnentäuschungen auszukosten und auszuschöpfen verstand. Es bedurfte überdies der schwebenden Leichtigkeit von Tiecks dichterischer Begabung ebenso wie seines berlinischen Witzes, um etwas zustandezubringen, das in kühnen Sprüngen von Gegensatz zu Gegensatz eilt, das mitten im unlogischen Gebaren logisch bleibt, das ein scholastisches Begriffsspiel in sytophantischem Scharfsinn ausheckt und dennoch dieses Verstandeswerk stets in komischem Lichte erhält. Und nur in einer begnadeten Stunde konnte das geleistet werden, einmal und nicht wieder. Der Schöpfer des „Gestiefelten Katers“ verfiel selber ins Pedantische, als er der raschen und kurzen Improvisation umfanglichere Ausarbeitungen gleichen Stils folgen ließ. Nicht viel besser ging es seinen Nachahmern.

Der „Gestiefelte Kater“ setzte die Mittel der Illusionszerstörung in einem Umfang ein, daß für die Zukunft kaum ein einziges nachzutragen blieb. Er stellt die Bühne auf die Bühne und die Zuschauer dazu. Er läßt aber auch hinter die Kulissen gucken, führt den Schauspieler vor, wie er bei geschlossenem

Dorhang sich benimmt, zieht den Dichter und den Maschinisten vor die Zuschauer und bringt Gespräche zwischen dem Publikum und den Leuten von der Bühne. Die Zuschauer reden über das Stück im Stück, aber gleiches tun die Darsteller des Stücks im Stück; diese sprechen auch von ihren Zuschauern. Die Widerspiegelung will sich schier ins Unendliche erstrecken.

Recht aussichtsreich setzt es ein. Die Szene ist im Parterre, das Schauspiel ist voll, man schwächt durcheinander. Die Zuschauer zerbrechen sich den Kopf über den Titel. Wie kann man solch Zeug spielen? Einer bekommt Lust zu pochen und tut es. Man fragt, was das bedeute. Der gute Geschmack soll gerettet werden, lautet die Auskunft. Da sind andere auch dabei. Zitternd und zagend erscheint der Dichter. Er redet so überbescheiden zum Publikum, daß man sich gerührt fühlt und — sehr irrig — annimmt, er habe wenigstens Achtung vor den Zuschauern. Man klatscht. Noch ein flehend unterwürfiges Wort des Dichters, und nun ertönen sogar Bravos. Eine Stimme ruft von der Galerie: „Da capo!“ Und alles lacht.

Das eigentliche Stück beginnt. Die Zuschauer streiten sofort über Berechtigung und Nichtberechtigung der kunstlosen Exposition, die der Schlichtheit eines Volksmärchens entsprechen will. Doch alsbald glauben sie — zu ihrer Befriedigung — annehmen zu dürfen, daß ein rührendes Familiengemälde, die Lieblingskost des ausgehenden 18. Jahrhunderts, ihnen geboten werden solle. Da beginnt der gestiefelte Kater zu sprechen.

Oben auf der Bühne ruft Gottlieb, der künftige Schützling des gestiefelten Katers, erstaunt: „Wie, Kater, du sprichst?“ Unten im Parterre sind die Kunsttrichter noch weit erstaunter. „Unmöglich kann ich da in eine vernünftige Illusion hineinkommen“, meint der eine. „Eh' ich mich so täuschen lasse, will ich lieber zeitlebens kein Stück wieder sehn“, urteilt der andere. Unter Widerspruch und nur gelegentlich auch mit Zustimmung der Zuschauer geht der erste Aufzug zu Ende. Im Zwischenakt rügt man sofort: „Es wird doch immer toller und toller.“ Aber Einzelheiten finden Verteidiger. Einem gefielen besonders die Husaren, die am Ende des Aufzugs erschienen waren. Er möchte ein ganzes Stück von lauter Husaren sehen. (Dem Manne könnte heute geholfen werden!) Das Spiel des Katers wird von einem Neunmalweisen gepriesen und zergliedert.

Zu Beginn des zweiten Aufzugs erregt der Kater indes gleich neuen Widerspruch, weil er — wie der Dichter in Schnitzlers „Zwischenpiel“ — auf der Bühne von der wirklichen Welt und deren Gegensatz zur Welt der Bücher redet. Allein eine karikiert gefühlselige Liebeszene wird ernst genommen und bewirkt lautes Klatschen und Bravorufen. Sie hat gar nichts zu suchen an der Stelle, an der sie erscheint. Das ahnen auch die Kunsttrichter. Aber ein Genügsamer will von Einwänden nichts hören: „Ich kümmer mich nie ums Ganze, wenn ich weine, so wein' ich, damit ist's gut; es war eine göttliche Stelle.“

Als vollends der Kater eine Reihe moralisierender Gemeinplätze vorbringt, da hat der Beifall keine Grenzen. Doch fortan geht die Wirkung böse bergab. Die Vorgänge bei Hofe, das Erscheinen eines Hanswursts empören das Publikum derart, daß am Schlusse des zweiten Aufzugs der Besänftiger aus der „Zauberflöte“ mit Glodenspiel, mit Affen und Bären, mit einem Adler, mit zwei Elefanten und zwei Löwen auftreten muß. Der Zwischenakt bezeugt, wie wirksam das war. „Herrlich! herrlich!“ rufen die Entzückten. „Das heiß' ich mir noch ein heroisch Ballett!“ Ja einer rühmt, wie schön es in die Haupt-handlung verflochten gewesen sei.

Im dritten Aufzug steigert sich die Verwirrung auf der Bühne. Der Vorhang geht zu früh in die Höhe. Dichter und Maschinist stehen noch auf der Bühne und erkennen unversehens, daß die Zuschauer das Gespräch mit anhören. Das Publikum fragt sich betroffen, ob das auch zum Stück gehöre. Der Hanswurst möchte auf Kosten des Dichters die Zuschauer beruhigen. Der Dichter stürzt hervor und beschimpft den Hanswurst. Von einer Seite der Bühne redet der Dichter, von der anderen der Hanswurst auf die Zuschauer ein. Recht behält der Hanswurst. Nur langsam wagen sich die Darsteller wieder auf die Bühne. Einer ist so verwirrt, daß er laut über den verdammten Souffleur poltert. Dann geht es eine Weile ohne Anstand weiter. Aber nach einigen weiteren Auftritten ist der Besänftiger abermals notwendig. Er kommt in Alltagskleidung, trägt die Arie des Sarastro vor: „In diesen heil'gen Hallen“ und heimst von neuem reichen Beifall ein. Noch besser wirken einige Dekorationsverwandlungen aus der „Zauberflöte“ und aus verwandten Werken. Die paar Reden und Gegenreden, mit denen das Spiel vom gestiefelten Kater auf der Bühne schließt, erregen hingegen nur neues Trommeln. Der Vorhang fällt. Hanswurst dankt im Namen der zuletzt beflatschten Dekoration. Der Dichter wagt noch ein vermittelndes Wort. Er habe nur versucht, die Zuschauer in die entfernten Empfindungen ihrer Kinderjahre zu versetzen. Freilich hätten sie zu Kindern werden müssen. Die Zuschauer aber danken Gott, daß sie nicht mehr Kinder sind. Wieder wird getrommelt. Der Dichter wirft seinem Publikum eine leere Xenie an den Kopf. Man antwortet mit verdorbenen Birnen und Äpfeln und mit zusammengerolltem Papier. Diese Dichtungsart ist dem Dichter zu stark. Er geht ab und die übrigen gehen nach Hause.

Ist schon der ganze Verlauf des Stückes ein stetes neckisches Spiel mit der Bühnentauschung, so bringen ein paar Episoden dieses Grundmotiv noch in verstärktem Ausmaß. Am Anfang des Stückes tritt als Bewerber um die Prinzessin der Prinz Nathanael von Malsinki auf. Er kommt aus weitester Ferne. Der König kann nicht fassen, daß der Prinz, der so weit weg wohnt, die Sprache des Königs und der Seinen so geläufig spreche. Der Prinz flüstert dem König zu, ja damit ruhig zu sein, sonst merke am Ende das Publikum, daß das sehr

unnatürlich sei. Es geschehe ja nur dem Drama zu Gefallen; denn sonst sei es allerdings unmöglich.

Den Gipfel ersteigt die Spiegelung der Spiegelung in der gelehrten Disputation des dritten Aufzugs. Der Hofgelehrte vertritt die Ansicht, der „Gestiefelte Kater“ sei ein gutes Stück. Der Hanswurst leugnet das. Die Zuschauer stellen mit Schrecken und Grauen fest, daß dies ja eben das Stück ist, das vor ihnen gespielt wird. Die Streitenden greifen zu den Beweisgründen der Grobheit. Der Gelehrte legt seinem Widerpart nahe, daß er ein Narr sei; wie wolle ein Narr über Wiß urteilen? Er erhält den Bescheid, daß ein Gelehrter vom Wiß nichts verstehe. Wenn der Gelehrte behauptet, das Publikum sei gut gezeichnet, erwidert Hanswurst, ein Publikum habe nie einen Charakter. Der Gelehrte staunt über so viel Frechheit. Der Hanswurst wendet sich an das Publikum selbst, überzeugt, daß er und das Publikum ein Herz und eine Seele seien, und legt dem Publikum die Frage vor, ob er recht habe oder nicht. Die Zuschauer müssen natürlich leugnen, daß ein Publikum im Stücke vorkomme. Dem Gelehrten wird das zuviel. Er verliert den Kopf und gesteht es ein, aber den Sieg will er seinem Gegner nicht lassen.

Für den Sieger ist ein kostbarer Hut bestimmt, der auf einer hohen Stange ruht. Der Kater tritt auf. Hanswurst bittet den Ahnungslosen, ihm den Hut herunterzuholen. Der Kater tut's und erkundigt sich hinterher, worüber man gestritten habe. Der Bescheid macht ihn ganz melancholisch. Nun hat er dem Narren zu einem Siege über das Stück verholfen, in dem er selbst die Hauptrolle spielt. Die Zuschauer jedoch sind dran, verrückt zu werden. Das Stück selbst kommt wieder als Stück im Stücke vor! Das ist mehr als sie ertragen können. Einer gesteht zu, noch kein Trauerspiel habe ihn so angegriffen wie diese Posse.

Tied wiederholte die Scherze des „Gestiefelten Katers“ gern; er überholte sie nur noch einmal. Wohl finden noch andere Scherzspiele Tieds neue Kunstgriffe, der Bühnentauschung an den Leib zu rücken. Aber toller und übermütiger als in einem Auftritt des sechsten Aktes von „Zerbino“ trieb Tied es nie. Das ist doch gigantischere Komik als im „Gestiefelten Kater“. Das ganze Stück „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack“ kann es zwar mit dem „Gestiefelten Kater“, den es fortzusehen versucht, nicht aufnehmen. Es hat nicht nur die Schwächen aller Fortsetzungen. Es verdirbt sich die Wirkung, indem es zu einem dicken Bande dehnt, was im „Gestiefelten Kater“ durch Kürze und Schlagkraft frisch und lebendig ist und bleibt. Indes einmal im „Zerbino“ hebt Tied eine Form der Illusionszerstörung aus, die dem „Kater“ noch unzugänglich war.

In drückenden Träumen meint man bisweilen, durch körperliche Kraftanstrengung eine geistige Aufgabe lösen zu können oder zu müssen. Ein Rechenexempel ist zu leisten; und man setzt im Traume die Kraft der Säuste dran.

Oder man denkt, einen dicken Wälzer zu bewältigen, indem man ihn buchstäblich verschlingt. Solchen Traumbildern entspricht Tieds Erfindung, ein Stück während der Aufführung mit Leibesträften zurückzuschieben, bis tatsächlich die schon dargestellten Auftritte wieder, und zwar in umgekehrter Reihenfolge auf der Bühne erscheinen.

Prinz Zerbino hat durch fünf Aufzüge vergeblich nach dem guten Geschmack gesucht. Jetzt ist er rasend geworden und will durch alle Szenen des Stückes durchdringen, um entweder im Stücke den guten Geschmack anzutreffen oder das ganze Schauspiel und sich selbst zu vernichten. Mit Hilfe eines anderen Darstellers drängt er die Maschine mit aller Gewalt zurück. Die drinnen rufen entsetzt: „Was ist denn das? — das Stück geht ja wieder zurück.“ Das vorige Feld erscheint mit den Personen, die in diesem Auftritt zu spielen hatten. Sie erkundigen sich, was die beiden vorhaben. Sie entschließen sich, von der anderen Seite zu drängen, damit es den beiden Bösewichten nicht gelinge. Aber sie unterliegen. Das Stück geht weiter zurück. Die Szene verwandelt sich in eine freie Sandfläche, mit Aussicht auf Heidekraut in der Ferne, ganz wie es früher zu erblicken gewesen war. Wieder geht der Poet sinnend umher. Da wird der Verfasser herangeholt. Vorwurfsvoll bekennt er dem Zerbino, daß er solches nimmer in ihm gesucht hätte. Dazu sei Zerbino gar nicht angelegt worden. Leser, Seher, Kritiker kommen mit Lanzen dem Verfasser und seinem Stück zu Hilfe. Der Seher hält Zerbinos Beginnen für pur unmöglich; die ersten Bogen des Stückes sind ja schon abgedruckt. Da wirft Zerbino den Verfasser zu Boden und entläuft. Der Seher setzt ihm nach. (Tied ist Berliner und kann den Kaulauer nicht entbehren!) Der Verfasser beschwört den Kritiker, Zerbino nicht entkommen zu lassen und ihm, wenn sie ihn wieder haben, in seinem Blatte den Streich zu gedenken. Der Leser bittet der Verfasser vergeblich um Mitleid. Rasende sind interessant, und so muß der Leser dem rasenden Zerbino nachsehen. Endlich kommen Zerbino und sein Helfershelfer wieder zurück. Zerbino erklärt, er wolle, wenn man ihn nicht aus dem Stück herauslasse, wenigstens dem Verfasser eine solche Ohrfeige reichen, daß dieser Zeit seines Lebens daran denken solle. Der Verfasser ruft: „Heran, heran! Ich erkenne dich für einen Lumpenhund!“ Sie ringen. Zerbino fällt zu Boden und wird fortgeführt. Das Spiel kann weitergehen.

Der übermütige Scherz macht den ganzen „Zerbino“ nicht aristophanischer als den „Gestiefelten Kater“. Was an aristophanischer Laune im Zeitalter der Romantik aufzutreiben war, ist schon hier erreicht. Die Illusionszerstörung allein bewirkt das nicht. Aber Tied treibt literarische Satire wie Aristophanes, er bringt durch gelegentliche Anspielungen auf die französische Revolution sogar etwas Politik herein. Aristophanisch ist überdies der tolle Übermut, der die ungeheuerlichsten Purzelbäume schlägt; nur eines meidet Tied: die aristophanische Zote.

Und dennoch bleibt eine unüberbrückbare Kluft bestehen. Aristophanes schuf Stücke, die sofort von der Bühne auf eine große Zuschauerschaft wirken konnten. Tieds Spiel blieb und bleibt der Bühne fremd. Der Widerhall fehlt. Eine Angelegenheit des öffentlichen Lebens waren die Komödien des Griechen. Tied mußte sich auf engere, literarisch angeregte Kreise beschränken. Ihm fehlte das Publikum des Aristophanes. Doch nicht das Publikum allein trägt die Schuld.

Aristophanes macht seine Schöpfungen einer großen Menge mündgerecht, die auf alles Neue mit Mißtrauen blickt. Er gefällt sich in der Rolle eines Anwalts des Altbewährten, weil er seinen Zuhörern in dieser Rolle gefällt. Tied macht es umgekehrt. Er ist der Mann des künstlerischen Fortschritts, der sich über die Abgetanen lustig macht. Es ist, als ob Euripides sich über Aristophanes in Spottkomödien erginge, nicht Aristophanes über Euripides. Man lasse sich nicht beirren durch das Fürwort, das von Tied eingelegt wird zugunsten der alten Volksmärchen. Auch dieses Fürwort ruht auf dem Bedürfnis eines allerneuesten Dichters, dem Philisterium ein unbebautes Dichtungsgebiet abzuräumen.

Aristophanes spielt den Philister, um auch Philister zu belustigen. Tied bekämpft den Philister, den Aufklärer des 18. Jahrhunderts, den Gegner der Klassiker, den geborenen Todfeind der Romantiker. Ebendeshalb zerstört er dauernd die Bühnentäuschung; denn nichts ist dem Philister unbehaglicher, als das schwankende Gefühl, die Unsicherheit, all das, was er bei der Zerstörung der Bühnentäuschung erfahren muß. Wenn Aristophanes seinen Leuten gleiches zumutete, so bezeugt das nur, daß in Athen noch der Philister Augenblicke tollen Übermuts genießen konnte; bezeugt das nur, wie ganz anders die Zuschauermenge der großen Zeit Athens fühlte, als das große Publikum unserer Tage. Oder mindestens der Zeit Tieds.

Denn wirklich hat sich seit Tieds Tagen manches geändert. Die Sechsterstellung gegen das Alte und Verkommene ist heute unseren Witzblättern, die doch auch auf weite Kreise wirken wollen, nicht länger fremd. Ließ sich oben eine gewisse Verwandtschaft zwischen unseren Witzblättern und der Art des Aristophanes beobachten, so zeigt sich jetzt der Ansatz zu einer Stimmung und Haltung des Witzblattes, die der Richtung Tieds noch näher kommen. Überdies tauchen in jüngster Zeit vielfach Bühnenversuche auf, die mit Tied gegen das Alte sich wenden und etwas von aristophanischer Wirksamkeit haben. Es fragt sich, ob nicht heute Tieds „Gestiefelter Kater“ ein empfänglicheres Publikum fände, als vor hundert und mehr Jahren. Es fragt sich, ob er nicht imstande wäre, seine Zuhörer in die Stimmung des Aristophanes zu versetzen oder sie ihr mindestens nahe zu bringen. Im Wege stünde ihm natürlich sein Alter. Was Aristophanes für seine Zeitgenossen war, kann der „Gestiefelte Kater“ für die Nachwelt nie werden.



Der unverkennbare Erfolg, den Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ in Berlin und bei einem einigermaßen empfänglichen oder vorbereiteten Zuhörerkreis auch anderswo fand und findet, spricht für meine Vermutung. In Grabbes Lustspiel ist des Veralteten und Veraltenden weit mehr als in Tieds Stegreifdichtung. Gerade weil Tied weniger einzelne Poeten oder einzelne dichterische Richtungen aufs Korn nimmt als Grabbe, weil er im wesentlichen den Philister treffen möchte, wirken seine Farben frischer. Denn der Philister ist noch lange nicht ausgestorben. Noch wenn Tied in dem neunmalweisen Zuschauer, der das Spiel des gestiefelten Katers mit bewundernden Randbemerkungen begleitet, den Weimarer Allerweltsmenschen Böttiger und dessen Buch über Jffland lächerlich macht, bleibt er auch heute allgemeinverständlich. Denn die Böttiger sterben nicht aus und versenken sich noch immer gern in das Außerlichste der Kunst eines großen Schauspielers, laufen auch nach wie vor Gefahr, sich und ihren Lieblingen mehr zu schaden als zu nützen. Ferner begnügt sich Tied nicht wie Grabbe, schlechtweg den und jenen Namen zu nennen und dessen Träger zu verurteilen. Den unangenehmen Ton eines verärgerten Kritikers, den Grabbe häufig anschlägt, dürfte man in Tieds „Kater“ kaum antreffen.

Auch ist Grabbes Lustspiel nur eine der vielen Nachahmungen, die der „Gestiefelte Kater“ hervorrief. Das spricht vielleicht am stärksten für Tied: die verschiedenen romantischen Generationen wetteiferten, den „Kater“ zu übertrumpfen. W. Schlegel, Brentano, Eichendorff und andere boten viel Geist und viel Kunst auf, das Ziel zu erreichen. An Aristophanes kamen sie nicht näher heran. Endlich wagte Platen einen Schritt, der über Tied und seine Gefolgsleute hinausführen konnte. Sie alle hatten auf einen wesentlichen Zug der Kunst des Aristophanes verzichtet: keiner suchte mit der metrischen Formgestaltung des Griechen zu wetteifern. Platen unternahm es, aber im streng geschichtlichen Sinn, nicht im Sinn seiner eigenen Zeit. Der Grieche hatte seiner tollustigen Komik einen besonderen Beigeschmack geliehen, indem er ihr die metrische Gestalt der großen griechischen Tragödie gab. Platen aber schloß sich nicht an das Allbekannte — das war ja in Athen die griechische Tragödie — an, sondern bildete die wenig bekannten Maße des Aristophanes nach oder bildete sie weiter. Der Eindruck mußte grundverschieden sein. Überdies war ihm am allerwenigsten die feste Lust zu unbekümmerter Komik gegeben. Er legte viel zu viel Ernst in seine Versuche. Es darf ihm nachgerühmt werden, daß er etwas Eigentümliches, etwas ausgesprochen Platensches in den beiden sogenannten aristophanischen Komödien leistet. Sie sind weit mehr als Nachahmung. Sie stehen auch dem Schema, das durch den „Gestiefelten Kater“ geschaffen worden war, selbständig gegenüber. Nur den Ruhm, die Welt des Aristophanes neubelebt zu haben, darf man ihnen nicht nachsagen. Nestroy ist weit aristophanischer, aber ihm fehlen wichtige Züge, die wiederum

schon bei Tied anzutreffen sind. Dafür verstand er, auf seine Zeitgenossen von der Bühne aus zu wirken; an dieser Stelle ließ er alle Romantiker weit hinter sich. Der Ton des vergrämten Dichters, der verdrießlich über seine Kollegen schimpft, dieser Ton, den auch Platen nicht mied, lag ihm gar nicht.

Ich möchte durchaus nicht alles mustern, was im Verlauf des 19. Jahrhunderts den Anspruch auf aristophanische Komik erhebt; am wenigsten die Versuche einer lebensfremden Stubenpoesie, die dem Gefolge Platens angehören. Da meinte man den Vogel abzuschließen, wenn man politische Satire in platenische Verse goß. Als ob Platen bloß deshalb nicht ganz nahe an Aristophanes herangekommen wäre, weil er nur mit Ästhetischem und nicht auch mit Politik sich auseinandersetzte! Viel Mißverständnis, viel falsche Deutung der Kunst des Aristophanes lief da unter. Zählt doch heute noch der und jener irrtümlich derbkomische Lustspiele mit politischen Spitzen zu der Nachfolge des Aristophanes! Derbe Komik und Politik genügen nicht, die Stimmung des Aristophanes zu wecken. Weit eher wäre in allerneuesten Versuchen der Gesinnungsgenossen Grabbes etwas Aristophanisches anzutreffen. Mindestens bedürfen sie eines Publikums, das sich so gern wie das athenische von grotesker Komik schaukeln läßt, in einen verzerrenden Hohlspiegel guckt und nicht Angst bekommt, sich selbst zu verlieren, wenn es auf ein paar Stunden die gewohnte Sittlichkeit und den anerzogenen Anstand über Bord wirft.

Auch diese allerneueste Komödie bleibe hier ausgeschaltet. Den Beweis, daß ein Publikum, wie ich es soeben schilderte, heute anzutreffen ist, erbringt der Erfolg, den Grabbes Lustspiel jetzt erringt. Mag es an Originalität mit Tieds „Kater“ nicht wetteifern können, es rechnet doch wie der „Kater“ auf Zuschauer, die etwas von aristophanischer Stimmung vertragen. Es treibt Scherz, groben, unflätigen Scherz; es übertrumpft Tied an Derbheit, es übertrumpft ihn auch, indem es nicht einen gestiefelten Kater, sondern den Teufel in Bewegung setzt, den listigen, aber doch auch dummen Teufel, und seine Großmutter dazu, aber nicht eine alte Hexe, vielmehr eine jugendliche Schönheit. Es spielt mit der Bühnentauschung, mindestens am Ende. Es treibt literarische Satire, etwas zu viel und etwas zu unkünstlerisch. Es arbeitet mit Ironie, indem es nichts ernst nimmt, indem es noch das lächerlich macht, was sonst in Lustspielen ernst genommen wird. Goethe leitet einmal Tragödie und Komödie realistisch zurück auf die beiden Tatsachen: niemand will sterben, jedermann will heiraten. Eine Heirat gibt es auch bei Grabbe. Aber diese Heirat und ihre Vorgeschichte ist bewußt karikiert. Sie will auch nicht von ferne eine gefühlvolle Liebesgeschichte in das Spiel einschmuggeln. Sie ist so aufgefaßt, wie Schiller Undant oder Heuchelei in der reinen Komödie verwertet wissen will, den, der auf Dank rechnet genau so komisch, wie den, der sich über Heuchelei ereifert.

Das ist die tiefere Bedeutung von Grabbes Spiel oder auch des „Gestiefelten

Katers“ und seiner Nachbarn, daß sie samt und sonders Schillers und Friedrich Schlegels Hoffnungen und Wünsche, wenn nicht ganz, so doch zum Teil erfüllen. Den neuen, den deutschen Aristophanes schenken sie uns nicht. Aber wenn alle Dichtung die Seele befreien, uns hinausführen will über uns selbst, über die engen Grenzen unserer Persönlichkeit, wenn Tragik, überhaupt ernste Dichtung dieser Absicht nachkommt, indem sie uns schwere Geschehnisse miterleben läßt: so führen die Spiele Tiedts und Grabbes uns mit einem Schlag und ohne Umwege hinaus über die Möglichkeiten unseres Daseins, sie schenken uns, wenn wir uns nur ihnen willig ergeben, einen befreienden und erlösenden Schwung. Das läßt sich heute an Grabbes Zuschauern beobachten. So nahm das Dresdner Publikum das tolle Spiel auf. Zwei Stunden lang war es den Stimmungen nahe, von denen sich einst die Athener des Aristophanes tragen ließen.

## Der Krieg im deutschen Sprichwort.

Von Friedrich Seiler in Wittstock.

Das deutsche Sprichwort ist im Mittelalter erwachsen und hat seine höchste Blüte gegen Ausgang desselben und im Beginn der Neuzeit entfaltet. Im 16. und noch im 17. Jahrhundert wurden die großen Sammlungen angelegt, aus denen wir noch jetzt unsere Kenntnis seines alten Bestandes vornehmlich schöpfen. Geistliche, Lehrer und Volksfreunde betrachteten das Sprichwort damals als ein wichtiges und wirksames Mittel, das Volk zur Tugend und Weisheit zu erziehen und von Lastern und Torheiten fernzuhalten. Selbstverständlich muß das Sprichwort die Lebensverhältnisse und Anschauungen widerspiegeln, die zur Zeit seiner Entstehung und Entwicklung die herrschenden waren. Da es ferner vornehmlich die Lebensweisheit der breiten Masse des Volkes ausspricht und in den Kreisen der kleinen Leute wurzelt, so muß es auch aus dem Sinne dieser Volksschichten geredet sein und Welt und Leben unter deren Gesichtswinkel betrachten.

Damit ist indessen keineswegs gesagt, daß alle Sprichwörter auch in diesen Gesellschaftsschichten entstanden sind. Eine verhältnismäßig große Anzahl ist vielmehr biblischen oder antiken Ursprungs und erst durch Predigt, Unterricht und Bücher in den Volksmund hineingebracht worden. Gerade die schönsten und tiefsten unserer Sprichwörter sind aus diesen Quellen geflossen. Durch sie ist die Ethik der heiligen Schrift und die Lebensweisheit der Griechen und Römer dem deutschen Volke aufgeschlossen und mundgerecht gemacht worden. Denn die alten Weisheitslehren und Lebensbeobachtungen sind in ihnen nicht nur in deutscher Sprache mehr oder weniger wörtlich wiedergegeben, sondern auch oft zu volkstümlichen Bildern ausgeprägt und sehr häufig in die Form des gereimten Spruches gefaßt worden. So ist z. B. das bekannte „Friede ernährt, Unfriede verzehrt“ die deutsche Umbildung des lateinischen: *Concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur* (Salustius, Jugurtha 10, 5). Noch näher der lateinischen Quelle steht der Spruch: „Eintracht das Kleine mehrt, Zwietracht das Große verzehrt.“ „Besser gewisser Friede als un-

gewisser Sieg" ist: *Melior tutiorque est certa pax quam sperata victoria* (Cicero 30, 50, 19). Biblisch ist z. B.: „Aller Sieg kommt von Gott“ aus Sprüche 21, 31: Der Sieg kommt vom Herrn, „Eisen wehrt Eisen“ aus Sprüche 27, 17: Ein Messer wehrt das andere, „Wer redlich ficht, wird gekrönt“ aus 2. Tim. 2, 5: Und so jemand auch kämpft, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht. Auch aus den neueren Sprachen ist vieles in unsern Sprichwörtertschatz übergegangen, namentlich aus dem Französischen, und zwar nicht sowohl unmittelbar von Volksmund zu Volksmund, als durch die Vermittlung der Literatur, z. B.: „Im Kriege geht's zu wie im Kriege“ aus *A la guerre comme à la guerre*, „Der Krieg ernährt den Krieg“ aus *La guerre nourrit la guerre*, „Man führt keinen Krieg denn um Friedens willen“ aus *On ne fait la guerre que pour faire enfin la paix*.

Es wäre durchaus verkehrt, wenn man diese ausländischen Quellen entsprungenen Sprichwörter etwa als „Fremdlinge“ aus unserem Sprichwörtertschatz ausweisen wollte, so wie man sich bemüht, die Fremdwörter aus unserem Sprachtschatz zu entfernen. Was das Volk sich aus dem fremden Stoff für seinen Gebrauch ausgewählt hat, das hat es eben dadurch zu seinem Eigentum gemacht, das ist eben volkstümlich geworden, mag es stammen, woher es will. Wenn man also die Auffassung kennen lernen will, die das deutsche Sprichwort von irgendeiner Seite des Lebens oder des Weltlaufs hat, so darf man keinen Unterschied machen zwischen Sprichwörtern und Lehnwörtern.

Wir wählen nun von den mannigfachen Lebensgebieten das aus, das uns zurzeit am meisten am Herzen liegt, und untersuchen, wie das deutsche Sprichwort über den Krieg und das, was mit diesem zusammenhängt, urteilt.

Einige gute Seiten weiß es ihm abzugewinnen. So spricht sich eine religiöse Auffassung des Krieges aus in dem Spruche: „Krieg ist Gottes Besen, damit er Land und Leute ausfegt.“ Nach diesem Strafgericht kommt dann wieder Gottes Segen: „Krieg (oder Kriegsschaden) und Brand segnet Gott mit milder Hand.“ Der Krieg scheidet ferner das Rechte vom Unrechten und schafft dem Ehrliebenden Platz: „Im Kriege sieht man auf den Wicht (d. h. auf die Person), nicht auf das Gesicht“, was daselbe sagt wie Schillers: Im Felde, da ist der Mann noch 'was wert. „Wo kein Krieg ist, da ist keine Ehre.“ Auch Einigkeit im Innern schafft der Krieg: „Krieg von aus macht Fried' im Haus.“

Weit überwiegend aber ist im Sprichwort die Auffassung des Krieges als eines fürchtbaren Unheils. Jedes arbeitssame und gesittete Volk ist ja stets in tiefster Seele friedlich gesinnt und fürchtet den Krieg als den gewaltigsten Zerstörer aller Kulturgüter und alles menschlichen Glückes. Zahlreich sind die Sprichwörter, die diesen Gedanken in verschiedenster Form aussprechen: „Nichts ist schädlicher als Krieg.“ „Wo der Krieg einzieht, da zieht das Glück aus.“ „Im Krieg ist kein Heil.“ „Der Krieg ist das größte Übel.“ „Kein Krieg so klein, er schlägt ins Herz hinein.“ „Der Krieg ist ein Saß ohne Boden.“ „Der Krieg verderbt Land und Leut'.“ „Krieg blühet schön und bringt böse Frucht.“ „Im Kriegsgarten wachsen Unglücksblumen.“ „Krieg verzehret, was Fried' bescheret.“ „Der Krieg hat keinen Rat (d. h. Vorrat).“ „Wo zieht ein Kriegesheer, da ist keine Ernte mehr.“ „Wo Kriegsvolk nimmt den Lauf, hört's Gras für die Kühe auf.“ „Wo Krieg ist, da ist Hunger und Not und kein Brot.“ „Klingt das Schwert, so bricht der Herd.“ „Was im Krieg der Feind

nicht geleert, wird vom Freunde aufgezehrt.“ „Soldaten, Wasser und Feuer, wo die überhandnehmen, machen sie wüste Plätze (oder: bald großen Platz).“ „Wer fern vom Kriege leben kann, der ist ein glücklich Mann.“ „Kriegslast ist für Freund und Feind ein schlimmer Gast.“ „Krieg nimmt Gut weg, Krieg nimmt Blut weg, Krieg nimmt Mut weg.“ „Krieg lohnet seinem Herren, wie der Teufel seinem Knecht.“

Der Krieg bringt vor allem furchtbare Menschenverluste mit sich. Gut und Böse rafft er ohne Unterschied dahin: „Wo Krieg ist, da wird der Brotrader dürr und der Gottesader feist.“ „Krieg macht die Kirchen leer und den Kirchhof voll.“ „Wo das Schwert aufspielt, da ist der Tod Dortänzer.“ „Im Kriege sind Unschuldige und Schuldige gleich.“ „In Kriegsläufsten muß der Unschuldige mit dem Schuldigen fort.“ Da die Soldaten und besonders die Offiziere<sup>1)</sup> meist gottlos sind, so kann sich der Teufel im Kriege auf reichen Zuspruch gefaßt machen: „Ein Hauptmann und Jurist ein seltner Gast im Himmel ist.“ „Je höher der Offizier, je größer das Verbrechen.“ „Gibt's Krieg, so macht der Teufel die Hölle um tausend Klaster weiter.“ „Krieg macht die Erde leer und die Hölle voll.“

Im Kriege herrscht ferner allgemeine Rechtlosigkeit, und kein Gesetz gilt als die Gewalt. Mitleid und Barmherzigkeit haben keine Stelle und das scharfe Kriegsrecht übt schonungslos seine schnelle Justiz: „Im Kriege leidet die Gerechtigkeit Not.“ „Im Krieg schweigt Recht und Gesetz.“ „Im Krieg geht Gewalt vor Recht.“ „Im Kriege hat der Stärkere recht.“ „Im Krieg ist alles Unrecht erlaubt.“ „Kriegsrecht ist Räuberrecht.“ „Kriegsrecht scharfes Recht.“ „Im Krieg disputiert man mit viel, sondern es heißt: knüpf' auf!“

Die unsicheren Zustände und die Not erzeugen eine allgemeine sittliche Verwilderung. Mitleid und Barmherzigkeit werden erstiakt, Eigentumsvergehen werden häufig: „Krieg und Mitleid bestehen nicht zu gleicher Zeit.“ „Krieg und Barmherzigkeit passen nicht zusammen.“ „Krieg macht Dieb'.“ „Der Friede hat stets an den Galgen gebracht die Schelme, die der Krieg gemacht.“

Auch die Nachwirkungen des Krieges, selbst eines glücklichen, sind böse; die von ihm geschlagenen Wunden heilen schwer. „Krieg macht Narben.“ „Wenn die Kriegswunden heilen, so bleiben doch die Narben.“ „Krieg läßt einen langen Schwanz.“ „Wie auch der Krieg sich wend', so nimmt er doch mit Schad' ein End'.“

So wie der Krieg im Sprichwort verabscheut wird, so wird der Friede gepriesen. Er macht die Arbeit möglich, sichert ihren Ertrag und gewährt dem Volke die bescheidenen Lebensgenüsse, deren es bedarf: „Der Friede ist das beste Kleinod.“ „Ein Friede ist besser als zehn Viktorien (Siege).“ „Fried' bringt gute Jahr.“ „Friede erhält gute Zeit im Lande.“ „Friede düngt den Ader wohl.“ „Eine Kuh im Frieden ist besser (d. h. wertvoller) als drei im Krieg.“ „Friede ernährt, Unfriede verzehrt.“ „Fried' und ein neugebautes Haus sind nimmer zu teuer.“ „Friede macht das Land lustig.“ „Wer den Frieden hütet, bewahrt einen teuern Schatz.“ „Frieden erhalten ist besser als Frieden machen.“ „Ehe man zum Krieg greift, soll man zum Frieden greifen.“ „So man Frieden haben kann, soll man keines Kriegs begehren.“ Nur solche Menschen verlangen nach Krieg, die ihn nicht kennen; wer ihn erfahren hat,

1) In dem Soldatenliede: Ein Schifflein sah ich fahren, das wir 1870 oft sangen, lautet ein Vers: Wie kommen die Herrn Offiziere in die Hölle? Auf einem schwarzen Sohlen, da wird der Teufel sie schon alle holen.

der weiß den Frieden zu schätzen: „Wer keinen Krieg erfahren hat, weiß nicht, was er wert ist.“ „Man schätzt den Frieden erst, wenn man den Krieg gekostet hat.“

Die Ursache der meisten Kriege ist das Streben nach Landgewinn oder nach Reichtum. Das hat die Volksweisheit richtig erkannt. Es handelt sich bei den Kriegen fast immer um das Mein und Dein: „Es würde Friede auf Erden (oder: ein ew'ger Friede) sein, gäb's nicht die Wörter (oder: keine Händel um) Mein und Dein.“ „Krieg kommt vom Wörtlein Mein und Dein.“ „Soll kein Krieg mehr sein, streiche die Wörter Mein und Dein.“ Oft ist die letzte Veranlassung zum Ausbruch eines Krieges eine verhältnismäßig geringe, etwa eine Bestechung oder eine Beleidigung: „Es wird oft ein großer Krieg um kleiner Dinge willen.“ „Großen Fried' trennt ein klein Säcklein mit Gold.“ „Mehr als einen Krieg hat ein Wort entzündet.“

Es ist eben leicht, einen Krieg anzufangen, aber schwer, ihn zu endigen. „Ein Harnisch ist leichter an- als ausgezogen.“ „Das Schwert ist leichter von der Wand genommen als hingehängt.“ „Krieg ist leichter angefangen als siegreich beendet.“ „Krieg ist bald gemacht, aber langsam geendet.“ Man sollte daher nicht unüberlegterweise aus Leichtsinne oder Lust einen Krieg anfangen. Wer das tut, handelt teuflisch und wird die Folgen zu tragen haben. „Ehe man das Schwert in die rechte Hand nimmt, soll man erst die Wage in die linke nehmen.“ „Wer Krieg predigt, ist des Teufels Feldpater.“ „Wer Krieg sucht, hat Krieg.“ „Wer Krieg wünscht, ist wert, daß er ihm ins Haus komme.“ „Die Krieg ohne Not anfangen, werden geschlagen.“ „Wer den Krieg erhebt, der ist schuldig.“

Den Krieg beginnt nicht der, der zuerst die Feindseligkeiten eröffnet, sondern der, der durch allerlei Anzettlungen den andern zum Kriege zwingt: „Der bricht den Frieden zuerst, der heimliche Kriegspraktiken macht.“

Es steht aber leider nicht in der Hand des einzelnen, den Frieden zu bewahren, sondern hängt ebensosehr von den anderen ab; wer angegriffen wird, muß sich wehren: „Mancher hielt' gern Fried', wenn er könnte für andere.“ „Es kann keiner länger Frieden haben, denn sein Nachbar will.“ „Auch dein Schwert muß sich regen, zieht der Feind den Degen.“ „Ein Schwert lödt das andere aus der Scheide.“

Das beste Mittel, Frieden zu behalten, ist daher, daß man durch gute Rüstung den Nachbarn Scheu vor einem Angriff einflößt: „Friede war nie so gut, Warnung (d. h. Vorsicht, Zurüstung) wär' noch besser.“ „Wer Frieden haben will, muß zum Krieg rüsten.<sup>1)</sup>“ „Wehr schützt vor Sähr.“ „Sind' ich ohne Wehr ein Land, das bezwing ich mit einer Hand.“ „Hast du es auf Frieden stehn, so laß dich geharnischt sehn.“ „Wer Frieden will machen mit einem Geharnischten, der muß eine Muskete in Händen haben.“ „Ein Schwert hält das andere in der Scheide.“ „Das Schwert ist ein Rezept zum Frieden.“

Auf Verträge ist kein Verlaß, die sind leicht zerrissen: „Der Friede wird nicht mit Feder und Tinte (oder: mit dem Abc), sondern mit dem Schwerte erhalten.“ Wer eine gute Waffe hat, der kann die Drohungen des Feindes unverzagt erwidern: „Hast du ein Schwert, so habe ich einen Degen.“ „Mein Schwert schneid't auch.“

1) Der bekannte, lateinische Spruch: Si vis pacem, para bellum ist eine humanistische Umgestaltung von Vegetius de re mil. 3 praef.: Qui desiderat pacem, praeparet bellum.

„Wer mich angreift, den greif ich wieder.“ Ein gewisser Widerspruch besteht zwischen den beiden Sprichwörtern: „Das Schwert flößt Furcht ein, selbst in der Scheide“ und: „Vor einem Schwerte in der Scheide fürchtet sich auch ein Feiger nicht.“ Beides ist richtig; es kommt nur darauf an, ob man dem Besitzer des Schwertes zutraut, daß er es gegebenenfalls ziehen und tüchtig gebrauchen wird. Das Schwert allein tut es nicht: „Was nützt das beste Schwert, wenn eine schlechte Hand es führt (oder: wenn der Arm fehlt, der sich wehrt)?“ Aber auch das Schwert muß, wenn es wirken soll, in gutem Stande sein: „Wer ein rostig (zerbrochen) Schwert in der Scheide hat, der muß es stecken lassen (lasse es stecken).“ „Mit einem verrosteten Schwert und einer leeren Börse ist böß kämpfen.“ In den Zeiten des Fehdewesens waren plötzliche Überfälle nichts Seltenes. Man durfte nie „dem Frieden trauen“ und mußte Burg oder Stadt stets wohlverwahrt halten, wenn man in Frieden leben wollte: „Da ist guter Fried', da gute Hut ist.“ Gereimt: „Wo man wohl hüt', da ist gut Fried'.“ „Im allerbesten Frieden bedarf es der allerbesten Hut.“ „Je tiefer Fried', so besser Hut.“

Ganz unleidlich ist der Zustand, daß das Zünglein der Wage zwischen Krieg und Friede schwankt und die Menschen jeden Augenblick auf den Ausbruch gefaßt sein müssen; da lieber Krieg! Dann weiß man doch, woran man ist: „Kriegsfurcht ist schlimmer als Krieg.“ „Der Krieg ist besser als die Furcht vor dem Kriege.“

Da jedes Sprichwort von einem einzelnen auf Grund seiner persönlichen Erfahrungen und Ansichten geschaffen worden ist, so ist nur natürlich, daß die Sprichwörter über dieselbe Sache recht verschiedene, ja geradezu entgegengesetzte Sätze aufstellen. So auch bei der schwierigen Frage, inwieweit es geboten ist, Frieden zu halten, und wann es notwendig wird, zum Schwerte zu greifen. Einerseits lehrt die Volksweisheit, daß man sich „um des lieben Friedens willen“ auch Ungerechtigkeiten und Unbilligkeiten gefallen lassen muß: „Besser beschwerlicher (oder: gekaufter) Fried' als gerechter Krieg.“ „Ein unbilliger Friede ist besser als rechtmäßiger Krieg.“ „Ein unrechter (ungerechter) Fried' ist besser als gerechter Krieg.“ Andererseits wird aber mit Entschiedenheit hervorgehoben, daß der Krieg oft eine wenn auch schlimme Notwendigkeit ist, der man sich nicht entziehen darf, nämlich dann, wenn man sein Leben und seine Ehre verteidigen muß. „Krieg ist oft nötig, aber immer böß.“ „Besser Krieg denn Hals abe.“ „Besser Kampf denn Hals entzwei.“ „Lieber Krieg als den Hals gebrochen.“ „Wer sich nicht kann wehren, der wird nicht lange wahren.“ „Jeder wehrt sich, so gut er kann.“ „Wer sich nicht wehrt, ist leicht geschlagen.“ „Wer sich wiehrt, behält sin Pierd.“ „Wer sich wehrt, dessen Seel' gedeihet.“ „Sechten ist keine Sünde.“ „Was bringt zu Ehren? Sich wehren.“ „Wer sich nicht wehrt, den man nicht ehrt.“ „Diel Wehr, viel Ehr.“ „Wehrlos, ehrlos.“ „Man hat das Schwert, daß man sich damit wehrt.“ „Krieg muß man mit Krieg vertreiben.“ — Läßt man sich aus Nachgiebigkeit oder Feigheit etwas nehmen, so wird man deswegen doch nicht um den Krieg herumkommen; denn die Feinde werden dadurch nur zu weiteren Übergriffen ermutigt, denen man schließlich doch mit den Waffen begegnen muß: „Wer sich nicht ums Ganze wehrt, muß ums Halbe sechten.“

Der mannhafteste, kriegerische Sinn der Deutschen will nichts von einem faulen oder halben Frieden wissen, der „voll Mißtrauen“ ist und einen neuen Krieg in sich birgt. Einem solchen ist ein ehrlicher Krieg bei weitem vorzuziehen: „Besser

ein ehrlicher (oder: fröhlicher) Krieg als ein schlechter Friede.“ „Besser ein offener Krieg als verummter Friede.“ „Besser redlicher (oder: ehrlicher) Krieg denn elender Friede.“ „Besser kein Friede als ein halber.“ „Gefärbter Fried' hält nicht Farb“. Ein solcher falscher Friede wird oft nur zu dem Zwecke geschlossen oder angeboten, um den Gegner später um so sicherer verderben zu können: „Fried' ist oft nur Garn, damit man die Leut' berückt.“ „Verstellter Friede schadet mehr als offener Krieg.“ „Fried' ohne Wahrheit ist nur Gift.“ „Ein schändlicher Friede schadet mehr als zehn verlorene Schlachten.“ In solchem Falle folgt natürlich auf den ersten bald ein neuer Krieg: „Ein Krieg macht (bringt) den andern“, was aber auch vom Umsichgreifen eines Krieges auf Nachbarstaaten verstanden werden kann. „Krieg läet Krieg.“ „Der Krieg ist gut, der auf den Frieden dringt; der Krieg ist arg, der neues Kriegen bringt.“

Dagegen bringt ein „ehrlicher“ oder „rechtschaffener Friede“ einen wirklichen Abschluß des Krieges. Ein solcher muß das Ziel jedes Krieges sein und bleiben. Denn schließlich muß ein Krieg doch einmal ein Ende haben. Das wird um so eher kommen und um so befriedigender sein, je rechtschaffener man gestritten hat. Der Friede ist nur dann dauernd, wenn er auf Gerechtigkeit beruht; dann schiebt er auch jedem zukünftigen Krieg den Riegel vor, weil dann der Haß ausgelöscht und dem Feinde verziehen wird: „Im Krieg soll man am Fried' nicht verzagen.“ „Krieg führt man nur des Friedens halber.“ „Krieg bringt Fried'.“ „Kriegs Ende ist Friede.“ „Beim Krieg ist's zu Ende am besten.“ „Ein rechtschaffener Krieg bringt einen ehrlichen Frieden.“ „Je heißer der Krieg, desto schneller der Fried'.“ „Soll der Friede Dauer han, so muß er auf Recht bestan.“ „Wenn der Friede schließt das Tor, so schieb' er auch die Riegel vor.“ „Des Krieges löblich End' ist dem Feinde verzeihen“.

Der Sieg wird von beiden Parteien gewünscht: „Auf Krieg folgt Sieg“. „Blut' ger Krieg bringt schönen Sieg.“ Er hängt von der Art ab, wie man kämpft. „Wie Kampf, so Sieg.“ „Wer guten Krieg führt, der hat guten Fried'.“ „Wer tapfer kämpft, bekommt den Preis.“ „Wer redlich sicht, wird gekrönt.“ „Wer ehrlich kriegt, der empfahet großen Lohn.“ Andererseits aber hebt das Sprichwort mit aller Schärfe auch die Unsicherheit des Ausgangs und die Unbeständigkeit des Schlachtenglücks hervor und vergleicht den Krieg mit einem Hasardspiel: „Krieges Ausgang ist ungewiß.“ „Kriegsglück weicht schnell zurück.“ „Im Kriege geht es herüber und hinüber.“ „Im Krieg und in der Lotterie, wer gewinnt, das weiß man nie.“ „Kriegführen ist wie Würfelspiel; man hat das Ende nicht am Stiel.“ Wenn es andererseits heißt: „Krieg ist kein Pfänderspiel“, so soll das nur den Ernst des Krieges bezeichnen. Bei dieser Unsicherheit des Endausganges tut man wohl, rechtzeitig Frieden zu schließen, solange man noch Kraft zum Widerstande hat. Am besten ist ja der daran, von dem es heißt: „Wer den Frieden fordern kann, braucht nicht darum zu bitten.“ Wenn man aber den Feind nicht geschlagen hat, so gilt der Spruch: „Man muß Frieden machen, wenn man noch kämpfen kann“ und: „Besser Friede machen, wenn man will, als Friede bitten, wenn der Feind will“.

Bei den Friedensverhandlungen haben die Diplomaten das Entscheidende zu tun, nicht die Krieger: „Krieg wird nicht durch Schlagen geendigt.“ „Krieg führt man mit guten Waffen, den Frieden schafft man mit guten Worten.“ „Die Schreib-



feder muß Kaiserin bleiben.“ „Die Feder regiert das Schwert.“ Umgekehrt freilich müssen die Verträge auch durch die bewaffnete Macht verteidigt werden: „Was der Knopf siegelt, muß die Spitze verteidigen.“ Klugheit ist das haupterfordernis bei den Verhandlungen: „List tut mehr als Stärke.“ „Was der Löwe nicht kann, kann der Fuchs.“ Man muß es dabei auch verstehen, dem Gegner „goldene Brücken zu bauen“.

Wenn man zwei Feinde auf einmal hat, so ist es geraten, sich mit dem einen auszusöhnen: „Wer zwei Kriege hat, der soll den einen schlichten und den andern führen.“ Hat man gegen mehrere Feinde gleichzeitig zu kämpfen, so ist das eine üble Sache: „Einer gegen viel ist immer ein böses Spiel.“ „Viel Hunde sind des Hasen Tod.“ Aber deswegen soll man sich nicht fürchten. Man muß nur entschlossen zu den Waffen greifen und lernt auch bald, sich gegen viele zu verteidigen; jedenfalls ist die Ehre um so größer: „Sind deine Feinde eins, so nimm den Bogen zur Hand.“ „Wer aller Leute Stuchblatt ist, kann gut parieren.“ „Viel Feind', viel Ehr'“. „Je mehr Feind', je größer die Ehr'“.

Ein offener Feind ist nicht so gefährlich wie ein heimlicher, der sich als Freund gebärdet: „Offener Feind ist besser als zweideutiger Freund.“ „Lieber ein offener Feind als ein Freund mit zwei Angesichtern.“ „Heimliche Feinde sind die schädlichsten.“ Darum „muß man aus einem heimlichen Feind einen öffentlichen machen.“ Auch kleine Feinde soll man nicht verachten; man weiß nicht, wie gefährlich sie werden können: „Kleine Feinde haben oft großen Mut.“ „Man soll auch einen geringen Feind nicht verachten, denn es kann auch ein Floh im Ohr groß' Beschwernuß machen.“ „Es ist kein Feind so klein, er kann dir schädlich sein.“

Am besten verläßt man sich im Kriege nur auf sich selbst: „Wer sich auf ein fremdes Schwert verläßt, ist verlassen.“ Hat man aber einen Bundesgenossen, so muß man treu zu ihm stehen: „Wer für dich ein Schwert ist, dem sei ein Schild.“ Wer seine Freunde preisgibt, kann nicht erwarten, daß er siegt: „Der die sinnen ier verkös, der wart dicke sigelös<sup>1)</sup>“, ein Spruch, der auf Italien wie gemünzt scheint.

Der Krieg ist nach der Anschauung unserer Vorfahren ein Gottesurteil, ebenso wie der Zweikampf. Daher: „Mit Kampf wird niemand schuldig, als wer siegelos ist“ und: „Wer den Sieg behält, der hat recht.“ Darum schlagen die Kämpfer für eine gerechte Sache oft auch eine Überzahl von Feinden: „Auch wenig Schwerter sind genug, eine gerechte Sache zu verfechten.“ „Es ist kein schärfer Schwert als das, so vor die Freiheit streitet.“

Die Art, wie der Krieg geführt wird, ist entscheidend für seinen Ausgang: „Besser einen Krieg wohl führen als wohl beschreiten (d. h. anfangen).“ Um den Krieg wohl führen zu können, muß man bereits im Frieden sich darauf vorbereiten: „Wer den Krieg will glücklich führen, muß im Frieden darauf gerüstet sein.“ Sodann ist alte deutsche Kriegsregel, daß man den Feind angreift und ihm den Krieg ins eigene Land trägt. Schon die Münchener Sprüche aus dem 15. Jahrhundert beginnen mit einer Mahnung zu herzhaftem Angriff: „Wol angerent ist

1) So aus einer Graezer Handschrift mitgeteilt von Wadernagel Lesebuch (1861) S. 985. Derselbe Spruch im Lancelot 131: Er belibet dicke sigelös, swer die sime verkös. Ähnlich Agricola 1, 145: „Alte Freunde soll man nicht vertiefen, denn man weiß nicht, wie die neuen geraten wollen.“

halb gefochten, sprach ein Igel, der hat ein Bein erstochen.“ Dies alte Sagwort<sup>1)</sup> geht auf eine sonst unbekannte Tiergeschichte zurück, in der ein Igel mit seinen Stacheln in starkem Anlauf einen Bären ersticht. Das Wort des Igels erscheint auch allein: „Tapfer angreifen ist halb besiegt.“ Bekannt ist der zum Sprichwort gewordene Ausspruch des alten Wrangel: „Der Hieb ist die beste Deckung (oder: Parade).“ Man soll den Feind nicht ins Land lassen, denn: „Wenn der Feind die Füße ins Land gesetzt hat, ist er schwer zu überwinden.“ „Im Krieg ist es besser, sein Pferd an des Feindes Zaun binden als an den eigenen.“ „Besser draußen kriegen als daheim den Feind besiegen.“ Andererseits wird auch auf das Gefährliche eines Krieges in Feindesland hingewiesen: „In Feindesland kann man schon kommen, aber schwer wieder heraus.“

Durch bloßes Hin- und Herziehen und Manövrieren kann man keinen Krieg zu Ende bringen, sondern nur durch Schlachten: „Krieg ohne Schlacht hat wenig vollbracht.“ „Wenn große Schlacht' geschehen sind, so macht man danach Fried'.“ Zur Schlacht muß man mit allem Nötigen versehen sein. Man darf nicht „in die Schlacht gehen ohne Waffen“. „Wer in die Schlacht geht, widelt die Kugeln nicht in Baumwolle.“ „Wer in die Schlacht zieht, muß die Waffen nicht vergessen.“ „Ein Soldat ohne Schwert ist nicht viel wert.“ Die Waffen müssen gut und brauchbar sein: „Dem guten Soldaten gehört eine gute Waffe.“ „Ein guter Soldat bekommt einen guten Spieß.“ „Wie der Soldat ist, so gibt man ihm den Spieß.“ „Wie der Fechter, so die Klinge.“ „Was nützt dem Soldaten das Gewehr, wenn er damit nicht schießen kann?“ „Dem jungen Soldaten frommt ein altes Pferd.“ Die Waffen müssen sauber gehalten werden, aber sie müssen auch gebraucht werden, und die Hauptsache tut der Mann, nicht die Waffe: „Im Krieg ist Dreinschlagen von Nutzen, nicht Säbelputzen.“ „Wer fechten will, kann das Schwert nicht in der Scheide lassen.“ „Es ist nicht am Schwert gelegen, sondern am Arm.“

Die bloße Tapferkeit allein tut es aber nicht. Klugheit und guter Rat sind für die Kriegführung ebenso nötig. Denn was im Kriege einmal versehen ist, das ist versehen und läßt sich nicht wieder gutmachen. Bloß auf Probe und zum Versuch läßt sich im Kriege nichts machen: „Der Krieg leidet kein Probestück.“ „Es gilt im Kriege nicht zweimal übersehen.“ „Im Kriege heißt's: versehen ist verspielt.“ „Kriegsfehler sind unheilbar.“ Fehler sind also im Kriege verboten, dagegen ist Hinterlist, Lüge und Gaukelei erlaubt: „Kriegslist ist auch Kriegsrecht.“ „Im Kriege ist viel Lüge.“ „Krieg hat viel Gaukelei“, z. B.: „Kann man den Feind nicht schlagen, so muß man ihn schrecken.“ Dergleichen Kriegslist lernt man erst allmählich durch den Krieg selbst: „Krieg muß den Krieg lehren.“ Rat und Tat müssen im Kriege Hand in Hand gehen, aber zum Rate dürfen immer nur wenig hinzugezogen werden, sonst schadet der Kriegsrat mehr als er nützt: „Krieg ohne Rat bringt großen Schade.“ „Den Feind schlägt man eher mit Rat als mit der Tat.“ „Krieg verlangt der Alten Rat und der Jungen Tat.“ „Gegen den Feind soll man viel Händ' und wenig Köpfe

1) Sagwort nenne ich eine zum Sprichwort abgekürzte Erzählung, die eine Handlung oder Situation mit einer Äußerung durch „sagte“ oder „sprach“ verbindet, z. B.: „Schlecht Wasser!“, sagte der Reiter, da konnte er nicht schwimmen. „Nur nicht ängstlich!“, sagte der Hahn zum Regenwurm, da fraß er ihn auf.

brauchen.“ „Viel Kriegsleut', wenig Ratgeber.“ „Zum Krieg mit vielen, zum Rat mit wenigen.“ „Ist im Krieg viel Rat, ist meist wenig Tat“.

Wenn man den Feind einmal geschlagen hat, soll man ihn noch nicht für gänzlich besiegt halten und die Waffen nicht vorzeitig niederlegen: „Ein geschlagener Feind ist noch nicht überwunden.“ „Erst wenn der Feind besiegt ist, wird die Waffe weggelegt“.

Den größten Einfluß auf den Erfolg hat die Führung: „Gut geführte Krieger werden Sieger.“ Sie muß in der Hand eines Mannes liegen: „Krieg verlangt viel Hände, aber nur einen Kopf.“ „Ein Kriegsheer ohne Oberst ist ein Leib ohne Seele.“ Dieser muß den Krieg nicht durch gelehrtes Studium lernen, sondern durch die Praxis; er muß von „der Pike auf gedient haben“ und auch beim Feinde in die Schule gehen: „Kriegführen lernt man nicht aus Büchern.“ „Ein gelehrter General im Feld ist dem Feinde lieber als Geld.“ „Es wird keiner ein Kriegsmann oder Christ geboren.“ „Man muß auch von dem Feinde lernen.“ „Wer kein Soldat ist gewest, der gibt kein Hauptmann.“ Er muß streng sein und gut fluchen können, damit ihn seine Leute fürchten: „Ein Kriegshauptmann soll durch die Woche sauer sehen.“ „Ein Hauptmannsfluch äßt durch neun Harnische.“ „Redliche Kriegsleut' fürchten ihren Hauptmann mehr als den Feind.“ Wenn er die vier Eigenschaften besitzt, die ein guter Hauptmann haben muß, dann durchdringt sein Geist die ganze Truppe: „Ein Hauptmann braucht vier Dinge, schnelle Füße, rührige Hände, kühnes Herz und wachsame Augen.“ „Ein freidiger (d. h. kühner, später entstellt zu „freudiger“) Hauptmann macht freidige (freudige) Kriegsleut'.“ Von besonderem Werte für ein Heer ist es, wenn der Kriegsherr selbst es führt: „Es schneidet kein Schwert schärfer als das der Herr selbst führt.“ „Kein Krieg wird besser geführt, als bei dem der Herr selbst gegenwärtig ist.“

Der Ruhm und die Ehre für die gewonnenen Siege wird dem Feldherrn zuteil. Der Soldat muß sich mit der Beute begnügen, die er dem Feinde abnimmt: „Dem Krieger die Beute, dem Feldherrn die Ehre.“ „Was der Soldat vollführt, dem General von je gebührt.“ „Die Soldaten haben die Fähr und der General die Ehr'.“ „Was ich vom Feinde bekomme, das ist mein.“

Auch einem waderen Kriegsheer begegnet es einmal, daß es zurückweichen muß. Das ist noch lange keine Flucht: „Dem Feinde zurückweichen, heißt nicht fliehen.“ „Der fleucht nicht, der verzeucht.“ „Es fliehen nicht alle, die den Rücken wenden.“ Aber auch eine wirkliche Flucht kann unter Umständen heilsam und nützlich sein: „Wohl geflohen ist wohl gefochten.“ „Besser geflohen als übel gefochten.“ Man vermeidet durch rechtzeitige Flucht unnützen Tod und kann später wieder eintreten: „Ehrlich fliehen ist besser als elend sterben.“ „Besser geflohen denn gestorben.“ „Es ist besser ehrlich geflohen, denn schändlich gefochten.“ „Wer durch Fliehen sich mag retten, kann wieder vor die Lücke treten.“ „Wer nicht fechten kann als Held, der flieh' als Hase aus dem Feld.“ Von dieser Anschauung ist dann nur noch ein Schritt zu Feiglings- und Schelmenworten wie: „Besser gar nicht gefochten als erstochen.“ „Besser mit Schanden geflohen denn mit Ehren tobtbleiben.“ „Kannst du fliehen, so fliehe.“ „Wann du kannst fliehen, sollst du nicht kriegen.“ Andererseits warnt das Sprichwort auch vor dem Fliehen, weil es eine sehr unsichere Sache ist: „Wer flieht, den jagt man.“ „Wer flieht, ist bald zu Boden gestoßen.“ „Kein Flüchtiger wird gekrönt.“ „Ein Flüchtiger werbet keine Kron'“ (2. Tim. 2, 5).

Tapferkeit, Klugheit und gute Führung reichen aber noch nicht aus, einen Krieg glücklich zu Ende zu führen. Dazu gehören vor allem reiche Geldmittel. Das geflügelte Wort eines Italieners (Büchmann<sup>24</sup> S. 474) ist auch zum deutschen Sprichwort geworden: „Zum Kriegführen sind drei Dinge nötig: Geld, Geld und nochmals Geld.“ Auch die „silbernen Kugeln“ des englischen Ministers Asquith sind eine alte sprichwörtliche Wendung: „Wenn man mit silbernen Kugeln schießt, ist eine Festung bald gewonnen.“ „Wo man mit goldenen Kugeln schießt, kann keine Festung widerstehen.“ „Wer mit goldenen Kugeln schießt, der trifft gewiß.“ „Eine silberne Kugel nußt mehr als tausend eiserne.“ Von jemand, der sich hat bestechen lassen, sagt man: „Er ist von einer goldenen Kugel getroffen.“ „Ein goldenes Schwert schlägt bald einen ehernen Streit.“ Ohne Bild heißt es: „Krieg ohne Geld sich nicht lange hält.“ Die Römer hatten eine sprichwörtliche Redensart: aureo hamo piscari<sup>1)</sup> in dem Sinne von: einen großen Verlust um eines geringen Gewinnes willen riskieren; denn wenn der goldene Angelhaken reißt, so ist der Verlust weit größer, als durch irgendwelchen Fang ausgeglichen werden könnte. Wir haben dies lateinische Sprichwort übersetzt und auf den Krieg angewandt: „Krieg ist ein güldener Hamen.“ „Der beste Krieg ist eine goldene Angel.“ „Kriegen heißt mit güldenen Neßen fischen.“ Ein anderes grobes aber drastisches Bild ist: „Krieg frißt Geld und sch . . . Kieselsteine.“

Einen im eigentlichen Sinne national-deutschen Ton schlägt das Sprichwort nicht an. Höchstens könnte man den bekannten Spruch anführen: „Wer im Krieg will Unglück han, der fange mit den Deutschen an“, und: „Das deutsche Schwert beschützt den deutschen Herd.“ Merkwürdig ist der Widerspruch hinsichtlich der Ausdauer der Deutschen zwischen: „Der Deutsche ist schwer in Harnisch zu bringen, aber noch schwerer hinaus“, und: „Die Deutschen heben hoch die Hand, doch fällt sie bald wieder in den Sand.“ Die patriotische Begeisterung für das deutsche Vaterland hat im Sprichwort also ihren Ausdruck nicht gefunden. Der Grund ist, daß sie erst im Zeitalter der Freiheitskriege zur Blüte gekommen ist, also erst 100 Jahre alt ist, während das Sprichwort seine schöpferische Periode im Mittelalter bis ins 16. Jahrhundert hinein hatte. Wenn wir diesen Zug also auch an unserem Sprichwort vermissen, so zeigt dieses doch in sich selbst ein echt nationales Gepräge und ist ein getreues Abbild der deutschen Volksseele.

## Die Medea von Euripides und Grillparzers Goldenes Vließ.

Von Karl Heinemann in Leipzig.

Ein sehr beliebtes Thema für die Oberprima ist die Vergleichenng der Iphigenie in Tauri von Euripides mit dem gleichnamigen Drama von Goethe; nicht nur weil beide Dramen oft zugleich in der Klasse gelesen werden, sondern auch, weil man glaubt zeigen zu können, wie tief der griechische Dichter unter dem deutschen steht und wie herrlich weit wir Deutschen es gebracht haben. Dem scheint eine Äußerung zu wider-

1) Sueton. Octav. 25: Similes aiebat (Octavianus) esse aureo hamo piscantibus, cuius abrupti damnum nulla captura pensari potest.

sprechen, die Goethe am 20. Juli 1811 zu Riemer getan hat: „Ich schrieb meine Iphigenie aus einem Studium der griechischen Sachen, das aber unzulänglich war. Wenn es erschöpfend gewesen wäre, so wäre das Stück ungeschrieben geblieben.“ Selbstverständlich enthalten diese Worte nicht einen Tadel der Iphigenie an und für sich, hat er doch Köstlicheres und Edleres überhaupt nicht geschrieben. Goethe will vielmehr sagen: hätte ich in meiner Jugend soviel von den Griechen gewußt, wie heute, und hätte ich den Euripides schon so gut gekannt wie jetzt, ich würde mich gehütet haben, gerade eine Griechin zur Vertreterin des hohen sittlichen Ideals und zum Sprachrohr für meine eigene Empfindung und Gesinnung zu machen.

Das Studium des Griechischen begann Goethe, abgesehen von dem geringen Unterricht des Knaben, in der Straßburger Zeit auf Anregung Herders. Selbst zu Sessenheim lernt er „schön Griechisch“ und ein hübscher Bericht verrät, wie er es bald fertig gebracht hat, ohne Übersetzung Homer zu lesen. Es folgt eifrige Lektüre von Xenophon, Plato, Theokrit, Anakreon, Pindar und den großen Tragikern. So große Begeisterung ergreift ihn, daß er lieber griechisch fühlen und empfinden möchte, als deutsch. Seine Dichtungen Der Wanderer, Wanderers Sturmlied, Der Werther, Prometheus, Ganymed, Künstlers Morgenlied, die Übersetzung der fünften olympischen Ode Pindars sind Zeugen dieses begeisterten Studiums. Sein Verhältnis zur Antike wird eine Art Religion und Anbetung. Homer heißt ihm der Heilige, seine Lektüre „Andacht liturgischer Lektion“. Der Bericht, wie er zum Verständnis Homers gelangt sei, schließt mit den Worten: „Lies, wie die Melodie des Hexameters dahinfließt und es dir schön klinge in der Seele . . . Lerne daraus zu Hause und auf dem Feld, wie einer beten möchte, dem das Herz ganz nach Gott hing.“ Den Agamemnon von Aeschylos verehrt er „abgöttisch“, und selbst der glühend hassende und greulich fluchende Oedipus auf Kolonos ist ihm „von erhabener Heiligkeit“. Das Griechische umfaßt für ihn alles Große, Herrliche und Edle. Diese Auffassung war von Windelmann und der bildenden Kunst ausgegangen. „Die stille Größe und edle Einfachheit“ der griechischen Statuen übertrug man auf die Gestalten der Dichtung und auf die Griechen selbst. Das ethisch-religiöse Ideal der Zeit Goethes war die Humanität, die edle Menschlichkeit. Ob wir Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“ oder seinen Nathan, Herders Jugendwerke oder seine „Ideen“ lesen, überall ist dieselbe Sehnsucht, dasselbe Ziel: die Humanität, die reine Menschlichkeit. Und dieses Ideal, das die edlen und großen Männer im eigenen Herzen trugen, glaubten sie erreicht zu finden bei den Griechen. Goethe wollte in seiner Iphigenie griechisches Wesen, griechische Charaktere darstellen, in Wirklichkeit stellte er sich selbst und seine Ideale dar. Über seinen Irrtum hätte ihn, sollte man meinen, Euripides selbst am besten aufklären können, aber so sehr war die Zeit verrannt in ihrer Auffassung von der Vollkommenheit und sittlichen Größe des Griechentums, daß sie, wo immer griechische Dichtungen mit diesem Ideal nicht übereinstimmten, die Dichter dafür verantwortlich machten. „Euripides verdiente diese Kritik,“ so äußert sich v. Wilamowitz in der Einleitung zu seiner Medea-Übersetzung, „weil seine Kunst sich mit dem Schönheitsideal des Klassizismus schlechterdings nicht verträgt . . . Die Griechen als vorbildliches Mustervolk des Neuhumanismus hatten vor allen Dingen human zu sein . . .“ So wunderbar es klingt, Goethe hat wirklich geglaubt, das Griechentum besser zu verstehen, als Euripides und deshalb seine Iphigenie geschrieben. Später

hat er Euripides besser kennen gelernt, ja von ihm ist eigentlich das gründlichere Verständnis des lange verkannten Dichters ausgegangen. Kurz vor seinem Tode hat er in sein Tagebuch geschrieben: „Mich wundert's, daß die Aristokratie der Philologen die Vorzüge des Euripides nicht begreift, indem sie ihn mit herkömmlicher Dornenheit seinen Vorgängern subordiniert, berechtigt durch den Hanswurst Aristophanes. Hat doch Euripides zu seiner Zeit ungeheure Wirkung getan, woraus hervorgeht, daß er ein eminentere Zeitgenosse war, worauf doch alles ankommt. Und haben denn alle Nationen seit ihm einen Dramatiker gehabt, der nur wert wäre, ihm die Pantoffeln zu reichen?“ Die zu Anfang erwähnten, an Riemer gerichteten Worte klingen fast wie eine Abbitte an Euripides. Es steckt in ihnen auch die Erkenntnis, daß der Dichter, mag er nun Deutsche oder Griechen darstellen wollen, im letzten Grunde immer sich selbst darstellt. Welchen Wert Goethe auf diese Erkenntnis gelegt hat, beweisen seine Worte, die er in hohem Alter ausgesprochen hat. „Wenn ich aussprechen soll, was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern geworden bin, so darf ich mich wohl ihren Befreier nennen; denn sie sind an mir gewahr geworden, daß, wie der Mensch von innen herausleben, der Künstler von innen heraus wirken müsse, indem er, gebärde er sich wie er will, immer nur sein Individuum zutage fördern wird.“

Es liegt nun die Frage nahe, welcher Auffassung von Griechentum der große deutsche Dichter, der nach Goethe hellenische Stoffe dramatisch dargestellt hat, Grillparzer, gefolgt ist. Er war ein getreuer Schüler Goethes, und auch für ihn war Goethe ein Befreier, das soll die folgende Vergleichung des Goldenen Vlieses Grillparzers mit seinen antiken Quellen erweisen. Diesen Quellen im einzelnen nachzugehen, dessen sind wir überhoben durch das bekannte Buch von Schwering<sup>1)</sup>. Grillparzer selbst erzählt in seiner Lebensbeschreibung, daß eine zufällige Lektüre des Artikels Medea in Hedrichs mythologischem Lexikon den ersten Anlaß zu dem Plan, den Stoff dramatisch zu behandeln, gegeben hat. Es ist damit gemeint das von Benjamin Hedrich, Rektor in Großenhain, 1724 verfaßte „gründliche mythologische Lexikon“, das Joh. Joachim Schwabe 1770 neu im Gleditsch'schen Verlag in Leipzig herausgegeben hatte und das auch von Goethe und Schiller oft als Quelle benutzt worden ist<sup>2)</sup>. Noch vorhandene Aufzeichnungen Grillparzers beweisen, daß er Diodors geschichtlich Bibliotheca Apollodors Bibliothek, Strabos Erdbeschreibung, Hygins Sabeln und das Epos Argonautica von Valerius Flaccus eifrigst, soweit sie für ihn in Frage kamen, studiert hat. Dasselbe ist anzunehmen von der Argonautenfahrt des Apollonius. Auch die Medea Senecas hat er durchgearbeitet. Die Hauptquelle war, wie selbstverständlich, die Medea von Euripides, auf die alle späteren Bearbeitungen dieses Stoffes zurückgehen. Wie Grillparzer sich zu Euripides stellte, verrät ein Gedicht, das er im Jahre 1843 verfaßt hat, als L. Tied den Versuch machte, die Medea des Euripides auf der Berliner Bühne einzuführen.

1) Julius Schwering, Franz Grillparzers hellenische Trauerspiele auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder geprüft. Paderborn 1891, S. Schönigh.

2) Vgl. Joseph Brod, Hygins Sabeln in der deutschen Literatur. München 1913.

## Euripides an die Berliner.

Seid Ihr so arm in Eurem eignen Haus,  
Daß Ihr Geräte borgt, aus fremden Fernen?  
Spricht das Gefühl nicht eignen Inhalt aus,  
Wie soll's im fremden sich zu finden lernen?

Was heut geschähn, preis' ich dem Lied nicht an,  
Und Gegenwärt'ges hab' ich nie besungen;  
Was ist, ist dem Bedürfnis untertan,  
Vergangnes, weil verklärt, ziemt Dichterzungen.

Doch die Empfindung, die dem Liede lauscht,  
Sie ist von heut und ist mit Dir geboren,  
Wie sich Dein Selbst mit keinem andern tauscht.  
Ist, was Du selbst nicht fühlst, für Dich verloren.

Der Anteil liegt in Sachen, nicht im Wort,  
Dein Mitleid wecken nur verwandte Schmerzen;  
Erbt auch der Geist durch die Geschlechter fort,  
Sich selber Grab und Wiege sind die Herzen.

Wenn anders ich in meinen Tagen sang  
Als Aeschylos, erreichbar wohl für keinen,  
Wär's, weil ein andres Echo mir erklang  
Aus meiner Hörer Brust, als ihm aus seinen;

Und Ihr, nach zwei Jahrtausend Zwischenraum,  
Das Widerspiel von meines Volkes Leben,  
Wollt, was das Wissen Euch verdeutlicht kaum,  
Dem Mitgefühl als weiche Nahrung geben?

Ehrt Ihr mich, wohl, so eignet mich Euch an,  
Füllt Eure Adern straff mit meinem Blute,  
Und so gestärkt, tut, wie ich selbst getan:  
Erzeugt das Euch Gemäße und das Gute.

Und könnt nicht Ihr's, noch denen Ihr vertraut,  
So weint und klagt im här'nen Bühlerhemde,  
Nicht, daß Ihr stolz auf Mitgeborne schaut,  
Weil Ihr euch angeheuchelt habt das Fremde.

Dem aber, der Euch deutelt Neu und Alt,  
Sagt nur: es sei'n die schlechtesten der Insekten,  
Die ihre Eier, weil sie selbst zu kalt,  
In fremde Körper auszubrüten legten.

Wer Leben schafft, das seiner Zeit gehört,  
Wär's auch im Raum und durch die Zeit begrenzter,  
Tat mehr, als wer zum Sabbat aufbeschwört  
Die Schatten von Gespenstern für Gespenster.

Erinnern wir uns dazu der Antwort, die Grillparzer auf den Vorwurf, „sein Drama Sappho sei nicht genug griechisch“, gegeben hat: „Ich habe nicht für Griechen, sondern für Deutsche geschrieben“, so wird es ganz klar, wie er seine Stellung und seine Aufgabe dem antiken Vorgänger gegenüber aufgefaßt hat: Der tragische Dichter geschichtlicher oder sagenhafter Stoffe wird zwar die Geschehnisse, die Taten, das Äußere als längstst vergangenes darstellen, aber die Empfindungen, Gefühle, Charaktere seiner Helden und die Motive ihrer Handlungen seiner Zeit und seinem Herzen entnehmen. Es

war mithin seine Hauptaufgabe, die Handlungsweise Medeens aus den sittlichen Anschauungen und Empfindungen seiner Zeit zu erklären. Dem scheint Grillparzers Absicht zu widersprechen: „Den Unterschied zwischen Kolchis und Griechenland zur Grundlage der Tragik in der Trilogie zu machen.“ Aber das ist nur scheinbar. Gerade wie Goethe war Grillparzer der Meinung, daß die Griechen das geistig und sittlich höchststehende Volk gewesen und daß sie das Ideal der Sittlichkeit, das er im Herzen trug, verwirklicht haben. Wenn in der Euripideischen Iphigenie und Medea jenes Ideal sich nicht verkörpert fand, so war das die Schuld des griechischen Dichters, dem die wahre Größe des Griechentums nicht aufgegangen war. So ergab sich als leitende Tendenz für den Dichter des Goldenen Vlieses gegenüber der Darstellung des Euripides: die Veredlung und Idealisierung der Charaktere und der Motive der Griechen und auch Medeens, die, wenn sie auch eine Kolchierin ist, dennoch das Bestreben hat, eine Griechin zu werden. Diese Tendenz zeigt sich nun sowohl in der Gestaltung der Charaktere selbst, als auch in den Änderungen, die Grillparzer mit dem Stoff vornahm.

Um die Handlungsweise Medeens zu begründen und zu erklären, stellt er nicht nur wie Euripides die Katastrophe dar, sondern behandelt in den Dramen Der Gastfreund und Die Argonauten ihr Schicksal von der Ankunft des Phrixos in Kolchis an, dem Aietes das goldene Vließ raubt. Euripides erwähnt das goldene Vließ nur nebenbei an zwei Stellen. Welchen Wert Grillparzer diesem Vließ beilegte, ist schon daraus zu ersehen, daß er der Trilogie nach ihm den Titel gab. Mit dem Raube des goldenen Vlieses aus Delphi beginnt die Trilogie, mit dem Entschluß Medeens, es wieder dorthin zu bringen, schließt sie. Die Sage erzählt, daß Phrixos auf einem geflügelten Widder mit goldenem Vließ nach Kolchis geflüchtet und daß das goldne Vließ von dort durch Jason zurückgeholt worden sei. Bei Hyginus findet sich die Angabe, daß Aietes den Phrixos habe töten lassen. Euripides berichtet nur von „dem Drachen, der das goldene Vließ umringelt hielt, in nimmer müder Wache“. Aber Grillparzer hat ihm eine übernatürliche Kraft verliehen. Phrixos erhielt es im Traum im Tempel zu Delphi auf geheimnisvolle Weise. Er bringt es nach Kolchis, weil dieser Name auf dem Standbild, dem das Vließ entnommen war, mit goldenen Lettern eingegraben war. „Sieg und Rache“ wird ihm in seinem Besitz versprochen. Nachdem Aietes es ihm geraubt hat, spricht er sterbend den Fluch aus über jeden Besitzer des Vlieses. Um es vor Raub zu schützen, wird es hier in einer Höhle von einer Schlange gehütet; Feuer geht von ihm aus und die Hand verbrennt dem, der es berührt.

In der Höhle liegt's verwahrt,  
Verteidigt von allen Greueln  
Der List und der Gewalt.  
Labyrinthische Gänge,  
Sinnverwirrend,  
Abgründe, trügerisch bedeckt,  
Dolche unterm Fußtritt,  
Tod im Einhauch,  
Mord in tausendfacher Gestalt!

Und das Vließ, am Baum hängt's,  
Giftbestrichen,  
Von der Schlange gehütet,  
Die nicht schläft,  
Die nicht schont,  
Unnahbar.

Alles Bedeutende, was geschieht, knüpft sich an dieses Vließ an. Um seinetwillen wird Phrixos ermordet, um seinetwillen unternimmt Jason die Fahrt, geschehen all die Greuel; mit ihm hängt der Tod des Pelias und zuletzt auch der Tod Kreusas zu-



sammen. Mit seinem Besitz ist Reichtum, Ehre, Macht und Sieg verbunden, aber seit dem Fluch des Phrixos auch Verderben und Tod.

... es ist das goldne Götterkleinod,  
von dem man spricht, so weit die Erde reicht.“

Von ihm gehen magische Wirkungen aus, die alle diese Helden veranlassen, um seinen Besitz Ehre und Leben aufs Spiel zu setzen. Grillparzer hat es mit dem Nibelungenhort verglichen, aber dazu fehlt ihm der reelle Wert. „Es ist ein Symbol, die Verförperung, wie Volkelt sagt, der Lockungen und Betörungen, die von Größe, Macht, Ruhm und Liebe ausgehn“, aber zugleich auch ein handelndes Wesen, eine tüdtische Schicksalsmacht, die die Menschen ins Verderben stürzt und auch den unschuldigen Phrixos nach Kolchis lockt, um ihm statt des versprochenen Sieges schmählichen Untergang zu bereiten. Ebenso werden Aietes, Jason, Pelias, Kreon durch das Dließ betört und verlockt. Aber zu unserm höchsten Erstaunen erfahren wir plötzlich, daß es mit dieser übernatürlichen Kraft des Dließes gar nichts auf sich hat. Jason selbst erklärt dem Könige Aietes:

Nicht gut, nicht schlimm ist, was die Götter geben,  
Und der Empfänger erst macht das Geschenk.  
So wie das Brot, das uns die Erde spendet,  
Den Starken stärkt, des Kranken Siedtum mehrt,  
So sind der Götter hohe Gaben alle,  
Dem Guten gut, dem Argen zum Verderben.  
In meiner Hand führt jenes Dließ zum Sieg,  
In deiner Sicherheit's dir den Untergang.

Wenn aber das goldene Dließ nicht mehr ist, als jede andere Gabe Gottes, wie soll man den Kampf aller dieser Männer um ein Widderfell verstehen? Und war Phrixos nicht auch ein guter und edler Mensch? Noch ein anderer unlösbarer Widerspruch tritt dazu. Jason hat sein Leben und seine Ehre daran gesetzt, das Dließ zu erwerben, aber in Korinth weiß er gar nicht, wo es geblieben ist. Wenn der Dichter damit sagen wollte, daß Jason den Glauben an das Dließ verloren habe, so mußte das doch bei der großen Bedeutung, die dem Dließ in der ganzen Dichtung gezollt wird, deutlicher und klarer begründet werden. Offenbar hat Grillparzer sich mit der Einführung der übernatürlichen Macht des goldenen Dließes der griechischen Tragödie nähern wollen, wenn auch Euripides gar nichts davon weiß. Er teilte den Glauben seiner Zeit, von dem uns erst Wilamowitz befreit hat, daß die griechische Tragödie ein Schicksalsdrama gewesen sei. Wie Schiller die größere Hälfte der Schuld Wallensteins „den unglückseligen Gestirnen zuwälzte“, so wollte Grillparzer seine Gestalten entlasten und sittlich heben, indem er sie unter den Bann einer überirdischen Macht stellte.

Um seine griechischen Helden und die griechische Kultur so herrlich als möglich erstrahlen zu lassen, gewährte Grillparzer der Schilderung der Unkultur von Kolchis und seinen Bewohnern einen sehr breiten Raum. Dieser Unterschied sollte sogar, wie er selbst sagt, die Grundlage der Tragik ausmachen und die beiden ersten Tragödien deshalb so barbarisch als möglich gehalten werden. Der Gegensatz wird gezeigt an der Natur und Beschaffenheit des Landes von Kolchis, an der Wohnung und Lebensweise des Fürsten, an der Auffassung der Götter und den Opfern; an den Begriffen von Ehre, Gastfreundschaft und Treue. Die entsetzlichsten Greuelthaten gehen von

Kolchis aus und auf dieser Folie hebt sich die Schönheit Griechenlands und die Sittlichkeit und Kultur seiner Bewohner glänzend ab. Das ist so sehr Grundzug der Tragödie, daß es eines Nachweises nicht bedarf. Die Gestalt der Gora, der Begleiterin Medeens, ist eigens dazu geschaffen, um diesen Gegensatz auch in dem dritten Drama, das in Griechenland spielt, festzuhalten. Bei Euripides wird von der Unkultur der Barbaren nur an zwei Stellen gesprochen, er hatte dazu auch keine Veranlassung; aber während bei dem deutschen Dichter Medea den Griechen aus tiefster Seele verhaßt ist, ist bei ihm die hellenische Welt voll von ihrer Weisheit und Kunst, sind die Korinther ihr wohlgeneigt und der Chor der Frauen ist mit ihr befreundet und nimmt ihre Partei.

Aber damit ist der Kern unseres Themas noch nicht berührt: Der Mord der Kinder durch die eigne Mutter. Grillparzer erzählt in seiner Selbstbiographie, daß ihn „vor allem der Charakter der Medea interessiert hätte und die Art und Weise, wie sie zu der, für eine neuere Anschauungsweise abscheulichen Katastrophe geführt wird“. Es steckt in diesen Worten ein Vorwurf gegen Euripides, der ja den Kindermord durch Medea, von dem die Sage nichts weiß, erst erfunden hat. Aber dieser Vorwurf wäre nur berechtigt, wenn die Euripideische Medea ihre Kinder tötete, um ihre Rachegefühle zu befriedigen. Das tut sie nicht. Sie faßt zwar den Entschluß, aber sie kann ihn nicht ausführen. Erst als der Tod allein von ihrer Hand die Kinder schützen kann vor einem martervollen Ende durch die zur Rache<sup>2</sup> herbeieilenden Korinther, vollendet sie die Tat. Für die Athener war die Sorge und Angst Medeens sehr verständlich, weil nach der ursprünglichen Sage die Kinder wirklich von den Korinthern ermordet wurden.

## D. 1236—1250.

Korintherinnen, mein Entschluß steht fest.  
Jetzt sterben meine Kinder gleich. Dann  
flieh' ich  
aus diesem Lande. Säumen darf ich nicht,  
sonst lief're ich meine Kinder andern Händen,  
Der Feinde Händen aus zu schönem Morde.  
Ihr Tod ist unvermeidlich. Da er's ist,  
will ich sie töten, die ich sie gebar.  
Auf, wappne dich mein Herz, was zaudern  
wir,  
Die schwere graue Tat der Not zu tun?

Auf, meine Hand, entschließ dich, nimm  
das Schwert,  
nimm's, tu den Sprung ins Meer verloren  
Lebens.  
Weich werden darfst du nicht, darfst an die  
Kinder  
nicht denken, die du liebst, die du gebarst.  
Nur diesen kurzen Tag vergiß die Kinder,  
dann magst du um sie weinen. Du erschlägst  
sie zwar, doch liebst du sie. Ich ärmste Mutter!  
(v. Wilamowitz)

Grillparzer hat dieses Motiv nur nebenbei verwendet.

„Sie kommen, sie töten mich,  
Schönen auch der Kleinen nicht.“

Daraus könnte man folgern, daß sie die Kinder und sich selbst töten will, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen, eine Lösung, die selbst ein so gewichtiger Kritiker wie Volkelt für die bessere hält. Eine martervolle Ermordung der Kinder durch Kreon ist bei der hohen sittlichen Stufe, auf die ihn Grillparzer gestellt hat, ganz ausgeschlossen. Dagegen hat Grillparzer zwei neue Motive erfunden, die beide wieder dazu dienen sollen, Medeens Tat uns verständlicher zu machen und ihren Charakter zu heben. Es ist erstlich das Motiv der Eifersucht. Die Medea des Euripides ist viel zu groß gedacht, als daß das Gefühl der Eifersucht in ihrem Herzen Raum finden könnte. Ihr Stolz verbietet das. Sie verachtet die Nebenbuhlerin und haßt sie, weil sie von ihr

in ihrer Frauenwürde gekränkt ward. Sie tötet sie, damit Jason kinderlos bleibe. Auch bei Jasons Bewerbung um die Tochter des Königs ist von Liebe nicht die Rede; es ist ihm nur um die Stellung als Gatte der Erbin des Reiches zu tun. Medea, von glühender Eifersucht erfüllt, möchte das Herz des Gatten zurückerobern; sie will ihren Charakter aufgeben, eine Griechin werden, eine Frau wie Kreusa. Es gelingt ihr nicht, sie wird von dem Gatten in schmähhcher Weise verstoßen und in das Elend gejagt. Daß eine eifersüchtige Frau ihre Nebenbuhlerin beseitigt, ist begreiflich. Daß sie aber aus Eifersucht ihre Kinder ermordet, ist sicher ganz unwahrscheinlich. Das hat Grillparzer ebenso empfunden wie wir und deshalb erfand er noch ein neues Motiv. Bei Euripides werden Medea die Kinder gelassen; sie sollen mit ihr in die Verbannung gehen. Ihre Bitte, die Kinder in Korinth lassen zu dürfen, damit sie von ihrem Vater erzogen würden, ist eine Heuchelei, durch die sie den Untergang der Nebenbuhlerin erreichen will. Um die Schuld Medeas zu mildern, verschärfte Grillparzer das Unrecht, das ihr geschieht, dadurch, daß sie ihrer Kinder beraubt werden soll. Auf ihre flehentlichen Bitten gestattet Jason, daß einer von den Knaben ihr bleibe und ihnen selbst die Wahl gelassen werde. Und nun muß Medea die schreckliche Erfahrung machen, daß beide Knaben sich weigern, ihr zu folgen und vor der Mutter zu ihrer Nebenbuhlerin flüchten. Daß Medea deshalb auf die unmündigen Knaben, die gar nicht wissen, was sie tun, glühenden Haß wirft, ist vielleicht verständlich, aber nicht verständlich ist es, daß dieser Haß ein Motiv zur Ermordung der Kinder wird.

Bisher haben wir die Änderungen Grillparzers betrachtet, die er mit dem Stoff vorgenommen hat und bei ihnen dieselbe Tendenz gefunden. Noch klarer wird sie hervortreten, wenn wir die Charaktere seiner Gestalten mit denen des Euripides vergleichen.

Kreusa in der deutschen Medea gehört Grillparzer ganz allein. Euripides hat ihr nicht einmal einen Namen gegeben. Sie tritt bei ihm überhaupt nicht auf; nur in einer Szene wird von ihr und ihrem schrecklichen Untergang berichtet. Und doch hat der griechische Dichter es verstanden, ein charakteristisches und individuelles Bild von ihr zu entwerfen. Sie ist eine oberflächliche und herzlose Kokette, deren Lebensinhalt der Puß und die Garderobe ausmachen. Als Jason mit den Kindern in das Frauengemach kommt, grüßt sie ihn lächelnd, „doch dann wandte sie schmollend das Köpfchen ab und zog den Schleier vor das Gesicht“, als sie die Kinder sieht, die sie verachtet. Unmutig hört sie seine Bitte an, für die Kinder eine Freistätte in Korinth bei Kreon zu erwirken. Aber kaum hat sie auf deren Gaben einen Blick geworfen, als sie alles zugesteht und mit Ungeduld auf den Augenblick wartet, da Jason sie verlassen wird. Dann legt sie sich den Mantel um die Schultern und setzt sich die goldene Krone auf:

nahm einen Spiegel, sich die Locken anders  
zu stecken, ihrem Ebenbilde lustig  
zulächelnd, das im blanken Erz erschien.  
Dann sprang sie auf und schritt und tänzelte  
im Zimmer hin und her und wußte sich

vor Freuden über ihre Kostbarkeiten  
gar nicht zu lassen; immer wieder redte  
sie auf den schlanken Füßchen sich empor  
und schaute nieder auf den Wurf der Falten.  
(v. Wilamowitz)

Da Grillparzer den Motiven für den Mord der Kinder die Eifersucht Medeas hinzufügte, mußte natürlich der Rivalin eine größere Rolle zufallen. Er hat Kreusa alle die guten Eigenschaften verliehen, die ein braves deutsches Mädchen zieren.

An der Liebe zu Jason, die auf ihre früheste Jugend zurückgeht, hat sie treu festgehalten. Trotz dieser Liebe ist sie in ihrem Edelmute bereit, Jason und Medea zu versöhnen, sie unterstützt Medeens Bestreben, Jasons Herz zurückzuerobern und seine Günst wieder zu gewinnen. Barmherzig und liebevoll nimmt sie sich der Kinder an, auf ihre Bitten hin wird es Medea gestattet, trotz der Verbannung durch die Amphiktyonen in Korinth zu bleiben. An allem was sie spricht, tritt ihr edler Sinn, ihre Güte und Milde hervor. Auf Medeens Drohung mit furchtbarer Rache hat sie die hohe Antwort:

„Ich sinne nur, ob recht ist, was wir tun,  
Denn tun wir recht, wer könnte dann uns schaden?“

Aber das schöne Bild wird im entscheidenden Augenblicke zerstört. Der Edelmut versagt, wo den großen Worten die große Tat folgen soll. Sie weigert sich nicht, sich mit Jason zu vermählen und so Medea den Gatten zu rauben.

Auch dem Vater Kreusas hat Euripides nur eine Szene gegönnt. Es ist bewundernswert, wie er in den wenigen Versen einen ganz individuellen Menschen und doch den Charakter nur insoweit geschildert hat, als er ihn zur Begründung seiner Handlungsweise braucht. Durch Kreon soll die Verbannung Medeens ausgesprochen, zugleich aber für einen Tag zurückgenommen werden. So schuf denn Euripides einen König, der sich selbst das Zeug zu einem Herrscher abspricht, einen gutherzigen milden Menschen, der das Unglück hat, daß immer das Gegenteil von dem geschieht, was er beabsichtigt. Diesmal ist er aber ganz besonders auf der Hut, da es das Glück seiner geliebten Tochter gilt. Um Medea ja nichts von seinem weichen, nachgiebigen Charakter merken zu lassen, gibt er seinen Worten die rauheste Form und um sich vor sich selbst zu schützen, erklärt er, „ich weiche nicht vom Platze, eh du aus meinem Reich geschieden bist“. Aber auch diesmal ereilt ihn sein Schicksal. Als Medea sich an sein Vaterherz wendet: „Erbarm dich meiner Kinder, Vater bist du selbst und kannst nicht grausam gegen Kinder sein“, da gestattet er gerührt den erbetenen Aufschub der Verbannung. Nun nimmt das Unheil seinen Lauf. Der liebende Vater stirbt auf der Leiche seines Kindes.

Einen solchen Charakter brauchte der deutsche Dichter nicht auf eine höhere sittliche Stufe zu stellen. Sein Kreon ist ebenfalls ein guter und braver Mann. Er nimmt Jason und Medea auf, hält an Jason fest trotz des Verbotes der Amphiktyonen — einer Erfindung Grillparzers, die ganz ungriechisch ist —, er überläßt Medea eines ihrer Kinder, ja nach der schmachvollen Ermordung seiner Tochter erklärt er feierlich: „Tat ich Medea unrecht — bei den hohen Göttern, ich hab es nicht gewollt.“ Damit steht freilich in Widerspruch seine Eier nach dem goldenen Vließ, doch war dieser Widerspruch vom Dichter wohl beabsichtigt. Er beweist den dämonischen Einfluß des tückischen goldenen Vlieses, das auch gute Menschen ins Verderben lockt.

Die breite Basis einer Trilogie gab Grillparzer die Möglichkeit, bei seinen Hauptgestalten Jason und Medea seine Tendenz in ausgedehnter Weise walten zu lassen. Wenn Euripides uns fertige, abgeschlossene Charaktere gibt, konnte Grillparzer werdende darstellen. Es sind von Natur aus edle Menschen, die infolge der Schicksale, die ihnen zuteil werden, ihre Seele nicht rein halten und allmählich zu Verbrechen getrieben werden.

Der Euripideische Jason ist ein eitler Egoist, dessen Handlungen allein durch den Vorteil bestimmt werden. Einer Neigung oder Liebe zu andern Menschen ist er

überhaupt nicht fähig. Er hat Medea nur um des eigenen Vorteils willen geheiratet und ebenso wenig liebt er die zweite Gattin, für deren qualvollen Untergang er nicht ein Wort der Klage übrig hat. Es ist ihm nur darum zu tun, sich eine hohe Stellung und behagliche Existenz zu verschaffen. Da ihm nun eine solche als Schwiegersohn eines Königs geboten wird, wäre er ein Tor, sie nicht anzunehmen. Medea muß das doch einsehen. Nur durch die neue Ehe werde es ihm möglich, für die Kinder zu sorgen. Sie sollen einst die Ersten im Staate werden, sobald er König sein wird. Zu einer Geldunterstützung und zu Empfehlungsbriefen an seine Freunde sei er gern bereit, fehlen soll es ihr und den Söhnen an nichts. Ihre Verdienste um ihn leugnet er nicht. Aber genau besehen sei nur ihre Verliebtheit die Ursache ihrer Hilfe gewesen, dafür wohne sie in einem gesitteten Lande und sei in ganz Griechenland berühmt geworden, ein Sohn, der doch wirklich genüge. Medea hätte auch in Korinth bleiben können, nur durch ihre Drohungen gegen den König und seine Tochter habe sie sich die Verbannung zugezogen und so ihr Schicksal sich selbst zuzuschreiben. So eitel ist dieser Egoist, daß er Medeens heuchlerische Schmeicheleien für bare Münze nimmt, die plötzliche, verlogene Wandlung ihrer Gesinnung für echt hält und so in sein Verderben rennt.

Grillparzers Jason ist nicht weniger Egoist. Medea charakterisiert ihn mit den Worten:

Nur er ist da, er in der weiten Welt,  
Und alles andre nichts, als Stoff zu Taten.  
Doll Selbstheit, nicht des Nutzens, doch des  
Sinns,

Spielt er mit seinem und der andern Glück:

Loth's ihn nach Ruhm, so schlägt er einen tot.  
Will er ein Weib, so holt er eine sich,  
Was auch darüber bricht, was kummert's  
ihn!

Er tut nur recht, doch recht ist, was er will.

Er handelt ebenso schlecht an Medea wie der Jason des Euripides. Er verstößt sie, der er alles verdankt, die ihm alles geopfert hat und scheut auch die Lüge nicht, um seine schändliche Handlungsweise zu begründen. Er ist ein schwacher, haltloser Mensch, jammernd und klagend, ganz gebrochen und verzweifelt. Aber dieser Jason tritt uns erst in dem dritten Drama entgegen. In den Argonauten ist er der von ganz Griechenland bewunderte Held, wie Medea ihn schildert: „So stand er da, an Kolchis fremder Küste, die Männer stürzten nieder seinem Blick . . . So stand er da, in Kraft und Schönheit prangend, Ein Held, ein Gott.“

Die stolze Königstochter, die bisher die Liebe verachtet hat, unterliegt seinem Zauber, wird sein willenloses Geschöpf, verläßt die Heimat, verrät den Vater und die Brüder. Um seine sieghafte Tapferkeit scharen sich die ersten Männer Griechenlands, die ihn vergöttern. Mit ihm sind sie Helden, ohne ihn ratlos und furchtsam. Er selbst schildert seinen Abschied von Korinth zur Fahrt nach dem goldenen Vlies:

Da wallten sie in dicht gedrängten Wogen  
Don Menschen, Wagen, Pferde, bunt  
gemengt;

Die Dächer trugen Schauende, die Türme,  
Und wie um Schätze stritt man um den Raum,  
Die Luft ertönte von der Zimbel Lärm  
Und von dem Lärm der Heil zuschrei'nden  
Menge;

Dicht drängt' sie sich rings um die edle Schar.  
Die, reich geschmückt, in Panzers hellem  
Leuchten,

Der Mindeste ein König und ein Held,  
Den edlen Führer ehrfurchtsvoll umgaben;  
Und ich war's, der sie führte, ich ihr hort,  
Ich, den das Volk in lautem Jubel grüßte. —

So hofft er bei der Rückkehr als Sieger nach großen, unerhörten Kämpfen mit noch größerem Jubel empfangen zu werden.

Doch still war's in den Gassen, als ich kam,  
Und scheu wich der Begegnende mir aus.  
Was dort geschehn in jenem dunkeln Land,  
Vermehrt mit Greueln, hatt' es das Gerücht

Gesät in unsrer Bürger furchtsam Ohr;  
Man floh mich und verachtete mein Weib —  
Mein war sie, mich verschmähte man in  
ihr!

Es waren die Gerüchte von der Zauberkraft Medeens, von der grausamen Ermordung des Bruders, von dem Tode des Vaters, die die Griechen schauern ließen vor der Barbarin. Der Oheim Pelias verlangt von Jason die Verstoßung Medeens, und da er sich weigert, wird er aus Iolkos verbannt. Da erkrankt plötzlich Pelias und stirbt auf geheimnisvolle Weise. Das Volk gibt Medea die Schuld, erstürmt das Haus Jasons und nur mit Mühe gelingt es ihm, zu entkommen. „Seitdem irr' ich durch Hellas weite Städte,“ so berichtet er dem König Kreon, „der Menschen Greuel, meine eigne Qual, Und nimmst du mich nicht auf, ein ganz Verlorner.“ Es ist wohl zu verstehen, daß die Verbannung, die Verachtung und der Haß seines Volkes Jason den Lebensmut raubt und ihn im Elend und der Verzweiflung kleinlich und haltlos werden läßt, aber nicht zu verstehen wäre es, wenn derselbe Held, der uns als die Blüte Griechenlands geschildert worden war, jene Verbrechen begangen oder teil an ihnen genommen hätte. Wie sollte das auch mit dem Bilde übereinstimmen, das in der Seele Grillparzers von den Griechen lebte? Von Absyrtos, dem Bruder Medeens, erzählt die Sage, er wäre von Jason getötet worden, eine andere läßt ihn von Medea gemordet und zerstückelt werden, bei Euripides wird er von Medea am Herde des Hauses getötet. In dem deutschen Drama wird er zwar von Jason, den er angreift, niedergeschlagen, jedoch nicht verwundet. Er springt freiwillig ins Meer, weil er den Tod der Gefangenschaft vorzieht. Vom Tode des Pelias bekennnt die Euripideische Medea offen, den Mord durch seine Töchter angestiftet zu haben, wobei sie andeutet, daß sie damit einen Wunsch Jasons erfüllt habe. Grillparzer hat den Tod des Pelias so sehr in den Mittelpunkt seiner Medea gestellt, daß fast die ganze Handlung sich um die Frage der Schuld oder Nichtschuld dreht. Jason schwört bei allen Göttern, der Tat fern zu stehen. Auch der Herold der Amphiktyonen gibt seine Unschuld zu. Aber Medea denkt darüber anders:

Medea.

Weißt du — Sieh mich nicht so verachtend  
an! —  
Wie du den Tag vor deines Oheims Tod,  
Da eben seine Töchter von mir gingen,  
Die ratlos ich auf dein Geheiß entließ;  
Wie du zu mir in meine Kammer tratst  
Und, mit den Augen so in meine schauend —  
Als sah' ein Dorfsah, scheu in dir verborgen

Nach seinesgleichen aus in meiner Brust —  
Wie du da sagtest: Daß zu mir sie kämen  
Um Heilung für des argen Vaters Krankheit,  
Ich wollt' ihm einen Labetrunk bereiten,  
Der ihn auf immer heilen sollt' und mich!  
Weißt du? Sieh mir ins Antlitz, wenn du's  
wagst!

Jason.

Entsetzliche! Was rasest du gen mich?  
Machst mir zu Wesen meiner Träume Schatten,  
Hältst mir mein Ich vor in des deinen Spiegel  
Und ruffst meine Gedanken wider mich?  
Nichts weiß ich, nichts von deinem Tun und Treiben.

Den Anklagen Medeens, daß Jason um den Tod des Oheims zu den Göttern gebetet, ja sie versucht habe, „ob sie's nicht üben wollte“, weiß Jason nur zu entgegnen: Nicht der Gedanke wird bestraft, die Tat. Zu solchen Sophismen flüchtet der große

Held. Das Anfsinnen des Pelias und Kreon, Medea zu verstoßen, hat er zurückgewiesen, Kreon gegenüber mit den schönen Worten:

Jason.

Eh' du vollendest, höre mich!  
 Du nimmst uns beide, oder keinen, Herr!  
 Mein Leben wär' erneut, wüßst' ich sie fort,  
 Doch muß ich schützen, was sich mir vertraut.

Aber wie sehr er sich das wünscht, was zu tun er sich scheut, verrät sein Vorschlag bei der Ankunft in Korinth, Medea solle einige Zeit fern von ihm im Verborgenen leben, und seine wahre Gesinnung zeigt er darin, wie er zu andern von ihr spricht: Ihm schaudert vor seinem Weibe. Ihr Anblick schnürt das Innere ihm zusammen. Nun tritt ihm die Jugendgeliebte entgegen in all ihrer Schönheit und sittlichen Größe, Kreusa, die ihm ihre Neigung bewahrt hat. Der Gedanke, was er an ihrer Seite hätte werden können, verfolgt ihn unablässig. Da erwählt ihn der König selbst zu seinem Eidam. Es bedarf nur eines Schrittes und all das Elend und die Schmach versinkt, und er wird wieder König eines Reiches. Dem kann sein Ehrgeiz nicht widerstehen. Er tut den Schritt und verstößt Medea. Man wird wohl sagen können, daß Grillparzers Jason uns sympathischer ist, als der des griechischen Dramas, aber wir verstehen die Absicht des Euripides. Je schändlicher Jason denkt und handelt, um so mehr berechtigt ist Medeens Rache.

Einen Charakter, wie die Sage und Euripides in Medea geschildert haben, auf eine hohe sittliche Stufe zu stellen und ihre Handlungsweise uns verständlich zu machen, das war für Grillparzer die schwerste Aufgabe. Die Medea des Euripides ist ein wildes, dämonisches Wesen, eine Zauberin, die Gift bereitet und im Dienst der Göttin der Zauberkunst Hefate böse Künste treibt. Den Vater hat sie verraten und ihm das goldene Vließ entwendet, den Drachen, der es behütet, durch ihre Zauberei getötet, den Bruder ermordet, den Oheim durch seine Töchter ermorden lassen, und von ihrer Frivolität gibt die Szene mit Aegeus Zeugnis. Von diesen Greuelthaten hat der deutsche Dichter sie befreit. Bruder und Oheim sind nicht durch sie umgekommen. Ihre einzige Schuld ist der Verrat an dem Vater. Aber Aietes ist ein Verbrecher, der das goldene Vließ durch Meuchelmord in seinen Besitz gebracht hat. Medea selbst war das Opfer seiner Habgier und ohne diesen Verrat wäre der Geliebte dem sichern Tod verfallen. Den rauhen Sitten ihres Volkes gemäß ist sie zur Kriegerin und Jägerin erzogen worden. Ihr Herz verschmäh't die zarten Empfindungen der Liebe. Die Mutter hat sie in der Kunst der Zauberei und der Bereitung von Giften eingeweiht, die der Vater sie zwingt, gegen seine Feinde zu verwenden. Die wilde Umgebung der Natur und der Menschen, die Seherkraft, mit der sie begabt ist, hat ihrem leidenschaftlichen Wesen etwas Düsteres und Rauhes verliehen, das zu ihrer herrlichen Schönheit in grellem Widerspruch steht. Phrygos schildert sie uns beim ersten Anblick:

Doch wer ist dieses blühend holde Wesen,  
 Das wie der goldne Saum der Wetterwolke  
 Sich schmiegt an deine kriegerische Gestalt?  
 Die roten Lippen und der Wange Licht,  
 Sie scheinen huld und Liebe zu verheißen,  
 Streng widersprochen von dem finstern Aug',

Das blihend, wie ein drohender Komet,  
 Hervorstrahlt aus der Loden schwarzem  
 Dunkel.  
 Halb Charis steht sie da und halb Mänade,  
 Entflammt von ihres Gottes' heil'ger Blut.

Dem waffenlosen Phrixos gibt sie ein Schwert zur Verteidigung gegen ihren Vater, der ihn heimtückisch niederstoßen will. Als der Frevler an dem Gastfreund dennoch vollzogen wird, verkündet sie in ergreifenden Worten das Nahen der Erinnyen, der Göttinnen der Rache. Sie zieht sich in die Einsamkeit zurück, wo sie die Versöhnung der Götter erbitten will. Um den Vater vor den Feinden zu schützen, willigt sie darein, „wenn die Götter es erlauben“, einen vergifteten Trank zu brauen, aber sie hindert Jason, ihn zu nehmen, als sie in ihm den Helden erkennt, der ihr kurz vorher wie ein Gott erschienen war. Von leidenschaftlicher Liebe zu Jason ergriffen, kämpft sie einen vergeblichen Kampf mit ihrem beleidigten Stolz und ihrer Freiheitsliebe.

Wenn ich ihn sehe, drehn sich die Sinne, —  
Dumpfes Bangen überschleicht Haupt und  
Busen,  
Und ich bin nicht mehr, die ich bin.

Vertreib ihn, verjag' ihn, töt' ihn!  
Ja, weicht er nicht, töt' ihn, Vater!  
Den Toten will ich schaun, wenn auch mit  
Tränen schaun,  
Den Lebenden nicht!

Als sie von Jason gefangen genommen wird, dringt sie mit den Worten: „Töte oder stirb!“ auf ihn mit dem Speer ein. Jason zertrümmert den Speer und stellt sich ihr, als sie einen Dolch zieht, waffenlos gegenüber: „Töte mich, wenn du kannst.“ Aber sie vermag es nicht; der Zauber der Liebe hat ihren Stolz und Hochmut gebrochen. Als Jason sie frei läßt und die Entscheidung in ihre Hand legt, folgt sie ihm als sein Weib. Nun hat sie keinen Willen mehr. Jason verlangt trotz ihrer flehentlichen Bitten den Raub des goldenen Vlieses. Sie schreitet mit ihm in die todrohende Gefahr: „Du sollst allein nicht sterben, ein Haus, ein Leid und ein Verderben!“ Vor die fürchtbare Wahl gestellt, den Geliebten sterben zu sehen, oder den Vater zu verlieren, entscheidet sie sich für Jason. Dafür trifft sie der Fluch des Vaters. Nach vierjährigen Irrfahrten landen die Argonauten in Griechenland. Nun ist es Medeens eifrigstes Bestreben, die Vergangenheit und die Zauberei von sich zu tun. Zum äußeren Zeichen wird das Vließ der Erde anvertraut. Die Barbarin will eine Griechin werden; die Heimat soll vergessen sein. Ihren Stolz und Hochmut will sie bezwingen und gern des Gatten Elend und Not ertragen.

„Laß uns die Götter bitten um ein einfach Herz,  
Gar leicht erträgt sich dann ein einfach Los.“

Aber ihr Bestreben und all ihre Versuche werden mit Hohn und Spott beantwortet. Sie bleibt die Zauberin, die Barbarin. Auf falsche Gerüchte hin wird sie verachtet, verschmäht, ihrer Kinder beraubt und ins Elend verstoßen. In ihrer Verzweiflung gedenkt sie ihrer Zauberkraft. Sie kann sich rächen und sie tut es.

Wie ein an und für sich guter Mensch durch das Schicksal und durch das Unrecht, das ihm geschieht, zum Verbrecher werden kann, das hat Grillparzer schön gezeigt und seine Tendenz durchgeführt. Wie sie freilich dazu getrieben wird, nicht nur die Nebenbuhlerin, sondern auch die eigenen Kinder zu ermorden, das hat Euripides glaubwürdiger dargestellt. Auch fragt man sich bei der deutschen Dichtung vergebens, weshalb Jason plötzlich von seiner Gattin, die ihm in Kolchis wie eine Lichtgestalt schön und begehrenswert erschienen war, zurückschaudert, sie haßt und weshalb schon ihr Anblick das Innere ihm zusammenschürt. Noch weniger versteht man, daß sie selbst von sich sagt:



... ich bin ein entsetzlich, greulich Wesen,  
Mir selbst ein Abgrund und ein Schreckensbild,"

und weshalb sie sich einen Anteil an jenen Verbrechen zuspricht, zu denen sie den Anlaß gegeben, die sie aber nicht selbst getan hat.

Die Medea des Euripides steht als Kunstwerk höher als die Dichtung Grillparzers; aber seine Absicht, uns die Charaktere näher zu bringen und sympathischer zu gestalten, hat der deutsche Dichter erreicht. Auch sein Werk beweist nicht weniger als Goethes Iphigenie, daß der Dichter, „er mag sich stellen wie er will“, nur sich selbst darstellen kann. Jede Dichtung ist zugleich ein Abbild ihrer Zeit und ihres Dichters. Alle die griechischen Gestalten des goldenen Nliezes haben etwas von dem reinen und großen Herzen Grillparzers mit auf die Welt bekommen<sup>1)</sup> und die Unkultur und Roheit der Barbarin dient nur zur Folie der sittlichen Höhe der Griechen, wie deren Bild im Herzen des Dichters lebte. Das beweist auch der Schluß. Die Medea des Euripides hat nur Hohn und Spott für den Mann, dem sie Gattin und Kinder geraubt hat. Sie triumphiert mit den Worten: „ich traf dich in das Herz, wie du's verdienst“, und für seine erschütternden Klagen hat sie nur die höhniischen Worte: „Sollst noch ganz anders jammern, wart' erst das Alter ab.“ Von einer Sühne ihrer Tat weiß Euripides nichts. Er läßt es bei dem Bericht der Sage bewenden, nach dem Medea zu Aegeus nach Athen flüchtet. Grillparzers Medea will nach Delphi gehen, das einst geraubte Nliez zurückgeben und sich der Strafe und Sühne unterwerfen, die die Priester bestimmen werden. Sie ist auch bereit, ihr Leben hinzugeben. Leidenschaft und Haß sind von ihr gewichen. Mit ruhigen, schönen Worten sagt sie ihrem Gatten Lebewohl und tröstet ihn:

Willst du an deinem Schmerz vergehen, so denk  
an mich und tröste dich an meinem größern Jammer.  
Was ist der Erde Glück — ein Schatten!  
Was ist der Erde Ruhm — ein Traum!  
Du Armer, der von Schatten du geträumt!

Diese Worte hätte die Medea des Euripides nicht sagen können, aber wohl enthalten sie den Grundgedanken der Dichtungen Grillparzers. Er ist der Dichter der Resignation und Weltflucht: Nicht Ruhm und große Taten machen das wahre Glück des Menschen aus, sondern der stille Frieden eines reinen, unschuldigen Gemütes und ein zufriedenes Leben in der Verborgenheit. Man wird es verstehen, daß einem solchen Dichter die Schilderung des Glückes und Leides reiner, liebender Herzen besser gelingen mußte, als die Darstellung großer Helden oder dämonischer Leidenschaften.

1) Volkelt hat in einem schönen Aufsatz im 10. Bande des Grillparzer-Jahrbuchs gezeigt, wieviel der Dichter aus seinem persönlichen Innenleben mit der Gestalt seines Jason verwoben hat.

## Morris' Hypothese über Kleists Reise nach Würzburg.<sup>1)</sup>

Don Heinrich Meyer-Benfey in Hamburg.

In Kleists kurzem Leben liegen manche Strecken für uns im Dunkeln, weil es an Nachrichten darüber fehlt. Ganz anders steht es bei einem wichtigen Abschnitt dieses Lebens, der Reise von Berlin nach Würzburg und zurück, die Kleist vom 28. August bis 27. Oktober 1800 mit seinem Freunde Ludwig v. Brodes ausführte. Hier fließen die Zeugnisse so reichlich wie nirgends sonst, und doch tappen wir ebenso im Dunkeln, zwar nicht in bezug auf den äußeren Verlauf, wohl aber, was den Zweck, Inhalt und die Bedeutung der Reise betrifft. Der Grund ist, daß Kleist während der Reise seine Absicht in undurchdringliches Geheimnis hüllte, hüllen mußte, und sich die Aufklärung für die spätere mündliche Aussprache mit Braut und Schwester aufsparte, von der wir nichts erfahren; daß ferner der Gewinn der Reise bald nachher durch Erlebnisse anderer Art wieder in Frage gestellt wurde, so daß auch Rückschlüsse ex eventu nur sehr beschränkt möglich sind. So sind wir ausschließlich auf die dunkeln Anspielungen in den Briefen während der Reise angewiesen, und aus diesen läßt sich weder eine klare und vollständige, noch auch eine in sich einstimme Darstellung gewinnen.<sup>2)</sup>

Das Rätsel wäre allerdings mit einem Schlage und überraschend einfach gelöst, wenn eine Deutung Recht behielte, die sich immer zunehmender Gunst zu erfreuen scheint und durch die neueren billigen Ausgaben und Lebensabrisse wie durch unzählige Zeitungsartikel in die breitesten Volksschichten hineingetragen ist. Sie ist vorgebracht von Max Morris in seiner Schrift „Heinrich von Kleists Reise nach Würzburg“ (Berlin 1899, S. 1—33). Er selbst formuliert sie so: „Heinrich von Kleist hat die Reise nach Würzburg unternommen, um dort unter fremdem Namen in ärztlicher Behandlung von einem Leiden befreit zu werden, das ihm die Verbindung mit seiner Braut, Wilhelmine von Zenge, unmöglich gemacht hätte, und zwar handelte es sich um Impotenz“ (a. a. O. S. 4).

Ich gebe zunächst zu, daß diese Hypothese auf den ersten Blick viel Bestechendes hat, zumal wenn man sich unbefangen dem Eindruck, den die Aufreihung der Belegstellen bei Morris macht, überläßt. In der Tat würden manche dunkeln Andeutungen so eine verblüffend einfache Lösung finden. Und manches scheint im Ernst für sie zu sprechen, nichts mehr, als daß Kleist in Würzburg tatsächlich in regelmäßiger ärztlicher Behandlung gewesen ist, wie wir später erfahren (Briefe, herausgegeben von G. Minde-Pouet, S. 191, 22), während auf der Reise selbst kein Brief nur die leiseste Andeutung enthält. Indessen, Kleist ist sein Leben hindurch immer wieder von leichteren und schwereren Krankheiten heimgesucht, und in den meisten Fällen sind wir nicht in der Lage, die spezielle Art des Leidens zu bestimmen. Wir werden auch in diesem Falle auf ein genaueres Wissen verzichten müssen und können.

1) Der Aufsatz ist bereits vor dem Kriege gedruckt, mußte aber leider aus Raumgründen immer wieder zurückgestellt werden.

2) Vgl. Meyer-Benfey, Das Drama Heinrich von Kleists I. Göttingen 1911. S. 27—43. — Kleists Leben und Werke. 1912. S. 20—27.

Damit eine Erklärung wie die von Morris plausibel sei, muß sie mindestens eine von zwei Bedingungen erfüllen: es müssen einige Zeugnisse nur so verstanden werden können und somit diese Erklärung verlangen, oder es müssen alle dabei zwanglos einen Sinn erhalten; sie muß für einige notwendig oder für alle möglich sein. Morris' Hypothese genügt keiner von beiden Forderungen. Es gibt keine einzige Briefstelle, die sich nicht anders erklären ließe. Es gibt viele, die bei dieser Annahme ganz absurd und ekelhaft würden. Und zahlreiche andere scheinen nur so lange für Morris zu zeugen, als man sie nur ganz obenhin und ohne Rücksicht auf und Verständnis für Kleists Eigentümlichkeiten liest. Für die letzteren Klassen sind einige Beispiele unentbehrlich.

1. Kleist betont immer wieder, daß sein Zweck vortrefflich und des Beifalls aller edeln Menschen würdig sei (Br. 70, 6; 83, 5—7; 84, 28; 85, 33f.; 89, 27). Nun ist gewiß Heilung von erworbener Impotenz etwas Gutes und Billigungswertes, aber es ist doch nichts, was einen über andere Menschen erhebt. Wer wird nachher damit prahlen? („geschmückt mit den Lorbeern meiner That“ 133, 1f.). Und wie kann ihm Wilhelmine besonderen Dank schulden für das, was bei jedem Manne elementarste Voraussetzung der Eheschließung ist? Aber Kleist gebraucht noch viel stärkere Ausdrücke. Morris bringt es fertig, Stellen wie Br. 125, 18—22 und 132, 30—133, 2<sup>1)</sup> nacheinander abzuschreiben, ohne zu merken, wie er damit selbst seine Auslegung ad absurdum führt! Und seine Leser merken es auch nicht!

2. Kleist ist ängstlich darauf bedacht, seinen Reisezweck, sogar seinen Aufenthaltsort geheim zu halten, wie er ja auch unter falschem Namen reist. Das scheint trefflich zu Morris' These zu passen. Aber es scheint eben auch nur. Denn a) Kleist will seinen Zweck nicht absolut geheim halten, sondern nur bis die Entscheidung gefallen ist; nachher will er stolz und freudig erhobenen Hauptes „mit den Früchten seiner That“ (125, 24) vor die Welt hintreten — in diesem Falle ebenso unwahrscheinlich wie unpassend. b) Kleist sagt nicht, daß er — aus irgendwelchen Gefühlsgründen — seine Absicht geheimhalten will, sondern daß er es muß, daß es unbedingt notwendig ist, daß das Gelingen von der Verschwiegenheit Wilhelminens, die doch gar nichts weiß, abhängt. (Br. 69, 22; 82, 33f.; 87, 11f., 19f.; 120, 18f.; vgl. besonders: „Ergründe nicht den Zweck meiner Reise ... Denke, daß die Erreichung desselben zum Theil an die Verheimlichung vor allen, allen Menschen beruht. Für jetzt wenigstens. Denn einst wird es mein Stolz und meine Freude sein, ihn mitzutheilen.“ Br. 70, 17—21.)

1) Vom 15. und 19. September. Ich setze wenigstens die zweite her: „Hast Du Dich aus Mißtrauen von mir losreißen wollen, so gieb es jetzt wieder auf, jetzt, wo bald eine Sonne über mich aufgehen wird. Wie würdest Du, in Kurzem, herüberblicken mit Wehmuth und Trauer zu mir, von dem Du Dich losgerissen hast grade da er Deiner Liebe am Würdigsten war? Wie würdest Du Dich selbst herabwürdigen, wenn ich heraufstiege vor Deinen Augen geschmückt mit den Lorbeern meiner That?“ Und nun nehme man das unmittelbar Folgende hinzu: „Das würdest Du nicht ertragen — Kehre um, liebes Mädchen. Ich will Dir Alles verzeihen. Knüpfe Dich wieder an mich, thue es mit blinder Zuversicht. Noch weißt Du nicht ganz, wen Du mit Deinen Armen umstrickst — aber bald, bald! Und Dein Herz wird Dir beben, wenn Du in meines blicken wirst, das verspreche ich Dir.“ (Es empfiehlt sich überhaupt, die Briefe im Zusammenhange nachzulesen. Muß ich noch darauf hinweisen, daß ja auch nach Morris Wilhelmine den von ihm angenommenen Anlaß der Reise vorher nicht kennt, daß also ihr Mißtrauen, das Kleist bekämpft, eine andere Ursache und Beziehung haben muß?)

3. Bei Morris' Annahme bleiben die meisten Schwierigkeiten, die wir bisher hinnehmen mußten, bestehen. Was für Nachrichten ihm der englische Gesandte sagen konnte, und inwiefern die Verlängerung des Waffenstillstandes günstig war, bleibt auch so geheimnisvoll. Kleist wird sich ja jenem gewiß nicht anvertraut und er ihm darauf einen besonders berühmten Spezialisten empfohlen haben! Morris' Ausrede (S. 14) ist ganz unhaltbar. Wenn wirklich Wien von den Franzosen bedroht war, so war es Würzburg jedenfalls weit mehr; das stört aber Kleist nicht im mindesten, der mit vollster Seelenruhe „grade den Franzosen entgegen“ reist (Br. 114, 1), die er eben in Würzburg zu finden erwartet, und sich durchaus nicht von der dort grassierenden Franzosenfurcht anstecken läßt (Br. 118, 11 ff.). — Auch der scheinbar für Morris günstige Umstand, daß an allen drei Städten, die als Reiseziel in Betracht kommen, Universitäten und mithin medizinische Fakultäten sind, verliert dadurch alles Gewicht, daß nach seiner eigenen Angabe (S. 29) gerade die Würzburger schwach besetzt und ohne einen Spezialisten für dieses Fach war.

4. Dafür kommt bei ihm die neue Schwierigkeit dazu, daß so mit Kleists Mitteilung, er werde vorher mit Struensee sprechen, „um sich auf jeden Fall den Rückzug zu sichern“ (Br. 86, 23 f.) nichts anzufangen ist. Morris versucht zwar, auch damit fertig zu werden. Kleist soll nach ihm meinen: Gelingt die Heilung, „so lebe ich als freier Mann der Wissenschaft und meiner Liebe. Mißlingt es, so will ich in Gottes Namen einsam in einem Amtchen vermodern.“ Ein halbwegs vernünftiger Mensch könnte in diesem Falle nur kalkulieren: Gelingt es, so werde ich heiraten und muß dann für Lebensunterhalt sorgen — eine Erwägung, mit der sich Kleist tatsächlich ununterbrochen abmüht —; wenn nicht, so ist mein Leben verpfuscht und alles andere gleichgültig; weshalb sollte ich mich dann noch zu etwas zwingen, wogegen sich meine ganze Natur sträubt?

5. Am allerunbegreiflichsten aber hat sich Morris von einer anderen Stelle irreführen lassen, die er für die „entscheidende“ hält und darum zweimal (S. 20 f. und 25 f.) abdruckt. Es ist der Brief vom 10. Oktober, Br. S. 141—143. Auch für mich ist er ein Hauptbeleg, vgl. „Das Drama Heinrich von Kleists“ I, S. 36 f. Ich muß „die entscheidende Stelle“ hierher setzen. Es handelt sich um Wilhelminens Aufsatz über das Glück einer künftigen Ehe, von dem Kleist bisher nur das erste Blatt gelesen hat.

„Weißt Du auch was ich da, als ich allein war mit diesem Blatte, alles empfand? Es zog mein ganzes Herz an Dich, aber es stieß mich zugleich unwiderruflich aus Deinen Armen. — Wenn ich es jetzt wieder lesen werde, so wird es mich dahin zurückführen. Damals war ich Deiner nicht würdig, jetzt bin ich es. Damals weinte ich, daß Du so gut, so edel, so achtungswürdig, so werth des höchsten Glückes warst, jetzt wird es mein Stolz und mein Entzücken sein. Damals quälte mich das Bewußtsein, Deine heiligsten Ansprüche nicht erfüllen zu können, und jetzt, jetzt — —“ (Br. 141, 26—142, 2).

Also, da wir nun einmal deutlich reden müssen: Auf diesem ersten Blatte hat Wilhelmine geschrieben, daß sie von Kleist ein Kind zu haben hofft, das sind „ihre heiligsten Ansprüche“; darin besteht ihr „Glück“, das er jetzt „mit den unglaublichsten Opfern erkaufte“. Und das macht auf Kleist einen so tiefen Eindruck, daß er deswegen diese Reise unternimmt — es muß ihm also sehr unerwartet kommen, obwohl er es doch durch seine Aufgabestellung höchst leichtsinnig herausgefordert hat —, das gewährt ihm „eine unaussprechliche, aber bitter süße Freude“ (141, 21 f.), zieht sein

ganzes Herz zu ihr und wird mit tiefer Bewegung immer wieder gelesen! Und wiederum: wenn Kleist nur zeugungsfähig ist, dann ist er ihrer würdig, das ist ein volles Äquivalent gegen ihre Güte, ihren Adel usw.!

Hierbei ist noch ein Punkt richtig zu stellen. Morris sagt S. 19: „Nach Erreichung des Reisezweckes lenken sich Kleists Gedanken in froher Hoffnung auf die Aussicht, daß Wilhelmine ihm Kinder gebären wird.“ An der angezogenen Belegstelle (Br. 132, 3—7) steht jedoch: „Welche andere kann es (die Bestimmung Wilhelminens oder des Weibes) sein, als diese, Mutter zu werden, und der Erde tugendhafte Menschen zu erziehen?“ Die scheinbar harmlose Änderung, die eigentlich erst der Stelle den Anschein eines Argumentes für Morris gibt, verkennt durchaus Kleists Sinn. Denn so gern er in dem Gedanken an künftige Kinder schwelgt — es kommt besonders wiederum jener Hauptbrief, speziell Br. 143, 1—31 in Betracht —, sein Interesse richtet sich ausschließlich auf ihre Erziehung und Bildung. Diese Idee beherrscht ja seine ganze Lebensauffassung. Sein heiligstes und leidenschaftliches Bestreben ist, zunächst sich zu bilden, dann aus Wilhelmine „ein vollkommenes Wesen zu bilden“ (142, 34), damit sie wiederum in ihren Kindern edle Menschen bilden (143, 19) kann.

6. Würde, könnte ein feinfühlicher Mensch wohl beständig von einer solchen Sache in dunklen Anspielungen reden, bloß damit er später das Vergnügen hat, sie bei gemeinsamem Lesen zu erklären: „ja, so war das gemeint“ (108, 22—33); sind das Dinge, wo man sich darauf freut, sie wiederzukäuen? Ferner, was soll es bei Morris' Auffassung heißen, wenn Kleist von seinen „unglaublichen Opfern“ redet, und daß er für ihr Glück „sein Leben wagt“ (125, 21, 25 f.)? Und doch müssen wir das ganz eigentlich nehmen, denn „an jenem Abend vor dem wichtigsten Tage meines Lebens“ hat er wirklich mit Schaudern daran gedacht, daß er „vielleicht von Allem scheiden müßte“ (160, 4—7). Das würde also mindestens eine Operation auf Tod und Leben bedeuten. Aber die müßte sich doch durch Lücken im Briefwechsel verraten und würde auch nicht ganz zu Morris' Krankheitsbilde stimmen. Übrigens sagt Kleist später ganz deutlich, welchem Zweck diese Opfer galten: „Mir waren sie — Wahrheit und Bildung — so heilig, daß ich diesen beiden Zwecken, Wahrheit zu sammeln, und Bildung mir zu erwerben, die kostbarsten Opfer brachte — Du kennst sie“ (Br. 204, 10—12 vom 22. März 1801).

7. Damit kommen wir zum medizinischen Detail. Und da noch einen Schritt weiter! Woher hatte Kleist diese Impotenz? Morris weiß auch darüber Bescheid. Sie war die Folge früherer Ausschweifungen oder der übertriebenen Ängstlichkeit wegen deren Folgen. Beweise: das Krankenbild aus dem Juliushospital; ein moralisierender Aufsatz in dem Tagebuche von Brodes mit der Anrede „Mein lieber Heinrich!“; Kleists Vergehen gegen Wilhelmine und deren Verzeihung (S. 27—36). Wiederum scheinbar eine geschlossene Kette von Argumenten, die sich jedoch bei kritischer Prüfung verflüchtigt. Was das Würzburger Krankheitsbild (Br. 122, 15 bis 32) anbetrifft, so haben wir nicht den geringsten Grund, ihm irgendeine Beziehung auf Kleist selbst zu geben. Er spricht davon mit derselben Anschaulichkeit und Eindringlichkeit, wie von den andern Kranken und sonstigen merkwürdigen Dingen, Blants Naturaliensammlung, der Zitadelle usw. Daß er irgend etwas Ähnliches wirklich gesehen hat, scheint mir unzweifelhaft; wenn es von der Wirklichkeit abweicht (Minde-Pouet zur Stelle, Br. 454), so wird es von literarischer Tradition abhängig sein — man denke

nur an Schillers Räuber I, 3. Aber, gesehen oder nicht, es wäre ein sehr sonderbarer Geschmack, ein solches Zukunftsbild seiner selbst sich zusammenzuphantasiieren und dann der Braut zu schreiben! — An wen die Epistel von Brodes gerichtet ist, können wir natürlich schlechterdings nicht wissen. — Bleiben die Andeutungen in Kleists Briefen (Morris S. 31): „Wenn ich mich gegen Dich vergangen habe, so habe ich es auch durch die theuersten Opfer wieder gut gemacht. Laß mir die Hoffnung daß Du mir verzeihen wirst, so werde ich den Muth haben Dir Alles zu bekennen“ (Br. 140, 25—29). Und sie hat ihm verziehen, denn nach der Reise lesen wir: „Denke an Deine Verzeihung meines Fehltritts“ (am 13. November, Br. 157, 25), „Du hast . . . eine beispiellose That und ebenso beispiellose Verzeihung für Dich“ (Br. 178, 15—17). Bei dem hochgespannten sittlichen Feingefühl Kleists brauchen wir bei diesen Worten durchaus nicht an geschlechtliche Verfehlungen zu denken. Es kann etwas viel Geringfügigeres gewesen sein, empfindet er doch die Reise selbst aus ihrem Sinn heraus fast als ein Unrecht. (Ganz direkt schreibt er beim Antritt der Pariser Reise, 14. April 1801: „Verzeihe mir diese Reise — ja verzeihen, ich habe mich nicht in dem Ausdrücke vergriffen, denn ich fühle nun selbst, daß die erste Veranlassung dazu wohl nichts, als eine Übereilung war“, Br. 217, 8—11.) Ja, wir dürfen jene Anspielungen gar nicht so nehmen, denn in demselben Briefe vom 13. November 1800 stehen die vielangezogenen Worte: „Ich fühle, daß es mir nothwendig ist, bald ein Weib zu haben . . . auch damit ich moralisch gut bleibe, ist es nöthig — Sei aber ganz ruhig, ich bleibe es gewiß“ (Br. 154, 21—27). Also muß er es doch bis dahin sein. Ebenda schreibt er sich auch das Verdienst zu, „durch untadelhaften Lebenswandel den Glauben an die Tugend bei Andern“ gestärkt zu haben (153, 1 f.). Und dazu noch eins. Kleist schreibt vor der Reise an Ulrike zu ihrer Beruhigung: „Ich habe mich hier mit Brodes vereinigt. Er hat mit mir denselben Zweck“ (Br. 83, 8 f.). In diesem Falle ein sonderbares Zusammentreffen. Nach späterer Darstellung (vom 31. Januar 1801, Br. 190, 27—31) scheint dieser Zweck von Brodes' Seite allerdings nur fingiert gewesen zu sein. Aber ich frage: Ist einem normalen Menschen irgendwie zuzutrauen, daß er fälschlich eigene Impotenz vorschützt, um einen wirklich in solcher Lage befindlichen Freund zu decken? Und, kann Kleist dies jemals von Brodes geglaubt haben, von dem er von Anfang an eine so überschwengliche Schätzung hat und von dem er später sagt: „Dabei war er von einer ganz reinen, ganz unbesleckten Sittlichkeit, und ein Mädchen könnte nicht reiner, nicht unbesleckter sein, als er“ (187, 37 bis 188, 2)? Ich habe damit alle Gründe vorgebracht, die gegen Morris sprechen, und hoffe, daß damit dieser Spuk für die ernsthafte Forschung beseitigt ist. Die positive Ergänzung, die eigentlich zu einer vollständigen Widerlegung gehört, die Besprechung aller Angaben Kleists im Zusammenhang bitte ich den interessierten Leser im Text meines ersten Bandes nachzulesen.

Ich möchte aber noch ein paar Worte allgemeinerer Art hinzufügen. Es muß einmal in aller Schärfe ausgesprochen werden, daß wir weder ein Interesse noch ein Recht haben, das Privatleben, sei es eines Dichters, sei es eines Forschers, sei es eines Staatsmannes bis in seine letzten Winkel zu durchstöbern. Was von einem Dichter der Menschheit gehört, worauf sie allein unbedingten Anspruch hat, sind seine Werke, insbesondere die, welche er selbst der Öffentlichkeit übergeben hat. Damit haben wir immer das Wesentliche und oft alles Notwendige, denn auch die „Per-

„Sönlichkeit“ des Dichters werden wir am besten und reinsten hier finden. Was darüber hinaus geht, private und intime Dokumente, Briefe, Tagebücher usw., wird häufig genug ein so starkes Interesse haben, daß eine Veröffentlichung (unter Umständen sogar gegen den ausgesprochenen Willen des Urhebers) berechtigt ist — sei es durch seinen künstlerischen oder gedanklichen Gehalt, sei es, indem es uns tiefere Einblicke in das Werden der Werke und ihres Schöpfers gestattet, sei es, indem es nach einer anderen Seite unsere Kenntnis und Erkenntnis in wertvoller Weise erweitert, sei es endlich, daß das Interesse, das wir an dem Menschen nehmen, so stark ist, daß es sich auch auf die unwesentlichsten Teile seiner Tätigkeit erstreckt; gerade bei Kleist möchten wir gewiß kein Blättchen entbehren. Aber immer muß die Teilnahme der Öffentlichkeit in irgendeinem derartigen Interesse gegründet und gerechtfertigt sein.

Und dann muß gegenüber allen Verdächtigungen und Verleumdungen doch auch das einmal mit Nachdruck klargestellt werden, daß sich aus Kleists Briefen für jeden unbefangenen Leser das Bild eines — in erotischer Hinsicht — an Leib und Seele durchaus gesunden Menschen erhebt. Immer wieder bricht die herzlichste Sehnsucht und Teilnahme durch, und die Empfindung ist ebenso innig wie zart und keusch. An keinem engen, ruhigen Tale fährt er vorbei, ohne daß er eine Hütte für seine Liebe hineinträumt. Und nirgends die leiseste Andeutung, daß etwas nicht in Ordnung oder zweifelhaft sei. Nur die hohe Anspannung seines sittlichen Idealismus, der ungeheure Ernst seines Erziehungsdranges, der sich auf Wilhelmine ganz gleich wie auf das eigene Selbst erstreckt, sein scharfer Seelenblick und sein unbestechliches Urteil drängen zuweilen die Zärtlichkeit in einer ein wenig pedantischen und uns fremd anmutenden Weise zurück. Aber wenn dabei allerdings gewöhnliche Verliebtheit mit ihren Berausungen und Illusionen nicht aufkommen kann, so bildet sich hier gerade die höchste Art menschlicher Liebe; und wenn sie nicht zur Reife auswuchs, so liegt die Schuld gewiß nicht in einem Mangel an Liebesfähigkeit bei Kleist.

## Zu Hebbels „Mutter und Kind“.

Von Walter Jahn in Leipzig.

Hebbel hatte gehofft, wenigstens mit einem Werke im deutschen Unterricht Fuß zu fassen: mit seinem Epos „Mutter und Kind“. Daß Prof. Werner, ein begeisterter Hebbelianer, — der Vater R. M. Werners — seinen Primanern in Iglau Hebbels episches Gedicht vorgelegt hat, kann nun aber auch, so sehr es den Beifall des Dichters gefunden, nicht zur Norm oder zum Wunsche für unseren deutschen Unterricht gemacht werden. Das verbietet einfach der sexuelle Dingen gewiß mit größtem Takt, aber mit einer breiten Naivetät streifende Inhalt. Homer ist in solchen Punkten ebenso rückhaltlos. Aber der Märchenton des griechischen Epikers, die zeitliche und geographische Ferne, entheben die Behandlung solcher Gegenstände weit mehr der Erden Schwere als die fanteuige und ins moderne Leben greifende Realistik Hebbels.

Aber wenn in der Schule von Goethes Epos gesprochen wird, wenn, soweit das möglich, es in die Geschichte des deutschen Epos eingegliedert wird, dann wird man auch einen Blick werfen müssen auf Hebbels Versuch, im Stile von „Hermann und Dorothea“ ein modernes Epos klassischer Prägung zu schaffen: denn von der Betrachtung

dieses letzten Kapitels der Geschichte einer deutschen „homeridischen“, objektiven, realistischen Epik aus läßt sich ein für reifere Schüler wohl verständlicher Schluß ziehen auf den Zusammenhang zwischen Form und Inhalt einer Dichtung und der Kultur, aus der sie hervorsticht.

In Linien, wie sie im folgenden gegeben sind, könnte eine solche Betrachtung verlaufen.

Schon das Schicksal des Wertes bei Publikum und Kritik ist da nicht ohne Aufschlüsse. Die literarische Vorliebe der fünfziger Jahre, in deren Ende Hebbels „Mutter und Kind“ fällt, der Geschmack der Zeiten der Reaktion und des aufsteigenden Kapitalismus schwankte zwischen einer bald mehr süßlich-romantisierenden, bald mehr idyllisch-klassizistischen Versepiik und einer schüchtern keimenden realistischen Heimatkunst. Daneben beanspruchte der soziale, zeitgemäße Roman seinen Platz in der Gunst des Publikums.

„Mutter und Kind“ nun, ein Versepos mit lokal scharf individualisiertem Stoff und sozialem Hintergrunde kam dieser Zeit eben recht. Das Wert wurde viel gelesen, viel gekauft und im allgemeinen günstig rezensiert. Dieser Erfolg hielt nicht lange an. Und selbst heute, in einer Zeit erfreulicher Hebbelrenaissance, weiß man mit „Mutter und Kind“ nichts Rechtes anzufangen. Die Gründe für diese auffallende Erscheinung lassen sich nur aus einer historischen Analyse des Epos gewinnen.

Hebbel will nach Goethe ein objektives Epos schreiben. Ganz richtig hat er erkannt, daß das objektive Epos — nur dieses hat nach Hebbels Überzeugung künstlerisches Lebensrecht — die ihm notwendige detaillierte Anschaulichkeit nur dann gewinnt, wenn der Dichter mit vollen Händen aus Erlebtem und Beobachtetem spenden kann. Er schweift nicht in die Vergangenheit und Ferne. Im Deutschland der Zeit nach 1848 siedelt er seine Dichtung an, wie Goethe „Hermann und Dorothea“ einen festen historischen Rahmen gegeben hatte. Noch enger als Goethe verbindet Hebbel die Welt seiner Dichtung mit der Wirklichkeit, indem er sie nicht allein zeitlich, sondern auch örtlich bestimmt sein läßt. Nicht wie „Hermann und Dorothea“ auf idealem, wenn auch mit lebendigstem Realismus geschilderten Schauplatz spielt „Mutter und Kind“, sondern man weiß ganz genau, wo man ist: in den ersten vier Gefängen in Hamburg, dann im Harz und zuletzt, nachdem der Schauplatz mehrfach rasch gewechselt, wieder in der nordischen Hansestadt. Wie Goethe gründet Hebbel die Verwicklung auf ein allgemein menschliches Verhältnis, auf das von Mutter und Kind. Noch ursprünglicher, noch allgemeiner, noch eigentlicher „Wurzel der menschlichen Gesellschaft“ und darum noch „epischer“ erschien Hebbel dieses Verhältnis als das in „Hermann und Dorothea“ zugrundegelegte von Braut und Bräutigam. Das Ermitteln dieses neuen epischen Verhältnisses sah Hebbel als das eigentliche dichterische „Heureka“ für „Mutter und Kind“ an.

Hermann und Dorothea bei Goethe reichen sich über die Kluft, die das eingesehene ländliche Bürgertum des deutschen achtzehnten Jahrhunderts von den durch die Stürme der französischen Revolution armen, guten Vertriebenen trennt, die Hände. Die Vereinigung der beiden Menschenkinder ist das Symbol des Zusammenschlusses aller der Anarchie feindlichen, ruhig beharrenden Elemente, die kein Unterschied des Besitzes trennen soll. Für Hebbel aber weitet sich der Kampf der beiden, sozial so verschiedengestellten Frauen und die Versöhnung in diesem Kampfe zur Symbolisierung des sozialen Konfliktes aus, der seiner Zeit immer fühlbarer zu werden begann und



der nach Hebbels Meinung nur durch gegenseitiges, liebe- und verständnisvolles, rein menschliches Entgegenkommen zu lösen war.

Sein „soziales Glaubensbekenntnis“ hat Hebbel „Mutter und Kind“ genannt. Als solches hat es für die Freunde und Verehrer des Dichters einen menschlichen und gemüthlichen, aber doch außerkünstlerischen Wert, der hier nicht abgeschätzt werden soll.

Inhaltlich sowohl wie nach der Zeit des Werdens — zwischen dem vierten und fünften Gesang ruhte das Epos ein Jahr — scheidet sich das Epos in zwei Teile. Nur in den ersten vier Gesängen gelingt es Hebbel, den Konflikt lebenswahr und natürlich entstehen zu lassen, ohne, was dem epischen Stil nicht gemäß ist, die Personen allzu scharf zu individualisieren; das Mißverstehen der beiden Paare wird mehr aus der verschiedenen sozialen und geistigen Verfassung und aus der gesteigerten Erregung des entscheidenden Augenblickes hergeleitet.

Das Mädchen aus dem Volke willigt angesichts der Gefahr, den Verlobten vielleicht auf ewig zu verlieren, in den Vorschlag der reichen, Mutterglück krankhaft schmerzlich entbehrenden Frau ein, sich von ihr aussteuern und ihr Auskommen sichern zu lassen, ihr aber dafür das erste Kind aus ihrer jungen Ehe völlig abzutreten.

Im zweiten Teile kann die junge Mutter das Kind, als es geboren ist und fröhlich heranwächst, nicht hergeben. Sie und der Gatte entziehen sich durch Flucht den zu schweren Verpflichtungen, von denen sie die Partner dann großmütig in Anerkennung ihres höheren Rechts entbinden.

Leider erstarren in diesem zweiten Teil die Menschen in einem gleichmachenden Pathos, stehen sich nicht mehr als Vertreter zweier Stände gegenüber, auf deren Gegensatz das Ganze doch als „soziales“ Epos ruhen soll, sondern nur noch als „Menschen“.

Mit den feineren Linien sozialer Charakterisierung schwindet auch die tiefere Bedeutung des dichterischen Gedankens.

Die Schuld für das alles darf man nicht der erlahmenden Dichterkraft Hebbels zuschreiben. Die Beschäftigung mit den letzten Akten von „Siegfrieds Tod“, den er zwischen der Abfassung des vierten und fünften Gesanges von „Mutter und Kind“ vollendete, hat ihn vielleicht der schlichten bürgerlichen Welt seines Epos entfremdet. Aber der wahre Grund für das schließliche Mißlingen des epischen Wurfes liegt weit tiefer.

Das Epos erfordert seiner klassischen Herkunft nach einen harmonisierenden Stil, es verbietet allzu grelle innere und äußere Gegensätze. Das erkannte Goethe und führte in sein Epos Besitzende und Verarmte ein, die geistig und seelisch auf der gleichen Höhe stehen. Bei Hebbel sind die Parteien Proletarier und Kapitalisten: Menschen von himmelweit verschiedener Bildungsstufe. Geschickt weiß er das, ohne die innere epische Form zu schädigen, in den ersten vier Gesängen festzuhalten. Den Kniff, den er dabei anwendet, die Parteien sich nie unmittelbar gegenüberzustellen, sondern einzeln vorzuführen, behält er auch weiterhin bei. Aber er hilft ihm nichts mehr, und damit trifft man auf den Grundmangel, die Unmöglichkeit der ganzen Dichtung.

Christian und Magdalena wird eine pathetische und extreme Handlungsweise zugemutet. Das entspricht aber der Art und dem Wesen von Menschen aus dieser Volksklasse unter diesen Umständen nicht und reißt sie aus ihrer sozialen Sphäre in die dünne Luft des Allgemeinen, wo sie dem Hamburger Kaufmannsehepaar begegnen.

Der Gedanke eines sozialen Epos verführte Hebbel, extrem soziale Gegensätze zu kontrastieren. So mußte entweder die Harmonie des klassischen Epos zerstört oder es mußte schablonisiert werden. Hebbel hat das letztere getan.

Das Muttergefühl kann sich auch in dem einfachsten Weib elementar und gewaltig regen und so der würdige Gegenstand dichterischer Darstellung werden. Man denke an Gerhart Hauptmanns „Ratten“ und an Klara Diebigs „Einer Mutter Sohn“. Nie aber würde ein Dichter unserer Tage dieses Motiv episch im Stile von „Hermann und Dorothea“ zu bewältigen suchen, weil dieses Motiv, wie Emil Kuh schon sehr fein erkannte, „naturalistisch“ ist und weil alles Naturalistische epischer Stilisierung widerstrebt.

Die Tatsache allein, daß Hebbel zu einem solchen naturalistischen Stoffe griff, ist das Neue und Zukunftsbahnen Weisende an „Mutter und Kind“. Daß Hebbel aber die epische Form wählte, schloß ein absolut befriedigendes Gelingen von Anfang an aus, zeigt den Dichter, dessen Welt- und Lebensauffassung im Grunde den Romantikern und Klassikern näher verwandt ist als den Modernen, als das Kind einer Zeit, die sozialpsychologisch und soziologisch noch nicht denken gelernt hatte.

Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts jedoch hat das deutsche Publikum so zu denken gelernt. Wir wissen heute, daß, so verwandt sich alle Menschen in ihrer innersten Natur sind, diese Natur sich nicht frei entwickeln und äußern kann, sondern von dem mannigfach gebrochen und abgestuft wird, was wir mit einem schiefen Ausdruck „Milieu“ zu nennen uns gewöhnt haben. Davon weiß Hebbel noch nicht viel, konnte er noch nicht viel wissen. Im weiteren Verlauf seines Epos verschwindet und verschwimmt ihm das „Milieu“, mit dem in Verbindung seine Menschen darzustellen ihm in den ersten vier Gefängen instinktiv gelungen war. Und darum kann uns, die wir Zola, Tolstoj, die Brüder Hauptmann, die moderne Heimatkunst erlebt haben, das Epos nicht mehr in dem Grade befriedigen wie die Lesewelt von 1858, kann uns, um mit Johannes Volkelt zu reden, aus dieser Dichtung keine Erweiterung unserer Erkenntnis, „was es heißt Mensch zu sein“, erwachsen.

Der letzte Versuch eines großen Dichters, die Form des klassischen Epos Ausdruck modernen Zeitgehaltes werden zu lassen, ist im ganzen fehlgeschlagen, nicht weil dem Dichter Kunst und Kraft gebrach, sondern weil er sein Können an Unmögliches setzte. Unsere Zeit mit ihren herben und scharfen Gegensätzen muß, wenn sie in die epische Form eingehen soll, entweder diese Form innerlich vernichten oder ihr Eigenstes einbüßen. Darum ist die Form des objektiven Epos heute überlebt, wie es seinerzeit die haute tragédie der Franzosen war.

Daran wird der Widerspruch eines Karl Spitteler nichts ändern. Ändern werden es aber möglicherweise die Riesenkämpfe unserer Zeit, gegen die der Krieg um Ilium ein Kinderfeuerwerk. Drängt der Weltkrieg unserer Tage das Interesse an scharfen aber kleinlichen Gegensätzen zurück, bringt er wieder heroische Linien in unser Lebens- und Weltbild, dann steht uns vielleicht eine Wiedergeburt des Epos bevor.

## Schillers „Jungfrau von Orleans“ in ästhetischer Beleuchtung.

Von **Karl Weis** in Dillingen (Baden).

Die wunderbare Erscheinung der sittlichen Kraftäußerung des deutschen Volkes im gegenwärtigen Weltkriege hat mich an eine Schillersche Tragödie erinnert, die ich die Tragödie der Kraft im besonderen nennen möchte, „Die Jungfrau von Orleans“. Es ist der gewaltige Wille, der dem Kampf unserer Heere und dem Opfermut unseres Volkes das Gepräge festester, siegreicher Entschlossenheit gibt. Es ist die Kraft, auf der Schillers ganzer Idealismus ruht, der Idealismus, von dem sich unser Volk abzuwenden begonnen hatte, um auf frivole, zum Teil ausländische Propheten zu hören, die ihm seine Seele vergifteten und seine deutschen Ideale entrissen. Der Wille ist Schiller der Geschlechtscharakter des Menschen; kein Schicksal und kein Tod darf ihn schrecken. Auch in der „Jungfrau von Orleans“ erscheint diese weltüberwindende Menschenkraft, mit der sich Gottes Kraft verbindet und die Feinde niederwirft. Eine kindlich reine Jungfrau, ein Kind der Natur, deren Seele heilige Begeisterung für das Vaterland, lebendigster Glaube und Vertrauen zu Gott ist — es ist eine in deutschem Idealismus gedachte Erscheinung —, tritt als Retterin für das Vaterland auf. Gott sagt zu ihr auf ihr ständiges Gebet um Rettung fürs Vaterland: Wenn du die Welt in dir selbst überwindest, wirst du dein Vaterland retten, ich werde mit dir sein und dir Kraft verleihen. Johanna ist also Gotteskraft, weil sie höchste Menschenkraft ist.

Ich kann nun die sittliche Kraft des deutschen Volkes moralisch oder ästhetisch betrachten. Moralisch ist sie die Forderung der Vernunft, auszuhalten, eine Pflicht gegenüber dem Vaterland. Wir fordern diese Pflicht und billigen deren Erfüllung. Unsere Feinde haben uns in diese Notwendigkeit gebracht, wir müssen aushalten, müssen alle Opfer für das Vaterland bringen. Betrachten wir diese Haltung des deutschen Volkes mit der Einbildungskraft, d. h. ästhetisch, so sind wir über diese Kraft entzückt, weil wir darin das Vermögen unbedingt zu wollen erblicken, allen Naturwiderstand zu besiegen, gleichsam höhere Menschen zu sein und hierin eine Bürgschaft für den endgültigen Sieg erkennen. Die ästhetische Betrachtung ist also die höhere, sie begeistert uns und vermehrt unsere Kraft. Der Kampf unseres Volkes erscheint uns wie eine riesige Schillersche Tragödie mit unendlichem Weh und unendlicher Siegestraft. Auch hier schauen wir nicht auf Pflichterfüllung und hervorragende Tugenden, sondern auf das absolute Willensvermögen und die „unendliche Geistergewalt gegenüber dem Zwang der Natur und den Schranken der Sinnlichkeit“.

In diesem Sinne möchte ich auch die „Jungfrau von Orleans“ betrachten. Von diesem Standpunkte aus, dem ästhetischen, ist die Tragödie meines Wissens noch nie angeschaut worden. Und doch dürfte diese Betrachtungsweise die einzig richtige sein; denn Schiller will seine Tragödien ästhetisch betrachtet wissen.<sup>1)</sup>

Es ist viel, sehr viel über die Tragödie geschrieben worden, manches Schöne

1) Schiller, Über das Pathetische. Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.

und Gute, aber auch manches Verkehrte. Die ästhetische Betrachtung wird erst volles Licht darüber fallen lassen. Es ist nicht Schillers Absicht, Johanna in ihrer sittlich-religiösen Größe uns vorzuführen, sondern als Erscheinung sittlicher Kraft. Nicht das Gute selbst, sondern das Vermögen, die Kraft zum Guten, ist es nur, was dem Poetischen angehört. Auch wenn der Dichter die vollkommensten sittlichen Musterbilder uns vor Augen stelle, habe er keinen anderen Zweck, als uns durch die Betrachtung derselben zu ergötzen. Die ästhetische Kraft, womit uns das Erhabene der Gesinnung und Handlung ergreife, beruhe keineswegs auf dem Interesse der Vernunft, daß recht gehandelt werde, sondern auf Interesse der Einbildungskraft, daß recht handeln möglich sei, d. h. daß keine Empfindung, wie mächtig sie auch sei, die Freiheit des Gemüts zu unterdrücken vermöge. Die historische Erscheinung der Jungfrau von Orleans hatte für Schiller nur insofern Interesse, als er die Anlage zum Göttlichen in ihr entdeckte, eine Kraft, die die Welt überwindet und zur höchsten Stufe der Menschheit hinaufführt. Er wollte das Wunderbare an dem historischen Mädchen uns menschlich erklären und uns so von der Erde in den Himmel führen. Die Johanna des zweiten Teils erklärt uns denn auch die Johanna des ersten. In der ästhetischen Betrachtung der Tragödie gibt es keine Schuld und Strafe, keine Buße und Sühne, sondern nur ein Spiel der Kräfte zwischen dem Sinnenwesen und dem übersinnlichen Willen, das mit dem Sieg des letzteren endet. Über den Tod des Schönen weinen wir, aber über seinen himmlischen Sieg jauchzen wir, er ist es, der uns ästhetisch entzückt.

Um diesen Sieg zu erringen, müssen die Schillerschen tragischen Helden und Heldinnen natürlich die nötigen seelischen Kräfte haben. Grillparzer'sche Frauengestalten z. B., wie eine Sappho und Hero, sind für Schillers Tragik schon in ihrer Grundanlage gänzlich unbrauchbar. Es sind sinnlich-seelische Wesen, ganz Gefühl, die dem Leben nicht gewachsen sind und die die Liebesleidenschaft mit sicherem Griff zu Boden wirft. Sie tragen ihr Schicksal in der Leidenschaft ihres Herzens, der sie keinen sittlichen Widerstand entgegenzusetzen vermögen, und sterben als die sinnlich-schönen Wesen, ohne zur Höhe des freien Geistes sich emporzuheben. Grillparzer hält denn auch die Schillersche Tragik nicht für die richtige; daß die Tragödie mit dem Sieg des höheren Prinzips endet, hält er für untragisch. Auch Goethesche Mädchengestalten, wie Klärchen z. B., könnte Schiller nicht schaffen; auch ihnen fehlt die Stärke des sittlichen Willens. Schillers Tragik steht eben einzig da.

Johanna ist auch ein schönes Sinnenwesen, das der Himmel fühlend geschaffen hat, dem die Liebe bis ins innerste Mark dringt, das aber nicht nur eine fühlende, sondern auch eine Willensseele hat. Was konnte Gott veranlassen, Johanna zu seiner Auserwählten zu machen? Sie hat ein göttliches Werk auszuführen, das sie aber nur vollenden kann, wenn sie die reinste Jungfrau bleibt. Welche Gewähr hatte er dafür? Konnte sie nicht schon auf halbem Weg straucheln? Hätte er sie im Hinblick auf die Vollendung seines Wertes nicht so unter den Schutz seiner Gnade stellen müssen, daß sie auch in der Liebe nicht schwach werden konnte? Die Jungfrau Maria war bestimmt, die Mutter des Heilandes zu werden, das Heiligste zu gebären, und mußte daher selber schon auf Erden heilig sein. Sie war daher nach der Lehre der Kirche nach göttlichem Ratsschluß von der Erbsünde und jeder Neigung zur Sünde ausgenommen. Johanna aber, die auch ein Gefäß Gottes sein mußte, auch die

reinste Jungfrau, hatte gerade zu erweisen, daß sie die Kraft habe, die Reinste zu sein und zu bleiben. Eine Jungfrau, die durch die Gnade vor dem Schwachwerden geschützt war, war für Schiller keine tragische Gestalt. Gott aber sah eine Kraft in ihr, die der Gnade sozusagen gleichkam, eine Kraft, die die Ausführung seines Werkes gewährleistete, das war der übersinnliche Wille, etwas von seinem eigenen göttlichen Wesen. Mit diesem übersinnlichen Willensvermögen, sah er, würde sie seinen Auftrag erfüllen können. Von diesem übersinnlichen Willen müssen wir ausgehen, das muß unser Standpunkt ästhetischer Betrachtung sein. Von diesem höchsten, weil rein dichterischen Standpunkt, müssen wir Johanna's Leben, ihre Worte und Taten ins Auge fassen, bis ihr Lauf beendet ist,

„Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,  
 Flammend sich vom Menschen scheidet,  
 Und des Äthers leichte Lüfte trinkt,  
 . . . . .  
 Und des Erdenlebens  
 Schweres Traumbild sintt.“ . . . . .

Es ist vor allem das fühlende, hoffende, wünschende Herz, das dieses Erdenlebens schweren Traum träumt. Auch Johanna hat diesen Traum geträumt, denn sie hatte ein Menschenherz. Der Lebenswille, das Jasagen zum Leben hat auch sie versucht, und zwar mit der stärksten Gewalt, in der Liebe. Der Feind ruhte nicht, bis er sie einmal überraschte. In ihrer vollen Grundstärke muß die Naturgewalt auftreten, wenn der Sieg über diese ein herrlicher sein soll, der volle Lebenswille muß getroffen, muß besiegt werden. Der Lebenswille in seiner primären Stärke, nicht in sekundären Trieben, muß unterliegen. Der Lebenswille zeigt sich beim Mann in erster Linie in dem Willen zur Macht, Herrschergröße lockt ihn vor allem. Ein Beispiel dieses dämonischen Machtwillens haben wir in Schillers Wallenstein, und dadurch hat ihn der Dichter tragisch verwickelt. Der stärkste Trieb beim Weibe, womit die Erdenmacht ihrer ganzen Bestimmung gemäß sie am meisten packt, das ist die Liebe zum Mann. Auch Johanna hat die Welt in der Liebe und in dem, was dem gefühlvollen Frauenherzen Opfer kostet, zu überwinden.

Einige Kritiker freilich haben Johanna die stärkste Erdenkraft genommen, sie unempfindlich für die Liebe erklärt, die Liebesleidenschaft in ihr durch höhere Mächte als Strafe oder Schicksal entstehen lassen, den Hauptnerv des Tragischen durchschnitten und alles andere als eine Schillersche Tragödie aus dem Drama konstruiert. Ich denke vor allem an Deit Valentin<sup>1)</sup>, M. Evers<sup>2)</sup> und Wilhelm Sielitz<sup>3)</sup>, auf deren Auffassung ich nachher zu sprechen komme.

Johanna ist nicht unempfindlich für die Liebe. Denn wenn sie das wäre, so sähe man nicht ein, weshalb sie das Gelübde der Keuschheit ablegt. Jedenfalls hätte sie damit kein Opfer gebracht. Die Jungfrau Maria und Gott sehen aber, daß auch ihre Natur der Liebe unterworfen ist. Denn Maria sagt zu ihr: Eine keusche Jungfrau

1) Die Behandlung von Schillers „Jungfrau von Orleans“ in Wissenschaft und Schule. Zeitschr. f. d. deutsch. Unt. 1896, S. 670ff.

2) Nochmals die „tragische Schuld“ der Schillerschen „Jungfrau von Orleans“. Zeitschr. f. d. deutsch. Unt. 1898, S. 113ff.

3) Studien zu Schillers Dramen, Leipzig 1876.

vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden, wenn sie der irdischen Liebe widersteht; und Gott setzt als Bedingung der Ausführung seines Werkes, daß nicht Männerliebe mit sündigen Flammen eitler Erdenlust ihr Herz berühren dürfe. Zu widerstehen also hat Johanna der Liebe; ihr Herz muß daher fähig sein, von der Liebe berührt zu werden.

Johanna ist ein schönes Wunderkind der Natur, sie prangt in Jugendfülle und Jugendkraft, sie ist etwas Außerordentliches an Körper und Geist. Sie ist die Augenweide der Hirten des Tales. Raimund wirbt um sie den dritten Herbst. Des Königs tapferste Krieger liegen vor ihr zu Füßen und beten sie an. Lionel selbst, den Feind, rührt ihre Schönheit. Es ist damit nicht gesagt, daß ein schönes Weib auch einmal in ein Kloster gehen und das Gelübde der Keuschheit ablegen kann — Beispiele aus der Geschichte heiliger Frauen sind genügend vorhanden —, aber der gewöhnliche Fall ist das nicht, besonders wenn das Weib von der Welt angebetet wird. Jugend und Schönheit gehören der Erde an. Johanna soll kein kränkliches, schwächliches Wesen sein, dem die Entfagung leicht wird, sondern ein Weib, das Jugend und Leben atmet. Diese Johanna, die bei ihrem Auftreten den Mann weit von sich abzuweisen scheint, muß einmal in Leidenschaft erzittern und in Liebe zerschmelzen. Johanna besitzt außerdem alle seelischen Eigenschaften, die das schöne Geschlecht zieren. Sie hat ein tiefes für die Natur empfängliches Gemüt, ist ein bescheidenes, selbstloses Wesen, voll Mitleid und Herzengüte. Es ist daher wahrscheinlich, daß sie auch für das menschlichste aller Gefühle, für die Liebe, empfänglich ist. Ich habe ihr Naturgefühl erwähnt. Ihre Abschiedsworte an die Heimat verraten eine starke lyrische Kraft und Akzente von vollen Herzenstönen. Dieser Abschied von den Bergen und Triften, den traulich stillen Tälern, Wiesen und Bäumen, Grotten und kühlen Brunnen, all den Plätzen ihrer stillen Freuden, an denen ein Teil ihres Herzens hängen bleibt, wenn sie geht, ich höre darin ein stark schlagendes Herz, das gewiß einmal auch die Liebe verstehen wird.

Damit, daß sie einem Raimund und den anderen Hirten des Tales das Herz zuschließt, ist nicht bewiesen, daß dies auch einem anderen Mann gegenüber geschehen würde. Raimund ist eine Braunschweignatur. Trotz aller hingebenden Liebe und Treue konnte ein Braunschweig Klärchen nicht gewinnen, während der Zauber eines Egmont sie unwiderstehlich hinriß, und Leben an Leben hing. Die Magie der Liebe folgt keinen Vernunftgesetzen; ein Raimund war der Mann des Schicksals nicht. Und ganz abgesehen von der Person Raimunds war ihr Herz damals, als dieser um ihre Liebe warb, von ganz anderen Gefühlen bewegt. Ihr ganzes Leben und Lieben und Denken war damals dem bedrängten Vaterland geweiht. Immer größer wurde die Not. Wer konnte helfen? Niemand als Gott. Ganze Nächte liegt sie im Gebet, Rettung für ihre Heimat vom Himmel erslehend. Vaterländisches und religiöses Denken fließen bei ihr zusammen. Die vaterländische Begeisterung ist so unverfälscht und rein, so kindlich ihre Vorstellung vom König als Vater des Vaterlandes, ihr Vertrauen zu Gott so stark, so bergereverehend groß: Gott muß helfen, er liebt das Land wie den Apfel seines Auges. Ihre Andacht lenkt ihr Herz nach oben, entzieht es allem Irdischen, dem Kreis ihrer Geschwister und Gespielinnen. Wem konnte sie es öffnen, da sie doch niemand verstand? Wie hätte sie jetzt Interesse für einen Streiter haben können, da ihr Herz doch einer anderen Liebe schlug! Es ist nicht Verirrung der Natur, wie ihr Vater meint, daß sie, in der Blüte des Frühlings stehend, den Frühling im

Innern nicht rauschen hört und unter seinen Gefühlen erzittert. Es ist nicht Zeit jetzt für süße Schäferstunden, wo das Vaterland unter den Schlägen der Feinde blutet. In ihrem Herzen klingt jetzt ein anderes Lied als das Lied der Liebe; nicht als ob sie dieses überhaupt nicht verstünde oder verstehen würde, sondern weil ein höherer und ernsterer Sang in ihrem Herzen ertönte. Wenn der Himmel eine Streiterin brauchte für Gott und Vaterland, wer war geeigneter als sie? Wer glühte reiner und heiliger? Mußte sie es nicht sein, die den Himmel zwingt, sich zu öffnen?

Johanna ist eine tiefe und große Natur, ihr Geist auf Hohes und Ernstes gerichtet; auch die Liebe ist bei ihr etwas Hohes und Heiliges, sie wird einst einen göttlichen Adel tragen und ein wirklicher Tausch der Seelen sein, es wird ein göttlicher Funke des anderen Wesens in ihre Seele springen. Ihre keusche Jungfräulichkeit wird von einem starken Willen behütet. Ihr kräftiger und gesunder Körper — sie hat den Tigerwolf bezwungen und ihm das Lamm entrispen — ist belebt von kraftvoller geistiger Energie, die zwar das Erblühen einer zarten weiblichen Natur durchaus gestattet, aber alles sinnlich Schwache und Krankhafte von ihr fernhält. Sie ist fähig, für eine große Sache zu erglühen und von heiligen Idealen sich tragen zu lassen. Die Kraft der Erde und des Himmels trägt sie in ihrer Seele. Wie ein höheres Wesen steht sie auf Bergeshalden und schaut auf die niedere Erde herunter und das irdische Treiben der Menschen. Ihre Worte und Taten tragen in gleicher Weise den Stempel des Kraftvollen. Sie wird ihrem Glauben und ihrer Überzeugung auch die Kraft der Begeisterung leihen und Gottes Auftrag auch mit dem ganzen Schwung dieser Begeisterung ausführen. Und es wird vielfach auf den ersten Blick vielleicht Hochmut und Überhebung scheinen, was Wille und innerste Kraft ihrer Seele ist, und was die Kritik vielfach falsch aufgefaßt und in kleinlicher Weise an dieser großen und genialen Natur herumkritisiert und herumgemäkelt hat. Johanna hat Schillers Seele, ihr Flug geht nach Himmelhöhen, ein menschlich gutes, gefühlvolles Herz, aber himmlischer Schwung und die Kraft, die Erde zu beherrschen.

Den ersten Widerstand ihrer Natur hat sie zu überwinden, als die Jungfrau Maria ihr den Auftrag Gottes überbringt. Sie soll mit dem Schwerte bewaffnet in die Schlacht ziehen und Menschen töten, ein Weib, eine zarte Jungfrau! Diese Aufgabe muß gegen ihre innerste Natur gehen. Sie antwortet, wie könne sie sich solcher Tat unterwinden, eine zarte Magd, unfundig des verderblichen Gefechts! Aber Gottes Kraft wird in ihr wohnen, sie wird alles Herrliche auf Erden vollbringen, wenn sie der irdischen Liebe widersteht. Noch kennt sie die irdischen Triebe des Weibes nicht, kennt nicht in seiner ganzen Größe das Opfer, das sie bringen soll. Aber in metaphysischer Tiefe ihres Herzens träumt auch sie von dem künftigen Lebensmorgen, da sie der Sonne entgegenjubeln wird, wenn ein Strahl aus anderen Welten sie in der Tiefe ihres Lebens weckt. Noch kennt sie keinen Mann, dessen Seele einstens mit der ihrigen schlagen wird. Aber wenn sie auch noch keine deutlichen Begriffe von dem Opfer hat, das sie bringen soll, das Herz, das das Wunderbare jener kommenden Offenbarung dunkel ahnt, widerstrebt instinktiv der Entfagung von vornherein, und es gehört ein gewaltiger Wille dazu, das gesunde natürliche weibliche Empfinden zu ersticken. Denn wenn ihr Herz jetzt auch begeistert dem Vaterland schlägt und deswegen für die irdische Liebe unzugänglich ist, im Grund ihres Wesens schlummert doch die Sehnsucht des Weibes.

Johanna zögert mit der Antwort, die sie der Himmelskönigin geben soll. Maria erscheint in drei Nächten nacheinander, Johanna hat sich in der dritten Nacht noch nicht entschlossen. Begreiflich, es ist ein ungeheures Opfer, das von ihr verlangt wird: Töten und der Liebe entsagen! Hätte sie sogleich ja gesagt, man würde es nicht begreifen. Was man von ihr verlangt, können nur Gottes Geister leisten.

Die Himmelskönigin zürnt zuletzt und wendet sich an die Kraft in ihr, durch die sie allein siegen kann, an den Willen. Sie hat das Opfer ihres Herzens zu bringen.

„Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,  
Das harte Dulden ist ihr schweres Los,  
Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden,“

und weil die Himmelskönigin ihr dafür, daß sie dem Glüd der Erde entsagt, einen Lohn verheißen muß, und Johanna für die Philosophie, daß das Gute den Lohn schon in sich trage — und Gehorsam gegen Gott wird hier das Gute sein —, in ihrem kindlichen Denken noch kein Verständnis haben dürfte, fügt sie hinzu:

„Die hier gedienet, ist dort oben groß.“

Und Johanna ist entschlossen, den Willen Gottes auszuführen, in die Schlacht zu ziehen, die Feinde des Volkes Gottes zu vernichten und der irdischen Liebe zu entsagen. Und sie wird halten, was sie versprochen. Sie ist von jetzt an nur noch Wille, und es möchte fast scheinen, als ob die Forderungen der Natur gar nicht vor dem Solum ihres Willens erscheinen, mit solcher Festigkeit beherrscht sie ihr Sinnenwesen. Ihre Bahn heißt Sieg, Sieg des eigenen Willens, Sieg der Gotteskraft, die nur mit ihrer erhabenen Menschenkraft sich verbinden konnte. In einem reinen Gefühlswesen hätte Gottes Kraft nicht wohnen können, überhaupt läßt sich ein rein lyrisches Wesen im Sturm der Schlacht nicht denken. Johanna stellt ihren Willen ganz in Gottes Willen. Wie ein Gespenst des Schreckens schreitet sie durch die Schlacht, Furcht und Entsetzen vor sich her. Wer ihr entgegentritt, fällt durch das Gotteschwert. Es gibt keine Schonung, kein Erbarmen. Und dabei schauen gütige Kinderaugen aus ihrem milden Antlitz. Aus diesen Augen spricht ihr Herz. Welche Überwindung muß es sie kosten, mit diesem Herzen wie ein Würgengel durch die Schlacht zu schreiten. Wir hören sie sagen, daß Mitleid ihre Seele schmilt, ihre Hand erbebt, „als bräche sie in eines Tempels heiligen Bau, den blühenden Leib des Gegners zu verlegen“. Aber Gott zu gehorchen, ist ihr Wille da. Und nur deshalb wirkt die erhabene Jungfrau Mächtiges in ihr, und „rüstet den untriererischen Arm mit Kraft, bewaffnet das Herz mit Unerbittlichkeit“, weil sie will, was Gott will. Es wäre falsch, zu denken, daß die Gotteskraft eine passive oder widerstrebende Kämpferin mit sich risse, nein, sie will blind, was Gott will, sie folgt der Stimme Gottes, ohne Grübeln, ohne nach rechts oder links zu schauen. Ihr Kampf ist also ein ständiges festes Wollen, aber auch ein ständiger Kampf mit ihrer eigenen Natur. Wenn sie allein ist, gesteht sie sich ihre Schwäche, in der Schlacht aber ist sie nur Wille, nur Energie, und es kommt ihr vor, wie wenn das Schwert sich selbst lenkte wie ein lebendiger Geist.

Das ist das Gegenteil von dem, was einige Kritiker behaupten: Johanna erhebe sich über Gottes Gebot, überspanne in ihrem Hochmut ihre Aufgabe (Valentin) oder tue dies in einer „verhängnisvollen Wahneinbildung überhitzter Phantasie“ (Evers). Auch Eysell<sup>1)</sup> findet Hochmut in Johannas Auftreten und Worten, aller-

1) Schillers Jungfrau von Orleans. Hannover 1886. S. 130 ff.



dings nicht ganz in demselben Sinn wie die beiden anderen Kritiker. Er findet ihn in der Selbstsicherheit, mit der sie behauptet, die Liebe nimmer zu kennen; sie schaue auf die Liebe mit hochfahrender Selbstgewißheit und Verachtung herab, sie sei sicher, mit selbsteigenem Vermögen sich vor der Liebe bewahren zu können. Er führt die Verse in der Montgomery-Szene an:

„Nicht mein Geschlecht beschwöre! Nenne mich nicht Weib!  
Gleichwie die körperlosen Geister, die nicht frei'n  
Auf ird'sche Weise, schließ' ich mich an kein Geschlecht  
Der Menschen an, und dieser Panzer deckt kein Herz.“

Serner

„Du rufest lauter irdisch fremde Götter an,  
Die mir nicht heilig noch verehrt sind. Ich weiß  
Nichts von der Liebe Bündnis, das du mir beschwörst,  
Und nimmer kennen lernen werd' ich ihren eitlen Dienst.“

Die ersten vier Verse sind im Sinn der wirkenden Gotteskraft gesprochen. Unter der Wirkung dieser Kraft muß sie handeln wie ein körperloser Geist, der Panzer darf kein Herz decken. Sie hat wohl ein menschliches Herz, das aber die Himmelskönigin mit Unerbittlichkeit bewaffnet, weil sie den Willen hat, Gott zu gehorchen und die Feinde zu töten.

Die vier letzten Verse spricht diejenige, die Gott das Versprechen gegeben hat, ein jungfräulich-keusches Herz zu bewahren, und die mit der Festigkeit, mit der sie es gegeben hat, auch halten will. Sie sagt: Ich will der Liebe Bündnis nicht kennen und kenne es nicht; ich will den eitlen Dienst der Liebe nicht kennen und kenne ihn nicht. Es ist der Wille und immer der Wille, der spricht. Sie ist kein Weib, weil sie es nicht sein will; und diese Sprache des Willens, weit entfernt, Gott herauszufordern, Hochmut zu sein, kann Gott nur angenehm sein. Sie ist die starke Natur, die er in ihr gesehen hat, und die sein Werk zu Ende führen wird, weil sie will.

Daß der Wille Johannas vollständig frei ist, ist ein Erfordernis des Charakters. Statt so selbstsicher aufzutreten, meint Eysell, hätte Johanna den „Weg der Demut wandeln müssen, sich des Hochmuts in der Liebe entäußern und auf allen ihren Berufswegen den Beistand Gottes wider diese suchen sollen, um gegen diese nicht nur mit eigener Kraft, sondern mit göttlicher Rüstung gewappnet zu sein und so der stärksten Prüfung, welche in der Schlacht bei Reims ihrer wartete, im rechten Geiste entgegenzugehen.“ Aber Johanna sollte ja gerade die Kraft ihres eigenen Willens beweisen. Sie vermag alles Herrliche auf Erden, wenn sie mit eigener Kraft der Liebe widersteht. Der Widerstand durfte ihr durch die Hilfe Gottes nicht erleichtert werden. Nur durch die eigene Kraft ihres Willens wird sie eine dichterische Gestalt im Sinne Schillers, wird sie ästhetisch groß; niemals durfte ihr freier Wille irgendwie beeinflusst werden. Eysell betrachtet Johanna nur vom ethisch-religiösen Standpunkt aus, sie ist ihm ein Symbol des christlichen Glaubens. Damit hat aber der Dichter nichts zu tun. Ihren starken Willen erkennt Eysell durchaus an, aber die dichterische Bedeutung dieses Willens sieht er nicht ein.

Man ist unwillig geworden über Johanna wegen ihres angeblich unmenschlichen Handelns und über die Gottesstimme, die sie dazu ermuntert habe. H. Gaudig<sup>1)</sup>

1) Wegweiser durch die klassischen Schuldramen, III. Abteilung; Schillers Dramen II 1914, S. 186.

ist der Ansicht, daß die Abweichung Schillers von seiner Quelle, nach der Johanna kein Blut vergießt, als eine Schädigung seines eigensten Interesses bezeichnet werden müsse, und wenn der Dichter eine so diabolische Begeisterung in der historischen Jungfrau gefunden hätte, hätte er durch eine Reinigung dieser Begeisterung uns die Heldin sympathisch machen müssen. „Das gegenteilige Verfahren muß Antipathie erwecken; diese Antipathie trifft zunächst die Gottesstimme, die Johanna treibt, würgend den Tod zu verbreiten, und die heilige Jungfrau, die durch Johanna die Feinde tötet, dann aber auch Johanna selbst, die sich dieser Götterstimme und dieser heiligen Jungfrau gegenüber rein leidend verhält.“ Es ist falsch, zu meinen, daß Johanna passiv ist, falsch, daß ihr Schwert sich von selbst lenkt in ihrer Hand, wenn sie nicht den Willen hätte, Gottes Willen blind zu vollbringen. Der Gottesstimme leistet ihre Natur, ihr zartes Herz Widerstand, nicht aber ihr Wille. Johanna schaudert vor dem Töten, aber das Vertilgen der Feinde ist Gottes Wille und daher ihr Wille, sie bringt aber ständig das Opfer ihres Herzens. Statt unwillig zu werden, müssen wir sie im Gegenteil bewundern, wenn wir sie sagen hören, daß Mitleid ihre Seele schmelze, und es ihr sei, als bräche sie in eines Tempels heiligen Bau, wenn sie den Leib des Gegners verletzen soll. Und dennoch den Willen haben, das zu tun, das ist ein großer Sieg über ihre Natur.

Daß die Feinde vernichtet werden sollen, das ist Gottes Beschluß, und Gott straft hart, fürchtbar, es ist Jehova des Alten Testaments. Übrigens hat man in diesem Krieg Gelegenheit gehabt, in diesem Punkte alle Sentimentalität abzulegen. Und Johanna ist vor unserer Antipathie deswegen geschützt, weil, wie ich gesagt habe, sie die Tat nicht als menschlich gefühlvolles Wesen ausführt, sondern im Widerspruch mit ihrer Natur, als körperloser Geist; als menschliches Wesen ist sie tief unglücklich, daß sie solche Taten ausführen muß. Von Abraham verlangte Gott, daß er ihm seinen Sohn Isaak opfere, und Abraham gehorchte, ohne nach dem Grund zu fragen; der Engel Gottes aber hielt ihm den Arm ab, mit dem er das Schlachtmesser schwang, Gott wollte nur den Gehorsam. Auch bei Johanna wollte er den unbedingten Gehorsam. Werden wir Gott zürnen, weil er den blinden Gehorsam von ihr forderte, oder ihr, weil sie diesen Gehorsam leistete im festen Glauben, daß alles, was Gott will, gut ist?

Indem Schiller die historische Jungfrau zu seiner tragischen Heldin machte, mußte er ihr eine Kraft geben, mit der sie ihr Schicksal selbst entscheiden konnte, d. h. einen welt- und schicksalbezwingenden Willen; nur als solches Willenswesen war sie tragisch für ihn. Wir müssen die Kraft sehen, die ständig ihre Instinkte bezwingt, nur so wird das harte Dulden ihr Los, nur so kann sie durch Gehorsam geläutert werden, nur so zeigt sie, daß sie die Welt überwindet und wirklich verdient, Gottes Erwählte zu sein. Wenn dann Gaudig weiter meint, daß der Grund der Abweichung des Dichters vom Bild der historischen Jungfrau, die nur die Fahne trägt und nicht das Schwert führt, in Rücksicht auf den kritischen Punkt des ganzen Dramas, die Lionel-Szene, zu suchen sei, d. h. daß der Dichter die Jungfrau deswegen mit dem Schwert bewaffnet sein lasse, weil sie den Lionel töten soll, so drückt diese Auffassung die Sache schief aus. Sie führt das Schwert, weil dadurch die Aktivität ihres Willens besonders zum Ausdruck kommt; sie wird durch das Führen des Schwertes gezwungen, den stärksten Widerstand ihrer Natur zu überwinden, wie ein Geist Gottes aufzu-

treten und seinen Willen unerbittlich durchzuführen. Sie wird dadurch gleichsam selbst lebendiger Gottesgeist. In dieser Natur ist alles energisches Wollen, nichts Passives. Den Lionel soll sie also töten, weil sie das Schwert führt und alle Feinde töten soll, sie führt aber nicht das Schwert, weil sie gerade Lionel töten soll.

Wir haben nun gesehen, wie der Wille dem Auftreten Johanna's das ganze feste Gepräge gibt, und daß dieser Wille reines, objektives Wollen im Gehorsam gegen Gott ist, frei von allen selbstsüchtigen Zwecken, frei von aller Übertreibung, von allem Hochmut in Worten und in Taten, und wie dieser Wille in ihrem Handeln als zartes Weib unsere Bewunderung, nicht unsere Mißbilligung verdient. Wir haben nun die starke Natur Johanna's noch die schwerste Prüfung ablegen zu sehen, in dem, womit die Kraft der Erde das Weib am meisten anzieht, in der Liebe. Sie hat nicht nur gelobt, die Gefühle ihres Herzens zu unterdrücken im Töten der Feinde, sondern auch der Liebe zu widerstehen.

Johanna erschien uns als ein Weib, das alle Eigenschaften hat, um für die Liebe empfänglich zu sein. Von der Herdentrist kommt sie nun hinaus in die Welt, an den Königshof. Der Mittelpunkt dieses Hofes scheint die Geliebte des Königs, Agnes Sorell, zu sein. Noch eben war der König, mitten im Krieg, „umringt von Gaukelspielern und Troubadours, spitzfindige Rätsel lösend und der Sorell galante Feste gebend“. Diese Agnes Sorell gilt dem König mehr als das ganze Reich. Die zartesten Bande verbinden die beiden Liebenden. Agnes ist aber nicht die Gemahlin des Königs, sondern seine Mätresse. Das ist für das naive, unschuldige Hirtenkind eine ganz neue Erscheinung. Eine recht irdische Atmosphäre umgibt die heilige. Das Glück geht von der Schönheit und Liebe des Weibes aus. Sorell ist nur Liebe für den König und hat keinen Wunsch, keine Sehnsucht, als von ihm geliebt zu werden. Dieses Erdenskind steht in scharfem Gegensatz zu der heiligen Jungfrau, die neben sie tritt. Johanna sieht, wie ein Weib glücklich sein kann durch die Liebe. Sorell ruft ihr zu: Sei glücklich wie ich! Bald ist Johanna selbst der Gegenstand der Begeisterung und Liebe der Männer. Zwei Ritter knien vor ihr, unter ihnen der heldenhafte Dunois, dessen Herz noch nie ein Weib bezwungen. Er bietet ihr Herz und Hand an, will das arme Hirtenkind zu seiner fürstlichen Gemahlin machen. Sie ist ihm das wunderbare Kind der heiligen Natur und würdig der Liebe eines Helden und Fürsten. Johanna weist den Antrag bescheiden, aber bestimmt ab. Sie ist zu einem anderen Werk berufen, das nur die reine Jungfrau vollenden kann. Man dringt in sie von allen Seiten. Zuerst ist es der Erzbischof, der sie daran erinnert, daß das Weib zur liebenden Gefährtin des Mannes geboren sei; wenn sie jetzt sich nicht entschließen könne, die Gattin eines Mannes zu werden, so wird sie später, wenn Gottes Werk vollendet ist, sich wieder zu den Gefühlen des sanften Geschlechts bekennen. Daran schließt Dunois die Bitte, ihm zu sagen, ob er später hoffen dürfe. Schließlich ist es der König, der ihr zuspricht und den Tag kommen sieht, wo süße Gefühle ihr Herz erweichen, sie Tränen der Wehmut weinen und glücklich sein wird in der Liebe. Voll Entrüstung über derartige Zumutungen erhebt sich jetzt Johanna und weist alle in die Schranken. Sie weist viel zurück. Ein Fürst liebt ein armes schönes Mädchen, er will es zu seiner Gemahlin erheben, und er ist ein Mann, den ein Mädchen lieben kann, ein Held, wohl imstande, auch Johanna zu imponieren; er betet sie an, er würde sie auf den Händen tragen. Das ist wahrlich ein Glück, so märchenhaft

schön, daß ihr im Traum nichts Schöneres zuteil werden könnte. Lächelnd blickt die Welt sie an, und alles ruft ihr zu: Liebe und sei glücklich! Werden diese Lockungen der Welt auf sie Eindruck machen? Wird Sehnsucht nach einem solchen, oder ähnlichen Glück, wie Sorell es genießt, sie ergreifen? Wird sie es bedauern, daß sie es nicht annehmen kann? Daß nie die Stunde solchen Glückes ihr kommt? Nein, solche Gefühle sind für Johanna ausgeschlossen. Nicht die Werbung Dunois', nicht das Liebesglück Sorells und des Königs, nicht das Drängen ihrer Freunde, nicht der ganze romantische Liebeshof können irgendwelchen derartigen Herzenswunsch Johannas wecken. Auch nicht vom leisesten irdischen Wunsche darf ihr Herz berührt werden. Es könnte Gottes Geist nicht einen Augenblick länger in ihr wohnen, wenn das der Fall wäre. Auch die leiseste Regung nach dem Glück der Liebe wäre eine Sünde für sie. Wünsche mögen schon von außen an das Herz herantreten, aber davor steht ein Hüter mit flammendem Schwert. Man darf sich den Zustand Johannas nicht als einen schwankenden vorstellen, was sie will, ist sofort entschieden. Aber ihre Seele muß immer in einer gewaltigen Spannung sein, von allen Seiten lauern Feinde, nicht einen Augenblick darf sie den treuen Hüter entlassen. Ein Sieg des Feindes scheint ausgeschlossen, solange sie wach ist und ihn immer scharf im Auge behalten kann; er kann dem Feind nur durch Überraschung glücken, durch eine Art List, durch einen plötzlichen Schlag, auf den sie nicht gefaßt ist.

Mit Entrüstung hatte die Jungfrau den Heiratsantrag zurückgewiesen. Darauf wendet sie sich an den König:

„Befiehl“, ruft sie, „daß man die Kriegsdrummete blase!  
Mich preßt und ängstigt diese Waffenstille,  
Es jagt mich auf aus dieser müß'gen Ruh . . .“

Und als ein Ritter meldet, daß der Feind sein Heer zur Schlacht aufstelle, ruft sie begeistert:

„Schlacht und Kampf!  
Jetzt ist die Seele ihrer Banden frei.“

Was bedeuten diese Worte? Ruft sie nicht Kampf und Schlacht zu Hilfe in der Not? Der Kampf ihres Innern ist entschieden, aber sie will hinaus aus dieser weichen Atmosphäre, wo alles nur Gefühl und Liebe atmet, wo Männerblide ihre Schönheit verschlingen, wo Liebesanträge an die Gottgesandte kommen, wo alles sie drängt, sich zum sanften Geschlecht zu befehren. Man denke ferner an all das Peinliche, womit ihre Zurückweisung des Antrags begleitet ist, die innere Empörung über die Angriffe auf das Weib, die Beleidigung des Geistes Gottes in ihr, die furchtbare Spannung ihrer Seele, all das sind „Bande“ ihrer Seele, von denen sie frei sein will und wozu Schlacht und Kampf ihr helfen sollen. Niemals sind unter „Banden“ der Seele Wünsche des Herzens zu verstehen, über die sie nicht Meister werden kann und die sie im Getümmel der Schlacht vergessen möchte. Alle Annahmen der Kritik, daß irgendeine Schwächung der Jungfrau vor der Lionelzene stattgefunden habe, sind irrig. Irrig vor allem sind Ansichten wie die H. Düntzers<sup>1)</sup>, daß infolge der Verbindung mit dem königlichen Hof, wo die romantische Liebe des Königs und der Sorell, der Glanz und die Ehr- und Ruhmsucht der Dornehmen auf sie Eindruck gemacht hätten, ihr Huldigungen entgegengebracht worden seien, die Rein-

1) Erläuterungen des Dramas, Leipzig S. 110—112.

heit ihrer Seele getrübt worden sei; daß Ruhmgier und Sehnsucht nach einem ihr ergebeneu Herzen allmählich in ihr erwacht und endlich über ihren himmlischen Beruf den Sieg davongetragen hätten; daß schon die Annahme des Adelsstands zeige, welchen Eindruck diese äußeren Glanz verleihende Erhebung auf sie ausgeübt, und daß der weltliche Schein sie anziehe.

Der Königshof und alles, was Johanna dort sah, und was dort vorging, war allerdings eine neue, fremde Welt für sie, ein Märchenland und geeignet, süße Wünsche zu wecken, aber daß weltliches Sehnen in ihr Herz eingeschlichen ist, ist bei der willensstarken Jungfrau nicht zu denken, unter dem Palladium des Willens waren alle Lockungen der Welt wirkungslos. Neben sinnlichen Wünschen wäre, wie schon betont, in ihrem Herzen für den Geist Gottes nicht mehr Raum gewesen.

So ganz spurlos ist jedoch das, was Johanna am Königshof erlebt hat, nicht vorübergegangen. Wenn auch ihr Herz von allen sündigen Wünschen frei blieb, so war doch die Werbung Dunois' ein Ereignis in ihrem Leben: einer der Großen dieser Erde hat um ihre Hand geworben! Ein gewisses weibliches Interesse für den Mann überhaupt, das aber ihre Seele nicht berührt, ist in ihr wach geworden, ein Interesse, das gewissermaßen der Eonanatur in ihr angehört.

Und nun stürmt sie in die Schlacht, wo ihr der Mann des Schicksals begegnen sollte, Lionel.

„Verfluchte, rüste dich zum Kampf“, ruft er ihr zu, „nicht beide  
Verlassen wir lebendig diesen Platz.  
Und daß du's wissest, wer dir Ruhm verleiht,  
Er sterbe oder siege — ich bin Lionel,  
Der letzte von den Fürsten unsers Heers.“

Lionel, der letzte der Fürsten des Heeres! Sie hat schon von ihm gehört. Bertrand hat erzählt, daß Salisbury die Belagerung von Orleans anführe und „mit ihm des Löwen Bruder Lionel“. Auch sonst hat sie seinen Namen wohl nennen hören. Und nun tritt sie ihm gegenüber. Was geht Lionel sie an? Das ist für sie ein Feind wie jeder andere, blind muß sie die Feinde töten. Sie ringt mit ihm, besiegt ihn, reißt ihm von hinten gewaltsam den Helm herunter und — verhängnisvoller Augenblick — Lionel, flüstert es, ansehen kannst du ihn einmal, diesen Lionel, den letzten Fürsten der Engländer, das ist keine Sünde, und sie schaut ihm ins Antlitz, nicht zufällig, sie will ihn sehen, dieser Blick ist nicht Zufall, nicht Schicksal, eine Regung der Eonanatur, die der Wille einen Augenblick nicht im Zaume hielt — und es war geschehen. Sie sah in das Angesicht eines Mannes, das neben sinnlicher Schönheit Adel und Größe der Seele verriet. Er war in diesem Augenblick nur Mensch, entkleidet aller Nationalität, Seele gegen Seele, Kraft gegen Kraft, Mann gegen Weib, und heilige Sympathie ergriff das Weib. Es trafen zwei Wesen zusammen, die von Ewigkeit zusammengehörten, und die schöne Seele des Weibes „umarmte in der Sinnenwelt ihren unsterblichen Freund“. Es ist zunächst eine „Bezauberung der platonischen Liebe“, ein Feuer, das „die himmlische Venus entzündet“. Wir haben hier den Fall einer wunderbaren, herrlichen Liebe, die Schillers Theorie der Liebe entspricht.<sup>1)</sup>

1) Schiller, Über Anmut und Würde. „Bei der Liebe ist das Objekt sinnlich, und das Subjekt moralischer Natur. Die Liebe allein ist eine freie Empfindung, denn ihre reine Quelle strömt hervor aus dem Sitz der Freiheit, aus unserer göttlichen Natur. Es ist nicht

Es sind die Züge des Göttlichen, die Johanna zuerst in dem Gesicht des Geliebten entdeckt, die sie bezaubern, und daher ist der Schlag in ihre Seele ein plötzlicher, und ihre sittliche Natur ist gegen diese Bezauberung machtlos, sie kann nichts dagegen einwenden. Denn noch hat Johanna, solange sie so rein liebt, keine Sünde begangen. Aber „das Feuer, welches die himmlische Venus entzündete, wird von der irdischen benutzt“ und der Naturtrieb rächte die lange Vernachlässigung, den Zwang, in dem ein starker Wille ihn fesselte, die Flamme schlug um so höher empor, je länger sie unterdrückt worden war. Eine solch dunkle Sinnengewalt war über die willensstarke Jungfrau gekommen, die nur verständlich ist, wenn sie in ihrer tiefsten Natur verborgen lag. Sie vergißt alle in Aussicht gestellte Seligkeit des Himmels, auf Erden ist ihr Hoffen, und im Himmel ist es nicht. Warum hat die Himmelskönigin diesen furchtbaren Beruf auf sie geladen! Sie hat gesucht, das Herz zu verhärten, das der Himmel fühlend schuf; sie hat es wahrlich bezwungen, nicht einmal hat der Lebenswille in ihm gezuckt. Ja, diese schöne Hirtin hatte ein Herz, um alle Seligkeit der Liebe zu empfinden und mit aller Seligkeit der Liebe zu beglücken. Wie sind sie doch alle im Irrtum gewesen, die sie der Liebe für unfähig gehalten haben! Ein Hymnus auf die Liebe bricht aus ihrem Herzen hervor im Gespräch mit Sorell. Wie ist die Welt und die Sonne so herrlich, so schön für die, die die Liebe kennen und ihr das Herz öffnen dürfen! Aus den verborgensten Tiefen kommt es wie ein Sturm hervor.

Über die Entstehung der Liebesleidenschaft Johannas hat die Kritik unbegreiflich Falsches behauptet. Die Ursache kann nur in ihrem eigenen Wesen liegen. Dort ist ihr mütterlicher Boden. Sie ist nicht von Gott geschickt, nicht vom Schicksal, sie ist nicht Nemesis für ein Vergehen Johannas gegen Gott, wie Valentin und Evers meinen, nicht Schickung, wie Zieliß behauptet. Daß die von den beiden ersteren gefundene Überhebung nicht vorliegt, habe ich schon erwähnt. Die Bestrafung Johannas durch eine Liebesleidenschaft, wodurch sie ihr Gott gegebenes Gelübde verlegt, wäre aber auch etwas Widersinniges, widersinnig deswegen, weil Gott die Erfüllung seines Werkes selbst unmöglich gemacht hätte. Nun war allerdings Johannas Auftrag beinahe vollendet, als sie fiel. Gott hätte alsdann mit seiner Bestrafung so lange gewartet, bis sein Werk soweit zu Ende geführt war, und hätte dann die Strafe geschickt. Eine derartige Auffassung wird man wenigstens dem Dichter nicht zutrauen können. Dann überlege man folgendes: Johanna soll für eine Leidenschaft büßen und sich von ihr reinigen, während im Grunde ihres Herzens nach Ansicht der beiden Kritiker sie gar nicht vorhanden ist und überhaupt keine Anlage dafür! Und der Dichter soll künstlerisch mit einer durch ein Wunder erzeugten Leidenschaft etwas anfangen können! Wenn wir an die Leidenschaft Johannas glauben sollen, muß sie auf ganz natürlichem Wege entstehen. Die Strafe Gottes,

das Kleine und Niedrige, was sich mit dem Großen und Höhen mißt, nicht der Sinn, der an den Vernunftgesetzen schwindelnd hinaussieht (Achtung), es ist das absolut Große, das in der Anmut und Schönheit sich nachgeahmt und in der Sittlichkeit sich befriedigt findet, es ist der Gesetzgeber selbst, der Gott in uns, der mit seinem eigenen Bild in der Sinnenwelt spielt . . . Die schöne Seele kennt kein süßeres Glück, als das heilige in sich außer sich nachgeahmt oder wirklich zu sehen und in der Sinnenwelt ihren unsterblichen Freund zu umarmen . . . Liebe empfängt von ihrem Gegenstand nichts, sondern gibt ihm alles, und es ist immer nur ihr eigenes Selbst, was sie in ihrem Gegenstand sucht und schätzt.“

meinen sie, soll Johanna ihren Fehler erkennen lassen und ihre Besserung bewirken. Die Dichtung hätte also einen rein moralischen Zweck.

Nach Zielig ist Johanna ebenfalls die männerscheue Jungfrau, die Leidenschaft, die sie ergreift, ist Sündung. Gott läßt diese Sündung zu, weil sie, bevor sie die „kanonisierende Palme“ erhält, eine große Prüfung abzulegen hat, in der sie erweisen soll, ob sie jener Palme würdig sei. Die Prüfung erstreckt sich von der ersten bis zur zweiten Begegnung mit Lionel. Johanna wird durch Schicksalsbestimmung von der Liebe ergriffen, überwindet sie und leistet Verzicht auf alles Glück der Welt und wird so für den Himmel für würdig befunden. Die Dichtung hätte also wieder eine moralisch-religiöse Tendenz. Abgesehen davon, daß die Schicksalsliebe Johannas für den Tragiker Schiller ebenso unbrauchbar ist wie die Nemesis Gottes, ist die dichterische Absicht ganz mißverstanden. Als ob es sich um die Kanonisierung einer Heiligen handelte!

Durch ihre Schwäche hat uns Johanna erst einen Maßstab für die Beurteilung ihrer Stärke gegeben. Sie ist dem menschlichsten aller Gefühle erlegen, sie hat ein Herz wie wir. Die Schuld, die sie begangen, ist in ihren Augen riesengroß, die Reue beginnt, das Gewissen spricht. Sie hat den Feind ihres Volkes nicht nur nicht getötet, wie es ihre Pflicht war, sie hat auch ihr Gelübde gebrochen, sie hat eine doppelte Schuld begangen. Sie ist tief unglücklich, sie möchte sich verbergen im tiefsten Schoß der Erde, in tiefste Nacht Unglück und Schande und Entsetzen hüllen. Sie entsetzt sich vor ihrer Sühne, sie kann nicht im Krönungszug mitschreiten und sie tragen; das Bild der Himmelskönigin darauf schaut sie zürnend an: Gebrochen hat sie den Bund mit ihr, gelästert ihren heiligen Namen. In Verzweiflung stürzt sie aus der Kirche, in die sie mit der Sühne gewankt, Geister jagen sie, das Gewölbe droht über ihr zusammenzubrechen. Sie sieht ihre Geschwister. Könnte sie mit ihnen in die Heimat entfliehen! Wär' alles nur ein Traum gewesen! Und nun kommt erst das Gericht über sie. Ihr eigener Vater klagt sie als Heze an. Sie erkennt in der Anklage Gottes Gericht. Im Donner Jehovas hört sie Gottes Urteil über ihre Tat. Es hätte ihr ein Wort der Aufklärung gekostet, alles dringt in sie, zu reden, sie schweigt, der Wille herrscht, alle Sinne schweigen. Sie läßt die Ihrigen im Glauben, daß sie eine Heze sei, daß sie mit Teufelkunst all das herrliche vollendet, sie läßt sich als Heze brandmarken, aller Ehren berauben; von der höchsten Stufe des Glückes wird sie in die tiefste Schmach herabgeschleudert. Losgelöst von allen irdischen Banden liegt das schuldig-unschuldige Kind vor seinem Herrn und Meister und ruft: Vater, wie du willst! Das ist Reue, das ist Opfer, das ist Wille. Aber das Unglück ist noch lange nicht erschöpft. Der König will keine Gemeinschaft mehr mit einer Heze haben, sie wird Reims verlassen; sie geht in die Verbannung. Sie irrt herum im Ardenner Wald in Sturm und Wetter. Aber Gott spricht mit ihr im Aufruhr der Natur. Ruhe ist über sie gekommen, ihr ist wohl in der Einsamkeit, komme, was da wolle. Aber ihr Herz ist noch nicht ganz geläutert von allen Schlacken. Sie fällt in die Gefangenschaft der Feinde, sie soll zu dem Manne geführt werden, den sie mehr geliebt hat wie ihr Leben. Sie denkt an den fürchterlichen Augenblick, da der Zauber sie erfaßt und niedergeworfen, sie fürchtet diesen Zauber noch immer, der Eindruck ist noch zu neu, die Niederlage zu deutlich im Gedächtnis. Sie will lieber gleich sterben als ihn wiedersehen. Auch das letzte wird ihr nicht erspart, sie soll ihn sehen, keine Spur leiden-

schafflicher Erinnerung an ihn darf in ihrem Herzen zurückbleiben, alles muß sie tilgen. Sie wird in einen Turm gebracht; das englische Heer verlangt ihr Blut, Leitern werden angelegt, man will den Turm stürmen. Lionel aber verteidigt sie, lieber will er sich unter den Trümmern des Turmes begraben, als sie lassen. Sie soll sein Weib werden; einst hat sie ihn glauben lassen, daß er ihr teuer sei. Sie ist gefesselt, der König hat sie verbannt, ihre Freunde, ihr Volk haben sie verlassen, er allein will sie retten, durch ihn findet sie Freiheit, Leben, alles, was die Erde an Glück ihr bieten kann, durch ihn allein. Sie weist ihn kalt und stolz zurück als ihren verhassten Feind; sie bietet ihm im Namen des Königs Frieden an, wenn er sein Heer hinwegführen wolle, die Schlüssel aller eroberten Städte herausgeben, die Gefangenen ledig und allen Raub vergüten. Die Franken rücken an, Lionel stürmt zur Schlacht, zentnerschwere Ketten werden ihr angelegt, sie stirbt, wenn die Ihrigen siegen. Aber sie fürchtet den Tod nicht, ihre Seele steigt als ein Gebet zum Himmel um Sieg.

Auf der einen Seite steht die lachendste Aussicht ins Leben, auf der anderen Schmach und Tod, sie folgt dem höheren Gesetz. Das Geistesgesetz siegt über die Zweckmäßigkeit der Natur, sie leistet völlig Verzicht auf das Glück der Erde. „Nur dann erweist sich die Macht des Sittengesetzes, wenn es mit allen Naturkräften im Streit gezeigt wird, und alle neben ihm ihre Gewalt über so ein menschliches Herz verlieren.“ In Johanna sehen wir eine Kraft, die über alles Menschliche hinausgeht. Ihr Sieg konnte nur im Sittlichen erfolgen, nur dadurch, daß sie sich voll und ganz Gott unterwarf, zu ihrer Pflicht zurückkehrte, die Welt überwand und alle Gefühle ihres Herzens besiegte. Daß sie Buße tat und süßte, was sie gesündigt hatte, das befriedigt unser moralisches Gefühl; wir verlangen, daß das Gute, daß Gottes Gesetz unter allen Umständen siege. Sie hat das Gelübde jungfräulicher Keuschheit getan, also muß sie es halten; sie hat das Gelübde gebrochen und muß dafür büßen, das finden wir alles in unserem ethischen Gewissen in Ordnung, aber daß sie die Kraft zu diesem Handeln hat, erregt unsere Bewunderung, weil wir ein erhabenes Prinzipium bei dieser Handlungsweise in ihr entdecken. Mit diesem Sieg hat Johanna ihre Befähigung zur Gottgesandten nachgewiesen. Schiller schreibt in bezug auf das Drama an Goethe am 3. April 1801: „Von meinem letzten Akt auguriere ich viel Gutes, er erklärt den ersten“ d. h. den Prolog, „und so beißt sich die Schlange in den Schwanz. Weil meine Heldin darin (im 5. Akt) auf sich allein steht und von den Göttern deseriert ist, so zeigt sich ihre Selbständigkeit und Charakteranspruch auf die Prophetenrolle deutlicher.“ Sie hat das Heimatrecht im Himmel erworben. Denn der Sieg, den sie über sich selbst davongetragen, ist größer als alle ihre Siege in den Schlachten. Ich glaube nunmehr an den Verkehr der Himmlischen mit ihr, ich glaube es, weil sie den Beweis erbracht hat, daß sie aus himmlischen Gefilden stammt. Ich glaube an ihre Wunder auf den Schlachtfeldern, ich glaube, daß sie die zentnerschweren Ketten zerreißt, hat sie doch schwerere, die der Sinnemacht, gesprengt.

Die Wunderwelt des Dramas hat bei verschiedenen Erklärern Anstoß erregt, sie können nicht an diese glauben. Der ästhetische Betrachter folgt der Jungfrau gern in die Himmelsräume. Der Gott im Menschen lehrt uns nach Goethes bekanntem Gedicht „Das Göttliche“, an die Götter glauben. Seitdem mein Herz die Kraft des Göttlichen in der Jungfrau gesehen, ist es voll Bewunderung und Glauben. Der nüchterne Verstand wird sie nie begreifen, er glaubt nicht an „den Engel und den Gott“.



Und deswegen hätten alle ungläubigen und kopfschüttelnden Interpreten die Hand von dieser Tragödie weglassen sollen. Ein Wilhelm Weitbrecht<sup>1)</sup> konnte Schillers „Jungfrau von Orleans“ nie gerecht werden. Auch Bulthaupt<sup>2)</sup> scheint die Idee des Dramas nicht verstanden zu haben. Von dem Göttlichen in Johanna muß ich mich leiten lassen, an dieses muß ich glauben. Über die Höhen der Menschheit hinweg führt uns der Dichter zum Himmel. Die Jungfrau ist wirklich jene Seele Schillers, die aus der himmlischen Präexistenz herabgestiegen ist und in den Sarkophag des Leibes eingeschlossen wurde, den Sarkophag aber sprengte und als Gott zum Himmel zurückkehrte. Und dieses herrliche Schauspiel gibt meiner Seele leicht einen Schwung in eine übernatürliche Welt.

Es ist daher auch das Wirken der Gotteskraft in Johanna nicht mechanisch zu denken. Man hat zwischen dem in ihr tätigen Geist Gottes und ihrem eigenen Wesen unterschieden, einen Dualismus in ihrem Wesen angenommen, ihr eigenes Tun streng geschieden von dem Wirken Gottes in ihr. So sagt H. Gaudig<sup>3)</sup>: „Nach des Dichters klar zutage tretender Absicht (!) handelt es sich bei den Wundern über menschliches Wissen wie über menschlicher Kraft nicht um eine Überhöhung des natürlichen Vermögens der Jungfrau, sondern um ein Wirken des göttlichen Geistes und der göttlichen Kraft, bei dem Johanna nichts als willen- und selbstloses Werkzeug ist. Johannas Wundertaten sind nicht ihre Taten, sondern die Taten des in ihr und durch sie wirkenden Gottes; es sind Wirkungen einer transzendenten Macht, für die Johanna nicht verantwortlich gemacht werden kann.“ Nichts als ein willen- und selbstloses Werkzeug soll Johanna sein! Wie unpoetisch diese Auffassung ist! Als ob Johannas Tun und Wollen, solange sie die Starke ist, nicht innerlich und lebendig mit allem verbunden ist, was Gottes Geist ausführt. Sie ist im Gegenteil die innerste Seele alles Gottestuns. Die göttliche Kraft hat sich mit ihr nur verbunden, weil sie sich mit einer Substanz in ihr vereinigen konnte, die selbst göttlicher Natur ist, mit etwas Überfinnllichem. Und diese ihre eigene Kraft tritt an die Stelle der göttlichen Gnade, mit der sie Gott sonst hätte beschützen müssen. Da sie also der Grund des Mysteriums ist, hat sie selbstverständlich auch teil an allen Wundern, die die Gotteskraft wirkt. Diese Tragödie, ich muß es wiederholen, ist ein hohes Lied auf die göttliche Kraft des Menschen. Die Illusion von dem Wirken der Gotteskraft und dem Vorhandensein der Wunderwelt entsteht auf der Basis der Betrachtung der über alle Begriffe hinausgehenden Menschenkraft. Der erhabene Menschenwille ist der Grund des Glaubens an alles Herrliche. Und da sollte ein Dualismus vorhanden sein, der das innerste Leben der Tragödie zerstört!

„Schiller benutzt das Wunder“, heißt es auf S. 228 des genannten Buches, „für das in seiner eigenen Anschauung kein Raum ist und für das er bei seinem Publikum keinen Glauben voraussetzt (!), als eine Art von Schutzwehr gegen das Stoffinteresse. Sein Publikum sollte fühlen, daß der Gegenstand seiner Rührung ein „Spiel“ sei, damit es sich ganz der ästhetischen Betrachtung“ (Betrachtung der künstlerischen Form) „hingebe“. Zunächst möchte ich dazu bemerken, daß Schiller doch auch Gedichte wie: „Die Worte des Glaubens“, „Die Worte des Wahns“, „Sehn-

1) Schiller in seinen Dramen, Stuttgart 1907.

2) Dramaturgie des Schauspiels.

3) a. a. O. S. 288.

sucht“ geschrieben hat. Der Kopf kann das jenseitige Wunderland nicht finden, aber das Herz ruft dem Menschen zu:

„Du mußt glauben, du mußt wagen,  
Die Götter leihen kein Pfand;  
Nur ein Wunder kann dich tragen  
In das schöne Wunderland.“

Das Herz des Dichters hat die Tragödie geschaffen, und sein Dichterherz glaubte an eine Wunderwelt. Ferner kann ich nur auf das hinweisen, was ich über den Zusammenhang der Wunderwelt mit Johannas Tun gesagt habe. In die transzendente Welt hinüber führt mich die göttliche Kraft der Heldin; und die Substanz dieses Göttlichen geht unmittelbar aus diesem Leben selbst in den Himmel ein, gerade so wie Schiller den Herakles in „Ideal und Leben“ den Gott des Irdischen sich entkleiden, flammend sich vom Menschen scheiden, des Äthers leichte Lüfte trinken und in Kronionsaal aufgenommen werden läßt. An die Wunderwelt muß der Zuschauer glauben in dem Sinn, wie ich es ausgeführt habe, ohne sich auf den Standpunkt des katholischen Mittelalters stellen zu müssen, wie Gaudig meint. Seine Behauptung, daß Schiller die Wunderwelt als eine Art Schutzwehr gegen das Stoffinteresse benütze, stützt Gaudig auf einen Brief Schillers an Goethe vom 29. Dezember 1797. In jenem Brief spricht Schiller allerdings davon, daß man durch eine Reform dem Drama gegen die servile Naturnachahmung Luft und Licht verschaffen müsse. Und dies möchte am besten durch Einführung symbolischer Behelfe geschehen. Das Wunderbare, das in das Drama zur Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung eingeführt werden soll, soll also symbolischer Natur sein. Wo in aller Welt ist die Wunderwelt in unserem Drama symbolischer Natur? Jedenfalls ist das Wunderbare unserer Tragödie das Wunderbare nicht, das Schiller zur künstlerischen Gestaltung der Tragödie gegenüber der Naturnachahmung im Auge hat.

Gewiß hat Schiller seine Tragödie eine romantische genannt, romantisch eben in der äußeren Erscheinung, für das äußere, meinerwegen mittelalterliche Auge, der tiefer Schauende sieht in dem mittelalterlichen Himmel den Himmel der Idee.

Von meinem Standpunkt der Betrachtung kann auch die Szene mit dem schwarzen Ritter kein großes Fragezeichen mehr sein, wie man es genannt hat. Was will der Schwarze? Er will Johanna bestimmen, auf ihrer Siegeslaufbahn halt zu machen. Er sagt ihr: Gehe in keine Schlacht mehr, geh nicht nach Reims hinein. Wäre sie dieser Aufforderung nachgekommen, wäre sie Gottes Sache ungetreu geworden. Aber daß sie in keine Schlacht mehr gehe und Reims meide, um Gottes Werk zu stören, ist die Absicht der Hölle nicht. Hätte Johanna dem Räte des Bösen gefolgt, wäre sie nicht in die große Versuchung gefallen, hätte aber auch keine Gelegenheit gehabt, einen Sieg zu erringen, der sie der Gotteskraft würdig zeigte. Der Schwarze hat vorausgesehen, daß jetzt der Glanzpunkt ihrer ganzen Laufbahn kommen wird, ihr Sieg über die Erde und damit auch über die Hölle. Wenn der Wille zum Leben besiegt ist, ist auch der Schlange der Kopf zertreten. Das wäre ein Sieg der Hölle gewesen, wenn sie über das Gefäß, in dem Gottes Kraft wohnte, gesiegt hätte! Sie sieht aber den Sieg Johannas voraus, und will ihn dadurch hindern, daß sie sie vor weiterem Kampfe warnt. Denn wenn der Himmel seine Kraft gegen die Hölle schleudert und diese besiegt, ist der Sieg nicht so groß, als wenn ein Menschenkind,

das von der Erde stammt, über die die Hölle doch solche Macht hat, über diese einen Triumph feiert. Daß der Himmel über die Hölle siegt, ist selbstverständlich, daß aber ein Menschenkind die Kraft hat, die Macht der Hölle zu zerstören, ist das größte und für die Hölle schmerzlichste aller Wunder. Sie will daher verhindern, daß ein Mensch den Beweis liefert, daß sie durch Menschenkraft zu besiegen sei, das ist das Empfindlichste für sie, daß die Möglichkeit gegeben ist, daß sie die Herrschaft über ein Gebiet verlieren kann, das sie zu beherrschen meint.

So ist Johanna der Gegenstand der Liebe des Himmels, der ihrem Arm übernatürliche Kraft verleiht, der Gegenstand des Hasses und der Furcht der Hölle und der höchsten Bewunderung der Menschen. So löst die ästhetische Betrachtung alle Rätsel der Tragödie.

## Etwas Wortkunde in der Elementarklasse.

Von Emil Zeißig in Oßchatz i. Sa.

Schon oft habe ich behaupten hören: Hildebrands Grundsatz, wonach „mit der Sprache zugleich der Inhalt voll und frisch und warm erfaßt“ werden soll, läßt sich nur in höheren Schulen, höchstens in den oberen Klassen der Volksschule durchführen. Wer so spricht, hat den wahren Sinn des Hildebrandschen Gedankens nicht erfaßt und weiß daher nicht, daß Anschaulichkeit der Sprache, d. i. die Erzeugung bleibender lebensfrischer und seelischer Bilder von den in den Worten enthaltenen Dingen und Vorgängen auf allen Altersstufen, ja ganz besonders in Unterklassen not tut, oder er gibt seiner methodischen Behandlung einen mehr wissenschaftlichen als volkstümlichen und kindesgemäßen Anstrich, so daß die kleine Gesellschaft eher abgestoßen als angezogen wird. Planmäßige Wortkunde setzt gleich am ersten Tage in der Elementarklasse ein. Zu Wortdeutungen bietet sich fast in jeder Schulstunde, bestimmt in jedem Sache Gelegenheit. Aus der Menge des Stoffes, die sich mit den Jahren in meinem Elementarunterricht ergeben hat, will ich nur wenige Beispiele in Form von Rätseln herausgreifen und daran das Verfahren zeigen, wofür sich gewiß auch Lehrer des Deutschen, die auf höheren Bildungsstufen arbeiten, also auf dem in dem ersten Schuljahre gelegten Grunde weiterbauen, interessieren werden.

1. Im Anschauungsunterrichte war von der Hasenjagd die Rede. Im Anschlusse daran wurde ein mit drei allerliebsten Bildchen ausgestattetes Lesebünd: „Die beiden Hasen“ (Lesebuch S. 33. Jul. Klinckschardt, Leipzig) gelesen, das Lied: „Gestern Abend ging ich aus“ geübt und von mir die Geschichte: „Wie einmal Igel und Hase um die Wette laufen“ erzählt. Auf dieser breiten Grundlage hielt ich's zu guter Letzt für angebracht, ein Rätsel zu geben, das so lautet: Es gibt etwas, das schnell laufen kann, aber keine Beine wie der Hase hat. Die Kinder stutzten, daß etwas zum Laufen keine Beine haben soll; doch bald meldeten sich mehrere zum Worte und meinten: die Kugel, der Ball. Natürlich begnügte ich mich nicht mit der bloßen Angabe der Dinge, sondern ging der Sache auf den Grund mit der Frage: Wie kommt's, daß die Kugel und der Ball laufen können? (Sie sind ganz rund.)<sup>1)</sup> Da hob wieder ein Abc-Schütze die Hand und äußerte: Wenn der Wind

1) In den Klammern stehen die Antworten der Schüler.

recht geht, nimmt er einem die Mühe vom Kopfe. (Die Mühe läuft dann fort.) Daß die Mühe fortlaufen kann? (Sie ist rund. Der Wind treibt sie fort.) Nochmals warf ich obige Scherzfrage auf. Jetzt kam die Antwort: Das Wasser läuft. Wo habt ihr Wasser laufen sehen? (Im Garten, wenn der Heizer den Garten mit Wasser sprengte. In der Döllniz. Zu Hause in der Wasserleitung. Auf der Straße, wenn es sehr regnete.) Wie nur das Wasser ohne Beine laufen kann? (Das Wasser in der Wasserleitung hat Druck. Ein anderes Kind sagte: Das Wasser hat Kraft.) Das haben wir ja in unserm Schulgarten gesehen, als wir den Wasserhahn, aus dem Wasser lief, mit der Hand zuhalten wollten.

Weiter und tiefer darf man auf dieser Klassenstufe nicht gehen. Die Kleinen sind genügend zu anziehenden Vergleichen und Urteilen an bekannten sinnlichen Vorgängen angeregt worden.

Die Elementaristen geben die in der Schule gelösten Rätsel mit Vorliebe zu Hause auf. Daß die Fragen dankbaren Unterhaltungstoff für die Familie abgegeben hatten, war daran zu erkennen, daß die Kinder nicht selten neue passende Beispiele am andern Schultage vorbrachten. Das eine Mal sagte ein Knabe: Auch der Wurm und die Schlange laufen (kriechen) ohne Beine fort. Ein andermal gab ein Mädchen zum besten: Die Milch läuft über. Ganz kurz schloß sich die Frage an: Wie kommt das? (Wenn die Milch lange kocht, läuft sie über den Rand.) Der Krug läuft aus. (Er hat ein Loch, wo das Wasser oder das Bier durchläuft.)

Nach mehreren Wochen kam ich mit einer Knacknuß, die das Gegenteil der vorigen enthielt: Ich kenne etwas, das Beine hat, aber nicht laufen kann. Aufs neue wunderte sich die Klasse nicht wenig und dachte: Erst lief manches ohne Beine, jetzt soll etwas mit Beinen nicht laufen können. Zunächst antwortete ein Schüler: Alte Leute, die das Reißen in den Beinen haben, können nicht laufen (gehen). Einige Überlegung und kurze Hinweis ergaben folgendes: Der Stuhl hat vier Beine und kann nicht laufen, ebenso Tisch, Bank, Schemel, Hirtische, Bett, Sofa, Schrank. Daß in allen diesen Fällen das Wort „Bein“ in übertragenem Sinne auftritt, ist gar nicht zu erörtern. Wohl aber kann die Frage aufgeworfen werden: Wozu haben denn da diese Dinge ihre Beine? (Zum Stehen.)

2. Nun das Tunwort<sup>1)</sup> fahren in seinen mehrfachen Beziehungen. Die Unterredung verlief wortgetreu so:

Ihr fahrt manchmal. Wohin? (Nach Dahlen. . . , zur Großmutter. . . ) Womit bist du zu deiner Großmutter gefahren? (Mit der Kutsche.) Wie ist das mit der Kutsche möglich? (Die Kutsche hat vier Räder, und vorn ist ein Pferd, das zieht.) Ein anderer Schüler hielt es für höchst wichtig hinzuzufügen: Es können auch zwei Pferde angespannt sein. Wem es um die „Sache“ zu tun ist, wird solche Ergänzungen nicht verschmähen. Der Lehrer fuhr fort: Viele von euch sind mit der Eisenbahn gefahren. Wie ist das mit der Eisenbahn möglich? (Die Eisenbahn hat viele Räder, vorn ist die Lokomotive dran, die hat Dampf und zieht den ganzen Zug fort.) Wie ist's beim Auto? (Da sind auch vier Räder dran. Benzin treibt's Auto fort.) Es gibt noch andere Wagen, mit denen gefahren wird. (Kinderkutsche, Puppenwagen, Handwagen.) Wie ist's bei der Kinderkutsche? (1. Schüler: Unsere hat

1) Im ersten Schuljahre darf man noch nicht Tätigkeitswort sagen, auch nicht Eigenschaftswort, sondern Wiewort.

vier Räder; ich zieh die Kutsche an der Deichsel vorn. 2. Schüler: Wir haben eine Kinderkutsche mit drei Rädern, die hinten geschoben werden muß.) Nun der Puppenwagen. (Mein Puppenwagen hat drei Räder, zwei große und ein kleines. Ich schiebe den Wagen.) Das Fahrrad haben wir ganz vergessen. (Das hat zwei Räder und muß getreten werden.) Was hat das alles, was ihr genannt habt, zum Fahren? (Räder.) Ich kenne manches, das auch fährt, aber keine Räder hat. (Auf dem Altostädter Teiche fahren manchmal Leute mit einem Kahne.) Wie man mit einem Kahne fortfahren kann? (Da wird gerudert.) Weil der Kahn keine Räder hat, muß gerudert werden. (Manchmal fährt über Ostschuß ein Zeppelin. Da sitzen auch Leute drin.) Hat ein Zeppelin keine Räder? (Richtige Räder nicht, aber Propeller, die sich ganz geschwind drehen.) Etwas Ähnliches gibt's noch. (Die Flieger fahren in der Luft; sie haben auch Propeller.) Im Winter fährt ihr alle gern. (Mit dem Schlitten.) Wie kann man denn mit dem Schlitten fahren? (1. Schüler: Der ist unten ganz glatt. 2. Schüler: Mein Schlitten hat unten noch blanken Stahl dran, daß er gut fährt.) Die Kufen<sup>1)</sup> sind sehr glatt. (Wenn Eis auf Müllers Teich ist, fahren Kinder und große Leute mit Schlittschuhen.) Sind daran Räder zu sehen? (Nein, die Schlittschuhe sind aus Stahl; der ist auch ganz glatt.) — Ein sprachgewandtes Mädchen führte noch die Redensart an: Der Wind fährt ums Haus und machte dabei eine entsprechende Handbewegung.

Später habe ich die Rätsfrage gestellt: Manches hat Räder und fährt doch nicht fort. Hierbei ergab sich: Nähmaschine, Uhr an der Wand, Mühle.

3. Manches beißt, es hat aber keine Zähne. Was mag das sein? Da ihr nichts angeben könnt, da sollt ihr mir erst einmal das nennen, was beißt, weil es Zähne hat! (1. Schüler: Der böse Wolf<sup>2)</sup> hatte erst die Großmutter und dann das Rottäppchen gebissen und verschluckt. 2. Schüler: Die Katze beißt die Maus tot und frißt sie. 3. Schüler: Hunde beißen.) Aber nicht jeder Hund beißt gleich. (Bloß wenn man ihn neckt.) Beißt ihr nicht auch? Ihr habt doch auch Zähne. (1. Schüler: Wir beißen in die Bemme. 2. Schüler: Ich beiße vom Apfel ab.) Was müßt ihr mit allem, was ihr eßt, tun? (Richtig zerbeißen.)

Nun will ich noch einmal das Rätsel sagen: Manches beißt, es hat aber keine Zähne. Sollte jetzt keine Antwort kommen, so könnte noch eine Brücke geschlagen werden, etwa mit dem Einwurfe: Schon oft habt ihr gesagt: Das beißt aber! (1. Schüler: Wenns Essen zu sehr gepfeffert ist, da beißt es auf der Zunge. 2. Schüler: Wenn zuviel Salz dran ist, beißt das Essen auch. 3. Schüler: Wenn der Senf recht scharf ist, beißt er. 4. Schüler: Wenn Zwiebel geschnitten wird, beißt's in den Augen. 5. Schüler: Wenn die Mutter Meerrettich reibt, sagt sie: Das beißt aber. 6. Schüler: Einmal hat mir mein Vater auf den Rücken ein Senfpflaster gelegt, das biß auch sehr.) Wie können nur Pfeffer, Salz, Senf, Zwiebel, Meerrettich usw. beißen? (Weil sie scharf sind.)

Nach einiger Zeit heißt es: Was hat Zähne, aber beißt damit nicht? (Kamm, Blätter.) Ein Kind sagte noch: Meine Puppe. Einmal wurde noch die

1) Neue Wörter und Redewendungen läßt man einfließen, um sie zunächst dem Verständnis der Schüler zwanglos nahezubringen und ebenso unmerklich dem Gebrauche durch die Kinder zu übermitteln.

2) Das Märchen „Rottäppchen“ ist vor einiger Zeit behandelt worden.

Säge genannt. Im Nu war klargelegt, daß die Sägezähne ins Holz eindringen, also auch beißen.

4. Welche Schläge tun nicht weh? (Die Schläge von meiner Mutter tun nicht weh.) So! (Meine Mutter haut nicht derb, bloß mit der Hand.) Es gibt noch andere Schläge, die nicht weh tun. (Die Schläge der Uhr.) Wann schlägt die Uhr? (Wenn es viertel, halb, dreiviertel und ganz ist.) Weshalb sagt man Uhrenschlag? (Die Uhr schlägt auf eine Glocke.) Weiter! (1. Schüler: Der Taubenschlag tut nicht weh. 2. Schüler: Der Durchschlag tut auch nicht weh.) Was könnt ihr mir vom Durchschlag sagen? (Meine Mutter kocht Äpfel und schüttet sie in den Durchschlag. Dann nimmt sie einen Quirl und quirlt die Äpfel durch.) Du sagst durch. (Unten hat der Durchschlag kleine Löcher, und da geht der Apfelbrei durch, den wir dann essen<sup>1</sup>.) Welcher Schlag tut nicht weh? (Der Trommelschlag.) Warum sagt man Trommelschlag? (Der Trommler schlägt mit den Trommelschlegeln auf das Trommelfell.) Gibt's noch einen Schlag, der nicht weh tut? (Der Umschlag.) Wobei gibt's einen Umschlag? (1. Schüler: Wenn ich mir ein Buch kaufe, so lasse ich mir das Buch in Papier einschlagen. Das ist der Umschlag. 2. Schüler: Wenn ich krank bin, bekomme ich einen Umschlag um den Hals oder ums Bein.) Ein andermal kamen sogar Sinkenschlag und Pulsschlag zur Sprache.

In Kürze ergab sich eine kleine Wortfamilie und eine Sachgruppe, wobei mancherlei drum und dran berührt und geklärt, gelernt und auch gelacht wurde.

Genug der Proben<sup>2</sup>). Niemand wird daran Anstoß nehmen, daß die Ausbeute der Sprachdeutungen nicht immer gleich reich ist und daß die Wortgemeinschaften nicht so vollständig ausfallen, wie sie die Wörterbücher bieten. Hauptsache ist, daß schon die Aller kleinsten der Schule zu Beobachtungen und Vergleichen angeregt werden und die sprachlichen Betrachtungen Licht in die Dinge und Wörter bringen. Sogenannte Sprachfeinheiten müssen auf dieser Klassenstufe wegbleiben. Auch hier kommt's weniger aufs Wieviel als aufs Wie an. Die methodische Anfassung der Wortfamilien sorgt dafür, daß die Sprache, wie Goethe vom Stil behauptet, „auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis“, d. h. auf dem festen Grunde der Tatsachen ruht. Worte und Wendungen, die in der ersten Zeit geklärt werden, müssen lediglich der äußeren Alltagswelt der Sinnenvorgänge angehören. Nur nach und nach darf man es wagen, mehrdeutige Bezeichnungen und Redensarten unter die sprachliche Lupe zu legen, die Wirkliches, Sinnliches zum Untergrund haben und zugleich die innere Welt der Empfindung und Gedanken betreffen. Hingegen Ausdrücke, bei denen man gar nicht mehr an die frische, lebendige Anschauung, die ihnen zugrunde liegt, denkt, deren ursprüngliche Bedeutung sich vielfach erweitert und verändert hat, die sich nur noch auf Geistiges beziehen, dürfen erst in den letzten Schuljahren Berücksichtigung finden. Auf daß mit dem Tatsächlichen, mit den Sinneseindrücken der Ausdruck übereinstimmt, damit das Wort den Gedanken deckt und niemals den Inhalt übertönt, muß das Sinnensällige bekannter Erscheinungen klar

1) Ein gefühlvoller Bursche meinte einmal: „Den Äpfeln wird das Durchschlagen mit dem Quirl auch wehtun.“

2) Solche Sach- und Sprachrätsel schließen sich zuweilen an den laufenden Unterricht an, werden aber auch in angemessener Beschränkung — zur Erquickung, nicht zur Sättigung — hin und wieder selbständig gestellt.

und lebensvoll vor die Augen gestellt werden, denn nur so wird, wie Goethe von sich sagt, „das Anschauen ein Denken und das Denken ein Anschauen“; nur dann wird nicht bloßes Wortdenken, sondern Sachdenken, „gegenständliches Denken“ gehegt. Aber noch einer Forderung müssen die sprachlichen Anschauungs- und Denkübungen gerecht werden. Die kleinen Geister sind in zwanglosem Gespräche nach Möglichkeit zu lebendiger Mitarbeit, zum Suchen und Finden anzuleiten. „Der Lehrer des Deutschen sollte nichts lehren, was die Schüler selbst aus sich finden können.“ (Hildebrand.) Keimlich ist der Inhalt zu geben. Es ist eine Lust für die Schüler, wenn sie beim Nüßeknacken kräftig zugreifen und den gesunden Kern enthüllen dürfen. Freilich der Lehrer muß es verstehen, auf die richtigen und sonderbaren Gedanken der Klasse einzugehen und sie geschickt zu verwerten.

Eine während aller Schuljahre in allen Schulfächern gepflegte Sprach-erziehung, die sich am Sprachleben ergötzt, befähigt die Kinder, aufs Wort zu merken, unklare, leere Redeweisen, die ihnen im Leben entgegentreten, selbst zu klären und mit einem konkreten Gehalt zu füllen, nur solche Ausdrücke mündlich und schriftlich anzuwenden, die die Sache treffen, aber Schlagworte und andere Wortschwämme zu meiden.

## Ein Brief von Alexander Kielland.

(Mitgeteilt von Friedrich Engel in Gießen.)

Kielland (1849—1906) ist nicht nur unter den norwegischen, sondern unter allen neueren Schriftstellern einer der glänzendsten Stilisten. Der hier in Übersetzung folgende Brief zeigt, wie hoch Kielland selbst den Einfluß schätzte, den einer seiner Lehrer auf seinen Stil ausgeübt hat. Der Brief sei der Beachtung aller, die deutschen Unterricht zu erteilen haben, empfohlen. Er ist datiert vom 28. Oktober 1885 und gerichtet an den damaligen Rektor Lars Olai Schøning in Stavanger. Wir entnehmen ihn der Zeitung „Tidens Tegn“, Kristiania 1916, Nr. 6 vom 8. Januar.

Lieber Herr Rektor!

Vielen Dank für Ihren guten Brief vom 6. Oktober, sowohl weil Sie meine Arbeit so hoch schätzen als auch, weil Sie mich von der Schule her in freundlicher Erinnerung bewahrt haben. Sie müssen nämlich wissen, ich erzähle immer, wie mich Rektor Schøning die Einfachheit des Stils lieben und Blumen und künstliche Bilder verachten gelehrt hat. Wir hatten über das Thema geschrieben: Warum ist es gut für den Menschen, daß er die Zukunft nicht kennt? — und ich hatte einen richtigen Preisaufsatz geschrieben, wie wir ihn bei Ole Langfeldt Boye (dem Adjunkten an der Schule zu Stavanger) gelernt hatten, mit Rosen und Disteln, mit schiefer Ebene und hoher Moral am Schlusse. Aber wie, Herr Rektor, verhöhnten Sie mich! Sie schalten und Sie lachten, und ich saß ganz verblüfft da, denn ich war an Lob wegen meines norwegischen Aufsatzes gewöhnt. Als ich nun aber genügend auf den Kopf bekommen hatte, sagten Sie: Dein historischer Aufsatz war dagegen einer von den besten; willst Du ihn uns nicht vorlesen! — Ich bekam auf diese Weise zu gleicher Zeit Genugtuung, und das habe ich Ihnen niemals vergessen: daß Sie mich ein für alle Male von dem überladenen und schwülftigen Stil kurierten und daß Sie das auf eine

Art taten, die mir sowohl Verständnis als Zuversicht verschaffte. Wenn Sie daher finden, daß mein Stil offen und klar ist, so haben Sie ein Recht sich zu freuen als der Mann, der zu guter Stunde einen Schüler in eine gute Richtung hinein lenkte, und der Schüler ist Ihnen beständig dankbar und ergeben.

Empfangen Sie meinen ehrerbietigen Gruß!

Alex. S. Kielland.

## Literaturbericht 1914/16.

### Der Deutschunterricht als Weg zur nationalen Erziehung.

Von Walthar Hoffstaetter in Dresden.

„Nationale Erziehung“ ist das Ziel, das seit dem Beginn des Krieges immer klarer erkannt und in immer weiteren Kreisen für all unser Schulwesen aufgestellt wird. Wie der Deutschunterricht dieser Aufgabe gerecht werden kann, hat unmittelbar vor Kriegsbeginn ein schweizerischer Deutschlehrer in einem unendlich anregenden Buch gezeigt, das nicht nur eine treffliche „Einführung für junge Lehrer“, sondern ein Begleitbuch für jeden Lehrer des Deutschen ist.<sup>1)</sup> Es ist ein wundervoll persönliches Buch. Greyerz geht aus von der natürlichen Sprachbegabung des Lehrers: nur wenn in ihm die Sprache selbst lebt, kann er Sprachleben und damit auch Verständnis für die Literatur wecken. Da die Eigenentwicklung des Einzelnen also ausschlaggebend ist, gibt G. als Grundlage eine Schilderung seiner eigenen Sprachgeschichte. Zu rechtem Unterricht gehört ein rechtes Verhältnis zur Jugend (hier schildert G. den jetzigen Zustand zu schwarz) und ein inneres Verhältnis zum Gegenstand. In persönlicher Zusammenarbeit von Lehrer und Schülern, in offener Aussprache und warmer Hingabe aller gilt es um das Verständnis zu ringen, an der Persönlichkeit des Lehrers müssen sich die jungen Persönlichkeiten entwickeln. (Das wird überzeugend dargetan, wenn G. aber nun eine Kritik des allgemeinen Schulwesens einschleibt, so geht er damit über sein Ziel hinaus und wird zum Teil ungerecht besonders gegen die reichsdeutschen Schulen. Denn auch im Reich wird z. B. eifrig nach Belebung des Gemeinschafts Sinns gestrebt, und es ist ungerecht, den deutschen Unterricht nur nach einem einseitig dargestellten Rudolf Lehmann zu beurteilen. Auch wäre es förderlicher gewesen zu zeigen, wie auch in einem Großbetriebe eine Persönlichkeit sich durchsetzen und Segen bringen kann, statt daß G. sich in einer Schilderung der Gefahren des öffentlichen Schulwesens erschöpft.) Es folgt ein sehr persönliches Kapitel: Schulerfahrungen, aus dem ich besonders die Berichte über die Vortragsabende im Landerziehungsheim Glarisegg herausheben möchte; dort kommt die Poesie durch das lebendige Wort zur Geltung, und die Jungen stellen ihr Bestes in den Dienst der Gemeinschaft. Dies kann und soll natürlich jede Schule annehmen, wobei die schönen Vortragsordnungen gute Dienste leisten werden. Einem (am ehesten entbehrlichen) Überblick über die Geschichte des Deutschunterrichts folgen Ab-

1) Otto v. Greyerz, Der Deutschunterricht als Weg zur nationalen Erziehung. Pädagogium, herausg. von E. Neumann und O. Meymer, Band III. Leipzig 1914, Klinckschardt. 382 S., geh. M. 7,20, geb. M. 8,—.



Schnitte über Einzelfragen des Deutschunterrichts, denen es sehr zugute kommt, daß G. die Erziehungsart eines amerikanischen Kollege, eines Gymnasiums und eines Landerziehungsheims durch lange Mitarbeit kennen gelernt und daß er sich seit langem mit den Aufgaben der Volks- wie der höheren Schule in gleicher Weise beschäftigt hat. — Beim Anfangsunterricht will G. vom Sprechenlernen ausgehen und zeichnet ein anschauliches Bild des Aufbaues, das auch für den Lehrer an einer höheren Schule sehr wesentlich ist. Sein Bestes gibt G. in dem Abschnitt: Die Pflege des mündlichen Ausdrucks, wo er vom Singen und Erzählen, vom Bilderbesprechen als Übung im Reden und von freien Vorträgen spricht, die alle dem Lesen vorausgehen, das nur ein natürliches Sprechen mit Hilfe von Schriftzeichen sein soll: das Höchste ist das Vorlesen, bei dem der Schüler allen etwas geben will. Bei der „Sprachlehre“ fordert G. Schulung des Sprachgefühls statt der Grammatik besonders unter Heranziehung der Mundart, deren Vergleichung mit der Schriftsprache besonders im Übergangsalter erzieherischen Wert habe. Erst langsam will er grammatische Begriffe einführen, erst nach dem Entwicklungsalter die logische Grammatik! Im Abschnitt: „Die Lesestoffe. Auswahl und Behandlung“ wettert G. gegen alles Reden über Literatur und alle Werturteile, gegen Vollständigkeit in der Behandlung und gegen die Anordnung der Stoffe allein nach der Zeitfolge; ebenso gegen den Kanon, insofern er sich auf gelehrte Vorurteile gründe, wie „auf den vorgefaßten Begriff vom überragenden Wert der klassischen Literatur gegenüber der Volksdichtung, der dichterischen Phantasiwerke gegenüber der schlichten Wirklichkeitschilderung, endlich des literarhistorisch Anerkannten gegenüber dem noch nicht Anerkannten“. Es ist sehr reizvoll zu lesen, wie er einer Erweiterung des Lesestoffes das Wort redet (er gibt dabei eine schöne Folge von Selbstbiographien an), dessen Auswahl je nach der Klasse und der Persönlichkeit des Lehrers verschieden sein müsse; das Mittelhochdeutsche sei vorzubereiten durch Selbstbiographien aus älterer Zeit; anregend seine Ausführungen über Behandlung der Liebe, für unverkürzte Texte, gegen Anmerkungen unter dem Text, für eine Beschränkung der, anzuhängenden, Erläuterungen auf das notwendigste.<sup>2)</sup> — Philosophisches soll empirisch gewonnen werden im Anschluß ans Lesen. Für die reifere Jugend fordert er ein landschaftliches Lesebuch mit den wertvollsten Stücken aus Sage und Dichtung der engeren Heimat. Viel lesen!, aber mit verteilten Rollen nur das Geeignete, wobei ein häusliches Einlesen in die Rollen vorausgehen muß usw. Ebenso anregend sind die Ausführungen über die Pflege des schriftlichen Ausdrucks: man fordere: sei wahr, ferner schreib für deine Klasse, nicht für den Lehrer; er empfiehlt Serienaufsätze, Tagebücher, warnt vor erzwungener Leistung und gibt weiter im einzelnen unendlich viel Anregungen.

Man wird manchmal anderer Meinung sein; aber jeder wird durch das Buch

2) Mit diesem Teil des Greyerzischen Buches setzt sich Steiger in einem Vortrag auseinander: „Der Unterricht in der Literaturgeschichte“ (44. Jahrbuch des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer, S. 41ff.); er tritt für ein gewisses Maß von Literaturgeschichte ein und für die geschichtliche Anordnung der höheren Lektüre nach einem Kanon, wobei er sich aber auch gegen die geschichtliche Vollständigkeit wendet. Aber er muß zugeben, daß bei seinem Verfahren meist das 19. Jahrhundert zu kurz kommt. Ich möchte mich hier für einen Mittelweg entscheiden: kurze geschichtliche Betrachtung, möglichst am Ende des Schuljahres und der Schulzeit, vorher aber Ordnung der Lektüre teils nach geschichtlichen Gesichtspunkten, teils nach inneren Gruppen, wie sie Sprengel angibt, siehe unten S. 562.

vielfach bereichert werden, schon weil es den Mut hat, zu allen Fragen eine eigene Meinung zu äußern, unbedürftig um allgemeine Anschauungen, und weil es ein Mann voll Erfahrung im Unterricht, voll Liebe zur Jugend und voll Begeisterung für deutsches Wesen geschrieben hat. Er verdient warmen Dank und redliches Studium.

Ähnliche Gedanken finden wir bei Edwin Wille.<sup>3)</sup> Er sieht den Kern des deutschen Geistes in einem besonders lebendigen Sachgefühl. Darum ist es Aufgabe des Deutschunterrichtes, das Kind in das rechte Verhältnis zu den Dingen zu bringen und dafür zu sorgen, daß den Eindrücken der Außenwelt der rechte Ausdruck entspreche. Wie das zu machen ist, wird im einzelnen sehr anregend ausgeführt.<sup>4)</sup>

Die Grundfrage bei all den Forderungen nach einer deutschen Bildung nicht nur in den Zielen, sondern auch in den Mitteln bleibt: haben wir eine deutsche Kultureinheit? Sie sucht J. Georg Sprengel zu lösen durch einen Überblick über die gesamte deutsche Kulturentwicklung, indem er zeigt, wie bei allem Zusammenbruch deutsche Kräfte immer lebendig geblieben sind, bis wir in der Verschmelzung des romantischen Geistes mit dem Wirklichkeitsinn des 19. Jahrhunderts zur inneren Einheit unserer Kultur gelangt sind, zum neuen deutschen Geist. Die innere Einheit deutscher Kultur und ihre wirkenden Kräfte gilt es nun der Jugend bewußt zu machen, besonders am deutschen Schrifttum. Sprengel fordert dazu eine fortlaufende Darstellung des deutschen Schrifttums auf der Oberstufe, daneben aber Gruppenbildung nach Gehalt, Stoff und Form unseres Kulturlebens. In der Aufzeigung solcher Gruppen liegt der besondere Wert des Heftchens: alle die Menschen des deutschen Lebenswunsches (Ideals!) stellt er zusammen, spricht vom deutschen Christentum, deutscher Freiheit, deutschem Lebensgefühl, vom Verhältnis zu Staat, Heimat und Natur, von Mundart und Stämmen, vom Bauer und der Familie — alles Gruppen, nach denen man die Stoffe ordnen kann, wozu noch eine Ordnung nach deutscher Formgestaltung und nach den Dichtungsgattungen tritt. So findet sich hier eine Fülle von Anregungen.<sup>5)</sup>

Aus dem gleichen Bestreben, die deutsche Kultureinheit aufzuzeigen, ist eine Sammlung Hans Floertes erwachsen.<sup>6)</sup> Er will beweisen, daß auch in der jetzigen Zeit dieselben Kräfte lebendig sind, wie in der deutschen Vergangenheit und in den Tagen Goethes, will die aufbauenden und zerstörenden Triebe kennzeichnen, um dadurch Klarheit über deutsches Wesen und seine Zukunftsmöglichkeiten zu gewinnen. So verfolgt er, was große Persönlichkeiten, besonders deutsche, über die deutsche Sprache, den Grund deutschen Wesens, den deutschen Geist, die deutsche Humanität, Fehler und Laster, Freiheit, Treue, Wahrheit, Tapferkeit und die deutsche Frau gesagt

3) „Der Kern des deutschen Geistes in der Zukunft“ und der Deutschunterricht. (Die deutsche Schule. XX. Januar 1916, S. 12. Februar, S. 77.) — Wille danken wir übrigens auch eine sehr sorgfältige Übersicht: Sprachwissenschaft und Sprachunterricht. (Jahrbuch der Päd. Zentrale des deutschen Lehrervereins 1915, S. 1—35.)

4) Ähnliches in der ansprechenden Schrift von Karl Tobiasch, Entfesselt den Deutschunterricht. 36. Beiheft zur Zeitschrift Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule. Wien, Leipzig, Haase. 75 Heller.

5) J. G. Sprengel, Die deutsche Kultureinheit im Unterricht. Deutsche Abende VII. Berlin 1916, Mittler u. Sohn. M. 0,50.

6) Hans Floerte, Deutsches Wesen im Spiegel der Zeiten. Berlin 1916, Otto Reichl Verlag. Geb. M. 3,—.

haben, um mit einer Reihe von Bewunderern und Propheten sowie Tadlern und Verächtern zu schließen. Da der Verf. sich keineswegs den Schäden verschließt, so ist's ein abwechslungsreiches Bild der Schwankungen in der Kulturentwicklung, das aber klar den Aufstieg herausarbeitet — ein vergangenheitsstolzes und darum zukunfts-frohes Buch, das aufmerksame Leser verdient.

Voll Begeisterung für deutsches Wesen und deutsche Größe ist auch des Berliners Hermann Reich Buch „Michael“. 7) Zwei verschiedene Dinge, die ich lieber getrennt gesehen hätte, sind hier vereint. Das erste ist das eigentliche Buch Michael, das in hymnenartiger, wortschöner und wortreicher Sprache erzählt vom Weltgeschick der deutschen Seele, vom Kampf der Geister und dem Turm zu Babel, von der Tragödie des genialen und des deutschen Menschen, die sich in der Verfolgung läutern und erheben, vom heroischen Menschen und Staate usw. Es ist ein ganz persönliches Buch, in dem all die großen Eindrücke der Zeit ihren Niederschlag finden, Persönliches, Politisches, Philosophisches und Poetisches durcheinander, ergreifend schlicht und dann wieder ganz wissenschaftlich: immer anregend, aber auf jeden Fall kein Volksbuch, sondern eins für Leute, die gern dem Widerklang der Zeit in der Seele eines dichterisch und philosophisch veranlagten Kenners lauschen. Gerade darum beklage ich es, daß es mit einem völlig anders gearteten Buch äußerlich und stellenweise auch innerlich zusammengeschweißt ist, das sich an weiteste Kreise wendet, das zu den einfachen Müttern in der Heimat und zu den Männern im Schützengraben reden will, über die Reichs Hymnen hinwegbrausen. „Unser Kinder Kriegsbuch“ ist eine prachtvolle Sammlung von Kriegsaufsätzen, Tagebuchblättern, Gedichten und Zeichnungen aus Deutschlands Schulen aus den Archiven des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht. Für dieses Buch soll man überall werben, unter Lehrern und Eltern, unter denen, die draußen kämpfen und denen, die drinnen aushalten — sie alle werden aus den Stimmen unserer Kinder Freude und Kraft für die Zukunft gewinnen. Der Verlag würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn er dieses Kinderbuch für sich billig herausgäbe, wobei ein paar störende, da ganz unkindliche Aufsätze (S. 219 und 223) wegbleiben könnten. Unseren Amtsgenossen aber sei das Ganze empfohlen; es ist ein besonderer Reiz, die Sachlichkeit der Kinder mit dem hohen Liede Reichs zusammen zu genießen.

Ich benutze diese Gelegenheit, um ein Büchlein unseres Berichtstatters über den Aufsatz zu empfehlen. 8) Theodor Valentiner will hier zeigen, wie der sog. freie Aufsatz der Sextaner und Quintaner den notwendigen Unterbau des gesamten Aufsatzunterrichts an der höheren Schule bilden kann. Er geht dabei von seinen früheren Versuchen aus (Der deutsche Aufsatz in Sexta und Quinta. 1910) und berichtet über eine Massenuntersuchung des Bremer Instituts für Jugendkunde. Hier fand man, daß gute Leistungen nur in der Schule gewonnen wurden, während die Stoffe von außerhalb stammen. Dabei haben sich ein paar Stoffgebiete als einzig fruchtbar ge-

7) Hermann Reich, Das Buch Michael. Buchschmuck von Sidus. Berlin 1916, Weidmann. Geb. M. 4,—.

8) Theodor Valentiner, 1000 Überschriften für Aufsätze in Sexta und Quinta. Leipzig und Berlin 1914, B. G. Teubner. Mit einem Bilderanhang. (44 S.) Kart. M. 1,—. (Daraus einzeln: Ausgabe für Schüler: 400 Aufsätze für Sexta. (14 S.) Kart. M. 0,30. 600 Aufsätze für Quinta. (14 S. und 12 S. Bilder) Kart. M. 0,50.

zeigt: Tiergeschichten, Spiele und Beschäftigungen, Erlebnisse, besondere Ereignisse, Nacherzählungen (aber nicht von in der Schule durchgenommenen, da bei dem jede Spannung fehlt) und endlich — wenn auch sparsam — Phantasiegeschichten, die man auch durch ein Bild anregen kann. Auf Grund seiner Erfahrung weist er auf die Beschränktheit der kindlichen Tätigkeiten hin. Daraus ergibt sich für Valentiner die Forderung: soll der erste Aufsatzunterricht erfolgreich werden, so muß jeder Schüler ein Themenbuch in die Hand bekommen, aus dem er sich selbst ein Thema auswählt, das er dann ohne Hilfe in 40 Minuten zu behandeln hat. Das Themenbuch legt er nun vor mit Aufsätzen, die fast alle schon erprobt sind. Ich habe keins darunter gefunden, das mir ungeeignet erschiene. Angehängt sind Bilder nach Teubnerschen Steinzeichnungen, die also auch jeder Junge in der Hand hat, um daran anzuknüpfen, ein großer Gewinn.

Daß wir ohne eine Erziehung zur Form nicht auskommen, wird jetzt auch von vielen Aufsatzreformern zugegeben. Und daß man wieder mehr auf eine dem Inhalt entsprechende Form achte, betont Gudde neuerdings als eine besondere Forderung für die Zukunft, die so viele Aufgaben bringen wird und damit die Gleichgültigkeit gegenüber der Gestaltung des geschriebenen wie des gesprochenen Wortes zu vermehren droht. In diesem Zusammenhang bitten wir, den an anderer Stelle abgedruckten Brief Kiellands zu beachten, der ein erfreuliches Zeichen dafür ist, daß die Schule bei verständnisvollem Eingehen auch dem künftigen Dichter nützen kann.

Unmittelbar der nationalen Erziehung dienen wollen zwei Bücher von Goldscheider<sup>9)</sup> und Plecher<sup>10)</sup>. Dieser zeigt, wie man im deutschen Unterricht als in rechten Erbauungstunden die große Gegenwart miterleben und sie mit der Vergangenheit verbinden soll; er spricht von der Größe der Gegenwart und von der Not der Vergangenheit und weist über sie beide hinaus. Dazu benützt er Gedichte, Selbstpostbriefe und Schilderungen, Neues und gutes Altes. Sein ist's, wie er das in Gruppen zu einheitlichem Eindruck zusammenzufassen weiß, darin liegt der besondere Wert des Buches, das Anregende. Ich würde wohl manchmal andere Wege gehen, aber Plecher will ja nur zeigen, wie er's macht, nie, wie man's machen muß. Dazu bietet er eine prächtige Fülle von Stoff — 88, oft unbekannte Stücke —; alles in allem ein sehr brauchbares Buch, das übrigens auch nach dem Kriege noch seinen Wert behält.

Ganz anders geht Goldscheider vor, er will ja auch für höhere Schulen schreiben, und man kann aus einem Vergleich von Plecher und Goldscheider für die Art der Behandlung auf verschiedenen Alters- und Bildungsstufen viel lernen. Zu 37 Gedichten, die alphabetisch geordnet sind, während wohl besser innerlich Zusammengehöriges auch zusammengestellt worden wäre, gibt Goldscheider Erläuterungen, in denen er besonders auf die dichterischen Mittel eingeht, Aufbau und Form betrachtet und gern mit Bemerkungen über den Vortrag schließt. Man findet hier viel Feines, denn es ist ein Kenner, der sich hier mit Liebe in seinen Stoff versenkt. Auch vor der Kritik scheut G. nicht zurück. Manchmal geht er über den Rahmen der Erläuterungen hinaus, z. B. ist mir Will Despers „Entschuldigung“ zu breit behandelt. Ein Anhang

9) Paul Goldscheider, Gloria Victoria. Ausgewählte Gedichte des Weltkrieges für den Unterricht erläutert. München 1916, C. H. Beck (Oskar Beck). Leicht geb. M. 2,25.

10) Hans Plecher, Im Geiste der großen Zeit. Beispiele aus dem Deutschunterricht. Leipzig 1916, Ernst Wunderlich. M. 2,—, geb. M. 2,50.

nimmt sich der vielumstrittenen Weyl'schen Fassung des Altniederländischen Dankgebets an als eines vaterländischen, nicht religiösen Liedes. Hier wird die Weiterentwicklung Goldscheider wohl recht geben.

Eine rechte Fundgrube für einen deutschen Erziehungsunterricht ist der 3. Band von Alfred Biese's „Pädagogik und Poesie“<sup>11)</sup>, den ich infolge des Krieges leider erst heute anzeigen kann, wobei ich auf die neuen, mir nicht zugegangenen Aufsätze Biese's verweisen möchte. Ich habe immer wieder mit lebhaftem Anteil in diesem Buche gelesen, gefesselt sowohl durch Überblicke über die ganze Jahresarbeit einer Klasse wie durch die Einzelbehandlung etwa Mörikes und Storms oder den Aufsatz über deutsche Lyrik. Hier und in den Aufsätzen über Goethe und seine Mutter, Schiller, Bismarck, über die Lebensbejahung in der neueren deutschen Dichtung und in den Arbeiten über deutsche Dichter, Denker und Pädagogen liegt eine Fülle von Anregungen für den Lehrer und von Bereicherung für den Freund unseres Geisteslebens — ein Buch, das man immer wieder mit Dank gegen den verdienten Verfasser benutzen wird.

Gerade die Beschäftigung mit Biese veranlaßt mich, noch einmal auf Gerhard Buddes Forderung nach neuer Behandlung der deutschen Lektüre zurückzukommen.<sup>12)</sup> Ich stimme Biese unbedingt zu, wenn er einer übermäßigen Ausdehnung der Dramenlektüre auf Kosten der Prosa entgegentritt. Budde aber meint, daß im Interesse einer ästhetischen Bildung das Lesen der ganzen Dramen nicht bloß empfohlen, sondern sogar gefordert werden müßte.

Er verlangt: „Zuerst liest der Lehrer bei geschlossenen Büchern eine oder mehrere Szenen vor, ohne irgendwelche Erklärung zu geben. Dann läßt er sich von einem Schüler den Inhalt des Vorgelesenen angeben und läßt, soweit möglich, durch die Schüler feststellen, welche Rolle die einzelnen Personen in den einzelnen Szenen spielen und in welcher Weise sie darin charakterisiert werden. Darauf gibt er die notwendigen sprachlichen und Sachertklärungen, und wenn dies geschehen ist, dann läßt er die Szene noch einmal von Schülern, aber noch nicht mit verteilten Rollen, lesen. So geht es weiter bis zur Beendigung eines Akts. Wenn ein ganzer Akt in dieser Weise behandelt ist, dann wird rückschauend noch einmal der Gang der Handlung in demselben festgestellt und der Aufbau der Handlung im Hinblick auf Exposition, erregendes Moment, steigende, fallende Handlung usw. betrachtet. Damit ist ein volles Verständnis gewährleistet, und nun wird der ganze Akt mit verteilten Rollen gelesen.“

Budde bekämpft vorher die „Aufbauarchitekten“, „Schuldschnüffler“ und „Textgründlinge“, ich frage mich aber immer wieder, ob er selber denn nicht sieht, wie nahe er ihnen kommt, daß er dem „Zerlesen“ das Wort redet. Und kann er den ganzen Akt auf einmal lesen?; hat man immer die geeigneten Schüler zu diesem Lesen, so daß alle störenden Entgleisungen fern gehalten werden können? Ich meine, man wird mit dem Buddeschen Betrieb sehr vielen die Dramen verfehlen, und sehr viele, die den Stoff und alles einzelne nun kennen und keine Rolle erwischt haben, werden selig schlafen. Ich habe einmal ähnlichen Unterricht gehabt und daraus die eine Erfahrung genommen, daß dieser Unterricht auf die Dauer entsetzlich ist. Darum halte ich die Bestimmung für richtig, die das Lesen mit verteilten Rollen nur bei besonders

11) Alfred Biese, Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze. 3. Band. Berlin 1913, Weidmann. M. 7,—.

12) Gerhard Budde, Die Weiterführung der Schulreform auf nationaler Grundlage, S. 88. Vgl. ZföU. 1916, Heft 6, S. 384.

geeigneten Szenen und — füge ich hinzu — nur mit gerade für sie geeigneten Schülern versehen. Statt dessen sollte die sogenannte Zentralanalyse bevorzugt werden, die vom Akt oder in den oberen Klassen vom Ganzen ausgeht und ins Verständnis des Ganzen einführen will, das, nach den ethischen und auch nach ästhetischen Zielen erfährt, zeitlich und, wenn angängig, auch stofflich eingeordnet werden soll. Beispiele dafür hat u. a. Schnaß in unserer Zeitschrift gegeben. Bei dieser Art der Behandlung nimmt die Einzelerklärung nur einen geringen Raum ein, ich bin sogar der Meinung, es kann ruhig das eine und andere, das dem Schüler nicht aufstößt, übergangen werden. Dann gewinnen wir wenigstens etwas Zeit, den Deutschunterricht wirklich umfassend auszugestalten im Sinne von Greyerz und Sprengel — und gerade wenn wir um dieser Ausgestaltung willen eine Erweiterung der Stundenzahl fordern müssen, so haben wir allen Grund, solche Zeitverschwendung, wie sie Budde fordert, entschieden abzulehnen.

Ebenso gilt es einer anderen Richtung entgegenzutreten, die am deutlichsten Heeren ausgedrückt hat mit den Worten: Der Grundfehler des gegenwärtigen Unterrichts ist, daß man Literaturwerke, die für weiterfahrende Erwachsene bestimmt sind, mit Kindern behandelt, und die ihre Stütze bei denen findet, die die Dichtung des 19. Jahrhunderts einseitig in den Vordergrund stellen wollen. Ihnen gegenüber verweise ich auf die begeisterte Rede Karl Joëls über „Die Bedeutung unseres klassischen Zeitalters für die Gegenwart“<sup>13)</sup>. Er weist nach, daß es nicht ideologische Übertreibung ist, unseren Kämpfern das Zeitalter der Denker und Dichter als Vorbild hinzustellen, denn wir müssen „die klassische Zeit insgesamt mit der heutigen als ein Ganzes nehmen, lebendig zusammenhängend wie ideale Sehnsucht und Erfüllung, wie Plan und Ausführung, wie Denken und Tun“. Hier werden auch wir neue Kraft finden zum Kampf für die Wahrung der Vormachtstellung unseres klassischen Zeitalters in der Schule.

Der fünfte der Deutschen Abende behandelt die wichtigste Erweiterung des deutschen Unterrichts: die deutsche Volkstunde.<sup>14)</sup> v. d. Leyen kennzeichnet zuerst die Entwicklung der Volkstunde als Wissenschaft, ihre großen Schwierigkeiten, aber auch ihre reichen Möglichkeiten. Leider nur kurz fordert er, man solle im Aufsatz erzählen lassen aus Sagen, Märchen, Volkslied, von Brauch und Art der Heimat, redet von den volkstümlichen christlichen Überlieferungen, vom Volkslied, vom Wandern. Er betont mit Recht, hier in der Pflege der unvergänglichen und besten Kräfte der Heimat liege ein Weg zur Vereinfachung und Einheit, auf dem auch der Riß zwischen Gebildeten und Ungebildeten überbrückt werden könne.

Neben die Volkstunde wird die Altertumskunde treten müssen. Hier wird es besonderer Zusammenarbeit der deutschkundlichen Dreifächergruppe bedürfen. Wie wichtig dabei eine genaue Berücksichtigung der vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Kunde ist, zeigt ein Werbeschriftchen von Albert Kiebusch<sup>15)</sup>, dem Leiter der

13) Deutsche Abende VIII. Berlin 1916, Mittler u. Sohn. M. 0,50.

14) v. d. Leyen, Die deutsche Volkstunde und der deutsche Unterricht. Deutsche Abende V. Ebenda. M. 0,50.

15) Albert Kiebusch, Die heimische Altertumskunde in der Schule. Ein Beitrag zur Um- und Ausgestaltung des heimatkundlichen Unterrichts. Berlin 1915, Karl Siegismund. M. 1,20.

vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums. Er beschränkt sich freilich fast nur auf Berlin und die Mark, aber die Fülle des Angegebenen überrascht und reizt hoffentlich zu ähnlichen Zusammenstellungen für andere Städte und Gegenden. Jedenfalls zeigt hier einmal ein Schulmann einen gangbaren Weg, die Altertumskunde der Schule zu gewinnen.

Einen Teil der Altertumskunde wird schon die Volksschule übernehmen können. Ein sehr anregendes Beispiel, wie derartige „Kulturkunde“ zu Übungen für Deutsch, Geschichte und Erd- bzw. Heimatkunde verwandt werden kann, gibt Gustav Klemm<sup>16)</sup>: Der Zusammenschluß des bisher gefächerten Wissens gezeigt an einem Lehrbeispiel: „Das Haus als Schutzstätte“. Wie weit diese Kulturkunde wirklich der neue Weg der Volksschulpädagogik werden kann, entzieht sich meiner Kenntnis, aber daß der Gedanke einer solchen Zusammenfassung nicht nur für die Volksschule sondern auch für die höhere Schule sehr fruchtbar ist, wird jedem Leser des Aufsatzes überzeugend klar werden. Auf der höheren Schule wird die Zusammenfassung ja nur als leitende Idee für die einzelnen Fächer möglich sein, dafür werden ihr aber auch noch mehr Stoffgebiete dienstbar gemacht werden können. — Von diesem Standpunkt aus haben auch wir Grund, eine Anthologie der römischen Berichte über die Germanen zu begrüßen, die von philologischer Seite bereits Anerkennung gefunden hat<sup>17)</sup>. Angeregt ist sie durch einen erfreulichen Hinweis der bayrischen Schulordnung. Ich glaube, die Vermutung: Die Beschäftigung mit dieser Aufgabe möchte für manchen Lehrer den Vorzug verdienen vor der Lektüre eines ganzen Buches aus Caes. b. g. dürfte mancherorts zutreffen, besonders für Kadettenkorps, die jetzt dem Hauptteil ihrer Schüler fast den ganzen Cäsar (auch noch de bello civili), sonst aber nur eine leichtere Rede Ciceros und eine Auswahl aus Ovid bieten. Hier würde eine solche Anthologie großen Segen stiften. Preuß behandelt: Land und Leute von Germanien: Pomponius Mela, Plinius, Caesar b. g. II., die Kämpfe der Römer und Germanen bis Caligula: C. Valerius Paternulus, Valerius Maximus, Florus, Caesar und Sueton für die Mittelstufe, für die oberen Klassen finden wir Tacitus Germania ganz, Teile der Annalen und Historien und Ammians Schilderung der Alemannenschlacht. Eine Behandlung dieser Stücke würde für die zukünftige Deutschkunde eine wertvolle Hilfe sein; hier ist der Weg zur Zusammenarbeit der alten und der germanischen Philologie erfolgreich beschritten.<sup>18)</sup>

16) Gustav Klemm, Der neue Weg der Volksschulpädagogik. Sächsische Schulzeitung 1916, Nr. 14 bis Nr. 19.

17) Siegmund Preuß, Die Germanen in den Berichten der römischen Schriftsteller. Eine Auswahl für das Gymnasium. I. Teil für die mittleren Klassen. Text mit 14 Bildern, 2 Plänen und 1 Karte. II. Teil für die oberen Klassen mit 22 Bildern und 1 Karte. Geb. je M. 1,40. Dazu Anmerkungen je M. 1,—. Bamberg 1915, Buchner.

18) Zwei bis drei Jahrhunderte später und lateinische Quellen zeigen ein ganz anderes Bild. Aus zahlreichen Briefen kennzeichnet Rudolf G o e t t e den Liebes- und Freundschaftsdienst des frühen Mittelalters („Das Erwachen der germanischen Persönlichkeit im frühen Mittelalter. Aus einer im Entstehen begriffenen deutschen Geschichte“. „Nord und Süd“, Juni 1916. 329 S.) Er sieht darin vornehmlich ein Erzeugnis germanischer Denk- und Empfindungsweise, die aber befruchtet ward von der Bildung einer untergehenden Welt.

## Literaturberichte 1915.

### Lektüre.

Don Karl Credner in Brandenburg a. H.

#### I. Kritische und erläuternde Schriften.

Noch deutlicher als im Vorjahre zeigt es sich diesmal, daß die literarische Ernte im Schatten des Weltkrieges gereift ist. Das Erlebnis des gewaltigen Völkerringens ist so groß und allgemein, daß nur wenige der neu erschienenen Werke davon völlig unberührt geblieben sind. Ganz auf die Kriegszeit eingestellt ist der neue Ratgeber des Kunstwarts<sup>1)</sup>, der an Stelle des üblichen „Literarischen Jahresberichts“ getreten ist, von diesem auch Ausstattung und Anordnung übernommen hat, sich aber darin wesentlich unterscheidet, daß er auch zahlreiche ältere Bücher, also nicht nur die Ernte des letzten Jahres verzeichnet. Als Hauptzweck betrachtete der Herausgeber „die Förderung des Verständnisses der Gegenwart in jeder Beziehung“, d. h. der durch den Weltkrieg geschaffenen Verhältnisse. Das Schöne Schrifttum ist mehr nur anhangsweise behandelt. Ohne Zweifel wird dieser Kriegsratgeber vielen hochwillkommen sein, und wenn ein Kunstwartunternehmen noch der Empfehlung bedürfte, so würde ich allen Suchenden raten, danach zu greifen, trotz einiger wohl aus den Kriegsverhältnissen herrührenden Mängel. Verwandt in Anlage und Ziel ist der „Literarische Ratgeber für die Katholiken Deutschlands“.<sup>2)</sup> Ich habe den Eindruck, daß auch dieser Führer recht sorgsam gearbeitet ist; ein Register erhöht die Übersichtlichkeit. Nur gegenüber der neuesten noch immer anschwellenden Kriegsliteratur vermiße ich bisweilen die nötige kritische Vorsicht. Daß diese Art Literatur zu einer Gefahr werden kann, darauf haben in letzter Zeit wiederholt warnende Stimmen hingewiesen, nicht nur ein Erlaß des preußischen Kultusministers, sondern auch Verordnungen verschiedener Generalkommandos. Den Erlaß des XI. Armeekorps (Cassel) druckt Hauert in seinem lesenswerten Aufsatz über Kriegshundliteratur ab (Deutsches Philologenblatt XXIV, S. 269 ff.). Angesichts der erneut drohenden Gefahr begrüße ich Gronemanns kleine kritische Übersicht<sup>3)</sup> als willkommenen Helfer. Der Verfasser will vornehmlich das Elternhaus beraten. Die Auswahl des Empfohlenen ist nicht groß, einige hundert Bücher, aber übersichtlich und im wesentlichen von gesundem Urteil geleitet. Daneben erscheint die anhangsweise von Hantke<sup>4)</sup> gegebene Liste der Kriegsbücher für die Schülerbücherei und der Sammlungen von Kriegs-

1) Kriegsratgeber über deutsches Schrifttum. Herausg. durch Ferd. Avenarius vom Dürerbund. München 1915/16, Georg D. W. Callwey. 91 S.

2) Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands. Kriegsjahr 1915. XIII. Jahrgang. Herausg. von Dr. Max Ettlinger. München 1915, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 95 S. M. 0,50.

3) Gute Bücher über den Krieg 1914/15 für Jugend und Volk. Eine erste kritische Übersicht von Wilhelm Gronemann. Hilschenbach, Neuzeitverlag von L. Wiegand. 32 S. M. 0,30.

4) Die Schule und der Krieg. Mit Anhang Kriegsbücher für die Schülerbücherei. Don Rektor M. Hantke. 2. erweit. Aufl. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne. 77 S. M. 1,—.



gedichten etwas sehr dürftig. Sie bedarf in der Tat verschiedener Nachträge, enthält jedoch das Wichtigste aus den beiden vergangenen Jahren. Ein eigenartiges, aber denkwürdiges Verzeichnis hat der Ausschuß für fahrbare Kriegsbüchereien<sup>5)</sup> zusammengestellt, etwa 1000 volkstümliche Werke aus dem Besitzstand unserer gesamten Literatur von Walter von der Vogelweide bis zu den jüngsten Kriegsschriften, soviel ich sehe, durchweg nur wirklich Gutes und Empfehlenswertes. Das Verzeichnis gilt für alle fahrbaren Divisionskriegsbüchereien, mit anderen Worten: alle Divisionen erhalten von dem Ausschuß denselben Bücherbestand. Das bedeutet allerdings eine starke geistige Monopolisierung, war aber im Interesse einer einheitlichen straffen Verwaltung offenbar unvermeidlich; Hoppes kurzer Bericht<sup>6)</sup> enthält darüber nur Andeutungen. Freunde einer freieren Gestaltung müssen sich damit trösten, daß neben dieser Organisation ja noch andere Kräfte an der literarischen Versorgung unseres Feldheeres arbeiten. So hat Bruno Tanzmann für die Brigade Pfeil eine Feldbücherei von über 3000 Bänden besorgt, deren Verzeichnis einen Vergleich mit dem der fahrbaren Kriegsbücherei nicht zu scheuen braucht.<sup>7)</sup> Dichterischer Gehalt und warmes völkisches Empfinden scheinen für die Bewertung ausschlaggebend gewesen zu sein. Daneben erfreut die Betonung des Heimatlischen bei dieser sächsischen Brigade. Man kann derartige Selbsthilfe nur billigen und doch dem Vorschlag Reichs (Tägliche Rundschau, Nr. 68, 21. März 1916) zustimmen, der eine Reichsstelle wünscht, um diese mannigfachen Bestrebungen zusammenzufassen und zu vereinheitlichen. Ein praktisches Hilfsmittel für die Daheimgebliebenen, die ja auch ihre feldgrauen Angehörigen mit Lesestoff versehen, liefert Bartels' Führer durch die deutsche Romanliteratur.<sup>8)</sup> Dem Literaturfreund wird trotz gelegentlicher Flüchtigkeiten auch die Einleitung nützen, worin die Entwicklung des deutschen Romans geschichtlich betrachtet wird. Für den literarischen Laien sind die zwölf Listen bestimmt; jedes Werk ist, etwa nach der Art Johannessons, durch ein paar kurze Bemerkungen gekennzeichnet. Bedauerlich bleibt es, daß nicht die schon in der Einleitung häufig gestreifte Novelle grundsätzlich mit einbezogen worden ist.

Auf methodischem Gebiet haben unsere Erklärer die neue Aufgabe, vor die sie durch die Kriegsdichtung gestellt wurden, durchweg mit den alten Mitteln gelöst. Was Reiniger und Wolff in einem gebiegenen Bande vorlegen<sup>9)</sup>, empfiehlt sich vor allem durch die geschickte Auswahl. Die 30 behandelten Gedichte übersteigen nicht die kindliche Fassungskraft und besitzen zumeist poetischen Wert. Bei der Behandlung bemühten sich die Verfasser besonders um die Einstimmung oder Grundlegung,

5) Bücherverzeichnis für die Hand des Bücherwartes und des Benutzers der fahrbaren Kriegsbücherei. Ausschuß für fahrbare Kriegsbüchereien an der Front. Berlin C 2, Kleine Museumstr. 5b.

6) Geistespflege im Felde und die fahrbaren Kriegsbüchereien an der Front. Eine brennende Frage und ihre Lösung von L. Hoppe, Felddivisionsgeistlicher. Ausschuß für fahrbare Kriegsbüchereien in Berlin.

7) Bücherverzeichnis der Feldbücherei der Brigade Graf Pfeil. Dresden.

8) Die besten deutschen Romane. Zwölf Listen zur Auswahl. Mit einer geschichtlichen Einleitung: Welche Romane muß man als Deutscher lesen? Von Prof. Adolf Bartels. 2. verb. u. verm. Aufl. Leipzig, B. F. Köhler. 120 S. M. 0,80.

9) Kriegspoesiestunden. Ausführungen und Entwürfe zur unterrichtlichen Behandlung einer Auswahl deutscher Kriegsgedichte 1914/15 bearbeitet von Max Reiniger und Georg Wolff. Langenjalza 1916, Julius Belz. 167 S.

indem sie danach strebten, „die Schüler in die Lage zu versetzen, in der sich der Dichter befand, als das Gedicht in ihm wurde“. Bisweilen gehen sie nach meinem Dafürhalten dabei etwas reichlich weit. Die andern Formalstufen fallen gegenüber der Einführung meist sehr kurz aus. Am eingehendsten ist noch die Anwendung behandelt; häufig sind einige Schülerarbeiten angeschlossen, die bald in engerem, bald in loserem Zusammenhang mit dem einzelnen Gedichte stehen. Ähnlich angelegt sind die unterrichtlichen Entwürfe Hantke<sup>10)</sup>, nur ist die Anzahl der behandelten Gedichte wesentlich kleiner (12). Auch hier ist das Wichtigste die Einführung; die Formalstufen „Vertiefung, Übersicht und Würdigung“ sind nur sehr unregelmäßig und ungleichmäßig bedacht. Anhangsweise ist eine Übersicht über Kriegslieder, Feldpostbriefe, Kriegsberichte usw. gegeben. Am ausführlichsten hat Romberg die neue Kriegsdichtung bearbeitet.<sup>11)</sup> Der Band umfaßt 75 Nummern. Zwar war nach der Versicherung des Verfassers für die Auswahl in erster Linie der poetische Wert der Dichtung maßgebend. „Gedichte, die sich durch bewegte Handlung, reichen Bildgehalt und volkstümliche Darstellung auszeichnen, erhielten den Vorrang.“ Trotzdem hätte die Sichtung etwas strenger ausfallen dürfen; es begegnet manches, bei dem das Können des Dichters nicht an das Wollen heranreicht. Hinsichtlich der Behandlung unterscheidet sich das Buch nicht von den zahlreichen früheren Arbeiten des Verfassers. Im Mittelpunkt steht die sehr ausführliche Vertiefung; die übrigen Stufen, Zielsetzung, Vorbereitung, Gliederung und Würdigung, treten zurück. Selten ist auf das methodische Schema überhaupt verzichtet; ziemlich regelmäßig werden am Schluß Aufgaben für die schriftliche Bearbeitung gestellt. Für eine rasche Vorbereitung mag das alles bequem und praktisch sein; um die volle Wirkung der Dichtung muß man doch recht wohl besorgt werden, wenn dabei so stimmungsvolle Lieder wie Zudermanns Österreichisches Reiterlied in Prosa aufgelöst und breitgetreten werden. Verhältnismäßig sehr unbedeutend ist der Anteil, den Wendling in seinen Lektionen dem deutschen Unterricht einräumt.<sup>12)</sup> Nur ein paar ältere Kriegsgedichte, darunter Eilencrons „Tod in Ähren“, sind in ausführlichen Lehrbeispielen bearbeitet. Altes und Neues, aber doch so, daß die jüngste Dichtung weit überwiegt, vereinigt Plecher in seiner Beispielsammlung.<sup>13)</sup> Der Münchner Pädagoge wollte gar nicht unmittelbar Präparationen von Gedichten geben, die Gedichte sind ihm vielmehr nur Quellenstoffe zur Ergänzung und Vertiefung von Gedanken. Weil die Dichter am tiefsten mitempfinden, was die Menschheit innerlich bewegt und weil sie den vollkommensten Ausdruck dafür finden, zieht er sie heran und arbeitet ihre Schöpfungen hinein in seine Stunden. „Kein langes und breites Erklären und Zerpfücken eines Wertes! Nein! Rufen wir in der Jugend die Stimmung hervor, die zum Verständnis nötig ist. Lesen wir, was der amtliche Tagesbericht, was einer aus dem Felde schreibt,

10) Kriegsgedichte 1914/15 in unterrichtlichen Entwürfen von W. Hantke, Rektor. Langensalza 1915, Hermann Beyer und Söhne. 45 S. M. 0,75.

11) Präparationen zu deutschen Gedichten. Nach Herbart'schen Grundsätzen ausgearbeitet von August Romberg, Rektor. Ausg. A, VII. Band, Ausg. B, IV. Band. Deutsche Kriegsgedichte 1914/15. Langensalza 1916, Hermann Beyer und Söhne. 241 S. M. 4,—.

12) Kriegslektionen von K. Wendling, Kreis Schulinspektor. I. Teil. 4. verb. Aufl. Straßburg, Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt. 155 S. M. 1,75.

13) Im Geiste der großen Zeit. Beispiele aus dem Deutschunterricht von Hans Plecher. Leipzig, Ernst Wunderlich. 180 S. geb. M. 2,50.

erzählen wir von einer Heldentat und dann — lesen wir die Dichtung vor! Der gute Vortrag und das Hören macht hier alles aus.“ Der alte Widerstreit! Die künstlerische Persönlichkeit setzt sich unbekümmert über die Regeln der Kunst hinweg. Das eignet sich nicht zur Nachahmung, aber es kann ändern, die sich unterrichtlich frei entfalten dürfen, mannigfache Anregung gewähren.

Innerlich unbeeinflusst vom Weltkrieg geblieben ist Ernst Webers umfassendes Erläuterungswerk in der neuen Auflage.<sup>14)</sup> Das kommt zum Teil wohl auch daher, daß die Handschrift schon bei Ausbruch des Krieges fertig vorlag und nur die Drucklegung sich verzögerte. Die scharf durchdachte und verständnisvolle Art, mit der Weber, gestützt auf ein ausgebreitetes Wissen, das Wesen der epischen Dichtung und die daraus für den Unterricht entstehenden Aufgaben untersucht und bespricht, hat viel Anklang gefunden. In selten glücklicher Mischung sind hier ästhetische und pädagogische Gaben vereinigt. Die neue Auflage zeigt keine wesentlichen Änderungen, der Verfasser hat nur an einzelnen Stellen gebessert, z. B. unnötige Härten im Urteil gemildert, manches auch erweitert, wie seine Ausführungen über die didaktische Vermittlung des Nibelungenliedes. Nach wie vor überwiegt der praktische Teil „das epische Gedicht in der Klasse“, der ausführliche und sehr eindringende Behandlungen von 31 deutschen Balladen bringt. Wie hier der künstlerische Gehalt pädagogisch erschlossen wird, sachlich und formal, aber ohne jede Schablone, das ist auch für alte Praktiker noch lehrreich. Noch vor dem Weltkrieg entstanden ist auch Karstädts Erläuterungswerk<sup>15)</sup>, das ausgesprochen den Grundsätzen des „schaffenden Unterrichts“, der Selbsttätigkeit huldigt. Karstädt verzichtet auf die didaktische Herrichtung; er gibt vorwiegend „Anregungen, Gedanken, Hinweise, stoffliche Unterlagen, Literaturangaben, nicht fertige oder halbfertige Musterlektionen“. Stofflich beschränkt sich das Buch im wesentlichen auf die Unterstufe und erörtert eingehend Kinderreime, Märchen und die kindertümliche Dichtung der Hoffmann von Fallersleben, Reinick, Güll, Hey u. ä. Im zweiten Teile sind sachliche Gruppen gebildet: Tierstücke, Naturgedichte, Feste usw. Gerade um seiner Beschränkung willen erscheint mir das Buch wertvoll; es kann immer nur förderlich sein, wenn die überkommenen Aufgaben eines Sondergebiets, wie hier der Unterlassen, vom Standpunkt der heutigen Pädagogik und Ästhetik nachgeprüft werden, einer besonnenen Nachprüfung unterzogen werden. Völlig unverändert sind Kirsts methodische Bearbeitungen der Hey'schen Sabeln<sup>16)</sup> geblieben. Die neue Auflage beweist schlagend, daß die in den letzten Jahren vermehrten Angriffe auf den „Lesebuchheiligen“ Hey die beabsichtigte Wirkung nicht erreicht haben. Mehr als er verspricht, gibt Fassbänder in seiner kleinen Studie über moderne Dramen<sup>17)</sup>,

14) Der Kunstschatz des Lesebuchs. Die epische Dichtung. Von Dr. Ernst Weber 2. Aufl. 1915. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. [X u. 300 S.] Geh. M. 3,80, geb. M. 4,50.

15) Dem Dichter nach! Schaffende Poesiestunden. Anregungen und Unterlagen von O. Karstädt. 289 S. Friedrich Kortkamp, Langensalza.

16) Präparationen zur Behandlung von 20 Sabeln von Hey auf der Unterstufe. Von A. Kirst. 10. Aufl. Langensalza 1915, Hermann Beyer und Söhne. 80 S. M. 1,—. Pädag. Magazin 116.

17) Henrik Ibsen, Nora; Hermann Sudermann, Die Ehre; Gerhart Hauptmann, Die versunkene Glocke. Literarische Würdigung drei neuerer Dramen nebst einer allgemeinen Einführung in die moderne dramatische Literatur. Für Schule und Haus von Prof. Dr. Franz Fassbänder. Münster i. W. Aschendorff. 43 S. M. 1,—.

nämlich eine Abrechnung mit der jüngsten deutschen Literatur überhaupt vom katholischen Standpunkte. Dieser Standpunkt kommt hier nicht weiter in Betracht. Sachlich bleibt die Würdigung der einzelnen literarischen Erscheinungen doch recht an der Oberfläche, entbehrt auch nicht der Schiefheiten. Zudem ist es schwer zu sagen, wem mit dieser kritischen Abfertigung gedient werden soll, da von den drei eingehender behandelten Dramen sich derzeit keines zur Schullektüre eignet. Dagegen ist Stamms Einführung in Storms Stimmungskunst<sup>18)</sup> für die Privatlektüre und die Vorträge der Schüler eine sehr dankenswerte Bereicherung. Das Buch ist mit ebensoviel Liebe wie Sachkenntnis geschrieben. Im ersten Teil geht Stamm den biographischen Bedingungen, den Anschauungen und Eindrücken nach, aus denen Storms Kunst erwachsen ist; im zweiten Teil wird versucht, die bewußt technischen Mittel herauszustellen, mit denen der Dichter gearbeitet und seine künstlerische Wirkung erreicht hat. Bei richtiger Benutzung kann das Buch Anlaß zu mannigfachen fruchtbaren Erörterungen bieten. Recht empfehlenswert erscheint mir auch Carstens eigenartige Literaturkunde in Bildern<sup>19)</sup>, die in der neuen Auflage nicht nur verbessert, sondern fast um ein Viertel ihres Umfangs erweitert ist. Der Verfasser wollte in erster Linie dem Unterricht und der Erziehung der Jugend dienen und hat daher den literaturkundlichen Stoff nach pädagogischen Gesichtspunkten geformt, ohne jedoch dabei in einen anmaßenden oder lehrhaft aufdringlichen Schulmeister-ton zu verfallen. Er gibt 32 Lebensbilder, immer vor allem das interessant Menschliche herausholend und mit dem literarisch Bedeutsamen abschließend. Weitaus die Mehrzahl der behandelten Dichter gehört der neueren nachklassischen Zeit an, darunter zwei Lebende, Feßler und Rosegger. Die unter den Dichtern getroffene Wahl scheint mir noch am ehesten anfechtbar; auch hier ist offenbar weniger die allgemeine Bedeutung als die Stellung im deutschen Unterricht berücksichtigt. In eigenartiger Mischung vereinigt Fißchers Übungsbuch<sup>20)</sup> Poetik, Literaturgeschichte und literaturkundliche Wiederholung. Für Lehrerseminare bestimmt, folgt es den Anordnungen der preussischen Lehrpläne für diese Schulen. Wenn es auf verhältnismäßig engem Raum eine Übersicht über ein sehr umfangreiches Gebiet vermittelt, so erreicht es das nicht zuletzt durch seine schematische Anordnung des Stoffes. Auf zusammenhängende Darstellung in der Regel verzichtend, gibt Fißcher, oft nur in Stichworten, scharf und vielteilig gegliederte Übersichten. Nicht auf der Höhe steht der metrische Anhang; auch die am Schluß gegebene Literaturtafel läßt zu wünschen. Als Leitfaden für holländische Schulen will das Hilfsbuch von Verbeef<sup>21)</sup> dienen. Die ältere vorklassische Literatur ist nur ganz knapp behandelt; der größte Teil, zwei Drittel, ist dem 19. Jahrhundert gewidmet. In der Besprechung der einzelnen Dichter bestreben einige

18) Theodor Storm, eine Einführung in seine Stimmungskunst von Oberlehrer Dr. Hermann Stamm. Ebernförde 1915, C. Heldt. 74 S.

19) Deutsche Geisteshelden. Aus dem Leben deutscher Dichter. Eine Literaturkunde in Bildern von C. Carsten. Große Ausgabe. 3. vermehrte Aufl. mit 32 Bildnissen. Braunschweig und Leipzig, Hellmuth Wollermann. 299 S. M. 3,—.

20) Zur deutschen Literatur. Ein Hilfsbuch für Unterricht und Fortbildung von Lic. E. Fißcher, Schulrat. 5. vermehrte und verbesserte Auflage. Breslau 1915, Carl Dülfer. 214 S. M. 2,50.

21) Ein Überblick über die Geschichte der deutschen Literatur mit Inhaltsangabe der Hauptwerke von R. R. J. Verbeef. Gouda 1916, G. B. van Goor Zonen. 148 S. Gulden 1,25.

Ungleichheiten. Daß Gerhart Hauptmann (8 Seiten) ausführlicher behandelt wird als Hebbel und Schiller (je 7 Seiten), ist schon seltsam. Noch mehr überrascht die Bevorzugung Richard Wagners, der mit reichlich 10 Seiten nur von Goethe (12 Seiten) übertroffen wird. Ob sich die für das 19. Jahrhundert aus Kummer übernommene Einteilung nach Generationen in einem Schulbuch bewähren wird, möchte ich auch bezweifeln. Kummer ist überhaupt wohl die Hauptquelle Verbeets gewesen; aus Kummer stammen auch die zahlreichen Inhaltsangaben der nachklassischen Zeit. In Neubearbeitung von anderer Hand ist Kluges Geschichte der deutschen Nationalliteratur erschienen<sup>22)</sup>. Reinhold Besser, der an Stelle des 1914 verstorbenen Verfassers getreten ist, hat jedoch an dem vielumstrittenen Buche nichts Wesentliches geändert. An der beabsichtigten umfassenden Neugestaltung wurde er durch den Weltkrieg verhindert. So ist der weitaus größere Teil bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, von einigen unbedeutenden Besserungen abgesehen, fast unverändert geblieben. Dagegen wurde die jüngste Zeit, die Geschichte der Literatur seit 1871, durch den Lehrer und Dichter Otto Oertel völlig neu geschrieben. Oertel unterscheidet zwei Hauptrichtungen, Naturalismus und Symbolismus und hebt die Haupterscheinungen treffend und zumeist anschaulich heraus. Ihr besonderes Augenmerk sollte die Bearbeitung auf den Umfang des Buches richten, der, von Auflage zu Auflage wachsend, das gebührende Maß eines Schulbuches schon überschritten haben dürfte.

## II. Lesebücher

Die Zahl der Kriegslesebücher wächst weiter. Was Tesch aus der jüngsten Literatur in Vers und Prosa ausgewählt und zusammengestellt hat<sup>23)</sup>, nimmt gebührend Rücksicht auf die geistige und sittliche Unfertigkeit der Jugend, ohne daß darüber das wichtige Moment des Interesses vernachlässigt würde. Die Einteilung könnte schärfer heraustreten. Wenn auch geschichtliche Vollständigkeit nicht erstrebt wurde, so ist doch das Wichtigste aus dem großen Ringen in irgendeiner Form berührt, so daß ein starker Gesamteindruck vermittelt wird. Dasselbe Ziel verfolgen auf engerem Gebiete Hirts „Neue Kriegslestüde“.<sup>24)</sup> Sie sind die Fortsetzung der im Vorjahre hier angezeigten und gelobten Kriegslestüde und umspannen lediglich die Ereignisse aus dem zweiten Kriegsjahre 1915. Die leitenden Gesichtspunkte für Stoffauswahl und Anordnung sind unverändert geblieben. Die Gedichte treten wiederum gegenüber der Prosa merklich zurück, sind aber immer zum wenigsten Mittelgut. Neu hinzugekommen sind diesmal eine Anzahl neutraler Stimmen, welche die von uns geübte Art der Kriegführung gegenüber den Anschuldigungen unserer Gegner rechtfertigen. Praktisch ergänzt wird das gut ausgestattete kleine Buch durch die

22) Hermann Kluge. Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten usw. neubearbeitet von Prof. Dr. Reinhold Besser und Prof. Dr. O. Oertel. 46. Auflage. Altenburg, S.-A., Oskar Bonde.

23) Daheim und draußen. Kriegslesebuch für deutsche Schulen. Erlasse, Reden, Dichtungen, Briefe, Berichte und Erzählungen aus dem Jahre 1914 und 1915. Zusammenge stellt von P. Tesch. Bielefeld und Leipzig, Delhagen und Klasing. 128 S. M. 0,50.

24) S. Hirts Neue Kriegslestüde. Erlebnisse und Darstellungen aus dem Jahre 1915. Herausg. für Lehrer und Schüler als Ergänzung der Lesebücher. Breslau, Ferdinand Hirt. 128 S. M. 0,50.

„Kriegsbilder“<sup>25)</sup>, ein dünnes Heft in gleicher Größe. Die Bilder sind gut ausgewählt, im Format ausreichend, in der Wiedergabe, einer feineren Autotypie, zumeist sauber und scharf. Der neue dritte Band von Münsches Kriegslesebuch<sup>26)</sup> gibt wie die beiden früheren lediglich erzählende Prosa. Die Zahl der Feldpostbriefe ist merklich geringer geworden, um so mehr Ausbeute lieferten die zahlreichen in Buchform veröffentlichten Erlebnisse von Kriegsteilnehmern. Auch einige Kriegsnovellen von Bayerlein, Küchler usw. sind aufgenommen. Alle Stücke sind lebendig und anschaulich, so daß der Anteil des jugendlichen Lesers kaum ermatten dürfte. Von der Auswahl, die Anton Sendorich aus seinen größeren Kriegswerken für die Jugend veranstaltet, umspannt das erste Bändchen<sup>27)</sup> nur die Anfänge des Weltkriegs. Obwohl die Darstellung hier nicht unmittelbar persönliches Erlebnis gibt, wirkt sie doch durch ihre Frische und Klarheit recht passend. Eine Auslese aus der jüngsten Kriegsliteratur, als Ergänzung seiner früher gesammelten Kriegslieder, legt Radtke vor.<sup>28)</sup> Es sind rund 100 Nummern, nicht alle vollwertig, aber doch auch keine Nieme, manch schönes ernstes Wort, manch frisch gestaltetes Erlebnis; auch der Humor kommt diesmal besser zu seinem Recht. Kürzere Auswahlen stammen von Lomberg<sup>29)</sup> und Schiffels<sup>30)</sup>; sie unterscheiden sich innerlich recht wenig; Lomberg bringt 75, Schiffels nur einige 50 Lieder, aber der Grundbestand ist in diesen Sammlungen fast immer derselbe, es hat sich da schon eine Art Kanon herausgebildet. Das gilt ebenso von den Ergänzungsheften zu bestimmten Lesebüchern. Scheel hat für sein Lesebuch bisher zwei solche Hefte besorgt<sup>31)</sup> und darin den Stoff nach Klassenstufen geordnet. Er verkennt selbst nicht, daß manches Stück, „besonders die Prosa, die die Ereignisse des Kriegs begleitet, im wesentlichen Stimmungswert hat“; ihm kommt es augenblicklich vor allem darauf an, den Krieg der Jugend stofflich zu vermitteln. Nicht erkennbar ist der für die Verteilung maßgebende Grundsatz bei den Heften von Ernst-Esderts-Grundscheid.<sup>32)</sup> Es scheint indessen, daß die Beiträge, wie an Umfang so auch an Schwierigkeit, von Heft zu Heft zunehmen.

25) S. Hirts Kriegsbilder. 100 typische Aufnahmen und erläuternde Zeichnungen aus dem Kriegsleben der Land-, See- und Luftstreitkräfte, sowie 23 Bildnisse ihrer Führer und Helden. Breslau, Ferdinand Hirt. 40 S. M. 0,35.

26) Kriegslesebuch über den Krieg von 1914/16. Sammlung der besten Kriegserzählungen. Als Vorlesebuch für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Alwin Münsche. 3. Band. 184 S. Leipzig, Friedrich Brandstetter. Geb. M. 2.

27) Anton Sendorich Kriegsbüchlein für die Jugend. I. Bändchen; Von der Kriegserklärung, der Mobilmachung und dem Durchbruch durch Belgien. Grandsche Verlagsbandlung, Stuttgart. 31 S. M. 0,50.

28) Neue Kriegslieder. Ergänzungsheft zu „Alte und neue Kriegslieder“, für den Schulgebrauch zusammengestellt von Dr. J. Radtke. Breslau, Ferdinand Hirt. 64 S. M. 0,30.

29) Deutsche Kriegsgedichte 1914/15. Für den Gebrauch in Schulen herausg. von August Lomberg. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne. 60 S. M. 0,30.

30) Gedichte und Lieder aus eiserner Zeit. Für den Gebrauch in Schulen und Vereinen. Ausgewählt von Jos. Schiffels. Wittlich und Leipzig, Georg Fischer. 48 S. M. 0,15.

31) Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Kriegsanhang für die Unterstufe und für die Mittelstufe von Willy Scheel. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 2 Hefte je 28 S. M. 0,20.

32) Für Heimat und Vaterland. Bilder aus dem Weltkrieg 1914/15. Beigabe zum deutschen Lesebuch für Lyzeen und höhere Mädchenschulen von Ernst, Esderts, Grundscheid, Kannegießer, Kallmorgen und Lange. Leipzig, Julius Klinckschardt. 1. Heft 24 S. M. 0,10. 2. Heft 32 S. M. 0,15. 3. Heft 40 S. M. 0,20.

Das letzte Heft enthält überwiegend gut gewählte politische Betrachtungen. Entsprechend sind auch die Anhänge zu Evers-Walz' Lesebuch eingerichtet, die mir für sämtliche Unter- und Mittelklassen vorliegen.<sup>33)</sup> Auf ganz eigene Weise hat König den gewaltigen Zeitstoff angepaßt.<sup>34)</sup> Er erzählt in 33 kleinen Abschnitten die Geschichte zweier Bauernburschen, „wie sie das Soldatsein lernten“, „wie sie einen Schützengraben bauten“, „wie die Schlacht anfing“ usw., und übermittelt auf diese Weise den Schülern die technischen Einzelheiten des modernen Krieges. So beachtenswert dieses Verfahren an sich ist, — auf den Namen eines Kriegslesebuchs kann eine derartige Schrift natürlich nur bedingt Anspruch machen.

Auf dem Gebiete des Volksschullesebuchs ist als Neuheit nur ein schmales Bändchen zu verzeichnen, das Terbrüggen als Ergänzung zur Fibel herausgegeben hat.<sup>35)</sup> Die Prosa enthält einfache Erzählungen, auch die Gedichte sind kindertümlich; einige gelungene Schwarzweißbilder beleben den Text. Von dem Deutschen Lesebuch der Hamburger liegen mir vier Bände in anscheinend unverändertem Abdruck vor.<sup>36)</sup> Das Werk trägt namentlich in den Bänden für die Unterklassen einen ausgesprochen norddeutschen Charakter und räumt auch der plattdeutschen Mundart einen verhältnismäßig weiten Raum ein. Den vierten Band füllt über die Hälfte eine Robinson-Übersetzung von Otto Ernst. Auf belehrende Prosa ist nahezu ganz verzichtet, die wenigen hier in den Bänden für die Oberklassen aufgenommenen Beiträge entstammen wie Goethes „Volkleben in Neapel“, der Schöpferhand eines Dichters; die ästhetischen Gesichtspunkte sind ausschlaggebend. Dankenswert ist die reichliche Berücksichtigung des dichterischen Volksgutes.

Für Mittelschulen neu herausgegeben ist das Lesebuch des Allgemeinen Lehrervereins Wiesbaden<sup>37)</sup>, doch ist eine Einwirkung des Weltkrieges darin noch nicht zu spüren. Auch sonst bewegt sich das Werk in altherkömmlichen Gedankenbahnen, soviel ich sehe; der erste Band liegt mir nicht vor, an dessen Stelle wird nach Mitteilung des Verlages Teil I des Volksschullesebuchs benutzt. Das Buch ist sorgfältig gearbeitet, gibt eine sachkundige Auswahl aus der Literatur und berücksichtigt in der Prosa öfter die lebenden guten Schriftsteller, wie Adolf Matthias, Carl Peters, Friedrich Naumann usw. Die Anordnung ist systematisch, Poesie und Prosa erscheinen gemischt; der Mensch wird in seinen verschiedenen Beziehungen zum Menschen, zur Natur, zu Gott beleuchtet. Indessen fehlt dem Buche bei alledem nach meinem Ge-

33) Aus dem Weltkrieg. Anhänge zu dem Lesebuch für höhere Lehranstalten von Walz und Kühne. I Sexta 16 S. I<sup>b</sup> Quinta 28 S. II Quarta 16 S. II<sup>b</sup> Untertertia 16 S. III Obertertia 24 S. III<sup>b</sup> Untersekunda 16 S. B. G. Teubner, Leipzig.

34) Ich hatt' einen Kameraden. Kriegslesebuch für die Unter- und Mittelstufe von Karl König. Straßburg i. E., Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt, vorm. R. Schulz u. Co. 31 S.

35) Unser neues Lesebuch. Als Ergänzung zur Fibel herausg. für Schule und Haus von Heinrich Terbrüggen. Bilder von Martha Ebeling. Düsseldorf, Düsseldorfverlag. 48 S.

36) Deutsches Lesebuch, herausg. von der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswezens Hamburg. Selbstverlag. I. Teil 183 S. M. 1,20. — IV. Teil 264 S. M. 1,70. — V. Teil 264 S. M. 1,90. — VI. Teil 368 S. M. 2,30.

37) Deutsches Lesebuch für Mittelschulen, herausg. von der Lesebuch-Kommission des Allgemeinen Lehrervereins im Regierungsbezirk Wiesbaden. Wiesbaden, Kommissionsverlag Ch. Limbarth's Buchhandlung II. Teil 4.—6. Schuljahr. 496 S. M. 3,—. — III. Teil 7.—9. Schuljahr: 735 S. M. 3,60.

fühlt die rechte Wärme. Wenn es nicht auf dem Titelblatt stünde, aus dem Text könnte man besondere Beziehungen zu Nassau oder dem Rheinlande nicht so leicht feststellen. Heimatklänge sind selten vernehmbar, sie fehlen selbst in den Stücken „Aus Sage und Geschichte“ fast ganz. Nur die „Bilder aus der Erdkunde“ nehmen etwas mehr Rücksicht auf die rheinische Heimat. In ausgesprochenem Gegensatz dazu steht das neue heimatlische Lesebuch von Blüml und Löhrl.<sup>38)</sup> Wie schon der Titelzusatz verrät, waren für die Herausgeber die neuen pädagogischen Gedanken von der Heimatständigkeit des Unterrichts maßgebend: das Buch ist vornehmlich für die gehobenen Schulen Böhmens und der übrigen österreichischen Sudetenländer bestimmt und bevorzugt diese Landschaft allerwärts, in der Auswahl nicht nur des Stoffes, sondern auch der Schriftsteller und der mitteldeutschen Mundarten. Eine warme Heimatliebe spricht aus dem Ganzen und wird in den Seelen der jugendlichen Leser anregend und belebend fortwirken. Daneben aber kommt auch das freudige Bekenntnis zum angestammten deutschen Volkstum zu seinem Recht; in dem dritten Bande, der für die Oberklassen bestimmt ist und eine Übersicht über die Entwicklung sowie die Hauptarten des deutschen Schrifttums zu geben versucht, rückt der völkische Gesichtspunkt ganz natürlich in den Vordergrund. Die Kriegsstücke aus der Gegenwart, deren sich einige in jedem der drei Bände finden, führen in der gleichen Richtung. Gut gewählt sind die recht zahlreichen Bilder, meist in Autotypie, darunter viele farbige; manche lassen ja technisch zu wünschen, die meisten aber sind wirklich ein Schmuck des Buches.

Zu seinem deutschen Lesebuch für höhere Lehranstalten hat W. Scheel zwei Vorschulteile besorgt.<sup>39)</sup> Der erste Teil, mit einigen Schwarzweißbildern Brodmüllers im Text geschmückt, behandelt das Kind und sein Leben im engeren Kreis von Haus und Familie; der zweite Teil, unterstützt durch einen heimatlischen Anhang für jede Provinz, umspannt den weiteren Kreis von Heimatstadt, Land und Herrscherhaus. Angeregt durch die letzten Lehrpläne für die höheren Mädchenschulen, hat der Herausgeber den Bestrebungen des Wert- und Anschauungsunterrichts soweit als möglich Rechnung getragen und die Lesestücke, Gedichte wie Prosa, nicht nur daraufhin geprüft, ob sie dem Anschauungsvermögen des Vorschülers angemessen, sondern ob sie ihn auch rein stofflich zu fesseln imstande seien. Scheel ist bekanntlich ein Gegner aller rein lehrhaften Stoffe im Lesebuch; aber obwohl er nun auch in den Vorschulteilen solche Stoffe, die durch allzu große Nüchternheit der Darstellung die Phantasie nicht genügend befruchten, beiseite ließ, so wurde er doch durch seine Rücksichtnahme auf die Gegenständlichkeit und das praktische Bedürfnis wieder zu einer merklichen Annäherung an die Lesebücher alten Schlags geführt. In Auswahl und Ausstattung machen die Bücher einen recht gediegenen Eindruck. Auch die neue Kriegsdichtung ist maßvoll berücksichtigt. Am Schluß sind ein paar besondere Winke für die Durchnahme im Sinne des Werkunterrichts gegeben. In unverändertem Neudruck liegen

38) Deutsches heimatlisches Lesebuch für österreichische Bürgerschulen. Von Alois Blüml und Rudolf Löhrl. Prag. Im kaiserlich-königlichen Schulbücher-Verlage. I. Band 236 S. Kr. 2,—. — II. Band 286 S. Kr. 2,25. — III. Band 283 S. Kr. 2,20.

39) Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Vorschule. Unter Mitwirkung des Vorschullehrers Georg Hecht bearbeitet von Willy Scheel. Berlin, Ernst Siegf. Mittler und Sohn. Ausgabe für die Provinz Brandenburg. I. Band Zweites Schuljahr Oktava. 179 S. M. 1,40. II. Band Drittes Schuljahr Septima. 219 S. M. 1,80.



mir vier Bände des württembergischen Lesebuchs vor.<sup>40)</sup> Handlich in der Form — bei einem Lesebuch leider eine Seltenheit —, sauber und sorgfältig im Druck, gehören sie inhaltlich etwa zu dem Typus Hopf und Paulsiefel, d. h. bestimmend für die Aufnahme des einzelnen Lesestückes ist jedesmal sein allgemeiner Bildungswert und -gehalt. Dazu tritt etwas landschaftliche Färbung, aber sehr vorsichtig aufgetragen; einen Beitrag in Mundart habe ich nicht entdecken können. Verwandt in der ganzen Art ist Lampels österreichisches Lesebuch, das mit dem vorliegenden zweiten Band<sup>41)</sup> in der Umarbeitung abgeschlossen ist. Auch darin stimmen beide Werke überein, daß auf eine sichtbare Gruppierung der Lesestücke verzichtet ist. Anhangsweise gibt Lampel einige 20 Seiten erklärende Anmerkungen für die Hand des Schülers. Don Wimmers' Sammlung ausgewählter Lese Stoffe<sup>42)</sup> zeigt in der dritten Auflage nur der erste Band namhafte Verbesserungen. Er ist jetzt ausschließlich der epischen Dichtung gewidmet und enthält ausgewählte Stücke von Homer bis zu Webers Dreizehnlinden. Die deutsche Literatur ist dabei viel eingehender berücksichtigt, vor allem die altdeutsche; neu aufgenommen sind Heliand, Tatian, Otfried, das Waltharilied, Simrods Amelungenlied und die Messjade von Helle. Dafür sind die mundartlichen Dichtungen fortgefallen und in einem Sonderband vereinigt.

Ein neues literaturkundliches Lesebuch, zunächst für die besonderen Bedürfnisse der holländischen Schulen, hat Kroes geschaffen.<sup>43)</sup> Er beginnt mit dem Hildebrandslied in neuhochdeutscher Übersetzung, bringt einige mittelhochdeutsche Sprachproben aus Walter von der Vogelweide und begnügt sich bei den mittelhochdeutschen Epen mit Nacherzählung in Prosa. Die vorclassische Dichtung der Neuzeit ist nur dürftig vertreten, Klopstock kommt auch noch schlecht weg, dagegen nimmt die klassische Dichtung von Lessing bis Schiller den größten Raum, fast dreiviertel des Buches, ein. Minna von Barnhelm, Iphigenie, Hermann und Dorothea, die Jungfrau von Orleans sind vollständig abgedruckt. Der Herausgeber scheint eine weitgehende Abneigung gegen die Häppchenliteratur zu haben, daher begegnen Bruchstücke nur selten. Aus der nachklassischen Literatur des 19. Jahrhunderts sind nur Gedichte aufgenommen; so kommt es, daß viele der bedeutendsten Dichter fehlen. Aber daß C. F. Meyer völlig übergangen ist, bleibt befremdlich. In dem anhangsweise gegebenen geschichtlichen Abriß läßt das 19. Jahrhundert gleichfalls allerhand zu wünschen. Von demselben

40) Deutsches Lesebuch für die höheren Schulen Württembergs. Stuttgart, Berlin und Leipzig, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. II. Band für Klasse I der höheren Knabenschulen. Neue Ausgabe von 1912. 266 S. M. 1,45. — II. Band für Klasse II. Unveränderter Neudruck der Ausgabe von 1905. 300 S. M. 1,45. — IV. Band für Klasse III. Unveränderter Neudruck. 296 S. M. 1,45. — V. Band für Klasse IV. Unveränderter Neudruck. 342 S. M. 1,60.

41) Deutsches Lesebuch für die 2. Klasse österreichischer Mittelschulen herausg. von Leopold Lampel. 13. den neuen Lehrplänen entsprechende Auflage. Ausgabe A (für Gymnasien und Realgymnasien) 2. Klasse. Wien, Alfred Hölder. 327 S. Kr. 2,54.

42) Sammlung ausgewählter Lese Stoffe für Lehrer- und Lehrerinnenseminare. Unter Mitwirkung praktischer Schulmänner herausg. v. Dr. Wimmers. 3. verbesserte Auflage. Breslau, H. Handels Verlag. I. Band. 224 S. M. 2,20. II. Band: Schilderungen, Abhandlungen, Reden und Briefe. 387 S. M. 3,30. — III. Band: Ausgewählte Gedichte. 327 S. M. 3,—. — IV. Band: Aus den Prosaschriften von Lessing, Herder, Goethe und Schiller. 360 S. M. 3,20.

43) Auswahl aus der deutschen Literatur mit einem Abriß der Literaturgeschichte, bearbeitet von H. W. J. Kroes. Gouda, B. G. van Goor Jonen. 456 S. und 31 S.

Verfasser stammt eine kurze Auswahl aus der deutschen Dichtung für die unteren Klassen.<sup>44)</sup> Das ansprechende kleine Buch vereinigt etwa den eisernen Bestand unserer Lesebücher. Die älteren Dichter überwiegen, doch finde ich auch einige Lebende wie Avenarius, Ernst, A. v. Gaudy. Eine Sonderauswahl aus der Romantik, von A. Hoffmann veranstaltet, bringt in ihrem ersten Bande<sup>45)</sup> die prosaischen Quellschriften. In einer ausführlichen Einleitung werden die Grundlagen der romantischen Bewegung und ihre führenden Persönlichkeiten beschrieben, dann folgen ausgewählte programmatische Stücke aus den Schriften der Schlegel, Tieck, Wadenroders, Hardenbergs, der Brüder Grimm und Görres'. Die nötigsten sachlichen Erläuterungen stehen am Schluß. Das Bändchen ist vor allem für Schülervorträge empfehlenswert. In diesem Zusammenhang möchte ich auf ein älteres, aber wenig genutztes Hilfsmittel hinweisen, auf die von Sönncken zusammengestellten Proben aus Literaturgeschichte und Sprachwissenschaft.<sup>46)</sup> Im einzelnen ließe sich ja manches bemängeln; so ist es meines Erachtens bedauerlich, daß der Herausgeber bei der Romantik nicht Haimswertvolles und so schwer zugängliches Werk herangezogen hat. Immerhin sind die gewählten Proben wissenschaftlich gebiegen und in mannigfacher Hinsicht bildend, so daß sie im Unterricht eine häufigere Benutzung verdienen. Als Lesebuch im Sprachunterricht verwertbar sind die von Palleste herausgegebenen Stilproben.<sup>47)</sup> Außerlich nehmen sie sich neben Engels umfangreicher „Meisterprosa“ nur wie ein bescheidener Ableger aus, sie sind aber ein selbständiges Werk, das auf gründlicher Kenntnis von Sprache und Literatur beruht und den Wandel des Stiles im Laufe der letzten 150 Jahre anschaulich macht. Erforderlich wäre zur schärferen zeitlichen Erfassung, daß von den einzelnen Werken, denen die Proben entnommen sind, auch das Erscheinungsjahr mitgeteilt würde. Die einzelnen Stilgattungen, Abhandlung, Erzählung, Rede, Brief usw. sind berücksichtigt, ihr Auffinden sollte aber durch eine besondere Übersicht erleichtert werden. Nicht auf die deutsche Literatur beschränkt ist die Auswahl von Reden, die Thumser und Mörtl besorgt haben.<sup>48)</sup> An der Spitze steht Demosthenes, weiter begegnen noch Roosevelt, Thukydides und Shakespeare. Indessen sind doch weitaus die Mehrzahl der Redner Deutsche; Politiker, Gelehrte und Dichter kommen ziemlich gleichmäßig zu Wort. Sachlich scheint das Buch reichhaltig, nur wäre eine deutlich heraustretende Gliederung erwünscht. Die meisten Reden entstammen dem 19. und 20. Jahrhundert; als jüngste finde ich die Reden von Kaiser und Kanzler bei Ausbruch des Weltkriegs. Die Anmerkungen am Schluß sind rein sachlich, das Technische und Stilistische der Redekunst muß aus dem Texte selbst erarbeitet werden; indessen habe ich doch Bedenken, ob dazu die Anmerkungen immer ausreichen.

44) Hundert deutsche Gedichte für die unteren Klassen höherer Lehranstalten gesammelt von H. W. J. Kroes. 2. Aufl., Gouda, G. B. van Goor Zonen. 198 S. Geb. Gulden 0,90.

45) Auswahl aus den deutschen Romantikern in 3 Bänden. Für Schule und Haus herausg. von Dr. A. Hoffmann. I. Band: Quellschriften mit einem Bilde Friedrich Schlegels. Münster, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. 254 S. M. 1,50.

46) Aus Literaturgeschichte und Sprachwissenschaft. Ein Lesebuch für Seminare herausg. von Karl Sönncken. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 122 S.

47) Deutsche Stilproben von Lessing bis auf die Gegenwart nebst einer Einführung in die Lehre vom deutschen Stil. Für den Schulgebrauch herausg. von Richard Palleste. Paderborn, Ferdinand Schöningher. 212 S. M. 1,50.

48) Reden. Eine Auswahl für die Schule. Von Dr. Viktor Thumser und Dr. Hans Mörtl. Wien, Alfred Hölder. 331 S. K. 4,20.

## Die Vorklassiker.

Klopstock und der Hain. Lessing, Wieland und Herder. Sturm und Drang.

Von Theodor Matthias in Plauen i. V.

Bis an unsern Berichtsraum heran führt Reinh. Dietel<sup>1)</sup>, indem er für ein Studium der Entwicklung unserer Bühne in Proben von sechs Dramatikern Auftritte aus neun Dramen darbietet: aus Ayrers Förster im Schmalzkübel, Herzog Heinrich Julius' Vincentius Ladislaus, Gryphius' Geliebter Dormrose und: Peter Squenz, Weises Jakobs doppelter Heirat und: Tobias und die Schwalbe, Gottscheds Cato und J. E. Schlegels Hermann und: Stummer Schönheit. Den Textstücken schickt er eine Darstellung des Entwicklungsverlaufs voraus, den sie veranschaulichen sollen.

Etwa am Endpunkt dieser Auswahl setzt Hill<sup>2)</sup> ein mit einer literar- und kulturgeschichtlich gleich lehrreichen Untersuchung. Die von ihm gekennzeichneten 133 Theaterzeitschriften, darunter knapp auch 17 verloren gegangene, Wochen- oder Monatschriften und Almanache, viele davon wahre Eintagsfliegen, bedeuten in ihrer Gesamtheit doch ein reiches Stück Kultur- und Geistesgeschichte und Quellenmaterial dafür von den Anfängen einer wirklichen deutschen Nationalbühne gegen 1750 bis zur Höhe der Goethe-Schiller'schen Bühnenkunst. Hinter England und Frankreich im Bühnenwesen noch die ganze erste Hälfte des 18. Jahrhunderts weit zurückstehend, mußte Deutschland erst durch Gottsched in Anknüpfung an die Rede eines französischen Paters über die Schauspiele als eine Schule guter Sitten und durch die Bestrebungen der Neuberin veranlaßt werden, der Frage eines gereinigten und eines deutschen Theaters überhaupt Teilnahme abzugewinnen, lange genug auch weiter auf dem Umwege über arge Ausländerei. Waren doch Mylius und Lessings „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“ bis auf die Verwirklichung der Erkenntnis, daß auch die Darstellung ein wichtiger Teil der dramatischen Poesie sei, mit Theaterneuigkeiten aus Paris beginnend und Würdigung vor allem französischer, englischer, spanischer und italienischer Dramen bringend, für Berlin noch ein ebenso großes Stück solcher Ausländerei, wie auch in den ersten fünfziger Jahren für Wien der dortige Almanac du théâtre oder Triomphe du goût français sur le goût théâtral allemand und gar 1757 das französisch geschriebene Répertoire des Théâtres de la ville de Vienne depuis l'a. 1752 jusqu'à l'a. 1757. Langsam wie von fremder Vorherrschaft zu deutscher Selbständigkeit ging auch die Entwicklung von der Würdigung der Bühnendichtung, des Schriftwerkes zur Bühnenkunst in ihrer Gesamtheit, wurden doch auch die Grundpfeiler für den Aufbau des deutschen Bühnenzeitschriften-Wesens: Lessings „Hamburgische Dramaturgie“ und J. J. Engels „Ideen zu einer Mimik“, erst in einem Abstände von fast zwei Jahrzehnten, 1767 und 1785, errichtet. Lessings tiefsehendes Werk fand sein anfangs sogar erfolgreicheres, weil eleganter, noch immer geistvoll französisches Nachbild Ende desselben Jahres 1767 in Jos. v. Sonnenfels' „Briefen über die Wienerische Schaubühne“; dann aber schossen die Taschenbücher, Theater-Chroniken

1) Reinh. Dietel, Deutsche Literaturdenkmale des 17. und 18. Jahrhunderts bis Klopstock. III. Drama. Sammlung Götschen Nr. 754.

2) Wilh. Hill, Die deutschen Theaterzeitschriften des 18. Jahrhunderts. Weimar 1915, Dunder. VI u. 154 S. M. 8,—, Subscriptionspreis M. 6,65. = Munders Forschungen zur neueren Literaturgeschichte XLIX.

und =Zeitungen hier wie im Norden, besonders in Berlin und vorübergehend in Leipzig, Gießen und Hamburg gleich Pilzen empor, wenn auch oft ebenso rasch verstäubend, weil Einbeziehung der Schauspielerleistungen, ja der Gagen- und Anstellungsverhältnisse, Parteilichkeit die sachlich oft gar wenig gewappnete Kritik des Tatsächlichen und Allgemeinen am Ende durch Kabalgereien überwuchern ließen. Goethes bekannter Ausdruck „Der Scheißkerl von Gießen“ für den berücktigten Christian Heinrich Schmid kennzeichnet gleich treffend der Ton und die Unfähigkeit, von denen diese Zeitschriften widerhallten. Ging doch in Hamburg, wo freilich Gegner der Bühne wie Goeze schlimme Ansichten vertraten, gegen den Hauptpastor sogar ein Primaner los mit einem Sendschreiben über die Schaubühne und die Schauspieler. Übertragende Stellung gewannen mit dauernden Zeitschriften namentlich zwei im gleichen Jahre 1751 Geborene, die in jungen Jahren Lessings wuchtige Leistungen begeistert hatten. An das Gothaer Hoftheater mit Eckhoff anknüpfend, schuf Heinrich August Ottofar Reichard (— 1828) seinen freilich noch recht franzosenfreundlichen und dem Pariser Muster nachgebildeten Theaterkalender, der 1775—1800 erschien, daneben noch acht Jahre (1777—1789) dessen Theaterjournal für Deutschland vertrat und selbst für eine Literatur- und Theaterzeitung Schwedens vorbildlich wurde. Berlin, wo der Hof durchaus französisch war, erhielt nach mehreren hastenden Anläufen zur Nachahmung Reichards seine Theaterzeitung durch Christian August von Bertram (—1810) in der Literatur- und Theaterzeitung (1778—1784) und in den Reichards Theaterjournal nachgebildeten Annalen des Theaters (1788—1797). Dagegen zu einem Mittelpunkt der Schauspielkunst für Deutschland, wie Wien für Österreich, wurde Berlin erst mit der Berufung Ifflands, dem mit trefflichen Charakterrollenanalysen die „Berliner Dramaturgie“ von Joh. Mich. Ferdin. Schulz und die „Allgemeine Theaterzeitung“ von J. S. Rhode bei der Reform des Theaters zur Seite traten, eben als in Paris ein entfesseltes, heißblütiges und doch unselbständiges Volk herrschte und an den Grenzen Frankreichs und Deutschlands die Koalitionskriege tobten. Der bedeutendste nachlessingische Dramaturg, der auch nicht viel jüngere Magdeburger Joh. Friedrich Schink (1758—1835), wußte mit noch eindringenderer Charakterzerlegung den Wienern Shakespeare geradezu aufzunötigen, aber aus der Berliner Gesellschaft Bertrams kommend, machte er sich mit seinen „dramaturgischen Fragmenten“, in denen er die bekannten Grundsätze des Kritikers Lessing mit norddeutscher Schärfe vertrat, so verhaßt, daß er bald auf herausgeforderte Pasquille mit Kampforgan auf Kampforgan antworten mußte. 1789 von dem hochverdienten Schröder, der wieder in Hamburg eingezogen war, dorthin berufen, entfaltete er hier auf günstigerem Boden noch vier Jahr eine letzte Blüte künstlerischer Kritik und widmete dann nach seinem Rücktritt vom Amt aus einem Ruheitz an der holsteiner Küste nur Glanzrollen Schröders manchmal noch einen würdigenden Aufsatz. Im Süden und Westen Deutschlands brachte es München, obwohl 1778 Bayerns kurpfälzischer Erbe Karl Theodor mit der Mannheimer Truppe dort einzog, im 18. Jahrhundert zu keinem richtigen Theater und Theaterjournal, während Dalbergs Bühne bald (von Gotha her) Ersatz erhielt in O. h. von Gemmingens Dramaturgie und in des dortigen Theaterdichters Schiller Rheinischer Thalia, wie sie auch in des Major Trierweiler Tagebuch der Mannheimer Schaubühne ihren Chronisten fand. In Frankfurt a. M. ödete einige Zeit Goethes Freund Heinrich Leop. Wagner nur irrlüchtern die Bürger an,

dagegen gewann Mainz größere Bedeutung durch den Heidelberger Ästhetiker Alois Wilh. Schreiber, der selbst die Klassiker dreifach anwarf, freilich zugleich den ersten Band seiner „Dramaturgischen Blätter“ „der Frau Rätin Goethe in Frankfurt“ widmete, und noch mehr durch den zeitweiligen dortigen Theaterdichter Heinr. Gotthold Schmieder, der in Leistungsfähigkeit wie Erfolgen hier wie später als Regisseur in Altona ebenbürtig neben Reichard und Bertram tritt, nur mehr aus den Kulissen als, wie diese, vom Bureau aus spricht und schreibt und als neue Nummer Zensurunsinnigkeiten einführt. Bezeichnend ist dabei, daß selbst Schmieder am Rhein mit seinen „Rheinischen Musen“ sich in Stoff, Besprechungen und Neuigkeitenverzeichnis recht auffällig auf die — ja dort damals siegreichen — Franzosen einstellen mußte, während es in Hamburg und Altona wohl nichtsagende *Etrennes de Théâtre* ou *Almanac du théâtre français de Hambourg* gab, aber Theater und Theaterzeitschrift durchaus deutsch blieben, selbst als die Stadt französische Besatzung sah. Die Wiener Theaterjournale von 1788—1800 bringen als Neues Geschichten von Schauspielern und Schauspielerinnen=Glend und stärkere Berücksichtigung von Ballett, Musik und Oper. Unter den Kleinstaatlichen Hauptstädten tritt bis zum Schluß des Jahrhunderts Dresden merkwürdig zurück, wenigstens hinsichtlich des Besitzes von Theaterblättern, dagegen Hannover hervor. Und gegen Cassels greulichster französischer Kopie: *Etat actuel de la Musique et des Spectacles de S. A. S. Monseigneur le Landgrave Regnant de Hesse* von 1770 treten in doppelt erfreulichen Gegensatz die Deutschen Petersburgs, die früher schon die Neuberin hingezogen und denen ihr Charakterkomiker 1784, als er von der Bühne abtrat, „Russische Theatralien“ bescherte. — Ein dreifaches Verzeichnis: den besprochenen 133 Theaterzeitschriften, eine Zeittafel derselben von 1767—1800, ihrer Herausgeber und der andern Namen und Sachen, machen die nicht bloß für die Theater-, sondern auch für die Literatur- und Geistesgeschichte und besonders für allmähliche Anerkennung der Menschenwürde der Schauspieler wichtige Schrift auch zum Nachschlagen bequem benutzbar.

Don den Popularphilosophen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird durch Schierbaum<sup>3)</sup> für Möser eine große kritische Ausgabe begonnen. Der erste Band bietet von den Patriotischen Phantasien, diesem in Auszügen zuletzt immer öfter wieder ausgegebenen Werke, Stück 1—67 50 Jahre nach dem letzten Druck in einer vollständigen ersten kritischen Ausgabe dar, deren Text aus der vom Verfasser selbst durchgesehenen ersten Fassung in den Beilagen zum Osnabrücker Intelligenzblatt und den ersten beiden Buchausgaben gewonnen ist. Schon 1912 abgeschlossen und als Quelle von unvergleichlichem Wert für die Erkenntnis heimatischer Eigenart und Vergangenheit gemeint, kommt die Ausgabe in dieser Zeit des Selbstbesinnens und Wiederfindens unseres Volkes, von einem Sohn der westfälischen Heimat des Verfassers bis in das Landschaftliche hinein verständnisvoll berichtet, erst recht willkommen. Ein besonderer Schmutz des vornehm gedruckten Buches sind Nachbildungen zahlreicher Möserbildnisse wie anderer Wiedergaben darin erwähnter Personen und Ortschaften. — Durch die Zeit bestimmt bietet P. Menge Th. Abbt's Schrift „*Vom Tode für das Vaterland*“ bei Reclam neu und erläutert dar, gewiß zu

3) Justus Möser's Patriot. Phantasien. Herausg. von Heinrich Schierbaum. 1. Bd. München u. Leipzig 1914, Georg Müller. VIII u. 331 S. (= J. Möser's Gesammelte Werke, 1. Bd.) M. 5,—, geb. M. 7,50.

gelegener Stunde, wo wir das Werk Friedrichs d. Gr. weiterführen. Und doch ist sie mehr fast als durch die Verwandtschaft der Zeit und der durch diese angeregten Gedankengänge lehrreich durch den Abstand der Art, wie sein Verfasser, und wie wir solche Fragen anfassen. Abbt, der vom Katheder zum Leben strebte und durch Friedrichs Taten zu dessen begeistertem Lobredner wurde, nimmt doch seine Hauptbeweiskrüfte aus Büchern, solchen des Altertums zumal, und deklamiert reichlich, während wir aus dem gleichen Erleben und Empfinden alles schöpfen. — Groeper<sup>4)</sup> nimmt den 200. Geburtstag des Sängers des „Frühlings“ zum Anlaß, dem Erwachen, Wandeln und Wachsen des vaterländischen Gedankens in Deutschland während der letzten zwei Jahrhunderte nachzugehen. Auch Krieg<sup>5)</sup> zieht namentlich für das uns heute nahe liegende Gebiet des Krieges einen feinsinnigen Vergleich zwischen der heutigen und Kleists Kriegsdichtung und soldatischer Gesinnung: gegenüber der allgemeinen Kampfeslust, dem völkischen, auf eine durch reale Wirklichkeiten neu gegründete wirkliche Friedenszukunft gerichteten Sinn der heutigen, dort mehr der nur vorübergehend kämpfende tapfere Berufssoldat, persönliches Menschentum, beim Dichter wie im Gegenstande seiner Dichtung, dem einen Friedrich, rückwärts in die Antike gewendetes Schwärmen.

Das Weltbild des Messias unterwirft Wöhlert<sup>6)</sup> nach allen Einzelheiten einer genauen Betrachtung. Nach meinem Eingangskapitel über das antike, mittelalterliche und neuzeitliche Weltbild weist er in den Abschnitten Himmel, Weltraum, Erde, Hölle, leerer Raum, Menschliche Seele in stetem Rückblick auf jenes nach, wie Klopstock bei allem Bemühen, dem kopernikanischen Weltbild gerecht zu werden, und bei mancher Freiheit der Erfindung doch auch von Bibel, Gnosis und mittelalterlicher Theologie abhängig bleibt; und wenn der Verfasser einerseits mehr Cramers Preis der Anschaulichkeit des Weltbildes recht gibt und E. Schmidt, der jede Anschaulichkeit leugnet, entgegentritt, so betont er doch mit Recht, daß dies bei Klopstocks Absehen auf Gefühl und Empfinden überhaupt die falsche Fragestellung einer mehr auf Anschaulichkeit und Wirklichkeit gerichteten Zeit sei. Windel<sup>7)</sup> hat für eine Schulausgabe hinter einer Würdigung Klopstocks als Odendichter 49 Oden etwa in gleicher Zahl auf die drei Perioden seiner Odendichtung verteilt und acht Abschnitte aus seinem religiösen Epos zusammengestellt und durch kurze Erläuterungen unter dem Text und, soweit nötig, auf Sache und Versmaß einstellende Vorbemerkungen am Kopfe jeder Nummer das Einlesen in den schweren Stoff erleichtert.

Für den bedeutendsten Gesinnungsgenossen des Hains, Bürger, schenkt uns Consentius<sup>8)</sup> schon nach fünf Jahren eine neue, innerlich wie äußerlich bereicherte Auflage seiner trefflichen Ausgabe, die, ohne die einzelnen Lesarten zu enthalten, im Textlichen doch alle Gewähr philologischer Sorgfalt bietet und in dem einführenden Lebensbilde zugleich ein passendes Zeitgemälde zeichnet. Statt des einen Bildes

4) Richard Groeper, Ewald v. Kleist und der vaterländische Gedanke, J. G. N. S. III, 257—263. 5) L. Krieg, Zu Ewald v. Kleists 200. Geburtstag, N. J. XXXV, 130—137.

6) Hans Wöhlert, Das Weltbild in Klopstocks Messias. Halle 1915, Niemeyer. IV u. 41 S. M. 1,20 (= Sarans Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur XV).

7) Friedrich Gottlieb Klopstocks Oden. Ausgew. und für den Schulgebrauch erklärt von R. Windel. Mit einem Anhang: Einige charakteristische Stellen aus dem Messias. 4. Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen. M. 0,80.

8) Bürgers Gedichte in zwei Teilen. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Herausg. von Ernst Consentius. Mit 2 Bildnissen Bürgers in Gravüre und Kunstdruck.

der 1. Auflage in einem Bande erscheint jetzt vor dem ersten das Storellische Bildnis und vor dem zweiten das Graffs, dazu kommt eine weitere Handschriftprobe, ein Brief an Philippine Gatterer und nicht weniger als 18 Notenbeilagen, die Weisen der beliebtesten Lieder erst in der Fassung der Musenalmanache, dann in der Umschrift in den heutigen Violinschlüssel darstellen. Sonst ist die Einrichtung dieselbe, wie sie für die 1. Auflage im Jahrgang 1910 der Zeitschrift S. 824 ff. ausführlich gekennzeichnet ist.

Stammler<sup>9)</sup> erweist die Lebenskraft und Trefflichkeit von Matthias Claudius' Rheinweinlied, diesem in der Reaktionszeit fast zum Nationallied gewordenen Gesange, noch mehr als aus der großen Zahl seiner Vertonungen aus den Anhängen und Nachahmungen seit Schillers Lied „Dem Erbprinzen von Weimar usw.“ an bis zu Sitzer und Storm sowie aus den zahlreichen Parodien. Zum Schluß tritt er nochmals der Mär von der Urheberschaft des Kopenhagener Seminarlehrers Christian Levin Sanders entgegen. Zu Stammlers im Vorjahr besprochenem Buche über den Wandsbeker Boten liefert für das Theologische H. Loofs<sup>10)</sup> eine gründliche, tiefgrabende Ergänzung.

Für Lessing bedeutet die wichtigste selbständige Erscheinung das erste Heft (Minna v. Barnhelm) einer Sammlung Meyer-Benfey's<sup>11)</sup>, die ästhetisch hervorragende, ausnahmsweise auch historisch bedeutsam gewordene Dramen der verschiedensten Völker, voran deutsche, und aus allen Zeiten, einschließlich der Gegenwart, behandeln soll, nicht nach Art der Kommentare, die ihr Werk in Einzelheiten zerschnitzeln und für eine kaum mehr das Ganze im Auge behaltende Zerklärung allerhand tüftlichen Kleinkram bereithalten. Vielmehr sollen es Darstellungen von mannigfachstem Zuschnitt werden, von systematischen erschöpfenden Erläuterungen, Musterbeispielen der Analyse bis zu freien weitausholenden Untersuchungen einzelner Fragen. Wer etwa in Marburg des Verfassers Behandlung von Hebbels Agnes Bernauer mit unbilligem Nebeneinander historischer und ästhetischer Würdigung mit angehört, möchte das vorliegende erste Stück der Sammlung mit Bangen aufschlagen, wer Müller-Benfey's zwei wertvolle Bände „Das Drama Heinrich von Kleists“ kannte, durfte es mit freudiger Erwartung begrüßen. Erfreulicherweise wird diese Erwartung gerechtfertigt. Nach zerfasernder, oft nicht aus der Fülle des Lebens und aus dem Innern des Kunstwerks schöpfender Kritik des Meisterlustspiels des großen Kamenzers, wie sie sich namentlich in dem Werke Kettners „Lessings Dramen im Lichte ihrer und unsrer Zeit“ und Frid-Credners 1. Abteilung des „Wegweisers durch die klassischen Schuldramen“ niedergeschlagen hatte, läßt sich's Müller-Benfey angelegen sein, die großen Linien einer richtigen sachlich-ästhetischen Würdigung, wie sie zuerst Kuno Fischer gezogen hatte, in ähnlich schöner, durchsichtiger, fast fremd-wortfreier Sprache wieder bloßzulegen und auf dieser altbewährten Grundlage

zwei Handschriftproben und achtzehn Notenbeilagen. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. Erster Teil: Gedichte 1789. Herausg. und mit einem Lebensbilde versehen. CLX u. 248 S. — Zweiter Teil: Nachlese. Herausg. und mit Anmerkungen versehen. 461 S. — In 2 Leinenbänden M. 5,—.

9) Wolfgang Stammler, Matthias Claudius und sein Rheinweinlied. Zeitschr. f. d. d. Unt. XXIX, 194—201 und 262—270.

10) H. Loofs, Die religiösen Anschauungen des Dichters Matthias Claudius: Theolog. Studien und Kritiken. 1915. S. 173—223 und 273—366.

11) Klassische Dramen. Erstes Heft: Lessings Minna von Barnhelm. Von Heinrich Meyer-Benfey. Göttingen 1915, Otto Hapke Verlag. Geh. M. 2,80.

für Einzelheiten wie die Gesamtaufassung neue Einsichten zu gewinnen. Nach Feststellung der wirklichen, d. h. inneren Beziehungen der Dichtung zu Lessings Leben wie seiner Zeit wird S. 15—110 die Handlung vergegenwärtigt, S. 111—120 die Idee gewürdigt und drittens „Zur“ Frage der „Form“ eine Übersicht über den Aufbau gegeben, aber frei von aller Saran-Spießschen, ja auch G. Freytagschen Schablone, und die Gattung festgestellt. Die Art, wie der Inhalt in die seelische Wandlung des Helden statt in eine Abwandlung des Ehrbegriffs gesetzt und diese Auffassung aller theaterhaften Unwahrscheinlichkeiten entkleidet und die Heilung als Sieg des Menschen in Tellheim über den Offizier gekennzeichnet wird, verdient die Beachtung aller Deutschlehrer. Auch wie das scheinbar widerspruchsvolle Nebeneinander der Titelheldin und des wirklichen Helden (Tellheim) aus dessen tragischem Wesen und Minnas aktiver Komik als harmonische Lösung dargetan, wie die Abstufung der einzelnen Personen und ihr verschiedener Anteil an der Komik des Ganzen nachgewiesen wird, das sind Fingerzeige zu wirklich fruchtbarer Behandlung unserer Fragen der Poetik im Unterricht. Wer Müller-Benfeys Würdigung der Dichtung gefolgt ist, wird es verstehen, daß er den Abschnitt über die Form in eine überzeugte Bejahung der Frage: Ist Lessing ein Dichter? ausmünden läßt und über diese einzige wahrhaft lebendig gebliebene Dichtung der vorgotischen Zeit lieber mit den im Anhang abgedruckten Urteilen ihrer Bewunderer unter den Dichtern, voran Goethe, Grillparzer, O. Ludwig, als mit der nörgelnden Kritik neuerer und neuester Nichtdichter in Einklang stehen will.

Dem Laotöon auch ferner einige Verwendung im Unterricht zu sichern, bemüht sich Becker<sup>12)</sup> durch eine zugleich kritische und veranschaulichende Art der Behandlung. Wieviel richtig zu stellen ist und wieviel an sich richtig Beobachtetes anders aufzufassen, zeigt er ausführlich an zwei Beispielen. Es weist nach, wie schief es ist, wenn Lessing die „gesitteten Griechen“ und unsere „barbarischen Urahnen“ einander entgegenstellt, und unter Beibringung vieler ähnlicher Fälle, z. B. Mörises Turmhahn und Reineke Fuchs' Erzählung von den sieben kostbaren Kleinoden für König und Königin (IV 1), tut er dar, daß das dem homerischen sehr ähnliche Verfahren nicht auf den von Lessing aufgestellten bewußten Grundsätzen beruht, sondern vielmehr auf einer gewissen volkstümlichen Unbeholfenheit oder doch Naivität und ihrer Widerspiegelung in der volksmäßigen Kunst. — Dollends wird, wer noch Laotöon zu lesen beliebt, Hänfels<sup>13)</sup> Aufsatz nicht unbeachtet lassen dürfen, wenn er das Werk außer auf den Inhalt auch auf die Form wirklich ernstlich würdigen will. Eingehender und einführender als selbst von Frey und Dilthey wird hier der künstlerisch vollendete Aufbau nachgewiesen, der Chiasmus der Anordnung im großen wie einzelnen, der Eindruck nicht belehren, sondern verdienen zu wollen und so ein Muster der Kritik zu schaffen, die Umwandlung von deduktiv Angelegtem in wie ein erörternder Spaziergang wirkende Induktion; kurz, der schon von den Zeitgenossen empfundene Reiz, als habe man das Werk eines Künstlers, eines Poeten vor sich, wird feinsinnig erklärt, ohne daß der Verfasser, wie z. B. noch Frey, anzunehmen braucht, Lessings Behauptung von der zufälligen Entstehung des Laotöon mehr nach dem Zufall der Lektüre

12) Geh. Studentrat Dr. Becker, Zu Lessings Laotöon. Jahresbericht 1915, Nr. 968 des Gymn. Carolin. zu Neustrelitz.

13) E. Hänfel, Zur Komposition des Laotöon. I u. II: 3. ö. G. LXVI, 481—499 u. 577—589.



als durch die methodische Entwicklung nach Grundsätzen laufe der Wahrheit schnurstracks zuwider. Lessing hat also in dieser wie anderen ähnlichen Fragen sein Schaffen so zu kennzeichnen ein volles, inneres Künstlerrecht, ein Nachweis, der um so wertvoller ist, wo neuerdings mehrfach gerade des Dichters Charakter angefochten worden ist.

In einer neuen unter dem Text erläuterten Ausgabe Rud. Richters<sup>14)</sup> von Lessings *Minna v. Barnhelm* kann man unter den übrigen Beigaben (über Entstehung des Werkes, Lessings Lustspiele, Behandlung des Stoffes, Aufbau, Ort und Zeit der Handlung) eigenartig und für die Gewinnung echt geschichtlicher Stellung zur Sprache wirklich willkommen heißen die Kennzeichnung der Sprechweise der verschiedenen Personen. An E. Hartmanns<sup>15)</sup> Ausgabe derselben Dichtung ist es bei aller sonstigen Trefflichkeit in Druck und Beigaben ein *contradictio in adjecto*, wenn dem Text „Wahrung seiner Ursprünglichkeit“ nachgerühmt und dann doch, wie in anderen Bändchen dieser neuen Sammlung anderes, so hier am Schluß der Wechselrede Werners und Justs I, 12 mit dem bekannten derben Wort auch der volle Ausdruck des sittlichen Grimms Justs entfernt wird. Mag die Ausgabe wesentlich für „höhere Töchter“ bestimmt sein: auch diese müssen lernen die Wahrheit zu hören.

Auch drei Arbeiten, die längere Folgeentwicklungen behandeln, haben von Lessing als dem Vorläufer und Anreger ausgehen müssen. Liepe<sup>16)</sup> behandelt das Religionsproblem im neueren Drama von Lessing bis zur Romantik höchst dankenswert allseitig, indem er das Verhältnis zwischen Dichtung und Leben, wie zwischen Dichtung und Zeitanschauung ebenso eindringend aufzeigt, wie er die eigenen ästhetischen Gesetze der Kunst als solcher zu wahren bedacht bleibt. Das Hauptstück des Buches, S. 46—261, das natürlich dem Drama gilt, soweit es wirklich religiöse Erregung über eigene oder fremde Geborgenheit im Ewigen und seiner Liebe bis zu deren Verwechslung mit Erstarrung in kirchlicher Gebundenheit zum Gegenstand hat, fällt damit aus dem Rahmen dieses Berichtes heraus. Ja gerade die Vorklänge eines religiösen Dramas im 18. Jahrhundert in Lessings *Nathan der Weise* wie in dem von der Aufklärung auch noch nicht ganz gelösten Sturm und Drang, wohl auch in Goethes Dichtungen kommen etwas kurz weg, vielleicht zu kurz, wie denn des letzteren *Pater Brey*, *Satyros*, *Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes*, *Fragment* und *Übersetzung Mahomet* wie die des *Tancred* nicht einmal genannt werden. Aber gewiß, die Kritik an Erscheinungen des religiösen, kirchlichen Lebens war noch kein Springen des religiösen Eigenquells, und selbstherrliches Genügen vor dem Richter-sprüche der Vernunft und Moral die Stimmung des *Nathan*, wie mit Recht noch Schillers *Jungfrau von Orleans* eine nur äußerliche, romantische Einleidung Kant-Schillerschen Moralglaubens heißt. — Holl<sup>17)</sup> ist bedacht, das deutsche Lustspiel bis

14) *Minna von Barnhelm* oder das Soldatenglück. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen von Gotth. Ephr. Lessing. Mit Einl. u. Anm. versehen von Rud. Richter. Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen 1916. M. 0,80.

15) Derselbe. Für den Schulgebrauch und zum Selbstunterricht herausg. von Ernst Hartmann (Julius Klinckhardts Meisterwerke der Literatur. Herausg. von E. Hartmann, Bd. 11, 1914).

16) Wolfgang Liepe, *Das Religionsproblem im neueren Drama. Von Lessing bis zur Romantik*. Halle 1915, Niemeyer. (= *Hermaea*, Ausgew. Arbeiten aus dem Germanist. Seminar zu Halle, herausg. von Ph. Strauch, Nr. XII. XVIII u. 267 S. Geh. M. 8.—.

17) K. Holl, *Das deutsche Lustspiel, eine geschichtliche Entwicklung*. N. J. XXXV, 453—473.

zur Gegenwart und ihrer nicht geringen Fruchtbarkeit zu verfolgen, aber nur „das wahre Lustspiel“, oder wie er offenbar zur Vermeidung des aufs niedrig Komische gehenden „humoristisch“ bildet: die humorische Darstellung des rein und allgemein Menschlichen, die auf die Bühne gestellte Erkenntnis absoluter Menschlichkeit. Er beginnt ganz natürlich mit Lessings Minna von Barnhelm, die er freilich wegen noch zuviel Berechnung so wenig schon als vollendetes Muster gelten läßt, wie etwa gar Freytags Journalisten, aber — nach dem oben von Meyer-Benfey Gehörten — doch vielleicht nicht hoch genug einschätzt. Dagegen stellt er Herders Scharfbild auch für das Wesen des Lustspiels recht hoch, und beachtlich sind die Gründe, auf die er Schillers wie Goethes Versagen in ganzen abgeschlossenen Lustspielen zurückführt, während er von Brentanos Ponce de Leon bis zu Sternheims „Bürger Schippel“ eine ganze Reihe echter Lustspiele verzeichnet, die das Gerede von der Armut unsers Schrifttums daran Lügen strafen. Das wahre deutsche Lustspiel der Zukunft erwartet er nicht von der von Lessing vertretenen Charakterkomödie nach Molières immer noch ein Stück Berechnung und Belehrung einschließendem Muster, sondern von der bunten Handlungskomödie und ihrem farbenreich schillernden Spiel mit des Lebens Ganzheit in Shakespeares im Duftigen wie Derben gleich unberechneter Wahrhaftigkeit. — Ähnlich wertvoll durch die Einstellung der Betrachtung einer ganzen Gattung rein auf die ästhetisch-künstlerischen Werte ist Walzels<sup>18)</sup> Untersuchung über das bürgerliche Drama. Von Ibsens, des vielleicht etwas Überschätzten dramatischem Epilog „Wenn wir Toten erwachen“ und der allgemeinen Übersättigung mit dem naturalistischen Milieudrama ausgehend, verfolgt er die Entwicklung des bürgerlichen Dramas, ihren Zusammenhang mit der Zeit wie mit dem Bühnenbilde und die Kreuzung von — in der Teilnahme erkaltender — Gegenwarts- und — in der Teilnahme wachsender — Vergangenhheitsdichtung bis zur Höhe Ibsens. Nachdem alles, was in der Renaissancedichtung und bei Shakespeare und den Vorläufern Lillo an Darstellung des Volkes vorhanden ist, kurz außerhalb der Gattung verwiesen ist, weil da dem Bürgertum noch die Macht fehlte und diese Dramatik noch nicht Trägerin der neuen Aufklärungssittlichkeit ist, wird dann die erste Entwicklung und Blütezeit des bürgerlichen Dramas behandelt. Da kommt natürlich vor allem wieder in Betracht Lessing von der formlosen Sara an über Henzi und das Bühnenepigramm Philotas hinweg bis zur gemessenen Formkunst der Emilia; sodann wird das Drama des Sturm und Dranges verfolgt von seiner Grundlage auf Rud. Reinhold Wagners Mercier-Übersetzung, mit dem Anhang Goethes, das schon bei Schiller und erneut bei Grillparzer zur Form- und Vergangenhheitskunst emporsteigt. Die mit Hebbels Maria Magdalena einsetzende zweite Blütezeit fällt wieder außerhalb unseres Berichtes.

Für Lessings Bahnbereiter Windelmann verfolgt Töwe<sup>19)</sup> das Verhältnis zu Goethe. Nach frühesten Berührungen mit Windelmanns Schriften in Leipzig und vereinzelt Einflüssen gleicher Richtung seit seinem Besuch Darmstadts geriet der Dichter erst durch die italienische Reise endgültig und vollständig in den Bannkreis klassizistischer Kunstanschauung, und unter Windelmanns Einwirkung und mit Heinrich Meyers Unterstützung ist er Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts ein aller-

18) O. S. Walzel, Das bürgerliche Drama. NJ. XXXV, 181—200.

19) Töwe-Celle, Windelmann und Goethe. Lyzeum 1916, 227—233.

einflußreichster Vertreter und Förderer der antikisierenden, mehr plastischen als farbenfreudigen Umritzkunst gewesen und es im Grunde auch bis an sein Ende geblieben.

Für Wieland liegt eine Untersuchung vergleichend literargeschichtlicher Art vor von Rud. German<sup>20</sup>). Gegenüber Klees Vermutung einer tiefen Abhängigkeit des Gaudalin vom Amadis von Frankreich wird einleitend nachgewiesen, daß daher lediglich der Name stammt, während das anregende Werk ein Auszug aus Paul Scarrons Roman comique: Dame invisible, Episode du Roman comique in der Bibliothèque universelle des Romans, JG. 1776, und dann erst der in zwei Stücken noch auf der Weimarer Bibliothek vorhandene Roman comique selbst gewesen ist. Der Hauptteil der Arbeit stellt die äußeren und inneren Wandlungen fest, wie sie der immer reifere, in Seelenkunde und Lebenskunst immer wahrhaftiger, ernster gewordene Dichter an dem Stoffe nach Grundgedanke wie Grundriß, Zeit und Ort wie Namen vornahm, außer gegenüber der eigentlichen Quelle auch gegenüber früheren eigenen Behandlungen verwandter Stoffe. Zur Verlegung des Schauplatzes von Neapel nach Brabant und Paris regte überdies eine andere Novelle derselben Bibliothèque Univ. an: La Demoiselle cavalière im 2. Juliband von 1775, und dem entsprach die zeitliche Hinabrückung aus dem 16./17. Jahrhundert in das ritterliche Zeitalter und den Kreis Philipps (August) von Frankreich, während der Name Sonnemon für die zugleich prüfende und versuchende Geliebte wohl eine Umbildung des Namens Sunneman ist, den eine auch in dem Gedicht „Minnesang“ von Gleim (Merkur 1774) besungene Bekannte des Dichters trug. Im ausführlichsten Abschnitt des Hauptteils, der „das fertige Gedicht“ nach Sprache, Motivgestaltung, Stimmung und Gehalt der Dichtung Abschnitt für Abschnitt würdigt, weist Gleim nur für Sonnemons Jelänger-Jelieber-Rolle eine weitgehende Beeinflussung nach durch die Olinde-Episode in den letzten Gefängen des Neuen Amadis, Hamiltons satirisches Seemärchen Fleur d'Épine sowie die Cabrina-Episode in Ariosts Orlando furioso, Buch 20. Bei aller Anerkennung der glänzenden Feinheiten des Gaudalin verkennt der Verfasser nicht, daß er hinter der in Wielands nächster Dichtung zu neuem Leben beschworenen Gestalt Gerons des Adligen bedeutungsvoll zurücksteht: der empfindsame Jüngling des 18. Jahrhunderts, den Wieland hier in das ritterliche Kostüm gesteckt hatte, verblich eben mit der ganzen empfindsamen Zeit selbst.

Zu Kochmieders 1913, V, 46 besprochener Arbeit über Herders theoretische Stellung zum Drama (schenk uns Treutler<sup>21</sup>) so dankens- als lesenswerte Ergänzungen durch eine Würdigung seiner dramatischen Dichtungen selbst. Da Herder seine Aufgabe moralisierend statt rein künstlerisch auffaßt und die Bühne zur Sittenrichterin statt zur Offenbarerin der Schönheit macht, und obwohl er trotzdem bei der Gestaltung manches Stoffes in Einzelheiten eine glücklichere Hand zeigt als französische und italienische, einheimische und selbst griechische Dichter und Shakespeare viele wohlgelungene Züge abgelauscht hat, so urteilt der Verfasser dieser eingehenden Übersicht über Herders praktische Betätigung auf dem Gebiete des Dramas im ganzen

20) Rud. German, Wielands Gaudalin (= Probefahrten. Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar zu Leipzig, herausg. von Alb. Köster. XXVI. Bd.). Voigtländers Verlag 1914. VIII u. 66 S. Geh. M. 2,40.

21) Amand Treutler, Herders dram. Dichtungen. Stuttgart 1914, Meßler. VIII u. 211 S. Geh. M. 7,50 (= Max Koch und Gregor Sarrazins Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. II. S. 45).

doch, viel Rühmens sei nicht davon zu machen, und technisch habe Herder fast in jedem Fall versagt. Im 1. Teil (S. 1—45), der den Dialog bei Herder und seine Kantaten- und Oratorien-Dichtungen behandelt, freuen wir uns des Eifers, mit dem der Geistliche bis in das hohe Weimariſche Amt hinein durch eigene Vorlagen zu Kirchenmuſiken für die äſthetiſche Seite ſeiner Humanitätsreligion, für die künſtleriſche Ausgeſtaltung ſeines Gottesdienſtes wie höflicher Feierlichkeiten ſorgte. Im 2. Abſchnitt (S. 46—84) laſſen wir uns mit einer gewiſſen Rührung an „Herders dramatiſchen Verſuchen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts“: Bruchſtücke aus der Frühzeit, Brutus, Plan des Sokrates und des Philoklet, Tod der Naemi, Plan zu den Zigeunern und Seneca als den einen Grundgedanken aufzeigen, wie ſich in allen dieſen ſo zu ſagen weltlichen Oratorien der lei denſchaftliche, ſchnell erregte und ſelbſtbewußte Mann in knappen Dialogſzenen und reichen, oft wohl gelungenen Chorliedbeigaben, die einmal ſogar Liſt zur Vertonung gereizt haben, den Gleichmut vor Seele und Empfindung rückt, mit dem dieſe Helden alle Schickungen trugen. Die im 3. Abſchnitt gewürdigten, weſentlich melodramatiſch gehaltenen Dichtungen „Nach dem Bruch mit Goethe und Schiller“ (S. 85—171) ſind natürlich erſt recht zu grämlich, als daß einzelne Schönheiten darin über das geſteigerte Unkünſtleriſche ihrer Anlage und Auffaſſung oder gar gelegentliche perſönliche Anzügenlichkeiten hinweghelfen könnten. Ja, es ſind im engſten Sinne Tendenzſtücke, mit denen er dem Pſeudodrama der Weimarer Bühne — d. h. Goethes und Schillers Meifterwerken! — das wahre Drama, das ſtreng moraliſch jede Schuld ernſt ſühne, entgegenſtellen wollte. Zumal im engeren Wettbewerb mit Goethe, deſſen „Paläophon und Neoterpe“ er zur Feier der Jahrhundertwende ſein „Aon und Aonis“ entgegenſetzte, und mit Goethe und der Antike zugleich, deren echt titanenhaften Prometheusdichtungen er einen ganz chriſteaniſierten Helden nur gleichen Namens folgen ließ, muß er ungünſtig abſchneiden. Und doch erſcheint er gleich nach Goethe gegenüber den andern vom Verfaſſer gekennzeichneten Jahrhundertdichtungen als der gediegenſte und gleich ehrenwert, wenn auch nicht immer gleichmäßig in ſeinen Würdigungen des Kulturfortſchrittes, wozu ihm beſonders „Aon und Aonis“ und Prometheus geworden ſind, immer auch achtenswert in ſeiner entſchieden demokratiſchen Volksfreundlichkeit. Die Ariadne Libera, dieſe ſchon vor Herder überaus häufig und neuerdings ja wieder von Joh. Strauß behandelte Sage, iſt beſonders dadurch wichtig, daß Herder ſeine theoretischen Anforderungen an ein Drama hier ſo handgreiflich wie ſonſt nie in die Tat umgeſetzt hat. Das letzte derartige Drama aber, „Admetus' Haus“, läßt uns als eine warme Huldigung Herders an ſeine Gattin ſchöne Blicke in den Geiſt dieſer Ehe und Familie tun und atmet auch deſhalb erhöhte Friſche und Innigkeit, weil es während eines Urlaubs in Schneeberg i. Erzgeb. entſtanden iſt und ſo von dem Ärger über Amts- und andere Weimarer Sorgen am wenigſten widerhält. Immer würdigt der Verfaſſer auch die Form, die Abhängigkeit von den Quellen, die Rhythmen und auf dem Hintergrund des Oratoriums und der Opernbühne jener Zeit Herders eigne muſikaliſche Beigaben und Winke für die Vertonung. Den Beſchluß der inhaltreichen Schrift endlich (S. 172—211) bildet ein Anhang: Ungedrucktes Dramatiſches aus Herders Nachlaß: ein Hochzeitsgeſang, Theoretisches über die Kantate, fünf Texte ſolcher und Pläne, Entwürfe und Bruchſtücke der im Text behandelten (Muſik-) Dramen.

Die Frage nach dem Anteil Herders, Goethes und anderer an den neuen Gedanken

des Sturms und Dranges, die sich so bedeutungsvoll an den Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen knüpft, ist in der Sachkritik weiter im Fluß geblieben, seit 1909 Max Morris<sup>22)</sup> den ersten Versuch veröffentlichte, für die darin enthaltenen Besprechungen die Verfasser festzustellen. Wenn unter dem Einspruch, daß diese Zuweisung in vielen Fällen nicht genügend begründet sei, die zweite Auflage seiner Schrift zurückhaltender war, so hofft der Verfasser mit der jetzigen dritten, die in größerem Maße objektive Entscheidungsmittel und die stilkritischen Beweise in noch eingehenderer Weise gebucht hat, wesentlich zum Abschluß gekommen zu sein. Abgesehen davon, daß wieder die Beweismittel vorangestellt und die Herder und Goethen zugesprochenen Beiträge in den Anhang verwiesen sind, ist dem Buche eben durch diesen Abdruck die Handlichkeit der ersten Auflage wiedergegeben und Nachprüfung und Benutzung erfreulich erleichtert. Gegen 340 Seiten Text, die in der 1. Auflage auf die beiden Freunde kamen, sind es auch jetzt noch nur die reichliche Hälfte, 175, wie denn auch jetzt der Gesamtumfang hinter dem der ersten um rund 150 Seiten zurückbleibt; und wenn einst Herder ein viel größerer Anteil zufiel, so ist nun der Goethes der stärkere mit reichlich 100 gegen 70 Seiten, und nicht mehr Herder, sondern Goethe wird jetzt als „Chorführer des Jahrganges“ gewürdigt.

Der Befehder des Originalgenies und Vertreter des Regelrechten, Lichtenberg, der mit der ersten zuverlässigen Herausgabe seiner Aphorismen durch Leihmann (1902—1908) in eindringendere wissenschaftliche Beleuchtung gerückte erste und gleich meisterliche Aphoristiker unserer Literatur, hat wieder mehrfache Würdigung erfahren, nach einzelnen Seiten und Beziehungen wie mehr nach der Gesamtheit seines Wesens. Max<sup>23)</sup> sucht zu erweisen, daß Goethe den Rahmen der Walpurgisnacht für die schon früher fertige Goldene Hochzeit Oberons und Titaniens Lichtenbergs Aufsatz im Göttinger Taschentaler von 1799 verdankt: „daß du auf dem Blochsberg wärest. Ein Traum wie viele Träume“, den er 1800 in Lichtenbergs Kalender von 1795 ff. gelesen und in seiner Weise künstlerisch anschaulich gestaltet habe. — An anderer Stelle<sup>24)</sup> zeigt derselbe den aufklärerischen Gelehrten doch recht klein gegenüber dem Allsucher und Allwürdiger Goethe. Während der gelehrte Philister im Dichter immer nur den der Gesellschaft möglicherweise gefährlich werdenden Stürmer und Dränger, den Verfasser des Werther sieht und verfolgt und dabei auch noch eine Zeitlang höfisch tut, bleibt der Dichter voll Anerkennung gegen des Professors eine wirklich große Seite, sein wißsprühendes Vielwissen, auch nachdem er sich über dessen überlegenes Aburteilen und Totschweigen seiner Bemühungen um die Farbenlehre hatte entrüsten dürfen. — Allgemeiner ist eine wertvolle Schrift von R. Kleineibst<sup>25)</sup>, gehalten, allgemeiner selbst, als der Titel besagt. Wie schon Friedell, aus der Gedankenwelt großer Geister, Band 14 (vgl. den Bericht von 1911), bedeutfam England

22) Goethes und Herders Anteil an dem Jahrgang 1772 des Frankfurter Gelehrten Anzeigers. Von Max Morris. 3. veränderte Aufl. Mit 6 Lichtdruden. Stuttgart u. Berlin 1915, J. S. Cotta'sche Buchh. Nachf. IV u. 372 S. Geh. M. 7,50.

23) Walthar Max, Die Entstehung der Walpurgisnacht. Zeitschr. f. d. d. Unt. XXVIII, 342ff.

24) W. Max, Goethes Verhältnis zu Lichtenberg, Germ.-roman. Monatschr. VII, 118-156.

25) Rich. Kleineibst, G. Chr. Lichtenberg in seiner Stellung zur deutschen Literatur, Straßburg 1915, Trübner (= Franz Schulz' freie Forschungen zur deutschen Literaturgeschichte Nr. 4). IV u. 172 S. Geh. M. 5,—.

hatte hervortreten lassen, und wie Lichtenbergs Aufenthalt dort Mitte der 70er Jahre für dessen Anschauungen grundlegend geworden war, so bezeichnet auch Kleineibst Lichtenbergs Pragmatismus, der aus dieser Berührung mit dem schon weltverwobenen, politisch fortgeschrittenen Inselreiche die kräftigste Nahrung gezogen hatte, als eine der Hauptgrundlagen für Lichtenbergs Stellungnahme zu den Zeitströmungen, soweit sie in Schriftstellern und Schriften jener Zeit hervortraten. Abgesehen davon, daß persönliche Beziehung seine Anerkennung erhöhte, seine Gegnerschaft milderte, war er allem Aufklärerischen freundlich, allem Genialischen, Empfindsamen, Schwärmerischen feindlich gesinnt. Seine Feindschaft gegen den dem wertvollen Leben abholden, ja vermeintlich verderblichen Sturm und Drang (Kap. 1), dessen selbstgefälligen und doch wenig Bleibendes leistenden Shakespearekult wie gegen dessen Freude an Volkslied und deutschem Altertumkehrte sich nicht gegen den Führer der Richtung, den er in Herder noch gar nicht erkannte, auch nicht gegen den jungen Schiller, vor dessen späteren Leistungen er wohl vielmehr große Achtung hatte, auch höchstens nebenher gegen die Lenz, Wagner, Klinger, Maler Müller und Leisewitz. Wesentlich paßt Lichtenberg vielmehr nur Goethe an, den Verfasser des Werther und seine schädliche Massensuggestion, und noch später, als er persönlich in mehr wissenschaftliche Beziehung zu Goethe trat, blieb er dem Olympier gegenüber der Kühle, während er dessen Gegner Nicolai und der ganzen aufklärerischen Richtung der Allgemeinen Deutschen Bibliothek und dem Iphoer Müller, dem Verfasser endloser aufklärerischer Romane, seine Zustimmung nicht freudig und warm genug ausdrücken konnte. Überhaupt erscheint Lichtenberg (Kap. 2) als ein rechter laudator temporis acti, oft schon und fast nur, weil deren Vertreter eine lehrhafte oder satirische Ader und in ihren Dichtungen den Reim aufweisen, so Gellert und Hagedorn, Geßner, der „eine rein menschliche Natur ohne konventionellen Glitterputz“ heißt und gleich frei von Naturburschentum und Übersinnlichem sei, während er die Karzschin „mit ihrer Mannsgefühl nachahmenden Frauenzimmerpoesie als paschamäßige Unnatur“ abtut. Im ganzen kamen gut weg auch sein Lehrer A. G. Kästner als Verfasser eines von Lichtenberg als höchste Gattung angesehenen Lehrgedichtes, Nicolai mit seinem „Sebalbus Nothanter“, auch Wieland, dessen Ungeniertheit sich mit seiner eignen starken poetischen Anlage berührte, Thümmel, in dessen Reisen in die mittägigen Provinzen von Frankreich er die Darstellung der leiblichen Entwicklung eines Hypochonders zum lebensfrohen Menschen begrüßt; später selbst Jean Paul, dessen freilich „manchmal nicht geschmackvoll genug angewandter Reichtum“ an Witz, Phantasie und Empfindung ihm „die große Konjunktion am Planetenhimmel“ und wohl auch ein Widerspiel der eignen Geistreichigkeit deuchte. Zu oberst aber steht ihm „der große Lessing“, den er noch in den letzten Jahren beschwor, den „Schurken“ Kozebue, diesen „Kozhuben“, abzutun. Das 3. Kapitel: Lichtenbergs Kampf gegen wissenschaftliches und religiöses Schwärmertum, behandelt neben den von Lichtenberg nur gestreiften Hamann, Jacob Böhme und dem Wandsbeken Boten, den er „in seiner Art“ als „ein wahrhaftes Dichtergenie“ gelten läßt, Lichtenbergs in einer besonderen Streitschrift „Antiphyiognomik“ gipfelnde Fehde mit Lavater, mit der er in dessen Streit gegen Mendelssohn eingriff und die größte Wirkung erzielt durch den ihm im hannoverschen Leibarzt Zimmermann erstehenden Nebenbeger. Von diesem „Pajazzo Lavaters, diesem medizinischen Papst und leeren, leeren Pinsel“, der zu dem, was

Lichtenberg besonders befehdet, der der Selbstverherrlichung dienenden Phrasen- und Empfindungsschwärmerei, am wenigsten Anlaß hatte, ließ er „nichts übrig, was der Schinder hätte schleifen können“, während er Lavatern, nachdem er ihm persönlich begegnet war, später alle Achtung widerfahren ließ. Wie sich für Lichtenberg Goethe zum Schildhalter des Genies, Lavater zum Typ und Symbol des Schwärmertums ausgewachsen hatte, so nach dem 4. Kapitel Klopstock zum verantwortlichen Stimmführer für die Empfindsamen und Hainbündler. Der Göttinger Professor, dieser unerbittliche und nie sine ira et studio kämpfende Streiter für Wahrheit und Klarheit, hatte den „Säuglingen“ des Hains zu deutlich in ihr Leben und Leisten sehen können, um nicht die Leerheit ihrer Verse doppelt ärgerlich zu empfinden. Dabei war er selbst eine zu gehaltene Natur, um in ihrer Gefühlschwärmerei nicht ein charakterloses „Sichselbstentblößen“ zu finden. Boie, mit dem er Geschäftsverbindungen unterhielt, Hölty, dessen wirkliche Empfindungstiefe er wohl fühlte, Bürger, dessen gewandte Einkleidungen zumal komischer Stoffe und ästhetische Ansichten er geradezu rühmt, ja selbst die Klopstockleute Sturz und Ebert kommen bei alledem ganz gut weg. Schäferes ist schon zu hören über Gleim — bei aller Würdigung seiner männlicheren Grenadierlieder —, über Joh. Georg Jacobi, das „dosenschenkende Jacobitchen“, und vollends über den Klopstockbeweihräucherer Cramer. Am größten, ja gehässig ist er gegen Voß gewesen; aber gerade daß er von den gegen diesen geschleuderten Pfeilen bei späterer Veröffentlichung die vergifteten auszuschneiden bedacht war, zeigt, daß er immer nur um der Sache willen, nicht gegen die Person zu kämpfen gemeint war. Überhaupt ist es ein besonderes Verdienst der Schrift, daß sie sich nicht begnügt, die tatsächlichen Beziehungen zwischen Lichtenberg und den Schriftstellern der Zeitgenossen möglichst im Wortlaut dieses geistvollen Kritikers wieder vor uns zu stellen, sondern daß er gewissenhaft bemüht ist, die Gründe dieser Stellungnahme aufzuhellen und Recht und Unrecht, Fähigkeit und Schranken dieses Kritikers abzustecken. Das Schlußkapitel baut auf den vorausgehenden Einzelbeobachtungen dann ein Gesamtbild von Wesen, Charakter wie Lebensanschauung auf und geht den Einflüssen nach, die auf den Menschen Lichtenberg und seine Ausdrucksform gewirkt haben. Dieser erscheint danach durchaus nicht bloß als der reine Verstandsmensch und ausschließliche Aufklärer, sondern selbst von mythischen Anwandlungen und Unterströmungen nicht frei, auch in seinen Kunstanschauungen oft treffend und geschmackvoll, als Mensch und Denker gar manchmal neuzeitlich differenziert, am erfolgreichsten aber als Erwerber allgemeiner Teilnahme an wirklicher Naturwissenschaft, und wenn ihn ein vergleichender Vorblick in oft überraschender Berührung mit unserm neuesten größten Aphoristen Nietzsche zeigt, so weist der Blick auf die Wurzeln seiner Wesens- und Darstellungsart unter den großen Deutschen auf Lessing, unter den Engländern auf Swift und unter den Franzosen auf La Rochefoucauld hin, nur daß er alle Fremden an Ernst um die Sache, weil an Gefühlswärme und Sinn für Humor übertrifft. Im großen Kriege ist im besondern erwähnenswert, daß er bei aller Anerkennung des Großen an der französischen Revolution die französischen Revolutionäre — Westhunen genannt hat.

Endlich hat für Georg Forster der Mitherausgeber der im Vorjahre besprochenen Tagebücher dieses ersten deutschen Weltumseglers, Paul Zinke<sup>26)</sup>, eine bedeutame

26) Georg Forster nach seinen Originalbriefen. Von Paul Zinke. Dortmund 1915, Ruhfuß. Gedruckt mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft,

Arbeit geleistet, späte Gerechtigkeit ühend in der Beurteilung des Lebens und Charakters dieses durch Geburt halb und politisch ganz französischen, nach Bildung und Gemütsart aber durchaus deutschen Mannes und dafür und zugleich für weitere Veröffentlichungen über ihn den sichern Grund legend. In der Lage, zum ersten Male mit dem gesamten gedruckten und handschriftlichen Nachlaß Forsters arbeiten zu können, war es dem Verfasser möglich, die ungemein weitgehenden Beschneidungen und anderen Entstellungen nachzuweisen, die Theresie geb. Heyne und Dorothea Stodt ehemaliger Bräutigam Huber an den Briefen des Gatten und Freundes vorgenommen hatten, um in ihren Veröffentlichungen seiner Briefe, Schriften und Lebensbeschreibung die Schuld des eigenen Ehebruchs auf den in bitter empfundener Vereinsamung früh in Paris Gestorbenen abwälzen zu können: er sollte Ehebruch begangen haben mit Caroline (Böhmer-) Schlegel, geb. Michaelis, er sollte die Frau nicht mehr genügend haben unterhalten können und sie fortgeschickt haben, während doch sie ihn verlieb; sollte charakterlos als Mainzer Clubbist mit den Franzosen gegangen sein und als ihr Beamter doch Geld von den Preußen genommen haben. Auch der zweite Teil ist keine glatt zu lesende Darstellung dieser ja überhaupt wenig erfreulichen Familiengeschichte und Eheirrunge, sondern im ersten wie zweiten Teil müssen, natürlich zu verschiedenem Zweck, aber ohne daß die Wiederkehr gleicher Belege und Gedankengänge zu vermeiden war, oft dieselben Briefe und Tatsachen sowie die falsch gegründeten Schlüsse der bisherigen Würdigungen von Forsters Leben geradezu rechtsanwalterisch verhört und richtig gestellt werden. Während dieses Verhör im ersten Teil nach den zwischen 1794 und 1877 erschienenen Gruppen Forsterscher Briefe verläuft, ist außer den beiden Schlußkapiteln, die Forsters Verhältnis zu Caroline und die Frage behandeln, ob sich der politische Forster von Frauen bestimmen und leiten ließ, aber nur zum Teil und im Außern für Theresie bejahend — der zweite Teil immerhin ein Lebens-, richtiger wohl Ehebild von Forsters Verbindung mit Theresie Heyne und ersten Ehejahren (1. Kap.) bis zu seinem zweiten Aufenthalt in Paris und dortigem Erkranken und Tod (7. Kap.). Die dazwischen liegenden Kapitel tragen die Überschriften: „höchst. — Abreise Thereses nach Straßburg. — Theresie in Straßburg. Forsters Schwanken. — Neue Unterhandlungen. Thereses Flucht nach Neuchâtel. Carolinens Eingreifen. Lösung. — Theresie in Neuchâtel. Forsters Abreise von Mainz. Seine Tätigkeit in Paris. Wiedervereinigungsabsichten. Neue Lebenspläne. — Ehescheidungsklage Forsters um seine Kinder. — Pontarlier.“ — Die vom Stoff wie dessen Aufbau nicht zu trennenden Unerquicklichkeiten tun natürlich dem Verdienst des Verfassers keinen Abbruch, dem „ersten und hervorragendsten Opfer von geistiger Bedeutung, welches in Deutschland der Revolution verfiel“, die lang verdiente Rettung geschrieben zu haben. Auch für Schillers Xenien 349 und 150 wird hier die eindeutige Beziehung auf Theresie und Huber, beziehentlich ihre frühen literarischen Mäcensschaften festgestellt.

Kultur und Literatur in Böhmen. I. Textkritischer Teil. Grundriß zu einer historisch-kritischen Ausgabe von G. Forsters gesamten Briefen mit besonderer Berücksichtigung der Fälschungen Ludwig Ferdinand und Theresie Hubers. XV u. 207 S. — II. Biographischer historischer Teil: G. Forsters Ehetragödie. IV u. 319 S. — Zuf. M. 15,—, geb. M. 16,—.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. **Walthar Hoffstaetter**, Dresden 21, Elbstr. 1.  
Alle Manuskriptsendungen sind an seine Anschrift zu richten.



## Was ist uns Geibels Lyrik heute? <sup>1)</sup>

Von Heinrich Dedelmann in Dierfen.

Doch wie ihr mich verleugnet und mein Dichten,  
Ich bin getrost, die Nachwelt wird mich richten.  
Geibel, Platens Vermächtnis.

Wohl selten hat ein deutscher Dichter bei Lebzeiten solche Anerkennung und allgemeine Verehrung gefunden wie Emanuel Geibel. Schon seine erste, 1840 nach der Rückkehr aus Griechenland erschienene Sammlung „Gedichte“ machte ihn zum gefeierten Dichter. Sein Landesherr, Friedrich Wilhelm IV., auf ihn aufmerksam geworden, gewährte ihm 1841 ein Dichtergehalt. Nach dem Erscheinen der zweiten Gedichtsammlung, der „Juniuslieder“ (1848), war er der poeta laureatus Deutschlands in unumstrittener Geltung. Von König Maximilian 1852 nach München berufen, wurde Geibel der Mittelpunkt des berühmten Münchener Dichterkreises. Als dann nach der Thronbesteigung des Königs Ludwig künstlerische und politische Gegensätze (Wagner und deutsche Einigkeitsbestrebungen) ihm als Norddeutschem den Aufenthalt in Bayern verleideten, gab ihm der König von Preußen, Wilhelm I., den dreifachen Ehrensold. Schon bei Lebzeiten Geibels waren manche seiner Volkslieder tief in das Volk gedrungen<sup>2)</sup>, und noch alljährlich, wenn der Frühling auf die Berge steigt und Wanderlust uns mächtig hinauszieht in die Ferne, erklingt Geibels köstliches Wanderlied: „Der Mai ist gekommen.“

Ein gütiges Geschick hatte ihm die Augen geschlossen (1884), bevor man sein Andenken besudelte und ihn mit Ehrennamen, wie „Schönmalers, Badtsch- und Goldschnittlyriker, Hofdichter, Reaktionär und Obskurant“, belegte. Gegen die Tendenzpoesie des „Jungen Deutschlands“ hatte er sich noch zu behaupten gewußt, aber der in den 80er und 90er Jahren herrschende Naturalismus mit seiner Umwertung aller künstlerischen und ethischen Werte, der Feindseligkeit gegen die äußere Form und der krankhaften Sucht nach neuen Stoffen brachte ihn zu Fall.

Auf die Überschätzung seiner Jugendgedichte mußte notwendig ein Rückschlag kommen. Nicht mit Unrecht vermischte man in ihnen, als man zur nüchternen Beurteilung kam, die persönliche Note (Anflänge an Heine, Uhland,

1) Die Rede war zur Feier des 100. Geburtstages (1915) geplant, mußte aber infolge Heeresdienstes des Verfassers zurückerstellt werden.

2) Er selbst erzählt in dem Gedichte „Ich fuhr von St. Goar“, wie er einst aus dem Munde sangesfroher Burschen auf dem Rheine sein eigenes Lied gehört hat.

Lenau u. a. treten deutlich zutage), aber unrecht tat man dem Dichter darin, daß man auch später nur diese Gedichte in Rechnung stellte und sich nicht mehr die Mühe gab, die weitere Entwicklung des Dichters zu verfolgen. Geibel selbst hat die Überschätzung seiner Jugendgedichte und die daraus folgende spätere Ablehnung beklagt:

„Doch hat mich eins verdrossen,  
Daß bei des Jünglings unvollkommenen Spielen  
Ihr allzufrüh in Beifall euch ergossen,  
Doch als er vorwärts drang zu würd'gen Zielen  
Ein halbes Ohr nur seinem Ernst erschlossen . . .“<sup>1)</sup>

Und ähnlich klagt er über die Tageskritik:

„Mit unsrer Tageskritik verdarb ich's leider,  
Daß ich sie nie um ihre Weisheit frug;  
Sie klopft noch stets die abgelegten Kleider,  
Die ich vor fünfzehn Jahren trug.“<sup>2)</sup>

Mit Recht fordert er:

„Seid mir endlich unbefangne Richter,  
Und, wägt ihr mich, so wägt den ganzen Dichter.“<sup>3)</sup>

Diesem Wunsche des Dichters nachzukommen, erachte ich nunmehr, wo nach Erlöschen der gesetzlichen Schutzfrist die Gesamtwerte in billigen Ausgaben weiteren Kreisen und damit der Schule zugänglich sind und uns nach Überwindung des Naturalismus ein unbefangenes Urteil möglich ist, für eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes, die dem deutschen Manne und Dichter vor allem in unsern Tagen nationaler Erhebung gebührt. So frage ich denn:

Welche Bedeutung hat Geibels Lyrik heute für uns?

So befremdend es vielleicht auch auf den ersten Blick sein mag, mir ist es unzweifelhaft: Geibel wurzelt mit allen Fasern seines Wesens in der Romantik. Nicht in dem Sinne freilich ist das zu verstehen, als ob er einer romantischen Schule angehört oder ihre Tendenzen in seiner Kunst zu verwirklichen gestrebt hätte; vielmehr lag ihm wie uns Deutschen allen die Romantik tief im Blute. Romantisch und zugleich echt deutsch ist vor allem der Grundzug im Wesen Geibels: die Sehnsucht nach dem Unerreichbaren und Unfaßbaren. Bekanntlich versuchten die Romantiker die romantische Sehnsucht im Symbol der blauen Blume zu fassen; in ihr liegt sowohl der Schaffensdrang des romantischen Künstlers beschlossen, wie die Triebkraft der deutschen Seele im Aufstieg zum Ideal.

Schon des Knaben Seele war erfüllt von phantastischen Träumen (sein

1) Als Epilog S. 315 (Zitate nach der Helios-Ausgabe [Reclam]).

2) S. 192. Ges. Werke IV, 171.

3) E. Geibels ausgewählte Werke. Leipzig (Reclam) o. J., 2. Bd., M. 2,80, und E. Geibel, Gedichte. (Deutsche Schulausgaben. Bd. 158.) Bielefeld und Leipzig. (Delhagen & Klasing) 1916. M. 0,90.

Lieblingsdichter war E. T. A. Hoffmann). Reiche Nahrung fand die romantische Neigung in der altgeschichtlichen ruhmvollen Vergangenheit seiner Vaterstadt Lübeck; der kühne, weltumspannende Wagemut der Hansestadt lockte auch den Jüngling in die weite Welt. Schon in den Jugendgedichten finden sich bemerkenswerte Zeugnisse solcher unbestimmten Sehnsucht:

„Es treibt mich stets ein wechselndes Verlangen:  
Bald möcht' ich unter meiner Heimat Linden  
Am eignen Herd ein schattig Plätzchen finden,  
Um dort zu rasten ohne Wunsch und Bangen;  
Bald wieder möcht' ich, sonnverbrannt die Wangen,  
Des Südens Meer durchschweifern mit den Winden,  
Bis ferne, wo die letzten Pfade schwinden,  
Der Wüste Palmenschatten mich umfassen.“<sup>1)</sup>

Und in einem andern „Sehnsucht“<sup>2)</sup> überschriebenen Gedicht heißt es:

„Ich blick' in mein Herz, und ich blick' in die Welt,  
Bis vom Auge die brennende Träne mir fällt;  
Wohl leuchtet die Ferne mit goldenem Licht,  
Doch hält mich der Nord, ich erreiche sie nicht.  
O die Schranken so eng, und die Welt so weit,  
Und so flüchtig die Zeit!

Ich weiß ein Land, wo aus sonnigem Grün  
Um versunkene Tempel die Trauben glühn,  
Wo die purpurne Woge das Ufer beschäumt,  
Und von kommenden Sängern der Lorbeer träumt.  
Fern lockt' es und winkt dem verlangenden Sinn,  
Und ich kann nicht hin!

O hätt' ich Flügel, durch Blau der Luft,  
Wie wollt' ich baden im Sonnenduft!“

Weil uns Deutschen die romantische Sehnsucht im Blute liegt, ist es auch kein Zufall, daß zu allen Zeiten deutsche Dichter und vor allem die Romantiker (z. B. Uhland, Eichendorff) das Wandern besungen haben. Auch Geibel hat uns einige köstliche Perlen der Wanderpoesie beschert, so die Lieder „Der Mai ist gekommen“ und „Wer recht in Freuden wandern will“.

Diese romantische, deutsche Seele Geibels ist von bewundernswerter Beweglichkeit und Wandlungsfähigkeit; auf ihr beruht ja gerade gegenüber dem Starren, Einförmigen und Einseitigen der anderen Nationen<sup>3)</sup>, z. B. der Russen, Franzosen und Engländer, der Vorzug der deutschen Seele, ihre Fähigkeit, in das Wesen fremder Kulturen einzudringen und in das Denken und Fühlen fremder Nationen sich hineinzuversetzen — leider auch der Fehler des Deutschtums, in andern Nationen gänzlich aufzugehen. Kein Wunder also, daß gerade die Deutschen und vornehmlich die Romantiker

1) Unruhiger Sinn S. 48.

2) S. 45. Vgl. auch „Das Geheimnis der Sehnsucht“ S. 130.

3) Vgl. darüber die anregende Schrift Biejes „Die deutsche Seele“. Berlin (Weidmannsche Buchhandlung) 1916.

die antike Welt so gut wie die Geisteswerte neuzeitlicher Völker, z. B. der Engländer (Shakespeare), Norweger (Ibsen, Björnson), Dänen (Jacobsen), Spanier (Cervantes und Calderon), Russen (Tolstoi und Dostojewski) — um nur einige zu nennen — sich zu eigen gemacht und nachschaffend zu neuem, schönerem Leben erweckt haben. Auch Geibel bewährt hier seine deutsche Meisterschaft; ich kenne keine Nachdichtung, die uns griechische und römische Lyrik urtümlicher widerspiegelte und besser auch Nichtkennern die antike Welt erschloße als Geibels „Klassisches Liederbuch“ (1875) — natürlich muß man bei dieser Bewertung nicht auf philologische Worttüftelei, sondern auf Ausschöpfung des geistigen und seelischen Gehaltes das Hauptgewicht legen. Mit gleicher Kunstfertigkeit erobert er uns Deutschen auch die französische Lyrik in seinen „5 Büchern französischer Lyrik“, die er mit Heinrich Leuthold 1862 herausgab, und die spanische Romanzendichtung in dem mit Paul Heyse 1852 bearbeiteten „Spanischen Liederbuch“.

In diesen Nachdichtungen bewundern wir wie übrigens in allen seinen Dichtungen neben der Fähigkeit, sich in jede Stimmung einzufühlen, die beispiellose Formgewandtheit. Sie ist für die ganze weitere Entwicklung der deutschen Lyrik von größter Bedeutung gewesen. Geibels Verdienst liegt nicht nur darin, daß er in Zeiten genialer Verwahrlosung der Form die Schönheit des Reimes und Metrums gewahrt und gepflegt hat, sondern vor allem in der Einwirkung auf unsere großen Lyriker.<sup>1)</sup> Die epischen Lyriker Storm, Heyse, Jensen, Lingg und Grosse, so gut wie die klangvollen Lyriker Falke, Busse und Detlev v. Liliencron, verdanken ihm ihr Bestes. Das sollten wir ihm auch nie vergessen. Freilich ist die Betonung der Form für mittlere Begabungen — auch bisweilen für Geibel selbst — nicht ohne Nachteil gewesen, indem sie zur Überschätzung der Form und zu Reimtändelei unter Vernachlässigung des Gehaltes verführt hat.<sup>2)</sup> Den Epigonen fehlt eben das, was den Meister vor Mißgriffen bewahrte: ein feines Gefühl für das Geheimnis der Form, eine natürliche akustische Begabung für Harmonie zwischen Inhalt und Form. Diese musikalische Befähigung Geibels kennzeichnet ihn wieder als echten Romantiker und — das ist gleichbedeutend — macht ihn zum Meister sangbarer Lyrik.<sup>3)</sup> Lied und

1) R. M. Meyer, „Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts“ 2 S. 367.

2) Geibel ist sich dieser Gefahr wohl bewußt gewesen, wie folgende Verse beweisen:  
Die schöne Form macht kein Gedicht,      Es kommt drauf an, daß Leib und Seele  
Der schöne Gedanke tut's auch noch nicht;      Zur guten Stunde sich vermähle.

Sprüche. S. 136.

3) Zu diesem Problem der akustischen Begabung (zum Unterschied von der visuellen und motorischen) vergleiche die Ergebnisse der experimentellen Psychologie bei Poppe, Progr. Waldenburg 1911, S. 26 ff. Ermatiger hat in einem Aufsatz (Neue Jahrbücher XVI [1913] S. 194 ff.) ähnliche Begabungsunterschiede bei den Dichtern festgestellt. Auf seine Anregung hin habe ich bei einzelnen Dichtern in der „Lit. des 19. Jahrhunderts im deutschen Unterr.“<sup>2</sup> (Berlin, Weidm. Buchhdlg. 1914) dieselben Beobachtungen gemacht. Neue Beiträge liefert Paula Scheidweiler in ihrem 1916 bei B. G. Teubner erschienenen Werke „Der Roman der deutschen Romantik“ (III u. 170 S. gr. 8). Geh. M. 4.—, geb. M. 5.40.

Ton sind bei ihm wieder unzertrennlich verbunden — das widersinnige Leselied ist mit Recht abgetan. Geibel verlangte, daß schon beim Lesen die Melodie leicht mitklinge. Halb singend las er vor<sup>1)</sup> und wählte dann nach dem Klange und der Gefühlswelle das Wort. Einen solchen Schöpfungsakt verrät er uns z. B. in dem Gedicht „Im April“.<sup>2)</sup>

... Ich möcht' ein Lied ersinnen,  
Das diesem Abend gleich,  
Und kann den Klang nicht finden  
So dunkel, mild und weich.

Wie die Rhythmen und Worte nach ihrem akustisch-musikalischen Wert gewählt werden und wie Musik suggestiv wirken, fühlt man wohl nirgends besser als in einem Liede, das dem tiefen Weh um den Tod seiner ihm allzu früh entrissenen Gattin entsprossen ist: „Meiner Heimat Buchen grünen“.<sup>3)</sup> Da heißt es:

Waldesrauschen, Meeresbrausen, O wie wuchs mir wunderbar Sonst die Brust von süßem Grausen, Wenn ich euern Gruß vernahm!	Durch der Wipfel dunkles Weben Auf der Tiefe mächt'gem Schoß Fühlt ich Gottes Odem schweben, Und mein Herz ward fest und groß.
---	---

Man beachte hier die Lautwerte: das weiche des Windes Wehen malende W, das rollende die Brandung nachahmende R, die Häufung des sich ins Gefühl einbohrenden S und die uns in der Schweben haltenden Vokale (7. Zeile)!

Noch ein Beispiel! In einem Schlummerlied, betitelt „Gute Nacht“<sup>4)</sup>, wird unnachahmlich das allmähliche Abflauen des Lebens und der Unrast des Tages und der Eintritt der Ruhe durch die leise verhallenden Rhythmen sinnlich fühlbar:

Nun suchen in den Zweigen Ihr Nest die Vögelein, Die Halm' und Blumen neigen Das Haupt im Mondenschein,	Und selbst des Mühlbachs Wellen Lassen das wilde Schwellen Und schlummern murmelnd ein.
--	---

Solche Lieder bedürfen kaum noch der Musik, denn sie sind Musik. Es kann uns darum nicht wundernehmen, daß Geibels Lieder zu allen Zeiten in besonderem Maße die Komponisten gelockt haben; ist er doch nach Heine von allen deutschen Lyrikern am meisten — nach einer Berechnung vom Jahre 1912 nicht weniger als 3679 mal — komponiert worden.

Auch die Stoffe seiner Lieder verraten uns die romantische Neigung des Dichters: Freude an reicher Phantastik und die Vorliebe für das Volkslied. Ritter, Landsknechte, fahrende Sänger und Zigeuner, nach romantischer Manier verblähte Standesverförmungen ohne individuelle Bestimmtheit, gehören ebenso zu seinem „Ensemble“ wie Helden mittelalterlicher Geschichte und Sage. (Ich nenne einige Beispiele: Spielmannslied S. 17, Spielmanns

1) R. M. Meyer, a. a. O. S. 361.  
3) Neue Gedichte. S. 220.

2) S. 11.  
4) S. 64.

Heimkehr S. 299, Des Deutschritters Ave 160, Zigeunerleben S. 6, Der Zigeunerfnabe im Norden S. 13, Der Landstnecht S. 179; Gudruns Klage, Volkfers Nachtgesang S. 201, Friedrich Rotbart S. 44.) Seine Volkslieder und dem Volkstone nachgebildeten Balladen sind — ein Zeichen ihrer Echtheit — ins Volk gedrungen; es genügt hier hinzuweisen auf Lieder eines fahrenden Schülers („Kein Tröpflein mehr im Becher“, S. 73), Der Mai ist gekommen, Zu Volksweisen (S. 110), Der reiche Mann von Köln (S. 164), Das sterbende Kind (S. 10), König Abels Ende (S. 287).

Ist diese Art Romantik heute überwunden? Ich glaube das nimmermehr! Das hieße doch, die deutsche Seele hätte ihre Schwungkraft und poetische Natur aufgegeben. Darum ist die Romantik weder durch die naturalistische Tendenz überwunden noch in der von Blut triefenden Zeit des Weltkrieges untergegangen, — sie wird nie untergehen! Danken wir es dem Dichter, daß er in Zeiten, wo der Naturalismus mit seinem öden Materialismus, seiner Formlosigkeit und seinem Häßlichkeitskultus die Herrschaft hatte, uns diese Schönheitswelt gerettet und unser Herz heute wieder durch das flimmernde Gold und die liebliche Musik seiner Verse erfreut und uns hinaushebt aus des Alltags grauer Prosa. Und des bedürfen wir heute in schweren, leiderfüllten Schicksalsstunden mehr denn je. Empor die Herzen! So ruft uns der Dichter zu, wenn Herzeleid und Seelennot uns zu Boden drücken und uns zu ersticken drohen.

Eine weitere Kraftquelle seines Idealismus und zugleich ein Mittel, die wild gärende Romantik in sich zu klären und in edlere Form zu lenken, war die Schönheitswelt des Griechentums.<sup>1)</sup> Sie wurde schon dem Zögling des altberühmten Katharineums in Lübeck durch begeisterte und begeisternde Lehrer erschlossen (Direktor Jacob und die Professoren Classen und Adermann); der Student hatte dann das Glück, auf der Universität Bonn durch Welcker in den Geist der antiken Tragödie eingeführt zu werden. Hier trat nach eigenem Geständnis das Altertum in seiner ganzen Größe und Schönheit immer näher und deutlicher an ihn heran; es gab seinem ästhetischen Gefühl die Richtung ins Große und Erhabene, demgegenüber die Tagesdichtung ihm schal und nichtig erschien. In Berlin widmete er sich dann, von seinem Schulfreunde Ernst Curtius beraten, ganz dem Studium der klassischen Philologie: Böckh, Droysen, Lachmann und Franz Kugler wurden seine Lehrer und Förderer. Hatte schon der Knabe das Land der Griechen mit der Seele gesucht — die Griechenbegeisterung lag seit dem Befreiungskampf der Griechen ja sozusagen in der Luft —, so verzehrte sich förmlich sein Herz nunmehr, wo er im Geiste die Schönheit der Antike geschaut, vor Sehnsucht, Griechenland mit eigenen Augen zu sehen, besonders nachdem Ernst Curtius durch begeisternde

1) Vgl. zum folgenden Nießki, E. Heibel und das Griechentum. Progr. König-Wilh.-Gym. Stettin 1914.

Reisebeschreibungen ihn entflammt hatte. Schneller, als er gedacht, sollte sein sehnsüchtiger Wunsch in Erfüllung gehen. Durch Bettinas Vermittlung wurde er ganz unerwartet Hauslehrer der Söhne des russischen Gesandten von Kantakazy in Athen.

Es ist von eigenartigem Reiz zu beobachten, wie Geibel in Griechenland Natur und Kunst sieht und genießt. Wie Goethe erfährt er mit scharfem Auge die Eigenart südlicher Landschaft und ihre Beziehung zur Geisteswelt; aber darin sind beide doch gänzlich verschieden, wie sie diese Welt in sich aufnehmen und verarbeiten. Während Goethe die Antike ganz naiv erfährt und nachschafft — freilich auf dem Untergrunde deutschen Gemüts —, genießt Geibel sie reflektierend-sentimentalisch. Ihn reizte nicht der unmittelbare Eindruck schlichter Einfalt und stiller Größe, sondern das Suchen nach Zusammenhang zwischen Gegenwart und Vergangenheit, Fremdland und Heimat. So stellt er gedankenhaft überall lebensvolle Beziehungen her zwischen Natur, Kunst, Architektur und Dichtung. Dafür ein Zeugnis. Von einem schönen Sommerabend auf der Akropolis schreibt er: „Ich war berauscht, als ich dort oben stand auf den sonnenwarmen Marmorstufen und nun durch die Zwischenräume der Säulen hinausblickte auf die Stadt unter mir, auf das Land mit seinen reizenden Berglinien, in denen die Formen dieser edlen Bauwerke vorgebildet erscheinen, und auf das hellblaue, spiegelklare Meer mit seinen Inseln. Hier erst sieht man, was Kunst sei und was Kunst vermöge, und unwillkürlich zieht der Geist eine Parallele zwischen den Werken der Architektur und der Poesie“. <sup>1)</sup> Ebenso geht ihm der innere Zusammenhang zwischen Natur und Dichtkunst in Griechenland auf: „Ja, Griechenland ist schön,“ schreibt er in einem andern Briefe an seine Mutter <sup>2)</sup>, „namentlich jetzt, wo der Herbst in goldnem Sonnenduft Abschied nehmend über die rötlichen Berge zieht. Die brennende Sonnenhitze ist vorüber, einzelne Regentage haben mit rauschenden Güssen das Land erfrischt; in den Tiefen grünt es aufs neue. Mit ewigem Farbenwechsel erquiden die Gebirge das Auge, wie ein silberner Spiegel blüht das Meer herauf, und der Himmel und die Wolken, das alles ist ein Schmelz, eine Glut, ein reizendes Farbenpiel, das alle Schattierungen durchmacht vom reinsten Lichtblau bis zum tiefsten brennenden Purpur. Dabei weht um Mittag gewöhnlich ein leichter Wind, der die Strahlen besänftigt, von der See herüber, und wenn man diese Zeit . . . durch den Ölwald der alten Akademie wandelt, da legt sich wirklich eine klassische Ruhe um die Seele, und man glaubt die Stimmung zu verstehen, in welcher Sophokles seine Tragödien schrieb und Plato seinen großen Ideen nachging.“ In Griechenland nehmen erst die Phantasiestalten der Dichtung Fleisch und Blut an. Er bekennt in den „Alten Propheten“:

1) An die Mutter. 4. 9. 1838.

2) 5. 11. 1838.

Jetzt erst erkenn' ich euren Wert, ihr Alten,  
Seit ich auf eurem heiligen Boden schreite;  
Lebendig wandelt ihr mir nun zur Seite,  
Ein hoher Chor befreundeter Gestalten.

Wie Goethe erst am Gestade des Tyrrenischen Meeres Homer ganz verstehen lernt, erschließt sich auch Goethe erst die ganze Poesie Homers angesichts der Morgenschöne und Heiterkeit des südlichen Himmels. Homer begleitet ihn auf allen Wegen: die Nautilaa-Episode reizt ihn wie Goethe zur Neudichtung<sup>1)</sup>; ja, Homers Odyssee, das „ewig Leid der Abenteuer, das Lied des Heimwehs“, gibt ihm erst den befreienden Ausdruck seines unstillbaren Heimwehs in einem seiner seelenvollsten Gedichte („Heimweh“ S. 122—124). Bis in sein spätes Alter galt seine ganze Liebe Homer. (Vgl. das reizende Gedicht „Bei der Lampe beleuchtet“, S. 277.)

Wie er hier überall Harmonie findet, so reizt ihn auch der romantische Kontrast zwischen Gegenwart und Vergangenheit; so „der Gegensatz zwischen dem halb orientalischemodernen Griechenland und dem untergegangenen alten Hellas, zwischen den kleinen Menschen und kleinen Häusern von heutzutage und den gewaltigen Trümmern aus der Zeit der großen Griechen.“<sup>2)</sup> Angesichts der Wunderwerke der Akropolis wird ihm die ganze Geschichte Athens von seiner Blüte unter Perikles bis zur Eroberung durch die Türken lebendig und erfüllt ihn mit tiefer Wehmut.

Der Aufenthalt in Griechenland ist für Dichter und Mensch gleich bedeutungsvoll geworden. Hier erst wurde die Antike lebendig in ihm und befruchtete sein ganzes Kunstschaffen; ein ungeheurer Reichtum an poetischen Motiven aus Natur, Geschichte, Mythologie und Dichtung floß ihm zu und drängte nach Gestaltung in klassischer Klarheit. Hier erst erhält er in der Farbenpracht, Sonnenklarheit und Schärfe landschaftlicher Umrisse die optische Schulung und damit die notwendige Ergänzung seiner akustischen Anlage; hier erst wurden seine Sinne geschärft für die Harmonie zwischen Inhalt und Form. Nichts anderes meint auch Goethe, wenn er sagt, daß ihn erst der Süden das Geheimnis der Form gelehrt habe.

Aber tiefer noch schöpfte Goethe aus dem unverstehbaren Jungbrunnen des Altertums: er erfaßte ahnungsvoll den Geist der griechischen Kunst, das Gesetz der Harmonie, und die Übertragung dieses Kunstgesetzes auf das sittliche Leben. Die ästhetische Weltanschauung der Griechen, die im Kultus der auf Harmonie beruhenden Schönheit gipfelt und auf Maßhalten, der Pflege des Guten und Wahren um der Schönheit willen, sich gründet, wurde ihm Herzensoffenbarung und Lebensinhalt. Ganz an griechische Ethik erinnern uns folgende Sprüche Goethes:

1) S. 275.

2) Waeghold, Em. G. Rede. Hamburg (Meißner) 1885. Abgedruckt in Aufs. zeitgen. Schr. (Delh. & Klasing) S. 91.



„Halte fest am frommen Sinn,  
Der des Grenzsteins nie vergaß!  
Alles heil liegt mitten inne,  
Und das Höchste bleibt das Maß.“<sup>1)</sup>

Serner: „Mutig im Dienst der Kunst nach dem einfach Schönen zu ringen,  
Wahr zu bleiben und klar, wie's mich die Alten gelehrt,  
Und was immer verwirrend die Brust und die Sinne bestürme,  
Stets das geheiligte Maß fromm zu bewahren im Lied.  
Also schwur ich mir selbst.“<sup>2)</sup>

Diesen Schwur hat Geibel sein Leben lang treulich gehalten. Alle seine Lieder sind von dieser Sehnsucht nach dem Ewigschönen erfüllt, wahr und klar in Form und Inhalt — wie sein Leben. Gliedenlos in voller Harmonie mit seiner Poesie floß sein Leben dahin — ein Kunstwerk wie seine Dichtung. Dadurch hat er auch bei seinen Gegnern sich Achtung erzwungen und den Namen des Poeten wieder zu Ansehen gebracht. Diese Identität zwischen Dichter und Mensch unterscheidet ihn am meisten von den Romantikern, denen die Dichtung nur Fiktion war, nicht Lebensausdruck wie bei Geibel, sondern Lebensergänzung in anderer Dimension. Der Romantiker ist und bleibt sich der Unvereinbarkeit von Dichtung und Leben bewußt; darum geht er nur zu oft an diesem Gegensatz zugrunde. Der Erlebnis- und Bekenntnisdichter dagegen hat in seiner Dichtung ein Lebensorgan, ja Sicherheitsventil gegen seelische Überspannungen. Wie bei Goethe wirkt auch bei Geibel die Dichtung entlastend, befreiend, erlösend. Daß auch unseres Dichters Schöpfungen Bruchstücke einer großen Konfession sind, bestätigt er uns selbst in der Widmung an Klara Kugler 1846:

„Was ich gekämpft, verfehlt, ersiegt,  
Das laß dir nun das Büchlein sagen,  
Drin meine ganze Seele vor dir liegt.“

Darum paßen uns auch seine Bekenntnisdichtungen so unmittelbar, weil sie wirklich erlebt und empfunden sind. Welcher Geibelverehrer denkt hier nicht an jene erschütternden Verse, in denen der namenlose Schmerz um den Verlust seiner in des Lebens Maienblüte ihm entrißnen heißgeliebten Gattin nachzittert. (Ada, Tagebuchblätter. S. 211—221. Ein Traum S. 267.) Gott hat ihm die Kraft gegeben, als aufrechter Mann die schwere Bürde zu tragen und im Kinde, dem Abbild der Mutter, süßen Trost zu finden (vgl. Am 26. August 1859 S. 268). —

Bei aller Verehrung aber, die Geibel der Antike zollte, dachte auch er nicht daran, das Altertum als unübertreffliches Vorbild zu nehmen —, er war sich wohl bewußt, daß erst das Christentum die Vollendung dieser Weltanschauung gebracht —, nur ihre unverfügbaren Kräfte wollte er unserm nationalen und künstlerischen Leben zuführen und erhalten — das war seine Lebenssehnsucht. Griechenland ist auch ihm versunken,

1) S. 137.

2) V 96. (Gesamtausg.)\

„Doch nicht für alle Zeiten, nein, o nein!  
 Mein Hellas, du bist unser, du bist mein.  
 Jung und unsterblich schreitet deine Sage  
 Mit blüh'nden Lippen noch durch unsre Tage;  
 Allüberall, wo Großes soll erstehn,  
 Geht von dir aus ein schöpferisches Wehen.  
 Dem Künstler bist du, bist dem Sänger nah,  
 Und wie dereinst aus goldnem Henselkrüge  
 Die königliche Maid Nauvitaa

Den Dulder tränk't auf seinem Wanderzuge,  
 So tränkst du, will's in unsern Brunnen  
 fehlen,  
 Mit Schönheit und mit Freiheit unsre Seelen,  
 Mit jener Freiheit, welche Plato zeugt,  
 Für die geblutet Aristides' Wunden,  
 Die groß und still sich vor den Göttern  
 beugt,  
 Weil sie das Göttlichste, das Maß, gefunden.“

Bewahrte den Dichter die Antike vor den Auswüchsen der Romantik, dem Gefühlsüberschwang und wirrer Phantastik, so gab ihm das Christentum die ethische Tiefe und Festigkeit. Dadurch trat an die Stelle subjektiver, alles zersekender Ethik der Romantik und der ebenso subjektiven ästhetischen Weltanschauung der Antike die Überzeugung von der Mensch und Künstler in gleicher Weise bindenden Macht eines objektiv gültigen Sittengesetzes. Diese sein ganzes Wesen durchdringende religiöse Stimmung und Überzeugung verdankt er einem frommen Elternhause — er ist Sohn eines reformierten Pfarrers —; schicksalschwere und leiderfüllte Zeiten haben seinen Glauben vertieft und zu liebevoller Duldung<sup>1)</sup> veredelt. Wie der Romantiker Eichendorff erkennt auch Geibel Gott in der Natur; sie ist ihm ein Buch Gottes, in dem er wohl zu lesen versteht (vgl. Morgenwanderung S. 62, Frühlingsoffenbarung S. 15, Sonntagsmorgen im Walde S. 298).

Wir spüren, wie tiefste Frömmigkeit sein ganzes Wesen durchdringt, in dem bekannten „Gebete“<sup>2)</sup>: „O du, vor dem die Stürme schweigen.“ Ja sein ganzes Dichten stellt er in den Dienst Gottes; darum ruft er in einem andern „Gebet“<sup>3)</sup> Gott als Führer an:

Gib deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei,  
 Und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir.  
 Dein Segen ist wie Tau den Reben; nichts kann ich selbst,  
 Doch daß ich Kühn das Höchste wage, sei du mit mir.

Daher rührt auch die religiöse Auffassung seines Dichterberufes: wie Platen will er ein „rastlos treuer Priester der Kamönen, ein Sackelträger nach dem Reich des Schönen“ sein. Die Überzeugung von der geradezu göttlichen Sendung des Dichters ließ ihn unbeirrt um Tagesmeinungen und Modedichtung seinen Weg gehen und mit Würde seines priesterlichen Amtes walten. So betont er in einem Gedichte: „Mein Weg“<sup>4)</sup>:

Denn zu der Fahnen keiner kann ich schwören;  
 Den Gott im Busen darf kein Schlagwort stören,  
 Ich folge meinem Stern und geh' allein.

In einem andern Gedicht „Unbekümmert“<sup>5)</sup> ruft er seinen zeitgenössischen Dichtern zu:

1) Vgl. Sprüche IX (S. 250) Nr. 5, 6 (S. 517).

2) S. 181.

3) S. 116.

4) S. 66.

5) S. 67.

Bist du als Künstler, als Poet gesendet,  
O laß dich nicht vom Preis des Marktes leiten!

Kampf auf Leben und Tod kündigt er darum den Dichtern des „Jungen Deutschlands“, die, ihre Gottesgabe mißbrauchend, das Volk zur Revolution und Glaubenslosigkeit verführen. Kein Mensch, auch nicht Fürstengunst hat ihn zur Untreue gegen sich selbst verleiten können. Er, der von der Gunst zweier Könige getragen war, durfte mit Stolz von sich sagen:

Ich sing' um keines Königs Gunst,  
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren,  
Ein freier Priester freier Kunst  
Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.<sup>1)</sup>

Und frank und frei richtet er das Wort an den König von Preußen 1842:

Ich habe nie nach Gunst gesungen,  
Ich sang allein, was ich gemußt;  
Wie Rosen, frisch dem Lenz entsprungen,  
So brach's hervor aus meiner Brust.

Dann bekennt er sein Ziel als Dichter:

So helfe Gott mir, daß ich walte	Fern von dem Schwarm, der unbesonnen
Mit Ernst des Pfundes, das mir ward,	Altar und Herz in Trümmern schlägt,
Daß ich getreu am Banner halte	Quillt mir der Dichtung heil'ger Bronnen
Der deutschen Ehre, Zucht und Art.	Am Felsen, der die Kirche trägt. <sup>2)</sup>

Und doch bei allem Idealismus, den Geibel aus Romantik, Antike und Christentum schöpft, war er kein weltfremder Träumer, der sich nur in Schönheitsträumen wiegt. Trotz der Fühlung mit dem Unendlichen hat Geibel den Boden der Wirklichkeit nicht unter den Süßen verloren. Wie realistisch schaut er schon 1847 die industrielle Entwicklung Deutschlands in dem Gedicht „Die junge Zeit“! Wie die deutsche Seele überhaupt, so war auch die Geibels voll Gemüt und Glauben, aber auch ebenso groß in Wille und Kraft.<sup>3)</sup> Dieses Wunder der deutschen Seele ist uns erst in unsern Tagen so recht aufgegangen, als mitten aus der Romantik heraus unser Volk wie ein Mann zum Kampf aufstand. Wie einst Walthar von der Vogelweide aus einem lieblichen Minnesänger ein waderer Streiter für des Vaterlandes Freiheit und Recht wurde, so rechte sich Geibel empor wie Roland der Riese, wie ein Türmer, scharf ausspähend nach den Verächtern deutscher Ehre (Türmerlied). So begleitet er die Geschichte Deutschlands vom Jahre 1841 bis zur Kaiserkrönung 1871 in den „Heroldsrufen“ (1871). Wie kein anderer Dichter hat er die Einigung der deutschen Stämme ersehnt und an ihr mitgewirkt und die Entwicklung Deutschlands vorausgeahnt; er hat das Glück gehabt, die Erfüllung seiner Träume, echt romantischer Träume vom deutschen Kaisertum zu erleben. „Ein Poet, nein, ein Prophet“, so hat ihn darum der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm, spätere Kaiser Friedrich III., mit Recht genannt.

1) An Georg Herwegh S. 89.

2) S. 96.

3) Biese, a. a. O. S. 13.

Das Wort ist noch in einem andern Sinne zur Wahrheit geworden: auch ein Prophet unseres gegenwärtigen Weltkrieges ist unser Dichter geworden. Und darum ist er uns in unsern Tagen besonders lieb und teuer geworden. In dichterischer Intuition schaut er in vielen Gedichten den heutigen Weltbrand; so gibt er uns in der Einleitung zu den „Zeitstimmen“<sup>1)</sup> (1841—42), wo er das Erwachen aus dem Minnetraum schildert, eine prächtige Vision des Weltkrieges. Es heißt dort:

In vor'gen Jahren manch ein Lied von Lust und Liebe sang ich euch,  
So wie's zur schönen Rosenzeit der Vogel singt im Waldgesträuch;  
Die Jugend floh, die Lust verlosch, da stellt' ich alles Singen ein,  
Und alten Sagen forsch' ich nach in Spaniens Pomeranzenhain.  
Da kam ein Beben in die Welt, hohlbrausend wuchs der Zeiten Sturm,  
Die Eiche bog ihr knotig Haupt, in seinen Felsen brach der Turm;  
Und als ich nun vom Pergament die Augen hob und sah umher,  
Da schien der Osten feuerrot, im Westen hing's gewitterschwer.  
Und rings die Völker sah ich stehn im Widerschein des Flammenlichts,  
Gewappnet und erwartungsvoll, als harrten sie des Weltgerichts;  
Doch murr't' es auch nur dumpf und fern, ich sah, daß nah ein Kampf uns ist  
Von Nacht und Licht, von Geist und Stoff, ein Kampf von Gott und Antichrist.  
Und mächtig saßte mich Begier, mit auszufechten solchen Streit . . .

Noch bestimmter saßt er seine Prophezeiung 1859 in dem Gedicht:

Einst geschieht's.<sup>2)</sup>

... Dann, o Deutschland, sei getrost!	Wenn verbündet Ost und West
Dieses ist das erste Zeichen,	Wider dich zum Schwerte fassen,
Wenn verbündet West und Ost	Wisse, daß dich Gott nicht läßt,
Wider dich die Hand sich reichen.	So du dich nicht selbst verlassен.

Ähnlich bestimmt spricht er die Prophezeiung aus im „Türmerlied“<sup>3)</sup>:

Zu scharfem Streit	Sie möchte mit Sirensange
Macht euch bereit!	Dergiften euch den frommen Geist.
Der Tag des Kampfes ist nicht weit.	Schon naht des Geiers Flug,
Hört ihr's dumpf im Osten klingen?	Schon birgt die Schlange Flug
Er möcht' euch gar zu gern verschlingen,	Sich zum Sprunge;
Der Geier, der nach Beute kreist.	Drum haltet Wacht
Hört im Westen ihr die Schlange?	Um Mitternacht
	Und weßt die Schwerter für die Schlacht.

Da kam 1870 wie 1914, als wir in Ruhe und Frieden unser Haus bauen wollten, plötzlich der Krieg. Giftgeschwollener Neid unserer Feinde gönnte uns unsere wirtschaftlichen Erfolge nicht. Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, griffen wir denn zum Schwert, bescheiden und demütig auf Gott und unsere gerechte Sache vertrauend.

Dein Haus in Friede auszubauen,	Wir träumen nicht von raschem Sieg,
Stand all dein Sinn und Wollen,	Don leichten Ruhmeszügen,
Da bricht den Hader er vom Zaun	Ein Weltgericht ist dieser Krieg,
Don Gift und Neid geschwollen.	Und stark der Geist der Lügen. <sup>4)</sup>
Komm über ihn und seine Brut	
Das frevelhaft vergossene Blut!	
Dorwärts!	

1) S. 82.

2) S. 363.

3) S. 63.

4) Kriegslied S. 383.

Paßt das nicht Wort für Wort auch auf den Schürer des Weltenbrandes, England, auf den Lügenfeldzug unserer Feinde, das Phrasenheldentum Italiens, die Ruhmredigkeit Frankreichs und Englands in Kriegsberichten und den Erörterungen über Kriegsziele? Welcher Ernst und welche Bescheidenheit spricht dagegen aus den Berichten unserer obersten Heeresleitung!

Schwer lastete auf dem Dichter vor Ausbruch des Krieges 1864 wie auf uns im Juli 1914 die schwüle Gewitterstimmung, als endlich der Blitz des Krieges Entladung und Erlösung brachte. Ist es nicht, als erlebten wir wieder jene schwere und doch unvergeßlich große Zeit der Kriegserklärung, wenn wir den Dichter hören:

Wir waren also lang im Traum gelegen,  
 Daß uns der Kraft Gedächtnis schier entschwunden,  
 Ein schwüler Zauber hielt den Sinn gebunden,  
 Da blüht es auf — o jeder Blitz ein Segen!  
 Ich grüße dich, du heil'ger Feuerregen,  
 Du Sturm des Jorns nach so viel bangen Stunden!  
 In deinen Flammen werden wir gefunden,  
 Und jauchzend schlägt dir diese Brust entgegen.  
 Vorbei ist's mit dem Dräu'n und Rügen,  
 Es spricht die Tat, wo Worte nichts verfingen;  
 Das Schwert durchhaut das Schmachgeweb der Lügen. 1)

Wie ein Mann stand ganz Deutschland damals (1870) wie heute (1914) auf, als die „große, gottgesandte Stunde“ kam:

Wie Erz durchströmte deine Glieder  
 Das Mark der Nibelungen wieder,  
 Der Geist des Herrn war über dir.  
 Und unterm Schall der Kriegsposaunen  
 Aufpflanztest du der Welt zum Staunen  
 In Frankreichs Herz dein Siegespanier ...

Auch heute wie damals rufen wir mit reinem Gewissen der Welt zu, was der Dichter im „Gesang des deutschen Heeres“<sup>2)</sup> unsere Krieger feierlich schwören läßt:

Wir frugen nichts nach Ruhm und Glanz,    Für Weib und Kind, für Haus und Herd  
 Die sind gar bald verdorben;                Suchten wir das scharfe Schwert,  
 Uns hat die Not des Vaterlands,            Zu siegen oder zu sterben.  
 Die harte Not erworben.

Mit dem Dichter jubelten wir wieder, als die Nachricht von den ersten großen Siegen kam, und dankbar priesen wir wie Geibel der deutschen Stämme Heldentum (vgl. Deutsche Siege S. 384). Aber bei allem Jubel über unsere Erfolge haben wir auch nicht vergessen, welche schweren Blutopfer der Krieg von uns fordert, wieviel Schweres er jedem einzelnen von uns auferlegt hat und noch stündlich auferlegt. Geibel spricht es treffend aus, was still in unsern Herzen verschlossen ist:

1) S. 365.

2) S. 338.

Unſre Siegesbanner wogen,  
 Doch die Bahn, die ſie durchflogen,  
 Iſt von teurem Blute rot;  
 Wo der Eiſenregen ſprühte,  
 Sant in Garben, ach, die Blüte  
 Unſrer Jugend in den Tod.

O wie viel verwaifte Herzen  
 Nennen euch hinfort mit Schmerzen  
 Mars la Tour und Gravelotte!  
 Bleiche Frau'n, zum Tod bekümmert,  
 Bräute, deren Glüd zertrümmert,  
 Greiſe Mütter, tröſt' euch Gott!

Mit unſerm Sänger aber wollen wir unſern gefallenen Brüdern geloben:

Aber euch, ihr teuren Toten,  
 Sei der Brüder Schwur entboten,  
 Zorn'ge Tränen rinnen drein;  
 Nimmer ſoll, das ihr vergoffen,  
 Euer Blut umſonſt geſloſſen,  
 Nimmer ſoll's vergeſſen ſein!

Eures heil'gen Willens Erben  
 Schwören wir, auf Sieg und Sterben  
 Treu zu ſtehn in Wacht und Schlacht:  
 Keiner ſoll der Raſt gedenken,  
 Noch das Schwert zur Scheide ſenken,  
 Bis das große Wert vollbracht.<sup>1)</sup>

Schwer noch laſtet auf uns dieſer Krieg; nirgends will ſich der erſehnte Frühling zeigen. Schöpfen wir Troſt und Hoffnung aus des Dichters Glauben, daß dermaleinſt ein großer Maientag der Welt beſchieden iſt.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,  
 Als ſei die höll' auf Erden,  
 Nur unverzagt auf Gott vertraut!  
 Es muß doch Frühling werden.

Möge Gott, der nach Heibels Wort „in der Feuerwolke voran uns zog im Krieg“ unſerm Heere auch noch die Kraft zum letzten Siege geben, dann wird zur Wahrheit, woran wir alle wie unſer Dichter glauben, daß dermaleinſt „an deutſchem Weſen die Welt geneſen“ wird.

Der feigen Welt zum Neide  
 Dann ſei dein Wert vollführt.  
 Und du, nur du entſcheide,  
 Den Preis, der uns gebührt!

Es tritt mit uns im Gliede  
 Kein Freund, als Gott allein,  
 So ſoll denn auch der Friede  
 Ein deutſcher Friede ſein!<sup>2)</sup>

Wenn wir heute in der Schickſalsſtunde unſeres Volkes, wo wir, von Auſlandſchwärmerei gründlich — hoffentlich für immer — geheilt, mehr als ſonſt uns auf die Eigenart und Größe deutſchen Weſens beſinnen und unſere Jugend an die Quellen unſerer Volkskraft führen, dann vergeſſen wir nicht unter den Großen auch Heibel zum Führer und Vorbild zu wählen. Er ſtellt uns die beſten Kräfte der deutſchen Volksjeele in reinſter Form dar: Gemütstiefe und Glaubensinnigkeit neben entſchloſſener Tatkraft und zäher Willensenergie, hochgeſpannten Idealismus neben tieſſchürfendem Wirklichkeitsſinn. Eine ſinnende Wanderung durch den Garten ſeiner Dichtung lohnt ſich in jeder Hinſicht. Durch ſie gewinnen wir einen wertvollen Einblick in die Entwicklung des deutſchen Geiſteslebens im 19. Jahrhundert von der Romantik über den Klaſſizismus zum Realismus, deren Spuren in ſeiner Dichtung auch wir heute nachgegangen ſind. Dabei lernen wir auch den deutſchen Idealismus, der uns auch in dieſem Rieſenkampfe unſere ſchärſten Waffen

1) An der Moſel S. 386.

2) S. 386.

geliefert hat, wieder richtig einschätzen. Das wird auch für die Zeit nach dem Weltkriege von unschätzbarem Nutzen sein.

Dem „Minnesänger“ Geibel aber, wie er der Allgemeinheit fast nur aus den Jugendgedichten bekannt ist, dessen Bild uns aus den Gesamtwerken riesenhaft erwuchs, tragen wir durch eine gerechtere Beurteilung eine Ehrenschuld ab, auf die er schon längst und besonders in unsern Tagen Anspruch hat. Sein Andenken als das eines echt deutschen Mannes und begeisterten Vaterlandsjägers darf nicht erlöschen in deutschen Herzen! Nie und nimmer!

Ich weiß keine bessere Bewertung seiner Persönlichkeit zu geben, als die, welche Geibel selbst seinem Freunde und Vorbild Uhland<sup>1)</sup> gewidmet hat, eine Würdigung, in der er sich selbst am besten zeichnet:

Wohl Größe preist man unser eigen,  
Um deren Stirnen ewig grün  
Im Kranz, gewebt aus Eichenzweigen,  
Die Lorbeern der Hellenen blühen.  
Doch keiner sang in unsrer Mitte,  
Der, so wie er, unwandelbar  
Ein Spiegel vaterländ'scher Sitte,  
Ein Herold deutscher Ehren war ...  
Er schied — es bleibt der Mund geschlossen,

So targ im Wort, im Lied so klar,  
Der Mund, draus nie ein Spruch  
geflossen,  
Der seines Volks nicht würdig war.  
Doch segnend walte sein Gedächtnis,  
Unsterblich fruchtend um uns her.  
Das ist an uns sein groß Vermächtnis,  
So treu und deutsch zu sein wie er.

## Johann Georg Fischer.

Zu seinem 100. Geburtstage.

Von Käte Friedemann in Charlottenburg.

Zweimal schon hat sich das deutsche Volk — fast möchte ich sagen, das norddeutsche, denn in seiner engeren Heimat, in Schwaben, gehört er noch zu den Lebendigen — Johann Georg Fischers erinnert. Es war an seinem siebenzigsten und an seinem achtzigsten Geburtstage. Heute feiern wir den hundertsten. Feiern ihn in einem Augenblick, wo rings um uns her die Blicke zuden und die Donner krachen und uns in die Tiefe schleudern möchten. Aber unser Volk steht fest und blickt hinab auf den Weg, den es zurückgelegt — seit einem Jahrhundert. Und es erinnert sich, daß just damals auch die Blicke zuchten und die Donner krachten, und daß es, unbeschadet alles dessen, auf die Höhe kam, daß man ihm seine Art zu schreiten nicht nehmen konnte. Und da erinnert es sich des Sohnes, der damals mit ihm zugleich zu schreiten begann, eines der—thesten Söhne, die es je besessen, und der fast mit ihm die Höhe erreichte.<sup>2)</sup>

Johann Georg Fischer war der Deutschen einer, — des soll sich gerade heute das deutsche Volk erinnern; und er besaß dabei die ausgeprägteste Art seines Stammes, er war Schwabe bis in die Knochen. In diesen beiden Zügen gipfelt sein Mensch- und sein Dichtertum: schwäbisch-deutsch, das war seine Art. Vielleicht ist er gerade deshalb dem Norden seines Vaterlandes so lange fremd geblieben, daß er sich nur

1) S. 311.

2) J. G. Fischer starb ein halbes Jahr nach seinem achtzigsten Geburtstage, am 4. Mai 1896.

an bestimmten Tagen seiner erinnert. Denn auch er liebte Preußen nicht. Er war Schwabe und — Großdeutscher. Aber er empfand so großdeutsch, daß er schon im Jahre 1849 „nur einen Mann aus Millionen“ herbeisehnte, um das deutsche Volk zu einen, und daß er das größte preußische Genie, daß er Bismarck zu seinem Helden machte. Was er an Deutschland liebte, — seinem eigenen Kinde hat er es zugerufen:

„Mein Knabe, leg' aufs Herz die Hand, Es ist dein Vaterland und meines, Und lerne, wie von Anbeginn Sein Suchen war und sein Gewinn,	In Helden, Sängern und in Weisen Der Gottesfülle Kraft zu preisen, Der Dinge Tiefe zu ergründen, Und sie den Völkern zu verkünden.“
---	--

— Der Gottesfülle Kraft zu preisen, und der Dinge Tiefe zu ergründen —, das war auch seine Art. Er pries der Gottesfülle Kraft in der Natur und in der Liebe, die sie durchwaltet. Und sein Natur- und Liebesgefühl waren nicht voneinander zu trennen. Ob ihn Gestalt und Duft einer Aurikel an das „geheimste Leben der innigsten aller Frauenseelen“ erinnert, oder ob er zu erklären versucht, was der Frühling ist, und ihn bezeichnet als ein „Getauschtes Wort, mit Herzenspochen von Zwei'n am Gartenhag gesprochen“, — immer ist es die Natur, die in der Liebe ihre reinste und höchste Offenbarung erfährt, immer ist es die Liebe, deren leises Weben er schon auf den untersten Stufen des natürlichen Lebens, schon in den Nestern der Vögel, spürt. — Aber es ist kein erotisches Verfließen, keine Naturmystik etwa im Sinne der Romantiker, die ihn beseelt. Dazu ist er allzu sehr ein Dichter der Tageshelle; dazu fesselte ihn viel zu sehr die einzelne Gestalt, um sie in ein vages Alleben versinken zu lassen. Nicht eigentlich schön, aber durchaus charakteristisch für ihn sind die Verse, in denen er die umgebende Natur schildert, — beschreibt, könnte man fast sagen, — in all ihren Einzelheiten.

„Wie greift umher in Tal und Berg Der Strünke, Stämme und Blätter Trachten, Der flattrigen, sparrigen und geschlachten, Der wüchtig breiten, der himmelschlanten,	Derer die schwimmen, kriechen und ranken! Hier Blatt und Blatt sich gegenstellig, Dort wie in einem Kranz gesellig, Hier zweigumwandelnd treppenweise . . .“ <sup>1)</sup>
--	---

So geht es Seiten und Seiten lang fort. Er hat auch ein Buch über das Leben der Vögel geschrieben, das von genauester Naturbeobachtung zeugt. Und ebenso wie die einzelnen Dinge, so haben auch die einzelnen Stunden des Tages ihr besonderes Gesicht. Hier aber wird Sischer's Phantasie mythenbildend, nicht wie die Lenas im Anschauen der Einzeldinge. Denn diese führen für ihn ihr Leben in der Wirklichkeit des hellen Tages. Aber Stimmungen, die über dem Tage liegen, gewinnen Körper und Gestalt. Da erzählt er von der Märzenfrühe, in der Tag und Nacht sich gleichen. Und Tag und Nacht ringen miteinander, und aus ihrer Umschlingung geht der Lenz, „der süße Knabe“, hervor.<sup>2)</sup> Da besingt er die „dritte Stunde nachmittags“<sup>3)</sup>, die Stunde, in der sich im Menschenhaupt „zum Schlummer der Gedanke“ geneigt hat. Er aber weiß ihr ihren Reiz abzulauschen. Manchmal sieht er um diese Zeit den Flurgott Pan am Strome durch die Erlen blicken, Pan, den das unerfahrene Volk für entschlafen hält. Die Schnitter im Gefilde sehen empor; aber der Gott versteckt sich im Schilf. „Nur durchs Laub erzitterte noch die Fährte seines Gefolges.“<sup>4)</sup> —

1) Merlin, Ein Lieder-Cyclus. Stuttgart und Leipzig 1877. S. 30ff.

2) Ebda. S. 22. 3) Neue Gedichte. Stuttgart 1865. S. 68.

4) Ebda. S. 67.



Vor allem aber ist Sifcher ein Dichter der Liebe. Um ihretwillen ist ihm im Grunde die Welt geschaffen; denn: „Kaum Eines fändest du, das übrig bliebe, das wert zu leben ist, wär's nicht die Liebe“. <sup>1)</sup> — Er kennt ihre Tiefen und ihre Abgründe. Noch als Achtzigjähriger besingt er den Dämon, der gleichen Wein in gleiche Becher schenkt, und von dem bezwungen, die Wogen in Flammen über den Trinken- den zusammenschlagen. <sup>2)</sup> Aber die Liebe Sifchers verleugnet trotzdem nie ihr deutsches Gepräge, jene Keuschheit der Empfindung, die nicht bloß anbetend, sondern auch verehrend zu dem geliebten Gegenstande aufblickt, oder deren Anbetung nie eines Zuges von religiöser Weihe entbehrt.

„Laß ins Herz von deinem Lichte, Einzig Licht, mich treten Und zu deinem Angesichte Dieses eine beten:	Sent in deine tiefsten Gründe Meine ganze Seele, Daß ich liebe ohne Sünde, Daß ich nimmer fehle . . .“ <sup>3)</sup>
---	---

Die Geliebte ist ihm Offenbarung der Gottheit, die ihm nicht „in Tempeln kalt und tot“, sondern „im Sonnenlicht“ wohnt. <sup>4)</sup> „Ich werde keinen Gott bekennen, den man getrennt von seiner Welt“. <sup>5)</sup> Und zur Geliebten spricht er:

„Denn weil dich Gott so schön gemacht,  
Hab' ich nicht mehr an ihn gedacht,  
Und dennoch war er stets vor mir,  
Wenn ich bewundernd stand vor dir.“ <sup>6)</sup>

Hier spricht Sifcher seine tiefsten Bekenntnisse aus. Aber, — und das ist das Seltsame an dem Dichter, oder vielleicht das, was ihn zum Dichter und nicht zum Philosophen macht: — mit diesen pantheistischen Gottesvorstellungen gehen ganz friedlich Hand in Hand die christlichen Ideen seiner Jugend.

Er ist kein naiver Gläubiger. Eins seiner Gedichte erzählt von einem Spaziergang durch den Wald mit einem Freunde, der ihn zum Atheismus und Materialismus bekehren möchte, und dem er erwidert:

„Und wenn im wilden Stoffgewühle  
Der Angellstern dir untergeht,  
Mir retten andere Gefühle,  
Was ewig wie ich selbst besteht.“ <sup>7)</sup>

Oder an anderer Stelle erwidert er den Zweiflern:

„Suchet, sucht, wie ihr's beweisen Und das Wesen fassen wollt, Aber „Gott“ müßt ihr heißen es, Was ihr höchstes denken wollt.	Heil'ge Flammen fühlst du brennen, Göttliche, in deiner Brust, Warum scheust du dich, zu nennen, Was du doch empfinden müßt.“ <sup>8)</sup>
--	--

Man hat das Gefühl, daß er, der „auf keinem Pfade verloren seine Hand“ <sup>9)</sup>, ein ganz besonders tiefes Erbarmen mit den Zweiflern empfunden habe. Denn in einem seiner Gedichte bittet er für die, die keinem Zeichen glauben wollen, zu ihm,

1) Ebda. S. 145.

2) „Mit achtzig Jahren“. Lieder und Epigramme. Stuttgart 1896. S. 77.

3) Ebda. S. 15.

4) Dichtungen 1841. — „Frühlingsopfer.“ —

5) Neue Gedichte. Stuttgart 1865 S. 6.

6) Gedichte. 1883. S. 37.

7) Merlin, a. a. O., S. 58f.

8) Gedichte. 1883. S. 237f.

9) Merlin, a. a. O., S. 74.

der Thomas einst erschien und ihm Gewißheit gab. Er bittet um ein ähnliches Zeichen für die Schwachen seiner Tage.<sup>1)</sup>

Sischer's religiöse Anschauungen lassen sich wohl kaum auf eine Formel bringen; und er selbst wäre diesem Ansinnen sicherlich aus dem Wege gegangen. Er gehörte nicht zu den Unbedingten, sondern zu den Vermittlern. Vielleicht hängt das im Tiefsten mit seinem schwäbischen Temperament zusammen. Wie er es eigens betont, daß er, „ein evangelisch Blut“, einem katholischen Mädchen glaube<sup>2)</sup>, so achtet er gleicherweise den, der vor dem Kreuz im Walde fromm sein Haupt neigt, wie den, der dran vorüber geht und sich selbst als einen Teil des mit der Welt identischen Gottes betrachtet. Denn nur, „wer ihn gesucht auf keiner Spur, der ist allein verlassen“.<sup>3)</sup> Hierher gehört es auch, wenn er den aus dem Felde heimkehrenden Krieger trotz alles Patriotismus dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren läßt mit den Worten: „Helden auch die Feinde“.<sup>4)</sup> — Sischer ist durchaus eine von jenen Naturen, die den Ausgleich suchen, — mit den Menschen, mit ihren Anschauungen, mit dem Schicksal, — gleichviel.

„Weil mich der ewige Bestand der Dinge  
Verzweifeln machte, hab' ich ihm geflücht,  
Da schloß er fester mich in seine Ringe,  
und so hab' ich zu lieben ihn gesucht.“<sup>5)</sup>

Meist besitzen solche Naturen auch jene Liebe zum Kleinen und Kleinsten, die den Unbedingten so leicht über ihrer großen Forderung verloren geht. Charakteristisch dafür ist ein Ereignis, das dem Dichter zum Erlebnis wurde: Er sieht mit Blitz und Donnerknall einen Steinregen vom Himmel fallen, hebt die Steine auf, erkennt, daß sie nicht anders sind als andre Steine auch, und beschließt, nicht länger ins Ferne zu streben, sondern um sich zu sehen, „was auf Erden lebt“.<sup>6)</sup> In einem seiner Helden, — wenn man ihn so bezeichnen kann, — im „glücklichen Knecht“, schildert er ein solches Leben der treuen Pflichterfüllung im Kleinen, ein Leben, in dem es keine tragischen Konflikte, sondern höchstens traurige Ereignisse gibt. Wir kennen in unserer Literatur diese Bevorzugung des Unscheinbaren. Sei es, daß sie aus angeborenem Temperament entspringt, sei es eine Errungenschaft nach schweren Kämpfen. Sie begegnet uns bei Jean Paul, bei Grillparzer, bei Stifter und bei der Droste und scheint durchaus ein Erbteil germanischen Blutes zu sein. Bei Sischer aber besitzt sie eine unverkennbar schwäbische Färbung. Auch er ist nicht frei von jenem leichten Hauch von — scheuen wir es nicht, es auszusprechen — von Philisterium, das bei allen ihren sonstigen Vorzügen der schwäbischen Schule eignet. — Der „glückliche Knecht“ ist ungeheuer brav, tüchtig und liebenswert, aber er ist bei alledem doch maßlos langweilig. Denn er ist entwicklungslos und besitzt noch die Harmonie der ersten Unschuld, nicht jene zweite, nach schweren Kämpfen errungene Harmonie, die der Gipfel menschlichen Strebens ist. Sischer konnte einen solchen „Helden“ besingen, — nicht aus der sentimentalischen Sehnsucht des Kulturmenschen heraus, — sondern weil auch in ihm noch ein Stück von dieser ersten Natur lebte. Auch Sischer war entwid-

1) Dichtungen. 1841. S. 144.

2) Gedichte. 1854. S. 7f.

3) Merlin, a. a. O., S. 53f.

4) „Der glückliche Knecht.“ Ein Idyll in 9 Gesängen. Stuttgart 1881.

5) Merlin, a. a. O., S. 8.

6) Merlin, a. a. O., S. 28f.

lungslos. Lesen wir die Gedichte des Jünglings und die des Greises, — es findet sich in ihnen weder eine Steigerung noch ein Sinken der Kraft. Er gehörte zu denen, die im Alter noch jung, die in der Jugend keine Draufgänger sind. War doch auch sein Leben von eigentlichen Stürmen frei. Geboren am 25. Oktober 1816 als Zimmermannssohn zu Groß-Süßen an der Sils, fast immer der Erste in der Klasse, früh für den Lehrerberuf begeistert, den er dann ergreift und Jahre hindurch an verschiedenen Orten ausübt, zweimal verheiratet und zweimal Witwer geworden, — so ging sein äußeres Leben dahin. Der eigene Sohn hat es uns geschildert.<sup>1)</sup> Ein Leben, das wohl der Schmerzen nicht entbehrte, das aber frei war von innerer Tragik.

Es muß gewiß nicht jeder ein tragischer Dichter sein. Hätte Fißcher sich in den Grenzen seines lyrischen Talents gehalten, das im wesentlichen in der Richtung Mörikes, wie überhaupt der Schwaben, liegt und zuweilen sogar Goethesche Anklänge verrät, wir würden den Mangel an Tragik in diesem Leben wohl kaum erwähnen, ebensowenig wie wir es hervorheben, daß ein ausgesprochener Liederkomponist kein Musikdrama geschaffen hat. Aber Fißcher war sich dieser Grenze nicht bewußt; und hierin liegt vielleicht doch eine leise Tragik. Wie er zu seinem Dichterheros Schiller machte, von dem sicherlich keine Ader in ihm lebte, wie er ihn in nicht weniger als vierundzwanzig, bei allen möglichen Gelegenheiten gehaltenen Reden, verherrlichte als den Dichter der Freiheit, des sittlichen Pathos, der großen Ideen<sup>2)</sup>, so suchte er auch sich in seinen Bahnen zu bewegen. Fißcher schrieb Dramen, vier Ideendramen<sup>3)</sup>, und dabei versagte er. Trotz mancher lyrischen und gedanklichen Schönheiten im einzelnen fehlt diesen Tragödien doch jeder dramatische Nerv. Die Idee ist im Grunde in allen die gleiche: der damals in der Luft liegende Kampf zwischen Staat und Kirche. Aber seine Helden sind nicht die Sanatiker für eine dieser beiden Mächte, deren schrankenloses Wollen an der Notwendigkeit zerbrochen wäre; seine Helden sind Vermittlernaturen, wie Fißcher selbst eine war, Naturen, die gern jede der beiden Gewalten in bescheidenen Grenzen zu ihrem Recht kommen lassen möchten. Die Unbedingten, — die eigentlich zur Tragik bestimmten Menschen, — das sind die Nebenpersonen. Die Helden stehen zu sehr über dem Leben, als daß das Leben sie zermalmen sollte. Wir werden die Empfindung nicht los, daß sie nicht an ihre Stelle gehören, ohne daß wir diese Tatsache, wie im „Hamlet“, als ihr tragisches Verhängnis begriffen. Sie tun uns leid, diese armen Menschen, die es im Grunde so gut meinen, aber ihr Geschick vermag uns nicht zu erschüttern.

Fißcher hat selbst die Mißerfolge seiner dramatischen Muse schmerzlich empfunden. Er wollte hier etwas, das über sein Können ging, weil die Voraussetzungen dazu nicht in seiner Natur lagen. Für den dramatischen Helden steht das Einzelziel im Mittelpunkt des Strebens. An seine Erreichung setzt er sein Alles; an ihm zerbricht er. Fißcher waren die immer wiederkehrenden und daher ewigen Dinge die wichtigeren. In ihnen fühlt er das Leben pulsieren, und seine Rhythmen schmiegen sich mit wonder-

1) Erinnerungen an Johann Georg Fißcher, von seinem Sohne Hermann Fißcher. — Tübingen 1897. — (Die Biographie enthält auch ein chronologisches Verzeichnis sämtlicher Werke des Dichters.)

2) J. G. Fißcher, Schiller-Reden. Stuttgart 1905.

3) Saul 1862, Friedrich II. von Hohenstaufen 1863, Florian Geyer 1866, Kaiser Maximilian von Mexiko 1868.

barem Gleichklang den Rhythmen dieses Lebens an. Da ist kein konventionelles Herübernehmen landläufiger Frühlingsgefühle oder Herbststimmungen: Gerade das besingt er, was nicht jedem Badfisch beim Erwachen der Natur das Selbstverständliche ist. Und er besingt es in einer Weise, daß man meint, die erwachende Natur selbst hätte ihm den Takt dazu geschlagen:

„Es taut, es taut! Der Bäume Träufeln Gräbt sich im Eise Die schlängelnden Rinnen; Aus zerfließendem Schnee Fällt weiches Getröpfel Mit Klängen drein. Wie das treibt und springt, Wie das drängt und singt! Und es tanzen dazu Die spielenden Schäume.	Haft du's gehört Im Dorfe drunten Durch's offene Fenster, Du Chor der Knaben, Und singest entgegen Ahnende Träume? Haft du's gehört Durch's Fenster gegenüber, Du Chor der Mädchen, Und singest entgegen Den Bächen und Knaben? ...“ <sup>1)</sup>
---	--

Sichers Vater hat auf seinem Sterbebett die Worte zu dem Sohn gesprochen: „Lerne dich unterscheiden.“ Der Sohn hat sich unterschieden, ohne an der bei solchem Streben gefährlichen Klippe der Manieriertheit zu scheitern. Er war ein ganzer, echter Mensch, eine durch und durch deutsche Natur und ein Künstler, dem es um seine Kunst ernst war, und der sein Ringen um künstlerische Vollendung in die Einleitungsworte zu seiner Lieder Sammlung „Merlin“ zusammenfaßte:

„Merlin ist, wer nicht sein und leben,  
Nicht ruhen und gedeihen kann,  
Bis daß der Geist ihr inn'res Weben  
Den spröden Stoffen abgewann.“

## Hermann Löns.

Von Wilhelm Rose in Königsberg (Pr.).

Der Dichter Hermann Löns ist ein Niederdeutscher und ein Waidmann, in diesen beiden Worten liegt seine Kunst beschlossen. Das scheinen, am Maßstabe nicht nur der Klassiker gemessen, recht enge Grenzen zu sein. Aber eng ist nicht beschränkt, ist noch viel weniger arm oder gar inhaltlos. Das oft angewandte Wort: In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, erweist seine Richtigkeit auch bei unserem Künstler.

Löns ist Niedersachse: an seiner Heimat hängt er mit allen Fasern seines Herzens. Der Unterharz, vor allem aber die Heide, das sind die beiden Landschaften, in denen er sich wohl fühlt. Wohl kennt er auch die Schönheiten der Alpen und des Rheines, aber sie vermögen ihm innerlich wenig zu sagen. (Ebenso wenig wußte auch der Heidedichter Storm, wie er in seinem Briefe an Mörike vom 27. August 1855 schreibt, mit den Bergen des Rheines anzufangen.) „Man stößt mit den Augen überall an die Berge“ läßt er einmal einen Heidjer sagen, der es im Oberharz vor Heimweh nach der Heide nicht länger hat aushalten können. Und nicht anders empfindet er selbst: „Aus den Bergen Graubündens war ich hinabgestiegen in den lachenden Rheingau. ...“

1) Merlin, a. a. O., S. 15 ff.

Suhr dann den Rhein hinauf, an Bergen vorbei, prangend in Grün und Blumen, aber erst, als die Berge rechts und links zur Seite wichen, als meine Augen weiter schweifen durften, wurde mir freier um die Brust, und als zum erstenmal nach langer Zeit gelbe Sandberge auftauchten, da tat ich einen langen tiefen Atemzug und fühlte, wie mir die Augenwinkel naß wurden" (Wildbahn 108).

So eng begrenzt wie der Stoff, so eng ist auch die Landschaft, die uns Löns schildert. Große Ausblide, weitbegrenzte Horizonte gibt er nicht, sondern stets kleine Ausschnitte. Das hängt zusammen mit seinem Waidwerk, das die Augen auf die Nähe mehr als die Ferne zwingt. Aber gibt es Stunden des Sinnens und Träumens, denen sich Löns gerne überläßt, so fehlt auch dann ein weiter abgeschlossener, sozusagen kulissenhafter Horizont. Die Heide bietet ihn eben nicht. Nur Wolken, Sonnenauf- und -untergänge können ihn bilden und andere Himmelserscheinungen, und für sie hat der Dichter denn auch ein offenes Auge. Der Unterharz bietet solche kulissenhafte Horizonte. Besonders gern schildert Löns seine Felsabstürze, aber stets so, daß er den Abhang im Rücken hat. Auch das ist eine Folge der Jagd, die sein Auge auf den Grund des Kessels zwingt.

Die große Landschaft fehlt also bei unserem Dichter. Wie schon seine Überschriften besagen, behandelt er nur kleine Naturausschnitte. Aber sie geben eben doch ein deutliches Gesamtbild der Heide, weil sie getragen werden von der Genauigkeit der Beobachtung und der Sicherheit der Darstellung und vor allem, weil durch sie ausgesprochen oder unausgesprochen, das Bewußtsein einer Macht geht, die alles Leben, Erde, Pflanzen, Tiere, Menschen und Gestirne zusammenhält.

Die Heide ist kein langweiliges Einerlei, wie noch Eichendorff gemeint hat, sie besitzt landschaftliche Abwechslung genug. Es fehlt ihr nicht an Hügeln und Tälern, an Pümpen und Becken, an Moor und Bruch, an Bäumen und Büschen. Auch Farbenreichtum ist ihr eigen und Reichtum an Stimmungen.

Bei Löns ist die Naturschilderung in den wenigsten Fällen Selbstzweck oder Stimmungsmittel, meistens bildet sie schlichtweg den Rahmen und Schauplatz für seine Jagd- und Forschungsgänge. Alle Jahreszeiten kennt und liebt er, es läßt sich schwer sagen, daß er einer den Vorzug gibt. Mit den Tageszeiten verhält es sich ebenso. Zu allen Stunden belauscht er die Natur, wünschön ihm die beuteverheißenden Pürschstunden die liebsten sind, der frühe Morgen und Abend. Am meisten schildert er wohl den hellen sonnigen Tag. Seine Kunst ist Kleinmalerei. Aber sie ist anders geartet als bei Stifter z. B. Während dieser wie ein Maler Ausschnitt neben Ausschnitt setzt, zeichnet Löns mehr im Nacheinander, wie es ihm beim Pürschgang etwa vor die Augen kommt. Aber er sieht eben so scharf, wenn nicht noch schärfer als der Österreicher. Sein Jägerauge ist auf alles eingestellt; nichts entgeht ihm, keine Pflanze und kein Tier. So vermag er uns zu zeigen, daß die Heide ebensowenig öde und stumm wie langweilig ist. Man muß sich nur von Löns die Augen und die Ohren öffnen lassen! Selbst im Winter leuchtet und lebt die Heide: „Weiß, blau, rot, grün und gold, das sind doch Farben, und was in den Kronen schnurrt und burrt, schwirrt und flirrt, . . . das hat Farben und das hat Laute von jeder Art. Will einer mehr Farben? Die Ellern an der Böhme sind strahlende Fadeln und die Weiden am Ufer leuchtende Flammen, das Randeis sprüht Glut und aus dem goldenen Risch spritzen leuchtende Funken, des Efeus Blätter werfen mit Silber um sich und der Wacholderbusch hat

Diamanten zu verschenken. Wie ein Traum aus blühenden Tagen stiebt der Eisvogel über den blendenden Schnee, ein blißblauer Pfeil mit giftgrüner Spitze. Oder will einer noch mehr Laute? Der Martwart höhnt ihn mit seinem Schrei, so scharf wie das Blau seines Flügelauges, der Dompfaff neckt ihn mit seinem Ruf, so weich wie das Rot seiner Brust, mit gellendem Lachen spottet seiner der grüne Specht und vom hohen Himmel herab wirft ihm der Bussard einen Ruf zu, wie es sich für ihn ziemt, der eine silberne Brust hat und goldene Sittiche trägt."

Pflanzen, die durch Form oder Farbe oder Duft besonders auffallen, bietet die Heide nicht, im gewöhnlichen Sinne schöne Blumen fehlen ihr. Oder besser ausgedrückt: Wir sind zu verwöhnt oder auch abgestumpft, um im Gewöhnlichen das Schöne zu sehen. Da vermag uns Löns die Augen zu öffnen! Mit welcher Liebe schildert er uns eine so gemeine Blume wie den Löwenzahn, die Butterblume, die wir die schönste Blume nennen würden, wüchse sie nicht überall, zwischen Scherben selbst und Schutt. Unser Dichter hat sich die Augen für die Schönheiten auch dieser gemeinen Blume offen gehalten. Er widmet ihr ein sinniges Kapitel: Die aller schönste Blume<sup>1)</sup>, die, ein „winziges Abbild der Sonne“, es ihm angetan hat „mit dem tiefen Duftengold ihrer Blüte“. Überhaupt liebt Löns besonders die Blüten mit vollen, grellen Farben, die im Sonnenlicht aufglänzen. Dazu kommt seine Vorliebe für Gold und Silber. Unter den Verben, mit denen er diese Farben malt, kommen am häufigsten vor leuchten, funkeln, glänzen, blitzen, erglühen, brennen, schimmern usw. Dieses Gefunkel verstärkt er gern durch hin- und herfliegende Insekten und den Schimmer von allerhand Gewässern. Ein Beispiel mag hier stehen<sup>2)</sup>: Als gestern abend die Sonne beim Abschied aus all den roten Blütenrispen (des roten Singerhutes) glühende Sackeln machte und aus dem ganzen weiten Hai eine siebenfach geteilte Feuerflut, da erhob meine Seele einen Lobgesang. . . . Aber ist es nicht der Singerhut, der sie das Träumen lehrt, so ist es das taubeperlte, goldrot schimmernde Gras, und ist es dieses nicht, das sie ablenkt, so die hohen blauen oder weißen Glockenblumen, die stolzen Goldbruten, die Himbeeren, die überall aus dem Grün funkeln, oder die alten Eichenstümpfe, die wie blankes Silber leuchten, das Geschwirr der blühenden Fliegen, das Gefirre glitzernder Libellen, . . . das meinen Willen lähmt".<sup>3)</sup> Er sieht, eine gewiß nicht allgemeine Beobachtung, daß ein silberschimmerndes Gewässer unter den Strahlen der Abendsonne golden erglänzt. Neben den vollen und grellen Farben kommen verhältnismäßig selten zarte oder abgetönte vor oder Farbmischungen, doch ist er auch ein Meister in der Schilderung von Dämmerungserscheinungen und Sonnenauf- und -untergängen.<sup>4)</sup> Die wichtigste Rolle in der Löns'schen Landschaft spielen bei dem waidfrohen und waidgerechten Dichter die Tiere. Was da kreucht und fliegt, erregt seine Aufmerksamkeit und wird einer liebevollen und genauen Betrachtung und Schilderung unterzogen, von der Ameise und häßlichen Blindfliege bis hinauf zum „hochgeweihten" und zum edlen Falken und Adler. Neben dem Jagdwild liebt Löns am meisten die Vögel. Und wie anmutig und reich weiß er sie zu schildern! Für dieses Kapitel seiner Kunst gilt ganz besonders, was weiter unten genauer dargetan werden wird: die Treffsicherheit seiner Worte und der Reichtum seiner

1) Da draußen vor dem Tore.

2) Heidebilder 162ff. S. auch oben.

3) Wildbahn 43.

4) Wildbahn 172, 187 u. a. a. O., vor allem auch Um die Ulenflucht. Braunes Buch.

Naturkenntnis. Dabei entfaltet er uns in zwangloser und höchst anziehender Weise die Geschichte der Tier- und Pflanzenwelt der Heide. Die sogenannte Reliktenflora und -fauna (Löns selber gebraucht diese wissenschaftlichen Ausdrücke nie) wird ihm der äußere Anlaß hierzu: etwa die Blaurade oder der Schwarzjitorch oder ein vom Dampfpfluge aufgeworfener Eichenstumpf.<sup>1)</sup> Auch die Bewohner der Heide vergiftet er nicht. Das zähe, schweigsame, hellblonde, hochgewachsene Niedersachsengeschlecht ist ihm ans Herz gewachsen, er versteht und liebt die Heidjer, und so lassen sie ihn denn auch mehr als einen anderen einen Blick in ihre verschlossene, aber reiche Gefühls- und Gedankenwelt tun. Große zusammenhängende Dörfer fehlen der Heide zwar nicht gänzlich, aber im allgemeinen liebt der niedersächsische Bauer den Einzelhof mit seiner Abgeschlossenheit und Einsamkeit. Deshalb schildert uns denn Löns auch selten eine größere Gemeinschaft wie z. B. beim Tanze oder bei einer Feuerbrunst, er zieht den Einzelmenschen vor. Und da gelingen ihm prächtige Typen wie der alte Schnudenschäfer<sup>2)</sup>, der in seinem ganzen Leben nur zweimal in der Stadt gewesen ist, der philosophierende Köhler<sup>3)</sup>, der verbummelte Student, den unbändige Freiheitsliebe zum Kliepenklau<sup>4)</sup> gemacht hat. Seine beste Gestalt aber ist der Kolon Johannes Reimer, der allgemein Jan Torf<sup>5)</sup> genannt wird. Er ist ins Moor gegangen trotz aller Warnungen, um es urbar zu machen. Es ist ihm nach unsäglichlicher Mühe und nach manchem Fehlschlage gelungen, dank seines und seiner Frau Geesche unermüdlischen Fleißes. An ihm zeigt Löns in unübertrefflicher Weise die Eigenart der Niedersachsen, die er im Worte „Bauernkultur“ zusammenfaßt. Prächtig ist die Verlobung Jans mit Geesche geschildert: „So viel hab ich nun, Geesche. Wieniel haft du? Das Mädchen holte ihr Buch, rechnete zusammen, dann zählte Jan ihr Geld zu dem seinen und fragte weiter, indem er mit seiner großen Hand nach dem Moore wies: 'Ich habe mir da oben eine Stelle ausgesucht und da will ich Kolon werden. Willste mit, Geesche?' Sie überlegte einen Augenblick, dann sagte sie: 'Ja, Jan, das will ich'. Das war die Verlobung.“

Ein Mann, der scharf und sicher beobachtet wie unser Dichter, der allen Dingen auf den Grund zu gehen gewohnt ist, muß notgedrungen fast auf die Geschichte hingeführt werden, die alles besser verstehen lehrt. Galt das schon, wie wir oben sahen, von der Tier- und Pflanzenwelt, so muß es in noch stärkerem Maße von der Menschenwelt gelten. Von den Zeiten des mongoloiden Sinnen und des germanischen Einwanderers hören und sehen wir, von den Einbrüchen der Römer und dem Siegeszuge des großen Karl, von den greuelvollen Tagen des 30 jährigen Krieges. Selten ist, um nur eine Geschichte herauszuheben, die Hinrichtung der 4500 Sachsen an der Aller so ergreifend geschildert worden wie wir sie mit den Augen des plastisch geschilderten Spielmannes Rente sehen. (In Mein braunes Buch.) Und wie wenig geschichtliche Romane der letzten Jahrzehnte unseres Schrifttums können sich an Form und Inhalt vergleichen mit dem Lönschen Werwolf, der Heidechronik des Geschlechtes der Wulfsbauern und ihrer Heimat aus dem 30 jährigen Kriege. „Wir haben die Sentimentalität verlernt“ wäre der eine Leitspruch für dieses prächtige Buch, der andere könnte lauten: Des deutschen Bauern Hochgefang, um das in der jetzigen Zeit beinahe anrüchig gewordene Bauern „Kultur“ zu vermeiden.

1) Der Dampfpflug: Heidebilder.

2) Jörn in Mein braunes Buch.

3) 4) 5) in Heidebilder.

Bei seinem Verkehr mit den Heidjern und bei seiner Beschäftigung mit ihrer Geschichte ist Löns auch auf die Sagen und Märchen und Spukgeschichten gestoßen. Er war wie kaum ein anderer dazu berufen, diesen unbekanntem Schatz zu heben. Wodan und Frigga leben noch, Elfen und Zwerge wie Puck Kraißenfoot<sup>1)</sup> treiben noch ihr Wesen in der Heide. Auch von spukenden Wilddieben<sup>2)</sup>, den verwunschenen Tanzjungfern<sup>3)</sup> erzählt er uns und von anderem mehr. Das Volk hat all die unheimlichen Erscheinungen der Heide und des Moores, den schwarzen Pump, das Heidefeuer, den Sturm usw. symbolisiert und Löns vermag die Symbole nachzuempfinden und nachzudichten. An Stimmungen wiegen bei Löns zwei vor: beschauliche tiefe Freude und selbstquälerische Schwermut. Er ist eine Faustnatur, ein echt deutsches Gemüt, das mit allen Kräften seiner reichen Seele nach dem inneren Frieden ringt. Dieses Ringen symbolisiert sich in der Natur am schönsten in den Sonnenauf- und -untergängen, und so liebt er denn auch sie ganz besonders. In der Darstellung der Ruhe<sup>4)</sup> gibt er Meister Stifter nichts nach. Die Jagd ist für ihn letzten Grundes nur ein Ausdruck, ein Bild dieses Mühens.

Die Kunstmittel, deren sich Löns bedient, sind einfach, aber ausdrucks- und eindrudsvoll. Von ihm selber gelten die Worte aus seinem Roman: Dahinten in der Heide: „Seine Sprache ist rein und klar, wie die Luft in der Heide; da stäubt kein überflüssiges Wort, da fliegt kein falscher Ausdruck. Sein Satzbau ist von jener Natürlichkeit, die so schwer zu treffen ist, und seine Bilder sind ungesucht und neu.“ Sein Stil ist einfach und durchsichtig, seine Sätze enthalten ganz selten längere Perioden, schlicht und einfach sind sie gebaut, zweiteilige, gleichgeordnete wiegen vor. Neue Worte prägt er nicht oft, aber seine Neuschöpfungen sind stets gelungen. Hier seien nur Bergwaldeinsamkeit, Lerchenliederlachen, Steintrümmereinsamkeit und Flammenblütenpracht erwähnt. Obwohl er Jäger ist, enthält er sich doch nach Kräften des „Jägerlateins“, die vorkommenden Sachausdrücke sind auch dem Laien ohne weiteres verständlich. Viel niederdeutsches Sprachgut findet sich bei ihm, dem Heimatsdichter. Sein Hauptkunstmittel neben dem Adjektiv ist das Verbum. Mit großer Sicherheit trifft er das Wort, das das Geschaute genau, knapp, schlagend wiedergibt. In der Genauigkeit vor allem liegt seine Stärke und sein Reichtum. Wie heißt es bei ihm: ein Vogel fliegt oder singt, sondern eine seltene Kenntnis und Vertrautheit mit der ihn umgebenden Welt setzt ihn instand, ihn bei seinem Namen zu nennen, seinen Gesang, seinen Flug, seine Bewegungen zu charakterisieren. Für diesen seinen geradezu unerschöpflichen Reichtum mag hier eine Reihe von Beispielen stehen, die den ersten dreißig Seiten seines Bunten Buches entnommen sind: Der Wanderfalk schwebt, der Bussard streicht heran, Krähen schwingen sich ein, der Brachvogel schnellst in wundervollem Bogen, der Weih kommt angeschaukelt, der Fiskadler rudert, klatschend steigt der Ringeltauber, Drosseln huschen durch das Laub, Krähen stieben ab, der Gabelweih segelt, der Häher tanzt, die Schwalben fahren dahin. Durch diese Häufung der Verben gelingt ihm die Darstellung der Fülle, wie z. B. des Vorkommens des Löwenjähns. (Die aller schönste Blume, auch a. a. O.) oder einer schnellen Bewegung: „Ein großer rostbrauner Falter segt mit wildem Zickzackfluge über das leuchtende Bidbeergrün, hastet zwischen den rotstimmernenden Stämmen hindurch, saust über

1) Heidebilder.

2) Mein braunes Buch.

3) ebenda. ♣

4) Braunes Buch 146ff.



das schattige Gestell, taumelt an den Birken vorbei und verschwindet".<sup>1)</sup> Die Tiere erscheinen häufig individualisiert, indem ihnen der Dichter gern individuelle Namen gibt, mit Vorliebe humoristisch gefärbte, man denke nur an die Namen der Hasen und Kaninchen! Die Tiere spielen bei Löns eine ganz andere Rolle als in der Tier- sage, wo sie lediglich verkappte Menschen mit menschlichen Regungen sind: er versteht sich meisterhaft in die Seele der Tiere, wie es etwa E. S. Thompson und Bronsart v. Schellendorf tun. Wir sehen gewissermaßen aus der Seele der Tiere heraus die Begebenheiten.

Dem Humor ist unser Dichter überhaupt sehr zugetan, jenem echt niederdeutschen Humor, dem ein bißchen Schadenfreude beigemischt ist und dem jägerhafte Derbheit nicht fehlt. Kabinettsstückchen aus der großen Anzahl seiner humoristischen Erzählungen sind Mümmelmann, der zweedmäßige Meier, das Hauptschwein, Böbchen, Jakob u. a. m.

Besondere Meisterschaft beweist Löns in seinen Bildern. Stets sind sie neu, anschaulich, frisch, scharf, treffend. Vom Wind kennen wir eine unzählige Menge von Personifikationen, man möchte fast meinen, daß neue nicht mehr gebracht werden könnten. Lesen wir aber Löns, dann werden wir eines Besseren belehrt: die sprachliche Schatzkammer des wahren Dichters ist eben unerschöpflich.<sup>2)</sup> Die Zahl solcher schönen Bilder ließe sich leicht vermehren.<sup>3)</sup>

Ein weiteres Stilmittel Löns' ist die Lautmalerei und der Stabreim. Häufig finden sich beide nebeneinander, eins das andere unterstützend, sich häufig nicht nur auf einzelne Worte, sondern auf ganze Satzteile erstreckend. Beispiele dafür sind aus der großen Menge: Rohr und Risch; warmes, weiches Wort; bachblumenblau; das Geschmeiß singt und summt, flittert und flattert; die Zeiten sind schlecht und die Tage sind schlimm; es trachten die Ärte und knirschten die Sägen, überall raschelt und rispelt es verstoßen, knickt und knackt es schüchtern, was die Sonne bannte und der Tag band. . . .

So erreicht er das höchste Ziel der Naturschilderung: mit den geringsten Mitteln möglichst viel zu sagen. „Diese Ökonomie bedeutet nicht allein die Konzentration der Aufmerksamkeit des Hörers oder Lesers, sondern kann auch nur aus der geistigen Vertiefung des Schöpfers dieser Schilderungen selbst hervorgehen“ sagt einmal kein Geringerer als Friedrich Raßel.

Neue Wege hat Löns also nicht gerade gewiesen, aber er hat gezeigt, was sich auf längst ausgetreten geglaubten erreichen läßt, wenn man der großen Lehrmeisterin Natur getreulich folgt und künstlerische Ziele nicht aus den Augen läßt. Mit anderen Worten könnte man die Kunst Löns' einen realen Idealismus oder idealen Realismus nennen, wie ihn die Besten unseres Schrifttums vertreten. Sein Weg hat stets nach oben geführt, wenn man von dem „Artistenroman“: Das zweite Gesicht absieht. Jedes neue Werk war ein Zeuge seiner Dervollkommnung. So konnte er von sich getrost sagen: „Ich träume von den Tagen, die noch kommen werden“. Sie sind ihm nicht geworden. Er hat ein Ende gefunden, wie er es sich selber einmal gewünscht: Ich will leben und kämpfen, lieben und hassen, bis zu meinem letzten Atemzuge will ich das.

1) Buntes Buch 103ff.

2) Wildbahn 195.

3) J. B. Das Bild des roten Hahnes. Braunes Buch 94 und Das zweite Gesicht, Anfang.

Alles, nur kein geruhiges Leben soll mir beschied sein, und den Abschluß hätte ich gern unter Donner und Blitz“<sup>1)</sup>. Im Schützengraben bei Noyon ist am 16. September 1914 der 48 jährige Kriegsfreiwillige Löns gefallen, für sein Vaterland und seine Heide. Ein Denkmal aber wird ihm erstehen, wie es für ihn nicht besser gedacht werden kann: ein Naturschutzpark in der Lüneburger Heide, der seinen Namen tragen soll.

## Das Schöpferische in der Sprache.

Von Franz Seib in Rosenheim.

Die Sprache an sich, als äußere Erscheinung, ist nichts Selbständiges, in sich Ganzes, sie ist Form. — Form ohne Stoff ist, wie in jedem Fall, auch hier undenkbar. Die Form kann nur am Stoff und mit dem Stoff leben, dessen Dasein Bedingung für das ihre ist. Die Form ist nur eine der wahrnehmbaren Äußerungen des Stoffes, eine seiner sinnlichen Bestimmtheiten, mit deren Hilfe er in die Erscheinung tritt. So lebt auch die Sprache als Form von ihrem Stoff. Ihr Stoff ist dasjenige, was man ihren „Inhalt“ heißt. Man versuche sich Sprache ohne Inhalt vorzustellen. Es kann dabei ein Zweifaches entstehen: eine Aneinanderreihung von Lauten, deren Zusammenfassung keinen Sinn gibt — oder eine Aneinanderreihung von Wörtern, von denen zwar jedes für sich seinen Sinn hat, deren Zusammenfassung aber ebenfalls sinnlos bleibt. Es muß also ein zweifacher Inhalt vorhanden sein: jener, durch dessen Befehl die Aneinanderreihung der letzten Elemente, der Laute, zum Worte sich vollzieht — und jener höhere, der die Aneinanderreihung der Wörter befiehlt. Der Inhalt im ersteren, einfacheren Fall ist für jedes Begriffswort feststehend, ist dasjenige, was wir die Wortbedeutung heißen. Die Form, die durch diesen Inhalt entsteht, ist fest; Schwankungen, Dehnungen, Verschiedenheiten nicht unterworfen; sie ist mit festgeprägten Marken und Münzen vergleichbar. Das so entstehende Einzelwort aber ist noch nicht Sprache. Diese entsteht vielmehr erst durch den Inhalt in dem zweiten, höheren Fall. Dieser Inhalt — der Inhalt der Sprache — ist das Gedankliche, das ausgedrückt werden soll. Das „Gedankliche“ ist nicht allein das nur Verstandesmäßige, sondern alles Geistige, das Seelische überhaupt. Es ergibt sich daher die eine Umschreibung des Wesens der Sprache: Sprache ist der Ausdruck des Seelischen.

Zunächst aber, bei ihrem ersten Anblick, zeigt sich die Sprache nur verstandesmäßig, nur begrifflich. Auf dieser ersten Stufe ist sie nichts als Ausdruck von Begrifflichem. Ihr Inhalt aber auch auf dieser ersten Stufe sind nicht die einzelnen Begriffe, sondern das zwischen den Begriffen Schwebende: die Beziehungen zwischen den Begriffen. Diese Beziehungen sind unendlich mannigfaltig und darum hat die Sprache innerhalb des Bereichs dieser Stufe Unendlichkeit. — Ohne diesen Inhalt aber kann sie nicht sein. Gehe man, um zu veranschaulichen, vom einfachsten Beispiel aus, indem man sich zwei Begriffe denke, etwa „Baum“ und „hoch“. Die beiden Begriffswörter stehen ohne jedes Verhältnis zueinander und bilden darum nicht Sprache. In ein solches treten sie und Sprache werden sie erst, wenn wir die Begriffe in Be-

1) Wildbahn 206 und 79; Mein braunes Buch 246ff.

ziehung zueinander sehen, und das kann erst geschehen, wenn vorher ein Inhalt da ist, der diese Begriffsbeziehung befiehlt: „der Baum ist hoch“. Dasjenige also, dem alles andere gehorcht und das vor allem anderen da sein muß, ist der Inhalt: die Beziehung der Begriffe zueinander.

In diesem Beispiel liegt eine sehr einfache Beziehung der Begriffe vor, die von Subjekt und Prädikat. Damit betreten wir das Gebiet des Sprachgesetzlichen. Die Grammatik kennt außer dieser allereinfachsten Beziehung noch die des Objekts und des vierfachen Umstands mit seinen Unterarten zunächst zum Prädikat, wobei aber auch das Subjekt nicht außer Beziehung bleibt. Außerdem kennt sie noch das Attribut, das mit dem Substantivbegriff in Beziehung tritt. Wir stoßen also hier auf Gesetze, welche die Formung des Inhalts, also die Sprache zu beherrschen scheinen, so daß die Oberherrschaft des Inhalts fraglich erscheint. Sie wäre fraglich, wenn diese Gesetze von irgendeiner dritten, außenstehenden Seite gegeben worden wären. Aber sie sind überhaupt nicht gegeben, sie sind nur aus der Wirklichkeit der Sprache herausgezogen: weil der Inhalt, das ist die Beziehungen der Begriffe, unzähligmal so sich darstellte, hat man die immer wiederkehrenden Arten der Beziehungen in ihrer Gleichförmigkeit erkannt und zu „Gesetzen“ erhoben. So stellen sich die Sprachgesetze, soweit sie Beziehungen der Begriffe zueinander regeln, nicht als Befehle dar, die gebieten: nach unserem Willen muß getan werden, sondern als Dokumente, die aussagen, was von jeher geschah. So wird die gestaltende Herrschaft des Inhalts der Sprache über ihre Form durch sie nicht beeinträchtigt.

Diese erste Stufe, der Ausdruck der Beziehungen, die zwischen den Begriffen schweben, bildet das Fundament für Höheres. („Erste Stufe“ gilt natürlich nicht in dem Sinn der historischen Entstehung der Sprache, sondern in dem einer Zerlegung ihrer Struktur.) Auf dieser Grundlage erhebt sich die Sprache zu ihrer höheren Stufe: sie wird Ausdruck des Überbegrifflichen, des Gefühlsmäßigen. Hier aber steht ihr nicht eine Unendlichkeit des Ausdrucksvermögens offen, wie auf der Stufe des Begrifflichen, sondern es machen sich überall Schranken und Einengungen fühlbar, und jeder gelungene Ausdruck, der über das Begriffliche hinausgeht, entstand im Ringen gegen diese Schranken. Weil nun der Vorrat der Sprache, wie er auf der Stufe des Begrifflichen ausgebreitet liegt, kein Mittel darbietet, mit dessen Hilfe man über diese Schranken sehen könnte, muß sich mit dem vorgefundenen Mittel ein aus dem Innern hergeholtes Neues verbinden, das dem vorgefundenen Mittel die Kraft gibt, mehr zu erreichen, als es von sich selbst aus kann. Das heißt: jeder gelungene Ausdruck von Überbegrifflichem ist nur durch die Kraft eines schöpferischen Aktes gelungen. Man lese etwa, um die Beengung zu fühlen, mit welcher die Sprache in die Schranken des Begrifflichen eingeschlossen ist, Briefe von Musikern. Immer neu wiederholt sich die Klage: „Könnte ich dir das in Tönen sagen!“ — die Sprache ist hart, zu unfügsam zum überbegrifflichen Ausdruck, infolge ihrer Begrifflichkeit zerstückt, zersplittert sie den überbegrifflichen Ausdruck. Daß diese Klagen gerade von Musikern kommen, ist zugleich begreiflich und aufschlußreich. Der Musiker ist gewöhnt, sich mit den unbeschränkten Mitteln seiner Kunst auszudrücken, kein Hasten am Begrifflichen hemmt ihn da, er steht von vornherein in jener Sphäre, in welche die Sprache erst hineingesteigert werden muß, soll sie dem Ausdruck von Überbegrifflichem dienen.

Wie geschieht das überhaupt?

Ein Mittel dazu ist die Ausnützung des Festigkeitsmangels der Wortinhalte. Es ist notwendig, nochmal auf die Bemerkung über die Festigkeit der Wortinhalte zurückzukommen. Diese Festigkeit gilt nur für das losgelöste Einzelwort. Sobald die Wortinhalte in Beziehung zueinander treten, wirken sie verändernd aufeinander ein. Wiederum ein einfaches Beispiel: der Wortinhalt „lieben“: er liegt fest, ließe sich etwa umschreiben: ein anderes Wesen in sein eigenes Innere einschließen; sobald aber der Wortinhalt in Beziehung tritt zu anderen, findet eine Unterscheidung, Ausgestaltung, Verfeinerung des Wortinhalts statt. So bedeutet das eine gleiche Wort „lieben“ etwas ganz anderes, wenn es der Liebende zur Geliebten spricht — wenn wir es gebrauchen für die Anteilnahme, am Geschick des Armen — des von einem Schicksal Getroffenen — für die Teilnahme am Leben des Menschen im allgemeinen, als unseres „Nächsten“ — für unser Verhältnis zu Gott. Die Anwendung und Ausnützung dieser Verästelung der Wortinhalte ist ein Mittel des Ausdrucks, der Überbegriffliches geben will.

Zur Veranschaulichung ein Gedicht Eichendorffs, das voll ist von solchen Ausdrucksmitteln:

Schweigt der Menschen laute Lust:  
Rauscht die Erde wie in Träumen  
Wunderbar mit allen Bäumen,  
Was dem Herzen kaum bewußt,  
Alte Zeiten, linder Trauer  
Und es schweifen leise Schauer  
Wetterleuchtend durch die Brust.

Die Inhalte der unterstrichenen Wörter sind alle durch eine besondere, mit feinem Gefühl aufgespürte Beziehung zwischen ihnen bestimmt gemacht, verschärft, gleichsam zugespitzt und die Schärfe und Einmaligkeit, die sie so empfangen, ist entschlossen zum Ausdruck benützt.

Das „wetterleuchtend“ der letzten Zeile führt zu einer anderen Art von Ausdrucksmitteln des Überbegrifflichen und gehört ihr schon an. Diese Art besteht in der Benützung einer Anschaulichkeit (nicht nur im Bereich des Auges, sondern aller Sinne) aus dem Reich des Begrifflichen zu überbegrifflichem Ausdruck. An die Neubelebung der Anschaulichkeit in der Phantasie knüpft sich ein Gefühl, das ins Überbegriffliche weist.

Zur Veranschaulichung:

Gelassen stieg die Nacht ans Land. (Mörke)  
Auf allen Gräbern fror das Wort: Gewesen. (Liliencron)  
Kein Schlaf noch fühlt das Auge mir. (Mörke)  
Das Lächeln blühte auf der Wange. (Schiller)  
Kalt frißt sich mir das Stahlgefühl ins Mark. (Dehmel)  
Und fühlte deinen Atem flehn  
und deine Augen nach mir schrein. (Dehmel)

Überall findet hier eine Herübernahme des Wortinhalts aus dem Begrifflichen ins Überbegriffliche und infolge davon eine Belebung und Verstärkung des Ausdrucks statt. Sie kommt dadurch zustande, daß durch diese Herübernahme jedes Wort einen Gefühlston zu seinem Inhalt erhält, der ihm auf der Stufe des Begrifflichen fehlt. Auf dieser ersten Stufe sind die Wörter gewissermaßen Urkunden, sachlich, ohne daß ein Gefühlston mitflänge: „frißt“ (aus dem vorletzten Beispiel oben): etwa das Tier

frißt, wobei die Nahrung langsam weniger wird, es frißt sich langsam in den Vorratshäufen hinein — das ist die sachliche Beurkundung —, „kalt frißt sich mir das Stahlgefühl ins Mark“ (der Einsame hat seine heiße Stirn auf die Eisenbahnschiene gelegt und will sich überfahren lassen): man fühlt bei dieser erhöhten Anwendung des Wortes den Schauer mit, das schmerzhaftes Vordringen des Kältegefühls ins Innere, es muß sich langsam, gleichsam Zahnrieb nach Zahnrieb seinen Weg hineinbahnen unter immer erneuten Schauern. — Man fühle die oben angeführten Beispiele auf diese gefühlsmäßige Verlebendigung der Wortinhalte hin durch! Sie ist überall da.

Ein Doppeltes ist allen Mitteln, den Ausdruck zu steigern, gemeinsam: ein aus dem eigenen Innern kommendes Moment muß sich mit dem überlieferten Wort verschmelzen — und es muß vorher ein Erlebnis dagewesen sein, das die Fülle schuf, aus der dieses erhöhende Moment stammt.

Es hat sich gezeigt, daß die Sprache auf allen Stufen und in allen Formen von ihrem Inhalt abhängig ist und von ihm gebildet wird. Sie ist nur eine der wahrnehmbaren Eigenschaften dieses Inhalts und somit selbst ein Teil seines Wesens und anderen rein geistig bleibenden Eigenschaften dieses Wesens gleichgeordnet. Diese enge Verbindung — ja mehr: diese organische Zusammengehörigkeit bildet die Grundlage für die pädagogische Nutzbarmachung der Sprachprobleme.

Wenn die Sprache zum Wesen des Inhalts gehört, ein Teil von diesem Wesen selber ist, so folgt daraus, daß Erweiterung, Erhöhung, Stärkung dieses Inhalts zugleich und selbsttätig, ohne weitere Anstalt, der Sprache zugute kommen muß: Inhaltsbildung ist Formbildung: Inhaltsbildung ist Sprachbildung.

Wenn die Sprache Form, Ausdruck ist, so kann sie kein selbständiges Leben führen, denn Form ohne Inhalt ist nicht denkbar; ihr Leben kommt von dem des Inhalts. Von dem Augenblick an erst, in dem der Inhalt ins Leben tritt, ist die Möglichkeit eines Daseins für die Form gegeben.

Dieser „Inhalt“ (oben das Seelische genannt) aber ist nichts anderes als die geistige (die verstandes- und gefühlsmäßige) Kraft; daraus folgt: Kraftbildung ist Formbildung.

Je mehr innere Kraft gebildet wird, desto stärker wird die Ausdruckskraft. Sie wächst von selbst mit der inneren Kraft. Eine Frage ist allerdings, ob beide Kräfte nebeneinanderherlaufend gleich wachsen; doch wenn eine die andere überholen kann, so ist das die innere Kraft. Die Sprache, der Ausdruck kann nie dem Kraftwachstum vorausgebildet werden, er kann nicht ins Leere vorauschießen, denn er ist abhängig. Erst Kraft kann sich ihren Ausdruck schaffen: Kraftbildung ist Sprachbildung.

Aber — nun erhebt sich die Frage, die längst über all diesem schwebte:

Wenn auch die Sprache Ausdruck ist, so hat doch jeder Ausdruck auch seine Technik. Und Technik ist für sich erlernbar. Technik des Ausdrucks ist eben die Sprache. Darum gibt es eine selbständige von der Inhaltsbildung losgetrennte Sprachbildung.

Es ist nötig, zu untersuchen, was Technik ist. Sie dient dazu, das Ursprüngliche, das Seelische auszudrücken, sie ist die Hilfe und das Mittel zum Ausdruck, die Brücke, welche den Weg von innen nach außen möglich macht. — Also ist Sprachbildung im Sinne einer Aneignung der Technik möglich?

Sehen wir zu. — Es gibt offenbar eine doppelte Art der Technik. Es sei hier zur Veranschaulichung aufs Gebiet des musikalischen Ausdrucks hinübergegriffen. Der

schöpferische Musiker braucht und hat seine Technik, und der Vermittler der geschaffenen Werke, der Virtuose hat sie. Es ist bei beiden scheinbar die gleiche Technik und doch ist sie es nicht; die Technik des Schöpfers ist nicht selbständig, sie ist ein Teil seines Werkes, sie entsteht von selbst mit diesem. Er kann sie gar nicht ablösen, könnte er es, so hörte er auf Schöpfer zu sein. Seine Technik, die Art, wie er seinen Inhalt ausdrückt, ist in einem Schöpfungsakt mit diesem Inhalt so zusammengewachsen, daß „Wie“ und „Was“ eins werden. Es mag wohl seine Technik langsam wachsen, sich im Lauf der Zeit auch ändern, aber diese Änderung der Ausdrucksmittel kommt vom Inhalt her. Stärker gefühlter, neu empfundener Inhalt schafft einen neuen Ausdruck. Im Ringen um den Ausdruck wird sich natürlich im Lauf der Zeit eine gewisse Freiheit der Technik einstellen, aber jedes Hinausrücken der Schranken geschieht infolge eines schöpferischen Aktes: der Inhalt mußte sich immer mehr und neue Äußerungsmöglichkeiten schaffen, und so wurde die Technik erweitert, denn die neue Erfahrung blieb natürlich und das Neugelernnte auch sonst anwendbar; die neue Erfahrung aber wäre nicht gemacht worden, wenn der Inhalt nicht nach Ausdruck gestrebt hätte. So stellt sich die Technik des Schöpfers dar als Anwendung der Summe von Erfahrungen, welche die schöpferischen Akte nach der Seite der Ausdrucksmöglichkeit hin zurückließen. Sie ist daher genau so seelisch durchdrungen wie der Inhalt selbst, sie ist ein Teil des seelischen Schöpfungswerkes. Und wenn man Technik nur als das Mittel des Ausdrucks von Seelischem ansieht und demgemäß als ein Wesensmerkmal ihre Seelenlosigkeit betrachtet, so hat der Schöpfer überhaupt keine Technik.

Der Virtuose braucht und hat Technik in diesem Sinn. Er muß „seelenlose“, besser seelenfreie Technik haben, Technik an sich. Denn er tritt ans geschaffene Werk heran. Er geht von außen nach innen, nicht wie der Schöpfer von innen nach außen. Schöpferische Akte hat er nicht zu vollbringen (etwas ganz anderes ist das, daß er nicht gefühllos sein darf). Darum ist seine Technik selbständig, frei, nicht durch schöpferische Akte entstanden, sondern bewußt angeeignet. Sie ist nicht entstanden, sondern erlernt. Er allein hat eigentlich Technik.

Im Wesen treffen die gleichen Verhältnisse für das Gebiet des sprachlichen Ausdrucks zu. Doch ist hier das Gebiet des Schöpferischen viel umfangreicher. Das Schöpferische trägt hier nicht den Charakter des Außerordentlichen, sondern es ist Angelegenheit des täglichen Lebens. Es tritt jedesmal ein, wenn die Sprache sich im Ausdruck über die Stufe des Begrifflichen hebt, das heißt, wenn die Notwendigkeit eintritt, Überbegriffliches auszudrücken. Gelegenheit und Zahl dieser Möglichkeiten sind unendlich. Es ist der innere Antrieb da, und er ist vor die Notwendigkeit gestellt, sich auszudrücken. Die Wesensgleichheit des Vorgangs, der hierbei stattfinden muß, mit dem, der oben als „Schöpfung“ beschrieben wurde, fällt auf. Es ist der Weg von innen nach außen. In gleicher Weise gilt die Ähnlichkeit von der „Technik“. Sprache ist bei diesem Ausdruck nicht Technik, sondern sie ist seelisch durchströmt, sie ist ein Teil des Schöpfungsaktes. Selbstverständlich wird sich im Lauf der Zeit eine Fertigkeit im Ausdruck einstellen, aber sie ist nicht auf dem Weg toter Anhäufung entstanden, sondern sie ist belebt: in ihrem jeweiligen Stande ist die Summe aller früheren Höchststände nicht nur vorhanden, sondern lebendig tätig. Der letzte Höchststand wurde nicht etwa erreicht, indem man Stein auf Stein legte, sondern die

lebendige Kraft der ersten und zweiten und jeder folgenden Stufe ist in die höchste heraufgestiegen und in ihr immer noch tätig.

Hier sind wir an dem eigentlichen Wesenspunkt angelangt, der die Bildungskraft enthält, die im Sprachunterricht tätig gemacht werden kann. Denn es zeigt sich, daß jede Bildungsarbeit, die der Sprache dienen will, Innenarbeit sein muß. Technik ist die Sprache nur, solange sie sich nicht über die Stufe des Begrifflichen erhebt. Diese Technik muß wie jede andere erlernt, in äußerlicher Arbeit angeeignet werden. Aber diese Erlernung vollzieht sich zu ihrem größten Teil rein selbsttätig. Indem der junge Mensch unter Sprechenden aufwächst, eignet er sich diesen Teil der Sprache von seiner Umgebung an. Dieses Aneignen ist eine Summierung im Sinn von toter Anhäufung. Das angehäuften Material ist tot: es kann nur in der gleichen Weise und im gleichen Sinn, in dem es angeeignet wurde, immer wieder verwendet werden. Es ist äußerliche Arbeit, die das Innere nicht beschäftigt und die darum nicht bildet. Auf dieser Grundlage erhebt sich dann die eigentliche Bildungsarbeit.

Ihr Kernpunkt ist die enge Verbindung, das Einssein von Seelischem und Sprachlichem. Wenn vorhin gesagt wurde: Kraftbildung ist Sprachbildung, so ist ebenso richtig: Sprachbildung ist Kraftbildung.

Denn man kann an das Innere auf gar keinem anderen Weg in ergiebiger Weise herankommen als auf dem der Sprache. Das Sprachliche und das Seelische sind eng aneinander gebunden. Die Sprache ist wie eine riesenhafte Schatzkammer, in der das Geistige der Arbeit, des Erlebens, der Entwicklung, welche die Reihe der Geschlechter herauf stattfand, aufbewahrt ist. Darum ist Sprachunterricht nichts anderes als ein Öffnen dieser Schatzkammer und ein Hineinführen in sie.

Ein großer Kreislauf rundet sich hier: Wenn Kraftbildung zugleich Sprachbildung ist, so ist eben diese Kraftbildung nur auf dem Weg der Sprachbildung zu erreichen. Sprachbildung heißt hier nichts anderes als die zahllosen schöpferischen Akte, infolge deren die Sprache, so wie sie jetzt vor uns liegt, geworden ist, rückwärts schreitend noch einmal zu erreichen und wieder aufleben zu lassen. Es ist notwendig, die einzelnen schöpferischen Akte aus ihrer Versteinerung zu lösen, die in dem von ihnen geschaffenen Ausdruck daliegt, die Kraft zu erwecken und fühlbar zu machen, die in der Versteinerung eingeschlossen ist. Es ist notwendig, das, was nach dem Schillerwort in der Sprache für uns „dichtet und denkt“, aus der Sprache zu lösen, diese dichtende und denkende Kraft herauszuschälen und sich ihrer fühlend bewußt zu werden. Es ist notwendig, möglichst viel aus dem Riesenvorrat, in dem die Kräfte von vielen Geschlechtern aufgespeichert sind, wieder für sich herauszunehmen und in sich selbst zurückzuleiten.

So schließt sich der große Kreislauf: Kraftbildung ist Sprachbildung. Sprachbildung ist Kraftbildung.

## Unterhändler.

Von Otto Behaghel in Gießen.

Es ist wohl nicht allgemein bekannt, daß bei dem Worte Unterhändler im Sinne von Vermittler zwei Betonungsweisen nebeneinander hergehen. Die eine legt den Hauptton auf den zweiten Teil des Wortes, also Unterhändler. Sie wird durch die Wörterbücher von Adelung und Campe bezeugt; sie findet in der Gegenwart ihre Vertretung in dem deutsch-französischen Wörterbuch von Sachs-Dillate, und ich habe sie von Rheinländern und Norddeutschen anwenden hören. Die andere betont den Eingang des Wortes, also Unterhändler. Sie tritt im Wörterbuch von Heinsius auf; sie wird von Duden und Vietor als die einzige gebucht und war bis lange Zeit die einzige mir persönlich bekannte. In Wulfings Neubearbeitung von Sanders' Handwörterbuch wird über unser Wort ausgesagt: „jetzt meist Unterhändler betont“; „jetzt aber gewöhnlich auf der ersten Silbe betont“, heißt es in Pauls deutschem Wörterbuch.

Demnach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Betonung auf der ersten Silbe heute die herrschende ist. Aber wie ist nun dieses seltsame Nebeneinander zu beurteilen?

Wer Unterhändler spricht, wird sagen, das Wort sei ja von unterhändler abgeleitet, und folglich sei die Betonung Unterhändler die einzig naturgemäße, wie es auch Unterhändler heiße, nicht Unterhändler. Demgegenüber könnten die anderen geltend machen, daß die Betonung des abgeleiteten Hauptworts nicht immer mit der Betonung des zugrunde liegenden Zeitworts übereinstimme: von unterhalten, unterrichten wird Unterhalt, Unterricht gebildet; von überfallen, übertragen stammt Überfall, Übertrag. Diesen Hinweis brauchen jedoch die Vertreter der Minderheit nicht anzuerkennen, denn Unterhalt, Überfall usw. sind Abstraktbezeichnungen, nicht wie Unterhändler Bezeichnungen von Personen, und es heißt tatsächlich Unterhalter, Unternnehmer, Überbringer, Übersetzer, Überwinder, mit der gleichen Tonlage wie in unterhalten, unternehmen, überbringen, übersetzen, überwinden.

So scheint in der Tat Unterhändler eine aller Gesetzmäßigkeit höhnprechende Bildung zu sein. Aber gemacht! So leichten Herzens wollen wir doch nicht der Sprache eine willkürliche Laune zutrauen.

Wo in der Sprache eine Besonderheit vorliegt, pflegt sie in der Regel mit einer anderen Besonderheit Hand in Hand zu gehen. Eine solche zweite Besonderheit des Wortes Unterhändler ist sein Alter: es ist eine der wenigen älteren Bildungen seiner Gattung und schon in der lutherischen Bibel belegt. Daß von untrennbaren Zusammenfügungen mit unter, über Ableitungen auf -er geschaffen werden, ist im allgemeinen eine Errungenschaft des späten Neuhochdeutschen, und noch heute sind diese Bildungen nicht zahlreich. Je näher aber neu geschaffene Ableitungen der Gegenwart stehen, um so mehr herrscht die Neigung, die Lautgestalt der Ableitung der der Grundlage möglichst gleich zu machen. Während also von tragen nach älterer Weise der Träger abgeleitet wird, gehört zu übertragen der Über-



trager (z. B. einer Krankheit), und ich entnehme dem Wörterbuch von Sachs-Dillate folgende weitere Bildungen dieser Art: Unterhalter, Unterschlager, Übermacher, Übernächter, Überrascher, alle ohne den Umlaut. Wenn man von jemand verlangen würde, er solle von unterlaufen eine Personenbezeichnung ableiten, so würde er zweifellos Unterläufer bilden, nicht Unterläufer, obwohl von laufen der Läufer abgeleitet wird.

Mit diesem deutlichen Bestreben der neueren Sprache steht nun unser Unterhändler nicht im Einklang: sein nach älterer Weise eingetretener Umlaut widerspricht geradezu der herrschenden Art der Ableitung, der vielmehr Unterhandler gemäß wäre, und so geschieht es, daß die Beziehung zu seinem Ausgangspunkt unterhandeln gelockert und die Herstellung einer anderen Beziehung ermöglicht wird: man bringt Unterhändler mit dem lautlich näherstehenden Händler, also mit einem Hauptwort, in Zusammenhang, und in Zusammenfügungen von unter, über mit Hauptwörtern erhält das erste Glied den Ton.<sup>1)</sup>

## Angewachsene und losgetrennte Wortteile in Eigennamen und mundartlichen Wörtern.

Von Philipp Keiper in Regensburg.

Der Inhalt nachstehender Ergänzungen zu meinem im 24. Jahrgang (1910) S. 249—254 dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz „Angewachsene und losgetrennte Wortteile in süddeutschen Dialektwörtern“ besteht größtenteils aus Zuschriften an mich, für welche ich hier den Einsendern bestens danke, nämlich den Herren Gymnasialdirektor Dr. Scheins-Aachen, Dr. Schläger-Eschwege, Dr. Bochmann-Bauhen, Konservator Dr. Heerwagen-Nürnberg, Rektor a. D. Jungt-Saarbrücken, Gymnasialprofessor Dr. Schreibmüller und Hauptlehrer Zint in Kaiserslautern, Professor Heilig-Rastatt und Gymnasialrektor Dr. Vogel-Fürth i. B. — I. Eigennamen. In Aachen heißt die Kirche Sankt Adalbert im Volksmund Zentolbet, die dahin führende Straße aber nur Tolbetsstrooß und entsprechend zwei angrenzende Straßen: Tolbetsberg und Tolbetssteeweg (= Steinweg, d. h. Landstraße). Der Vorname Durs in der Schweiz ist entstanden aus Sankt Ursus, vgl. S. Dettler, Über Personennamen und Namengebung in Bern. . . Bern, Drechsel 1910, S. 31. Den Ort Sankt Annen in der Gegend von Zwickau nennt das Volk Stangen-dorf und ebenda Sankt Urban: Thurm; also haben wir hierin zugleich zwei hübsche Beispiele von Umdeutschung. Für Sankt Helena bei Lauf an der Pegnitz (Mittelfranken) sagt das Volk Della. In der Eifel (Rheinpreußen) gibt es einen Hof mit Namen Nerden (1750 Nerlen); er hieß ursprünglich „zu den Erlen“. Das euphonische d, das sich hier eingestellt hat, treffen wir auch in Kardel (mundartlich in der Eifel) für Karl. Ebenda der Hofname Neichen für „von

1) Ich mache bei dieser Gelegenheit auch auf das Nebeneinander von Unterseeboot und Unterseeboot aufmerksam. Das letztere ist natürlich das ursprüngliche, da das Boot unter See fährt; die Zurückziehung des Tons findet ihr Seitenstück in überseeisch für das, was über See sich befindet, oder in Überetscher für den, der über der Etsch wohnt.

den Eichen" (14. Jahrh.) und im Lippischen der Flurname Nespén, der 1644 noch „in den Espen“ heißt (vgl. Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier 1906). So ist ja auch „neben“ aus „in eben“ entstanden.<sup>1)</sup> Umgekehrt ist durch Lostrennung eines anlautenden n aus Noppenow das heutige Oppenau geworden (Heilig, Die Ortsnamen des Großherzogtums Baden, S. 98) und der Entersweilerhof bei Kaiserslautern hieß 872 Nantharismilare (= Weiler des Nanthari). Nach einem Aufsatz „Die keltischen Orts- und Flußnamen im Elsaß“ (Straßburger Post vom 1. Mai 1910, Nr. 499) von Professor Henning ist „Ifere“ die mundartliche Form des Namens Niefern, Weiler im Unterelsaß, d. i. ursprünglich „in Niefern“ = „in der neuen Sähere“. Den pfälzischen Flurnamen Iffern bei Landau, als aus „in Nivern“ entstanden, belegt Dr. Heeger, Die Besiedlung der Vorderpfalz, S. 14. Dem Hinüberziehen des t von „Sanct“ zum nachfolgenden Wort begegnen wir weiterhin bei „Darlé“, mundartlich für St. Arnual bei Saarbrücken, bei Trassem, Dorf bei Saarburg in Rheinpreußen, aus „ad sanctum Erasmus“ abgeschliffen, und aus „ad sanctas arbores“ (um 900), centarbors (1217) ist seit dem 14. Jahrhundert durch Hinüberziehen des von cent = sent übriggebliebenen t und unter Anlehnung von „bors“ an „Forst“ die jetzige Form des Namens „Tarforst“, Dorf bei Trier, entstanden. Da von einem Einsender ein Zweifel an der Richtigkeit des von mir über die Aussprache des pfälzischen Ortsnamens St. Julian<sup>2)</sup> Gesagten geäußert wurde, stelle ich hier auf Grund durchaus zuverlässigen Aufschlusses folgendes fest: Das Volk sagt allgemein nur „Diljé“; wer aber zu einem Gebildeten spricht und die Volkssprache etwas meidet, sagt Sanduljan. Es ist also eine allerdings etwas auffällige Tatsache, daß demnach die mundartliche Aussprache des Ortsnamens St. Julian: „Diljé“ völlig zusammenfällt mit der von St. Ilgen (7 Orte in Deutschland und Österreich, dazu Ilgenbach, =berg, =hof, =forst, =thal), bzw. St. Agid, Agidi(y), St. Egidien, Agidienberg und Egidienberg. Der Name des letzteren Dorfes (bei Glauchau) lautet im Volksmund häufig „Tilgen“. St. Ilgen bei Heidelberg hieß 1341 „ad sanctum Egidium“, 1390 Gilien, 1531 sant Gylgen<sup>3)</sup>, mundartlich ist jetzt allgemein Diljé in Gebrauch (Heilig a. a. O. S. 85, 98). Der ursprüngliche Name Sanct Egidien bei Hersbruck, unweit Nürnberg, ist vom Volk in „Saddilling“ verballhornt worden. Hiermit ist zu vergleichen die „Dieling“ oder „Dillinggasse“, jetzt Theresienstraße, in der Nähe der St. Egidienkirche in Nürnberg. Auch in Lübeck heißt die St. Agidienkirche im Volksmund Tilgen. Die Bahnstation St. Egidien der Strecke Chemnitz-Zwickau nennt das Volk Dilchen oder Dilling.<sup>4)</sup>

1) Vgl. Zewen, Dorf bei Trier, aus „ze ewene“ (1098) = in der Ebene. In der Schweiz soll man für „Nächtland“ auch „Nüchtland“ sagen. Umgekehrt finden wir Abtrennung eines ursprünglichen m im Anlaut in Espensteig, Name eines Hofes bei Kaiserslautern, der in früherer Zeit Mespen- und Mespelsteig hieß. „Mespel“ klingt an Mispel“, mhd. mispel, auch nespel, an.

2) Urkundlich 1192 St. Julian, 1426 Sant Juliann, 1488 St. Julian.

3) Hierher gehören auch die Ortsnamen: Gilg, Gilching, vier St. Gilgen, worunter eine Einöde, die auch St. Agid oder Gillaßhof heißt, Gilgenau, =bach, =bauer, =berg, =bühl, =dorf, =hof, =thal. Vgl. auch Gillesbever, =häuschen, =heide, =mühle und Gillaßd, Gilkrath.

4) Die Umbildung Dilling, Dieling beruht wohl auf Anlehnung an den Personennamen Diel, Dill, der auch in Ortsnamen wie Dielingen, Dillingen, Dillenburg, Diel-

Der bekannte Felsen Lilienstein in der Sächsischen Schweiz hieß im 16. Jahrhundert Ylgenstein, was gleichfalls von St. Egidius hergeleitet wird. Vgl. bez. „Ylgen“ den Wechsel zwischen Ylgen, bzw. den Zusammenfügungen hiermit, und Gilgen in den oben sowie in der Fußnote <sup>3)</sup> angeführten Ortsnamen. Die volksetymologische Umbildung in „Lilienstein“ vollzog sich wohl von einer Form „Gilien“ oder „Ylien“ aus.

II. Gattungsnamen. Stremmes nennt das Volk im Bliestal (Rheinpfalz) die Kirchweih. Dieses Wortgebilde ist hervorgegangen aus Sanctus Remigius. Vgl. den Namen der Stadt Reims, der von Remigius herrührt, d. h. mit seinem Namen eins und dasselbe ist. Denn mehrere Kirchen daselbst waren ad sanctum Remigium geweiht und auf den Tag Sancti Remigii wurde das Kirchweihfest gefeiert. Anlautendes n ist abgefallen in elsässisch Ache für Naden, Aaler für Nüeler, Wühler = Regenwurm, Heimerder für Ninemerder = (Neunmörder) Neuntöter. Der Ache für Naden sagt man auch auf dem Hunsrück und (nach Crecelius) in der Wetterau von der Kinzig und dem Main her; ebenfalls Arzisse statt Narzisse und Anke statt Nanking (eine Art Zeug). Gegen den Ausfluß des Mains hin (Glörsheim) kommt vor „der Art“ = Bolle (ein bauchiges Schöpfgefäß), in der Pfalz aber sagt man „der Nardë“, auch „Naadë“ und daneben Ardë, d. h. hölzerner Küchenteller.<sup>1)</sup> Ferner in der Pfalz manchenorts anstatt des vorwiegenden „die Eerscht“ (rhein. Trscht): „die Neerscht“, d. h. Schaufel aus Holz. Für Ujëm (wohl aus dem Judenteutsch stammend) = „Last“, d. h. Sorge, heißt es in einzelnen Gegenden, so am Donnersberg: Nu jëm, zu erklären aus Wortverbindungen wie: „Ach Gott, mër (man) hat sein ujëm!“ Anlautendes m ist verloren gegangen durch die Einwirkung von m eines ursprünglich vorausgegangenen „im“ in elsässisch Hument = „(im) Moment“. Nach Crecelius ist der oberhessischen Mundart eigentümlich „Esseln“ statt „Nesseln“; ebenso nennt man im Ries und in der Gegend des Hesselbergs (Bayern) das Sammeln der jungen Brennesseln, womit die jungen Gänse gefüttert werden, „esseln“ und auch das, was man sammelt („Esseln“). Umgekehrt wandelte sich in der Gegend von Zwickau im Volksmund „ein Achtel“ in „ë Nachterle“, z. B. Öl, um. — Hinsichtlich der altbayerischen Mundart ist das „hinüberziehen verbindender r und n zum nächsten Wort im Fluß der Rede, gleich als gehörten sie zu diesem, was namentlich beim Artikel der Fall ist“, näher behandelt von Joh. N. Schwäbl in seiner sehr empfehlenswerten Schrift „Die altbayerische Mundart. Grammatik und Sprachproben (München 1903, Lindauer), S. 37. Von den dort beigebrachten Beispielen erwähne ich hier: „dë Otkar“ für „der Doktor“, „dë Nigl“ = Igel, „Nani“ = Anni, Anni und mit euphonischem d: „Nandi“, „guet Nappetit“ = „Guten Appetit“; ferner Apoleon für Napoleon, indem man das anlautende n als Artikelrest empfand. Auch in Oberhessen hört man Apoleon.

bach u. a. zum Vorschein kommt. — Das Hinüberziehen des t von Sanct scheint bei dem Ortsnamen Ylgen durch alle Dialekte zu gehen.

1) Es ist mhd. narte, Trog, Mulde — also Grundbedeutung: ein vertieftes Gefäß.

## Germanisten und Humanisten.

Mehrere Veröffentlichungen der letzten Monate<sup>1)</sup> erscheinen geeignet, in der Auseinandersetzung zwischen „Germanisten und Humanisten“ zu größerer Klarheit zu führen. Einmal ist hier wesentlich die Feststellung Elsters, daß der Kampf der Germanisten nicht gegen die humanistische Bildung gerichtet sei, sondern daß es sich nur um den zweckmäßigsten Aufbau des deutschen und des humanistischen Unterrichts handele, wie denn — auch Adolf Matthias hebt dies hervor — in der Eingabe des Germanistenverbandes nichts enthalten sei, was als Angriff gegen die Freunde des humanistischen Gymnasiums gedeutet werden könnte. (Daran ist auch gegenüber Immischs Eingabe, siehe unten S. 637, ausdrücklich festzuhalten.) Weiter klärend wird Elsters Feststellung wirken, daß sich die Germanisten mit den Humanisten eins wissen in der Unantastbarkeit des Griechischen.

Sodann ergibt sich eine grundsätzlich verschiedene Stellungnahme unter den Hauptvertretern des alten humanistischen Gymnasiums. Klar und deutlich lehnt Paul Cauer den Gedanken einer allen höheren Schulen gemeinsamen Grundlage in Religion, Deutsch, Geschichte und Erdkunde ab (vgl. dazu die badische Verordnung S. 636). Nehme man diesen Gedanken an, so würden die fremden Sprachen etwas Akzessorisches, für Cauer aber sind sie im Lehrgang ein wesentlicher Teil der Grundlage: „für die beiden dem Gymnasium charakteristischen behaupten wir getrost die Grundlage“.

Solgerichtig lehnt Cauer auch die Forderung ab, die Sprachbildung müsse ihren Ausgang von der Muttersprache nehmen. Er meint: „es gibt keinen verhängnisvolleren Irrtum als diesen“ und erklärt: „im grammatischen Unterricht der Gymnasien war es bisher aufs beste so gestellt, daß den ersten Gegenstand der Betrachtung die fremde Sprache bildete, die eigene zunächst nur das Mittel der Verständigung“.

Neben Cauer tritt Konrad Seeliger. Er gibt zu, daß die deutsche Grammatik nun selbständig geworden sei, aber für ihn bewahrt die lateinische Sprache Vorzüge, die sie zum Werkzeug des Denk- und Sprachunterrichts besonders geeignet machen: Sinnfälligkeit der Flexionsendungen, die festen Regeln in Wort- und Satzfügung, die Möglichkeit größter Kürze. Besonders aber rühmt er, daß die von den Germanisten hervorgehobenen Hemmungen des fremdsprachlichen Unterrichts gerade auch einen erzieherischen Wert haben. Darum sieht er keinen Grund zur Änderung und Verstärkung des deutschen Unterrichts: denn auch für den Gymnasiasten beginne ja der sprachliche Unterricht mit der Muttersprache in drei oder vier Elementarklassen und werde im Gymnasium selbst fortgesetzt in drei oder vier Wochenstunden (NB. vier nur in Sexta), wobei nur die drei Mittelklassen in Sachsen mit ihrem zweistündigen Unterricht zu kurz kämen.

Man wird gegen diesen Standpunkt nichts sagen können, denn wir könnten nur Behauptung gegen Behauptung stellen. Hier klafft eine tiefe Kluft, wie Cauer hervorhebt, und dieser Teil der Gymnasialfreunde wird auch weiter jeder Verstärkung des deutschen Unterrichts entgegen sein (abgesehen von Seeligers dankenswertem Zugeständnis für die Mittelklassen).

1) Konrad Seeliger, Das Gymnasium als Erziehungsschule. N. Jbb. f. Päd. Bd. 38, Heft 5. S. 206 ff. — Paul Cauer, Zukunftsaufgaben im höheren Schulwesen. Ebenda Heft 7. S. 289 ff. — Paul Ankel und Ernst Elster, Humanisten und Germanisten. Ein Briefwechsel. Ebenda S. 327 ff. — Adolf Matthias, Der Weltkrieg und das humanistische Gymnasium (Besprech. v. Albert Rehms gleichnamiger Schrift. Vgl. Jtschr. 1916, Heft 6. S. 379) Monatschr. f. höh. Schulen. 15. Jg. Heft 5 und 6. S. 225 ff.). — Max Heynacher, Einige pädagogische Gedanken Goethes und was sich daraus für künftige Schulreformen ergibt. Ebenda S. 229. — S. Norrenberg, Gedanken zur Weiterentwicklung des humanistischen Gymnasiums. Deutsches Philologenblatt 24. Jg. Heft 25. S. 413. — H. Lamer, Das Gymnasium nach dem Kriege. Ebenda Heft 29. S. 465. — Max Hildebert Boehm, Der Sinn der humanistischen Bildung. (VIII u. 72 S. Berlin 1916. Georg Reimer. Geh. M. 1,50.)

Anfänglich scheint auch Ankel denselben Standpunkt einzunehmen, wenn er alle die nicht „als treue Anhänger der humanistischen Sache“ anerkennen kann, die, wie Elster schrieb, bei Wahrung des Griechischen „durchaus bereit sind, einer Verminderung der Stundenzahl im Lateinischen zuzustimmen“, eine solche ist für Ankel aus pädagogischen und didaktischen Gründen ausgeschlossen. Damit lehnt er ja auch alle die zahlreichen überzeugten Humanisten der Reformgymnasien ab. Auch mit ihm wird man sich also über den Lateinunterricht nicht einigen können. Aber er erkennt doch — im Unterschied zu Cauer und Seeliger — eine Notlage des deutschen Unterrichts an; um sie zu heben, will er das Französische auf dem Gymnasium zum wahlfreien Fach machen (ähnliches bei Heynacher) und das Deutsche von 26 auf 31 Wochenstunden bringen, die es ja in den gut humanistischen Gymnasien Bayerns schon hat. Da Ankel auch die Geschichte um zwei Stunden vermehren will, so tritt er also — im Gegensatz zu Cauer — für eine stärkere Betonung der deutschkundlichen Fächer ein und nähert sich dem Standpunkt Rehms.

Hier liegen Keime für eine Verständigung. Auf die Möglichkeit einer solchen weist nach anderer Richtung Lamers Zugeständnis hin: „daß wir nicht die neun und sechs Jahre brauchen, die das Gymnasium alten Stils zur Erlernung des Griechischen und Lateins verwendete, sondern daß das Reformgymnasium in ungleich kürzerer Zeit dieselben Ziele erreicht“. (Freilich stellt Lamer dann die dazu nicht passende Forderung, die Gymnasien zu belassen ut sunt, nennt aber auch hier als gleichberechtigt die Reformgymnasien.)

Besonders wichtig aber scheint für eine Verständigung Boehms Buch über den Sinn der humanistischen Bildung. Denn er erweist, daß bei rechter Betrachtung zwischen Germanisten und Humanisten überhaupt kein Gegensatz besteht. Er geht vom Ideal der humanistischen als einer zweckfreien, selbstgenügsamen Bildung aus. Sie muß aber „national zentriert“ sein. Es gilt also zu brechen mit der Überzeugung von der Absolutheit der Antike. Die klassische Kultur kommt für uns nicht um ihrer selbst willen in Frage, sondern ihre Beibehaltung ist ein nationales Bedürfnis, weil die alten Völker unserer geistig-seelischen Art am meisten innerlich verwandt sind, und sodann, weil sie in unsern kulturellen Werdegang bestimmend eingegriffen haben. Unter diesem Gesichtspunkt verliert aber alles das seinen Wert, „was auf das veraltete Ziel des mündlichen und schriftlichen Lateinsprechens bezogen ist. Über die formale Denkbildung durch die grammatische Scholastik des Lateinunterrichts kann man sicherlich sehr zweierlei Meinung sein, ebenso über die stilistische Beeinflussung des Deutschen durch die alte Praxis des Lateinschreibens“ (S. 30). Die Übersetzung ins Lateinische „bedeutet unter dem neuen Lehrziel der bloßen kulturellen Aufnahmefähigkeit und Empfänglichkeit einen reizvollen Umweg, den wir uns leider nicht mehr leisten können“ (S. 36). Es gilt also diejenigen Methoden herauszufinden, „die den Schüler direkter an das Verständnis der Sprachwerte und damit an die Aufnahme ihres Kultur- und Bildungsgehaltes zu führen vermögen“ (S. 37). „Wenn so das Schwergewicht entschlossen auf das Altertum als Bildungsgehalt verlegt wird, dann ist auch keineswegs mehr erforderlich, daß schon die kleinen Sextaner mit dem Formalismus der lateinischen Grammatik geplagt werden“ (S. 37). (Den Segen der „Hemmungen“ [siehe oben] bestreitet Boehm und nennt ihre Verteidigung eine auf Ressentiment beruhende Wertperversion: S. 69, Anm. 10.) Es gilt, im Unterricht überall auf die spezifischen Altersbedürfnisse Rücksicht zu nehmen. Boehm läßt also die ersten drei Jahre frei vom Latein. Um so besser wird man nun bereits dem Sextaner in deutscher Sprache den Anschauungsgehalt des Altertums übermitteln, indem man den Sagenunterricht ausbaut und den antiken Geschichtsunterricht unter Betonung des heroischen Moments verbreitert (S. 38). (Boehm läßt es offen, ob dies ein erweiterter deutscher Unterricht tun soll oder den altklassischen Philologen dieser Kulturunterricht in den Unterklassen anzuvertrauen sei [S. 40]. Ich würde mich für das letztere entscheiden.) Auch weiterhin wird der Unterricht dann die Wegrichtung vom Mythischen zum historischen einschlagen müssen unter besonderer Berücksichtigung der Altersbedürfnisse. Infolgedessen wird Cicero zurücktreten müssen zugunsten von Livius, Tacitus, vielleicht auch Sallust. „Auch die weltmännische Poesie des Horaz“ scheint Böhm „wie die zerfetzende Frivolität des Ovid nur durch eines jener notgedrungen zu duldbenden ästhetischen Mißverständnisse der Jugend zugänglich.“ Für die Oberklassen fordert er dann eine zusammenhängende Übersicht über antike Literatur-

geschichte unter Berücksichtigung nichtkanonischer Werke und Heranziehung von Übersetzungen, für die als Stütze er auch sonst eintritt.

Auch für den deutschen Unterricht gibt Boehm Beachtenswertes (S. 45 ff.). „Die Erschließung unseres deutschen Volkstums stellt die humanistische Bildungsgesinnung im modernen Zeitalter des Nationalismus in die Mitte.“ Das Hauptgewicht legt er auf die Erweiterung des Blickfeldes und die Eröffnung einer Welt von Selbstzeugnissen unseres nationalen Genius in Geschichte, Literatur und Kunst. Auch hier sollte man mit der mythischen Welt beginnen, in der Geschichte nur die Helden behandeln, die sich zu mythisch-legendärer Darstellung eignen — alles das fiele dem Deutschunterricht zu. Damit dienen wir frühzeitig der Wiederbelebung des germanischen Altertums und deutschen Mittelalters, die sich in der Zeit vor dem Kriege in Kreisen der Jugend wie der Wissenschaft anzubahnen schienen und die hoffentlich auch die Krisis der Gegenwart überdauern. Genau wie für die Antike ist dann auch hier der Weg vom Mythischen zum Historischen zu beschreiten, wobei aber immer das Volk als Ganzes ins Auge zu fassen ist. Für Mittel- und Oberstufe, wo Geschichte und Deutsch zu trennen sind, ist jedenfalls auch Kunst und Musik in den nationalen Kulturunterricht einzubeziehen.

Wir sehen, diese Forderungen eines ehrlichen Anhängers des humanistischen Bildungs-ideals begegnen sich ganz mit denen der Germanisten, ja gehen noch über sie hinaus. Hier liegt also ein Beweis, daß es sich bei den Reformbestrebungen nicht um einen Kampf gegen die Antike handelt, sondern nur um die Frage ihrer besten und zeitgemähesten Ausnutzung für die Bildung der deutschen Jugend.

Darin und in der oben dargelegten sehr verschiedenen Stellungnahme zu unseren Wünschen liegt aber auch die Gewähr, daß wir noch hoffen dürfen, uns mit einem großen Teil der Freunde des alten Gymnasiums — zu denen auch wir uns immer noch aus vollster Überzeugung zählen — zusammenzufinden. Das wäre, wie Elster betont, zum Besten beider Teile und zum Heil der Sache. Hofftaetter.

## Literaturbericht 1915.

### Geschichte und Geschichtsunterricht.

Von Gustav Rosenhagen in Dresden.

#### a) Quellensammlungen.

Die begonnenen Quellensammlungen zum Gebrauch bei den Übungen der historischen Seminare unserer Universitäten, zum Studium der Geschichte wie beim Unterricht in den Schulen wachsen weiter, ein Zeugnis dafür, daß der Gedanke, handliche und billige Quellenbücher für alle Stufen des Geschichtsunterrichts bereit zu stellen, Anklang gefunden hat, daß auch weitere Kreise der Geschichtsfreunde neben dem Genuß guter Darstellung, oder gerade durch ihn, dazu geführt werden, zu den Quellen selbst hinaufzusteigen, um sich eigenes Urteil bilden zu können. Zumal dem Geschichtslehrer sind solche Quellensammlungen Bedürfnis; ihm ist es bei der methodischen Behandlung des Stoffes, auf die mit Recht mehr Nachdruck gelegt wird, bei der jedes Jahr notwendigen Sichtung und Ergänzung immer mehr erschwert, Quellenstudien in den Büchersammlungen und Archiven zu betreiben. Friß Kern<sup>1)</sup>

1) Quellensammlung zur deutschen Geschichte, herausg. von Brandenburg und Seeliger, Quellen zur Geschichte der mittelalterlichen Geschichtsschreibung, I. Geschichtsschreiber des früheren Mittelalters (von Eusebius bis Regino von Prüm.) Leipzig u. Berlin 1915, B. G. Teubner. (VI u. 89 S.) 8. Geh. M. 1,80.

und Friß Digener<sup>2)</sup> haben es unternommen, den Entwicklungsgang der mittelalterlichen Geschichtsschreibung des Abendlandes mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands zu veranschaulichen. Sie wollen die Möglichkeit bieten, die Entstehung der wichtigsten Werke zu erkennen, die Arbeitsweise, das Urteil, die Gesamtanschauung der bedeutenderen Geschichtsschreiber zu beobachten. Nur typische Vertreter einer Entwicklungsform der Geschichtsschreibung wurden berücksichtigt. Die Anordnung folgt Wattenbachs „Geschichtsquellen“, gewiß mit Recht, denn noch ist der „alte Wattenbach“ das grundlegende Buch für die Quellenforschung des Mittelalters. Der Text ist zumeist den Monumenten entnommen. Den Oktavbänden der *Scriptores rorum Germanicorum in usum scholarum* erwächst mit den zwei Hefen, denen ein drittes: Deutsche Geschichtsschreibung bis ins 15. Jahrhundert folgen soll, ein Wettbewerb. Wohl stehen die Schulausgaben in den Schulbüchereien, benutzt werden sie mit Ausnahme einiger: Einhard, Widukind, Adam von Bremen und Vita Heinrich IV. selten, schon deshalb, weil sie immer nur in einem Exemplar vorhanden sein dürften. Diese neue Sammlung mit ihrer im ganzen glücklichen Auswahl, ließe sich wohl in mehreren Hefen aus den zur Verfügung stehenden Mitteln anschaffen, so daß hier und da einmal in einer Unterrichtsstunde die ganze Klasse mit dem Text ausgerüstet sein könnte. Vielleicht gewährt die dritte Geschichtsstunde in der Obersekunda des Realgymnasiums auch dazu einmal Zeit. Der Einblick in die Anlage einer mittelalterlichen Chronik, in die annalistische Geschichtsschreibung, in die Anschauung eines typischen Vertreters ist unserer deutschen Jugend zu wünschen.

Seinem umfassenderen Buch: Quellen zur Geschichte läßt J. Schmieder<sup>3)</sup> Quellen zur sächsischen Geschichte folgen. Er will dazu helfen, „daß in den Schülern der Grund zu tüchtigen Persönlichkeiten im allgemeinen und zu rechten Staatsbürgern im besonderen gelegt wird“. Das ist gewiß eine Hauptaufgabe jedes Unterrichts und besonders des Geschichtsunterrichts. Sie wird besser gelöst, wenn man auch Mangelhaftes in Einrichtungen und Persönlichkeiten, soweit solches für das Gesamtbild nötig ist, unterstreicht, als wenn man solches verschweigt oder zu beschönigen sucht. Und hierzu neigt Verfasser etwas. Die Sammlung bringt neben Übersetzungen und Abdrucken von zeitgenössischen Berichten (leider oft ohne Nennung der eigentlichen Quellen) auch manches, das in späterer Zeit geschrieben wurde und nicht als Quelle gelten kann. Die Auswahl läßt manches vermissen, so die Urkunde Dietrichs des Bedrängten von 1216, in der Dresden zuerst als Stadt genannt wird. Anderes erscheint überflüssig. Statt der vielen Stellen aus Kugelgen, dessen Buch man jedem im ganzen zumuten kann, hätten über 1813 Odeleben mehr und Nieritz, der gar nicht vertreten ist, herangezogen werden können. 1848/49 sind zu kurz und etwas einseitig behandelt. Hinter dem Abdruck der sächsischen Verfassung vom 4. September 1831 wären die Änderungen, die sie im Laufe der Zeit erfahren hat, erwünscht. Der angefügten Sammlung von Feldpostbriefen aus dem Weltkrieg fehlt es, wie dem ganzen Buch, an der nötigen Kritik. Wir haben schon viel bessere aus den Federn sächsischer Soldaten gelesen. Der kurze

2) Ebda. II (von Widukind von Korvey bis auf Eike von Repgow). (VI u. 126 S.) 8. Geh. M. 2,40.

3) Quellen zur sächsischen Geschichte nebst Bürgerkunde und Abriss der sächs. Geschichte von Prof. Dr. J. Schmieder. Leipzig 1915. Ernst Wunderlich. M. 2,20, geb. M. 2,80.

Abriß sächsischer Geschichte ist nicht einwandfrei, z. B. heißt es immer noch Friedrich der „Kleine“.

Die beiden Reihen der Teubnerschen Quellensammlungen<sup>4)</sup> (Lambert, Kurze, Rühlmann) schreiten rüstig vorwärts. Die Hefte der ersten Reihe sollen es dem Lehrer ermöglichen, „die wichtigsten Ereignisse durch Quellen zu beleuchten und so die Hauptmomente aus dem geschichtlichen Unterrichtsspensum zu bestimmterer Anschauung zu erheben“, die Hefte der zweiten Reihe enthalten für einzelne geschichtliche Erscheinungen ein ausgiebiges Quellenmaterial. Sie sind besonders gedacht als Unterlage für freie Arbeiten und Vorträge. Ihre Vorzüge sind schon früher besprochen worden. Aus der Masse sollen hier nur einzelne Hefte hervorgehoben werden, ohne daß über die anderen durch Verschweigen ein ungünstiges Urteil gesprochen werden soll.

Walter Kranz fügt seinem ersten Heft zur griechischen Geschichte ein zweites (431 bis 338 v. Chr.) an. Thukydides, Xenophon und Demosthenes liefern den meisten Stoff, aber auch Aristophanes und Aristoteles: Staat der Athener, kommen zu Wort. Genaue Übersetzung, die wohl jeder Nachprüfung standhält, und doch in vorzüglichem Deutsch geschrieben, zeichnen das Heft gerade so aus wie deselben Herausgebers Perikles in der 2. Reihe. In diesen Heften, wie in fast allen, sind die Hinweise in den Anmerkungen auf Ergebnisse der Forschung, auf Streitfragen, auf Literatur und verwandte Quellen besonders zu begrüßen. Dieselben Vorzüge der Übersetzung weist, wie in seinen früheren Heften, Rappaport auf. Für Gymnasien und Realgymnasien könnten man hier auf die Cäsarstellen und auf Tacitus' Germania verzichten — sie müssen in beiden Schulgattungen im Urtext vorhanden sein — und dafür manches andere wünschen, so aus Velleius die Stelle im 2. Buch, der alte Germane im Einbaum. Vielleicht wäre eine Trennung des Heftes in Kaiserzeit und Römer und Germanen zu empfehlen. Daß Inschriften und Münzen berücksichtigt werden, ist zu begrüßen.

Wünsche wird man bei den kleinen Heften immer haben, so bei Rühlmann den Tod Tejas nach Prokop. Der Inhalt ist in beiden Heften Rühlmanns nicht streng zeitlich geordnet, sondern nach bestimmten Gesichtspunkten, z. B. Entwicklung des Wahlkönigtums, wie es dem Zweck der Sammlung: Grundlage zu Vorträgen entspricht. Ein Druckfehler in I: 8 S. 18 ist mir aufgefallen: Heinrich IV. statt VI. Reformation, Gegenreformation und 30jähriger Krieg leitet Kurze mit dem Abdruck der wichtigsten Ablassheften nach der Übersetzung von 1545 ein. Die Anmerkung

4) Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. Jedes Heft (32 S.) gr. 8. Geh. M. 0,40. Für die Hefte der I. Reihe bei gleichzeitigem Bezuge von 10 Exemplaren M. 0,30. I. Reihe. 2: Kranz, Griechische Geschichte von 431 bis 338 v. Chr. 6: Rappaport, Die römische Kaiserzeit und die Germanen. 7: Rühlmann, Völkerwanderung und Frankenreich (375—911). 8: Derf., Von 911—1198. 10a: Kurze, Reformation. 10b: Derf., Gegenreformation und 30jähriger Krieg. 12: Dinkler, Von 1789—1807. 16: Brandenburg und Rühlmann, Im neuen Deutschen Reich. II. Reihe. 1: Kranz, Perikles. 3: Ernst Hoffmann, die Blütezeit der griechischen Philosophie. 6: Neustaedt, Die Ausbreitung der griechischen Kultur. 7: Derf., Griechisches Denken und Fühlen. 11: Derf., Die religiös-philosophische Bewegung des Hellenismus und der Kaiserzeit. 13: Hörne, Staat und Verwaltung in der römischen Kaiserzeit. 31: Hans Loewe, Karl der Große. 37: Schneider, Die Hansa. 69: Tischirch, Aus der Zeit der Erniedrigung. 76 und 77: Steffens, Der Krieg von 1870. 78: Lambert, Die Gründung des Deutschen Reichs. 79: W. Ede, Bismard. 98: Lüdtke, Der deutsche Ritterorden.



zum Wormser Edikt (S. 7) möchte verbessert werden: nicht in einer Schlußfözung des Reichstags ist es verlesen worden, sondern bei zufälliger Zusammenkunft einiger Fürsten in des Kaisers Quartier und ist dann auf den 8. Mai zurück datiert worden. Die getroffene Auswahl erscheint in beiden Heften vorzüglich, besonders auch dadurch, daß sie Entlegeneres, aber für das Gesamtbild Wichtiges, heranholt. Bei Dinkler begrüßen wir besonders die Auszüge aus den Verfassungen. Nach den Gesichtspunkten: Kulturkampf, finanzielle Grundlagen des Reichs — konnten hier nicht auch die neueren Versuche einer Reichsfinanzreform gebracht werden? — Sozialpolitik, Anfänge der Kolonialpolitik, Änderungen der Reichsverfassung, Auswärtige Politik ordneten Brandenburg und Rühlmann ihr Heft sehr glücklich. Mit einigen Ergänzungen versehen, kann gerade dieses Heft den neuen Anforderungen an den Geschichtsunterricht in OI vortrefflich dienen.

Don den Heften der Sammlung seien Hoffmann (3) und Neustadt (7 und 11) dem altsprachlichen und deutschen Unterricht für die philosophische Propädeutik empfohlen. Im 6. Heft bietet Reichart allerlei zur Ausbreitung der griechischen Kultur im Abendlande und Morgenlande und zu ihrem Fortleben im Mittelalter, wie es in solcher Handlichkeit mehr noch nicht zu finden ist. Was Hörne im 13. Heft über Staat und Verwaltung in der römischen Kaiserzeit zusammenstellt, ist zur Ergänzung des Geschichtsunterrichts durch Schülervortrag ausgezeichnet zu brauchen. Der Preistarif Diokletians wird gerade in der Zeit der durch den Krieg notwendigen Festsetzung der Höchstpreise viel Teilnahme finden. Daß die Diokletianische Reichsverfassung unberücksichtigt blieb, ist trotz der Begründung des Herausgebers zu bedauern. Sie bildet doch den Schlußstein des ganzen Gebäudes. Zur Geschichte Karls des Großen besitzen wir schon eine ganze Reihe guter Hilfsmittel. Das Heft Loewes (31) erfreut durch die Beigabe zweier Gedichte des Paulus Diaconus und der Totenklage um den Kaiser. Die Hefte 37 und 98 (Hansa und deutscher Ritterorden) werden gerade in unserer Zeit Freunde finden. Don der Rheinbundsakte bis zum Knebelungsvertrag zwischen Frankreich und Preußen vom 24. Februar 1812 führt Heft 69 die Geschichte der Erniedrigung Deutschlands und Preußen in vorzüglich ausgewählten Beispielen. Den Krieg von 1870 anschaulich zu machen, dienen die beiden Hefte von Steffens. Sie mögen neben den Schulen allen Deutschen, Männern und Frauen, Vereinen und Zeitungen besonders warm empfohlen sein. Sollte man nicht in kleiner, durch den Krieg veredelter Hausgesellschaft, neben den Feldpostbriefen und Zeitungsberichten unserer Tage Gleiches aus dem Deutsch-Französischen Kriege vorlesen wollen? Aber man müßte dazu schon eine kleine Kriegsbücherei immer zur Hand haben. Hier, mit diesen beiden billigen Heften, hat man es bequem und findet manches, was einem sonst entgangen war. Das Schlußwort im Heft 77 hat Gambetta: „Wir sind von Gegnern geschlagen, welche die Vorsorglichkeit, die Disziplin und die Wissenschaft auf ihrer Seite hatten, und das beweist, alles wohl erwogen, daß selbst in den Kämpfen der materiellen Kraft schließlich die Intelligenz es ist, welche Siegerin bleibt“. Diese kleine Probe soll Lust zum Ganzen machen. In den Quellenstücken zur Gründung des Deutschen Reichs will der Herausgeber Lambek die treibenden und hemmenden Kräfte und die Volksstimmung, die dem Verlangen nach nationaler Einheit Ausdruck gab, zu Wort kommen lassen. So gewinnt die sehr geschickte Auswahl geradezu dramatische Kraft. Bismarcks innere Entwicklung und äußeres Handeln

zugleich in einer kurzen Auswahl aus seinen Briefen und Reden von 31 Seiten anschaulich zu machen, ist keine leichte Aufgabe. Was Ede (79) bringt, wird für den nächsten Zweck genügen.

Über die neueste Gruppe der unermülich fortschreitenden Sammlungshefte zum Weltkrieg soll an anderer Stelle hier gesprochen werden.

Von der Teubnerschen Sammlung, deren 2. Reihe auch Ansprüchen nach größerer Vertiefung gerecht werden soll, zurück zu einer eigentlichen Schulsammlung, deren Zweck Belebung des Unterrichts ist. Von der Sammlung Diesterwegs, die Lehrer des Lyzeums mit Studienanstalt zu Erfurt besorgen, liegt das 4. Heft vor. Was es bringt, ist sehr wohl zu brauchen. Da der Herausgeber Wagner<sup>5)</sup> in der Schleswig-Holsteinischen Frage mit Recht auf die Handfeste Christians I. (warum nicht in der plattdeutschen Ursprache?) zurückgeht, möchte man gern auch den Offenen Brief Christians VIII. haben.

Die Sammlung Schierbaums<sup>6)</sup> bringt Reden aus dem Jahre 1848 von Männern, die als Persönlichkeiten und als Vertreter bestimmter Richtungen in erster Linie in solche Sammlung aufgenommen werden mußten: W. Grimm, Dahlmann, Radowiz, Gagern, Löwe, Eisenstud, Arndt, Gistra, Sichnowsky und Bassermann. Soll kein zweites Bändchen erscheinen, dann müßte in diesem unbedingt eine der Reden über Erbtaufertum und Reichsverfassung des Jahres 1849 hinein. In der kurzen Einleitung vermißt man doch eine Darstellung der Berufungsformen und der Zusammensetzung von Vorparlament und Parlament. Beides ist für dieses Heft wichtiger als der kurze geschichtliche Rückblick.

Beiden Wünschen wird Seidenberger<sup>7)</sup> gerecht. Seine Auswahl der hervorragendsten Reden der Frankfurter Nationalversammlung ist mit Rücksicht auf das Verhältnis zu Österreich getroffen. Ein recht glücklicher Gedanke, zumal in unserer Zeit, wo das 1879 geschaffene Verhältnis Deutschlands zu Österreich durch den Weltkrieg einer weiteren Vollendung, einem engeren Zusammenschluß entgegengeführt wird. Heinrich v. Gagern tritt geradezu als Prophet unserer Tage auf. Als Präsident der Versammlung und dem des Reichsministeriums tritt er für die Mission Österreichs ein, „die Verbreitung deutscher Kultur, Sprache und Sitten längs der Donau bis an das Schwarze Meer in die hoffnungsreichen Länder hinein, die . . . Deutschlands Betriebsamkeit einen reichen Markt öffnen würden“. So schneidet Seidenberger aus den vielen Fragen, die die Nationalversammlung lösen wollte und nicht lösen konnte, eine heraus, die für die Gegenwart besonderen Wert hat.

Rasch wird für das Bedürfnis, das Entstehen des Weltkriegs älteren Schülern an der Hand ausgewählter Lesestücke verständlich zu machen, von verschiedenen Seiten gesorgt. Die Sammlung von Hans Mäh<sup>8)</sup> bringt zehn Stücke, die nach Inhalt

5) Die deutschen Einigungskriege 1864—1871. Quellenstücke herausg. v. R. Wagner. Sammlung geschichtlicher Quellen und Darstellungen für den Schulgebrauch. Frankfurt a. M. 1913, Moritz Diesterweg. Geb. M. 0,45.

6) Reden der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. Freytags Sammlungen ausgewählter Dichtungen. Leipzig 1914. Geb. M. 0,90.

7) Die Frankfurter Nationalversammlung 1848/49 und unser Verhältnis zu Österreich. Bielefeld u. Leipzig 1915, Delhagen u. Klasing, Deutsche Schulausgaben. Bd. 153, M. 0,90.

8) Lesebuch zur Weltpolitik. Schulausgabe für die Oberklassen höherer Lehranstalten aller Art. Stuttgart u. Berlin 1916, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Geb. M. 1,—.

und Verfasser gut ausgewählt sind. Bismarcks Darstellung von der Entstehung des deutsch-österreichischen Bündnisses eröffnet den Reigen, den Friedrich Meinedes Antwort auf die Frage: Um welche Güter kämpfen wir? wirkungsvoll schließt. Auch zum Lesen auf der Reise und zur Einreihung in Schüler- und Volksbüchereien sei das Büchlein empfohlen. Besonders aber geeignet erscheint es für den deutschen Unterricht. Sollen schöne Literatur und philosophische Betrachtungen auch in unserer Zeit der einzige Gegenstand deutschen Unterrichts der Oberstufe sein? fragt der Herausgeber mit Recht. Gewiß auch deutsche Historiker, auch Bismarck und Bethmann Hollweg, und noch mancher andere wie Moltke und Colmar von der Goltz, Clausewitz und Schlieffen, dürfen beanspruchen, schon ihrer Ausdrucksweise wegen berücksichtigt zu werden in den Schulen, wo Thukydides und Tacitus, Macaulay und Taine schon lange Heimatsrecht genießen. Außer den schon genannten kommen bei Mühl noch zu Worte: Erich Marcks, Otto Hinze, Bernhard Harms, Paul Rohrbach, Ernst Jäth, Max Sering.

Ob man Zeit und Lust haben wird, die Historia der Herren Georg und Kaspar v. Grundberg<sup>9)</sup> Primanern zum Studium oder auch zu Vortragszwecken in die Hände zu geben, darüber kann man streiten. Ihr Verfasser, der „weich- und wehgestimmte“ Adam Reizner aus Mindelheim verdient jedenfalls, daß sein Werk, ein Stück Zeit- und Lebensgeschichte, weiten Kreisen für billiges Geld zur Verfügung gestellt wird. Und Proben daraus wird der Lehrer der Geschichte und des Deutschen gern zu schmecken geben, wenn er den wackeren Reichsritter Georg v. Grundberg, wenn er Götz von Berlichingen und Maximilian, Luthers und die Zeit der Reformation lebendig machen will.

(Schluß folgt.)

## Zum Gedächtnis.

Am 19. August starb in Leipzig Studienrat Prof. Georg Berlit, Rektor des Nicolaigymnasiums. Er ist einer der treuesten Schüler Rudolf Hildebrands gewesen und zählt zu den frühesten Mitarbeitern unserer Zeitschrift, deren 5. Ergänzungsheft er herausgegeben hat: „Materialien zur Geschichte des deutschen Volkslieds. Aus Universitätsvorlesungen von Rudolf Hildebrand.“ Sein Anteil galt der Zeitschrift bis in die letzte Zeit hinein und noch im Winter 1915 durfte der Herausgeber in langer Aussprache sich seiner Anregungen erfreuen. Statt in den erhofften Ruhestand einzutreten, übernahm Berlit, bis dahin Konrektor, noch im Juli 1915 das Rektorat der durch Dähnhardts Tod verwaiseten Nicolaischule und führte es, seinem Leiden zum Trotz, heldenhaft, bis ihm das Steuer aus der Hand genommen wurde. Ehre seinem Andenken!

Der Germanistenverband hat zwei treue Anhänger verloren. Am 15. Juli fiel im Westen im 39. Lebensjahre der Oberlehrer am Petri-Realgymnasium zu Leipzig Dr. Bruno Busse, der durch seine Arbeiten über die deutsche Heldensage und über das Drama bekannt geworden war. Der Krieg hat ihn an der geplanten Gründung einer Ortsgruppe des Deutschen Germanistenverbandes verhindert.

9) Voigtländers Quellenbücher, Bd. 66: Historia der Herren Georg und Kaspar v. Grundberg von Adam Reizner. Nach der 2. Auflage von 1572 herausg. von Karl Schottenloher. Leipzig, Voigtländers Verlag, in Pappbd. M. 1,10.

Am 15. August verschied in Bühlau bei Dresden der bekannte Kultur- und Musikhistoriker Prof. Dr. Rudolf Wustmann, der mit voller Überzeugung an dem Werke der „Deutschkunde“ mitarbeitete. Auch ihm ist der Herausgeber zu großem Danke verpflichtet.

## Mitteilungen.

**Amtliche Bekanntmachungen.** Unterm 12. Juli 1916 hat das Großherzogliche Kultusministerium in Baden eine neue Stoffverteilung und Stundenbemessung für Deutsch, Geschichte und Erdkunde getroffen, zunächst versuchsweise für eine bis Ostern 1919 beschränkte Übergangszeit.<sup>1)</sup> Dadurch soll in diesen für sämtliche höhere Schulen besonders wichtigen Fächern tunliche Gleichartigkeit herbeigeführt werden. Im Gymnasium wird für deutsche Sprache und Literaturgeschichte neu angeordnet, daß die mhd. Periode bis 1500 der O II zufällt, die Zeit bis etwa 1800 der U I, der Überblick der literarischen Entwicklung bis zur Gegenwart der O I. Die Gesamtstundenzahl wird von 24 auf 27 Stunden erhöht, indem in IV, U II und O II dem deutschen Unterricht je eine Stunde zugegeben wird (in IV einfach zugelegt, in U und O II auf Kosten von Latein. Um das Stundenmaß herabzusetzen, werden dem Lateinischen außerdem in U und O III je eine, ebenso in O III der Mathematik eine Stunde gekürzt). Deutsch erhält also  $3 + 3 + 3 + 2 (!) + 2 (!) + 3 + 3 + 4 + 4 = 27$  Stunden gegen seither 24. Am Realgymnasium mit Lateinbeginn in Sexta muß in U I und O I je eine Stunde für Philosophie der Mathematik abgenommen werden (31 statt 29 Stunden), beim Realgymnasium mit neusprachlichem Unterbau bleibt es bei 34, an der Oberrealschule bei 38 Stunden, am Reformgymnasium bei 32 Stunden.

Geschichte erhält auf allen Schulen (wie bisher auf dem Gymnasium) von U II bis O I drei Stunden, auf der Oberrealschule von O II an vier Stunden; Lehrbücher und Lesebücher sind zunächst nicht zu ändern, später nur solche einzuführen, die bei aller wissenschaftlichen Zuverlässigkeit auch durch Auswahl und Darstellung „ein gesundes, frohes nationales Bewußtsein zu wecken und den berechtigten Stolz auf deutsche Art und die Freude an Persönlichkeiten, die Träger der Entwicklung gewesen sind, zu heben sich bestreben“.

Für Erdkunde sollen an sämtlichen Schulen auch in allen Klassen, wo Erdkunde nicht mehr als selbständiges Fach auftritt, in jeder Woche etwa eine Stunde nach festem Plan ausschließlich verwendet werden, diese ausgesparten Stunden sind gewissenhaft einzuhalten und die Leistungen der Schüler durch besondere Notengebung zu bewerten.

Auch an den Mädchenschulen wird der deutsche Unterricht um zwei auf 39, der Geschichtsunterricht um drei auf 13 erhöht, Französisch und Englisch geben je zwei Stunden ab.

Alles in allem bedeutet die Neuordnung einen erfreulichen Fortschritt.

Die preußischen Lehrpläne für Sonderklassen der Kriegsteilnehmer weisen dem Deutschen drei von 24 Wochenstunden für alle Schularten zu und fordern: Einige Aufsätze, davon mindestens in jedem Halbjahr einen Klassenaufsatz. In der Regel sind mehrere Aufgaben zur Auswahl zu stellen; auch kann auf besondere Wünsche der jungen Leute eingegangen werden. Gelegentliche sprachliche und sprachgeschichtliche Belehrungen. — Durchnahme einiger Werke der klassischen und neueren Dichtung. Besprechungen über bedeutende Prosawerke. Daran anknüpfend Rückblick auf die Entwicklung der deutschen Literatur, Anregung zur Privatlektüre. Übung im freien Vortrag über selbstgewählte Aufgaben.

Für eine deutschere Schule: Prof. Dr. Julius Voigt (Almenau) in „Universitäten und Schulen nach dem Kriege“ (vgl. Zeitschr. f. lateinlose höh. Sch., 27. Jg., Heft 5. S. 134ff.): „Die innerliche Befreiung unseres Volkes möge auch im Lehrplan unserer höheren Schule ihren Ausdruck finden. Nicht mehr alt- noch neusprachlich sei ihr Wesen, sondern deutsch, und deutscher Kultur sei das Hauptmaß ihrer Arbeit gewidmet.“ — Prof.

1) Die Bekanntmachungen wurden von dem Herrn Minister unter dem 26. Juli dem Vorsitzenden des deutschen Germanistenverbandes zur gefl. Kenntnisnahme übersandt.

Dr. Ottmar Dittrich (Leipzig) in der neunten seiner Neuen Reden an die deutsche Nation (S. 195): „Eins aber ist auf das allerdringendste zu fordern: Das Deutsche muß ganz anders als bisher den Rang als Hauptfach neben dem zentralen 'Bildungsstoff' einnehmen. Mit einer Erhöhung der jetzt allzu geringen Stundenzahl dafür wird es nicht abgetan sein. Auch die Behauptung, es komme ohnedies sozusagen in jeder Unterrichtsstunde zu seinem Rechte, darf nicht mehr als Beschönigung gelten. Das Deutsche, nicht nur in Form von Sprach-, Literatur- und Geschichtsunterricht, sondern als deutsche Kulturkunde im weitesten Umfange dieses schwerwiegenden Wortes, muß in allen höheren Schulen endlich die Stellung erlangen, die ihm gebührt.“ — Prof. Dr. Julius Richter (Frankfurt a. M.) (Monatschr. f. höh. Sch., XV. Jg., 4. Heft, S. 172ff.) fordert eine Erziehung zum Deutschtum in allen Fächern, für das Deutsche eine erhöhte Stundenzahl, damit durch Behandlung auch Kants, Fichtes usw. das Ziel erreicht werden kann: „das nationale Ethos des deutschen Idealismus“. Daneben trete eine eingehendere Behandlung der älteren Kulturblüte des Deutschtums im Mittelalter. Hier wäre schon in O III mit der deutschen Helden Sage, den höfischen Epen, dem Tiererepos zu beginnen, U II brächte Lyrik und Novellenstoffe, O II althochdeutsche Poesie (I. S. 181). Stolz auf die Vergangenheit schöpfen wir aus der früheren Blüte der deutschen Kultur, aus der zweiten Blütezeit deutschen Geistes die starken Kräfte für die Zukunft. — Auch Freund (Der Pädagogikunterricht am Oberlyzeum. Frauenbildung, 15. Jg., Heft 6, S. 212f.) verbindet mit seiner Forderung, es sollten die Werke der großen Erzieher selbst gelesen werden, die andere, daß das Oberlyzeum durch Verstärkung des Deutschen zu einer deutschen Schule ausgebaut werde. „Ich habe in der Tat die Überzeugung gewonnen, daß im deutschen Unterricht außerordentlich viel mehr Bildungswerte nutzbar gemacht werden könnten, als das heute geschieht.“ — Das schönste Bekenntnis zur deutschen Erziehung“ aber hat der Lehrkörper der Realschule mit Realprogymnasium zu Dortmund geleistet, indem er sich einmütig bereit erklärte, dem deutschen Unterricht auf jeder Klassenstufe von verschiedenen Fächern je eine Stunde abzutreten, ohne daß dadurch eine Vermehrung der Gesamtstundenzahl erfolgt. (Diese Stunde geben ab in VI und V Schreiben, IV Geschichte, U III Französisch, O III Naturbeschreibung, U II Mathematik.) Das ist ein prächtvolles Beispiel! (vgl. Paeh, D. Philologenbl., 24. Jg., Nr. 30, S. 481f.).

Die Eingabe des Germanistenverbandes begrüßt Karl Muthesius; ihm ist von besonderem Werte die Betonung der Notwendigkeit, Volksschulen und höhere Schulen in innere Verbindung zu bringen (Pädagogische Blätter, 45. Jg., 7. Heft, S. 324). Auch Otto Gramzow (Doff. Zeitung v. 14. Juni) erklärt das Vorgehen des Verbandes für höchst dankenswert; er bedauert nur, daß sie sich auf allgemeine Gesichtspunkte beschränkt und warnt besonders vor der Gefahr, daß man mehr Gewicht auf Wissen als auf Können legt. — Mit Recht weist Eduard Stemplinger gegenüber Sprengels Ausführungen in Norrenbergs Buch auf die neue bayerische Schulordnung von 1914 hin, worin ein großer Teil der Sprengelschen Forderungen erfüllt sei (D. Phil.-Blatt 1916, Nr. 22, S. 361). Dasselbe gilt gegenüber der Denkschrift, die sich an alle Regierungen wendet und daher verallgemeinern mußte. — E. Ebner nimmt mit gutem Recht die Denkschrift wie die ganze Reformliteratur zum Anlaß, für die Erhaltung des Lehramts für Deutsch, Geschichte, Erdkunde einzutreten (Bayer. Ztschr. f. d. Realschulw., Bd. 24, Heft 7, S. 137ff.).

Der Vorstand des Deutschen Gymnasialvereins antwortet auf die Denkschrift des Germanistenverbandes mit folgender Eingabe, zu der sich für uns jeder Zusatz verbietet:

An die obersten Schulverwaltungen der deutschen Bundesstaaten.

Der deutsche Germanistenverband hat den gegenwärtigen Zeitpunkt für geeignet angesehen, den deutschen Regierungen eine Eingabe wegen Neuordnung des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen zu überreichen, worin er unter Darlegung seiner Richtlinien bittet, in dieser Angelegenheit mit ihm in Verbindung zu treten. Obwohl nun der deutsche Gymnasialverein seinerseits, getreu seinen in der Gedankenwelt des deutschen Idealismus wurzelnden Überlieferungen, dem Deutschunterricht und seiner Dervollkommenung auf den ihm zunächst am Herzen liegenden Anstalten stets die sorgsamste Aufmerksamkeit gewidmet hat, so würde er dennoch niemals eine gleich weitgehende Anteilnahme an

der Vorbereitung etwaiger Regierungsmaßregeln zu beanspruchen für angemessen halten. Er begnügt sich mit der Bitte, nachdem einmal jene Eingabe erfolgt ist, den obersten Unterrichtsverwaltungen in absehbarer Zeit die sicherlich nicht an vaterländischer Gesinnung, wohl aber sachlich zum Teil entschiedenen abweichenden Ansichten seiner eigenen Genossen und Freunde zur Kenntnisnahme unterbreiten und der Berücksichtigung empfehlen zu dürfen. Schon jetzt den geplanten Schriftsatz vorzulegen, gestatten seine Vereinsgepflogenheiten nicht. Diese schließen bei so wichtiger Sache das vom Germanistenverband eingeschlagene Verfahren aus, wonach der Verband als solcher das Wort nimmt, auch wenn die Mehrzahl berufener Mitglieder (deren viele zugleich die unsrigen sind) nicht in der Lage war, im Rahmen einer besonderen Versammlung Einfluß und Widerspruch in bezug auf Plan und Wortlaut der Eingabe geltend zu machen. Dieser Mißstand tritt um so schärfer hervor, als die Eingabe S. 5 infolge einer mehrdeutigen Ausdrucksweise den Anschein erwecken kann, als stünden nicht nur Vertreter, sondern die Vertreter aller Zweige der Deutschkunde zusammengeschlossen hinter ihr, während tatsächlich nicht wenige der hervorragendsten Sachmänner, innerhalb und außerhalb des Germanistenverbandes, auf dem Gebiete des Unterrichts wie auf dem der Forschung, weit davon entfernt sind, den dort vorgetragenen Leitsätzen ungeteilt oder auch nur weitgehend zuzustimmen. Wir gedenken unsererseits, um nicht unzureichend bevollmächtigt zu erscheinen, im Herbst dieses Jahres unsere Kundgebung ins Werk zu setzen, und nehmen dabei die Mitwirkung unsres Gesamtkreises so uneingeschränkt in Aussicht, als es die gegenwärtigen Zeitläufe überhaupt gestatten werden. Aus naheliegenden Gründen war es indessen erforderlich, dies schon jetzt anzukündigen.

Wir wollen schließlich nicht verschweigen, daß unser Vorhaben lediglich durch die Eingabe des Germanistenverbandes veranlaßt ist. An und für sich wäre es unsres Erachtens richtiger, dergleichen grundsätzliche Erörterungen zurückzustellen, bis auch den heimgekehrten Feldzugsteilnehmern das ihnen vor andern gebührende Wort vergönnt ist, und mehr noch: bis das zur Zeit noch niemandem völlig erfassbare neue deutsche Wesen deutlicher erkennbar vor uns steht. Ihm wird die Schule zu dienen haben, es von vornherein zu meistern sollte sie sich nicht vermissen.

Der Vorstand des Deutschen Gymnasialvereins.

J. A.: Der erste Vorsitzende: Dr. Otto Immisch,  
Professor der klassischen Philologie in Freiburg i. B.

Für die Oberrealschule fordert eine Düsseldorf-Oberreal- und Realschuldirektorenversammlung vom 12. Mai: Der deutsche Unterricht muß in Verbindung mit dem neusprachlichen Unterricht auf allen Klassen die begriffliche und logisch-sprachliche Schulung des Geistes als eine seiner Hauptaufgaben betrachten. In den oberen Klassen wäre ein philosophisch-propädeutischer Unterricht, der mit der Lehre vom deutschen Aufsatz zu verbinden ist, zu fordern, der Prosalectüre aber gegenüber der Lectüre von Gedichten ein größerer Raum zu gewähren (Ztschr. f. lateinlose höh. Schulen, 27. Jg., Heft 5, S. 132).

Zum Literaturunterricht: Paul Menge: Die „Türkenfrage“ bei Dürer, Sachs und Luther im Deutschunterricht der Prima (Socrates, 4. Jg., 4./5. Heft, S. 198 ff.). — Heinrich Lemde: Florian Geyer in der Geschichte und bei Gerhart Hauptmann (N. Jbb., 37. Bd., 4. Heft, S. 270 ff.). — Robert Petsch: Schillers „Freigeisterei der Leidenschaft“ und „Resignation“ (ebenda 5. Heft, S. 337 ff.). — Gottfried Bohnenblust: Der Wandel der Weltanschauung in der deutsch-schweizerischen Dichtung (ebenda S. 348 ff.).

Zur philosophischen Propädeutik: Horst Engert: Die philosophische Propädeutik in Oberprima als eine Hinführung zur philosophischen Problemstellung (N. Jbb., 38. Bd., 4. Heft, S. 177). — Dr. Patin: Über philos. Propädeutik am Gymnasium (Pharus, 7. Jg., S. 657).

Neuaufgaben einer Reihe wertvoller Bücher brauchen nur kurz erwähnt zu werden. Da antwortet Adolf Matthias zum vierten Male auf die Frage: „Wie werden wir Kinder des Glücks?“ (München, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1916, geb. M. 4,—). Er hat sein Büchlein gerade unter dem Eindruck des Krieges neu durchgesehen und erweitert, und es ist ein rechtes Zeitbuch geworden, besonders mit seinen Abschnitten: Glück, Politik und Vaterland, Glück und Leid, Glück und Tod.

Der Geheime Oberregierungsrat Dr. Karl Reinhardt bespricht in 3. Auflage: Die schriftlichen Arbeiten in den preussischen höheren Lehranstalten (Berlin, Weidmann 1916, geb. M. 2,40). Ich lege das Buch wieder mit herzlichem Dank nicht aus der Hand, sondern zu denen, die ich immer wieder einmal durchblättere. Reinhardt selbst nennt es einen Beitrag zu immer neuem Lernen. Hier kommt ja nur das Deutsche in Frage. Da lese ich wieder vom Zurüdtreten des Lehrers bei der Erklärung der Schriftsteller, von der rechten Pflege der Ausdrucksmittel, von dem Aufsatz als „Kunstübung“, vom schlechten Stil vieler Übungsbücher und ihrer Bekämpfung. Lese mit Dank, was über die deutschen Übungsarbeiten gesagt wird, von der Schwierigkeit der Themenstellung für Aufsätze, von der Beschränkung in der Besprechung der Arbeiten und die kleine Bemerkung, bei verwickeltem Gedankengang statt vieler Erörterungen nur das Wörtlein „melden“ zu setzen; wie gut kennt doch R. die Schüler, denen das eine Anregung ist zur Aussprache mit dem Lehrer, während eine lange Auseinandersetzung in roter Tinte nur abstößt.

Oskar Weise läßt seine Ästhetik der deutschen Sprache zum vierten Male ausgehen (Leipzig, B. G. Teubner, geb. M. 3,20). Wieder ist sie erweitert, indem besonders die Mundarten reicher für die Beispiele verwertet worden sind, worüber man sich nur herzlich freuen kann.

In 2. Auflage erschien Helene Lange, Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen (Leipzig, Quelle u. Meyer, M. 1,25). Auch für den Pädagogen ist das Buch wichtig durch die Stellungnahme zur Frauenbildung. Was hier unmittelbar vor dem Kriege geschrieben ward, erhält jetzt noch erhöhte Bedeutung: die Zeit „erfordert einen Menschen, der in der Sphäre der modernen Geisteskultur innerlich selbständig geworden ist, der ihre Macht zu bereichern und zu verwirren, zu segnen und zu berauben in sich selbst erlebt und dadurch die Kraft gewonnen hat, geistige Entwicklungskämpfe in ihrer ganzen Tiefe nachzuempfinden“.

Ernst von Wildenbruchs „Kindertränen“ gibt H. Brinder in einer Schulausgabe heraus (Zeichnungen von H. Baluschek) (Berlin, Grote, M. 1,—). Die beiden Erzählungen brauchen keine Empfehlung mehr, es genüge festzustellen, daß die Einführung über Leben und Dichtungen W.s belehrt und daß auch eine Erklärung von Fremdwörtern und felteneren Ausdrücken beigegeben ist. Die Ausstattung ist sehr gut.

Zwei Inselbücher verdienen eine besondere Erwähnung. Alois Bernt hat auf Grund seiner mit K. Burdach besorgten Ausgabe eine neuhochdeutsche Übertragung von des Johannes von Saaz Streit- und Trostgespräch: „Der Adermann und der Tod“ erscheinen lassen. Hier spricht ein Dichter und ein Denker über das nie ausgeschöpfte Thema vom Tode und tröstet sich, daß die Liebe mächtiger ist als der Tod und daß der Mensch in einem tätig ehrbaren Leben, in innerem Frieden und einem reinen Gewissen die grausame Gewißheit des Sterbens überwinden kann. Die Sprache ist wundervoll in ihrem kräftigen Deutsch, der Aufbau künstlerisch, mit Recht nennt es Gerwinus „das vollkommenste Stück Prosa, das wir in unserer älteren Literatur besitzen“. — Ebenso erfreulich ist die Wiederherausgabe der Nacherzählung des Nibelungenliedes von A. S. C. Dilmar. Beide Bändchen werden in dieser Zeit ersten Ringens besonders gern gelesen werden (Leipzig, Inselverlag, Pappband je M. 0,50).

#### Versehiedenes.

Die vaterländische Erziehung als erste gemeinsame Aufgabe der deutschen und österreichischen Lehrerschaft betont Wilhelm Schremmer (Die Zukunftsaufgaben der deutschen und der österreichischen Lehrerschaft. Beihefte zur „Schaffenden Arbeit“, Nr. 62. Leipzig, Haase. M. 0,50).

Die sittlichen Aufgaben der Erziehung unterstreicht: Martinak, Welche großen Aufgaben stellt die Zukunft dem Unterrichte und der Erziehung (Graz, Leuschner u. Lubensky, M. 0,40).

Der alten Antede „Jhr“ redet eindringlich das Wort eine kleine Dortrupp-Flugschrift (Nr. 35): Fr. Bödelmann, Ein Fleck im Gewande der deutschen Sprache (Hamburg, Janssen, M. 0,20).

Stifters Lesebuch zur Förderung humaner Bildung in Realschulen (vgl. diesen Jahrgang S. 52 ff.) stellt die Verlagsbuchhandlung G. Hadenasts Nachf. in Preßburg jetzt zum

Preise von M. 1,— zur Verfügung und bittet um seine Verbreitung in Lazaretten und Selbstbibliotheken.

Kriegstaschenbuch. Ein Handlexikon über den Weltkrieg. Herausg. von Ulrich Steindorff. Mit 5 Karten. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner, M. 3,—, geb. M. 3,50. Als Offizier und Lehrer kann ich die Brauchbarkeit dieses Nachschlagebuches nur rühmen. Militärisches, Politisches, Wirtschaftliches und allgemein kulturelle Ereignisse sind gebucht, Übersichten über die einzelnen Staaten geben wertvolle Zusammenhänge. Heute, wo jeder Mann und besonders der Lehrer immerzu zu Zeitereignissen Stellung nehmen muß, ist dies Büchlein geradezu unentbehrlich.

Persönliches: Dem Mitherausgeber dieser Zeitschrift, Prof. Dr. Friedrich Panzer in Frankfurt a. M., ist anlässlich der Besichtigung der jungen Universität durch den preussischen Kultusminister der Titel und Rang eines „Geheimen Regierungsrates“ verliehen worden.

## Sprechzimmer.

### Zu Hölderlin.

In seiner Ausgabe von Hölderlins Werken (2. Aufl., Bd. II S. 383f.) teilt Böhm eine Ode aus der Zeit der Umnachtung mit, unter der Überschrift „Eine Landschaft“, mit dem Anfang: „Wenn aus dem Himmel hellere Wonne sich“. Über die Herkunft läßt er nichts verlauten, ob ihm etwa eine Handschrift vorgelegen oder dergleichen. Ich bin auf den, soviel ich sehe, bisher unbekanntem Erstdruck des Gedichtes gestoßen, der einzelne interessante Varianten ergibt. Er befindet sich, überschrieben „Eine Reliquie von Hölderlin“, im „Düsseldorfer Künstleralbum, Neunter Jahrgang 1859, herausgegeben von Christian Höppl“ (Düsseldorf 1858) und hat Eduard Mörike zum Herausgeber, welcher es von Wilhelm Waiblinger in Hölderlins Handschrift erhielt. Mörike bemerkt dazu: „Es hatte keinen Titel. In einem Aufsatz über 'Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn' (zu Rom im Jahr 1830 geschrieben und in den 'Zeitgenossen' erstmals abgedruckt) erwähnt Waiblinger dieses Gedicht aus unvollkommener Erinnerung. Man darf es ohne Frage zu dem lieblichsten zählen, was sich unter dem Wust trauriger Spätlinge fand. Von Krankheits Spuren fällt am stärksten das unwillkürliche Abreißen der schwungvollen Reflexion bei dem jähen Eintreten des landschaftlichen Bildes in der zweiten Strophe auf. Es ist hier keine Lücke, die der Dichter etwa noch auszufüllen gedacht hätte; die Zeilen stehen im Manuskript genau so regelrecht hintereinander, wie ich sie gebe. Eine gewisse profaische Ausdrucksweise und Unbehelflichkeit in einzelnen Wendungen und Worten, der sonderbar präzisierende Ausdruck des zwar, sind Eigenheiten, welche die Poesien Hölderlins aus jener Zeit auf eine mehr rührende als störende Art kennzeichnen.“

Die von Böhm abweichenden Lesarten sind folgende: V. 8 Stege] Steige / 11 Bededt [sind,] Sich deden, / 13 auf den Wiesen] auf den Gipfeln / 21 hoch] steil / 22 Herunter, wo] An, wo /

„Sich deden“ ist entschieden dem „Bedeht sind“ vorzuziehen, da so die Wiederholung des „sind“ („Bedeht sind, sind wie jene Heide,“) vermieden wird. Ebenso scheint mir „Gipfeln“ richtiger zu stehen als „Wiesen“, da durch das folgende „auch“ das ungewöhnliche Verweilen der Schafe auf den Gipfeln betont werden soll; für die „Wiesen“ wäre die Hervorhebung durch das „auch“ zwecklos. Hart ist allerdings die Wendung:

„Zwar gehn die Treppen unter den Reben steil

An, wo der Obstbaum blühend darübersteht“;

allein dadurch erhält der Vers die ihm gebührende Zahl von fünf Hebungen, während er infolge des „herunter“ eine zuviel zählt.

Daher dürfte der Schluß nicht unberechtigt sein, daß Mörikes Lesarten die echten sind, umso mehr als nach seinen Worten eine Verbesserung der Ode des geisteskranken Dichters ausgeschlossen erscheint. Vielmehr ist dies offenbar mit der Böhmischen Fassung geschehen.  
Hannover. Wolfgang Stammeler.

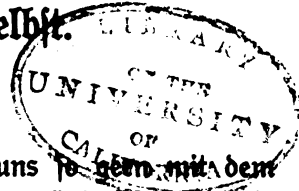
Sür die Leitung verantwortlich: Dr. Walthar Hoffstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.  
Alle Manuskriptsendungen sind an seine Anschrift zu richten.



# Goethe als Erzieher seiner selbst.

## Ein Überblick.

Von Ernst Linde in Gotha.



Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß wir uns so gern mit dem Leben eines Dichters beschäftigen, daß es uns nicht genügt, seine Werke zu kennen und genießen zu können, sondern daß wir auch wissen wollen, wie ihr Urheber gelebt, was er erlebt hat und was er für eine Art Mensch gewesen ist. Dieses Verlangen ist von der Standsucht, die sich so gern an das Privatleben der Großen herandrängt und, da sie ihren Werken nichts anhaben kann, sie wenigstens als Menschen zu verkleinern sucht, durchaus verschieden, ist etwas vollkommen Berechtigtes, etwas, das uns einen tiefen Blick tun läßt in das Wesen des Dichtertums. Denn merkwürdig: andern Schaffenden gegenüber, den großen Musikern, Malern, Bildnern und Baumeistern gegenüber, ist jenes Verlangen in uns bei weitem nicht so heftig, wie wir denn tatsächlich auch über das Leben der Bach, Haydn, Weber, Dürer, Rembrandt, Rethel, Peter Vischer, Rauch, Schinkel, Semper weit schlechter unterrichtet sind, als über das Leben eines Klopstock, Lessing, Schiller, Goethe, Hebbel, Ludwig usw. Es kommt darin die Tatsache zum Ausdruck, daß wir unbewußt dem Dichten doch noch eine andere Bedeutung beimessen als dem sonstigen Kunstschaffen. Die Werke der Maler, Bildhauer, Musiker stehen viel mehr für sich allein da, lösen sich viel mehr von ihrem Urheber ab, haben es auch viel weniger mit Gesinnungen und andern sittlichen Werten zu tun als die Werke des Dichters. Der gewaltigste Dichtergenius des Nordens hat uns für sein Schaffen das tiefe Schlüsselwort an die Hand gegeben:

Leben heißt: dunkler Gewalten  
Sput bekämpfen in sich;  
Dichten: Gerichtstag halten  
über das eigene Ich.

Gilt diese schwer-ernste Auffassung von der Sendung des Dichters auch nicht von jedem Vertreter der Gattung, so gilt sie doch ganz gewiß von jedem der Großen. Noch keinem ist es gelungen, Dichtungen höchster Art vor uns hinzustellen, dem es nicht gelang, sein eigenes Leben fest in beide Hände zu nehmen und, wenn nicht zum Kunstwert, doch zum Wert seiner selbst zu adeln. Man denke nur an hochbegabte Dichter wie Günther, Lenz, Bürger, Grabbe, von denen allen Goethes Wort über den Ersten der Reihe gilt: Sie „wußten sich

nicht zu zähmen, und so zerrann ihnen ihr Leben wie ihr Dichten“. Es ist ein hartes Urteil! Aber der es fällt, hatte die Berechtigung dazu durch sein eigenes Leben erbracht; es war derselbe, der im hohen Alter rückschauend von sich sagen konnte:

Denn ich bin ein Mensch gewesen,  
und das heißt ein Kämpfer sein.

Ja, wenn einer, so hat Goethe jenes Wort des nordischen Dramatikers schon vor Ihn bewahrheitet: er hat den Spuf der dunklen Naturgewalten in sich bekämpft, und seine besten Dichtungen sind Richtersprüche über das eigene Ich. Und eben hierin liegt die höhere Bedeutung des Mannes, den wir neben Schiller unseren größten Dichter nennen: Was er gelebt hat, war größer als alle seine Werke! Und wie es gerade diese große, wertvolle Persönlichkeit ist, die uns aus allen seinen Werken wie die Goldader im Gestein entgegenblinzt, wie es neben dem künstlerischen der rein menschliche Gehalt ist, der diese seine Werke so hoch über andere emporhebt, so wird es uns immer von seinen Werken zu seiner Person hintreiben, uns zu vergewissern, daß der, der sie geschaffen, nicht kleiner war als sie. Diesem Verlangen sucht die reiche Goetheliteratur Rechnung zu tragen, die wir bereits besitzen und deren Quell noch lange nicht versiegen wird. Unter allen großen deutschen Persönlichkeiten der Neuzeit erscheint uns Goethe als der wahrhaft moderne, das ist der wahrhaft freie und darum allgemein vorbildliche Mensch; und sein Leben, Wesen und Wirken ist einer der Eckpfeiler, auf denen das Gebäude aller neueren höheren Bildung beruht.

Auch wir wollen uns im folgenden mit diesem ebenso einzigartigen als allgemeingültigen Leben befassen, und zwar unter einem Gesichtspunkte, der im vorigen schon angedeutet ist: dem pädagogischen. „Goethe als Erzieher seiner selbst“, es ist ja letzten Endes nur eine andere Ausdrucksweise für Goethe, den Kämpfer; denn Erziehung ist auch Kampf, harter Kampf, Kampf des Willens gegen die Begierde, der Klarheit gegen das Dunkle, des Geistes gegen die Natur. Und niemandem, der Goethes Leben verweilend an sich vorüberziehen läßt, kann entgehen, wie tapfer der Dichter diesen Erziehungskampf gegen sich selber geführt und wie siegreich er ihn bestanden hat.

Wir gruppieren den Stoff, den wir zu unserem Thema gesammelt haben, nach den drei Gesichtspunkten, die bei jeder Erziehung ins Auge zu fassen sind, und fragen uns also: 1. nach Goethes Naturell, 2. nach seinem Erziehungsziel und 3. nach den von ihm benutzten Erziehungsmitteln.<sup>1)</sup>

#### 1.

War Goethe sich selbst ein sehr taugliches, dankbares Erziehungsobjekt? Ja und nein! Er war keine „problematische Natur“ in dem Sinne, wie er selbst diesen Begriff geprägt, keiner von den Menschen, denen keine Lage

1) Zugrunde liegt hauptsächlich Bielschowskys „Goethe“.

genug tut und die keiner Lage gewachsen sind, die nie zufrieden sind mit dem, was sie erreicht haben, die immer unruhig Ausschau halten nach ändern Stellungen und Verhältnissen und darüber auch das vernachlässigen, was ihnen ward. Im Gegenteil, man kann sagen: Goethe hat sich jeder von den vielen Lagen, in die ihn sein langes, arbeits- und abwechslungsreiches Leben brachte, gewachsen gezeigt; er leistete Tüchtiges und fand Genugtuung in seiner Stellung als Dichter und Forscher, als Staatsmann und Freund des Herzogs, als Theaterdirektor und Kritiker, als Philosoph, als Freund, als Liebhaber, ja selbst als Ehemann und Vater. Aber zu tragen hat er doch an sich gehabt; die Reizbarkeit, ohne welche der Dichter und Künstler nicht denkbar ist, die Abhängigkeit vom Physischen, das Stimmungsmäßige, Weiche, ja Weibliche des Charakters: es war ihm im hohen Maße eigen. „Ich habe so viel mit mir selbst auszustehen,“ schreibt er von Italien aus an Frau v. Stein, „daß ich meine Freunde nicht dispensieren kann, ihr Teil davon zu tragen, am wenigsten dich“ (1787). Von der Natur, von klimatischen Einflüssen fühlte sich Goethe so abhängig, daß er sich „ein dezidiertes Barometer“ nannte; und von zahllosen andern Dingen, Personen, Geschehnissen wurde er so beherrscht, daß er, sofern sie ihm zuwider waren, immer eines besondern Rucks bedurfte, um sich von ihnen zu befreien. In stürmender Leidenschaft konnte er den Freund, die Geliebte bitter verletzen, und gegen die Wünsche und Neigungen seines Herzens ist er zuweilen bedenklich nachgiebig gewesen. Seine Heftigkeit konnte sich zu solcher Wut steigern, daß er mit den Zähnen knirschte und mit den Füßen stampfte. Sein gesteigertes sittliches Empfinden selbst hieß ihn alles Verkehrte, Unreine und Uedle, das ihm entgegentrat, mit verzehrendem Hasse verfolgen, und seine gestaltenträchtige Phantasie ließ ihn Seindliches und Sinsteres sehen, wo es gar nicht vorhanden war, und in Verbindung mit seiner leidenschaftlichen Energie vergrößerte sie ihm jeden unangenehmen Zustand bis ins Un-erträgliches. Er wütete dann gegen sich und andere, um in dem Augenblick, wo er sich seines Irrtums bewußt ward, wieder die brennendsten Schmerzen über sein begangenes Unrecht zu erdulden.

An solch einem stürmischen Naturell hätte die vortrefflichste Erziehungskunst zuschanden werden müssen, wenn in diesem Naturell selbst nicht auch schon Bestandteile ganz anderer Art einen dämmenden und dämpfenden Einfluß ausgeübt hätten. Bekannt ist der starke Eindruck, den Goethe bei seiner Begegnung mit Napoleon in Erfurt auf diesen hervorbrachte und den der Welt-eroberer in die Worte zusammenfaßte: „Voilà un homme!“ Ja, ein Mann war der Dichter des „Werther“ trotz aller seiner Reizbarkeit, und diesen Eindruck hat jeder von ihm empfangen, dem es vergönnt war, länger mit ihm zu verkehren. Er zeigte diese Mannheit und Tapferkeit vor allem in der Gefahr, wie folgendes Geschichtchen beweist: Auf der Fahrt von Sizilien nach Neapel benutzte Goethe ein Schiff, das von Passagieren überfüllt war und dessen Kapitän

und Steuermann untauglich waren. Am dritten Tage abends war man zwischen Capri und Kap Minerva. Es war völlige Windstille eingetreten. Um so lebhafter war die Bewegung unter den Passagieren. Das Schiff war, wie sie meinten, durch die Ungeschicklichkeit des Kapitäns, in eine Strömung, die um Capri läuft, geraten und drohte an den Felsen der Insel zu stranden. Je näher die Gefahr, desto heftiger die Aufregung. Alles lag auf Deck und tobte gegen den Kapitän, der noch auf Rettung zu sinnen schien. Goethe vermochte in dieser Lage nicht länger untätig zu bleiben. Er erkannte, daß das Toben eine größere Gefahr als die Felsen mit sich führte, indem es die Schiffsleute verwirrte. Nachdrucksvoll stellte er dies der Menge vor, und mit seiner Gabe, im gegebenen Augenblick für jedermann den rechten Ton zu treffen, ermahnte er die wundergläubigen Südtaliener: „Wendet euer inbrünstiges Gebet zur Mutter Gottes, auf die es ganz allein ankommt, ob sie sich bei ihrem Sohne verwenden mag, daß er für euch tue, was er damals für seine Apostel getan, als auf dem stürmenden See Tiberias die Wellen schon in das Schiff schlugen; der Herr aber schlief. Doch als ihn die Trost- und Hilflosen weckten, gebot er sogleich dem Winde zu ruhen, wie er jetzt der Luft gebieten kann, sich zu regen, wenn es anders sein heiliger Wille ist.“ Sein festes Auftreten, seine straffe Haltung, sein blißendes Auge taten die beste Wirkung. Die Leute fingen an zu beten und beruhigten sich allmählich. Endlich erhob sich wirklich ein sanfter Wind und trieb das Schiff aus der gefährlichen Strömung heraus. Am andern Tage stieg alles in Neapel ans Land.

Solche Beweise von Mut hat Goethe mehrfach gegeben. Es sei nur noch daran erinnert, daß, als nach dem unglücklichen Treffen bei Saalfeld (10. Oktober 1806) der ganze weimarische Hof (mit Ausnahme der Herzogin Luise) vor den anrückenden Franzosen floh, Goethe auf seinem Posten blieb und nicht einmal daran dachte, seine Papiere und Kunstschätze in Sicherheit zu bringen.

Ebenso männlich wie dieser Mut in Gefahren berührt uns Goethes strenges Pflichtgefühl. Hier ist besonders seiner Ministertätigkeit in Weimar zu gedenken. Als die sogenannten Geniejahre mit ihren tollen Streichen verbraucht waren, nahm sich der 30jährige junge Mann seines Amtes mit dem höchsten sittlichen Ernste an. Es war ihm Herzenssache, er wollte die Bewohner des kleinen Landes, dessen Regierung er angehörte, so glücklich wie möglich machen, und er kämpfte sogar seine dichterischen Neigungen nieder, wenn sie ihm dabei hinderlich werden wollten. Und von was für trockener Art waren die Geschäfte, die ihm dabei oblagen! Bald studierte er Akzise- und Leihhausordnungen, bald Tuchmanufakturreglements, bald entwirft er eine neue Steuerlöschordnung, bald diktiert er Betrachtungen über eine neue Konkurskonstitution, bald hebt er Rekruten aus, bald hat er einen Schriftwechsel wegen der Lederhosen eines Husaren, bald trifft er Verfügungen wegen der Pfähle auf der weimarischen Promenade, bald beschäftigt er sich mit Wasser- und

Straßenbauten, mit der Verbesserung der Armenanstalten, mit der Zerschlagung von Gütern, mit der Bewässerung von Wiesen, mit dem Wiederbetrieb alter Gruben und Steinbrüche, mit der Besetzung jenaischer Professuren, der Ausrüstung wissenschaftlicher Anstalten, mit der Beseitigung des Wildschadens, mit der Balancierung der Finanzen und tausend andern Dingen. Wenn irgend möglich, beschränkte er sich auch nicht darauf, die Sachen aus den Akten kennen zu lernen, sondern er sucht selber zu hören und zu sehen, nicht bloß um sich genauer zu unterrichten, sondern auch, weil sie — wie er selber richtig bemerkt — von unten nach oben anders aussähen als von oben nach unten. Wo ein sofortiges persönliches Eingreifen an Ort und Stelle ihm notwendig erscheint, da kennt er keine Schonung seiner selbst. Am 25. Juni 1780 war er nach Ettersburg geritten, als ihn die Nachricht, daß in Groß-Brembach Feuer ausgebrochen sei, dorthin rief. Es war lange trodene Witterung vorausgegangen, so daß sich das Feuer rasch verbreitete. „Ich habe“, schreibt Goethe darüber an Frau v. Stein, „ermahnt, gebeten, getröstet, beruhigt und meine ganze Sorgfalt auf die Kirche gewendet, die noch in Gefahr stand, als ich kam . . . Aus dem Teich wollte niemand schöpfen, denn vom Winde getrieben schlug die Flamme der nächsten Häuser wirbelnd hinein. Ich trat hinzu und rief: 'Es geht, es geht, ihr Kinder', und gleich waren ihrer wieder da, die schöpften; aber bald mußte ich meinen Platz verlassen, weil's allenfalls nur wenige Augenblicke auszuhalten war. Meine Augenbrauen sind versengt, und das Wasser, in meinen Schuhen siedend, hat mir die Zehen gebrüht; ein wenig zu ruhen legt' ich mich nach Mitternacht aufs Bett.“

Ja, Goethe war ein Arbeiter und ein Pflichtenmensch wie wenige, und wie sein Faust den schönsten Augenblick erst im tätigen Schaffen für andere fand, so hat auch unser Dichter diesen Grundsatz sein ganzes Leben hindurch bewährt und darin ein starkes Gegengewicht gefunden gegen die niederziehenden Einflüsse seines Trieb- und Stimmungslebens.

Hierzu kam aber noch ein Drittes, nämlich ein unersättlicher Hunger nach Wissen, eine nicht tot zu kriegende Lernbegierde, ein wahrhaft Faustischer Erkenntnisdrang. Goethe, der Meister, ist zeit lebens ein Schüler gewesen, erst ein Schüler anderer, dann ein Schüler seiner selbst. Und wenn es wahr ist, daß die Menschen mit tatkräftigem Bildungsdrang immer die besten Schüler sind, so muß sich ja freilich unser Dichter auch in dieser Hinsicht das dankbarste Erziehungsobjekt gewesen sein. Schon das Elternhaus hatte dem Knaben Gelegenheit gegeben, sich zahlreiche und mannigfache Kenntnisse anzueignen. Der Lehrplan des Vaters umfaßte Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Französisch, Englisch, Italienisch, ferner Geschichte und Geographie, Religion, Naturwissenschaften, Mathematik, sodann Zeichnen, Musik, Tanzen, Fechten und Reiten. Die Ausbildung im Deutschen geschah an der Hand von Aufsätzen und durch die Lektüre zeitgenössischer Dichter. Die Bibel, das Lieblingsbuch

der Mutter, wurde bald auch das seine. Die zahlreichen Naturalien- und Kunstsammlungen des Vaters sorgten dafür, daß der Unterricht kein bloßes Wortwissen erzeugte. Häufiger Besuch bei Handwerkern, das lebhafteste Geschäftstreiben der freien Reichsstadt Frankfurt, die zahlreiche Einquartierung, die der Siebenjährige Krieg auch in das Goethesche Haus schwemmte, das französische Theater, das mit den Truppen in die Stadt gekommen war, große geschichtliche Ereignisse, wie das Krönungsfest Josephs II. (1764) — das alles lieferte seinen Beitrag zum Aufbau und zur Bereicherung des frühreifen Knabengeistes und legte mit den Grund zu dem vielseitigen Interesse, welches dem Dichter bis ins höchste Alter eigen war. Auf dieser festen und ausgedehnten Grundlage baute nun die Selbsterziehung des Jünglings und späteren Mannes Tag für Tag weiter. Wir können dies hier nur durch einige besonders bezeichnende Beispiele belegen. In Straßburg fühlte sich Goethe besonders von dem nur 5 Jahre älteren Herder geistig angeregt; denn dieser war es, der ihn zuerst die Größe Shakespeares, Ossians und Homers sowie die Schönheit des Alten Testaments zu lehren wußte. Freilich war er kein guter Lehrer, er war leidend und deshalb mißmutig und launisch und ließ oft die Peitsche seines stachlichen Spottes auf den Schüler niedersausen: Goethe ertrug alles mit wahrer Samtsgebuld. Er fühlte, daß ihm niemand anders das geben konnte, was Herder besaß, und so rang er mit ihm, wie Jakob mit dem Engel des Herrn, und hielt ihn fest, bis er ihn segnete.

Um tiefer in den Homer einzudringen, nahm der Straßburger Student seine griechischen Studien wieder auf, und mitten in einem tausendfach bewegten wissenschaftlichen, geselligen und Liebesleben lernte er brav Griechisch, so daß er die Rhapsodien des ionischen Sängers nach kurzer Zeit fast ohne Übersetzung lesen konnte.

Wir machen einen Sprung bis zur italienischen Reise. Es war keine Vergnügungs-, sondern eine Studienreise, und Wissenschaft wie Kunst beschäftigten des Reisenden Geist gleicherweise. In Padua gelang es ihm, Palladios Buch von der Architektur, nach dem er schon lange gefahndet hatte, zu erwerben, und in Venedig studierte er es. Im Studium des Buches ist er tagelang sehr glücklich. Er sucht es sich „recht herzlich“ zu eigen zu machen, begnügt sich auch nicht mit dem Lesen, sondern folgt mit dem Stift den Rissen Palladios und vergleicht die Schöpfungen des Verfassers in Venedig mit seinen Plänen. „Jahre könnte man in der Betrachtung so eines Werkes zubringen.“ „Jetzt fallen mir die Schuppen von den Augen.“ Diese und ähnliche Worte geben uns kund, welche Freude der deutsche Leser des italienischen Buches aus dem Zuwachs der Erkenntnis schöpfte, den ihm die Lektüre verschaffte.

Wie in Venedig, so beschäftigten ihn auch in Rom vornehmlich die Kunstwerke. In Neapel dagegen tritt ihm die Natur in den Vordergrund. Mineralogie, Geologie, Zoologie und Botanik beschäftigten ihn an allen Ecken und

Enden, und es kam wohl vor, daß, während die Freunde mit ihren Damen am Strande in übermütigen Spielen sich ergöhten, er abseits an Felsen klopfte, um ihre Gesteinsart zu untersuchen, oder Pflanzen und Seetiere sammelte. Den gerade damals sehr tätigen Desuv besuchte er dreimal und schraf selbst vor deutlichen Gefahren nicht zurück, um die vulkanischen Erscheinungen recht genau kennen zu lernen.

Dem Studium der Kantischen Philosophie, die ihm im Grunde wesensfremd war, widmete er ein volles Jahrzehnt (1790—1800); Kants Art zu denken hieß er als „Supplement seiner Einseitigkeit“ willkommen, und er bekannte später freudig, daß er dadurch in einen geläuterten, freieren, bewußteren Zustand gelangt sei.

Wiederum sehen wir den 65jährigen lebhaft bemüht, von der niederländischen Malerei einen Begriff zu gewinnen. Zu dem Zweck folgte er der Einladung der Brüder Boisseree, welche in Heidelberg eine Privatsammlung solcher Werke besaßen. Jeder Vormittag gehörte dem Studium der Sammlung, in die sich Goethe — trotz seiner Vorliebe für die Antike — mit beispielloser Zähigkeit vertiefte. Morgens um 8 Uhr erschien er auf dem Saale und wich bis Mittag nicht von der Stelle. Jedes Bild ließ er sich einzeln herabreichen und auf eine Staffelei stellen, um es ungestört von seinen Nachbarn an der Wand zu genießen, und seine Bewunderung wuchs von Tag zu Tage.

Und der 80jährige war noch ebenso begierig, seinen Wissensschatz zu vermehren. „Er will immer weiter, immer weiter, immer lernen, immer lernen!“ ruft einmal der erstaunte Eßermann aus. Es gab eigentlich nichts, was ihn nicht beschäftigte. Außer Literatur, Kunst und Wissenschaft schenkte er auch den politischen, wirtschaftlichen und technischen Fragen seine Teilnahme. Es klingt uns fast wie ein Märchen, wenn wir hören, wofür sich der Dichter alles interessierte: für Kanal-, Hafen- und Tunnelbauten, wie den Themse-, Erie-, Panama-, Nicaragua-, Suez- und Rhein-Donau-Kanal, für den griechischen Freiheitskrieg, die Parteikämpfe in Frankreich, England und Deutschland usw., und daß ihn diese Bewegungen und Pläne so lebhaft, ja leidenschaftlich beschäftigten, daß er meinte, um ihretwillen möchte er wohl noch 50 Jahre leben. Aber wenn das Schicksal seinem Leben diese 50 Jahre noch zugesetzt hätte, so wäre vermutlich sein Seelenzustand auch dann noch von der gleichen Lebendigkeit gewesen. Goethes Geist war, wie die Welt, ein Perpetuum mobile, das, einmal angeregt, ins Unendliche unaufhaltsam fortläuft.

So war der Mensch von Natur beschaffen, mit dessen Selbsterziehung wir es hier zu tun haben. Es schadet nichts, daß uns die bisherigen Beispiele bereits auch Blicke haben tun lassen auf das Ziel dieser Selbsterziehung sowie die von Goethe benutzten Erziehungsmittel (in der wirklichen Erziehung ist ja naturgemäß dies Dreifache immer verbunden). Doch enthebt uns dies nicht der Aufgabe, auch diese andern beiden Seiten des Wertes noch gesondert ins Auge zu fassen.

## 2.

Wonach Goethe bei seiner Selbsterziehung, ja bei all seinem Tun und Treiben letzten Endes strebte, das war die vollendete Bildung seiner reinmenschlichen Persönlichkeit. Schon früh hatte er dies instinktiv als seine eigentliche Lebensaufgabe erkannt. Dem Verlangen des Vaters, Jurist zu werden, fügte er sich nur scheinbar; innerlich stand ihm als unverrückbares Ziel vor Augen, sich zum Menschen und Dichter zu bilden. Seines Helden Wilhelm Meisters Worte gelten auch von ihm: „Mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht.“ Dabei flossen ihm die beiden Ziele — das allgemeinere: Mensch zu werden, und das besondere: Dichter zu werden — unvermerkt in eins zusammen. Dem Dichter darf nichts Menschliches fremd bleiben; und indem er die einzelnen Formen und Gestalten des Menschlichen in sich nachschafft und äußerlich darstellt, erweitert er sein eigenes Menschtum ins Universale. Der Dichter kommt dem Menschen zugute und der Mensch dem Dichter. Darum sehen wir Goethen oft so sorglos dahinleben, gleichsam nur seinen Trieben und Neigungen folgend. Auch nach der Rückkehr von seiner italienischen Reise, die ihm zum klaren Bewußtsein gebracht hatte, daß sein eigentlicher Beruf der des Dichters sei, sehen wir ihn wieder in tausenderlei Beziehungen und Geschäften verstrickt: „Philosophen, Naturforscher und Konsorten“ haben, wie er selbst um 1800 scherzend bemerkt, die arme Poesie bei ihm in die Enge getrieben; und in der Tat kam während eines ganzen Jahrzehnts (1797—1806) herzlich wenig Poetisches zustande. Aber das kümmert ihn nicht; er folgt seinen Instinkten, immer mit dem dunklen Gefühl, es werde für seinen Hauptberuf schon etwas Gutes dabei herauskommen, und er könne sicher sein, daß sein Genius ihn schon zur rechten Zeit rufen werde. Wenn die Freunde ihn wegen seiner Überlastung mit Amtsgeschäften beklagten, so weist er dies zurück: Ihm sei dies alles zu seiner Selbstbildung nötig. Ja, er nennt sich glücklich, weil er sich in ein Verhältnis gesetzt sieht, dem er von Anfang an durchaus nicht gewachsen war, wo er durch manche Fehler sich und andere kennen zu lernen bessere Gelegenheit hatte, wo er, sich selbst und dem Schicksal überlassen, durch viele Prüfungen zu gehen hatte, die vielen hundert Menschen nicht nötig sein mögen, deren er aber, wie er sagt, zu seiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Und freudig ward er gewahr, wie sich gerade durch diese amtlichen, oft recht verdrießlichen Obliegenheiten täglich neue Fähigkeiten in ihm entwickelten, seine Begriffe sich mehr und mehr aufhellten, seine Kraft sich vermehrte, seine Kenntnisse sich erweiterten, seine Unterscheidung sich berichtigte und sein Mut lebhafter wurde. Einem minder begabten, weniger zentralen Menschen wäre diese Vielgeschäftigkeit gewiß zum Verderben geworden: Goethe nahm aus aller Verfertigung in die oft recht fremdartigen Dinge seine Persönlichkeit immer wieder rein und ganz zurück. Er brachte in der Tat das Wunder fertig,



die ganze Welt zu gewinnen und darüber seine Seele nicht nur nicht zu verlieren, sondern nur immer reicher, immer frischer, immer vollkommener wiederzufinden.

Diesem Streben nach intellektueller Umspannung des ganzen geistigen Alls entsprach bei unserem Dichter auch die vollkommen gleichschwebende Ausbildung seiner Geistes- und Körperkräfte. Goethe war in erster Linie ein Gefühls- und Phantasiemensch. Aber diese Seelenkräfte überwucherten weder den Verstand noch die tätige Seite seines Wesens, Wollen und Handeln. Er war nichts weniger als ein Phantast, wie etwa E. T. A. Hoffmann, noch ein weichlich zerfließender Schwärmer, wie etwa Jean Paul in mancher seiner Schöpfungen. Das Logische erfreute sich vielmehr bei ihm einer ausgezeichneten Entwicklung, wie ja sein schöpferisches Denken ein Süllhorn erlesenster Spruchpoesie über uns ausgegossen und in zahlreichen wissenschaftlichen Aufsätzen seine Wertigkeit erwiesen hat. Und ebenso bot auch der Wille bei ihm jenem Gefühls- und Phantasieleben das notwendige Gegengewicht. Wohl ließ sich Goethe zuweilen von seinen Stimmungen und Neigungen treiben; aber im ganzen genommen bietet doch sein Wesen nichts weniger als den Anblick eines haltlosen Träumers und Schwelgers in Gefühlen, wie etwa sein Werther einer war. Nein, wer so arbeiten konnte wie dieser weimarische Legationsrat, wer es so ernst nahm mit seinen Pflichten und wer das Wort prägen und danach leben konnte:

Don der Gewalt, die alle Wesen bindet,  
befreit der Mensch sich, der sich überwindet —

dem muß sogar das Lob höchster Willenskraft gezollt werden.

Und das hat er auch bewährt innerhalb des körperlichen Lebenskreises. Von Anfang an war es des jungen Brausekopfes Ideal, die Bildung seines Körpers nicht hinter der seines Geistes zurückstehen zu lassen. Wir haben schon gehört, daß die ritterlichen Künste des Tanzens, Fechtens und Reitens zum Bildungsplan des Vaters gehörten. Goethe hat in der Folge sehr oft zu Pferde gefessen und weite Ritte über Land gemacht. Auch dem Eisporte huldigte er eifrig, scheute selbst im Winter vor einem Bade in der Elm nicht zurück und unternahm in derselben Jahreszeit, wo damals noch alles daheim blieb, weite, anstrengende Fußmärsche durch den noch wenig erschlossenen Harz, wie durch die ewige Eismwelt der Alpen. Gegen das Tanzen hatte der junge Bezwinger aller Frauenherzen lange Zeit eine seltsame Abneigung; sie hing zusammen mit seinem Widerwillen gegen alles äußerliche, leere Gesellschaftstreiben, gegen alles Phrasen- und Komplimentenwesen. Seine Freunde nannten ihn deshalb scherzhaft spottend den „Bären“, den „Huronen“, den „Westindier“. Da erwachte in Straßburg, durch mannigfaltigen Familienverkehr angeregt, in ihm das Verständnis auch für diese Seite der persönlichen Bildung. Auf den Rat seines väterlichen Freundes, des Vormundschaftsrichters Salz-

mann, bequente er sich sogar dazu, das Kartenspiel zu erlernen; und nachdem er auf den Tanzböden der Vorstädte mit den gepuzten Mägden seine Glieder im rhythmischen Schwunge wieder geschmeidig gemacht, gab er sich bei einem französischen Tanzlehrer in die Lehre, um sich von ihm auch in die höhere Tanzkunst einführen zu lassen.

Sein Aufenthalt in Straßburg zeigt ihn uns auch noch in einer andern Beziehung geschäftig, gewisse Einseitigkeiten seines Wesens zu überwinden und seinem Ideal der vollmenschlichen Persönlichkeit näher zu kommen. Nachdem er mit leichter Mühe sein erstes juristisches Examen abgelegt hatte, wandte er sich mit großem Eifer der Erweiterung seiner medizinischen Kenntnisse zu. Er arbeitete dabei auch auf dem Seziersaal, und er freute sich, als er bemerkte, wie dadurch sein Widerwille gegen das Häßliche und Ekelhafte am kranken und toten Körper allmählich schwand. Auch von andern physischen und geistigen Schwächen suchte er sich zu befreien. So bekämpfte er das Schwindelgefühl, indem er die höchste Turmspitze des Münsters bestieg, in dem sogenannten Hals unmittelbar unter dem Knopf etwa eine Viertelstunde saß und dann ins Freie auf eine Platte trat, die kaum eine Quadratelle groß war, so daß es ihm war, als ob er in der Luft schwebte. Diesen Versuch wiederholte er so oft, bis er auf den schwindelerregendsten Stellen sich mit persönlicher Sicherheit bewegen konnte. In ähnlicher Weise bekämpfte er seine Empfindlichkeit gegen starken Schall. Abends beim Zapfenstreich ging er neben den Trommlern her, ob ihm auch deren Wirbel das Herz im Busen hätte zersprengen mögen. Auch das Grauen vor Kirchhöfen, leeren Kirchen und andern einsamen Orten, die im Dunkel liegen, rottete er durch häufige nächtliche Besuche mit der Wurzel aus.

Und als wenn sein Genius ihm keine der Gelegenheiten zur Erreichung lüdenlosen Vollmenschentums vorenthalten wollte, so ward dem ausgesprochenen Friedensmenschen im Jahre 1792 auch Gelegenheit, mit einem Heere in den Krieg zu ziehen, allerdings nicht als Soldat, aber auch nicht als müßiger Zuschauer, der sich fern vom Schuß hält. Den verbündeten Preußen und Österreichern hatte sich auch der Herzog von Weimar mit seinem preußischen Kürassierregiment angeschlossen, und Goethe willfahrte gern der Bitte seines fürstlichen Freundes, ihn zu begleiten, da er sich von seiner Teilnahme eine bedeutende Erweiterung seiner Lebenserfahrung und seines Weltbildes versprach. Bei Longwy, das sich ebenso wie Verdun bald ergab, stieß er zum Heere und machte von hier ab alle Züge mit. Seine Unerblichkeit in der Gefahr, seine Standhaftigkeit bei Strapazen, sein Gleichmut und seine Heiterkeit in allen Lagen, seine vielseitigen Kenntnisse, seine Hilfsbereitschaft und Sündigkeit erwarben ihm bei Offizieren wie Mannschaften ebensoviel Respekt wie Beliebtheit. Am 20. September fand die Kanonade von Dalmy statt. Goethe, dem es hinten beim Regimente langweilig wurde, wünschte die Gelegenheit zu benutzen,

einmal das Kanonenfieber kennen zu lernen. Er ritt über ein Gelände, wo die Kugeln zahlreich einschlugen. Unterwegs trafen ihn Offiziere vom Generalstab, die ihn baten, mit ihnen zurückzugehen. Als ihre Bitten nichts fruchteten, überließen sie ihn, wie er sagt, seinem bekannten wunderlichen Eigensinn. Er vollführte seine Absicht, und nachdem er, wie ein Arzt den Kranken, seinen Zustand im Geschützfeuer beobachtet, ritt er gelassen zu den Seinen zurück. Solche Beispiele von Unerforschlichkeit hat er wiederholt gegeben. Für ihn waren solche Lagen nichts als Mittel, den ganzen Umkreis des Menschlichen durch eigene Erfahrung abzuschreiten. Er setzte das Leben ein, um das Leben zu gewinnen.

Es ist hier der Ort, die Frage aufzuwerfen, die oft verneint worden ist, ob nicht in der reichen Harmonie der Goetheschen Tugenden doch eine gefehlt habe: die Vaterlandsliebe! Wahr ist es: der Bewunderer Napoleons hat keine Körnerschen Heldenlieder geschrieben, er stand überhaupt der ganzen preussischen Erhebung 1813 kühl, ja zweifelnd gegenüber. Es würde zu weit führen, die Gründe dafür aufzuzählen; sie würden uns jedoch seine Stellungnahme zum mindesten verstehen lassen. Ihn aber deswegen einen schlechten Deutschen zu nennen, geht denn doch nicht an. Seine eigenen Zeitgenossen haben das auch nicht getan; solche Unbilligkeit war Späteren vorbehalten. Der Turnvater Jahn nannte ihn den deutschesten der Dichter, und Ernst Moritz Arndt schrieb in seinem historischen Taschenbuch von 1814 die schönen und tiefen Worte: „Doch ragten einige hervor aus allen, und einer so hoch, daß er wie ein göttliches Wunder steht. Dies ist Goethe, der Dichter, nicht aus der Zeit geboren, sondern auf der einen Seite ein Bild der deutschen Vergangenheit und auf der andern ein Bild der deutschen Zukunft.“ Und aus seinem eigenen Munde sind uns Worte erhalten (Gespräch mit dem Geschichtsschreiber Luden im November 1813), die uns jeden Zweifel daran benehmen, daß in Goethes Brust kein deutsches Herz geschlagen habe, Worte, die gerade angesichts der gegenwärtigen Schicksalskrise Deutschlands erhöhte Bedeutung gewinnen: „Eine Vergleichung des politisch so herabgekommenen, hilflosen deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist noch nicht erfüllt.“ Spricht aus diesen Worten nicht die Sehnsucht nach dem Deutschland der Gegen-

wart, das geachtet und gefürchtet, wenn auch nicht geliebt wird, weil es groß und stark dasteht vor den Augen der Völker, die sich immer noch nicht in die Tatsache finden können, daß ihr Welttag sich seinem Ende zuneigt, während der des Deutschen kaum begonnen hat? Nein, Goethe war gewiß ein so guter Deutscher wie irgendeiner. Wenn er in den Bardenchor der Freiheitsjäger nicht mit einstimmte und überhaupt die Größe der Befreiungstat nicht zu fassen vermochte, so liegt hier eine Schranke seines Wesens vor, wie sie jeder, auch der reichsten Individualität eigen sind, und wie er sie z. B. auch der Musik gegenüber besaß. Denn der schöpferischen Betätigung Goethes in der Dichtkunst und seinem hochentwickelten Kennertum in den bildenden Künsten entsprach ein gleich lebhaftes Gefühl für die Musik durchaus nicht. Die holde Kunst war ihm kein Bedürfnis wie jene. Wir ersehen aber daraus nur, was wir so schon wissen: daß kein einzelner Mensch, auch bei dem ausgesprochensten Totalitätsstreben, die ganze Menschheit in sich zur Darstellung zu bringen vermag. An der Richtigkeit und der Wirklichkeit des Goetheschen Erziehungszieles, das ja auch dasjenige Pestalozzis war: der harmonischen Ausbildung aller edlen menschlichen Kräfte, kann uns diese Einschränkung nicht irren machen.<sup>1)</sup>

## 3.

Wenn wir uns nun den Erziehungsmitteln zuwenden, die der große Selbsterzieher von Weimar auf sich anwandte, so müssen wir daran erinnern, daß schon manches davon genannt und dargestellt worden ist: die Wahl seines Umgangs, seine Abhärtungsbemühungen, seine Lektüre und anderes. Wir müssen uns hier sehr beschränken und stellen daher nur drei Punkte der Betrachtung dar: Goethes Reisen, sein dichterisches Schaffen und sein Verhältnis zu den Frauen.

Es ist bezeichnend für den außerordentlichen Charakter des großen Mannes, daß er zwei seiner größeren Reisen, 1777 in den Harz und 1779 in die Schweiz, im Winter unternahm. Nur im winterlichen Kleide durfte er jene Gegenden so einsam zu finden hoffen, wie er fühlte, daß es seiner von dem verwirrenden Gedränge des Hofes und der Amtsgeschäfte ermatteten Seele nötig war. Die Harzreise trat er Ende November an. Und die Großartigkeit der winterlichen Gebirgswelt flößte ihm eine solche stille Heiterkeit und erhabene Klarheit ein, daß sie ihm kein Unwetter, kein morastiger Weg, kein schlechtes Quartier trüben konnte. Seine Stimmung gewann sogar religiöse Färbung: „Mit mir“, schreibt er an die geliebte Frau, „verfährt Gott wie mit seinen alten Heiligen. Wenn ich zum Befestigungszeichen<sup>2)</sup> bitte, daß das Fell trocken und die Tenne naß sein möge<sup>3)</sup>, so ist's so, und umgekehrt auch . . . Ich sagte, ich hab' einen

1) Es sei noch kurz erwähnt, daß auch hinsichtlich der Mathematik, sowie der Philosophie im engeren Sinne Goethes „Universalität“ Lücken aufzuweisen hatte.

2) D. h. zum guten Vorzeichen.

3) Dgl. hierzu Richter 6, 37.

Wunsch nach dem Dollmond! Nun, Liebste, tret' ich vor die Tür hinaus, da liegt der Brocken im hohen, herrlichen Mondschein über den Fichten vor mir, und ich war oben heut' und habe auf dem Teufelsaltar meinem Gotte den liebsten Dank geopfert."

Auch auf der zwei Jahre später in Gemeinschaft mit dem Herzog unternommenen Schweizerreise ging der Dreißigjährige den Gefahren der Hochgebirgswelt kühn entgegen, wenn ihre Überwindung ihm einen Zuwachs an herbem Daseinsgenuß versprach. Am 27. Oktober kamen die Reisenden nach Genf, und nun brannten sie vor Verlangen, nach Chamouny an den Fuß des Montblanc zu wandern und von dort über einen Paß ins Rhonetal niederzusteigen. Die Freunde in Genf aber rieten ihm dringend von dem Plane ab: Bei schönem Wetter im Sommer, meinten sie, könne man ihn wohl wagen, aber das winterliche Hochgebirge flößte ihnen Grauen ein. Trotzdem wurde das Wagnis unternommen. Am 4. November langten die Reisenden in Chamouny an, wo man sich nicht wenig wunderte, in so später Jahreszeit noch Fremde anzukommen zu sehen. Mit Hilfe eines Führers suchten sie dann über den Col de Balme Martigny zu erreichen. Wild kämpften die Nebel und erhöhen den Reiz der Landschaft. Auf der Paßhöhe pfeift der Wind scharf, es schneit etwas, es folgt ein mühsamer Abstieg, aber am Abend ruht man behaglich im warmen Rhonetal. Das war die Wanderung, die die Genfer Sofamenschen wie einen Stieg zur Hölle geschildert hatten! Noch ernster freilich gestaltete sich die Tour über die Furka nach dem St. Gotthard. Doch wurde auch sie tapfer bewältigt, und Goethe kehrte gehoben und beglückt von seiner Schweizerreise nach Weimar zurück.

Wie er auf allen seinen Reisen jede Gelegenheit, sich zu bilden und zu unterrichten, wahrnahm, wurde schon erwähnt. Hier noch einige Beispiele. Auf der Harzreise besuchte er die Gruben und Hütten von Clausthal, um davon für seinen Plan der Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergbaues Nutzen zu ziehen. Auch den Verkehr mit den kleinen Leuten pflegte er eifrig, gewann aufs neue „Liebe zu der Klasse von Menschen, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist!“ Auf einem Ritt, den er schon 1770 mit einem Freunde durch das nördliche Elsaß und Lothringen bis nach Saarbrücken unternommen, fesselten die Steinkohlengruben, die Glas- und Eisenhütten, die Alaunwerke und andere industrielle Anlagen seinen weitblickenden Geist und flößten ihm die erste Lust zu technischen und wirtschaftlichen Unternehmungen ein, die er dann in seinem weimarischen Amt so lebhaft betätigt hat. Es war besonders auch sein Widerwille gegen bloßes Wortwissen, der ihm das Reisen zu einem dringenden geistigen Bedürfnis machte. Als er am 28. September 1786 in Venedig eingefahren war, schrieb er glücklich in sein Tagebuch: „So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft geängstigt hat, mich, den Todfeind von Wortschällen.“

Im Leben jedes wahrhaft, d. h. von innen heraus Schaffenden spielen seine Werke noch eine andere Rolle als die von Früchten, die mehr oder minder reif vom Baume fallen, anderen zum Genuß. Vielmehr vollzieht sich in ihnen ganz wesentlich der Entwicklungsprozeß der Schaffenden, der ringenden, der wachsenden und reifenden Persönlichkeit selbst. Der Dichter zumal strebt in seinem Werke nicht nur sich darzustellen, sondern über sich hinauszugelangen, und er ist, wenn anders der Schaffungsprozeß erfolgreich verläuft, am Ende der Produktion ein anderer, als der er zu Anfang war. So sind auch Goethes Schöpfungen nicht nur Bruchstücke „einer einzigen großen Konfession“ (wie er selbst gesagt hat), sondern auch gleichsam Veranstaltungen der Natur zur Abwerfung geistig-seelischer Schlacken, Bruchstücke eines einzigen großen Wachstums-, Gesundungs-, Läuterungs-, Bildungs- und Selbsterziehungsprozesses. So hat besonders der Treubruch an Friederike Brion, der Pfarrerstochter von Sessenheim, lange in ihm nachgewirkt und ihn mit einer selbstquälerischen Reue erfüllt, die sich nicht nur im Weislingendrama des „Götz“, im „Clavigo“ und in der „Stella“, sondern auch noch in der Gretchenhandlung des „Faust“ poetische Linderung zu verschaffen gewußt hat. In Weislingen hat er ebenso wie im Clavigo sich selbst nach seinen schwachen Seiten hin an den Pranger gestellt, und indem er jenen durch Gift, diesen durch die Pistole gewaltsam enden ließ, hat er Justiz an sich selbst geübt, hat er gebeichtet und gebüßt. Ähnlich im „Egmont“. Auch dieser Held trägt unverkennbar Goethesche Züge, und der Dichter suchte in der Darstellung des Schicksals seines Helden Rettung gegen eine dämonische Leidenschaft, die sich damals (1775) wieder seiner bemächtigt hatte. Es war das Liebesverhältnis zu Lili Schönemann, durch welches er sich, seinen bestimmtesten Vorsätzen entgegen, fester gebunden hatte als je zuvor und das ihm von unheilvollen Folgen für beide Teile zu werden drohte. Er suchte sich also, wie er sich ausdrückt, „vor dem furchtbaren Wesen<sup>1)</sup> zu retten, indem er sich hinter ein Bild flüchtete“; und indem er seinen poetischen Doppelgänger Egmont den Weg zu Ende gehen ließ bis zu dem Abgrund, der ihn und mit ihm die Geliebte verschlingt, erschrickt er vor diesem Bilde und erlebt in sich die tragische Katharsis (Läuterung). So ist für ihn das Dichten seiner besten Werke ein Akt der Befreiung, der Beruhigung, der Klärung, des Abschließens mit einem bestimmten Erlebnisse, der sittlichen Wiedergeburt.

Das gilt in hervorragendem Maße auch von den 1808/09 entstandenen „Wahlverwandtschaften“. Goethe hatte in den franken Jahren von 1801 bis 1805 durch die treue Pflege Christianens erfahren, wie viel Ehegatten einander schuldig werden, und er hatte sich, durch Christianens rettende Tat 1806 im Innersten bewegt, nicht enthalten können, seinen Respekt vor der Ehe auch durch sein eigenes Verhalten zu bekräftigen, indem er sich mit der langjährigen Genossin seines Hauses trauen ließ. Da trieb ihn eine neue Leidenschaft, die

1) Eben seinem „Dämon“.

Liebe zu Minna Herzlieb, der anmutigen, zarten Pflgetochter des Buchhändlers Frommann in Jena, 1807 aufs neue auf das stürmische Meer des Kampfes zwischen Pflicht und Neigung hinaus. „Ich liebte sie mehr als billig“, gestand er 1813 Zelter; aber er fand die Kraft, zu entsagen, — wozu ihm freilich der Umstand, daß das Mädchen seine Leidenschaft nicht erwiderte, diesmal besonders behülflich war. Es herrschte damals, besonders durch die Schuld der Romantiker, eine schlaffe Auffassung der Ehe in Dichtung und Leben. Und indem nun Goethe dieser in seinem Werke einen mächtigen Wall entgegenzutürmen beschloß, suchte er zugleich mit sich selbst über den Gegenstand ins Klare zu kommen, sich selbst gleichsam einen Schutzwall gegen die Leidenschaft aufzurichten, über den er niemals hinüberkonnte. Denn in den Wahlverwandtschaften entwickelt Goethe die denkbar strengsten Ansichten über die Heiligkeit der Ehe: „Sie ist der Grund aller sittlichen Gesellschaft, der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildete hat keine bessere Gelegenheit, seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie sein. Sich zu trennen gibt es gar keinen hinlänglichen Grund.“ Später ist der Dichter wohl von dieser äußersten Ansicht, besonders was die Auflöslichkeit der Ehe betrifft, wieder etwas zurückgekommen; aber wir merken doch, wie sein eigenes Werk Epoche gemacht hat in seinem Leben: Er nahm es von da ab strenger mit dem „Abwiegen seines physischen und moralischen Betragens“, bekam sich immer mehr in die Gewalt und kämpfte mit immer größerem Erfolge gegen die lieblichen Versuchungen, die dem Ewigjungen auch im hohen Alter nicht erspart blieben.

Es tut nicht nötig, dem Gedanken noch weiter nachzugehen, wie unserm Dichter sein eigenes Schaffen, wie ihm insbesondere auch seine Lyrik zu einem nie versagenden, immer bereitliegenden Mittel der Selbsterziehung wurde; jede gute Goethebiographie legt auf diesen Nachweis bei jedem einzelnen Werke Gewicht. Dagegen erübrigt es noch, kurz ins Auge zu fassen, wie dasjenige Element seines Lebens, dem er die meisten Schmerzen und Freuden verdankt und das ihn so oft in eine Lage brachte, daß es ihm selber dringend nötig erschien, sich durch einen Akt der Selbsterziehung daraus zu befreien, wie mit einem Worte die Liebe sich in das Ganze dieses großartigen Erziehungswerkes eingliedert. Freilich erforderte gerade das Thema „Goethe und die Frauen“ ein Buch für sich; wir können ihm hier nur einige Blicke schenken. „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.“ Mit diesem viel mißbrauchten und viel verspotteten Worte, das sich am Schlusse seines Lebenswerkes, des „Faust“ findet, hat der Dichter zweifellos ein schlichtes Bekenntnis abgelegt, hat er, rückblickend auf sein Leben, dankbar auszusprechen versucht, welcher sittlichen Förderung durch die Frauen seines Umgangs er sich bewußt war. Das Schwesterwort im „Tasso“:

Willst du erfahren, was sich ziemt,  
so frage nur bei edlen Frauen an,

das durch die Gestalten der beiden Leonoren im Drama so herrlich illustriert

wird, berührt sich gleichfalls mit dem Gedanken einer Erziehung durch die Frauen. Freilich wußte Goethe sehr wohl, daß es sein eigenes hohes Gefühl vom Wesen des Weibes war, welches sich wie ein verklärender Schein um die Vertreterinnen ihres Geschlechtes legte, denen er jenen erzieherischen Einfluß zuschrieb. „Frauen sind silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen“, sagte er zu Eckermann.<sup>1)</sup> Aber er wußte auch, daß dieser Verklärungsakt eines äußern Anstoßes bedarf, und er fand diesen Anstoß in dem wirklichen Eigenwerte der Mädchen und Frauen, die ihm nacheinander nahegetreten sind. In der Tat, nie hat Goethe eine Unwürdige geliebt! Nicht nur in dem verschönernden Glanze seiner Neigung, nein, auch in dem nüchternen Lichte der Geschichtsschreiber seines Lebens erscheinen die Käthchen Schönkopf, Friederike Brion, Charlotte Buff, Lili Schönemann, Charlotte v. Stein, Minna Herzlieb, Marianne v. Willemer, Silvie v. Ziegesar, Ulrike v. Levehow als durchaus liebenswerte, oft ungewöhnlich begabte, an Geist und Seele gesunde, gemüts warme und charaktertüchtige Menschen, wohl wert, daß sie in Goethes Dichtungen als die Marien, Klärchen, Gretchen, Iphigenien, Leonoren, Ottilien, Dorotheen, als Lili, Mignon, Suleika unsterblich weiterleben. Nur diejenige Frau, die der Dichter zu seiner Hausgenossin machte, war seiner nicht ganz würdig. Zwar war sie von natürlicher, heiterer, kerniger Art, eine gute Hausfrau und Pflegerin, und auch ihr Charakter wird gerühmt; aber Geist, Gemüt und Geschmack waren ungebildet. Doch hat sie dem Dichter eine behagliche Häuslichkeit geschaffen, und das ist gewiß nichts Kleines.<sup>2)</sup>

Zu allen Zeiten hat Goethe den Umgang mit Frauen erst instinktiv, dann bewußt — als ein Lebensbedürfnis empfunden. Er glaubte von ihnen die feinsten Anregungen und die edelste Förderung zu empfangen. In ihrer Nähe erst schienen ihm die besten Seiten seiner Natur sich zu erschließen und wohlthuend auszustrahlen. Besonders war es die langjährige, erst leidenschaftliche, dann herzinnige Zuneigung zu Charlotte von Stein, welche leise, aber nachhaltig an seinem Innern baute. Er hat dies in seinen Briefen an die hoffnungslos Geliebte wiederholt ausgesprochen: „Wenn ich mit mir allein bin,“ schreibt er unterm 9. April 1782, „erzähl' ich mir, was ich gesehen habe, als wenn ich

1) Er fuhr dann fort: „Meine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahiert, sondern sie ist mir angeboren, oder in mir entstanden, Gott weiß wie! Meine dargestellten Frauencharaktere sind daher auch alle gut weggekommen; sie sind alle besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind.“ Und dem oben angeführten Worte vom Ewig-Weiblichen, das uns hinanzieht, steht ein anderes Goethewort entgegen: „Es ist unglaublich, wie der Umgang der Weiber herabzieht.“ Er sagte das mit Bezug auf den Einfluß, den die Schauspielerin Jagemann damals (1808) auf den Herzog ausübte. Man darf eben nie vergessen, daß der vom Dichter des Faust behauptete veredelnde Einfluß nur vom Ewig-Weiblichen, vom Ideal-Weiblichen ausgeht und vom Real-Weiblichen nur, insoweit jenes in ihm in die Erscheinung tritt.

2) Gerade über diejenigen beiden Frauen, welche in Goethes Leben die größte Rolle spielten, sind die Akten noch nicht geschlossen. Eduard Engel z. B. stellt Christianen, was Bildung des Herzens und Lauterkeit des Charakters betrifft, weit über Charlotte v. Stein.



Dir's erzählen sollte, und es berichtigt sich alles. Liebste, was bin ich Dir nicht schuldig! Wenn Du mich auch nicht so vorzüglich liebtest, wenn Du mich nur neben anderen duldest, so wär' ich Dir doch mein ganzes Dasein zu widmen verbunden. Denn hätt' ich wohl ohne Dich je meinen Lieblingsirrtümern entsagen mögen? Könnt' ich auch wohl die Welt so rein sehen, so glücklich mich drinne betragen, als seitdem ich nichts mehr drinne zu suchen habe?" Goethe spricht damit treffend die Eigentümlichkeit der Liebe aus, uns von der Welt unabhängig zu machen, indem sie uns einen Standpunkt außerhalb dieser anweist, uns vor uns selbst erhöht und damit unserm Blick einen unendlichen Horizont gewährt. Aber nicht minder erzieherisch als das Glück der Liebe wirkt ihr Leid, wirkt der Kampf gegen übermächtige Neigungen, wirkt der in der Entsagung errungene Sieg. Und dieses Leid hat Goethe bis zur Hefe auskosten müssen, — gemäß seiner Natur, die ihn die Beschränkung der persönlichen Freiheit durch die Ehe lange Zeit als unerträglich empfinden ließ, und gemäß seiner großen Gewissenhaftigkeit, die den Schmerz der verlassenen Geliebten als eigenen empfand. Was hat er nicht um Friederike Brion gelitten! Durch sein ganzes Leben tönt es nach, und die letzten Gretchenszenen im „Faust“ erfassen auch uns mit der Menschheit ganzem Jammer, den der Dichter damals empfunden. Mit ängstlicher Sorge hütete sich Goethe daher auch je älter je mehr davor, sich allzutief zu verpflichten. Minna Herzlieb, die er „mehr als billig“ liebte, suchte er sich „weislich aus dem Sinn zu schlagen“, bevor es zu spät war, und von Marianne v. Willemer riß er sich fluchtartig los, nur um rein zu scheiden. Aber was er sich einst als Jüngling, im Trennungsschmerze um Lili, gelobt, daß sein Herz ewig der heiligen Liebe geweiht bleiben sollte, das hat er gehalten. Er empfand eben die Liebe einer edlen Frau allezeit als etwas Hohes, Heiliges, als einen Abglanz der Liebe Gottes, und er wollte sich den Gewinn nicht entgehen lassen, den jedes neue reine Verhältnis in Glück und Leid zu seiner sittlichen Höherbildung beitrug. Aber „Lerne entsagen!“ ruft uns der Dichter im Westöstlichen Divan, dem Liebes- und Liederfrühling seines Greisenalters zu, und er gibt uns damit einen Begriff, welcher ein hartes Kämpfen sein Leben war. „Er hat gekämpft und gesiegt. Er hat erfahren, daß dem, der entsagt, die Pforten des Lebens sich öffnen, dem, der der Begierde nachstürmt, die Pforten des Todes. Was er gelernt, suchte er zu lehren. Darum gipfeln alle großen Dichtungen seines Alters in der Forderung der Entsagung nicht der müßigen, sondern der tätigen Entsagung“ (Bielschowsky).

Wir stehen am Ende unserer Betrachtung, und indem wir nun den großen, seltenen Menschen Goethe, wie er unermüdet an seiner Selbstvervollkommnung arbeitet, im Ganzen zu überschauen suchen, kommt uns da nicht das Gefühl: So sollten wir auch sein? Ja, bei keinem andern aller großen neuzeitlichen Deutschen drängt sich uns so die Vorbildlichkeit seines Wesens und Lebens auf, das Bewußtsein, daß er uns ungleich mehr und Größeres geschenkt hat, als

seine Werke. Grillparzer leidet einmal diese Erfahrung in den auf Goethe gemünzten Spruch:

Wo du stehst im Kreis der Wesen  
stellt er sich als Führer ein.  
Doch er will nicht nur gelesen,  
er will auch gelebet sein.

Goethe leben! Ihm, dem Gewaltigen, nachleben! Können wir das? Gewiß nicht, wenn wir dabei an seine „Genialität“ denken! Aber er besaß daneben doch auch so viel „Normalität“, daß wir uns alle in ihm wiederfinden, — nicht nach der Größe, der Tiefe, der Kraft unseres Denkens und Fühlens, wohl aber nach der Art desselben. Andere große Dichter haben oft etwas Absonderliches, Schiefes, Einseitiges, Überhitztes: Bei Goethe ist alles schöne, gerade gewachsene Menschlichkeit. Da gibt es nichts zu mäkeln, und selbst die Fehler und Irrtümer dürfen in diesem Gesamtbilde nicht fehlen, das vor uns steht, recht wie ein Musterbild der modernen Menschheit, und jedem von uns zuzurufen scheint: Gehe hin und tue desgleichen!

## Lyrik und Technik.

Von Julius Kühn in Coburg.

### I.

Daß in Geschichte durch den bekannten Erlaß die neuere und neueste Zeit stark zu ihrem Rechte kommt, ist überall mit Recht freudig begrüßt worden. Ob und wann sich für den deutschen Unterricht etwas Ähnliches erhoffen läßt, ist fraglich. Das Bestreben, die neueste Literatur zu berücksichtigen, macht sich deutlich bemerkbar, wenn man etwa die verschiedenen Auflagen deutscher Lesebücher miteinander vergleicht. Für eine Kenntnis der neueren Literatur ist damit wenig gewonnen. Doch kann in den Jahren bis Untersekunda an Hand guter, neuer Lesebücher immerhin ein Grund gelegt werden, auf dem man in den oberen Klassen weiterbauen kann. Hier ist das Bedürfnis, zeitgenössische Literatur kennenzulernen, ein so lebendiges und intensives, daß es auf irgendeine Weise befriedigt werden muß. Ich glaube, man kann, unbeschadet des vorgeschriebenen Pensums, in den drei höheren Klassen alljährlich zehn bis zwölf zusammenhängende Stunden für die zeitgenössische Literatur gewinnen. Freilich ist es nicht leicht, in so knapper Zeit etwas Umfassendes in tiefer Behandlung vorzutragen. Von vornherein muß auf die übliche Art chronologischer Referate (Biographie, Würdigung, Proben u. dergl.) verzichtet werden. Überhaupt muß man sich auf ein Teilgebiet beschränken: Drama, Roman und Novelle oder Lyrik. Und selbst auf diesen Teilgebieten ist mit einer Übersicht von Stoffgruppen und Namen nichts getan. Es empfiehlt sich, irgendein häufig behandeltes Problem herauszugreifen und alles andere derart darum zu gruppieren, daß die Schüler nicht nur ihr Wissen bereichern, sondern auch angeregt werden, die zeitgenössische Literatur aus der richtigen Perspektive aufzufassen.

Solche Vorschläge scheinen immer viel schwieriger und utopischer, als sie in Wirklichkeit sind. Allerdings setzt jeder Versuch, sie durchzuführen, eine gründliche,

auf eigener und eindringlicher Arbeit fußende Kenntnis des Stoffes voraus. Mit Kompendien und Literaturgeschichten ist nichts anzufangen. Beim Drama ist Ähnliches wohl schon versucht worden. In Großstädten weisen die Lehrer häufig auf neue Bühnenwerke hin, und die Schüler äußern sich dann in freien Aufsätzen und Vorträgen darüber. Zeitgenössische Prosa wird höchstens mit den Namen ihrer Hauptvertreter einmal gestreift. Und die Lyrik? Wird überhaupt kaum erwähnt. Und doch ist gerade in der Lyrik am ehesten mehr als ein Register zu übermitteln!

Lange Zeit galt ja die Lyrik für das Aschenbrödel der Poesie, das mit einem spöttischen Lächeln abzutun für fortgeschritten galt. Aber aus der unfruchtbaren Stagnation der epigonischen Liederei entstand eine neue Lyrik. 1883 erschienen die „Adjutantenritte“, 1885 folgte „Das Buch der Zeit“. Das gehört bereits der Literaturgeschichte an und ist allgemein bekannt. Die ungeheure Stoffvermehrung hätte jedoch nicht genügt, der Lyrik eine neue Wertung zu schaffen. Die neuen Stoffe riefen Form- und Stilprobleme hervor, nach deren subjektiver Bewältigung und prinzipieller Lösung die Lyrik erst eine neue Kunst wurde. Eine Kunst, die nicht nur Ausdruck des dichterischen Einzellebens blieb, sondern sich fast in die Linie Roman — Drama vorstob. Wie diese beiden wollte auch die Lyrik eine Kunst sein, die sich mit der Zeit auseinandersetzte, die Zeit zu fassen, zu gestalten suchte.

Lyrik ist zeitlos, soweit sie reiner Ausdruck allgemein menschlicher Gefühlsregungen ist. Diese Lyrik ist selten. Meist spielt die Außenwelt in die dichterische Innenwelt hinein. So ist es geradezu ein Kennzeichen der Stimmungs- oder Naturlyrik, daß sie gewisse Gegenstände der Umwelt zur Versinnlichung oder Steigerung seelischer Regungen aufgreift. Man kann z. B. in der Naturlyrik die Entwicklung des deutschen Landschaftsbildes oder die Geschmackswandlungen der Gartenkultur genau verfolgen. Außerordentlich populär ist das Naturideal der Romantiker geworden, das in Eichendorff seine endgültige Ausprägung erfuhr. An dieser romantischen Natur hielt die Lyrik lange, zu lange fest. Man liebte die verfallene Mühle mit ihrem bemooften Rad im lauschigen Waldtal; das Posthorn schallte durch silberne Mainächte; und Linden blühten in den Goldschmittbändchen der Epigonen — mehr als es in ganz Deutschland gibt. Inzwischen aber drohten draußen dunkle Fabrikschloten, deren Rauch die Gegend trüb einschleierte, und Dampfsirenen gellten in den einst stillen Sonnenuntergang. An solchen äußeren Dingen erkannte man die Rückständigkeit, die Bedeutungslosigkeit der damaligen Lyrik zuerst. Und mit solchen Außerlichkeiten begann man bei der „Reform“. Alle Dinge, die man für ein besonderes Merkmal der neuen Zeit hielt, zog man in den lyrischen Bereich. Mit einem wahren Heißhunger stürzte man sich auf die neuentdeckten, noch völlig unverbrauchten Elemente. Bald gab es eine soziale Lyrik, eine Lyrik der Demimonde, der Krankenhäuser und der Verbrecherpelunken. So wurde die Lyrik eine „gestaltende“ Kunst, der bis in unsere Tage nichts Menschliches fremd blieb.

Wir leben im Zeitalter der Technik, die gerade in der Kriegszeit ihre Triumphe feiert. Da kann es für die Schule kein zeitgemäheres Thema geben, als „Lyrik und Technik“. Man hat diese beiden Begriffe lange als Gegensätze empfunden. Schon Justinus Kerner eiferte in seinem Gedicht „Unter freiem Himmel“ (Morgenblatt 1845) gegen die „dampfestolle“ Zeit, in der die Poesie trauernd vom Erdball gewichen sei. Nur im blauen Himmel sei sie noch zu finden:

Die blaue Stille stört dort oben  
Kein Dampfer und kein Segelschiff,  
Nicht Menschentritt, nicht Pferdetoßen,  
Nicht des Dampfrosses wilder Pfiff.

Doch fürchtet er, das Fliegen, „der unselige Traum“, könne noch Wahrheit werden; Luftschiffe könnten einst die Sonne verdunkeln. Wenn man Regen bei Sonnenschein fühle, dann sei vielleicht ein Ölfaß in der Luft leck geworden. Darum möchte er die reine Poesie des Himmels noch genießen, ehe es zu spät ist. Gottfried Keller hat in einem programmatischen Gedicht Stellung dazu genommen. „Die Poesie ist angeboren, und sie erkennt kein Dort und Hier“ — ist der Grundgedanke seiner Erwiderung. Den Schluß bilden die oft zitierten Verse:

Und wenn vielleicht in hundert Jahren	Dann bög' ich mich, ein sel'ger Zecher,
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein	Wohl über Bord von Kränzen schwer,
Durchs Morgenrot kam' hergefahren —	Und gösse langsam meinen Becher
Wer möchte da nicht Fährmann sein?	Hinab in das verlass'ne Meer.

Die Poesie wird durch keinen menschlichen Fortschritt aus der Welt getrieben; sie ist überall — auch in der „staßschimmernden“ künftigen Landschaft. Das ist ein Bekenntnis, wie man ein gleiches zu jener Zeit nicht finden wird. Selbst Keller hat in seinen Gedichten diesen Standpunkt nur in übertragenem Sinn in Taten umgesetzt. Erst die neueste Lyrik hat die Technik in den mannigfachsten Spielarten aufgenommen. Den breitesten Raum nehmen die modernen Verkehrsmittel ein: Eisenbahn, Dampfschiff, Automobil, Luftfahrzeuge. Mit diesen Dingen kommt der Mensch fortgesetzt in Berührung, sie sind ein wesentlicher Bestandteil seines Stimmungslebens geworden.

## II.

Die erste Eisenbahn ist in Deutschland 1835 eröffnet worden. Obwohl man die Bedeutung der Bahnen nicht verkannte und sie erst vielfach ängstlich, dann sicher benutzte, hat man sich innerlich von ihnen abgeschlossen. So sehr man auf politische Neuerungen aus war, so sehr verstoßte man sich gegen die technischen. Man schien zu befürchten, daß das heraufziehende Zeitalter der Technik der Kindheit des Menschengeschlechtes ein Ende machen würde; deshalb wehrte man sich dagegen und hielt eigenmächtig an der guten, alten Zeit mit ihrer gemütvollen, aber ungemütlichen Postkutsche fest. Wo man von der „Poesie der neuen Zeit“ sprach, hat das Wort einen bitteren Beigeschmack.

Auf die Dauer ließ sich die neue Zeit nicht totschweigen. Als die Lyrik in den achtziger Jahren die Physiognomie der Gegenwart entdeckte, da entdeckte sie auch die Eisenbahn. Jene Tage industriellen Aufschwungs waren zugleich voll sozialer Probleme, daher sind alle technischen Stoffe in der damaligen Lyrik sozial durchsetzt. So auch das Thema der Eisenbahn, die man weniger als besonderes Kennzeichen der neuen Zeit, vielmehr als Symbol für die neue Zeit selbst empfand. Ferdinand von Saar, dessen modernes Wesen noch nicht genug erkannt ist, hat (vielleicht schon in den siebziger Jahren) das Gedicht „Der Eisenbahnzug“ geschrieben, das einen stark sozialistischen Einschlag enthält. Ernst, fast drohend blickt der Lokomotivenführer ins grüne Land und spricht:

„Lange Jahre, lange Jahre,  
Wettertrohend, targ gelohnt,  
Hab' ich, daß das Volk hier fahre,  
Stumm des Mammons Macht gefront.

Daß ein Jeder mag erreichen  
Seine Ziele nah und fern,  
Sporn' ich diese Eisenweichen  
Ich der Diener, ihr die Herrn.

Doch vielleicht erfüllt schon morgen,  
Morgen sich die große Zeit,  
Die da enden wird die Sorgen  
Einer schnöden Dienstbarkeit;

Wo nicht mehr um dürft'ge Groschen  
Willig findet sich ein Knecht,  
Und des Darbens Pein erlöschten  
In des Allgenusses Recht.

Und so fahrt nur hin, geborgen  
Noch in ahnungsloser Ruh' —:  
Lenk ich euch von heut auf morgen  
Doch schon meinen Zielen zu!“

Ähnliche Gedanken enthält Gerhart Hauptmanns bekanntes Eisenbahngedicht. Der Dramatiker Hauptmann war damals der führende Naturalist, aber in der Lyrik zeigt er sich von einer anderen Seite. Sei's daß er darin noch zur älteren Art neigt, sei's daß sich schon spätere Züge seines Wesens darin offenbaren — er ist hier Träumer, Symbolist. Still unter schnarrenden Mitreisenden sitzend, vernimmt er die Worte der eisenhart hinratternden Rädermelodie:

„Wir tragen euch hin durch die duftende Nacht,  
Mit tiefenden Wangen und Brüsten,  
Wir haben euch güldene Häuser gemacht,  
Indessen wie Geier wir nisten.  
Wir schaffen euch Kleider. Wir baden  
euch Brot.  
Ihr schafft uns den grinenden, winselnden  
Tod.  
Wir wollen die Ketten zerbrechen.  
Uns dürstet, uns dürstet nach euerem Gut!  
Uns dürstet, uns dürstet nach euerem Blut!  
Wir wollen uns retten —! uns rächen!

Wohl sind wir ein rauhes, blutdürstend  
Geschlecht  
Mit schwieligen Händen und Herzen.  
Doch gebt uns zum Leben, zum Sterben  
ein Recht  
Und nehmt uns die Last unsrer Schmerzen!  
Ja, könnten wir atmen, im keuchenden Lauf  
Nur einmal erquidend, tief innerlich auf,  
So sängen wir dir, mit Donnergetön,  
Das Lied, so finster und doch so schön,  
Das Lied von unserm Jahrhundert!“

Solche sozialen Töne hallen noch in Dehmels Eisenbahngedichten nach, so in dem schönsten „Drohende Aussicht“. Indessen sind hier schon rein optische Erlebnisse wiedergegeben, wie sie dem im Fluge über die dämmernden Morgengelände hingetragenen ungewollt sich darbieten:

Dem Horizont her nah'n mit Hast  
Und einen sich zwei Straßendämme,  
Von Apfelbäumen eingefast,  
Schon blaß beglänzt die knorrigen Stämme;  
Die Morgen Sonne kommt.

Jauch folgt zum andern Himmelsaum  
Dein Blick den fruchtberaubten Zweigen,  
Und plötzlich siehst du Baum an Baum  
Sein brandrot glühendes Laub dir zeigen:  
Der Tag ist da!

Gut ist das Tempo des Schnellzuges getroffen. Man vergleiche damit die schwer sich hinmühenden Rhythmen des Gedichtes „Dierter Klasse“:

Es rollt und rüttelt und dröhnt und dampft  
Und klirrt und rasselt und stürmt und stampft;  
An kreisenden Feldern vorüber im Flug  
Durch Pommerns Ebene leucht der Zug.

Nur passen für den Personenzug die Ausdrücke „stürmt“ und „im Flug“ nicht recht. Die zweite Strophe erinnert an Hauptmann:

Ich träume einen stolzen Traum,  
 Wie Form geworden der Menschengestalt  
 Donnernd um Achse und Achse kreist . . .

In der „Bleichen Nacht“ hat Dehmel ein persönliches Erlebnis festgehalten. Daher ist in diesem Gedicht der Reizeindruck frei von allem gedanklichen Beiwerk. Erinnerung der auf den blanken Schienen den rasenden Gedanken des von Erinnerung Gequälten nachlaufende Mondschein am Schluß des Gedichtes an eine stilisierte Klingerische Radierung, so gibt der Anfang rhythmisch wie formal die zufällige Erscheinung rein wieder:

Der Nebel staut sich,  
 Hütten dunkeln,  
 Dorfgiebel huschen über Lichtern hin,  
 Noch bleicher scheint die Nacht;  
 Die jagende Wagenfette,  
 Schwertend, strafft sich,  
 Die Maschine heult Warnung,  
 Und vorbeist.

Ein entlaubter Kirchhof,  
 Und wieder kreisen  
 Um mein stirrendes Fenster  
 Die öden Wiesen,  
 Huschen Büsche,  
 Eilt der fahle Streifen Horizont  
 Auf den kriechenden Wäldern hin;  
 Mich fröstelt.

Allmählich löst sich auch bei anderen Dichtern das Rankenwerk sozialer und symbolischer Gedanken von den Eisenbahnerlebnissen, die sich dann nur als solche geben und bewertet sein wollen. O. J. Bierbaum hat den hübschen „Reisespruch“ gedichtet:

Bunte Dörfer, bunte Kühe, Aderpracht und Adermühe, Reichsten Lebens frischster Lauf.	Dreht sich alles weit im Kreise; Mittendurch geht deine Reize: Tu nur Herz und Augen auf.
--	---

Diese Lehre befolgen die Dichter. Sie machen die Augen weit auf und sehen auf einmal tausend Dinge, die sie früher nicht bemerkt hatten. Das „Sehen“ wird zum obersten Grundsatz. Ein Künstler muß die Welt neu sehen! Jeder gibt sich Mühe, die alten Dinge neu zu erblicken. Es entwickelt sich eine Kunst des produktiven Sehens. Was früher nur Vorzug der Großen war, wird jetzt selbstverständlicher Besitz auch der Kleinen. Immer zahlreicher werden die Eisenbahngedichte, worin Freude an den Eindrücken der Fahrt das Motiv ist. Dazu gehört Gustav Falts Gedicht „Im Schnellzug“:

Der Schnellzug stürmt durch Sommerland, Und draußen in den Winden, Da weht und winkt viel buntes Band, Zu binden mich, zu binden!	Grad' stampft die alte Botenfrau Im Torfmüll. Nimm's Geleite!
Die Hütte dort in Hedenruh, Die Sonne in den Scheiben, Die Friedefülle ruft mir zu, Zu bleiben doch, zu bleiben!	Und jetzt das Feld, goldgelber Glanz, Und fern ein Blitz von Sensen; Und dort der Knirps sonnt wie ein Dachs Sich faul bei seinen Gänzen.
Und jetzt die Heide, Blütenblau, Durchfartter Weg ins Weite;	O Junge, hast du's gut! Ich wollt', Ich läg dort auf dem Bauche, Indes der Zug vorüberrollt, Und gaffte nach dem Rauche.

Das Gedicht trägt den Stempel der Gelegenheitsdichtung; es ist nicht ausgefeilt, ist im Behagen der schönen Reiselandschaft flüchtig skizziert. Doch das ist gerade sein Reiz. Es fesselt durch den Wechsel idyllischer Bilder, die zu dem raschen Hinterrufen des Schnellzuges in gegensätzlichem Frieden ruhenden Seins stehen. Einen Aus-

blick aus dem Zuge gibt auch das ungleich wertvollere Gedicht „Eisenbahnfahrt“ von Max Brod („Tagebuch in Versen“, S. 30):

Gerneher aus dem Gelände	Zaun und Strauch, an dem wir schweifen,
Drehen unsichtbare Hände	Sind ein gelb und grüner Streifen
Alles Nahe mir vorüber.	An dem Himmelsblau darüber.

Stille ganz im Hintergrunde  
Steht ein Berg schon eine Stunde  
Unbewegt uns gegenüber.

Das Gedicht ist geschlossener, prägnanter. Und bedeutsam durch den tiefen Sinn, der dahinter steht. Diesen Sinn ergründet man nicht, er steht wie der Schatten jenes Berges am letzten Rande des Gefühls. So soll es in der Kunst sein. Wenn der Gedanke ausgesprochen wird, ist es mit der lyrischen Wirkung der ihn verkörpernden Bilder oder Gleichnisse vorbei. Ein lyrisches Bild wirkt durch sich selbst — die „Eisenbahnfahrt“ Brods so gut wie „Der Römische Brunnen“ von C. S. Meyer.

In den meisten Fällen wird der Rhythmus der Bahnmelodie Erreger des Gedichtes gewesen sein. Dessen scheint man sich bewußt geworden zu sein. Man hat versucht, alle Stadien des Eisenbahnrythmus mit fein abgewogenen Mitteln wiederzugeben. Wir fanden das schon bei Dehmel. Auch Liliencron hat einen solchen Versuch gemacht. Im „Blickzug“ mit dem grandiosen Schluß, der nach der Katastrophe die grauenvollen Trümmer in krasser Ironie wahllos durcheinanderhäuft, bringt er das rasende Tempo des Hinjagens und das plötzliche Stoppen zu verblüffender rhythmischer Anschaulichkeit — mit einem ebenso neuen wie primitiven Mittel:

Nun ist das Dunkel dämonisch gewachsen,	Sortfortfort Sortfortfort, steht an der Kurve,
In den Coupés brennt die Gasflamme schon.	Steht da der Tod mit der Bombe zum Wurf?
Sortfortfort Sortfortfort, glühende Achsen,	halt halt halt halt halt halt halt halt halt —
Schrillt ein Signal, klingt ein wimmernder Ton?	Ein anderer Zug fährt schräg hinein.

Man könnte das als Spielerei betrachten, als einen Versuch, der jenseits der Grenze ernsthafter Kunst liegt. Doch darum kümmerte sich Liliencron nicht. Und wer das „Sortfortfort Sortfortfort“ einmal gut hat sprechen hören, wird ihm recht geben.

Andere Dichter wählen weniger drastische Mittel und erreichen Wirkungen von gleicher Stärke. Etwa Ernst Lissauer, einer der größten Rhythmiter unter den zeitgenössischen Lyrikern, in seinem „Reisehymnus“:

Nun ist die Reise verrauscht!  
Mir ist, daß ein zaubernder Wind ins Gemach an die Stirn mir wehte,  
Es ersprangen die Wände,  
Und es blies mir vorüber ein tanzender Wind unendlich Gelände,  
Weinberge und Mühlen und Dörfer und Wälder und Dome und Städte.  
Da reichten, hinüber, herüber, im Reigen  
Sich Arme und Hände,  
Felsen zackten nach langenden Zweigen,  
Springbrunnen rankten nach giebligen Weilern,  
Windmühlen saßten nach bogigen Pfeilern, —  
Taumel und Schrei!  
Jauhezend, lobsingend, lobjubelnd stoben die Länder vorbei.  
Verrauscht der hinstürmende Braus!  
Noch blendet den Blick die verflimmernde Fülle,  
Da schließt sich langsam eine Stille  
Wie eine Torfahrt zu, — ich bin zu Haus.

Meisterlich gibt dies impressionistische Gebilde die durch das Auge fliegenden, wechselnden Bilder im Tempo des raschen Hinfahrens wieder. Noch reiner impressionistisch ist der Anfang der „Bleichen Nacht“ von Dehmel. Bei der Eisenbahn ist der Impressionismus, der in der Lyrik genau wie in der Malerei herrschte, gegeben; er ist hier natürlich, selbstverständlich. Es handelt sich hier immer wieder um die adäquate künstlerische Wiedergabe reiner Sinneseindrücke. Zuweilen fließen Wirklichkeit und Schein untrennbar zusammen.

In Nacht fuhr ich hinaus, der Zug flog hin.  
Was war um mich? Manchmal — da fühlt' ich: Sterne  
Und manchmal: Nebel — Brücke — Baum — Laterne —  
Alles geschleift von Sinn zu Schattensinn.

(Selig Braun, Neues Leben, S. 30)

Der in sich selbst freudige Wirklichkeitsinn der neuesten Dichtung führte in der Eisenbahnlyrik zum Detaillieren aller nur irdischen Besonderheiten. Immer gewählter werden die Motive, immer spezieller, weil alles Naheliegende schon vorhanden ist. Ein Sonett Paul Zechs („Die eiserne Brücke“, S. 59) schließt mit dem Bremsen bei einer Kurve, kurz vor der Einfahrt:

Plötzlich schnellen wie mit einem Riesenschwung  
Schornstein, Gasometer und Kasernen uns entgegen,  
Und der Bremsstrom überknirscht den Achsenschwung.

Für derartige Einzelheiten lassen sich aus den Gedichtbänden der letzten Jahre vor dem Kriege die Beispiele beliebig vermehren; denn in den meisten dieser Bücher findet man ein Eisenbahngedicht.

Ganz für sich steht ein Gedicht des im November 1914 in Nordfrankreich gefallenen Literaturhistorikers Ernst Stadler, die „Fahrt über die Kölner Rheinbrücke bei Nacht“:

Der Schnellzug tastet sich und stößt die Dunkelheit entlang.  
Kein Stern will vor. Die ganze Welt ist nur ein enger, nachtumschierter Minengang,  
Darein zuweilen Förderstellen blauen Lichtes jähe Horizonte reißen: Feuerkreis  
Von Kugellampen, Dächern, Schloten, dampfend, strömend . . nur sekundenweis . .  
Und wieder alles schwarz. Als führen wir ins Eingeweid der Nacht zur Schicht.  
Nun taumeln Lichter her . . verirrt, trostlos vereinsamt . . mehr . . und sammeln sich . . und  
werden dicht.

Gerippe grauer Häuserfronten liegen bloß, im Zwiellicht bleichend, tot — etwas muß kommen,  
o, ich fühl es schwer

Im Hirn. Eine Beklemmung singt im Blut. Dann dröhnt der Boden plötzlich wie ein Meer:  
Wir fliegen, aufgehoben, königlich, durch nachtentrihne Luft, hoch überm Strom. O Biegung  
der Millionen Lichter, stumme Wacht,  
Vor deren blißender Parade schwer die Wasser abwärts rollen. Endloses Spalier, zum Gruß  
gestellt bei Nacht!

Wie Fadeln stürmend! Freudiges! Salut von Schiffen über blauer See! Bestimmtes Fest!  
Wimmelnd, mit hellen Augen hingedrängt! Bis wo die Stadt mit letzten Häusern ihren Gast  
entläßt.

Und dann die langen Einsamkeiten. Naakte Ufer. Stille. Nacht. Besinnung. Einkehr. Kom-  
munion. Und Glut und Drang  
Zum Letzten, Segnenden. Zum Zeugungsfest. Zur Wollust. Zum Gebet. Zum Meer. Zum  
Untergang.



Diese wie Ozeanwogen lang rollenden, am Schlusse in dithyrambischer Gefühlssteigerung hoch aufflutenden Rhythmen sind für Stadler charakteristisch. Trotz mannigfacher Bestrebungen anderer (z. B. Alfons Paquets) ist es erst ihm gelungen, die Kunst Walt Whitmans aus der Wesenheit seiner eigenen Natur selbständig nachzuschaffen, ja neu zu erschaffen. Was er dadurch mit seinem Gedichtbuch „Der Aufbruch“ (Leipzig 1914, Verlag der Weißen Bücher) für die deutsche Lyrik bedeutet, ist unverloren und unvergänglich. Mit seiner Fahrt über die Rheinbrücke hat Stadler ein Lehtes gegeben, das schwerlich übertroffen werden kann. Es ist ihm gelungen, was Verhaeren in seinem Gedicht „Vorwärts“ (Ausgewählte Gedichte, Inselverlag 1910, S. 96) mißlungen ist: durch das brausende Anschwellen des Rhythmus in den sich übertürenden Wölbungen seines Gefühls das alltägliche Ereignis einer Bahnfahrt unmerklich über die Welt der Wirklichkeit hinauszuhoben in die mythischen Urgründe aller Poesie.

Die Eindrücke des im Zuge Sitzenden sind in der Eisenbahnlyrik das häufigste Thema, doch nicht das einzige. Unsere Betrachtung bliebe Fragment, wenn wir nicht noch einen Blick auf das Leben und Treiben in den Bahnhöfen werfen. In der Darstellung des Bahnhofetriebes zeigt sich die gestaltende Kraft der neueren Lyrik auf der Höhe. Liliencron und Dehmel sind wieder in erster Linie zu nennen. Liliencron hat in dem Gedicht „Auf dem Bahnhof“ in seiner höchst persönlichen Art eine wundervolle Stimmung festgehalten; darin finden sich die Verse:

. . . ein letzter Zug hielt fertig,  
Die letzten Arbeitsmüden zu erwarten.  
Ein Bahnbeamter mit knallroter Mütze  
Schob mir vorbei mit Eilgutformularen.

In das breite Schienenrevier der Dororte führt den Dichter in „Frühling und Schicksal“ der Heimweg von einem Fest:

Links liegt ein weites Blachfeld ausgebreitet,	Rechts, kaum erkennbar, schlafen kleine
Durch das ein langer Güterzug sich quält;	Häuser,
Signallaternen schwenkt ein Weichensteller.	Don Arbeitern bewohnt.

Dehmel entwirft in seinen „Zwei Menschen“ (2. Umkreis, 25. Stück) mit wenigen Strichen ein lebensvolles Bild des Großstadtbahnhofes:

Und hoch durch Hallen, die fast blenden,  
Braust Dampf; und dumpf donnert Rad bei Rad.  
Hohl durch die offenen Bogen-Enden  
Schwelt wie ein Herd mit tausend stillen Bränden  
Die Lichter-Dunstnacht einer großen Stadt.  
Bahnzüge dröhnen rhythmisch hinaus, herein  
Hin am Wirrwarr der scheinbar ziellosen Menge . . .

Die Abfahrt eines Zuges schildert eine Siziliane von Alfred Krüger („Die Seele im Schatten“, S. 34):

Licht wandert übers eiserne Geäder	Ein Pfiff! Und knisternd räkeln sich die Räder,
Don unsichtbaren Händen fortgetragen.	Rauchsäulen blähen sich auf, vom Wind zer-
Ein D-Zug hält. Coupés in Samt und	zerschlagen.
Leder	Aus einem Fenster wippt am Hut die Feder,
Und abseits Leute, die sich Liebes sagen.	Und rotes Licht enteilt am letzten Wagen.

In demselben Buch findet man die Ankunft eines Zuges mit dem zwingenden Anfang:

Hoch klappt das automatische Signal  
Am Bahnsteigende zwischen Sand und Schiene.

Wie bei der Eisenbahn ist es beim Bahnhof. Gut geschauten Bildern stehen Gedichte gegenüber, die mehr als Bild, die Abbild sein wollen. Stadler steht mit seinem Gedicht „Bahnhöfe“ obenan.

Wenn in den Gewölben abendlich die blauen Kugelschalen  
Aufdämmern, glänzt ihr Licht in die Nacht hinüber gleich dem Feuer von Signalen.  
Wie Lichtöfen ruhen in der stählernen Hut die geschwungenen Hallen  
Und warten. Und dann sind sie mit einem Mal von Abenteuer überfallen,  
Und alle ertönte Kraft ist in ihren riesigen Leib verstaubt,  
Und der wilde Atem der Maschine, die wie ein Tier auf der Flucht stille steht und um sich schaut,  
Und es ist, als ob sich das Schicksal vieler hundert Menschen in ihr erzitterndes Bett ergossen hätte,  
Und die Luft ist kriegerisch erfüllt von den Balladen südlicher Meere und grüner Küsten und  
der großen Städte.  
Und dann zieht das Wunder weiter. Und schon ist wieder Stille und Licht wie ein Sternens-  
himmel aufgegangen,  
Aber noch lange halten die aufgeschreckten Wände, wie Muskeln Meergetön, die verflingende  
Musik eines wilden Abenteurers gefangen.

Statt bloßer Schilderung gibt Stadler den Mythos des Bahnhofes, jenes große „Etwas“, das dunkel und ewig hinter jeder Erscheinung steht. Auf solchen Grundlagen kann sich einst eine Mythologie der Eisenbahn erheben, die dann ein Glied in der Mythologie der Maschine sein würde — einer modernen Mythologie, an der der Menscheng Geist in Dichtung und Leben schon lange arbeitet.

Ein sehr großes Gebiet endlich umfassen diejenigen Gedichte, die nicht ausschließlich der Eisenbahn gewidmet sind, Gedichte, in die die Eisenbahn nur von weitem mit Rauch und Lärm hineingeistert. Die Reise von und zu der Geliebten wiegt vor, so in dem oben bruchstückweise mitgeteilten Gedicht von Selig Braun. Wie im mittelalterlichen Tagelied das Horn des Wächters, so ist heute der grausame Pfiff der Lokomotive das Zeichen zur Trennung für die Liebenden. Ein in tiefer Stille der Nacht an den Fenstern vorbeidonnernder Zug bewirkt höchste Gefühlssteigerung oder plötzlichen Umschwung der Stimmung.

Und unten rasten die Züge vorbei,  
Wie geheht und gepeitscht von dämonischer Luft.  
Der Lokomotive gellender Schrei  
Ließ mich erschauern an seiner Brust.

Der „Schauer“ in diesen Versen der Marie Madelaine Puttkamer überschattet den wilden Taumel. Der gellende Schrei der vorbeijagenden Lokomotive bringt den lustfiebernden Nerven unmittelbar zum Bewußtsein, daß nichts beharrt, nichts bleibt. Alles flieht! . . . So wird die Eisenbahn wieder — zum Symbol. Wilhelm von Scholz hat in einem Gedicht „Fliehende Landschaft“ (Neue Gedichte, München 1913, Georg Müller) den symbolischen Charakter der Eisenbahn in seiner konzentrierten, knappen Art sehr schön ausgedrückt. Sein Gedicht schildert die Wagenfahrt von einem sommerlang bewohnten Höhenort hinab zur Bahnstation und endet mit der Heimreise:

Die Hufe klappen über hartes Pflaster.  
Im Schienengärtchen blüht die rote Aster.  
Schon rollt der Zug. — Leben fließt wunderbar,  
Wie Land mitgleitend, schwindend, Jahr um Jahr.

Wenn die Eisenbahn jetzt wieder Symbol wird, so ist sie es nicht mehr für die neue Zeit, die längst nicht mehr „neu“ ist, sondern für das Wesen der Zeit schlechthin, für den unaufhaltsamen Weiterdrang des hastenden, heutigen Lebens.<sup>1)</sup> (Schluß folgt.)

## Psychologische Richtlinien zum deutschen Unterricht.

Von Richard Müller-Freienfels in Berlin-Halensee, 3. Jt. im Heeresdienst.

1. Der deutsche Unterricht auf unsern höheren Schulen ist nicht auf einen einzigen pädagogischen Zweck festzulegen. Einer der vornehmsten Zwecke, denen er zu dienen hat — darüber dürfte eine Meinungsverschiedenheit nicht möglich sein — ist der, den Schüler instand zu setzen, in sich Werke der Dichtung zur reinsten und tiefsten Wirkung gelangen zu lassen. Ist eine Kenntnis der wichtigsten Tatsachen der Literaturgeschichte und der Sprache die materielle Seite des deutschen Unterrichts, so ist seine formale Seite die Schulung der Apperzeptionsfähigkeit für poetische Werke.<sup>2)</sup>

Streilich ist hier zu sagen, daß vielfach, auch von den Lehrplänen, allzu einseitig der erstgenannte Teil der Aufgabe berücksichtigt wurde in der ganz verkehrten Annahme, der zweite folge von selber. Aber man kann alle Tatsachen und Daten aus Goethes Leben wissen, man mag die reichsten Kenntnisse über den Szenenbau, die Charaktere und Situationen in seinen Dramen besitzen und kann dennoch ganz unfähig sein, ein Werk wie den Egmont oder gar den zweiten Teil des Faust in richtiger Weise zu erleben (wobei der Begriff „richtig“ für genauere Erklärung vorläufig zurückgeschoben sein soll). Es handelt sich dabei überhaupt um kein Wissen, sondern ein Können, eine spezifische Funktion, die zwar im Keim vorhanden sein muß, die aber der Schulung und Ausbildung bedarf. Darum ist auch die andere Auffassung falsch, die meint, man brauche einer Dichtung nur möglichst „naiv“, mit offener Seele und gutem Willen entgegenzukommen, damit sie ihren ganzen Reichtum erschließe. Weder die rein intellektualistische Interpretation also, noch der wilde naive Subjektivismus sind einer Dichtung gegenüber ausreichend zur wahren Erfassung. Es kommt vielmehr darauf an, den Schüler zur rechten, dem Kunstwerk adäquaten Einstellung hinzuführen oder besser noch: ihn zu lehren, von sich aus jedem Kunstwerk gegenüber die richtige Einstellung zu gewinnen. Das Wesen dessen, was wir hier die „adäquate Einstellung“ nennen,

1) Eine Anthologie „Eisenbahnlyrik“ ist im Verlag von Georg Wigand in Leipzig 1905 erschienen. Die 115 Seiten umfassende, auch die Eisenbahnballade berücksichtigende Sammlung ist ziemlich reichhaltig, aber keineswegs vollständig. Seitdem hat sich das Material verzehnfacht. Ich habe deshalb aus meiner umfangreichen Zusammenstellung von Eisenbahngedichten solche Beispiele gewählt, die mit zwei, drei Ausnahmen in jener Sammlung nicht enthalten sind.

2) Eine breitere Darlegung der hier verwandten psychologischen Grundbegriffe findet man in meiner Psychologie der Kunst. 2. Bd., B. G. Teubner, Leipzig 1912, geh. M. 4.40 und „Das Denken und die Phantasie“. 1916, Joh. Ambr. Barth.

kann nur durch psychologische Analyse festgestellt werden. Daß bisher in dieser Hinsicht so wenig geschehen ist, liegt daran, daß die psychologische Wissenschaft lange Zeit sehr im argen lag, und daß die Ergebnisse des letzten Menschenalters, in welchem sie sich zu ungeahnter Blüte entwickelt hat, vielfach in Nichtfachkreisen nur wenig bekannt sind.

2. Diese spezifische Einstellung gegenüber der Dichtung ist keineswegs überall gleich. Ein Tanzlied Neidhards v. Reuenthal will anders gelesen sein als eine Ode von Platen, eine Komödie von Hans Sachs fordert eine völlig andere Einstellung als die „Braut von Messina“.

Geben wir das zu, so ist zweierlei gesagt: erstens, daß der rücksichtslose Subjektivismus wohl Kunstgenüsse, aber nicht das dem eigensten Wesen des betreffenden Werkes entsprechende Erlebnis vermittelt. So z. B. beurteilen moderne Ästhetiker byzantinische oder romanische Kirchenbilder rein auf Formwerte hin, während diese Werke doch in Wahrheit in erster Linie religiösem Geiste entsprungen sind und religiöse Stimmungen vermitteln wollen. Jene Einstellung entspricht also, auch wenn sie ästhetischen Genuß vermittelt, nicht dem Wesen dieser Kunstwerke. Es ist ferner nicht richtig, daß das Werk immer und unter jeden Umständen diese richtige Einstellung von sich aus erzwingt: oft ist ein langwieriges Studium nötig, um falsche Voreingenommenheiten und Gewohnheiten wegzuräumen, ehe die reine Wirkung des Werkes beginnen kann.

Indem wir aber sagen, ein Werk fordere eine ganz bestimmte Einstellung, geben wir zweitens zu, daß in jedem Werke eine ganz bestimmte Forderung, ein Wollen sich ausdrückt. Wir nennen dieses Wollen das spezifische Kunstwollen.<sup>1)</sup> In einer gotischen Kirche steht ein ganz anderes Kunstwollen als in einem ionischen Tempel, in einem Gedicht von Hagedorn ein ganz anderes Kunstwollen als in einer Hymne von Novalis. Um also das innerste Wesen eines Kunstwerks zu erfassen, gilt es, dieses in ihm stehende Kunstwollen zu verstehen. Besonders in solchen Kunstwerken, die gewisse Vorwürfe aus Natur oder Leben umgestaltend wiedergeben, tritt ein derartiges Kunstwollen deutlich hervor. Hier gilt es zu prüfen, welche Umformungen gegenüber der Durchschnittsanschauung der Künstler vorgenommen hat, weil in diesen Abweichungen vom Modell das Kunstwollen sich am deutlichsten ausdrückt.

Dabei sei zur Erläuterung des Begriffes „Kunstwollen“ bemerkt, daß es sich keineswegs immer um ein klar bewußtes Wollen handelt, daß vielmehr neben diesem, oft stärker noch als dies, unbewußte Tendenzen sich geltend machen, wie denn überhaupt das bewußte Willensleben eines Menschen stets nur einen Teil der in seinem Leben sich ausprägenden Seinspotenz darstellt. Ja, wir finden häufig den Fall, daß die bewußten Absichten und Theorien dem eigentlichen Kunstwollen gegenüber als unvollständig, selbst falsch erscheinen. Es wäre ganz irrtümlich, wollte man die in Zolas Romanen stehenden Kunsttendenzen etwa nach seinen Theorien vom „experimentellen Roman“ beurteilen! In der Regel gilt es, die bequemen, aber meist sehr dürftigen Schlagworte beiseitezuschieben, ehe man zum wahren Lebenselemente vordringt. Es ist mit Kunstströmungen wie mit politischen Parteien: die Schlagworte, unter denen sie zu Felde ziehen, sind oberflächliche und oft ganz irrtümliche Bezeich-

1) Der Ausdruck hat bisher vor allem in der Geschichte der bildenden Künste Bürgerrecht erworben und seinen Wert erwiesen. Er stammt, soviel ich sehe, von A. Riegl.

nungen, hinter denen es die wirklichen Triebkräfte erst mühsam entdecken heißt. Denn diese sind den Trägern keineswegs immer klar bewußt. Man wird ausgesprochene Absichten der Künstler nicht achtlos beiseiteschieben, aber sie ebensowenig kritiklos übernehmen dürfen. Das wahre Wesen ist an den Früchten selber zu erkennen.

3. Das Kunstwollen ist stets ein überaus komplizierter Faktor: es setzt sich zusammen aus bewußten und unbewußten Tendenzen des Schaffenden, aus bewußten und unbewußten Rücksichten auf den Genießenden. Dazu kommen alle jene Wirkungsfaktoren der Tradition, des Materials und der Gegenstände, mit denen der Künstler sich auseinandersetzen hat, und die ihrerseits gewisse Modifikationen mit sich bringen. Wir pflegen die einheitliche Summe aller dieser Tendenzen und Gegenwirkungen als den Stil des Kunstwerks zu bezeichnen. Stil ist das objektivierte Resultat des Kunstwollens. Um aber den Stil ganz zu verstehen, um die in ihm liegenden Forderungen richtig zu begreifen, müssen wir ihn gleichsam ins Psychologische zurückübersetzen, indem wir aus dem Resultate diejenigen Lebenskräfte und Tendenzen erschließen, die dies Resultat zustande gebracht haben: das heißt aber, indem wir das spezifische Kunstwollen aufdecken. So nur dringen wir wirklich ins innere Wesen des Wertes vor, denn der Stil an sich ist nicht immer ohne weiteres eindeutig in seiner Wirkung festzulegen: erst die Aufdeckung der Tendenzen, die ihn geschaffen, bringt sein innerstes Wesen heraus.

Indem wir aber nachprüfen, aus welchen Gründen ein Kunstwerk gerade diese Form bekommen haben mag — was zum Teil aus der Resonanz auf den Beschauer, zum Teil auch aus den ausgesprochenen Absichten des Schaffenden erkannt wird und keineswegs bloß ein intuitiver Akt, sondern ein recht gut, wenn auch nicht überall durch Tatsachen zu belegender Akt des Nacherlebenden ist — indem wir das nachprüfen, erkennen wir in dem spezifischen Kunstwollen das Wesen des Kunstwerks und können in Anpassung daran die ihm adäquate Einstellung finden. Die eigne Subjektivität des Genießenden braucht damit keineswegs ausgeschaltet zu werden; sie wird sich in einer Ablehnung oder Annahme gewisser Einstellungen äußern — indessen sobald sie mehr will als eine bloß allgemeine Anregung, sobald sie in inneren Kontakt mit der Eigenart des Wertes treten will, wird sie dies spezifische Kunstwollen und die ihm angemessene Einstellung suchen müssen. Man hat eingewandt, daß ein solches Erschließen des Kunstwollens immer unvollkommen bleiben müsse, daß man nie in die letzten Tiefen vordringen könne. Wir geben das zu und leugnen keineswegs, daß stets ein Rest von Irrationalem bleiben wird. Aber wir fragen dagegen, welches Forschen, das nicht nur an der Oberfläche haften will, trifft nicht mit unlösbaren Problemen zusammen? Sollen sie darum nie aufgeworfen werden? Gewiß, wenn man sich nur mit Silbenzählen und der Zusammenstellung grammatischer Eigentümlichkeiten bei einer Dichtung begnügt, mag man eine absolute Sicherheit erzielen. Aber diese verliert gar bald ihren Reiz und kann höchstens trodene Hirne befriedigen. Es ist eine falsche Wissenschaft, die großen Problemen darum ausweicht, weil sie nicht restlos lösbar sind. Wir müssen versuchen, auch die großen und schwierigen Probleme anzugehen, wobei wir nur den Fehler vermeiden müssen, vorläufige Lösungen und unvollkommene Lösungen als restlos fertige Resultate auszugeben! Wir werden also bestrebt sein, bei aller Achtung vor dem Irrationalen in der Dichtung und im Dichter, dennoch gewisse psychologisch-ästhetische Kategorien auf diese anzuwenden.

4. Gibt man zu, daß es Aufgabe jedes Kunstgenießenden ist, sich um das spezifische Kunstwollen, das in jedem Werke steckt, zu mühen; mit anderen Worten: jedem Werke gegenüber die spezifische Einstellung zu finden, so ist damit die formale Seite des deutschen Unterrichts vorgezeichnet: Es gilt, den Schüler instand zu setzen, sich jedem Kunstwerk gegenüber richtig einzustellen. — Nun wird man hier vielleicht einwenden, daß das immer geschehen sei. Allerdings in gewisser Weise vielleicht, aber sicherlich in viel zu grober. Es ist nicht bloß Verschulden des Lehrers, daß hier manches zu wünschen bleibt, es liegt am Mangel brauchbarer ästhetischer und psychologischer Begriffe, daß eine solche Erziehung zum adäquaten Kunstgenießen bis jetzt schwer möglich war. Es wird in den Schulen gewiß mit allgemeinen Kategorien für das Kunstwollen, wie „klassisch“, „romantisch“, „naturalistisch“, operiert, aber geht man diesen Begriffen nach, sucht man ihr Wesen zu begreifen, so ergibt sich, daß sie viel zu grobe Werkzeuge sind, um etwas so Vielfältiges, so unendlich Variierendes und Schillerndes zu fassen, wie sich das verschiedene Kunstwollen der verschiedenen Dichtwerke darstellt. Da wird Schiller als „Klassiker“ schlechthin bezeichnet, Schiller, der die Räuber und Don Carlos schrieb, und der die Jungfrau von Orleans selber eine romantische Tragödie nennt! Als ob nicht jedes dieser Werke ganz verschiedenen Arten des Kunstwollens entsprungen wäre! Da gilt womöglich der „Sauft“ als „klassisches“ Kunstwerk! Nein, die billigen und bequemen Schlagworte der traditionellen Ästhetik sind viel zu plumpe Gefäße, um damit so feinen Gehalt zu fassen, und sie müssen ersetzt werden durch besseres.

Um also das Kunstwollen in seiner großen Verschiedenheit festzulegen, wird es nötig sein, erst ein neues System ästhetischer Kategorien zu schaffen. Freilich müssen wir gestehen, daß wir noch recht in den Anfängen damit sind. Andere Nachbarwissenschaften sind in dieser Beziehung weiter als die Literaturwissenschaft. Die Kunstwissenschaft hat es in zahlreichen neueren Schriften unternommen, die spezifischen Einstellungen Kunstwerken gegenüber wenigstens in ihren typischsten Formen festzulegen.<sup>1)</sup>

Für die Literaturwissenschaft kamen bisher etwa die drei Grundtypen der Weltanschauung in Betracht, die Dilthey aufgestellt hat.<sup>2)</sup> Diese sind zwar ursprünglich an der Philosophie gewonnen, aber von Dilthey selbst und anderen auch auf das Gebiet der Kunst und Dichtung übertragen worden. So wertvoll sie indessen sind, ausreichend scheinen sie mir weder für die Philosophie und noch viel weniger für die Dichtung.

Eine wirkliche Möglichkeit, der Mannigfaltigkeit der seelischen Eigenarten auch auf dem Gebiete der Kunst gerecht zu werden, bietet erst die differentielle Psychologie, die nicht so sehr das Gemeinsame, als das Verschiedene im seelischen Leben untersucht. Wenn ich hier erwähne, daß ich selber in mehreren Werken versucht habe, psychologische Typen des Kunstgenießens wie des Kunstschaffens mit Hilfe der modernen differentiiellen Psychologie aufzustellen, so geschieht es nicht, weil ich das Resultat für abschließend halte. Es ist nur ein Versuch, psychologisch-ästhetische Begriffe zu schaffen.

1) Als typische Beispiele nenne ich die Schriften W. Worringers, „Abstraktion und Einführung“ 1910 und „Formprobleme der Gotik“, 1912.

2) Dilthey's Typenlehre, die er in zahlreichen Schriften ausgeführt hat, ist am bequemsten zugänglich in dem Beitrag: „Das Wesen der Philosophie“ in Hinneberg „Kultur der Gegenwart“ I. 6.: System. Philosophie 2. Aufl. 1908. Preis dieses Buches geh. M. 10.—, geb. M. 12.—.

die geeignet wären, gewisse Gemeinsamkeiten aus der flutenden Mannigfaltigkeit des Kunstwollens festzuhalten.<sup>1)</sup>

Indessen ist es für den Lehrer, der den Schüler zur adäquaten Einstellung gegenüber den Dichtungen erziehen soll, auch keineswegs nötig, mit einem fertigen Begriffssystem ans Werk zu gehen. Im Gegenteil, ein solches kann in der Hand des Schülers zu äußerlichem Schematismus führen. Wichtiger ist eine Schulung des instinktiven Tactes, durch den das Kunstwollen zu erschließen wäre.

Dazu ist aber vor allem die Durchbrechung des traditionellen Begriffssystems nötig. Denn noch immer herrscht in den ästhetischen Anschauungen auch unserer Zeit die klassische Theorie, die von der klassischen Kunst abstrahiert ist und den großen Fehler beging, die klassische Kunst als die Kunst, statt als eine Kunstrichtung neben anderen anzusehen. Gewiß ist die „klassische“ Kunstlehre nicht in sich eine logische Einheit, sondern macht mancherlei Kompromisse mit anderen Theorien, denen der Romantik, des Realismus usw. Aber alles das kann nichts daran ändern, daß sie unzureichend ist, wenn sie auf moderne Dichtungen angewandt wird. Nehmen wir die klassische Theorie vom Wesen der Tragödie, wie es Aristoteles, Lessing und viele neuere Theoretiker in Abhängigkeit von diesen formuliert haben. Nach ihnen soll das Kunstwollen der Tragödie das sein, Furcht und Mitleid zu erregen! Diese für manche Werke der Antike, etwa den König Odius, vortrefflich formulierte Theorie paßt jedoch schon für viele Werke der Antike selbst nicht. Was will man aber damit anfangen gegenüber dem „Hamlet“, dem „Saul“, gegenüber „Herodes und Mariamne“? Glaubt man wirklich, das Wesen dieser Dichtungen auch nur annähernd zu erschöpfen mit jenen beiden Begriffen? Gewiß, man kann auch diese auf jene Werke anwenden, aber meint man damit bis in den Kern der Sache vorgedrungen zu sein? Wir halten es für überflüssig, gegen Leute, die das meinen sollten, zu polemisieren. Wir streiten auch nicht mit denen, die in doktrinärem Eigensinn dabei beharren, daß eine Tragödie nur soweit eine Tragödie sei, als sie dem klassischen Ideal entspricht. Das würde am wenigsten Aristoteles selber verlangen, denn er bildete seine Theorien nach den ihm vorliegenden Werken, nicht aber maß er diese Werke an einer von außen her importierten oder a priori erschlossenen Theorie. — Erst dann, wenn man der Mannigfaltigkeit des Kunstwollens nachgeht, nicht alles auf das Prokrustesbett eines ästhetischen Dogmas spannt, erst dann wird man das Wesen der Dichtung erfassen.

Dazu aber gehört viel Takt und ein feines Ohr. Es gilt, mit möglichster Unbefangenheit das Wort des Dichters in sich aufzunehmen, aber auch diese Unbefangenheit will geschult sein. Es gilt aber ferner, aus dem Leben und den Äußerungen des Dichters selber, aus den Tendenzen seiner ganzen Zeit, die den seinen parallel gehen, aus hundert anderen Hilfen und Wegweisern die Richtung des spezifischen Kunstwollens zu erschließen. Das ist keine leichte Arbeit, denn das Kunstwollen ist stets die Resultante vieler Wirkungen, aber es zu erfassen ist nicht nur die edelste Aufgabe, auch der höchste Reiz für den Kunstfreund. Wie es im einzelnen zu machen ist, kann an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden. Nur auf allgemeine Richtlinien konnte es hier ankommen, Richtlinien, die jedoch beim Nachgehen jeden an die Probleme selber heranzuführen dürften.

1) Vgl. besonders meine Psychologie der Kunst. Bd. II. 1912. Geh. M. 4.40. Poetik (Aus Natur und Geisteswelt 460) geh. M. 1.20, geb. M. 1.50 und Persönlichkeit und Weltanschauung 1916 i. D. Alle erschienen im Verlag von B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin.

## Der Kehrreim als dichterisches Ausdrucksmittel.

Von **Otto Schreier** in Meerane.

Glücklicherweise sind die Zeiten überwunden, da man sich bei der Behandlung von Dichterwerken gern in die blumenlosen Steppen metrischer und sprachtechnischer Erwägungen verirrt und darüber den Schmelz des Kunstwerkes nichtachtend zerstörte. Sie haben der Beschäftigung mit der Metrik sehr geschadet, aber ebenso der vollen Wertung der Dichtungen. Denn Form und Inhalt machen notwendig den Wert des Kunstwerkes aus, und erst wer das Gefühl gewonnen hat, daß der Inhalt sich seine dichterische Form schafft, wird wahre Dichtung würdigen können. Dies Verständnis anzubahnen ist nicht leicht, und man wird vom Einfachsten ausgehen müssen. Um die Grundgedanken einer solchen Betrachtung aufzuzeigen, wähle ich den Kehrreim, da das Volkslied ihn so gern verwendet und auch viele Erzeugnisse der Kunstpoesie ihre Volkstümlichkeit gerade ihm verdanken.

Karl Bücher weist in seinem vortrefflichen Buche „Arbeit und Rhythmus“ als eine der wichtigsten Wurzeln unserer Volkspoesie den Arbeitsgesang nach. In diesen Arbeitsgesängen, die bedingt sind durch den Rhythmus der Arbeit, besonders aller der Arbeiten, die — wohl rhythmisch reguliert — keinen eigentlichen Rhythmus des Tones hervorrufen, spielt der Kehrreim und dessen einfachste Form, die Wiederholung einer oder mehrerer Zeilen, eine große Rolle. Bücher berichtet über diesen Punkt u. a. folgendes: „Die heute noch auf englischen Segelschiffen gebräuchlichen Arbeitslieder sind durchweg nach dem gleichen Schema gebaut. Sie zerfallen in eine Solopartie, die einer der Matrosen (der chantyman) anstimmt und den aus einem oder mehreren Versen bestehenden Kehrreim, den der Chor singt. . . . Die Wiederholung jeder Zeile und der Kehrreim verschaffen dem Vorsänger Zeit, sich auf den folgenden Vers zu besinnen. Es ist klar, daß dadurch die Improvisation gefördert wird.“<sup>1)</sup> Wenn diese Tatsache noch einer Erhärtung bedarf, sei nur die gleiche Bedeutung des Kehrreims bei vielen Soldatenliedern und — falls vornehmlich die Improvisation seitens des Vorsängers in Frage kommt — die eigenartige Singweise des „Schnadahüpfels“ hervorgehoben. Aus dieser Bedeutung des Kehrreims im Arbeitsgesange ergibt sich auch seine Stellung im Bereiche des Volksliedes, nämlich als eines Ruhepunktes, der das Besinnen auf den Text der folgenden Strophe ermöglicht.

Von dieser sicheren Grundlage aus sind die Wege geebnet, um der Bedeutung des Kehrreims in der Kunstpoesie nachzugehen. Leicht könnte man meinen, hier sei die oben gekennzeichnete Bedeutung des Kehrreims nicht zutreffend oder höchstens nur dann, wenn Erzeugnisse der Kunstpoesie volksliedmäßig den Schwerpunkt des Gedichtes nach der sanglichen Seite verrücken. Aber daß zwischen dem Kehrreim im Volksliede und dem im Kunstliede kein Unterschied dem Wesen, sondern höchstens dem Wert nach besteht, läßt sich leicht an einigen Beispielen beweisen. Wählen wir vorerst ein allbekanntes Goethesches Gedicht, das zum Volkslied gewordene „Heidenröslein“.

1) Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus. 4. Aufl. Leipzig 1909. S. 215f. geh. M. 7—, geb. M. 9.—.



„Röslein, Röslein, Röslein rot,  
Röslein auf der Heiden.“

Dieser in jeder der drei Strophen wiederauftretende zweizeilige Kehrreim ist zunächst unbestreitbar wie in den ureinfachen Arbeitsliedern ein Ruhepunkt, aber darin erschöpft sich seine Bedeutung nicht. Jedem, der mit dem Zauber der blühenden Heide und der wundertiefen, keuschen Schönheit des Heiderösleins eng vertraut ist, werden diese Worte lebendige Bilder der Erinnerung wecken, die sich ihm vielleicht auch wie dem Dichter zu einem bestimmten Erlebnis verdichten. So stellen die Worte des Kehrreims die allgemeine Empfindungs- und Gefühlsgrundlage dar, auf der sich dann das Einzelerlebnis aufbaut und aus der es herauswächst. Wir kommen also einen Schritt weiter als bei dem Kehrreim der Arbeitsgefänge und des Volksliedes. Dort ist der Kehrreim die Erholungspause für den oder die Dorfänger, welche die folgende Strophe zu improvisieren oder die bereits festgelegte Form der Verse ins Gedächtnis zurückzurufen haben; zugleich gibt er der Gesamtheit die Gelegenheit, sich unmittelbar — aber äußerlich — zu beteiligen. Hier erweckt der Kehrreim die innere Beteiligung. Er ist der Nährboden des Gedichtes, der vor aller Augen ausgebreitete Wiesenteppich, aus dem die Wunderblume des dichterischen Erlebnisses hervorsproßt.

Ebenso kann man an Uhlands „Schäfers Sonntagslied“ mit seinem Kehrreim „Das ist der Tag des Herrn“ sehen, wie sich einem begnadeten Sonntagskind des Gemüts die Allgemeinempfindung, so sich in dem Satz „Das ist der Tag des Herrn“ darstellt, zum besonderen Erlebnis verdichtet. Und von selbst lernt man für die schulmäßige Betrachtung, daß von hier aus am besten der Sinn des Ganzen zu erschließen ist. Weist doch selbst der Dichter nicht selten diesen Weg, indem er den Kehrreim seinem Gedichte als Überschrift voransetzte.

Ein besonders schlagendes unter den vielen Beispielen dafür, wie der Kehrreim gleichsam das Stichwort bedeutet, welches die Gestaltungskraft des Dichters zur Tat aufruft, ist unter den Perlen neuerer Lyrik Hans Hopfens balladenhafter Sang von den „Dagabunden“. Mit welcher Meisterchaft hat hier der Dichter den Kehrreim: „In der Schenke des Morgens früh“ abgewandelt. Sind's auch vorwiegend düstere Töne und graue Farben, welche Hopfen auf dieser Palette reibt, so entsteht doch ein dichterisches Meisterwerk von hinreißender Gewalt; ein Gemäldezyklus unter dem Leitgedanken: In der Schenke des Morgens früh! Zum dramatischen Leitgedanken wird der Kehrreim in Liliencrons Friesenballade „Piddder Lüng“. Die stolze Friesenlozung: Lewwer duad üs Slaav, ist hier in Form des Kehrreims zur Lebensader einer der großartigsten unter den neueren Balladen geworden. Hinsichtlich der wesentlichen Züge von derselben Bedeutung, nur im Hinblick auf die besondere Gefühlsbetonung mit viel Berechtigung dem musikalischen Kontrapunkt vergleichbar, ist der Kehrreim: „Seele, vergiß sie nicht. Seele, vergiß nicht die Toten!“ in Hebbels bekanntem „Requiem“. Dagegen mehr einem Wagnerschen Leitmotiv vergleichbar ist der Kehrreim in Mörikes wunderbar tiefem Gedicht: „Um Mitternacht“. Oder wollte man den Anklang an Wagnersche Art der musikalischen Linienführung leugnen, wenn in das Träumen und Sinnen der majestätisch abgeklärten Nacht immer wieder das vorlaute, geschwähige Murmeln der Quellen hineinsprudelt? Bei dem zuletzt erwähnten Gedichte könnte

man übrigens im Zweifel sein, ob auch hier die Anschauung vom Kehrreim als dem Nährboden der Gedichtsstimmung herrschend sei. Gleichwohl drückt auch in diesem Gedichte der Kehrreim die Allgemeinempfindung aus, das unablässige Rauschen und Murmeln der nimmermüden Quellen, in der mittlernächtigen Stille doppelt bemerkbar. Aus dieser jedem zugänglichen Empfindung wächst dem Poeten das Bild von der sinnenden Nacht und der ruhenden goldenen Wage der Zeit zu. Endlich sei in diesem Zusammenhange noch auf Heinrich Heines „Wallfahrt nach Keulaar“ hingewiesen.

Ein Fortschritt in der Behandlung des Kehrreims — jedoch keineswegs in Abkehr von der oben festgestellten grundsätzlichen Bedeutung — ist es, wenn ihn einzelne Dichter hier und da abändern. Bedingt ist diese Abwandlung durch den jeweiligen Inhalt der einzelnen Strophen, womit die Verbindung zwischen eigentlichem Gedicht und Kehrreim nur um so inniger wird. Wiederum werden wir hier verschiedenen Abstufungen dem Grade oder der besonderen Tönung nach begegnen. Mit den einfachsten sprachlichen Mitteln wird die Abwandlung des Kehrreims bewerkstelligt z. B. in Goethes „Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen“. Solange der Alte den lauschenden Kindern die Geschichte seines Lebens als traurig-schönes Märlein erzählt, schließen die achtzeiligen Strophen: „Die Kinder, sie hören es gerne.“ Doch in den beiden Strophen, in denen sich der Groll und die Wut des sich verraten dünkenden Vaters entladen, wandelt sich der Kehrreim ganz einfach nach der verneinenden Seite hin ab: „Die Kinder, sie hören's nicht gerne“, bis sich die Entspannung auch im wieder bejahenden Kehrreim ankündigt. Einen Schritt weiter geht die Abänderung des Kehrreims in Uhlands „Glück von Edenhall“, wo jede Strophe den Kehrreim gemäß dem besonderen Stropheninhalte umbildet. Ähnlich ist die Sachlage in Chamisso's: „Die Sonne bringt es an den Tag“. Noch tiefer in den logischen Zusammenhang des Gedichtes eingearbeitet tritt uns der Kehrreim in Gedichten wie Goethes „Johanna Sebus“ entgegen. Hier sind wir zugleich an dem Punkte angelangt, wo der Kehrreim zur höchsten Machtentfaltung kommt und sich aus einem Mittel des dichterischen Ausdrucks zur dichterischen Kunstform bildet. Auf dieser höchsten Stufe steht neben anderem Mörikes Ballade vom „Feuerreiter“. Das Aufladern einer Feuersbrunst oder, wenn man will: einer menschlichen Leidenschaft, ausgedrückt in dem zauberischen Unterfangen des Feuerbeschwörers, die höchste Wut derselben und das Verglimmen, das In-sich-selbst-verzehren, ist treulich widergespiegelt in der Abwandlung des Kehrreims:

„hintern Berg,  
hintern Berg  
Brennt es in der Mühle.“

Die obigen Darlegungen sind nur skizzenhaft gehalten, weil sie zum eigenen Forschen und Finden anregen wollen. Sie haben hoffentlich bewiesen: So sicher der Kehrreim für den Dichter ein wesentliches Mittel der Ausdrucksmöglichkeit ist, das unter günstigen Umständen bis zur dichterischen Kunstform gesteigert werden kann, mit derselben Sicherheit ist er für den, der Poesie so genießen will, wie es in der Absicht des Dichters gelegen, ein sicherer und leicht gangbarer Weg zum Eindringen in die Gedichtsstimmung. Das möge sich, wie schon oben an einer Stelle betont, auch unsere schulmäßige Gedichtsbehandlung in ihre Merkblätter eintragen.

## Literaturbericht 1915/16.

### Geschichte und Geschichtsunterricht.

Von Gustav Rosenhagen in Dresden.

#### b) Bürgerkunde.

Daß immer neue Schriften zur Staatsbürgerkunde erscheinen, beweist einmal die Notwendigkeit dieser Kenntnisse in Haus und Schule, auch im Beruf und Leben des einzelnen, beweist aber auch, daß dies Gebiet immer neue Möglichkeiten der Auffassung, Gliederung und Darstellung bietet. Eine Staatskunde freilich, die alle befriedigt, werden wir wohl nie finden. Hans Kania<sup>10)</sup> bietet eine „auf der gesamten geschichtlichen Entwicklung beruhende vergleichende Übersicht über die Grundlagen und Aufgaben des Staats, zugleich aber eine systematische Darstellung des gesamten Staatslebens“. Danach gliedert er die einzelnen Teile, wie Staatsverfassung, Staatsverwaltung, Selbstverwaltung usw., stets in einen geschichtlichen Teil und in eine Darstellung der gegenwärtigen Zustände in Deutschland, denn eine Ergänzung zum Geschichtsunterricht an deutschen Schulen will das Buch sein. Man wird der knappen, klaren Darstellungsweise ebenso volle Anerkennung zollen wie der Stoffauswahl; die „Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht“, auf deren Hefte überall hingewiesen wird, soll der Unterricht nach dem Buche ergänzen und lebensvoll gestalten. Wie weit das alles bei der gegebenen Zeit möglich ist, das muß freilich jeder Lehrer mit sich ausmachen.

Kanias Buch bietet staatsbürgerlichen Unterricht, er setzt den reisenden Schüler der Oberklassen unserer höheren Schulen voraus, bildet das Dach zu einem Gebäude, das auf festen Stützen nur ruhen kann, wenn es schon von klein auf an gelegentlicher staatsbürgerlicher Erziehung nicht gefehlt hat. Die Gefahr, zum Reden über vielerlei Dinge zu veranlassen, die man innerlich nicht erworben hat, liegt bei ihm, wie bei den meisten unserer Lehrbücher zur Staatskunde vor. Gewiß, der Lehrer soll den Schüler zu sich emporheben, nicht zu ihm herabsteigen in der Ausdrucksweise. Und doch, will er ihn haben, muß er erst ihn packen. Die heutige Forderung der Pädagogik knüpft wieder an Pestalozzi an, auch unsere Gymnasien und Realschulen werden in der Lehrweise den alten Pestalozzi nicht beiseite lassen. Zu solchen Gedanken gibt das Schriftchen des Schweizer Seminardirektors Theodor Wiget<sup>11)</sup> den Anlaß. Auch in der Schweiz verlangt man Staatskunde, bald als besonderes Unterrichtsfach, bald in Verbindung mit dem Geschichtsunterricht, wie bei uns. Vor Reformen von oben her warnt Wiget und weist auf die Notwendigkeit der Versuche im Kleinen hin, auf Kärner Arbeit. Dann erst mögen die Könige, d. h. die Regierungen bauen. Das Elternhaus, der Vater, fange mit gelegentlicher, dem kindlichen Verstande angemessener Belehrung an, die Schule setze das fort, sie trachte nur ja noch nicht nach Vollständigkeit. Auch in der höheren Schule wird man mit solchem „angelehnten“ Unter-

10) Kania, Staatsbürgerkunde in vergleichenden Übersichten über die Entwicklung der Grundlagen und Aufgaben des Staates. Leipzig 1916, B. G. Teubner. M. 1,—.

11) Das ABC staatsbürgerlicher Erziehung. Ein Wort an Väter und Lehrer. Frauenfeld, Huber u. Co. M. 1,—.

nicht noch weit kommen. Das ist sein A; das B aber ist das offene und teilnehmende Herz, ist soziale Erziehung. Und das C ist ein im Guten und Rechten geschulter Wille, der zur Tat bereit ist. Wiget will, daß man das neue Stoffgebiet einführe in das ganze Erziehungswerk, an dem Elternhaus und Schule gleichen Anteil haben. Darum schrieb er sein Wort an Väter und Lehrer; die mögen es wohl beachten.

Einen engeren Rahmen für seine Betrachtungen als die sonstigen Bürgerkunden zieht sich Alfred Dierlandt<sup>12)</sup> in seinem Buche: Staat und Gesellschaft in der Gegenwart. Er schreibt keine Staatskunde mit Aufzählung und Erläuterung aller der dazu nötigen Begriffe, sondern gibt eine Einführung in das staatsbürgerliche Denken und in die politische Bewegung unserer Zeit. Seine ersten Kapitel, in denen er von dem Wesen und den Formen des Staats und von der Gesellschaft redet, erscheinen weniger glücklich; hier muß er die nötigen Grundbegriffe geben und sucht das in allgemeinverständlicher Form zu erreichen, die etwas breit ausgefallen ist, manche Wiederholungen enthält; der rechte Ton für solche volkstümliche Auseinandersetzungen liegt dem gelehrten Verfasser nicht. Das wird aber anders, sobald er in der Geschichte des modernen Nationalstaates zum Sinn der Steinschen Reformen kommt. Hier erhebt er sich zu voller wissenschaftlicher Höhe und weiß dann in dem Abschnitt von den Reformbewegungen der Gegenwart klares Licht nach allen Seiten zu werfen. Die drei letzten Kapitel: der Klassencharakter des Staates und der Gesellschaft, der Kampf innerhalb der modernen Gesellschaft, die politischen Parteien der Gegenwart behandeln reine Gegenwartsfragen. Als Grundsatz gibt der Verfasser dafür an: das moderne Leben hat überall den bewußten und planmäßigen Kampf gegen Unvollkommenheit und Übel aufgenommen. Grundlage für ihn ist die klare Einsicht in die menschlichen Dinge. Die Wahrhaftigkeit, der Mut, den Dingen ins Gesicht zu sehen und sie beim richtigen Namen zu nennen, gehört zu den wesentlichen Tugenden unserer Zeit. Hier wird Dierlandt manchen Unangenehmes sagen, manche, besonders der links stehenden Parteien, werden ihn für sich in Anspruch nehmen und damit dem Wahrheitsucher Unrecht tun. Jedenfalls zwingt das Buch alle seine Leser zum Nachdenken über unsere innerpolitischen Verhältnisse, und deshalb wünschen wir ihm viele Leser. Ein reiches Literaturverzeichnis hebt den Wert des Buches.

### c) Geschichtliche Darstellungen.

Wen die Dichterin Ricarda Huch in ihren Bann gezogen hat, den wird sie auch als Geschichtsschreiberin fesseln, ja er wird sie als solche vielleicht noch mehr bewundern. Immer tiefer faßt sie die Fragen an, immer klarer wird ihre Darstellung, immer größer der Gewinn, den der Leser aus ihren Büchern ziehen kann. Ihr großes Werk: Der große Krieg in Deutschland zeigt alle Kraft dieser bewundernswerten Künstlerin. Eine Frucht der Forschungen dazu ist wohl die Charakterstudie: Wallenstein<sup>13)</sup>, ein Kunstwerk, das in Anlage und Aufbau trotz Ranke und Schiller vollendet ist und den Ergebnissen geschichtlicher Forschung und dichterischer Intuition an die Seite gestellt werden kann. Man wird nicht neue Ergebnisse der Wallensteinforschung von

12) Staat und Gesellschaft in der Gegenwart. Wissenschaft und Bildung 132. Leipzig 1916, Quelle u. Meyer. M. 1,25.

13) Wallenstein. Eine Charakterstudie von Ricarda Huch. Im Insel-Verlag zu Leipzig 1915. Geh. M. 3,—, in Leinen M. 4,50.

dem Buch erwarten; was Ricarda Huch will, ist, den Charakter des rätselhaften Mannes aus seiner Zeit heraus entwickeln, ihn in seiner Größe oder auch in seinen Schwächen erfassen und darstellen. „W. war zu stolz, um abhängig, zu schwach, um Rebell zu sein, das heißt, um dem herrschenden Recht seine eigene Überzeugung entgegenzusetzen; dies war seine Tragik“ (S. 15). Diese einfache Formel ist ihrem Inhalt nach nicht neu, die Verfasserin stellt sie ihrer Schrift voran, um sie zu beweisen an Wallensteins Tun und Lassen. Dabei leuchtet sie in alle Tiefen seiner Seele hinein, stellt ihn neben die hervorragenden Menschen seiner Zeit, gewinnt aus dem Vergleich mit ihnen Züge oft von überraschender Schärfe und weiß das Zwiespältige dieses Charakters vortrefflich hervorzuheben: „Das gerade war der unlösbare Widerspruch in ihm, daß er trotz seiner Menschenverachtung die Menschen und ihr Urteil fürchtete, daß er trotz seines Stolzes nicht selbständig zu sein vermochte, daß er, obwohl keine Einmischung duldend, unfähig war, allein zu stehen und die Verantwortung eigenmächtiger Handlungen auf sich zu nehmen“ (S. 30). „Seine Sucht, sich zu beherrschen, ging so weit, daß man von einem Sichverbergen sprechen könnte; wo aber irgend sein Zutrauen erweckt war, teilte er sich bis zur Unbesonnenheit mit, gab er jeder Regung Ausdruck“ (S. 34). Endlich (S. 39): „Er besaß den Gott nicht, der in der Brust des ungebrochenen Menschen magnetisch die notwendige und darum rechte Bahn weist; er, den die staunende Mitwelt als ein jäh und steil aufsteigendes Meteor betrachtete, ging seinen Weg tastend und schwankend, immer nach Zeichen außer ihm suchend und von der Ahnung gequält, daß er zum Abgrund führe.“ Ich darf nicht mehr Proben bringen; die gegebenen sollen dem Lehrer, der Schillers Wallenstein den Schülern nahe bringen will, zum Lesen anreizen; er wird kaum an diesem Buche vorübergehen dürfen. Daß Wallensteins Stellung zur Religion bei der seelenkundigen Verfasserin vortrefflich erläutert wird, braucht nicht wunderzunehmen, die Frau weiß aber auch dem Feldherrn, Heermeister und Staatsmann in dem, was er nach seiner Art leistete und nicht leistete, überzeugend zu schildern. Überraschend wirkt am Schluß der Vergleich Wallensteins mit dem letzten König von Sardinien, Karl Albert. Ricarda Huch, die in italienischer Dichtung und Geschichte so gut zu Hause ist, mochte diese Nebeneinanderstellung naheliegen. Ihrer Kraft der psychologischen Durchdringung und der goldhellen Darstellung gelingt auch dies kleine Meisterstück.

Blättert man nach dem Genuß solcher Meisterchaft in Form und Inhalt in dem Aufsatz, den Jakob Wassermann<sup>14)</sup> nach Dehse über Wallenstein geschrieben hat, dann wird man den Geschmack der Wassersuppe nicht los. Wenn schon Dehse nicht ein glückliches Vorbild genannt werden kann, um deutsche Charaktere und Begebenheiten zu schildern, so ist weiter die Auswahl, die Wassermann trifft, etwas verwunderlich. Das Beste an dem Buch ist Wassermanns Vorwort über den deutschen Charakter. Hier ist in kurzen, scharfen Zügen eine Darstellung des deutschen Wesens gegeben, die volle Beachtung verdient und zum Nachdenken einlädt.

Was Napoleon auf St. Helena erlebt und erlitten hat, darüber sind wir durch die Denkwürdigkeiten seiner Begleiter und Ärzte wohl unterrichtet. Sie zusammenzustellen und für billiges Geld der Allgemeinheit zugänglich zu machen, ist das Ver-

14) Jakob Wassermann, Deutsche Charaktere und Begebenheiten. Gesammelt und herausg. 1—4 Aufl. Berlin, S. Fischer. M. 4,—, geb. M. 5,—.

dienst der Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten, die Professor Hellinghaus<sup>15)</sup> herausgibt. Der Graf Las Cases, die Leibärzte O'Meara und Autommarchi und der General Monthalon sind die Berichterstatter. Die Antwort des englischen Admirals auf eine gelegentliche Beschwerde Monthalons: „die künftigen Zeiten noch würden die Gerechtigkeit und Mäßigung der englischen Regierung bewundern“, setzt auch dieses Buch in lebendigen Zusammenhang mit der Gegenwart.

Einen Ausschnitt aus der Geschichte deutscher Vergangenheit nach Freytagscher Art bietet v. Scharfenort<sup>16)</sup>. Das preußische Heer Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen erscheint vor uns in lebendiger Darstellung, die aus Denkwürdigkeiten und wissenschaftlichen Bearbeitungen geschöpft hat. Das Leben der Gemeinen und Unteroffiziere von der Werbung an, der Offiziere von der Erziehung der adeligen Jugend an, Gesellschafts- und Familienleben, Besichtigungen, Manöver und Krieg ziehen an unserem Auge vorüber: Der preußische „Militarismus“ des 18. Jahrhunderts in Einzelbildern und zusammenhängender Darstellung. Das Gute darin lebt noch heute fort im deutschen Heer zu unserer Feinde Schrecken, das Schlechte hat das 19. Jahrhundert beseitigt. Schülerbüchereien sei das Buch besonders empfohlen.

Das Leben und Wirken Friedrichs des Großen zeichnet Th. Bitterauf<sup>17)</sup> in einem Büchlein von 92 Seiten, das trotz der großen Literatur über den König schon in 2. Aufl. erscheint und darin seine beste Anerkennung sehen kann. Es ist aus Volkshochschulvorträgen hervorgegangen und will auf weitere Kreise wirken; es ruht auf fester wissenschaftlicher Grundlage. Auch Friedrichs Charakterbild hat in der Geschichte geschwanzt, bis die neuere Forschung es nach allen Seiten klar beleuchtet hat. Schon längst wissen wir, was sein Arbeiten auch für Deutschland bedeutet hat, daß „alle großen Tage der deutschen Geschichte auf die Spuren seines Geistes hinweisen“, daß „Wert und Gehalt der Regierung Friedrichs sich in seinem Fortwirken bis auf den heutigen Tag gezeigt haben“. Der Geschichtslehrer möge an der knappen Darstellung Bitteraufs nicht vorübergehen, vor allem möge er es seinen Schülern zur Weiterbildung in die Hände drücken.

In derselben Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen geleiten uns 12 Vorträge G. Koloffs<sup>18)</sup> von Jena bis zum Wiener Kongreß. Eine erschöpfende Darstellung auf 124 Seiten kann und will das nicht sein; dafür geht der Verfasser auf einige besonders wichtige Fragen: Haltung der öffentlichen Meinung, Umwandlung Preußens und Entstehung des deutschen Bundes ein, um das Verständnis für den Zusammenbruch und die Erhebung Preußens und für die Unmöglichkeit eines wirklichen deutschen Staats, der Österreich und Preußen in sich faßte, zu erwecken. Daß Bildung des geschichtlichen Sinnes, Erweckung des geschichtlichen Verständnisses im Schüler die Aufgabe des Lehrers ist, und nicht die Häufung von Zahlen in seinem Gehirn, ist endlich allgemein anerkannte Forderung. Für diesen Abschnitt

15) Napoleon auf St. Helena, Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten, 3. Bd., mit 14 Bildern. Freiburg i. B. 1914, Herdersche Verlagsbuchhandlung. Geb. in Pappe M. 2,80, in Leinw. M. 3,20.

16) Kulturbilder aus der Vergangenheit des altpreußischen Heeres. Berlin 1914, E. Siegfried Mittler u. Sohn. M. 3,—, geb. M. 4,—.

17) Friedrich der Große. Aus Natur und Geisteswelt Bd. 246. 2. Aufl. Leipzig 1914, B. G. Teubner. Geh. M. 1,20, geb. M. 1,50.

18) G. Koloff, Von Jena bis zum Wiener Kongreß. Aus Natur und Geisteswelt Bd. 465. Leipzig 1914, B. G. Teubner. Geh. M. 1,20, geb. M. 1,50.

deutscher Geschichte ist Roloffs Büchlein ein ausgezeichnete Lehrer in solchem Sinne; möchten viele sich seine Art zu eignen machen. Als Merkwort für unsere Zeit möge es erlaubt sein, folgendes hier auszusprechen (S. 113): „Die Deutschen hatten für die Welt Gewaltiges geleistet im Kampfe gegen die erstickende Herrschaft Napoleons, wiederum hatten sie viel geopfert, um der Menschheit viel zu geben.“

Sehr nachdrücklich möchte ich auf das kleine Buch von Paul Joachimsen<sup>19)</sup> hinweisen, das die Antwort geben will auf die Fragen, wie sich Heimatgefühl zum Nationalbewußtsein erhebt, wie die deutsche Kulturnation zur Staatsnation geworden ist und wie sich die beiden zueinander verhalten. Der Gedankengang sei angedeutet, auch wenn es mißlich ist, aus kurzer Zusammenfassung gewaltigen Stoffs solchen herauszuschälen. Die altgermanische Freiheit ist Freiheit vom Staate, die Völkerschaften konnten nicht zu einer Nation zusammenwachsen, ihre Religion nicht zu einer Volksreligion werden. Die Völkerwanderung riß die Ostgermanen los. Mit ihnen trat das nationale Prinzip wieder in die Weltgeschichte ein, führte aber zur Bildung der romanischen Nationen. Erst mit der Gründung des Frankenreichs beginnt eine staatliche Geschichte der Deutschen. Dann hat der staufische Imperialismus das nationale Leben des deutschen Volks erzeugt, und gleichzeitig hat die Kolonisation des deutschen Ostens den vaterländischen Boden erweitert. Aber der Kaisergedanke ändert seine Stellung zum Leben der Nation, er wird ein Hemmnis für die staatliche Gestaltung der deutschen Wirklichkeit. Da schafft der deutsche Humanismus, freilich in fremdem Gewande, ein nationales Bewußtsein; der Begriff deutsche Nation gewinnt Fülle und Bestimmtheit, die Reformation wird die erste große nationale Bewegung unseres Werkes. „Luthers Bedeutung für die Entwicklung des deutschen Charakters liegt darin, daß er ihn dauernd auf die Frömmigkeit gegründet hat.“ Mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts setzt die Neubildung der deutschen Kulturnation an: Herder, Goethes Götz, Lessings Tellheim! Noch aber hat die deutsche Kulturnation kein Verhältnis zum Staat gewonnen; vom Weltbürgertum mußte sie zum Nationalstaat übergehen. Sichte und Stein, Arndt und Schleiermacher waren die Bahnbrecher, Bismarck der Dollender.

Aus der Bismarckliteratur des Jahres 1915 sei hier das Buch von Adolf Matthias<sup>20)</sup> hervorgehoben. Ihm lebte, wie er sagt, seit den ersten Anfängen seines politischen Denkens Bismarck in Kopf, Herz und Gemüt. Und so ist dieses Ehrendenkmal und Lebensbuch von einem feinen Kopf, aus einem warmen Herzen und tiefem Gemüt geschrieben. Daß es für die erste Zeit dem I. Band von Erich Marcks Bismarckbiographie folgt, ist natürlich; neue Forschung wird man in diesem lebenswürdigen Buch nicht suchen. Dafür läßt Matthias seinen Helden so viel wie möglich selbst sprechen und prunkt nicht mit eigener Darstellung. So kann das Buch ein deutsches Hausbuch werden; hierzu ist es von dem vielen, was über Bismarck geschrieben ist, wohl am meisten geeignet. Und ein Buch ist es für unsere Jugend, als Schulgabe besonders geeignet.

19) Vom deutschen Volk zum deutschen Staat, eine Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins. Leipzig u. Berlin 1916, B. G. Teubner. Aus Natur und Geisteswelt Bd. 511. Geb. M. 1,20, geb. M. 1,50.

20) Bismarck. Sein Leben und seine Werte. München 1915, C. F. Becksche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 5,—.

In 2. Auflage liegen vor Heinrich Sieveking's<sup>21)</sup> Grundzüge der neueren Wirtschaftsgegeschichte. Indem S. zur Grundlage seiner Untersuchungen den Verkehr und seine Organisation macht, geht er aus von den in der Handesherrschaft sich ablösenden Völkern. Er behandelt so den Merkantilismus, die freie Verkehrswirtschaft, den modernen Kapitalismus, den Sozialismus und die modernen Richtungen der klassischen Nationalökonomie und der historischen Schule. Eine bei aller Gedringtheit der Darstellung erschöpfende Untersuchung, die mit Berücksichtigung der gesamten Literatur ihren Weg gerade hindurch geht durch die Menge der Probleme, die rechts und links auftauchen. Einen ungefähren Begriff vom Reichtum des Inhalts gibt das Schlußwort: „Wie das Wirtschaften von dem engen Kreise des Dorfes, der Stadt und kleinerer Verbände zu einer nationalen Angelegenheit wird und über die nationalen Grenzen zu wirtschaftlichen Verbindungen führt, so heißt das besondere Organisationsproblem der Wirtschaft, höchste Leistungsfähigkeit für die Aufgaben der Menschheit, wie sie nur durch Ausbildung der besonderen nationalen und dem engeren Kreis der Familie und Landschaft eigentümlichen Eigenschaften erzielt werden kann, zu vereinen mit Wahrung der Persönlichkeitsrechte der in der Wirtschaft Beschäftigten.“ Zugleich eine Stilprobe des Buches, das nicht gerade leicht lesbar ist, aber gerade darum dem, der es verarbeitet, Gewinn bringt.

#### d) Geschichtliches zum Weltkrieg.

Noch liegen eine Anzahl Schriften zur Besprechung vor, die nicht zur eigentlichen Kriegsliteratur gehören, aber dem geschichtlichen Verständnis verschiedener im Krieg aufgeworfener Fragen dienen.

Was unsere Gegner anfangs als Militarismus verächten haben, worum sie uns dann beneidet haben und was sie endlich nachzumachen bemüht sind, das ist im inneren Kern die staatliche Ordnung: „Organisation ist alles“, wo liegen die Anfänge solcher? Der deutsche Primaner wird mit gutem Rechte auf Preußens „größten inneren König“ Friedrich Wilhelm I. hinweisen. Karl Bücher<sup>22)</sup> geht weiter zurück und sieht im städtischen Beamtentum des Mittelalters den Kern des deutschen Beamtentums, das die Gegner heute widerwillig bewundern. Die reichhaltige und vielseitige Stadtgeschichte des Mittelalters kann immer am besten an einem Beispiel erläutert werden. Bücher zeigt am Beispiel von Frankfurt a. M. die Aufgaben und Leistungen städtischen Beamtentums im Mittelalter. Die reizvolle Aufgabe, zu verfolgen, wie sich das Beamtentum nach und nach zu einer öffentlich-rechtlichen Berufsstellung ausgebildet hat, wie allmählich jedes materielle Interesse an der Amtstätigkeit schwindet und schließlich nur der Beauftragte der Gesamtheit übrig bleibt, der seine Lebensaufgabe im Dienste für das Gemeinwohl erblickt, das muß sich im engen Rahmen seiner Aufgabe Bücher versagen. Eine kurze, auf wissenschaftlicher Forschung beruhende Geschichte des deutschen Beamtentums ist besonders auch für den Schulunterricht erwünscht.

21) Grundzüge der neueren Wirtschaftsgegeschichte vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Grundriß der Geschichtswissenschaft II, 2. 2. verb. Aufl. Leipzig 1915, B. G. Teubner. Geh. M. 2,20, geb. M. 2,80.

22) Das städtische Beamtentum im Mittelalter. Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. 7. Bd. 1915, H. 1. Leipzig, B. G. Teubner. M. 0,80.



Unter den Männern, die über den Sinn unseres großen Krieges das Wort zu nehmen haben, stehen die deutschen Historiker in erster Linie. Sie haben es alle getan; möchten ihre Aufsätze und Reden überall in Deutschland gelesen werden, in die Breite und in die Tiefe dringen, daß unserem Volke, und besonders denen, die sich Gebildete nennen, geschichtliches Denken und Verstehen zu eigen werde. Hier liegen Aufsätze und Vorträge von Friedrich Meinecke<sup>23)</sup> zur Besprechung vor, die im Herbst 1915 geschrieben und gesprochen und die in die warme Glut der unvergeßlichen Anfangsmomente des Krieges getaucht in heller Begeisterung aufblühen. Der Verfasser des mit Recht viel gerühmten Buches: Weltbürgertum und Nationalstaat verfolgt auch hier die darin eingeschlagenen Gedankengänge weiter. Staat und Volk als wichtigste Lebensmächte in ihrer gegenseitigen Durchdringung, das ist gewissermaßen der Leitgedanke, der hindurchgeht und in den verschiedensten Verbindungen wiederkehrt. Einzelnes rühmend hervorzuheben, ist eigentlich nicht nötig. Die kurz und scharf sind die Erhebungen von 1813, 1848 und 1870 gekennzeichnet! Was groß in ihnen war, und was noch schwach, klein, unvollkommen, so daß man 1914 erst als die Vollendung des Vorangegangenen begreifen lernt. „Die Herrschaft des Staates über den einzelnen hat ihren höchsten Grad erreicht — und wir müssen uns, die Zähne zusammenbeißen, darauf gefaßt machen, daß wir wahrscheinlich das Höchste und Äußerste zu leisten haben werden, was je im modernen Kulturleben der Staat vom Individuum verlangt hat“, sagt Meinecke schon am 4. August 1914 in Freiburg (Politik und Kultur). Seitdem hat sich leider im fortdauernden Krieg die Selbstsucht in recht unerfreulichen Erscheinungen wieder gezeigt; wir müssen wohl noch schärfer in die Schere genommen werden, um sie zu überwinden. Dann kann des Verfassers festes Vertrauen: „daß das deutsche Volk innerlich einiger, reiner und stärker aus diesem Kampfe hervorgehen werde“ (deutscher Friede und deutscher Krieg) erfüllt werden. Am reinsten offenbart sich Meinckes Ansicht in den beiden Schlüsselaufsätzen: „Staatsgedanke und Nationalismus“ und „Nationalismus und nationale Idee“. Noch nirgends sind der unersättliche Nationalismus, wie ihn die großserbische und die panslawistische Idee entzündet haben, und der doktrinaire verbissene Nationalismus, den der italienische Irredentismus darstellt, in so scharfen Gegensatz gestellt worden zu der wahrhaften nationalen Idee, die sich zum Staatsgedanken, zur Politisierung durchringt: „Der Staatsverband kann und muß über den Volksverband gehen.“ Man kann gerne die Aufsätze wiederholt lesen und wird jedesmal neuen Gewinn aus ihnen ziehen, angeschlagene Gedanken weiter spinnen und solches Gewebe dann der deutschen Jugend zur Förderung ihrer geschichtlichen Bildung darreichen.

Der Weltkrieg hat die Frage nach der Ostgrenze Deutschlands wieder aufgeworfen. Wer sich selbst und etwa seinen Schülern Klarheit verschaffen will über die deutsche Kolonisation im Osten, ihre geschichtliche Grundlage, Entwicklung und heutigen Möglichkeiten, der greife zu dem Vortrage Dietrich Schäfers.<sup>24)</sup> Wem verdankt es das deutsche Volk, daß die Länder östlich der Elbe und Saale und an der Donau östlich Linz bis zur Leitha und darüber hinaus östliche Alpenländer und ungarische Enklaven

23) Friedrich Meinecke, Die deutsche Erhebung von 1914. Aufsätze und Vorträge. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Kart. M. 1,—.

24) Das deutsche Volk und der Osten. Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. 7. Bd. 1915, H. 3. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1,—.

dem Deutschtum gewonnen sind? Unsere heutigen Gegner sagen: der unerfättlichen Eroberungslust der Deutschen, ihrem Militarismus, ihrem Barbarentum. Schäfer bringt den geschichtlichen Nachweis, daß die fremden Landesherren, geistlichen Stifter und weltliche Großen die deutschen Siedler ins Land gerufen haben, das Land urbar zu machen, Bergbau und Handwerk zu treiben. Nur der deutsche Ritterorden kam nicht als Ackerbauer, sondern als Eroberer, aber auch er gerufen als Schützer Polens gegen die heidnischen Bedränger. „Es siegte die überlegene deutsche Kultur, weil sie den heimischen Machthabern Vorteile bot“ (S. 15). Der Vortrag wurde am 6. Februar 1915 gehalten; das siegreiche Vordringen der Deutschen und ihrer Verbündeten seit dem Frühjahr 1915 bis zur heutigen Frontlinie gewährt einen Ausblick auf die Erfüllung der Wünsche, die Schäfer am Schluß ausspricht: Sicherung unseres Staatsgebietes und Raum für unsere den Boden bauende Bevölkerung. Man kennt die Forderungen, die Schäfer seitdem ausgesprochen hat, und stimmt gern mit ihm in die Mahnung ein: „Darum, deutsches Volk, vergiß den Osten nicht! Dort haben deine Väter Gewaltiges errungen, überwiegend durch friedliches, doch auch gestützt auf kriegerisches Können.“

Alfred Hettners<sup>25)</sup> Buch über England hat rasch in allen beteiligten Zeitschriften und in der Tagespresse die verdiente Anerkennung gefunden, so daß kaum noch Neues zu seiner Empfehlung gesagt werden kann. Hier spricht der Geograph, und bei der Geschichte keines europäischen Staatsgebildes muß der Erdkunde so viel Einfluß eingeräumt werden. Zur Übersicht über das Ganze seien die Überschriften der einzelnen Abschnitte hierher gesetzt: die Naturbedingungen, Volk und Staat, Entwicklung zur Weltherrschaft, die Angelsachsen und die englische Sprache in der Welt, das britische Kolonialreich, Englands Verkehrsmacht (mit einem wichtigen Kapitel über Kabel und Nachrichtenwesen von Heinrich Schmittner), die wirtschaftliche Weltstellung, Politik und Kriegswesen, der Kampf um Englands Weltherrschaft. Überall atmet in dem Buch wissenschaftlicher Geist; es ist keine politische, keine Kampfschrift; aber es ist selbstverständlich aus deutschem Empfinden heraus geschrieben, wie sein Schlußwort zeigt: „Noch müssen alle unsere Gedanken darauf gerichtet sein, unsere Feinde niederzuwerfen, in erster Linie den Engländern die Weltherrschaft zu entreißen, um uns unser gleiches Recht auf der Erde zu sichern, auf dem die Möglichkeit unseres Lebens beruht. Noch liegt die englische Hand schwer auf dem Erdball; mit starkem Griffe muß unsere Hand sie im Gelenk packen, daß sie ihn losläßt, und daß die ganze Erde frei wird für uns und die anderen Nationen.“

Den ersten Versuch einer zusammenfassenden Darstellung über Belgien in deutscher Sprache bietet Paul Ohwald<sup>26)</sup> im April 1915, seitdem sind andere gefolgt. Sorgfältige Benutzung der Literatur, wie ein sehr willkommenes Verzeichnis am Schluß nachweist, Kenntnis der niederländischen Sprache und strenge historische Schulung waren dem Verfasser wichtige Hilfsmittel, um in kurzer Zusammenfassung das Land und das Volk, die Geschichte und die Zustände Belgiens bis zum Krieg darzustellen. Die besonderen Verhältnisse dieses künstlichen Staatsgebildes, sein Reichthum an Kulturwerten, aber auch seine politischen, sozialen und völkischen Gegen-

25) Hettner, Englands Weltherrschaft und der Krieg. 2. Aufl. Leipzig 1915, B. G. Teubner. Geh. M. 3,—, geb. M. 3,80.

26) Belgien. Leipzig, B. G. Teubner. Aus Natur und Geisteswelt Bd. 501. 2. Aufl. 1915. Geh. M. 1,20, geb. M. 1,50.

läge treten in helles Licht. Bei kaum einem anderen Lande ist die geographische Lage in der Weise geschichtsbildend, wie bei Belgien. „So wurde es zum Schlachtfeld Europas zu allen Zeiten.“ Es ist für alle Deutschen zwingende Aufgabe, sich mit Belgiens Art vertraut zu machen. Das Büchlein kann dazu warm empfohlen werden; es bietet in gedrängter Übersicht sehr viel; besonders sei auf die Abschnitte über Landwirtschaft, Industrie und Handel hingewiesen.

Eine Oase des Friedens im Herzen unseres Kontinents nennt der Züricher Oskar Wettstein seine Schweiz. Die Liebeswerke der Schweiz in den Gebieten des Gefangenen- und Verwundeten austausches und der Erholung der vielen kriegskranken Männer rechtfertigt solches Wort und auch die Notwendigkeit der Neutralität des Landes. Daß dem Schweizer in dem kurzen Rahmen, der ihm geboten wurde, die Darstellung nicht erschöpfend und ausreichend erscheint, mag wohl sein. Wir aber können wohl allen, die in friedlichen Zeiten wieder die Schweiz aufsuchen werden, nur raten, das Büchlein mitzunehmen oder besser vorher zu lesen; durch den Bädeder oder Meyer allein wird die Kenntnis des Landes und Volkes noch nicht erschlossen.

Mit Ingrim und Wehmut wird man die Schrift des Geh. Admiralitätsrates Dr. Schrameier<sup>27)</sup> über Kiautschou lesen. Schrameier war Kaiserl. Kommissar des Kiautschougebietes, hat eine ganze Reihe Einzelschriften über das Schutzgebiet: über die wirtschaftliche Entwicklung, die Hafenverwaltung, die Landordnung u. a. m. veröffentlicht und wurde so der rechte Mann, uns in einer zusammenfassenden Schrift das niederzulegen, was eigentlich jeder Deutsche, zumal jeder deutsche Lehrer von Kiautschou wissen mußte. An der Wiege unserer kolonialen Erwerbungen in China stand die Wissenschaft; in einer Literaturübersicht würdigt Schr. die Schriften über unser Verhältnis zu China, wobei die Namen Ferdinands v. Richthofen und Otto Franke (Ostasiatische Neubildungen) Anfang und Ende machen. Aus dem reichen Inhalt sei besonders hingewiesen auf den Nachweis, wie der englische Argwohn gewachsen ist und wie Einfachheit, schnelles Durchgreifen, Billigkeit und möglichste Befreiung von Formelwesen die Ziele waren, die den Urhebern der grundlegenden Einrichtungen des Schutzgebietes vor schwebten. So wurde Kiautschous Verwaltung in manchem vorbildlich für gleiche Einrichtungen in unseren anderen Kolonien, England lernte von uns, ja das Reich und die Gemeinden lernten von Kiautschou die Zuwachssteuer. „Deutschlands Festsetzung an der chinesischen Küste entsprang nicht Abenteuerdrang, sondern war der Ausfluß einer natürlichen und notwendigen Entwicklung unseres Volkes.“ Zum gerechten Auffassen Chinas und der Chinesen, denen Kiautschous Verwaltung Vertrauen zu Deutschland eingeflößt hat, trägt das Buch gar vieles bei. Das Buch ist als erster Band der Schriften des Deutsch-Chinesischen Verbands herausgegeben. Wer es kauft, unterstützt auch dessen Arbeit für das Deutschtum in Ostasien.

Gern sei hier hingewiesen auf ein Kartenheftchen<sup>28)</sup> des Reimer'schen Verlags, das in acht Bildern das politische Europa vom Jahre 1556 bis zur Gegenwart und in einem Schlußbild: die Kriegslage Anfang 1916, nebeneinander übersichtlich darstellt.

27) Schrameier, Kiautschou, seine Entwicklung und Bedeutung. Mit 18 Abbildungen und einer Landkarte. Berlin 1915, Karl Curtius. Br. M. 1,50, geb. M. 2,50.

28) Europas Staatenbild im Wandel der letzten vier Jahrhunderte von H. Fischer und H. Schönebaum. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Doffen). M. 0,60.

Nicht nur, weil sich geschichtliche Wiederholungen daran mit Nutzen anknüpfen lassen, sei es empfohlen; es möge in den Klassen hängen, um der Jugend den Wandel des europäischen Staatenbildes immer wieder vor Augen zu führen.

Die Teubner'sche Quellensammlung<sup>29)</sup>, über die oben berichtet wurde, hat sich eine besondere Gruppe: Hefte zum Weltkrieg, angegliedert. Sie dienen der Schule wie der Allgemeinheit und werden schon des billigen Preises wegen weite Verbreitung finden. Über die Auswahl des Inhalts aller fünf Hefte kann nur Rühmendes gesagt werden. Felix Salomon bringt Zeugnisse zur Geschichte des britischen Imperialismus von 1871 an. Charles Dittes Wort vom größeren Britannien (1869) bildet den Anfang; ihm folgt Disraeli: der Vater des Imperialismus (1872), und so kommen wir in Kernbeispielen bis zu Greys letzter Unterredung mit dem deutschen Botschafter am 4. August 1914. Bergsträßer hat die diplomatischen Kämpfe vor Kriegsausbruch in einer umfangreicheren Schrift dargelegt; hier bietet er mit sicherer Hand ausgewählte Stichproben „aus dem jetzt schon riesigen Material“. „Wir werden siegen, weil wir siegen müssen“, das Wort des Fürsten v. Bülow ist das Geleitwort zur trefflichen Auswahl Gustav Lamberts, die den deutschen Geist im Weltkrieg zum Inhalt hat. Die geschichtlichen Erscheinungsformen der Vaterlandsliebe verfolgen Neustadt und Küchling in Kernworten von den Griechen bis zu Bismard, Rohrback und Natorp. In einer ebenso glücklichen Zusammenstellung haben dieselben Herausgeber den Krieg behandelt: Stimmen von Denkern und Dichtern, von Historikern, Kriegern und Feldherrn aus drei Jahrtausenden klingen an unser Ohr; das Heftchen ist eine reiche Fundgrube von Gedanken: wie die Alten jung, so rufen auch heute die Jungen. „Nehmt den Völkern die Möglichkeit dieses natürlichen Wettstreites, der der Ausdruck ihres tiefsten physischen und geistigen Wesens ist, und ihr habt dann allerdings den Krieg aus der Welt geschafft, aber zugleich auch eine jede natürliche Regung des nationalen Geistes erdrosselt und die Evolution der Menschheit zum absoluten Stillstand gebracht.“ Mit diesem Worte Melchior Palagysis schließt das Hefelied auf den Krieg.

Amica Germania, sed magis amica veritas schreibt der Schwede Rudolf Kjellén<sup>30)</sup> über sein neues Buch, das soeben erschien und die geradlinige Fortsetzung zu seinem vor dem Kriege geschriebenen Buch über die Großmächte der Gegenwart ist. Wir haben allen Grund, dem Verfasser zu danken für diese in der Aufstellung der Probleme und ihrer Erörterung gleich vollendete Schrift. Er prüft zunächst, ob die jetzige Karte in ihrem rein äußerlichen Bild politische Mißverhältnisse ernster Art in sich barg: geopolitische Probleme. Dann untersucht er, ob alles mit der Verteilung der Nationen in den einzelnen Staaten richtig bestellt war: ethnopolitische Probleme, und zwar das Nationalitätsproblem und das Rassenproblem. Soziopolitische Probleme behandelt die Untersuchung der Reibungen zwischen den wirtschaftlichen Einheiten. Unversöhnliche Gegensätze zwischen den Rechtsanschauungen der Völker werfen Verfassungsprobleme auf. Ein Blick

29) II, 131: Felix Salomon, Britischer Imperialismus von 1871 bis zur Gegenwart. Geh. M. 3,—, geb. M. 3,60. 152: Ludwig Bergsträßer, Der Ausbruch des Weltkrieges. 174: Gustav Lambert, Der deutsche Geist im Weltkrieg. 180: Neustadt und Küchling, Vaterland. 181: Dieselben, Krieg. Jedes 32 S. Gr. 8° umfassende Heft M. 0,40.

30) Die politischen Probleme des Weltkriegs. 3. Aufl. 1916. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. 1.—7. Tausend. Geh. M. 2,40, geb. M. 3,40.

auf den großen kulturpolitischen Kampf, der jetzt die Welt so bitter durchtobt, den er einen Kampf nennt zwischen Jean Jacques Rousseau, Herbert Spencer und Pobjedonossew auf der einen Seite und Immanuel Kant auf der anderen Seite, schließt das Buch ab. Durch die Aufstellung dieser Fragen und durch ihre rein wissenschaftliche Behandlung ist Kjellén vor jeder einseitigen Parteinahme sicher. Er entwirrt mit sicherer Hand das Netz einander durchkreuzender Säden, er bringt überall in die Ursachen der Gegensätze ein, die die Welt in diesen Krieg führen mußten, und blickt, wie das bei solcher Behandlungsweise gar nicht anders sein kann, in die Zukunft. Eine Masse von Schriften aller beteiligten Mächte ist in dem Buch verarbeitet und bewältigt; noch mehr aber bewundernswert ist das immer wieder zutage tretende selbständige Urteil eines Gelehrten, der von der hohen Warte der Wissenschaft und der von Haß und Vorliebe freien Stellung eines neutralen Forschers aus die großen Fragen des Weltkrieges durchdenkt.

Nach Sichtes Vorgang hält Ottmar Dittrich<sup>31)</sup> zehn warmherzige neue Reden an die deutsche Nation, begrüßt sie wie Sichte mit Ehrwürdige Versammlung, und die Verlagsbuchhandlung läßt das Büchlein im Gewande Sichtes erscheinen. Freilich spricht der Verfasser nicht im Stile Sichtes, dazu ist er zu sehr Historiker, zu wenig leidenschaftlich. Was er erreichen will, sagt er am Schluß: Persönlichkeit als Massenercheinung zu züchten, muß unsere umfassendste und größte Aufgabe sein. Danach gliedert er seine Reden nach Vergangenheit: Entwicklung zur Persönlichkeit, Gegenwart: Krieg um die Persönlichkeit, Zukunft: Ausbildung der Persönlichkeit durch die Erziehung zur Reinheit, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Tapferkeit in Schule, Beruf und Leben. Mit dieser kurzen Inhaltsangabe sei das schöne Buch zumal allen Erziehern und Lehrern warm empfohlen. Die geschichtliche Durchführung des Gedankens durch die Vergangenheit konnte kürzer, vielleicht nur als Einleitung, gefaßt sein zugunsten der anderen Abschnitte, in denen sich einzelne vorzügliche Gedankengänge finden, wie z. B. die Darstellung von der Einwirkung, die der englisch-eigentümlich ausgeprägte Calvinismus auf den englischen Volkscharakter gehabt hat. Dittrich fertigt Schlagworte wie „das Seeräubervolk“, „die Krämeration“, „das perfide Albion“ mit Recht ab, um dann um so gründlicher die englische „individualistische Kulturlosigkeit“ von ihrem Ursprung aus durch ihre Entwicklung herzuleiten. „Jeder für sich und keiner für andere“, lehrt der Individualismus; „alle für einen und einer für alle, und doch jeder ganz er selbst“, fordert die Persönlichkeit, und die Persönlichkeit muß siegen. Damit faßt der Verfasser den ethischen Sinn des Kriegs kurz zusammen.

Und zum Abschluß noch ein besonderes Buch, das sich einen goldenen Gedankenschatz<sup>32)</sup> für jedermann nennt. Gedanken, die der Krieg rege gemacht hat, sind auf 809 Seiten zusammengetragen, und zwar Gedanken der Besten, die das Wort ergriffen haben, und auserlesene Worte. Ein Schatz für das Haus und für die Schule, ein Denkmal unserer großen Gegenwart für die Zukunft. Gewiß, manches, was hier

31) Neue Reden an die deutsche Nation. Nach Vorgang von J. G. Sichte durch Ottmar Dittrich. Leipzig, Quelle u. Meyer, o. J. Geb. M. 2,—.

32) Auf der Kriegszeit Bildungswegen. Ein goldener Gedankenschatz, gesammelt von Wilhelm Franz... Berlin 1916, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. Geb. M. 12,— geb. M. 14,—.

aneinandergereiht ist, findet man in Büchern, die jeder schon hat oder erlangen kann, manches aber ist festgehalten, was sonst vielleicht verschwunden wäre. Ein umfangreiches Inhaltsverzeichnis, das mit den Überschriften der Abschnitte auch Stichworte für jeden Ausspruch bringt, erleichtert das Auffinden. Im Fluge der Zeit, im raschen Erleben, in der Fülle der Ereignisse, der Schriften und Reden, die uns fast überwältigen, ist es gut, einen Schatz zu besitzen, aus dem wir goldene Körner jederzeit auslesen können. Was die Zeit an nie veraltenden herrlichen Gedanken neben den überwältigenden Ereignissen zum Vorschein gebracht hat, wollte der Sammler für die reifere Jugend als unverlierbaren Schatz zusammenstellen; es ist ihm beim Sammeln zu einem Volksbuch geworden. Wie er selbst seinen Namen nicht vollständig nennt, so verschweigt er auch zumeist die Namen derer, die den Gedanken ausgesprochen haben. Das wird man natürlich bedauern; oft möchte man gern wissen, von wem stammt dies Wort? Dann wieder wird man ihm recht geben: auch Namen sind Rauch und Schall; was gute Deutsche gesagt haben, wie derselbe Gedanke in anderer Form bei anderen wiederkehrt, wie solche Empfindungen ein Gut der Gesamtheit des deutschen Volkes sind, das wird beim Durchsehen recht deutlich. Und das Große unserer Zeit ist es, daß der einzelne hinter der Gesamtheit verschwindet; der Krieg ist des ganzen Volkes Krieg, die Gedanken, die er erweckt, sind aller Gedanken. Die Glücklichen, die dem Inhalt die rechte Form verliehen haben, die das Gold in Münzen geprägt haben, werden gern ungenannt bleiben. Für die Schule bietet das Buch ein unerschöpfliches Hilfsmittel zum Verständnis des Kriegs, zum Stärken des vaterländischen Empfindens, zum Einführen in die Weltpolitik, daneben auch zur Bildung des Stils an glänzenden Mustern.

Seinem Buche über England läßt Alfred Hettner<sup>33)</sup> jetzt eine geographische Betrachtung von Volk, Staat und Kultur Rußlands folgen. Es ist eine 2. Auflage seines früheren Buches: „Das europäische Rußland, eine Studie zur Geographie des Menschen.“ Den Forderungen des Kriegs und des kommenden Friedens entsprechend, hat der Verfasser das frühere Buch durch einen besonderen Teil erweitert, in dem er die politisch-geographischen Verhältnisse des ganzen russischen Reichs, seinen Bestand, seine Eroberungspolitik, seinen inneren Zusammenhalt, seine Macht und seinen Kulturwert eingehend behandelt. Danach gliedert er sein Werk in zwei Teile: das osteuropäische Tiefland und das russische Reich. Die Abhängigkeit eines Volkes und seiner Geschichte vom Boden tritt im ersten Teile besonders hervor. Waldland und Steppe ist das osteuropäische Tiefland. Im Waldland waren in ältester geschichtlicher Zeit Indogermanen und finnische Völker sesshaft; je näher sie den Mittelmeerländern wohnten, um so höher ihre Kulturstufe. Auch Hettner sieht in ihnen nicht Eingewanderte aus Asien, sondern heimische. Durch das Steppenland aber fluten Wandervölker, deren Zugehörigkeit schwer zu bestimmen ist. Vom 8.—11. Jahrhundert haben die skandinavischen Waräger den für Rußland so wichtigen Weg nach Süden, nach Byzanz, gebahnt. Von dort gewann Rußland seine Kultur, die ärmer an innerem Leben und an Kraft als die römische Rußland noch heute von Westeuropa (einschließlich Polens) scheidet. Wie nun weiter russische Herrscher westeuropäische Kultur eingeführt, das Volk sie nur widerwillig aufgenom-

33) Hettner, Rußland. Leipzig, B. G. Teubner. 2. Auflage 1916, geb. M. 4,20, geb. M. 4,80.

men hat, welche geographischen und völkischen Bedingungen für den Kampf des Neuen, Fremdartigen mit der Rückständigkeit des Russentums vorliegen, muß man mit Genuß und Belehrung in der schlichten, klaren und überzeugenden Sprache Hettners lesen. Er untersucht mit besonderer Rücksicht auf diese Fragen die Formen menschlicher Gemeinschaft: Volk, Religion, Staatswesen, Besiedlung, Verkehr, Volkswirtschaft, materielle und geistige Kultur des osteuropäischen Tieflands. Eindrücke einer Reise und umfassendes Studium der in deutscher, französischer und englischer Sprache erschienenen Literatur gaben dem Verfasser den Stoff zu seinen überall in die Tiefe gehenden Untersuchungen; 32 Textarten unterstützen das Lesen des Buches. Anderthalb Jahrhundert hat die preußisch-deutsche Politik einen friedlichen Zustand gegenüber Rußland zu bewahren gewußt. Seit dem chinesisch-japanischen und dem russisch-japanischen Krieg hat die englische Politik daran gearbeitet, den russisch-englischen Machtgegensatz zu verdecken und die ungeheure Kraft des russischen Reichs mit seinem halbbarbarischen Ausdehnungsbedürfnis auf uns loszulassen. Da ist für uns die Notwendigkeit gegeben, uns mit russischer Vergangenheit und Gegenwart eingehender zu befassen. Der Weltkrieg muß uns den fürchterlichen Bedränger vom Halse schaffen und kann vielleicht dazu führen, ihn seiner näheren Aufgabe, der inneren Kultur, zuzuführen. Rußland muß seinen unersättlichen Eroberungsdrang aufgeben und muß gezwungen werden, sich aus dem Zwiespalt seiner asiatischen Rückständigkeit und seines europäischen Firnisses in langsamer Arbeit inneren Fortschritts zu einem Kulturstaat zu entwickeln. Den verbündeten Mächten Mitteleuropas hat der Weltkrieg den Schutz des gebildeten Europas gegen rückständiges Russentum zugewiesen. So bedeutet der Krieg auch einen Wendepunkt in der Geschichte Rußlands, von dessen Bedeutung man ein klares Bild gewinnt, wenn man auch den 2. Teil des Hettnerschen Buchs: „Das russische Reich“, durcharbeitet. Den Abschnitt über die russische Eroberungspolitik schließt der Verfasser mit den Worten: „Für ein solches Kontinentalreich wie Rußland ist eine starke und unabhängige Betätigung auf dem Meere ein Luxus- und kein Lebensbedürfnis. Die Türkei aber, die Rußland so gern verschlingen möchte, und auch Persien, das es schon angefangen hat zu verschlingen, haben ein selbständiges Lebensrecht. Schweden und Norwegen sind kulturell hoch über Rußland stehende Nationen, deren Kultur unter der russischen Umklammerung schwer leiden würde. Das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn würden erdrückt werden, ja dieses wäre dem Untergange geweiht, wenn Rußland seine Absichten durchsetzte. Die Befriedigung von Rußlands Luxusbedürfnissen stößt an den Lebensfragen anderer Nationen und muß an diesem Gegensatze scheitern.“ (S. 278.)

## Eine kleine Richtigstellung.

Von Anna Wed in Wittlich.

Professor Dr. Otto v. Greyerz bespricht im laufenden Jahrgang dieser Zeitschrift Heft 7, auf Seite 443 auch die „Deutsche Sprachschule“ von Baron, Junghanns und Schindler. Er stellt darin den Satz auf: Und wo im ganzen Deutschen Reiche gibt eine Mundart Anlaß, die Unterscheidung von ch und sch in den Wörtern Buch — Busch, wachen — waschen, rauchen — rauschen und dergleichen zu lehren, wie es in den Heften für preußische und bayrische Schulen geschieht?

Wenn Professor v. Greyerz die Mundarten der Trierer Gegend und zwar gewisser Eifelkreise kannte, würde er jenen Fragesatz nicht gestellt haben. Denn es gibt dort eine solche Mundart, die zu überwinden sogar einheimischen Lehrpersonen schwer fällt. Mir fiel sie, als ich jene Gegend kennen lernte, sofort auf, und ich kann nur bemerken, daß sie sowohl im deutschen als im fremdsprachlichen Unterricht die denkbar größten Schwierigkeiten bereitet. Sogar der Gesang leidet darunter. Wie klingt es beispielsweise, wenn man hört: „Sest soll mein Taufbund allzeit stehen, isch will die Kirische hören.“ Dagegen erzählen die Kinder, daß sie Kirchen gegessen haben! Andauernd kommen in der Rechtschreibung Fehler vor, wie: Mensch, menschlich, Mönisch, Büscher, Tich, Teisch, englisch, fransösisch (hier auch „s“ statt „z“), Mädschen. Ich, Disch, misch, statt: ich, dich, mich kann man ständig hören. Beim Vortrag des Gedichtes „Schwerting der Sachsenherzog“ wurde geradezu der Dialektfehler gemacht, daß „rauschchen“ statt „rauchen“ gesagt wurde, also: „Da rauschten Speisen löslisch in eisernem Geschirr.“ — So überflüssig sind also die Aufstellungen vorgenannter Sprachschule wohl nicht. — Wohl bemerkt beziehen sich diese Ausführungen nicht auf Trier selbst, sondern auf gewisse Eifelkreise der Trierer Gegend.

## Mitteilungen.

Am 16. und 17. November findet in Berlin eine gemeinsame Versammlung der „Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung“, des „Verbandes deutscher Geschichtslehrer“, des „Deutschen Germanistenverbandes“ und des „Verbandes deutscher Schulgeographen“ unter der Leitung von Erz. v. Hentig statt. Vom Geschichtslehrerverein spricht Direktor Dr. Neubauer, vom Germanistenverband Universitätsprofessor Dr. Elster. Wir laden alle Mitglieder des Germanistenverbandes zur Teilnahme an dieser Versammlung ein.

Dem Bericht eines Teilnehmers an der Frankfurter Tagung des Gymnasialvereins (7. Okt.) im „Dresdner Anzeiger“ entnehmen wir, daß dort im wesentlichen der alte Standpunkt mit der alten Begründung gewahrt worden ist. „Dagegen schien der Forderung nach einer Vermehrung der deutschen Stunden auf der Mittelstufe Verständnis entgegengebracht zu werden, allerdings unter dem Vorbehalt, daß diese nicht zuungunsten des Lateinischen erfolge!“ Bedauerlich ist, daß nach der Auseinandersetzung zwischen Antel und Elster wieder der Vorwurf laut wurde, die Eingabe des Germanistenverbandes zeige den Wunsch, lauter junge Germanisten zu erziehen.

Deutschland und der Weltkrieg, das von mir 1915 (S. 588) herzlich empfohlene Sammelwerk von Hinke, Meinede, Onden und Schumacher ist in 2., erweiterter Auflage erschienen. (Leipzig, B. G. Teubner, 2 Bände, geh. M. 12, geb. M. 14,50, auch als Feldausgabe.) Es gibt keine bessere Empfehlung als die Tatsache, daß dies großangelegte, ernste Buch nun im 10.—14. Tausend erscheinen kann. Statt des Abschnitts über „Krieg und Menschlichkeit“ finden wir einen über „Krieg und Presse“, finden weiter einen größeren Überblick über Bulgarien aus der Feder des bekannten bulgarischen Oberstleutnants v. Mach und einen Bericht Ondens über die Ausdehnung des Krieges; endlich in den meisten Aufsätzen Erweiterungen und Ergänzungen; besonders konnte Onden die Kunde in den belgischen Archiven verwenden. An der Grundrichtung ist nichts geändert, immer noch ist es ein Buch der Selbstbefinnung und Selbstprüfung, immer noch aber erklingt es auch überall: wir können nicht anders, hindurch denn mit Freuden! H.

Sür die Leitung verantwortlich: Dr. **Walther Hoffaetter**, Dresden 21, Elbstr. 1.  
Alle Manuskriptsendungen sind an seine Anschrift zu richten.



# Josef Victor Widmann und der Glaube an die Erlösung der Kreatur.

Von Georg Dost in Dresden.

## I.

Josef Victor Widmann hat einmal das Wesen des Epos mit folgenden treffenden Worten charakterisiert<sup>1)</sup>: „Das Epos, wenn es gelingt! — wenn es mit einem Himmel voll leuchtender Gestalten auf die Erde sich niedersenkt, wenn es unsern schönsten Sehnsuchtsträumen entgegenkommt, wenn es uns mit heroischem Lebensmut erfüllt und all die Gebilde einer aus unendlicher Fülle schenkenden Phantasie und die hohen Gedanken reifer Lebensweisheit in wie aus Erz gegossenen Rhythmen und mit dem holden Schmucke des Reimes in stolzen Worten uns zuträgt, ein solches Epos — ich sage noch einmal, wenn es gelingt! —, das ist dann eine dem Beifall der Zeit trotzen Ewigkeitsdichtung. Und tausend und abertausend Romane können sie uns nicht ersetzen, wir brauchen sie, weil wir neben dem Guten das Beste nötig haben, weil es nicht nur Familienwohnungen geben muß, sondern auch Paläste und Kölner Dome.“ Man wird kaum ein halbes Duzend Epen unserer Zeit nennen können, die dieser hohen Forderung entsprechen; und die wenigen ganz großen Dichtungen gehören bei weitem nicht zum geistigen Besitz unsrer gebildeten Kreise. Tausende gehen an der unvergänglichen Schönheit von Mistrals Mireio vorüber, und doch gehört diese provenzalische Dichtung unstreitig zu den größten Epen der Weltliteratur. Tausende haben mit dem weltfremden Politiker den Dichter Spitteler verbannt, und trotzdem: sein „Olympischer Frühling“ ist hohe und reine Kunst. Und wie wenig ist noch das lyrisch-dramatische Epos „Der Heilige und die Tiere“ bekannt, die reifste und schönste Dichtung, die J. V. Widmann dem deutschen Volke geschenkt hat.<sup>2)</sup> Hier hat er als Dichter erfüllt, was er als Kritiker gefordert hat, und dieses Buch, scheint mir, wird zu den wenigen gehören, die dem Beifall der Zeit trotzen und dauern.

Widmann nennt seine in der Wüste Palästinas spielende Dichtung ein biblisches Schattenspiel. Aber all diese Schatten, die da vor unserm Geiste vorübergleiten, die Löwen, der Wüstenfuchs, die wilden Ziegen und der fluch-

1) Siehe „Die Tat“, Monatschrift für die Zukunft deutscher Kultur. Jena, E. Diederichs. 6. Jahrg. Heft 3, S. 282.

2) Josef Victor Widmann, Der Heilige und die Tiere. 11.—14. Aufl. Graunfeld 1912, Huber und Cie.

beladene Sündenbock, die Raben und der Hase, das Stachelschwein, die Schlange und die auf hoher Bergeskuppe einsam sterbende Blaudrossel —, sie bleiben keine Bilder, wir brauchen sie auch nicht erst „mit allen Herrlichkeiten der Lebensfarbenluft“ aus unserm Geiste zu bekleiden: Der Dichter selbst hat seinem Schattenvolke Seele und Leben gegeben, so daß wir sie wirklich zu sehen meinen, und die Sprache, in der der Heilige und die Tiere sprechen, ist von höchstem ästhetischen Reiz. Mag sie in der Höhe ihres Ausdrucks hier und da an Goethe, in der Fülle und Pracht ihrer Farbe an Gottfried Keller erinnern, so wird sie doch niemals zur schwächlichen Nachahmung dieser erhabenen Vorbilder. An ihnen hat sich der Künstler selbst zur Meisterschaft erzogen, die Sprache ist ihm ein Instrument, das er mit höchster Sicherheit spielt und dem er neue und eigene, in allen Abstufungen erklingende Töne zu entlocken versteht.

Aber das würde noch nicht genügen, dieser Dichtung einen bleibenden Wert zu sichern.<sup>1)</sup> Alle große Kunst ist letzten Endes Anschauung von Welt und Leben, der immer und immer wiederholte Versuch, eine Antwort auf die letzten Fragen unsres Daseins zu finden, jener großen Fragen, die das menschliche Geschlecht zu allen Zeiten bewegen und stets neue Deutungen von starken, tiefen und ursprünglich denkenden Geistern verlangen. Auch J. V. Widmann will ein solcher Deuter sein. Von Jugend an ist er der Frage nach dem Sinn allen Lebens und Geschehens nachgegangen. Er war nie fertig, er war immer ein Suchender, ein werdender. Wie sein Vater die Mönchskutte mit dem Talar eines evangelischen Pfarrers vertauschte, so haben auch ihn — den Theologen — die Zweifel an der Wahrheit des Erkannten geplagt.<sup>2)</sup> Bereits in jungen Jahren gab er sein Pfarramt auf, und sein äußeres Leben verlief schließlich in ganz anderen Bahnen (er wurde Feuilletonredakteur am „Berner Bund“ und stand in den geistig-literarischen Kreisen der Schweiz an erster Stelle); und trotzdem, innerlich blieb er doch immer derselbe: In der Tiefe seiner Seele hat er weiter gekämpft und gerungen, zu stark war in ihm der Drang, hinter das Geheimnis des Weltzusammenhangs zu gelangen. Mit Zugeständnissen und spitzfindigen Erklärungen gab er sich nicht zufrieden, er wollte die Welt nicht schöner und besser schauen, als wie sie wirklich ist. Wohl sah er ihre Schönheit: er hat sich ihrer in reinster Liebe erfreut und sie mit dem ganzen verschwenderischen Reichtum seiner Phantasie gepriesen, er war einer von den großen Künstlern, von denen Friedrich Naumanns schönes Wort gilt, daß sie „Augen haben, die auf die Hände Gottes schauen“. Aber bei aller Fülle von Licht und Schönheit, die diese sichtbare Welt täglich auf uns ausstrahlt und womit sie unsere Sinne gefesselt hält, so ist es doch

1) Ihre Bedeutung wurde übrigens auch durch die Verleihung des 1. Preises der Bauernfeld-Stiftung anerkannt.

2) Ein ausgezeichnetes Bild seiner menschlichen und dichterischen Entwicklung gibt Ernst Eschmann im „Edart“ (Schriftenvertriebsanstalt), 6. Jahrg. Heft 7, S. 445—454. Die Ausführung der folgenden Seite ist von ihm beeinflusst.

unmöglich, zu einem reinen Genuße zu gelangen; denn in ihr waltet zu viel Grausamkeit, Zerstörung und Tod, und dieser Gegensatz des irdischen Lebens ist es, der schwer auf der Seele des Dichters lastet. Ihm hat sich das Doppelantlitz der Welt in seiner ganzen schreckhaften Gewalt enthüllt, und angefiacht der furchtbaren Tragik des Daseins ist er an der Liebe des Schöpfers irre geworden. Er hat Gott im Gewaltigsten und Kleinsten seiner Schöpfung gesucht, aber nirgends hat er ihn finden können:

„Und Gott kam nicht! Kam nicht im Abendglühen,  
Das niederstrahlte von der Berge Kranz,  
Kam mit den Blumen nicht, die nachts nur blühen,  
Wenn auf den Gräsern zittert Mondesglanz.“

Dergeblich sucht er das Rätsel, das ihm Gott und die Welt gibt, zu lösen, aber er kann keine Vernunft in ihrem rücksichtslosen Kreislauf entdecken. Wie der ihm befreundete und wesensverwandte Spitteler im „Olympischen Frühling“ Ananke, den „gezwungenen Zwang“, über Götter und Menschen setzt, „der nach seinem finstern Plan der Sterne Lauf bestimmt und der Gedanken Gang“, der von dem Menschen den Körper von der Seele faulen läßt und die Tiere morden heißt, damit sie nicht verhungern, so waltet auch bei Widmann das eisern-grausame Gesetz des Zwanges und Todes. Wir alle, Mensch und Tier, sind seiner Macht verfallen, es gibt keine Möglichkeit, ihr zu entkommen. Jammer und Leid ist das Erdenlos aller Geschöpfe. Die Welt ist nur auf schönen Schein geschaffen, so läßt er den König in seiner „Märfäferkomödie“ am Ende seines Lebens klagen. Tausend Würger lauern auf den Zweigen, und

„Ich rat' euch, nicht zu suchen unterm Busch,  
Was zuckend dort verendet; unter Steine  
Nicht kriecht neugierig jemals, zu erfahren,  
Was sie bededen. Wißt! Die Welt ist glatt  
Und blank, wie wir es waren, ehe noch  
Der Teufel, der uns fing, den spitzen Spieß  
Uns in die Weichen trieb.“

Widmann ist, von Schopenhauer beeinflusst, Pessimist. Aber eine tiefreligiöse Grundstimmung ist ihm geblieben, und er hat niemals Gott leugnen können. In seinen Alpenspaziergängen<sup>1)</sup> hat er uns ein religiöses Gespräch mit einem alten Sonderling mitgeteilt, in dem wir offenbar den Dichter selbst zu sehen haben. Dieser Graubart ist gottesgläubig, eben weil

1) J. D. Widmann, Spaziergänge in den Alpen. Wanderstudien und Plaudereien. 6. Aufl. Frauenfeld 1914, Huber und Co. S. 27ff. Widmann, der gerne zu zweien reiste (er war dreimal mit Brahms in Italien), hat in seinen Reiseerinnerungen gern erdichtete Begleiter eingeführt (z. B. „Rektor Müsli“ und sein Zwillingsbruder „Dr. Slop“). „Wenn beide Herren bei mir zu Besuch sind,“ sagt er einmal, „herrscht zwischen uns dreien so grenzenlose Übereinstimmung, als ob wir nur einen Kopf hätten.“ Zu diesen erfundenen Gestalten darf mit gutem Recht der sonderbare „Graubart“ gerechnet werden. Vgl. dazu Theoderich Schwabe, J. D. Widmann. Im Lit. Echo.

ihn die Schlechtigkeit und Rücksichtslosigkeit der Natur, die unmoralische Ordnung der Welt empört. Wie schrecklich wäre es, „wenn eine solche Misere keinen verantwortlichen Urheber hätte, dem ein empörtes Herz in Stunden der Aufregung Vorwürfe machen kann! Unser Fall, in einer erbarmungslosen großen Maschinerie mitten drin zu stehen, als fühlendes Korn, das immerfort gerieben wird, — dieser unser Fall wäre ein viel verzweifelterer, wenn wir uns diese Maschinerie als etwas Seelenloses, Unzugängliches, Unpersönliches vorstellen müßten.“ Damit stimmt er mit Richard Wagner überein, der — aus Schopenhauerschem Geist heraus — beim Anblick des Leidens der Natur erklärt, daß man alles verstehen kann, „wenn man nur nicht immer annimmt, diese Welt sei von einem guten Gott gemacht“. <sup>1)</sup>

Durch den größten Teil der Dichtung klingt nun die düstere Stimmung, das tiefe Schmerzgefühl hindurch, das der pessimistischen Lebensauffassung des Dichters entspricht. <sup>2)</sup> Daß er, der in fast allen Dichtungsarten Bewanderte und Erprobte, diesem seinem Pessimismus gerade im Epos Ausdruck verleiht, verstehen wir, wenn wir Spittellers Behauptung <sup>3)</sup> hören, daß des Epikers Weltanschauung düsterer sei als diejenige des Tragikers; „denn der Tragiker schaut aus dem Einzelunheil in eine moralische Weltordnung empor, der Epiker dagegen schaut durch den Sonnenschein der äußeren Welt in hohle, finstere Tiefen. Kein Tragiker ist pessimistischer als Homer.“ Und noch ein anderes Wort von ihm über das Wesen des Epos <sup>4)</sup> gibt uns gleich jener an die Spitze dieser Betrachtung gestellten Erklärung Widmanns einen wertvollen Einblick in die Seele des epischen Dichters. Auch ihm drängt sich, wie jedem andern wahren Künstler, der Stoff auf, der aber hat „die unheimliche Neigung, weit über die Erdoberfläche hinaus in unkontrollierbare Höhen“ zu entgleiten. Ja, bei Spitteler wird dieses Hinausstreben des Epikers über die Wirklichkeit und über die Erdoberfläche geradezu zur Forderung. Er muß dies tun, „um seinen Gestalten denjenigen idealen Glanz zu verschaffen, der sie befähigt, unaussprechlich zu leuchten. Um für die Betrachtung der irdischen Bilder die richtige Distanz zu gewinnen.“

So braucht auch der Epiker Widmann seinen Stoff nicht erst zu suchen; er muß ihn nur seines alltäglichen Gewandes entkleiden, muß ihn in den

1) Vgl. dazu Mensing, Parsival. Ein Versuch der Darstellung von R. Wagners Frömmigkeit. In der Christl. Freiheit für Thüringen und Sachsen, 1916, Nr. 33.

2) Damit steht nicht im Widerspruch, daß — besonders am Anfang — die Dichtung mit Humor gewürzt ist. Widmann besitzt einen an Sr. Th. Discher in seinem „Auch Einer“ erinnernden wirklich goldenen Humor voller übermütiger, neckischer, grotesker Einfälle, der aber auch, wie v. a. in seiner „Maikäferkomödie“, in beißende Gesellschaftsatire übergehen kann.

3) In einem Vortrage, den Spitteler über seinen „Olympischen Frühling“ in Neuville vor einem überwiegend französisch sprechenden Kreise gehalten hat. Abgedruckt im „Kunstwart“, 1. Juliheft 1910.

4) Ebenda.

Bereich des Überirdisch-Unwirklichen erheben, um das nur allzu Gewohnte und irdisch Geschaute in neuer Aussicht zu erblicken. Und dieser Stoff kommt seinen kühnsten und „schönsten Sehnsuchtsträumen“ entgegen.

Wir sehen seine Seele erfüllt von dem Klagen der Natur über all das Leid und die Grausamkeit der Schöpfung. Er hat einen tiefen Blick in das Wirken und Walten der Natur getan, und wo immer er ging auf seinen Wanderungen, in allen Nähen und Weiten, im Frühlingwald, auf blühender Flur, in reifenden Gärten, in tiefer Berg einsamkeit: immer und überall hört sein lauschendes Ohr denselben dumpfen Laut, das Seufzen der gequälten Geschöpfe nach Erlösung aus ihrem Leid. Dieser Sehnsuchtschrei hat seine empfängliche Seele tief ergriffen, und so schenkt er seine Liebe den Geschöpfen, die am meisten leiden, den Tieren. Es ist reines Mitleid, das Widmann zu den Tieren treibt<sup>1)</sup>, und dieses sittliche Empfinden in ihm ist sehr wahrscheinlich eine Einwirkung der Schopenhauerschen Gedankenwelt, wie ja auch seine anfänglich bewiesene Vorliebe für die indische Philosophie auf Schopenhauer hinweist. Mitleid ist bei diesem die Triebfeder alles sittlichen Handelns. Mitleid ist auch der Gedanke, der zunächst die Handlung der Dichtung bestimmt. Nun erstreckt sich Schopenhauers Pessimismus in der Betrachtung der Welt nicht nur auf den Menschen und dessen Umgebung, sondern seine Anklage richtet sich gegen den ganzen erbarmungslosen, auf gegenseitige Vernichtung zielenden Kampf ums Dasein. Er betont die große Rolle, die die Verwandtschaft und enge Verbindung des Menschen mit der Natur und besonders mit den Tieren in der indischen Philosophie spielt und erklärt die unnatürliche Losreißung des Menschen von der Tierwelt als einen Grundfehler des Christentums. Ihm ist das Tier im wesentlichen dasselbe wie der Mensch, und es gilt daher, „das ewige Wesen, welches, wie in uns, auch in allen Tieren lebt“, als solches anzuerkennen und zu achten.<sup>2)</sup> Aber Widmann geht noch weiter. Er bleibt

1) Widmann war auch im Leben ein großer Freund der Tiere, untrennbar besonders von seinem Hündchen. „Ich habe“, so erzählt er in seinen Alpenspaziergängen, „meinen roten Schnauzer schon fast über alle schweizerischen Alpenpässe mitgenommen.“ Zweimal ist er mit ihm sogar in Italien usw. gereist. Auf seinen wochenlangen Fußwanderungen hat er manche Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten davon gehabt, und doch erhöhte ihm sein stummer Begleiter den Genuß. Denen, die darüber spotteten, pflegte er mit der Wertschätzung zu antworten, die Dr. Martin Luther für die Hunde hatte. W. zitiert folgendes Wort von ihm: „Ich glaube, daß auch die Pelferlein und Hündelein in den Himmel kommen und jede Kreatur eine unsterbliche Seele habe.“ (Spaziergänge in den Alpen, S. 111). Übrigens gilt Luther als der Freund der Vogelwelt. Siehe die „Klageschrift der Vögel an Lutherum über seinen (der Vogelstellerei ergebenden) Diener Wolfgang Siebergern“, abgedruckt bei Georg Buchwald, Doktor Martin Luther. (B. G. Teubner, 1902, S. 361 ff.) Man denke ferner an Fr. Th. Visschers Wort im Tagebuch von „Auch Einer“: „Eine der lebenswürdigsten Etappen auf Gottes Weltgang vom Guten zum Bessern ist die Schöpfung des Hundes.“

2) Siehe Schopenhauer, Parerga und Paralipomena, Kap. 15. Über Religion, § 177 Über das Christentum.

nicht bei diesem allgemein-sittlichen Gedanken stehen, sondern er fügt ihm noch einen religiös-christlichen hinzu: Diese unfrei und in Dumpfheit dahinlebenden Tiere, die den Sinn des Lebens auf der Erde nicht verstehen und nach einem grausam-schmerzlichen Kampf elendiglich sterben, sollen sie nie Anteil an dem haben, was auch das ärmste und kümmerlichste Menschenleben noch lebenswert macht, an der großen Hoffnung auf Erlösung aus aller irdischen Qual, an der beseligenden und stärkenden Zuversicht auf die Herrlichkeit eines unvergänglichen Lebens, das wir nicht kennen, dessen einstiges Kommen aber unserm hinfälligen Leben erst Sinn und Ziel gibt? Wird sich Gott, der sich in seiner grenzenlosen Liebe der Menschen erbarmt hat, auch zu ihnen, den Tieren, wenden, wird er ihren Jammer schrei hören und ihnen die Tür zum Paradiese öffnen, in dem es weder Tod noch Kampf mehr gibt?

Dieser christliche Erlösungsgedanke ist es also, der den Dichter bewegt. Er weist zurück auf die theologische Zeit seines Lebens und zeigt, wie lebendig das bekannte Pauluswort vom Seufzen der Kreatur<sup>1)</sup> in ihm geblieben ist. „Sehet nur, so heißt es in neuer Verdeutschung<sup>2)</sup>, wie alle übrigen Geschöpfe in sehnsüchtiger Spannung auf die Offenbarung der Söhne Gottes warten. Denn der Vergänglichkeit ist die ganze Welt einst unterworfen worden, nicht freiwillig, sondern um eines anderen willen, und mit der Hoffnung, daß auch diese Welt wieder befreit werden soll von dem Sklaventum der Vergänglichkeit zu der Herrlichkeit der Kinder Gottes. So wächst denn auch mit jedem Augenblick der Jammer und das Wehgefühl, worin sich alle Geschöpfe zusammenfinden: wer von uns hörte ihr Seufzen nicht? Aber nicht bloß jene, auch wir, trotzdem wir den Geist als Erstlingsgabe schon besitzen, seufzen, in Erwartung des Tages, der uns als Söhne offenbart, der unsern Leib erlöst.“ Fürwahr, rührten diese herrlichen Worte nicht an verwandte Saiten in seiner Brust? Und konnte das, was an kühner, dichterischer Eingebung in ihnen liegt, ihm, dem Künstler, verborgen bleiben? Dieses wunderbare, aus innerster Anschauung heraus geborene Bild gehört nach maßgebendem Urteil<sup>3)</sup> zu dem Kostbarsten, „was die alte Welt an Dichtung uns hinterlassen hat“; hier tritt uns „ein Künstler ersten Ranges“ entgegen<sup>4)</sup>, einer, der trotz aller Schwermut eine unbeirrbar, glückhafte Glaubensfreude und Glaubenszuversicht besitzt.

Die Herrlichkeit, d. i. der Eintritt in den Zustand der Gottähnlichkeit, der Gottessohnschaft, ist also für Paulus das große, geistige Ziel, nach dem sich die Menschheit und alle Kreatur sehnt und nach dem sie hinstrebt. Auch die Kreatur wird die große Offenbarung erleben. „Schon wittert

1) Röm. 8, 18ff.

2) Adolf Jülicher, Der Römerbrief. („Die Schriften des Neuen Testaments“, herausgegeben von Joh. Weiß, 1907, 2. Bd., S. 51).

3) Adolf Jülicher a. a. O. S. 53/54.

4) Johannes Weiß, a. a. O. (Einleitung S. 3).

Paulus, so urteilt Jülicher, die Morgenröte dieses ewigen Tages, vor seinem entzückten Auge versinken die Nebel der Nacht. Und er hört rings um sich zahllose Stimmen diese ersten Strahlen begrüßen." Dieser Tag, an dem der Mensch in die Herrlichkeit der Gotteskindschaft eintritt, befreit auch die gesamte vernunftlose Schöpfung aus der Gewalt des Todes und der Vergänglichkeit, in der sie seit dem Sündenfall des Menschen schuldlos gelitten hat. Mit Recht meint Niebergall<sup>1)</sup>, daß uns an Paulus „das dogmatische Verknüpfen der Fesseln der Natur mit dem Sündenfall“ nicht zusagt, „dennoch erweckt uns, wie so oft, die Tiefe der Empfindung eine durch jenes fremdartige Moment kaum zu beeinträchtigende Bewunderung und eine hohe Sympathie mit dem großen, tiefen Geist, der in dem unbewußten Leben der Pflanze wie in dem Auge des Tieres das dumpfe, unfreie Wesen als ein Sehnen nach Freiheit herausgeföhlt und seinen zentralen Gedanken eingeordnet hat. Wie groß ist die Bedeutung des Menschen, daß seine geistige Entwicklung für den Kosmos entscheidet.“

Diese Stelle des Römerbriefes hat auch einer unserer großen religiös-sittlichen Geister des 19. Jahrhunderts in seiner ganzen Tiefe empfunden, Richard Wagner. Auch er steht im Banne Schopenhauerscher Denkungsart. „Es ist urmenschlicher Weisheit aufgegangen, daß, was im Menschen atmet, dasselbe ist, wie im Tiere“, so bekennt er in Anlehnung an seinen Meister.<sup>2)</sup> Daher erwartet er nichts von einer Religion, die das Mitleid mit den Tieren ausschließt. Ihnen, die unschuldig leiden, ja, an deren Leiden man den Irrtum des Daseins erkennen soll, sind wir verschuldet, und diese Schuld können wir „nur durch Mitleid im Großen und Größten“ mildern. Nun fand Wagner in den Worten des Paulus etwas, was seiner mitleids- und liebevollen, erlösungsbedürftigen Seele gleichgestimmt war, und so verwendet er sie als Erlösungsmotiv für seinen Parsival. Es ist bekannt, daß er jene weihervolle Szene, den Karfreitagszauber, entworfen hat, lange, bevor er an die Abfassung des Dramas herantrat. In verzüdter Stimmung erblickt am Karfreitagstag Parsival die Frühlingsau voll duftender Blumen und Blüten. Er kann es nicht fassen, daß an diesem Tag der Schmerzen das Licht erstrahlt, daß die Blumen nicht trauern und weinen. Aber Gurnemanz belehrt ihn über das Wunder; von ihm vernimmt er, warum sich heute alle Kreatur erfreut:

„Ihn selbst am Kreuze kann sie nicht erschauen:  
Da blickt sie zum erlösten Menschen auf;  
Der fühlt sich frei von Sündenlast und Grauen,  
Durch Gottes Liebesopfer rein und heil:

1) Friedrich Niebergall, Handbuch zum Neuen Testament. 5. Bd. Praktische Auslegung des Neuen Test. I. Allgem. Einl., Die Evangelien und die Apostelgeschichte. Tübingen 1909 (Mohr). S. 32.

2) Siehe Rich. Wagners gesammelte Schriften, herausgegeben von Julius Kapp. Leipzig (Hesse und Becker). 12. Bd. S. 209 und 210.

Das merkt nun Halm und Blumen auf den Auen,  
 Daß heut' des Menschen Fuß sie nicht zertritt,  
 Doch wohl, wie Gott mit himmlischer Geduld  
 Sich sein erbarmt und für ihn litt,  
 Der Mensch auch heut in frommer Huld  
 Sie schon mit sanftem Schritt.  
 Das dankt dann alle Kreatur,  
 Was all' da blüht und bald erstirbt,  
 Da die entzündigte Natur  
 Heut' ihren Unschulds-Tag erwirbt."

So wird das dichterisch gesehene Bild des Glaubens, wie wir es bei Paulus finden, in Wagners Karfreitagszauber zum Symbol. Widmann dagegen macht sich den paulinischen Gedanken der Erlösung der Kreatur zum Problem<sup>1)</sup>, und zwar sind es ausschließlich die Tiere, auf die er die Worte des Apostels deutet. Die bekannte (und der Dichtung als Leitspruch vorgedruckte) Stelle im Markusevangelium<sup>2)</sup>, die von Jesus erzählt „Und war allda in der Wüste vierzig Tage und ward versucht von dem Satan und war bei den Tieren“ hat Widmann, wie Adolf Frey<sup>3)</sup> bemerkt, auf den geistvollen und tiefsinnigen Gedanken gebracht, „das von der Bibel berichtete zeitliche Solgerverhältnis in ein ursächliches umzuwandeln: Der entsetzliche Jammer der Tiere, die Grausamkeit der Schöpfung sind es gerade, was Satan die Möglichkeit eröffnet, den davon erschütterten Jesus zur Empörung gegen den Vater zu verführen.“

## II.

Kein anderer denn als Jesus ist dieser heilige. Der Dichter hat ihn nie beim Namen genannt, aber wir erkennen ihn, sowie wir von ihm hören. Die Tiere der Wüste, denen Widmann, wie gesagt worden ist, hier zum ersten Mal eigenes poetisches Daseinsrecht verliehen hat<sup>4)</sup>, sprechen von dem sonderbaren Manne. Als er, von schlankem, schwächlichem Wuchse, vom Hügel hinabstieg, sein Haupt in Sonne gebadet, „die wie ein Feuerschild ihn ganz umfing“, da hat der alte Löwe etwas völlig Neues erlebt. Warum hat er

1) Man könnte noch an den Prinzen Emil von Schoenaiß-Carolath denken, dem eine tiefe Liebe zur Kreatur die Idee zu seiner erschütternden Novelle „Der Heiland der Tiere“ eingab. Aber der Tiroler Bauer, der sich selbst an einer Bergwand zum Entsetzen der Dorfbewohner kreuzigt, in dem Glauben, durch diesen Opfertod die leidenden Tiere zu erlösen, begeht seine blutige Tat im Wahnsinn, und so kann diese Erzählung bei aller Großartigkeit des geschauten Bildes und packenden Kraft der Darstellung doch nur unser pathologisches Interesse erwecken.

2) Matf.-Evang. Kap. 1, Vers 13.

3) Adolf Frey, Schweizerische Dichter. (Quelle u. Meyer) S. 151—159.

4) So J. Fränkel. Doch macht Rich. M. Meyer mit Recht auf Kiplings Dschungelgeschichten aufmerksam. Vgl. Rich. M. Meyer, Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts (Volksausgabe 1912, S. 362), übrigens mit der von Ed. Engel die einzige von den neueren Literaturgeschichten, die eine — vortreffliche, knappe — Besprechung von Widmanns Dichten enthält. Was Alfr. Biese in seiner Literaturgeschichte (3. Bd.) von Widmann sagt, ist recht bescheiden und unzulänglich.



den Sprung nicht gewagt? Ist er es nicht gewöhnt, daß, wer ihn plötzlich erblickt, vor ihm „im Schreden sicheren Todes“ erstarrt? Was ist plötzlich über ihn gekommen, daß er nicht nach Fleisch und Blut verlangt, als er den blassen Mann erblickt?

„Sein Angesicht blieb still,  
Und langsam, wie die ferne Wolke rückt,  
Die kaum ein Wind bewegt, ging er vorüber“,

so bekennt er vor den Seinen. Dieser heilige Mann, das fühlt er, ist mehr als ein Hungerleider und Heuschredenfresser, die von Zeit zu Zeit in diese Wildnis kommen und den Frieden auf Erden auch unter den Tieren verkünden. Er spürt, daß göttliche Kraft in diesem wirkt, die nur allein dazu imstande ist.

Sürwahr, daß dieser Fromme von anderem Stoffe ist, weiß am besten Asafel, der Fürst der Dämonen. „Der Eine hat dabei die Hand im Spiele.“ Durch ihn wird sich die neue Weltbewegung vorbereiten, in der Wüste will er Kraft zu seiner Sendung sammeln: die Menschenseele von den Banden des Bösen zu befreien, die in der Menschheit Adern lodernde Glut zu dämpfen und zu vertilgen. So sieht Asafel sein Feuerreich bedroht, und daher gilt es, jedes Mittel anzuwenden, um den Heiligen zu vernichten. Er hat geglaubt, ihn durch Fleischeslust versuchen zu können, aber zum zweiten Male hören wir von der großen, reinigenden Kraft, die von dem heiligen Manne ausgeht. Lilith, der Dämon, der in sündiger Weibeshülle ihm genahet ist, muß dem Meister bekennen, wie taub der Heilige gegen ihre dargebotene Süßigkeit und Wonne geblieben ist. Nur Worte voll von Mitleid hat er gehabt: „Du armer, irrer Geist.“

Und bei dem Worte arm hat sich ein Strahl aus seinen Augen über sie ergossen, der ihr ein unbeschreiblich schönes Land wie durch eine Pforte erschloß. Aber wie er die Worte irrer Geist gesprochen, da ist's ihr klar geworden, daß sie für dieses Land nicht taugte, und voll Angst, Scham und Zorn ist sie entschwunden. Er aber hat sich seinem Träumen und Denken wieder hingegeben wie zuvor. Ihn quält die tiefe Einsamkeit der Wüste. Seine Seele ringt mit den Zweifeln, die ihn befallen, wenn er ermattet vom Wandern sich zur Ruhe niederläßt. Er sucht nach Erkenntnis, er möchte den Sinn seiner Sendung erfassen, aber die grenzenlose, gelbe Fläche hat keine Antwort auf seine Frage:

„Was soll ich hier?  
Vergebens lauscht mein Ohr,  
Wenn sich der Nachtwind aufmacht in den Bergen,  
Daß mir in seiner Stimme Botschaft komme.  
Und wenn der Würzgeruch der Wildnis mir  
Auch heimlich duftet, sättigt doch sein Hauch  
Die Seele nicht.  
Und also schweigt mir auch der Tag.“

Aus dieser dunklen Stimmung seiner Seele befreit ihn eine Taube von seltenster und schönster Art: das ist Lilith, die Asafel entsandt hat und die ihm

Salomonis Ring vor Süßen legt. Dieser Ring wird ihm sonst nie gehörte Stimmen offenbaren. Was er ersehnt, wird seine Kraft ihm geben: Die Wildnis wird nicht mehr schweigen. „Was die Geschaffenen ängstigt und beglückt“, wird er vernehmen. Zwar warnt die Taube, die jenen kurzen, seligen Blick nicht vergessen hat; denn wer das Kleinod trägt, wird auch alle Bitternisse schmecken müssen:

„Höchste Weisheit wandelt  
In Torheit sich, wenn man der Seele Frieden  
Durch Hören stört nach fremdem Schmerz und Leid.“

Aber der Menschensohn, der weiß, daß Leiden auf seinem Pfad von allem Anfang ihm beschieden ist, zögert nicht, den Ring zu nehmen.

„Und wenn in Lust sich Trauertöne mischen,  
Soll ich nicht lauschen, was ihr Klagen meint?  
Und lernen, Menschentränen abzuwischen,  
Wenn ich erst weiß, warum die Wüste weint?  
Fürwahr! Das ist's! Darum hat in die Wildnis  
Und zu den Tieren mich der Geist geführt,  
Es öffnet seinen Mund ein stummes Bildnis  
Kraft dieses Rings, der wahrlich mir gebührt.“

So setzt er seine Wanderung durch die Wüste fort, und nun vernimmt und sieht er all das namenlose Leid, das unerhörte Sich-Zerfleischen der ungeschuldigen Geschöpfe. Er hört den Jammerruf des Hasen, der von den Raben zu Tode geheßt wird. Aber er kommt zu spät. Sie haben ihm am lebendigen Leibe die Augen zerhackt und den Bauch aufgeschlitzt. Er kann den „armen Bruder“ nicht retten. Er hört nur noch die letzten Worte des gemarteten Tieres: „Wir — sterben — alle — so“, und der nächtliche Traum wird in ihm wieder deutlich und packt ihn mit aller Macht: Ist es nicht möglich, das gequälte Tier von seinem Leiden loszukaufen? „Wenn einer für sie alle . . . still.“ Es ist ja nur ein törichter Wahn, nur ein Gott wäre dazu imstande, nie aber ein Mensch, eines Menschen Sohn,

„Da alle wir Gefangene des Todes,  
Der, was ihm schon gehört, nicht erst will kaufen  
Und mit Gefangnen nicht Verträge schließt.“

Seine zürnenden Worte stören die Raben nicht. Haben sie nicht recht, wenn sie ihm entgegen, daß es die Menschheit nicht anders tut? Mordet sie nicht noch viel mehr als die Tiere? Erschüttert tritt er von ihnen weg:

„Sie sind nicht schuldig. Die gemeine Not  
Macht Kains Brudermord hier zum Gesetz.“

Aus dem Munde der schmausenden Raben hört er das Lob der Römer, die ihnen mit ihren Galgen und Kreuzen auf tausend Feldern ein reiches Mahl decken, und lauscht er der Erzählung des alten Koltraben, der von den nordischen Wäldern berichtet, wo sie mit den Wölfen sechs Jahre lang der Römer bleichen-

des Gebein zernagt und in ihrem Fleische geschwelgt haben. O, gäbe es hier im Lande der Juden wieder ein Fest wie damals, als Elia die Pfaffen Baals am Bache Kritih abschlachtete! Und vielleicht ist der Tag nicht mehr fern. Raunt man im Lande nicht, daß Elia wieder zurückkehren werde? Wird er dann nicht, Gott versuchend, sich von der Zinne des Tempels werfen, um das Volk zu befreien und in Davids Stadt das alte Königtum wieder aufzurichten? Wird dann nicht auch für sie wieder der Tisch gedeckt sein?

So sprechen die Raben, und der heilige durchschaut die Versuchung und erkennt in ihnen die schwarzen Sendboten des Satans. Mit tiefster Verachtung verläßt er diese Stätte, mit sich selbst und seiner Zukunft beschäftigt:

„Ein Reich erricht' ich — nicht von dieser Welt.  
Denn diese Welt ist wund und muß zerfallen.  
Heil ist allein das blaue Himmelszelt,  
Wo Gottes lichte Friedensengel wallen.“

Freilich, wie es möglich ist, dieses Gottesreich zu gründen, kann er sich selbst nicht sagen. Noch ist er nicht zur Erkenntnis gelangt, und bekümmert fragt er sich:

„Doch dieses Reich — kann man's zur Erde zwingen?  
Muß man hinauf? — Und wo sind dann die Schwingen?“

Tief greift ihm das ganze Leid der Tiere ans Herz, und wenn er, wie im „Haus der Tiere“, wo Verderben aus allen Ecken lauert, Zeuge der grausamsten Bosheit wird, da sucht er nach dem Grunde all dieses Leides. Er sieht ihn in der Lust und Leidenschaft, die bewirkt, daß der Blick der Tiere nur Feindschaft sieht. Wehe! dieser Blick,

„Er reicht nicht zu des Urquells Einheit:  
Ein Odem in euch allen und ein Schoß,  
Der euch gebat! Ach! ihr vergaßt es bloß.“

Daßer der Widersinn dieser Welt. Unser Dasein ist ein schauerlicher Ring aus Schmerz und Tod. Das Leben trotz aller Freude, die Natur trotz aller Schönheit — was ist es anders als Betrug an den Geschöpfen, die entstehen und vergehen? Die Heuschrecke, die im Hochzeitsbett dem Bräutigam den Kopf abbeißt, all das unzählige Getier, das „wie hingeworfne schlechte Scherben im großen Weltschutt“ untergeht —, ist das nicht ein bitteres, hoffnungsloses Sterben? Die Armen, ach! könnten sie wenigstens den Sinn der Vernichtung verstehen! Seht die Schildkrötenschale, die der heilige aus dem Sande aufhebt und mit Wasser gefüllt dem sterbenden alten Löwen zur letzten Erquickung reicht, ihm, der eben noch eine königliche Tat vollbracht und mit dem Speer im Rücken zu Tode matt vor ihm niedersinkt: Wäre das arme Geschöpf nicht glücklich gestorben, wenn es gewußt hätte, daß sein Sterben nicht umsonst war, daß es doch noch einmal zu etwas Gutem da sein würde? Tiefe Herzensbitternis, wie Lilith ihm prophezeit hat, befällt den heiligen beim Anblick dieses ganzen Jammers der Natur. Er leidet schwer mit der seufzenden Krea-

tur, und dieses Mitleid ruft ihn zur Hilfe auf. Aber er fühlt die Richtigkeit der Worte des sterbenden Löwen, der ihn voll Dankbarkeit aus seinem Wahne reißen möchte:

„Hier ist der Friede nicht erlaubt.  
Du kannst uns raten nicht und helfen nicht.“

Was Wunder, wenn ihm, der allein an der Leiche des Löwen zurückgeblieben ist, der Mut sinkt? In dieses Reich wird er nicht eindringen. Sein Mitleiden, sein frommes Lieben wird nicht verstanden.

„Ich irre nur in einem Außenringe,  
Der, voll Gestalten ohne Geist,  
Um ein verborgenes Geheimnis — kreist.“

Und daher: fort von hier aus all dem Sumpf und Gift! Noch einen Tag der Einsamkeit will er verbringen, hoch oben auf dem heiligen Berge, wo er dem Vater nahe ist. Jammer und Not hat ihm die Wildnis offenbart. Seine Seele ist traurig. Oben, wo die Luft reiner weht, wird er sich wiederfinden.

Und wie er hinaufsteigt auf die nackte Felsentuppe, da hat der Heilige, noch innerlich zerrissen, ein Erlebnis von ganz eigener Art. Er hört ein wundervoll leises Lied voll tiefer, zarter Wehmut: Eine Blaudrossel nimmt singend Abschied von der Welt. Hier in einsamer Bergeshöhe fühlt sie sich zum ersten Mal in ihrem Leben von aller Gefahr befreit. Ein Leben voll Kampf und Not und Beschwer, voll Grausamkeit und Angst und Gram liegt hinter ihr —, und doch: das blinde Döglein, das den Glanz der Sonne nicht mehr sieht, hat rührende Worte des Dankes für all das Schöne, das doch das Leben täglich neu gegeben. Was sie gelitten, ist nun vergessen, sie stirbt, den unendlichen Glanz einhauchend, der ihr entgegenströmt:

O! große Welt! ich bin so klein  
Und muß nun gehn, — mein Herz ist krank —  
Nun werd' ich nie und nimmer sein . . .  
Du schöne Welt . . . hab' Dank . . . hab' Dank . . .

Im Tiefsten erregt steht der Heilige vor diesem Wunder: das ungeheure Leid der Welt hat dieses kleine, bescheidene Geschöpf nicht erdrückt. Seine Seele ist stark geblieben: „Der letzte Seufzer Dank noch!“ Noch einmal erfasst ihn der ganze Widersinn des Lebens. Hat Gott auch dieses winzige Ding nicht geschaffen? Und kehrt nicht zurück zu ihm, bleibt vergessen und verloren, fern von der ewigen Liebe des Vaters? In grellem Lichte offenbart sich ihm der Gegensatz zwischen diesem armen, heldenlosen Leben und seinem heldenhaften Leiden und Sterben. „Und hatte dennoch Lob- und Dankesang.“ Immer mehr verlangt es ihn, angesichts dieses ergreifenden Erlebnisses, die ewige Wahrheit zu ergründen, und unruhvoll entringt sich ihm die bange Frage: „Schenkt das Geschöpf dem Schöpfer seine Schulden?“ Ist die ewig neue Schönheit dieser Welt so groß, daß alles Herbe, Bittere, Grausige vergessen

ist, wenn der kalte Tod herantritt? Daß selbst bei erloschenem Augenlicht „der letzte Sonnenhymnus todesmutig“ erklingt?

In diesem Augenblick größter Zweifelsqual naht der Versucher. Jetzt glaubt er seine Stunde gekommen. Mit klugen und kaden Reden, mit Spitzfindigkeiten und überlegter Kunst sucht er den Heiligen zum Abfall vom Vater zu gewinnen. Dieser Teufel hat viel von Mephisto. Wie geschickt weiß er den im Unterbewußtsein des Heiligen schlummernden Gedanken an die Gottessohnschaft zum Leben zu bringen! Wie versteht er es, ihm den Vater lächerlich zu machen! Sein Zweck ist, zu erreichen, daß sich der noch innerlich Unklare und Unentschiedene auf seine Sendung besinnt, und zwar

„Hier, bei den Tieren muß dein Werk beginnen,  
Nachdem ihr Jammer dich zumeist gerührt“,

ermahnt er eindringlich den Heiligen. Unsinnig ist es, die Erlösung der Menschen zu versuchen. Sie werden den Versuch immer und immer wieder blutig bezahlen; denn ihre Gesinnung bleibt dieselbe, und das gleiche Geschick erwartet den Heiligen:

„Geh' hin, versuch' es, ihrem Tun zu wehren,  
Sag' ihnen, Liebe sei das Hauptgebot,  
So schlagen sie, ich wette, dir zu Ehren  
Mit neuer Lust und List einander tot.“

Nein, die wahren Heiligen sind die „willenlosen Scharen im Reich der Luft, des Wassers, im Gefild“. Sie sind unschuldig, auch wenn sie andere verwunden und zerfleischen.

„Denn auch ihr zorn'ger Zahn ist ein Erdulden,  
Und eingepfoste Galle nur ihr Gift.“

Sie soll er von der Last des grauenvollen Gluches erlösen. Aber der Heilige durchschaut Satans Versuchung, und je mehr sich der Versucher bemüht und alle Künste aufbietet, um so klarer wird es dem Heiligen. Mitleid war es, das ihn zu den Tieren trieb. Jetzt erkennt er, daß er über das bloße Mitleid hinaus muß. Er kommt zu der bitteren Erkenntnis, daß er den Tieren nicht helfen kann, daß dies unmöglich der Sinn seiner Sendung ist. Nur der Tod kann das Leid der Tiere lindern, und schwer kommt es von seinen Lippen, was schmerzliche, unumstößliche Wahrheit ist:

„Unheilbar ist der Tiere Not.“

Mit der Überwindung des Teufels verbreitet sich himmlisches Licht und Klarheit um ihn. Aus der Höhe kommt ihm die Rettung. Der Himmel erschließt sich, und von den Erzengeln geführt, nahen die himmlischen Heerscharen. Über die Bergestuppe erbraust der „Schönheitsoffenbarungspsalme“ von Raphaels Engeln, der ihn vom Mitleid weg zum tätigen Leben weist:

„Augen, die die Schönheit schaun,  
Füllt mit jedem Atemwinken  
Ihrer Wimpern froh Vertraun.  
Selbst auch wirkend mitzubaun,  
Mut aus all dem Licht wir trinken!“

Zwar können auch die drei Fürsten der himmlischen Sphären ihm keinen Aufschluß über die letzten Dinge geben. Auch ihnen sind sie verhüllt, und sie müssen in Ehrfurcht warten, bis die Erfüllung naht. Auf die Frage, wozu dies alles, diese sinnlose Angst und Qual, die das Schicksal der Tiere ist, erhält er keine Antwort. Aber sein Blick wird von Michael auf das ewige Werden und Vergehen „im Feuerpiel der Himmelsfernen“ gelenkt. Auch in der Welt der Sterne ist es nicht anders:

„Dernichtung lauert auch auf Sonnenbahnen,  
Und Tod auch bricht der Himmelsaugen Glanz.“

Und doch erblüht aus all dem Sterben und Vergehen ein immer neues Leben, „ein jung Erwachen von Frühlingssonnen“.

Die letzten Zweifel nimmt ihm Gabriel. Er kündigt ihm, daß seine Zeit nunmehr gekommen sei. Zu den Brüdern auf Erden ist er gesandt; denn ihr Los ist schlimmer als das der Tiere. Wie oft diese auch den Tod an sich vorübergehen sahen, so ist doch ihre Angst nur körperlicher Art: „Ihre Seele litt davon nicht Not.“

„Erst wenn den Griff sie spüren seiner Klammer,  
Dann gelst ihr sterbensbanger Schmerzensschrei,  
Ein voller, aber bald geschweigter Jammer,  
Ein Augenblick der Hölle — doch vorbei!“

Der Menschen Angst aber ist Angst der Seele. Ihnen wird kein reiner Genuß des Augenblicks zuteil. Das Glück der Gegenwart ist ihnen nichts Dauerndes, da eine doppelte Last ihre Seele beschwert: Die Zukunft mit ihren Begierden und Wünschen und die Vergangenheit mit der Bitterkeit ihrer Reue. Mit den Tieren haben sie gemein, daß auch auf ihrem Fleisch der Fluch des Sterbenmüssens liegt. Auch ihnen ist der Tod bestimmt, und daß sie ihn schon von weitem sehen, macht ihre Seelenqual nur größer:

„Mühselig wandend und beladen schreiten  
Sie ihren Pfad wie keine Kreatur,  
Berufen zwar zu hohen Seligkeiten,  
Doch um so ärmer, sehnsuchtsbanger nur.“

Führer dieser irrenden, den Weg des Heiles bald verzagt, bald trotzig suchenden Herde soll er sein, des großen Unterschiedes bewußt, der zwischen Mensch und Tier besteht:

„Das Tier erfüllt sein Dasein auf der Erde,  
An jenen hat die Welt der Geister teil.“

Er, der Mensch, ist das Größte und Herrlichste in Gottes Schöpfung; seine Schönheit zu preisen und insbesondere das Ewige und Göttliche im Weib und in der Mutter in seiner sinnbildlichen Bedeutung zu betonen, bemüht sich als letzter Raphael in erhabenen Worten, die zugleich einen Begriff von der hohen Kunst des Dichters geben:

„Und sieh auch ihres Edelwuchses Schöne,  
 Nicht ihre Schmach und Niedrigkeit allein.  
 Auf Erden schreiten sie als Gottesjöhne  
 Und Gottestöchter wohlgestalt und fein.  
 Was in dem welterfüllenden Gewimmel  
 Der Wesen alle, die gebar das Licht,  
 Was auf dem festen Land, im Meer, am Himmel  
 Gleich einem edlen Menschenangeßicht?  
 Du lächelst, weil ich viel zu schwach es sage,  
 Weil dich ein seliges Erinnern bannt:  
 Du hast am ersten deiner Erdentage  
 Im Blick der Mutter höchste Huld erkannt.  
 Sie ließ dich Göttlichkeit im Menschen schauen,  
 Wie mehr verloren geht das heil'ge Bild,  
 Lebt fort auf Erden in holdsel'gen Frauen,  
 Wie ewig sich verjüngt das Lenzgeßild.  
 Aus klaren Himmelsaugen leuchtet Güte,  
 Sanft lächelt gnadenvoll ein süßer Mund,  
 Von reinen Stirnen weht's wie Maienblüte,  
 Und wer sie schaut, dem wird das Herz gesund.“

Im Selsental des Todes ging, im Dunkeln,  
 Ein Wanderer den bangen Pfad allein,  
 Da sah ein goldgesponnen Haar er funkeln,  
 Ein seiden wallendes am Selsgestein.  
 Und plötzlich wußt' er, frei von Todesbängen,  
 Daß nun geadelt auch die Schattenwelt.  
 Denn goldne Schönheit war den Weg gegangen.  
 Wohl dem, der ihren Spuren sich gefellt!  
 Zu deinen Füßen auch, wenn sie nun wallen  
 Im Staube, da du zu den Menschen kehrest,  
 Mag eine Last von goldnen Haaren fallen,  
 Der du den frommen Liebesdienst nicht wehrst.  
 Da wirst du wissen: Solche zu gewinnen,  
 Die irren können, ward ich ausgesandt;  
 Mein sind die Sünder und die Sünderinnen!  
 So gehe denn; du hast es schon erkannt.“

Und er geht, der heilige, den Weg, den ihm seine göttliche Sendung gebietet. Vom Rand des Berges blickt er hinunter zu der Wüste, in der er so tiefe, schmerzliche Blicke in Gottes Schöpfung getan hat. Nun weiß er, daß er nicht die Kraft hat, das Schicksal der Tiere zu ändern. Sie müssen auch fernerhin den Weg des Leides mit dumpfem Sinn durchschreiten. Ihnen gilt sein letztes Wort, es ist ein Wort des Dankes und enthält zugleich eine Ahnung von dem, was ihm als Heilandslos beschieden sein wird:

„Ihr lehrtet Eines mich, ihr schlichten Guten:  
 Sich selber treu sein und unschuldig bluten.“

### III.

Suchen wir nun, nachdem wir dem Gang der Dichtung ausführlich gefolgt sind, nach ihrer Bedeutung für die Frage, deren Lösung den Dichter beschäftigt hat, so ergibt sich eine reine Absage an die Glaubenszuversicht, die in

den Worten des Paulus liegt. Bei dem Pessimismus Widmanns werden wir uns nicht darüber wundern, wie ja auch alle Vernunft gegen jenes paulinische Traumbild spricht. Die Unmöglichkeit der Erlösung der Tiere ist eine bittere Wahrheit, die ebenso feststeht wie das Leid und die Grausamkeit der Natur. In der Begründung folgt Widmann wieder Schopenhauer<sup>1)</sup>, dem das Los der Tiere erträglicher erscheint als das der Menschen, da bei diesem „alles eine mächtige Steigerung erhält durch das Denken an das Abwesende und Zukünftige“. Das Tier ist ohne Vernunft, ohne Erinnerung und Hoffnung, und daher bleibt bei ihm „das Leiden der Gegenwart, auch wenn es unzählige Male hintereinander wiederkehrt, doch immer nur wie das erste Mal, das Leiden der Gegenwart und kann sich nicht aufsummieren“. Des Menschen Wissen vom Tode bedeutet Vergrößerung seiner Leiden, während das Tier nur unbewusste, natürliche Flucht vor dem Tode kennt. Daher erklärt Schopenhauer: „Die Tiere sind viel mehr, als wir, durch das bloße Dasein befriedigt“, und nennt das Tier geradezu „die verkörperte Gegenwart“.

Aber die Dichtung bedeutet noch mehr. Hatte Widmann schon seine „Maitäferkomödie“ mit einem verzeihenden Dank an „den armen Gott“ geschlossen, „der das Gefäß der Welt, das schön er schuf, mit Duft und Lieblichkeit nicht konnte füllen“, hatte er es damals schon als ein Glück empfunden, in diesen Wirbeltanz des Lebens mit hineingerissen zu werden, so tritt doch diese Wendung zu einer neuen, lebensfreudigen Weltanschauung gerade im letzten, schönsten und tiefsten Teil unserer Dichtung viel stärker und bewusster hervor. In ihr überwindet er Schopenhauer und gelangt zur Bejahung dieser Welt. Bereits das Sterbelied der Blandrossel deutet auf die Abkehr des Dichters von der einseitig düstern und verzweifelnden, alles Schöne und Gute blind ablehnenden Betrachtung der Welt. Unseres Lebens letzter Sinn und Zweck ist nicht Mitleid, das zur Linderung der Schmerzen ruft, sondern Mitfreude an all dem Schönen, das doch letztlich die Quelle des Mitschaffens und Mitliebens ist. Und so wird jener kosmische Hymnus, den Raphaels Engel zum Preis der Augen singen, zugleich zum Bekenntnis des Dichters. Der helle, freundliche Glanz aus dem Abendlied seines Freundes Gottfried Keller leuchtet auch in seine schwerere Seele hinein, und versöhnend, tröstend und ermutigend ruft es ihm selber zu, was die Engel in höchstem Entzücken verkünden:

„Auf goldnem Grund das bunte Bild der Welt.“

1) Schopenhauer, Nachträge zur Lehre vom Leiden der Welt. (Parerga und Paralipomena § 153.)



## Lyrik und Technik.

Von Julius Kühn in Coburg.

### III.

(Schluß von Seite 667.)

Daß andere technische Verkehrsmittel weniger zahlreich in der Lyrik vertreten sind als die Eisenbahn, hat verschiedene Gründe. Die Eisenbahn steht wohl schon deshalb hinsichtlich der lyrischen Quantität an erster Stelle, weil mit ihr jeder in Berührung kommt, während das Erlebnis einer Dampferreise viel seltener ist. Bei Automobil und Flugzeug kommt hinzu, daß sie erst in die allerjüngste Vergangenheit fallen, daß sie also schon an zeitlichem Umfang mit der Eisenbahn nicht konkurrieren können. In die Kategorie des Dampfschiffes gehören die Raddampfer auf Donau und Rhein, auf dem Bodensee und Würmseer so gut, wie die Ozeanriesen der Hamburg-Amerika-Linie. Doch liegen die kleinen Fahrzeuge der Binnenschiffahrt eigentlich außerhalb unserer Betrachtung; denn das Technische tritt bei ihnen völlig in den Hintergrund. Das Schiff als solches erscheint nur als ein Stimmungsmittel unter anderen, etwa in der wundervollen „Schwarzschattenden Kastanie“ Conrad Ferdinand Meyers.

Und dämmern See und Ufer ein  
Und rauscht vorbei das Abendboot,  
So zuckt aus roter Schiffslatern'  
Ein Bliz und wandert auf dem Schwung

Der Flut, gebrochnen Lettern gleich,  
Bis unter deinem Laub erlischt  
Die rätselhafte Flammenschrift,  
Schwarzschattende Kastanie!

Ein reines Stimmungsgedicht, für den Konnex von Lyrik und Technik nicht in Frage kommend. So ist es geblieben. Häufiger werden in späterer Zeit die landschaftlichen Schilderungen einer Dampferfahrt. (Max Brod: „Der Weg des Verliebten“, S. 59.) Der Impressionismus verlockt zu derartigen Vorwürfen. Bei Franz Werfel („Der Weltfreund“, S. 85—86) findet sich eine „Dampferfahrt im Dorftrübling“. Er wendet impressionistische Künste an, zahllose Eindrücke unvermittelt und rasch übereinanderzuhäufen, wodurch das Ganze, trotz scharfer Erfassung der Einzelheiten, sinnverwirrend und unklar wirkt, während in Wirklichkeit das langsame Fahren auf einem Dampfer bei dem sanften Wandel der Szenerie zu beschaulichem Verweilen auf Strom- und Uferbildern einlädt. Hier erzeugt der impressionistische Stil nicht höchste Illusion, sondern löst die Stimmung auf, die er schaffen soll. Jeder Stoff erfordert eine besondere Form; das Stilmittel, das für den einen taugt, ist dem anderen entgegen. Wer als Künstler auf Grund seiner Veranlagung an einen bestimmten Stil gebunden ist, der muß in richtiger Erkenntnis dessen auf alle Motive verzichten, die nicht in den natürlichen Grenzen seiner Ausdrucksmacht liegen — oder er muß seinen Stil, d. h. das Wesen seiner Ausdrucksmöglichkeiten, so erweitern, daß eine konforme Gestaltung auch der seinem anfänglichen Stil heterogenen Motive erzielt wird. Vollkommenes Kongruieren von Erlebnis und Ausdruck ist Oskar Lörke in der „Weichselfahrt“ gelungen („Wanderschaft“, S. 37), einem Gedicht, das sich zwar im altgewohnten Rahmen eines regelmäßigen Metrums hält, jedoch in Wort- und Bildkraft, in der Bewegung des schwerflüssigen Rhythmus weit über das Herkömmliche hinaustragt.

Bei Werfel ist allerlei „Technisches“ aufgezählt:

An Rahen und Masten, Barren, Red, Ring und Tau  
Turnen brennend Matrosen ins ratlose Blau.

Das ist vereinzelt. Man sollte meinen, daß bei den Ozeandampfern das Technische viel eher eine Rolle spielt, bei jenen schwimmenden Städten wie „Titanic“ und „Vaterland“. Das ist nicht der Fall. Es scheint, daß in der Lyrik vor den weiten Natureindrücken des Meeres, vor den raumatmenden Unendlichkeitsstimmungen auch das gewaltigste Werk der Menschenhand zurücktritt. Solche Stimmungen sind auf einem Schnelldampfer nicht anders als auf einem Segler. Nur „Nachts in der Kajüte“ (Hermann Hesse: „Musik des Einsamen“, S. 38), wenn der Blick nicht im Schauen der Meerweiten versinkt, empfindet das Gehör des Schlummerlosen das schwere Stampfen der Maschine im Schiffsrumpf:

Und wie ein wildes Herz  
Stößt die Maschine heiß und stöhnend fort  
Und müht sich unerlöst in blindem Schmerz  
Durch immer neue Fernen sinnlos fort.

Die Nerven ermüden durch das eintönige Schüttern der Kolbenmelodie; sie kommt dem stundenlang Lauschenden (nach Stifters Ausdruck) endlich wie eine andere Art von Stille vor, und er schläft ein. Der Triumph über immer schnelleres Überwinden von Raum und Zeit zwischen Kontinent und Kontinent, wie in Eilienrons „Stapellauf“, mischt sich nicht in die gefühlreine Poesie des Meeres.

Die Technik der Dampfschiffe beherrscht in der Lyrik nur die Hafenszenen. Einen Auftakt bildet das erste der drei „Berlin“-Sonette Georg Heyms („Der ewige Tag“, S. 5):

Beteerte Fässer rollten von den Schwellen Der dunklen Speicher auf die hohen Kähne. Die Schlepper zogen an. Des Rauches Mähne hing ruhig nieder auf die öligen Wellen. Zwei Dampfer kamen mit Musikkapellen. Den Schornstein klappten sie am Brückenbogen. Rauch, Ruß, Gestank lag auf den schmutzigen Wogen	Der Gerbereien mit den braunen Fellen. In allen Brücken, drunter uns die Zille hindurchgebracht, ertönten die Signale Gleichwie in Trommeln wachsend in der Stille. Wir ließen los und trieben im Kanale An Gärten langsam hin. In dem Idylle Sah'n wir der Riesenschlote Nachtfanale.
---	---

Ein farbendüsteres Bild, in dem die Matrosen und Arbeiter fehlen, wodurch etwas Totes und Unheimliches in das Gedicht kommt. Das wimmelnde, völker- und rassenbunte Getriebe der Häfen — jenen Tumult, der den Pulsschlag des Weltverkehrs bedeutet — packt mit fester Faust Paul Jech in einem eindringlichen Sonettentkreis „Der Hafen“ („Die eiserne Brücke“, S. 61—65). Das zu einem unentwirrbaren Knäuel von Lärm und Leben zusammengedrückte Gewühl des Weltstadthafens hat er restlos in seinen fünf Sonetten bewältigt, die an die schönsten Gemälde Ulrich Hübners erinnern. Schon von weitem ist der Hafen gut erfüllt:

Da liegt der Hafen, sinnlos grau und weit gestreckt.  
Schlepper und Barten, Fähren, Segelschiffe,  
Rauchmähnig und mit Flaggen bunt besteckt.  
Und siebenstöckiger Speicher gleichgetünchte Front  
hart an den Rändern aufgetürmt wie Riffe.  
Wie eine aufgeblähte Blase schwimmt der Horizont.

Und erst das Getriebe mitten im Hafen!

Der Rauch geschrägter Schornsteine ballt sich wüßt ins Blau.  
Die Doppelschrauben wühlen Sand herauf.  
Der Schiffsrumpf zittert, wirft im Kreisellauf  
Den Bug herum und lappt das hanfne Tau.

Die Schwimmdocks, Kais und Krane — alles ist zu einzigartiger Lebendigkeit bei Zech verdichtet. Daß soziale Schatten seine oft grellen Verse verdunkeln, kann nicht wundernehmen. Die sozialen Gedanken, die sich von der Eisenbahn frühzeitig ablösten, schlingen sich heute um Häfen und Fabriken. Die „Schiffswerft“, die in Zechs Buch ein besonderes Gedicht ist, aber inhaltlich durchaus zum Hafen-Zyklus gehört, dem sie im Druck (S. 66) auch folgt, rollt in einem gigantischen Bild die ewig neue soziale Frage auf, um sie im empfänglichen und nachdenklichen Leser weiterschwingen zu lassen . . .

Wanderst du stromauf den Hafen entlang,  
O, wie das dröhnt und stöhnt: Walzwerk und Werften,  
Schornsteine und Schienen, Schuppen mit verschärften  
Maschinen mitten in dem mörderischen Chorgesang.

Wie Brandung zischt des weißen Dampfes Gischt  
Aus den Kanälen, und die Riesenträne  
Donnern im Lastzug. Aus des Rauches Mähne  
Knattert ein Feuerwerk, das nie verlischt.

Schiffsrümpfe ragen schroffgereiht wie Klippen.  
Ameisenwinzig klettert in den Stahlgerippen  
Die Sklavenbrut, der nie vor Absturz graust.

Tief unter ihnen hockt die Welt verschoben,  
Und über ihnen, dunkelrot besonnt von oben,  
Ballt sich der Horizont wie eine Schlächterfaust.

Demgegenüber ist „Die Hafenfeier“ Richard Dehmels („Schöne wilde Welt“, S. 20 bis 28) ganz und gar auf einen sozialen Grundton gestimmt. Seiner grüblerischen, reflektiven Natur ist alles Äußere nur ein Gleichnis, ein Surrogat für die eigentliche Idee, die sich in ihrer abstrakten Nacktheit poetisch nicht fassen läßt. So ist wohl der Hafen geschildert mit Sähren, Schleppern, Jollen; mit Docks, Hellingen, Höften, Leichtern und Kranen; mit Werften und Baggermaschinen; mit Säusten, die sich an Hebeln, Kolben, Kurbeln, Gewinden, Ketten, Drähten, Tauen und Trossen abschinden. Aber all das ist nicht Selbstzweck der lyrischen Szenerie — es ist nur der Hintergrund für die Frage des sich mit Allbeglückungszwecken abquälenden Dichters: ob und wann einst Feiertag auf Erden sein wird.

Beim Dampfschiff läßt sich in der Lyrik eine ähnliche Entwicklung beobachten wie bei der Eisenbahn. Es bleibt nicht bei Naturstimmungen und bleibt nicht bei einer durch realistische Schulung des Blickes ermöglichten Komposition der analytisch zersetzten Wirklichkeit, sondern die formende Hand wählt, sondert ab und fügt hinzu. Eine fortschreitende gedankliche Vertiefung des Stoffes macht sich bemerkbar. Führt sie bei der Eisenbahn zur Symbolisierung, so führt sie beim Dampfschiff — in den Verkehrszentren der Häfen — zu einer Kondensierung sozialer Probleme. Die zu zyklischer Erweiterung drängenden Gedichte spiegeln mit ihrem schmerzlichen Warum? und unerbittlichen Darum! unsere vor dem Kriege immer mehr dem Amerikanismus zustrebende Entwicklung.

Generell verschieden von Eisenbahn- und Dampfschifflyrik ist die des Automobils. Das liegt an der wirtschaftlichen Bedeutung der Verkehrsmittel. Bahn und Schiff dienen der Allgemeinheit, wachsen in der Kunst aus der realen Sphäre der Erscheinung in die allgemeine Sphäre der Idee. Das Automobil dient dem Einzelnen und bildet in der Lyrik den Ausgangspunkt für allersubjektivste Versuche. Solange das Automobil von außen geschildert wird, unterscheidet sich das Gedicht im Prinzip nicht von anderen. Ernst Ludwig Schellenberg hat so ein „Automobil“ skizziert („Die Bäckerei Maiandros“, IV.—V. Buch, S. 50. Verlag von A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf 1913):

Durch Nacht und Finsternis  
Raft ein knatterndes Automobil,  
Ungewiß,  
Zu welchem Ziel.  
Die Hupe schreit.

Aus der weißen Laterne bricht  
Wie eine Lanze suchendes Licht  
Und sticht  
Raum in die fremde Dunkelheit.

Sowie das Auto bestiegen wird und die Erlebnisse der Fahrt das Thema bilden, sind die Automobilgedichte problematischer Natur. Es handelt sich dabei fast ausschließlich um Formprobleme, die in ihrer vielfältigen Beziehung zu den allerneuesten literarischen Bewegungen interessant genug sind. Durchaus noch in den Grenzen des Impressionismus hält sich die „Nächtliche Autofahrt“ von Paul Mayer („Sanale“, Anthologie rheinischer Lyriker, Saturn-Verlag in Heidelberg 1913):

Wir sind wie Fliehende; die Leiber zittern,  
Denn unser Weg, von mattem Mond erhellt,  
Zeigt uns die Dinge nur wie hinter Gittern,  
Durch die ein Blendstrahl unsres Wagens fällt.

Dies war ein Dorf mit welken Kirchweihflittern,  
Ein Brunnen rauscht, ein Bernhardiner bellt.  
Da droht ein Baum, wir wären fast zerschellt,  
Doch wir sind Sieger, die Gefahren wittern.

Ein einsam Haus, weiß nicht, was dort geschieht?  
Vielleicht, daß einer in Gebeten kniet,  
Vielleicht, daß einer sich der Liebsten eint.

Uns heßt das Dunkel; Meilensteine blinken,  
Wir sehen Sterne steigen und versinken.  
Wer Ziele findet, ist der Sehnsucht Feind.

Diese mehr als mittelmäßigen Verse, typisch für den Unwert der „neutönerischen“ Durchschnittsproduktion, sind dem Thema in keiner Weise gewachsen. Formal und rhythmisch althergebracht, in Stil und Ausdruck unselbständig, zeigen sie ein unsympathisches Gemisch von Alt und Neu. Ist die erste Zeile des letzten Terzetts an sich nicht übel, so wirkt die klassische Schlußzeile um so mehr wie eine Dusch. Unvergleichlich gut erscheint daneben „Die Fahrt“ von Hans Steiger („Draußen steht alles in Herrlichkeit“, S. 20):

Dorm knatternden Kraftwagen,  
In dem wir uns trunken, verkrampft vor  
Wiegen, raft die flimmernde [Schnelle,  
Straße her.

Sie hat die helle,  
Ruhige Ferne wie dumpfe Fenster  
aufgestoßen,  
Daß alle Felder, bröckelnd, in großen  
Schollen auseinander fliegen.

Zischend, wie glühweiße Eisentrollen Im Wasser, ist die Luft. Mit schweren Schlägen pufft sie des Wagens Siebernde Wände.	Baumkronen wirbeln in meine Hände. Dörfer Sind bunte, kleine Gegenstände. Bei Kurven Ist's als ob man plötzlich zitternd Still über dem Boden stände.
--	--

In diesem durch die seltsame Verschlingung vieler Binnenreime bemerkenswerten Gedicht sind die beiden ersten Zeilen das Schwächste. Sie muten wie eine Überschrift an. Eine solche Orientierung des Lesers wäre durch die Natur der Sache nur bei einem Gedicht berechtigt, das mit Anturbeln und Abfahren anfängt. Bei Steiger ist die Fahrt in vollem Gang. Sein Anfang dient also nur der Einführung des Lesers. Aus diesem gewohnten Beginn wächst das Erlebnis zu ungewohnter Wirkung. Die akustischen und optischen Sinneserschütterungen sind für jeden, der Gleiches erlebte, eigentümlich und eindrucksgemäß gefaßt. Eine Zeile wie „Baumkronen wirbeln in meine Hände“ ist impressionistisch ein Treffer.

Wenn der Impressionismus für die Gestaltung einer Autofahrt im Freien ausreicht, wo die Eindrücke sich flächenförmig sichten und verbinden lassen, so muß er als ein „Zu wenig“ bei einer raschen Fahrt durch abendliche Großstadtstraßen genau so versagen, wie durch ein „Zu viel“ bei Dampferfahrten auf einem Fluß. Eine rapide Autofahrt vermittelt keine einzelnen Eindrücke mehr, nur ein in sich verschwimmendes Ganzes von Licht, Bewegung, Geräusch. Wer bei Verzicht auf alles Einzelne den Gesamteindruck wiederzugeben versucht, ist kein Impressionist mehr, obgleich auch er einen Eindruck gestaltet. Nicht der Eindruck einzelner Dinge oder einer zusammenhängenden Menge von Einzeldingen wird dargestellt, sondern der Eindruck einer ins Unwirkliche überspielenden Auflösung und Verflüchtigung nicht mehr unterscheidbarer Dinge. Hier ist nur willkürlicher Ausdruck einer begriffs- und bildlosen Stimmung möglich, die aus der Verflüchtigung aller Dinge zu einem allgemeinen, alle Sinne betäubenden Zustand aufwirbelt. Das ist nicht mehr Impressionismus — das ist Expressionismus! Auch wer diesen Stil verdammt, wird ihn für die Lösung des Problems, das eine nächtliche Fahrt durch die Friedrichstraße bedeutet, im Prinzip gelten lassen müssen. Ernst Bläß macht in der „Autofahrt“ einen solchen Versuch („Die Straßen komme ich entlang geweht“, S. 42):

... rast weiter über menschenlosen Platz,  
Gelb, leuchtend, zwischen Träumen und Erwachen,  
Rings Nebel, die Gebüsche blinder machen,  
Das Auto dreht... in einem Satz.

Ich liege nur, mein Herz ward ausgerentt,  
Bin ich hier nicht am Brandenburger Tor?  
Rechts steigt der Himmel dunstig schief empor,  
Wo klein der Mond, ein weißer Tropfen, hängt.

Im Gegensatz zu Steiger ist hier gerade der Anfang gut, der aus den drei Punkten wie aus dem Nichts hervorspringt. Aber der diffizile Zustand wird sogleich durch die Reflexion zerstört: „zwischen Träumen und Erwachen“. Der sinnliche Ausdruck versagt und behilft sich mit diesem gedanklichen, längst abgegriffenen Gegensatz.

Wie das Automobilfahren im Leben zu einer gefährlichen Leidenschaft werden kann, so kann es auch in der Poesie zu einer gefährlichen „Schwärmerei“ werden (Alfred Lichtenstein: „Die Dämmerung“, Berlin-Wilmersdorf 1913):

Ach, wer doch ewig Auto fahren könnte —  
 Wir bohren uns durch hochgestellte Wälder.  
 Wir überholen Flächen, die sich endlos schienen.  
 Wir überfahren den Wind und überfallen die Dörfer, die flinken.  
 Aber verhaßt sind uns die Gerüche der langsamen Städte —  
 Hei, wie wir fliegen! Immer den Tod entlang . . .  
 Wie wir ihn höhnen und ihn verspotten, der uns am Leben sitzt!  
 Der uns die Gräben legt und alle Straßen krümmt — ha, wir verlachen ihn!  
 Und die Wege, die überwundenen, vergehen vor uns —  
 So werden wir die ganze Welt durchhauteln . . .  
 Bis wir einmal an einem heitern Abend  
 An einem starken Baum ein kräft'ges Ende finden.

Lichtensteins Gedicht kann es mit dem Hans Steigers nicht aufnehmen. Es hat den saloppen Ton, bei dem wohl Heine Pate gestanden hat, und zeigt die grotesk-ironische Art des Dichters, dessen literarischer Wert mir ziemlich fragwürdig erscheint.

Spielerische Talente ohne Aufrichtigkeit und Ernst werden sich bei Automobilthemen leicht über die Grenze des Möglichen hinwegexperimentieren, wozu die vor dem Kriege „zeitgemäße Erfindung“ des Futurismus die beste Handhabe bot. Über diese Erfindung des Herrn S. T. Marinetti sind wohl heute die Akten endgültig geschlossen. Unter den fünf futuristischen Gedichten des Italieners, der die Dummen wie nur einer zu düpiieren verstand (erschiene in Übertragung von Else Hadwiger im Verlage A. R. Meyer, Wilmersdorf), befindet sich auch ein Gedicht „An das Rennautomobil“. Wer sich hier etwas ganz Originelles verspricht, irrt sich:

Seuriger Gott aus stählernem Geschlecht,  
 Automobil, das fernensüchtig  
 Geängstet stampft, in scharfen Zähnen das Gebiß!  
 Japanisch-fürchterliches Untier, schmiedefeuertäugig,  
 Mit Flammen und mit Ölen aufgenährt,  
 Nach Horizonten gierig und nach Sternenbeute,  
 Des Herzens teuflisches Töff-Töff befrei ich dir  
 Und deine riesigen Pneumatiks  
 Zum Tanze auf der Erde weißen Straßen.  
 Ich lasse den metallenen Zügel los, und du  
 Stürmst trunken in befreiende Unendlichkeit! . . .

Diese futuristische Dichtung ist so „unmodern“ wie nur möglich. Sie ist in odenartigen An- und Ausrufen gehalten und erinnert stark an — Klopstock, so daß einem fast der Verdacht kommt, ob der pfißige Italiener nicht einfach Klopstock modern frisiert und den nötigen Propagandalärm dafür gemacht hat . . .

Wieder einen anderen Charakter hat die Flugzeuglyrik. Sie ist jedoch so minimal vertreten, daß man von ihr als gesonderter Gattung kaum reden kann. Der nächstliegende Grund dafür wäre der, daß bislang wohl wenig Dichter Luftreisen unternommen haben. Doch wäre die Annahme zu oberflächlich; denn bekanntlich decken sich die Begriffe Leben und Erleben nicht. Jeder Dichter erlebt Dinge, die er nicht gelebt hat, und ebenso lebt er viel, was er nicht erlebt. Wenn also diejenigen, die auf dem festen Boden der „wohlgegründeten, dauernden Erde“ wandeln, sich nicht

in die Psyche der Sieger, in ihre Todessehner und ihren Siegestrausch versetzen, so müssen die Gründe tiefer liegen. Man könnte zur Erklärung an den Geist unserer gesamten Literatur erinnern, die ein zähes Beharren in der irdischen Wirklichkeit zeigt. Die ungesunden Folgen dieses bereits stagnierenden Zustandes offenbarten sich am deutlichsten in der letzten Lyrik vor dem Kriege. Die Wirklichkeiten des persönlichen und allgemeinen Lebens waren schon so durchadert, daß man neue Stoffe nur noch durch gewaltsame Erweiterung des begrenzten Gebietes gewinnen konnte: man ergriff die Banalitäten, Absurditäten, Abnormitäten aller Lebensschichten. Gottfried Benn, Heinrich Lautensack, Heinrich Nowack, Ernst Bläß, Johannes R. Becher u. a. gehören hierher. Das mindeste, was man für die Lyrik erhoffen kann, ist: daß nach dem Kriege diese Ausartungen definitiv abgetan sind, die überhaupt nicht an die Öffentlichkeit hätten treten können, wenn nicht eine gewisse Presse sie wie Bazillenbeete gezüchtet hätte. Gerade die ungesunde Sucht nach Sensation, nach Neuem um jeden Preis, hätte nun, sollte man meinen, diese Lyriker zum Flugzeug führen müssen. Es klingt vielleicht paradox — aber ich glaube, diese Sucht ist es im Gegenteil gewesen, die den Kreis der auf einen „Bluff“ hinarbeitenden Neuerer vom Flugzeug ferngehalten hat.

Die Idee des Fortschrittes haftet stets am Neuesten, das auf dem Plan erscheint. So ist heute Luftschiff und Flugzeug, wie ehemals die Eisenbahn, Symbol für die neue Zeit geworden. Die symbolische Geltung der Flugzeuge ist sozusagen a priori gegeben, da sie die Verwirklichung einer ureingeborenen Menschensehnsucht bedeuten. Das Flugzeug als Symbol zu nutzen, wäre also keineswegs neu, eher zu alt. Wer auf der Suche nach Extravagantem ist, wird am Luftschiff stolz vorbeigehen. Mit Symbolen zu arbeiten, ob sie alt sind oder nicht, halten die Neuesten überdies für unter ihrer Würde. Und ohne den symbolischen Sinn des Flugapparates bliebe wenig Wesentliches übrig. So sind mir denn auch keine Aeroverse zu Gesicht gekommen, die auf Symbolik verzichten. Die ab und an in Zeitungen auftauchenden vereinzelt Eintagsgedichte dieses Typus sind keiner Beachtung wert. Selbst Dehmels Gedichte in seinem letzten Buche bilden keine Ausnahme. Wer die Ballade „Vogel Greif“ oder das „Gebet im Luftschiff“ liest, wird keine reine Freude empfinden; die Gedichte kommen einem leicht etwas abgeschmackt vor.

Meiden die Jüngsten das Flugzeug aus Sensationslust, so meiden es die Älteren, die Ernsteren, vielleicht aus Besorgnis vor der gefährlichen symbolischen Klippe, an der selbst Richard Dehmel gescheitert ist. Vielleicht hat der eine oder andere auch die Einsicht gewonnen, daß die immanente symbolische Kraft des Flugzeugs zur Versinnlichung des dichterischen Gefühlsfluges nicht ausreicht. Jene Sehnsucht des

„Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht  
Kein körperlicher Flügel sich gesellen“

ist weder im Luftschiff, noch im vollkommensten Typ eines Doppeldeckers erfüllt. Den pantheistischen Stimmungen des Sich-Auflösens im All, des trunkenen Aufgehens im Raum kann kein Flug über Alpen und Meer genügen. Was einem dichterischen Gemüt ein transzendental empfundener Überlandflug bedeuten könnte, ist bereits, frei von allen Erdenresten der Empirie, in den Gedichten und in der Aeon-Trilogie Alfred Nomberts eine metaphysische Schöpfung geworden.

## IV.

Die modernen Verkehrsmittel nehmen nur einen Teil des Gebietes ein, das die Poesie der Technik allgemach erobert, überwachsen, ja überwuchert hat. Das rein Maschinelle tritt bei ihnen mehr oder weniger zurück. Die Maschine in ihrer nackten Erscheinung kommt am stärksten in der Fabriklyrik zur Geltung, unwittert vom schwülen Dunst sozialer Probleme. Die Maschine ist die sichtbar gewordene, stählerne Energie des rastlosen Strebens der Menschheit. Das unaufhörliche Fortjagen des Ganzen ohne ersichtlichen Sinn ist in der Poesie der Maschine zu einem gewaltigen Mythos geworden. Eine Idealisierung resp. Symbolisierung der Maschine zeigten schon die angeführten Gedichte Stadlers und Dehmels. Im Roman ist Kellermanns „Tunnel“ ein sensationeller Versuch zur Mythologisierung der Maschinenarbeit gewesen. In der Lyrik hat Hans W. Fischer („Die Kette“, München 1910, Georg Müller) das Lied vom „großen Mythos“ gesungen. In einer Fabrik spielen die Maschinen.

Es stampft, es stampft, es stampft. Die Fenster klirren.  
Aus einer engen Luke bläst Gestank,  
Fliegt Staub und Ruß. Doch innen, blühend blank,  
Sauft die Maschine mit metallnem Klang  
Und läßt die hellgeputzten Räder schwirren.

Die Pfeife heult. Im glühenden Zylinder  
Dröhnt ein gewalt'ger Kolben ab und auf,  
Die Seile schnurren blindlings ihren Lauf,  
Des Kessels Knallen, des Ventils Geschnauf —  
Ein grau'ger Schrei der zungenlosen Mäuler!

„Die Wut des Unbelebten“ hebt in diesem Schrei. Im Takt der Räder knirscht eine Maschine die Worte:

„In ehernen Gesetzen lief die Welt,  
Scheinbar entzweit, doch innerlichst gefellt;  
Da schlug, unbändig wie ein junger Held,  
Das Leben an die festverschlossene Pforte!

Im Anfang war die Zahl. Die ganze Schwere  
Des Welkenseins hing fest am Hebelarm.  
Ein Gleichmaß bändigte den bunten Schwarm.  
Da, in den stillen Strudel klang Alarm:  
Das neue Leben und die neue Lehre!

Wir Elemente wehrten uns. Wir haben  
Nicht dulden wollen, daß man um uns weiß.  
Die Berge spieen Glut auf das Geschmeiß,  
Vom Pole floß in blauem Strom das Eis,  
Und Stürme standen auf, sie zu begraben!

Vergebens! Unaufhaltsam wuchs die Seele.  
Sie baute sich das Hirn und ward zum Herrn.  
Willkürlich tappte sie von Stern zu Stern,  
Und nannte ihn. Kein Weg war ihr zu fern,  
Kein Licht zu grell, zu düster keine Höhle.

Wir lagen still. Doch unser Traum war Eisen.  
Wir träumten Wirklichkeit. Dielstöd'ig sproß

Der Turm. Der Obelist stieg, nackt und bloß,  
Steil in die Höh, ein schamloser Kolosß,  
Der ehernen Gestirne Gang zu weisen.

Da herrschte Baal. Da röchelte das Leben.  
Da stand der Moloch, angefüllt mit Glut,  
Und fraß der Unterjochten nackte Brut.  
Vom Druck der Eisenfäuste sprang das Blut  
Und füllte gischtend klastertiefe Gräben.

Der Traum zererschmolz. Wir müssen wieder  
dienen.

Sie fanden uns und banden uns mit Eißt.  
Sie stahlen das Gesetz, das unser ist,  
Und bannten's ins bewegliche Gerüst —  
Doch wir sind Elemente, wir Maschinen!

Wir ziehen langsam die gewalt'ge Mauer  
Um alles Atmende. Wir kriechen's ein.  
Wand steht bei Wand aus Eisen, Glas  
und Stein.

Und brüllen wir vor Scham und Wut  
und Pein  
Auch überlaut — wir liegen auf der Lauer!“



Längst eingekreist von der gewaltigen Mauer sind die Männer und Weiber in den Fabrikträumen, deren elendes, dampfbrünstiges Leben von dem „stählernen Verhängnis“ bedroht wird. Der Maschinenaal wird zum Tempel, worin der große Baal eisern thront, um alles Leben zu verschlingen . . .

Sehnsucht, die eigene Zeit zu erfassen, führte die Lyrik zur Technik. Die Verquickung mit den Zeittendenzen löste sich bald, die Technik wurde frei, wurde von der Stimmungslyrik absorbiert. Und dann gabelten sich die Wege. Der eine führte in eine Sackgasse: zu unfreiem, kraftlosem Haften am Objekt; der andere zu einer ausichtsreichen Erhebung des Objekts in die reine Höhe der Idee. Das Objekt wurde Gleichnis, wurde Symbol. Hier ist die Entwicklung am Ziele angelangt. Ein Darüberhinaus ist für die technische Lyrik nicht denkbar.

Aber die allgemeine Entwicklung geht weiter, auch in der Lyrik. Das deutlich wahrnehmbare Streben nach Vertiefung wird zur Überwindung aller Maschinenlyrik führen. Erscheint schon jetzt alles Maschinelle als Symbol, so wird eine tiefere Erfassung unserer Zeit auch auf diese Symbole verzichten. Nicht mehr im Äußeren wird man das Eigentliche der Zeit suchen, sondern im Inneren. Eine Lösung vom Äußerlichen ist unausbleiblich, wenn die Kunst zum Gehalt der Zeit, zu ihrem „Geist“ vordringt.

Wenn die Technik als dichterischer Stoff einmal überwunden sein wird, ist damit keineswegs das Urteil über die technische Lyrik besiegelt. Was sie an Kunstwerken geschaffen hat, bleibt bestehen. Und das Schärfen der Sinne für tausend unbeachtet gebliebene Kleinigkeiten des Lebens, die Bereicherung der sprachlichen und rhythmischen Ausdrucksmittel, die tastenden Stilversuche und ihre Mischungen bilden die Vorbedingung für größere Aufgaben. Die Darstellung der Zeitoberfläche in der Lyrik wird später als notwendige Durchgangssphäre zur Darstellung der Zeitfeele beurteilt werden.

## Dem Gedenken Scheffels.

Von Franz Schnaß in Saarbrücken.

Uns wird im dritten opferreichen Kriegsjahre ein kostbares Dichter-Erbe geschenkt. Am 9. April waren dreißig Jahre verflossen seit dem Tode des kerndeutschen frohgemuten Sängers und behaglich ungezwungenen Erzählers J. V. Scheffel. Damit ist die Schutzfrist seiner ursprünglich von Ad. Bonz-Stuttgart verlegten Werke abgelaufen. Solange der Eckehard 6 M., der Trompeter von Säckingen 4,80 M. kostete, durfte unsern Schülern die Anschaffung nicht zugemutet werden. Die bald bei Hesse, Reklam und in den Wiesbadener Volksbüchern erscheinenden billigen Ausgaben werden es aber ermöglichen, Scheffels Dichtungen mehr als bisher in den Bereich der Haus- und Klassenlektüre hereinzuziehen. Da sich sein Versepos dazu am meisten eignen dürfte, so seien für die schulmäßige Durcharbeitung dieses Wertes einige Winke in Gestalt einer gedrängten Analyse gegeben.

Für die beispiellose Beliebtheit des „Trompeters“ zeugen die nahezu 300 Auflagen, die er erlebte, ehe die nunmehr erfolgte Freigabe seines Druckes den Buchpreis um das Neun- bis Zehnfache herabgesetzt hat. Trotzdem seit den 50 er Jahren die Dor-

liebe für epische Dichtungen in dem Maße sank, wie die Wertschätzung des Romans und Dramas stieg, wurden von Schöffels Epos durchschnittlich alle zwei Jahrzehnte hundert starke Auflagen verkauft.

Frisch und flott, wie am ersten Tage, klingt auch heute noch dieser „Sang vom Oberrhein“. Angeregt durch Heines romantisch satirische Dichtung<sup>1)</sup> „Atta Troll“, besingt Schöffel in behaglich lässigen, vorwiegend ungereimten trochäischen Vierfüßlern eines Spielmanns unglücklich-glückliches Freien. Burschikoser „Zug“ steckt in dieser Liebesgeschichte wahrhaft drin! Zugrunde liegt ihr das ebenso altbewährte, wie volkstümlich anspruchslose Motiv von der jungen, reinen, entsagungsstarken Liebe zweier unebenbürtigen Menschenkinder, die den trennenden Zwang alter, starrer Standesjahung erleiden, aber durch beharrliche Treue die gesellschaftliche Kluft siegreich überwinden. Wie der aus Heidelberg wegen eines dummen Streiches ausgewiesene Studiosus Werner bei der Säckinger Fridolinsprozession sich in ein holdes Schloßfräulein verguckt, wie er als freiherrlicher Trompeter durch seine meisterlich geübte Blaskunst bei fröhlicher Unterhaltung und ernster Unterweisung Margaretens Herz gewinnt, wie sie den, bei der heldenmütigen Verteidigung des Schlosses gegen aufreißerische Bauern verwundeten Werner zärtlich pflegt, wie sich die beiden ihre Liebe gestehen, wie der Trompeter durch allzu fedes Werben sich eine schroffe Abweisung holt, entsagend nach Italien zieht und dort als päpstlicher Kapellmeister unverhofft die treue Geliebte wiedersehnt und zuguterletzt mit ihr durch päpstlichen Spruch vereinigt wird — das erzählt Schöffel mit frischquellender Dichterkraft treuherzig und einfach, klar und fesselnd.

Den Forderungen des epischen Stils wird Schöffel durchgehends gerecht. Er beeilt sich nicht, uns möglichst rasch mit den entscheidenden Ereignissen bekannt zu machen. Er versucht nirgends, unsere Erwartung künstlich aufzupreizen oder zu verblüffen. Eine glatte, leichte Lösung zieht er einer seltsamen, verzwickten vor. Mehrfache Voraussetzungen, Vordeutungen lassen im Verein mit dem durchsichtigen Aufbau das Ziel klar erkennen. Ohne Überstürzung und Knalleffekt, in echt epischem, gelassenem Tempo schlängelt sich die Erzählung anmutig gewunden dahin. Unterbricht gelegentlich den behaglich ruhigen Fluß ein lebhafteres Wellengekräusel, so bleibt der zielsichere Stromstrich doch stets unverworren sichtbar. Die gemächliche Breite verträgt nicht nur, sondern verlangt episodisches Beiwerk, das sich reich entfaltet: in den Schilderungen des ausgemalten Pavillon und der solennen Geburtstagsfeier, in den Geschichten vom frommen Fridolin und dem ungaßlichen Heidenwirt, von Dante und Beatrice, von des Freiherrn Kriegshaft und Hiddigeigeis Vergangenheit, von dem so traurig ums Leben gekommenen Stabstrompeter Rahmann. Aber alle diese Nebenerzählungen sind nicht in die Darstellung als Zierat gewaltsam hineingesteckt wie steife Papierblumen in einen Kuchen, sondern sie treiben und blühen mit all ihren Schnörkeln organisch aus dem Stamme der Haupterzählung heraus. Zugleich bedingen sie den epischen Rhythmus zwischen mildernder Ruhe und erregter Bewegung, zwischen Allegro und Andante. Eine gleich ungekünstelte Ausdruckssteigerung sind die zahlreichen, übrigens sehr originellen Bilder und Vergleiche, die dem aufmerksamen

1) Dieses komische, politisch-literarische Tendenzepos war, 1842 gedichtet, erst 1847 als Buch erschienen.

Leser einen interessanten Einblick in Scheffels Naturgefühl erlauben. Die ungemein anschaulichen Schilderungen des Fischfanges, des Bauernaufstandes und des Petrusfestes wachsen sich aus zu reizvollen Einzelbildern, farbig und lebendig. Auch macht der Dichter sorgfältigen Gebrauch von der epischen Verzahnung, die dieselben Dinge, oft nur etwas anders gewendet, immer wieder erwähnt. Durch solche Verknüpfungen wird die verwirrende, das Heimischwerden erschwerende Fülle von Einzelheiten vermieden und dem Ganzen eine netzartige Geschlossenheit und ein anheimelnder, intimer Charakter verliehen. Stilvoll wird endlich nur auf epische Dichtungen, auf Homers Odyssee und die Göttliche Komödie, auf Parival, Theuerdant und Oberon angespielt.

Wie glücklich mischt und verschmilzt Scheffels Dichtung, in der gewiß viel geträumt, doch auch herzlich getrunken wird: weiche Romantik und fernige Realistik, musikalisch-lyrische und plastisch-dramatische Elemente! Das verträumte Säckingen mit dem verwunschenen Schloß und das ehrwürdige Rom, der zauberhafte Bergsee und die schimmernde Tropfsteinhöhle, das weißgetünchte Giebelstübchen, die Burgkapelle und die Geißblattlaube — das sind romantische Schauplätze; der verbummelte Künstler-Student und das fromme Schloßfräulein, der graubärtige Kriegsmann und der gewiegte Prälat, der liederdrehende Schulmeister und der verschlafene Sährmann — das sind romantische Gestalten; feierliche Prozession und nächtliche Kahnfahrt, wunderliches Mimen und Lösung des Knotens durch den Machtpruch des heiligen Vaters — das sind romantische Begebenheiten. Märchenweisen der romantischen Phantasie durchwachen belebend die Erzählung: da ist die gute Wasserfrau, die Vater Rhein Gesellschaft leistet, und der böse Waldgeist, der an den Tannen zerrt und die Menschen neßt; da sind die grauen bußigen Erdmännlein, die geschäftig das Felsgeklüft durchschürfen, und die lodenden Nixen, die in verführerischem Reigen den See überschweben. Der raffige und wachsame, vom hohen Dachfirst herab philosophierende, die Menschen parodisierende Hiddigeigei ist ein würdiger, selbstbewußter Nachfahr von Tieds gestieftem Kater, von Hoffmanns Kater Murr. Romantisch ist auch die wiederholte Satire auf den Wissensdünkel und Begriffsdunst der Menschen. Ausgiebig gebraucht Scheffel das, von den Romantikern mit Hintansetzung technischer Bedenken verwandte Mittel lyrischer Stimmungswedung durch die Einlage gefühlvoll ernster und schelmisch ironischer Lieder. Da gibt's Raum für ein ganzes Büchlein empfindsamer und betrachtender Strophen, von denen manche so gelungen sind, daß sie sich tief ins Herz des Volkes eingesungen haben und durch allzuhäufiges Ableiern etwas nichtsagend geworden sind. Auch scheut sich der Dichter gar nicht, bisweilen die epische Objektivität der Darstellung nach Romantikerbrauch bzw. Unart zu durchbrechen durch subjektives Dreinsprechen seines Schriftsteller-Ichs. Niemals zerfließt jedoch die Dichtung in blasse, nebelhafte Verschwommenheit.

Die Zeichnung der Gestalten hält sich absichtlich an typische Grundlinien, atmet aber realistische Lebensfrische. Der blondgelockte Jung Werner, zugleich tüchtiger Musiker und tapferer Krieger; die blauäugige Margarete mit ihrer treuen, anmutigen Geschäftigkeit — den Tabak ihres Vaters erwünscht sie —, der gichtkranke, ergraute Freiherr mit seiner Musikliebe und seinem Adelsstolz: alle drei sind lebhaftig geschaut und gestaltet. Zu diesen Hauptpersonen treten als nicht minder lebensrechte Nebenpersonen: der würdige, gastfreundliche Pfarrer, die geizige, gleichwohl schnupfende, zeternde,

aber doch gütige Schaffnerin; der neugierige, fischfangkundige, pfliffige Knopfwirt; der geschwähige, selbstgefällige, effekthascherische Kunstmaler Studribus und der treue, trinkfreudige Diener Anton. Aus der Vorzeit wird sogar das Bild der heidnisch trozigen, dämonischen Alemannen-Großmutter heraufbeschworen.

Scheffels gesundes, erdfestes Wirklichkeitsempfinden trägt und sättigt die ganze Darstellung, die demgemäß bestimmte zeitliche und örtliche Festlegungen nicht verschmäht. Hinter dem Schloßidyll öffnen sich weltgeschichtliche Ausblicke. Die ältere Generation — vertreten durch Freiherr, Dorfpfarrer und Prälat von St. Blasien — zehrt noch von den Erinnerungen an den großen, glücklich überstandenen Dreißigjährigen Krieg. Die Handlung spielt also in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Es ist die Zeit der empfindsamen, süßlichen Schäferdichter und der Verbreitung ausdrucksstarker Monteverdischer Opernmusik; die Zeit des auf Prunk und Pomp gestimmten Barock, da Bernini die großartigen St. Peter-Kolonnaden baut und die mythologische Malerei in der Vorliebe für das kolossalisch Nackte schwelgt. — Scharf umrissen ist jede Örtlichkeit. Die traute, wohlige warme Pfarrstube mit ihrem großen Kachelofen aus glasierten Tonplatten; das hinter mächtigen Kastanien versteckte, hochgiebelige Schloß mit seinen malerischen Erkern und seinem quaderfesten Turm, den breiten Sandsteinstufen und dem wuchtigen Portal; der Rittersaal mit den holzvertäfelten Wänden und verstaubten Ahnenbildern, dem lustigen Kaminfeuer und den behäbigen Lehnstühlen; die wasserdurchtoste Tropfsteinhöhle mit ihren schlank gewundenen Säulen und ihrem geisterhaft fahlen Farbenschimmer — alle diese Schauplätze werden uns als deutliche Einzelbilder greifbar nahe gerückt durch gegenständliche Schilderungen voll sinnenfroher Plastik.

Wie eindrucksvoll wird Scheffels heimatstolzer Sang durchrauscht vom Rhein, überschattet vom Schwarzwald. Wir fahren auf dem Rhein, vorbei an Burgen und Domen, sehen den Wasserfall herunterschäumen und die Holzflöße stromab treiben, schauen an seinen Ufern fröhliches Leben, Schützenfeste und Bauerntänze. Wir grüßen als den süßlichen Dorfpöbel des Schwarzwaldes den tannengepanzerten Feldberg, der zwei ungleiche Töchter, die liebliche Wiese und die wilde Wehra, zum Rheine schickt. Von seinem Gipfel aus gewahren wir die Rauchwirbel der Meiler und die im engen Tal um ein bescheidenes Kirchlein gescharten, niedern, strohgedachten Hütten. Wir laben uns aus stärkender Quelle und rasten am tannenumdunkelten, fischreichen Bergsee. Wir erleben und genießen den Zauber heiligen Waldschweigens in schneeverhüllter, eiskristallner Winterpracht, die Suge mächtigen Waldrauschens in wildausenden Lenzesstürmen und das strahlende Waldesgrün im blütenschimmernenden, bienendurchsummten, lerdendurchjubelten Mai. Wahrlich, die scharfen Maler-  
augen des vielgereisten Dichters bewähren sich in solch prächtigen, farbenfrischen Landschaftsbildern, die dem Epos ein starkes, echt persönlich gewirktes Heimatgepräge einweben.

Die nach Malerart erschaute Natur wird nun aber keineswegs ermüdend abge-  
schildert. Die so leicht langweilig werdende Beschreibung des Zuständlichen wird vielmehr in dramatisch belebte Erzählung übergeführt, das starre Dingliche in bewegte Handlung aufgelöst. Wohnt der Poesie überhaupt beseelende Kraft inne, so erweist sich Scheffel als ein Dichter von ursprünglichem Können in seiner schier unbegrenzten, erstaunlich sichern Anwendung der Personifikation zur wirksamen Verlebendigung

des Ruhenden, Toten und Abstrakten. Die einmütig untereinander verwurzelten, trotzig starken Tannen halten Zwiesprach mit dem Sturm und betrauern mit zähen, klaren Harztränen die von rauher Art gefällte Genossin. Der Dichter läßt den altersschwachen Tiber lebensüberdrüssig klagen, dagegen den jugendstarken Rhein beifällig lachen zu einem Krebsduell, liebeglühende Herzen trösten, Werners Ständchen belauschen und launig von seiner Fahrt nach Holland plaudern. Der Waldmeister freut sich, daß er mit dem letzten Hauche seines Lebens den Maitrunk der Menschen zu würzen vermag. Der auf dem römischen Forum fröstelnde Obelisk sehnt sich in die Wüstenglut zurück. Seinen Hang zu wehmütiger Grübeleien und menschenfliehender Einsamkeit verförpert der Dichter in dem „stillen Mann“, den sein Menschenhaß in den Waldesfrieden und schließlich in die weltabgeschiedene Felsenklause geführt hat, wo er in Schweigen erstarrt und versteinert.

In unnachahmlicher Weise wird endlich die ganze Dichtung von Scheffels urwüchsigem, herzhaften Alemannen-Humor säftig durchwürzt, der aus den Tiefen seines schmerzgeläuterten Gemütes sonnig warm herauslacht. Wie ergötzlich ist die katerliche Gedankenlyrik und die kosmische Satyphilosophie Perseos! Welch köstlicher Einfall, daß der mit vielem Bedacht unternommene Fischfang den so gespannt Wartenden zuerst nur einen alten Stiefel und eine plattgedrückte Kröte zutage fördert! Guten Appetit! Und wo ein ironischer Anflug die Darstellung durchpridelt, da schmeckt er doch niemals gallig bitter.

Der „rotwangig ungeschliffene Sohn der Berge“ läßt auch manch gut gemeintes Sprüchlein gesunder Lebensweisheit vernehmen. In Zeiten des Leids und der Bedrängnis ruft er uns aufmunternd zu:

Frisches Herz und frisches Wagen  
 Kennt kein Grübeln, kennt kein Zagen,  
 Und dem Mut'gen hilft das Glück.

## Ein Komma vor „und“?

Von Gustav Lunze in Dresden.

Wenn wir im Gespräch am Ende eines Satzes oder Satzteilens bezeichnen wollen, daß ein weiterer sich anschließt, so heben wir die Stimme, folgt nichts mehr, so senken wir sie. Wollen wir nun bei Geschriebenem dem Leser anzeigen, daß wir beim Sprechen dieser Worte den Ton heben würden, so setzen wir ein Komma, beim Senken der Stimme einen Punkt.

Das Komma wird immer dort zu setzen sein, wo dem Leser das Auftreten eines gewissen Gegensatzes oder wenigstens, wie bei Aufzählungen ohne verbindendes „und“, eine gewisse Trennung und Auseinanderhaltung der Worte bzw. Begriffe angedeutet werden soll. Fast immer — ja ich glaube sogar ohne Ausnahme — wird sich dabei als untrügliches Anzeichen für die Notwendigkeit des Kommas herausstellen, daß man beim Lautlesen der Worte unwillkürlich das Bedürfnis empfindet, an der betreffenden Stelle die Stimme zu heben.

Unverkennbar ist dies immer der Fall vor adversativen Sätzen, die mit „aber“, „allein“, „jedoch“, „indessen“ usw. anfangen, außerdem aber auch vor dem Anfang

und nach dem Ende aller der Sätze, die mit einer sog. Konjunktion oder mit einem rückbezüglichen Fürwort beginnen.

Etwas anderes ist es aber mit „und“ und „oder“, da sie lediglich verbindender, hinzufügender (kopulativer) Natur sind und jeder Gedanke an einen Gegensatz oder an eine Trennung bei ihnen ausgeschlossen ist. Wenn ich sage: „Mein Vater und meine Mutter sind krank“ oder: „Mein Vater ist krank und meine Mutter ist ausgegangen“, so ist das durch das „und“ angedeutete Verhältnis zwischen Vater und Mutter ein ganz anderes als wenn ich sage: „Mein Vater ist zu Hause, aber meine Mutter ist ausgegangen“. In den ersten beiden Beispielen fügen sich die beiden Worte „Vater“ und „Mutter“ als ganz gleichartige, jeden Gegensatz ausschließende Satzglieder und ebenso die beiden durch das „und“ verbundenen Sätze so eng aneinander an, daß der sie Aussprechende oder Vorlesende nicht die geringste Veranlassung haben wird, zwischen beiden die Stimme zu heben. Wohl aber wird eine solche Veranlassung im dritten Beispiele vorliegen, wo der Vater und die Mutter in einen Gegensatz zueinander treten. Und was wird die Folge dieses Unterschiedes für die Interpunktion sein? In den ersten beiden Beispielen darf schlechterdings kein Komma, im dritten dagegen muß ein solches unbedingt hinter „zu Hause“ gesetzt werden.

Den Grund hierfür habe ich schon angegeben: das Komma ist etwas Trennendes, es deutet einen gewissen Gegensatz an, in jenen ersten beiden Fällen sollen aber die Begriffe „Vater“ und „Mutter“ schlechterdings nicht getrennt und nicht als etwas irgendwie Gegensätzliches behandelt werden, wohl aber im dritten.

Dieser fundamentale Unterschied wird aber in unseren deutschen Grammatiken nicht genügend berücksichtigt und in deren Lehren über die Interpunktion nicht zur Geltung gebracht. Sehen wir z. B., welche Grundsätze Otto Lyon in seinem Handbuche der deutschen Sprache über das Komma vor „und“ und „oder“ — denn auch dieses letztere ist lediglich verbindender Natur — aufstellt. Da heißt es:

1. Diejenigen Wörter, die dazu dienen, gleichartige Satzglieder oder ganze Sätze zu verbinden und in ein bestimmtes Verhältnis zu einander zu setzen, nennt man Konjunktionen oder Bindewörter. Solche Konjunktionen sind und, oder, aber, denn; daß, sodaß, damit, wenn, weil, obgleich, als, da u. a. 2. Die Konjunktionen „und“, „oder“ und „aber“ können auch einzelne Wörter verbinden. 3. Wenn nach „und“ und „oder“ kein neues Subjekt auftritt, sondern dasselbe Subjekt bleibt, dann wird kein Komma gesetzt; ebenso nicht, wenn „und“ und „oder“ nur einzelne Wörter verbinden. 4. Doch steht bei entschiedenen Gegensätzen vor „oder“ stets ein Komma. 5. Ein Komma wird vor „und“ und „oder“ gesetzt, wenn nach denselben ein neues Subjekt auftritt, das einem neuen vollständigen Satze angehört, z. B. „Die Vögelin regen ihre Schwingen im morgengoldnen Wolkenmeer, und ihre Sprache ist ihr Singen, und aus den Lüften hör' ich's klingen: „Dem Herrn sei Lob und Ehr!“

Hier stoß' ich schon, denn die Regeln unter Nr. 3 und 5 widersprechen einander. Oder wird durch das neue Subjekt an dem Wesen des „und“ etwas geändert, haben wir auf einmal nun einen Gegensatz, ohne das neue Subjekt aber eine bloße Anfügung? Das ist unmöglich. Ebenso wie Lyon also ein Komma verbietet, wenn ein „und“ nur zwei Wörter verbindet (Nr. 3), so müßte er logischerweise auch zugeben, daß das Komma auch in seiner Regel unter 5 nicht möglich ist, weil das „und“ eben auch hier das rein kopulative „und“ bleibt, es mag nun ein neues Subjekt oder sonst was folgen. Durch das, was auf das „und“ bzw. „oder“ folgt, kann doch unmög-

lich deren Charakter verändert und ins Gegenteil verkehrt werden. Es muß also festgestellt und eindringlich betont werden, daß vor „und“ auch bei neuem Subjekt kein Komma zu setzen ist. Damit verhelfen wir der Logik zu ihrem Recht, dessen Vernachlässigung schlimme Folgen gezeitigt hat. Gerade am Beispiel des Komma vor dem „und“ kann man nachweisen, wie sich eine Unklarheit der Grammatik rächt und zu einem allgemeinen Schlendrian führt. Denn allgemein wird jetzt das Komma nicht nur in dem von mir bekämpften Falle gesetzt, sondern — im Widerspruch zur geltenden Grammatik — auch dann, wenn dem „und“ kein neues Subjekt folgt. Der Raum erlaubt mir nicht, eine eingehende Sammlung von Beweisstücken vorzulegen; ein paar Beispiele müssen genügen.

Allgemein schrieb neulich die Presse: „Die Bestimmungen des Völkerrechts sind seit so langer Zeit und so allgemein anerkannt, und vom Standpunkt des Rechts und der Gerechtigkeit so klar, daß die Regierung der Vereinigten Staaten nicht begreift . . .“ Oder: „Es heißt, daß Herr Salandra vor der Eröffnung des italienischen Parlaments bis zum letzten Augenblicke auf eine günstige Nachricht vom 13. März gewartet, und sich erst, als die heißersehnte Siegesbotschaft ausblieb, zum Beitritt zu dem bekannten Abkommen vom 5. September entschlossen habe.“

So könnte ich noch eine Menge von Beispielen anführen, die beweisen, daß erlaubt man das Komma vor einem „und mit neuem Subjekt“, es dann sozusagen kein Halt mehr gibt, sondern die meisten Schriftsteller und Setzer nun das Komma auch dann setzen, wenn das Subjekt auch im und- bzw. oder-Satz dasselbe wie vorher bleibt.

Lyon selbst ist ein Opfer kommawütiger Setzer geworden, denn sein Handbuch selbst übertritt die Regel Nr. 3 seines Verfassers auf Schritt und Tritt, insbesondere in den unzähligen Aufgaben für die Schüler, z. B. Aufgabe 31: „Suche 34 Eigennamen auf (Komma!) und ordne sie in Personen-, Tier- und Sach-Namen!“ Ebenso Aufgabe 32, 33 uff.

Für mindestens unnötig und störend muß ich auch, um diese Kleinigkeit hier einzuschalten, die beiden von Lyon angewandten Kommata in dem Beispiele bezeichnen: „. . . aber die Anführung des Heeres hatte er einem kriegserfahrenen alten Ritter (Komma) namens Schweppermann (Komma) überlassen.“ Die beiden Interpunktionszeichen wären m. E. bloß dann angebracht, wenn ein Vorleser des Satzes Veranlassung hätte, hinter „Ritter“ und hinter „Schweppermann“ die Stimme zu heben. Das ist aber ganz und gar nicht der Fall, ebensowenig wie wenn man die Worte dahin abkürzen würde: „dem kriegserfahrenen alten Ritter-Schweppermann“. Solche kurze Beifügungen wie „namens Schweppermann“ wird man am besten ohne jede Interpunktion hinzufügen.

Natürlich folgt man allgemein der oben dargelegten Regel (Lyon Nr. 5), daß bei neuem Subjekt vor „und“ ein Komma eingesetzt werden soll. Beispiele dafür anzuführen erübrigt sich also. Ich frage aber nochmals: ist ein Gegensatz vorhanden in Sätzen wie: „Der Damm zerbröckelt und das Feld erbraust“? Niemand wird in diesem Satz beim Lautlesen nach „zerbröckelt“ die Stimme heben — darin aber haben wir einen zuverlässigen phonetischen Wegweiser, daß es sich hier um ein logisches Ganzes handelt, das nicht durch ein Komma geteilt werden darf.

Derjelbe falsche Brauch zeigt sich dann noch schlimmer bei den Nebensätzen:

„In dem höfischen Intrigen- und Lügengewebe, das man damals Politik nannte, und das man um so höher schätzt, je verlogener“ oder „Mit einer Brutalität, gegen die sich im germanischen Empfinden jede Faser sträubt, und die unser Reichkanzler . . . bezeichnet hat“ oder „Es ist ein Sieg, für den wir Gott in Demut danken sollen, und der den Krieg entscheidet“. Es kommt bei diesen Beispielen nicht darauf an, ob das Relativum im gleichen Kasus wieder aufgenommen wird oder nicht — in jedem Falle beweist schon die Leseprobe, daß hier kein tieferer Einschnitt empfunden wird, also das Komma falsch ist.

Ebenso falsch ist das Komma bei Sätzen, die durch eine Konjunktion eingeleitet werden, die dann mit einem „und“ wiederholt wird, z. B. „Der Vorfall hat sich in der Weise abgepielt, daß es in diesen Gewässern zum Kampfe zwischen den beiden Kriegsschiffen gekommen ist, und daß sich dabei das U-Boot durch Geschützfeuer gewehrt hat“. Ebenso natürlich auch bei den Nebensätzen, in denen die Konjunktion „daß“ durch die sog. Möglichkeitsform ersetzt ist.

Wenn aber die allgemein übliche Verjüngung gegen die Logik schon in den bisher von mir erörterten Fällen gerade schlimm genug ist, so ist sie womöglich noch erheblich haarsträubender in den unzähligen Fällen, wo dem durch „und“ bzw. „oder“ an das Vorhergehende anzuschließenden Gedankengang erst noch irgendein Nebensatz vorausgeschickt wird. Ich will von ein paar ganz einfachen Beispielen ausgehen.

Wenn ich schreibe: „Das Wetter ist zwar heute ganz schön, aber, wenn Du mich nicht abholst, werde ich dennoch zu Hause bleiben“, so wird jeder hinter dem Worte „schön“ ein Komma setzen und ebenso den durch „wenn“ eingeleiteten Nebensatz durch Kommata vom Hauptsatz abtrennen.

Ganz anders aber in Beispielen wie dem folgenden: „Ich werde heute nach Blasewitz fahren und wenn das Wetter gut bleibt auch Dich draußen im Walde mit auffuchen“. Absichtlich habe ich zunächst jede Interpunktion unterlassen. In diesem Beispiele sollen nun zwei Hauptsätze mit demselben Subjekt „Ich“, nämlich „Ich werde fahren“ und „ich werde Dich auffuchen“ durch „und“ verbunden werden, und zwar rein kopulativ, ohne irgendwelche adversative Gegenüberstellung wie in dem ersten Beispiele mit „aber“. Die meisten werden hier, wie wir oben gesehen haben, schreiben: „Ich werde heute nach Blasewitz fahren, und auch Dich auffuchen“. Wer das aber tut, der wird nun, weil er sich doch der Regel erinnert, daß Nebensätze durch Kommata vom Hauptsatz abgetrennt werden sollen, zu der Ungeheuerlichkeit verleitet, zu interpungieren: „Ich werde heute nach Blasewitz fahren, und wenn das Wetter gut bleibt, auch Dich . . .“ Tritt aber in dem mit „und“ ange-schlossenen Hauptsatz dann gar noch ein neues Subjekt ein, wo also auch Lyon allgemein vor „und“ ein Komma vorschreibt, so wird jeder das abscheuliche Komma setzen. Und auf diese Weise ist denn nun die gesamte schreibende Welt unwillkürlich in den haarsträubenden Widerspruch hineingetrieben worden, das „und“ bzw. „oder“ von dem nachfolgenden Hauptsatz, den es doch einleiten soll, gewaltsam loszureißen und es dem Nebensatz einzuverleiben, mit dem es doch absolut nichts zu schaffen hat. Ein Beispiel möge das noch deutlicher machen.

So hieß es in einem Leitartikel: „Bulgarien ist zum Zwecke der Verfrachtung seiner reichen Ernte auf die Freigabe des Donauweges angewiesen, und wenn Serbien



sich nicht endlich bewogen fühlen sollte, diese . . . Wasserstraße freizugeben, wird es mit ihrer gewaltsamen Öffnung zu rechnen haben". Ist hier das hinter das Wort „angewiesen“ gesetzte Komma — so frage ich jeden denkenden Leser — wirklich berechtigt und dem Gedankengange des Autors entsprechend? Und dennoch interpungiert die gesamte deutsche Presse so. Es kann und darf also nur interpungiert werden: „Bulgarien ist . . . angewiesen und, wenn Serbien sich nicht endlich bewogen fühlen sollte, diese . . . freizugeben, wird es usw.“ — das Komma vor das „und“ zu setzen und so das letztere vom ersten Hauptsatz zu trennen und es in den „wenn“-Satz hineinzubringen, ist widersinnig und absolut unlogisch. Ebenso ist zu verfahren, wenn hinter einem „und“ bzw. „oder“ dem Hauptsatz nicht ein Konjunktionale, sondern ein anderer Nebensatz vorausgeht, z. B. ein Relativsatz wie in: „Es will ihr nichts gelingen und, was sie an Plänen zur Durchführung bringt, schlägt ihr zuungunsten aus“.

Stellen wir also noch einmal fest: auch wenn auf ein „und“ bzw. „oder“ ein Subjekt folgt, ist auf keinen Fall ein Komma zu setzen — es sei denn, daß ein abgeschlossener Nebensatz vorausgeht. (Gerade in letzterem Falle läßt übrigens spielerweise die Presse das Komma gern weg, z. B.: „Das Tiefbauamt hat festgestellt, daß eine neue Elbbrücke nötig werden wird und dabei die Meinung vertreten...“.)

Ich füge noch kurz eine andere Klasse falscher oder doch mindestens höchst überflüssiger Kommata an, die gegen den schon wiederholt von mir hervorgehobenen inneren Zusammenhang zwischen Betonung und Interpunktion verstoßen, nämlich vor „als“ und „wie“ in ganz kurzen nicht satzartigen Vergleichen. Wenn man schreibt: „Mein Bruder ist älter als ich“ oder „Du bist wie eine Blume“, so wird es im allgemeinen wohl niemandem einfallen, hier vor „als“ oder „wie“ ein Komma zu setzen. Ich stoße aber fortwährend auf Beispiele wie die folgenden, bei denen das Komma ebenfalls unterbleiben sollte: „Die Not, die als Zeuge des Krieges in vielen minderbemittelten Familien eingezogen ist, wird von niemandem lebhafter beklagt, als von mir“. Oder: „Denn nie war der militärische und politische Kredit Englands . . . so niedrig (Komma) wie gerade jetzt“. Anders als in den obigen Fällen liegt die Sache selbstverständlich dann, wenn das „wie“ oder das „als“ einen ganzen oder einen verkürzten Nebensatz einleitet.

## Das Soldatenlied Gloria Viktoria als Wegweiser zum Wesen des Volksliedes.

Von Fritz Warfelmann in Potsdam.

Bislang ist es noch keinem gelungen, das Wesen unseres Volksliedes begrifflich zu umfassen. Auch das Soldatenlied Gloria Viktoria verhilft uns nicht dazu. Aber es läßt drei bezeichnende Merkmale des Volksliedes, vielleicht die wichtigsten, wenn man von der Untrennbarkeit der Worte und der Weise absieht, klar erkennen.

An die ersten vier Zeilen des Uhländischen Ich hatt' einen Kameraden schließt sich in jeder Strophe der Kehrreim an:

Gloria, Gloria, Gloria, Viktoria!  
 Ja mit Herz und Hand fürs Vaterland!  
 Die Döglein im Walde,  
 sie sangen all so wunder-wunderschön:  
 „In der Heimat, in der Heimat,  
 da gibt's ein Wiederseh'n.“

Der Märker setzt diesen Kehrreim fort:

Wer weiß, ob wir uns wiederseh'n  
 am grünen Strand der Spree!

oder

am grünen Strand der Havelseen!

In Hamburg singt man weiter:

Hamburg ist ein schönes Städtchen,  
 weil es an der Elbe liegt;  
 darin gibt es viele Mädchen  
 ja zum Lieben, aber Heiraten nicht.

Bei den Studenten in Greifswald habe ich als Fortsetzung gehört:

Und da küßten sich beid'  
 zur Sommer-Sommerzeit,  
 wenn am Walde  
 die Heckenrosen blühen.

(Aus dem Liede Otto Roquettes „Es war ein Knab' gezogen“.)

Daraus erkennen wir, daß ein Volkslied in immerwährender Entwicklung ist, wobei einzelne Landschaften oder Stände es nach ihrem Geschmack und ihren Bedürfnissen umformen. Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit stellen wir demnach als ersten wesentlichen Zug des Volksliedes fest.

Strophe 1 unseres Soldatenliedes, soweit der Uhländische Text reicht, preist die kameradschaftliche Treue. Der Kehrreim springt zum Ausdruck der Siegesfreude und der Beteuerung der Vaterlandsiebe über. Inhaltlich zusammengehalten werden diese Teile unter der Überschrift Gefühle des Soldatenherzens. Dann singen plötzlich die Döglein im Walde so wunderschön! Woher kommt dieser neue Gedanke? Beim Klange des Wortes Vaterland ersteht vor den Augen des Sängers die Heimat und im besonderen ihr schönstes Stück, der liebe deutsche Wald. Wann war er ihm aber vornehmlich lieb? Als er mit seinem Schaze drin wandelte. So tat er es auch, als er von ihm Abschied nahm, bevor er hinauszog ins Feld. Und die Döglein, sie sangen so wunder-wunderschön: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n.“ Und da küßten sie sich beid' zur Sommer-Sommerzeit. Oder aber ihr Herz war ihnen schwer und trüber Ahnungen voll. Wer weiß, ob die Döglein recht behalten und wir uns wiederseh'n am grünen Strand der Spree? Der leichtherzige Hamburger aber hat keinen Raum für leidvolle Gedanken und stimmt in der Fülle seiner beglückenden Erinnerungen ein besonderes Preislied auf seine Vaterstadt an. — So zusammenhanglos diese Strophe dem erscheint, der sie verstandesmäßig liest, so eng fügen sich die einzelnen Teile dem aneinander, der sie mitfühlend singt. So ergibt sich uns als zweites wesentliches Merkmal des Volksliedes: Die Übergänge zu den einzelnen Gedanken werden durch Stimmungen vermittelt.

In Strophe 2 und 3 handelt der Uhländische Anfang vom Soldatenlos. Dann kommt der alte Kehrreim mit der Siegesfreude, dem Vaterlands- und Heimatsgefühl und der jungen Liebe. Der gefühlsmäßige Zusammenhang zwischen diesen beiden Hauptteilen wird in Strophe 2 und 3 durchaus vermischt. Wir sehen, der Sänger fand an seinem Ausbau der ersten Strophe solchen Gefallen, daß er sich von ihm auch in den anderen Strophen nicht zu trennen vermochte, wenngleich er hier ganz und gar nicht paßte. Das lehrt uns zum dritten: Das Volkslied beansprucht nicht, als einheitliches Kunstwerk zu gelten, und begnügt sich mit der Wirkung, die von seinen einzelnen Teilen ausgeht.

## Literaturbericht 1914/15.

### Von der Romantik zum jungen Deutschland.

Von Werner Deetjen in Weimar.

Eine der wichtigsten Aufgaben der literarhistorischen Wissenschaft ist noch ungelöst, noch fehlt uns eine umfassende Charakteristik jener Literaturperiode, die den Übergang von der Romantik zum jungen Deutschland und dem poetischen Realismus bildet. Nicht zu unterschätzende Beiträge dazu liefert Bab<sup>1)</sup> in einigen seiner sechs Reden. Er erhebt nicht den Anspruch, sachlich neue Resultate wissenschaftlicher Forschung auszubreiten, noch neues Material beizubringen. Was er gibt, ist (nach seinem eigenen Ausdruck) eine neue Gruppierung der Dinge. Seine Ausführungen sind teilweise gar zu subjektiv und konstruiert, einige ganz unhaltbar, auch fehlt es nicht an einzelnen Flüchtigkeiten und Unrichtigkeiten, andererseits bewundern wir stellenweise eine verblüffende Treffsicherheit im Charakterisieren. Das gilt von den Chamisso, Platen, Heine und namentlich von den Immermann gewidmeten Betrachtungen, um deretwillen niemand an Babs Buch vorübergehen sollte.

Mit den Dichtern und Schriftstellern dieses Zeitabschnittes befaßten sich ferner mehrere Einzelarbeiten, wie auch neue Ausgaben ihrer Werke erschienen sind: Von dem Benjamin der Romantik, Eichendorff, lernen wir Gedichte aus seiner Breslauer Schulzeit (1802—1805) kennen, die Hilda Schulhof<sup>2)</sup> in sorgsamem Rohdruck veröffentlicht. Ihre ausführliche Besprechung dieser Knabenpoeme dient der Eichendorff-Forschung, hat aber auch allgemeinere Bedeutung, da ihr Versuch, die Jugendpsychologie und selbst die Physiologie als Hilfsmittel zur Erläuterung und Datierung zu benutzen, sehr beachtenswert ist. Als Wegweiser leisteten neben anderen Arbeiten vor allem Elsters „Prinzipien der Literaturwissenschaft“ der Verfasserin wertvolle Dienste. Wir wünschen dem Buch auch Verbreitung in den Kreisen der Lehrer, die ihm zur Beurteilung von Knabengedichten manchen Wink entnehmen können.

1) Julius Bab, Fortinbras oder der Kampf des 19. Jahrhunderts mit dem Geiste der Romantik. Berlin, Georg Bondi. Brosch. M. 2,50, geb. M. 3,—.

2) Eichendorffs Jugendgedichte aus seiner Schulzeit von Dr. Hilda Schulhof. (Prager deutsche Studien. Herausg. von Adolf Hauffen, Primus Lessiak und August Sauer. Heft 23.) Prag 1915, Koppe-Bellmann.

Unmittelbar für Schulzwecke bestimmt ist die in die rechte Zeit fallende Ausgabe von Jahn's „Deutschem Volkstum“.<sup>3)</sup> Der Herausgeber gibt eine geschickte Auswahl und erzählt in einer Einleitung in kurzen Zügen das Leben des wackeren Turnvaters, seine Verdienste in das rechte Licht rückend, ohne seine Schwäche zu verhehlen. Die Lektüre dieses Bändchens wird die deutsche Jugend zur Erhaltung ihrer völkischen Eigenart erziehen und kann darum gerade in unseren Tagen empfohlen werden. — Welche Bedeutung ein anderer Führer unseres Volkes in schwerer Zeit, Ernst Moritz Arndt, für die Gegenwart hat, weiß sein Biograph Müsebed überzeugend auszuführen.<sup>4)</sup> Sein Vortrag ist keine bloße Durchschnittsleistung, sondern enthält, frei von allem Redensartlichen, höchst beachtenswerte Gedankengänge. — Schenkendorfs Briefe an die Brüder Boisseree aus den Jahren 1815—1817, die Elsa v. Klein<sup>5)</sup> sorgsam und mit vielen erklärenden Fußnoten mitteilt, sind nicht inhaltreich; wertvoll aber ist die Untersuchung der Herausgeberin über des Dichters Verhältnis zu Religion und Kunst, die ihn ganz in romantischen Bahnen zeigt.

Als Kind der Romantik ist auch die germanische Philologie zu betrachten. Wer ihre Entwicklung verfolgen will, wird reiches Material in Uhlands Briefwechsel<sup>6)</sup> finden, von dem jetzt der dritte Teil vorliegt. Der die Jahre 1834—1850 umfassende Band, der uns des Dichters gelehrte Arbeit in der Studierstube und auf Bibliotheksreisen, als ihm zum Schmerz aller seiner Freunde der Born der Dichtung zu versiegen schien, vergegenwärtigt, bringt viel bisher Ungedrucktes, und das schon Bekannte ist noch einmal mit den Handschriften sorgfältig verglichen worden. Die ausgedehnten Erläuterungen Hartmanns, die nur selten einer Ergänzung bedürfen, verdienen volles Lob. — Auch die neue Ausgabe vom „Herzog Ernst“-Drama<sup>7)</sup> entspricht allen gerechten Anforderungen, zumal da der Herausgeber sich keine Überschätzung des Wertes zuschulden kommen läßt und dessen dramatische Schwäche nicht verhehlt, auch den Text einwandfrei wiedergibt.

Von Justinus Kerners Gedicht „Bei der Hochzeit eines Ungläubigen“<sup>8)</sup> konnte ich die ursprüngliche Fassung mitteilen und Angaben über Entstehung und Bedeutung der an David Friedrich Strauß gerichteten vier Strophen machen. Neben Kerner, dem treuesten Freunde Uhlands und nächst dem Meister bedeutendsten Dichter

3) Deutsches Volkstum von Friedrich Ludwig Jahn. Herausg. und eingeleitet von Prof. Dr. Heinrich Wolf. (Deutsche Schulausgaben Band 156.) Bielefeld und Leipzig 1916, Delhagen u. Klasing. M. 0,90.

4) Das Gewissen der deutschen Gegenwart E. M. Arndt. Ein Vortrag von Ernst Müsebed. Gotha 1915, Friedrich Andreas Perthes. M. 0,50.

5) Sechs Briefe Schenkendorfs an die Brüder Boisseree. Mit einer Einleitung über sein Verhältnis zu Religion und Kunst. Von Dr. Elsa von Klein in Wien. (S. A. aus Altpr. Mschr.) Elbing 1915, E. Wernich.

6) Uhlands Briefwechsel. Im Auftrage des Schwäbischen Schillervereins herausg. von Jul. Hartmann. 3. Teil. Stuttgart und Berlin 1914, J. G. Cotta. M. 7,50.

7) Ernst, Herzog von Schwaben. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Für den Schulgebrauch und zum Selbstunterricht herausg. von Konrad Stegemann. (Meisterwerke der Literatur. Herausg. von Direktor Dr. E. Hartmann. Bd. 13.) Leipzig 1914, Jul. Klinckschardt.

8) Justinus Kerner und David Friedr. Strauß. Beiblatt der Zeitschr. f. Bücherfreunde. August-Septemberheft 1915.

des schwäbischen Kreises widmet die Forschung jetzt auch Gustav Schwab, der sich selbst bescheiden Uhlands ältesten Schüler nannte, ihr Interesse. Werner Schulze<sup>9)</sup> weist nach, wie den schwäbischen Poeten erst durch Schwab lebhafter Verkehr und geistiger Austausch mit dem ganzen poetischen Deutschland erschlossen wurde, wie er von 1819—1837 die Seele des Stuttgarter, ja des gesamten literarischen Lebens in Süddeutschland war, wie er aber als Dichter durch den Mangel an „poetischer Urkraft“ hinter Uhland und Kerner zurücksteht. Entscheidend für Schwab ist seine moralische Natur und der enge Zusammenhang seines Schaffens mit dem Stofflichen. Nach einer allgemeinen Charakteristik gibt Schulze eine Skizze von Schwabs poetischer Entwicklung, beurteilt seine Verfunft und seinen Sprachschatz und widmet dann der lyrisch-epischen Poesie Schwabs eine eingehende Untersuchung, die sich vornehmlich mit dem Quellenverhältnis beschäftigt. Der Verfasser bringt hier viel wertvolles Material bei und weiß in seiner kritischen Betrachtung das Gelungene von den matteren, farblosen Stücken sicher zu trennen. Schwabs Stoffe, die meist romantisches Gepräge tragen, seine Stimmungsmomente und epische Technik werden beleuchtet, und zusammenfassend verleiht Schulze dem Verfasser das Prädikat eines „liebenswürdigen Erzählers“. Im Anhang werden fünf ungedruckte Gedichte Schwabs mitgeteilt.

Um den mit den Schwaben befreundeten, ihnen im Grunde aber so fernstehenden unglücklichen Lenau hat sich der nimmermüde Castle neue Verdienste erworben<sup>10)</sup>, indem er uns nach Fertigstellung seiner großen Ausgabe von Lenaus Werken und Briefen den ersten Band einer Neubearbeitung des Schurz'schen Buches vorlegt; das als Quellenchrift bedeutsame Werk des Schwagers des Dichters, das unter anderem die an Lenau gerichteten Briefe enthält, ist von Castle teils gekürzt, teils erweitert worden, je nachdem der jetzige Stand der Forschung es erheischte. Der neue Herausgeber hält sich, wo es möglich war, eng an die Quellen, ordnet später Gefundenes mit Geschick ein und bringt auch bisher Unbekanntes. Vor allem ist die bessere Verteilung der Stoffmasse Castles eigenstes Werk; der vorliegende erste Band führt uns bis zum Ausgang des Jahres 1831. Durch Anmerkungen hinter dem Text, Quellennachweise, eine chronologische Übersicht über das mitgeteilte Material und ein Namenregister erleichtert der Bearbeiter die Benutzung.

Charakteristisch für die Übergangsperiode als Lenau ist Immermann. In den Äußerungen seines Wesens, die ich lezhin entdeckte und veröffentlichte<sup>11)</sup>, tritt er uns nicht mehr als Romantiker, sondern als ein fest auf dem Boden der Wirklichkeit stehender Realist entgegen. Es handelt sich um die 1833 anonym erschienenen „Düsseldorfer Briefe“, die neben der Besprechung des Goethe-Zelter'schen Brief-

9) Gustav Schwab als Balladendichter. (Palaestra CXXVI. Untersuchungen und Texte aus der deutsch. und engl. Philologie, herausg. von A. Brandl, G. Roethe und Er. Schmidt.) Berlin, Mayer u. Müller. M. 6,50.

10) Lenaus Leben von Anton H. Schurz. Erneut und erweitert von Eduard Castle. Erster Band. 1798—1831. (Schriften des Literarischen Vereins in Wien XXXVIII.) Wien 1913, Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

11) „Immermann über den Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter“ Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Weimar 1915. Bd. 2. S. 246—248) und „Immermann über Rahel Darnhagen“ (Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde. Januarheft 1915).

wechsels und des Buches „Rahel“ in einigen Sätzen eine treffende Charakteristik des Zeitgeistes geben („die Zeiten der liebenswürdigen Schonung sind vorüber, man sieht Dinge und Personen nicht mehr durchs Prisma, von schönfarbigen Rändern umzogen“. . . . „Dieser Zeit ist bei allen ihren Fehlern dennoch ein leidenschaftlicher Trieb nach Wahrheit eigen“ usw.).

Haben wir in Immermann den Begründer des modernen Zeitromans zu sehen, so gilt uns Wilibald Alexis als der Schöpfer des realistisch-historischen Romans; beide Männer sind Ausläufer und zugleich Überwinder der Romantik. Daß die Werke des „märktischen Walter Scott“ jetzt für den Unterricht an den höheren Schulen nutzbar gemacht werden, ist freudig zu begrüßen, und Graberts<sup>12)</sup> Versuch, die „Hosen des Herrn von Bredow“ in einer Schulausgabe dem jugendlichen Leserkreis zugänglich zu machen, verdient Empfehlung. Bedeutende Kürzungen erwiesen sich freilich als notwendig, aber, haben die Schüler in diesem Auszuge erst den darstellerischen und stofflichen Reiz des Buches kennen gelernt, werden sie später gern zu dem Ganzen greifen, während sie sonst vielleicht vorzeitig durch die Breite des Aufbaus ermüdet worden wären. Die dichterisch und kulturhistorisch bedeutendsten Partien hat der Herausgeber unbeschnitten gelassen und durch eine gute Einleitung sowie zweckmäßige Anmerkungen das Verständnis des Ganzen gefördert.

Ein Kapitel aus der Entwicklung der Erzählungskunst behandelt Heitmann in seiner Arbeit über die Droste<sup>13)</sup>. Nach zahlreichen wertvollen Texterläuterungen charakterisiert der Verfasser an der Hand vieler Beispiele den Realismus und die Objektivität, die der Erzählerin allmählich aus der Anschauung erwachsen. „Die beherrschende Stimmung und einige Requisite“ weisen auf die Romantik zurück, aber im Gegensatz zu den Romantikern vergaß die Droste darüber nicht die Begebenheit und die Charaktere. In der Betonung des Psychologischen geht sie nicht so weit wie Kleist, übertrifft jedoch in dieser Hinsicht an Verinnerlichung den Novellisten Tieck bei weitem. Die Frage nach der Abhängigkeit von Immermanns „Oberhof“ wird offen gelassen, die Bedeutung Annettes als Bahnbrecherin der neueren Heimatkunst aber mit Recht hervorgehoben.

Die sich durch Billigkeit auszeichnende, für den Unterricht bestimmte Ausgabe der „Judenbuche“ des Schöningshschen Verlags<sup>14)</sup> hat nur eine kurze Einleitung und wenige Anmerkungen. Die Angaben, daß Annettes Briefe an Levin Schüding nur warme mütterliche Gefühle verraten und daß die Dichterin lediglich ihrer Körperschwäche wegen unvermählt blieb, sind zu berichtigen. — Eine weit höhere Bedeutung hat Sauer<sup>15)</sup> der westfälischen Novelle. Einführung und Fußnoten be-

12) Die Hosen des Herrn von Bredow. Vaterländischer Roman von Wilibald Alexis. Herausg. von Oberlehrer W. Grabert. Bielefeld und Leipzig 1915, Delhagen u. Klasing. (Deutsche Schulausgaben. Bd. 152.) M. 1,20.

13) Dr. Felix Heitmann, Annette von Droste-Hülshoff als Erzählerin. Realismus und Objektivität in der „Judenbuche“. Münster i. W. 1914. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 2,—.

14) Die Judenbuche. Von Annette Freiin v. Droste-Hülshoff (Schöningshs Textausgaben alter und neuer Schriftsteller. Mit Einleitung und Anmerkungen herausg. von Dr. A. Funke und Dr. Schmitz-Mancy. Nr. 73). Paderborn, Ferd. Schöningsh. M. 0,30.

15) Die Judenbuche von Annette E. Freiin v. Droste-Hülshoff. Mit einer Einführung von Universitätsprofessor Dr. August Sauer. (Neuere Dichter für die studierende Jugend.

ruhen auf eingehender Kenntnis Annettes, ihres Lebens und Schaffens. Der Herausgeber führt uns zu der Quelle der Erzählung zurück und lehrt erkennen, was die Dichterin dieser und was sie sich selbst verdankt. Die Poetisierung des gegebenen Stoffes durch die Droste wird im einzelnen gezeigt, ihre Eigenart gegen die anderer zeitgenössischer Dichter scharf abgegrenzt. — Einen neuen Beitrag zu der Geschichte der Jugend Annettes gibt das von mir aufgefundene Bruchstück<sup>16)</sup> eines Briefes an Therese von Wolff-Metternich. Außerdem konnte ich mit Hilfe der Handschrift eine Textberichtigung zu dem „Bertha“-Torso der Dichterin beibringen<sup>17)</sup>.

Während die Droste den Jungdeutschen stets ablehnend gegenüberstand, widmete der Hesse Georg Büchner sein Erstlingsdrama dem Führer des jungen Deutschland und fand in diesem Kreise begeisterte Aufnahme. Mit Heines Seele hatte die seinige, wie sein neuer Biograph<sup>18)</sup> lehrt, das „Zusammentreffen zweier entgegengesetzter Empfindungsweisen“ gemein, bei beiden finden wir einerseits den „demagogenhaften Ton“ und andererseits ein heftiges Pochen „auf das Recht der Individualität“, und beide griffen gern aus der jungdeutschen Welt zurück in das Reich der Romantik, das sie doch zugleich bekämpften. Mit sicherer Klarheit und tief-eindringendem Verständnis charakterisiert Zobel den frühverstorbenen Büchner als einen echten Sohn jener Periode des Welt Schmerzes, der Zerrissenheit und Stepsis, die er in heißer Leidenschaft durchlebt, aber auch ebenso kraftvoll wie schnell mit Hilfe des „erbarmungslos scharfen Blicks des Mediziners und Naturforschers“ überwunden habe. Verband den Dichter mancherlei mit dem jungen Deutschland, so trennte ihn doch mindestens ebensoviel von dieser literarischen Gruppe, die er an praktischer Erfahrung sowie an seelischer und gedanklicher Tiefe übertraf.

Büchners Zeitgenossen Heine widmet Brauweiler<sup>19)</sup>, gleich Zobel von Zabeltiß ein Schüler Lixmanns, eine im ganzen geglückte Untersuchung, die sich im wesentlichen mit Heines Prosa im Todesjahre Goethes befaßt und einen schätzbaren Beitrag zur Methodik derartiger Arbeiten wie zur Kenntnis Heines überhaupt bildet. Als erste Ursachen des lebendig-enthusiastischen Heineschen Stils erkennt der Verfasser einerseits „die romantische Schätzung des Fühlens und der gemütvollen Äußerung als solcher“ und andererseits „die Abneigung gegen die Gemessenheit, Würde und Dornehmheit des Goetheschen Altersstils“. Im weiteren zeigt er jedoch, wie die Subjektivität der Schreibart, die anfangs teils auf Nachahmung, teils auf Opposition beruhte, Heine allmählich zur Pflicht wurde, zur Forderung, die nach ihm die Jungdeutschen auf das stärkste betont haben.“

herausg. von Dr. A. Betnt und Dr. J. Tschinkel.) Wien, Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. Geb. 80 h. = M. 0,70.

16) Annette v. Droste-Hülshoff. Neues aus ihrer Jugendzeit. Don Werner Deetjen. (Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 133, S. 442—445.)

17) Ebenda.

18) Georg Büchner. Sein Leben und sein Schaffen. Don Max Zobel von Zabeltiß (Bonner Forschungen, herausg. von Berthold Lixmann. Schriften der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn. Neue Folge. VIII). Berlin 1915, G. Grote. M. 4,—.

19) Heines Prosa. Beiträge zu ihrer Wesensbestimmung von Ernst Brauweiler. (Bonner Forschungen, herausg. von Berthold Lixmann. Schriften der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn. Neue Folge IX.) Berlin 1915, G. Grote. M. 4,—.

## Literaturbericht.

### Kriegsliteratur.

Von Friedrich Panzer in Frankfurt a. M.

Die großen Werke, die zusammenfassend von dem Verlaufe des Weltkrieges berichten, folgen mit tunlicher Raschheit den Ereignissen. Der deutsche Geschichtskalender<sup>1)</sup> hat seine Berichterstattung bereits bis in den Juni 1916 geführt. Von Monat zu Monat stellt er die Ereignisse nach den verschiedenen Kriegsschauplätzen geordnet zusammen und verfolgt daneben sorgfältig die innerpolitischen Ereignisse in Deutschland wie im Auslande. Eindringliche Sachregister am Schlusse des Vierteljahrs ermöglichen ein rasches Zurechtfinden. Der Seeschlacht am Skagerrak hat der Kalender, der weiteren Berichterstattung vorausgehend, in dankenswerter Weise ein Sonderheft gewidmet, das die amtlichen deutschen und englischen Berichte nebst den wichtigsten Preßstimmen des In- und Auslandes wiedergibt, um ein begründetes Urteil über dies so gewaltige als umstrittene Ereignis zu ermöglichen.

Von der Chronik der Leipziger Illustrierten Zeitung<sup>2)</sup> sind uns die Lieferungen 21—25 zugegangen. Sie setzen die Schilderung mit der früher gekennzeichneten reichen Ausstattung fort. Den Text P. Schredenbachs begleiten zahlreiche treffliche Wiedergaben von Lichtbildern wie namentlich von Zeichnungen und Bildern der Sonderzeichner der Zeitung und sonstiger Künstler.

Von der früher angezeigten Chronik des Grandh'schen Verlags<sup>3)</sup> in Stuttgart liegen uns Heft 13—20 vor. In Aufsätzen von A. Sendrich, K. Floeride, H. Günther, E. Kalkschmidt u. a. und zahlreichen kleinen Artikelchen suchen die Hefte allen Tatsachen und Erscheinungsformen des großen Ringens gerecht zu werden. Die Ereignisse werden erzählt, alle Kriegsmittel und militärischen Anstalten erörtert von den Waffen und Befestigungen bis herab auf Kücheneinrichtungen und Soldatenpresse, Übersichten über Heer und Flotte gegeben, Land und Leute in den vom Kriege erfaßten Gegenden geschildert, die maßgebenden Persönlichkeiten vorgeführt: so wird schließlich im Zusammenwirken mit den reichen Beigaben an guten Bildern, Skizzen, Relieftafeln und Tafeln ein sehr anschauliches Bild der Vorgänge ausbreitet und ein begründetes Verständnis des denkwürdigen Geschehens angebahnt.

Ein neues Unternehmen bringt der Verlag von Delhagen & Klasing aus der Feder von Hanns v. Sobeltig.<sup>4)</sup> Es ist auf eine einheitlich zusammenfassende Darstellung des Krieges in zwei Bänden abgesehen. Die vorliegende erste Lieferung führt bis zur Schlacht bei Tannenberg. Der Verfasser war als Offizier und gewandter Schriftsteller wohl imstande, eine fesselnde, auf guter Einsicht und genauer Ver-

1) Der europäische Krieg in attemmäßiger Darstellung. 18.—23. Lieferung, Dezember 1915 bis April 1916. S. 939—1210; S. 1—1352; Sonderheft: Die Seeschlacht am Skagerrak S. (1—84). Leipzig, Selig Meiner.

2) Illustrierte Weltkriegschronik der Leipziger Illustrierten Zeitung. 21.—25. Lieferung. Leipzig, J. J. Weber. S. 409—536. Je M. 0,60.

3) Der Krieg. Illustrierte Chronik des Krieges 1914—15. Stuttgart, Grandh'sche Verlagshandlung. Heft 13—20. S. 281—472. Je M. 0,30.

4) Hanns v. Sobeltig, Der große Krieg. Dargestellt in zwei Bänden. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Bielefeld, Berlin u. Leipzig, Delhagen u. Klasing. 1. Abteilung. 168 S. M. 3,—.



arbeitung ruhende Darstellung zu liefern. Die Ausstattung ist vortrefflich. Sehr gute, zum Teil farbige Bilder begleiten den Text. Sehr hübsch und lehrreich sind die teilweise bunten Kartenskizzen zum Feldzug in Frankreich wie zu den Hauptschlachten.

Zielen diese Chroniken schon auf eine objektive Darstellung der Ereignisse, in denen wir noch mitten inne stehen, so hat ein groß angelegtes Werk, von dem E. Jädh soeben im Auftrage und zum Besten des Roten Kreuzes den 1. Band erscheinen läßt, sich ein anderes Ziel gesetzt: es will den Krieg als Erlebnis und Erfahrung schildern, die Stimmung und den Geist festhalten, solange sie noch in Fluß sich befinden, in dem Deutschland und seine Verbündeten diesen Krieg führen. Gewiß ein nützliches Unternehmen und nur in unserer Zeit selbst ausführbar. Denn das ist keine Frage — jeder erlebt und hundert Zeugnisse beweisen es täglich —, daß unsere innere Einstellung zu dem großen und furchtbaren Geschehen sich verschiebt und wechselt, daß manches, das wir empfunden, schon wieder der Vergangenheit angehört, so daß es der Besinnung, ja eines Wiederhervorholens äußerer Erinnerungen bedarf, um uns die gehabtten Eindrücke noch einmal in alter Stärke zu vergegenwärtigen. Hier sind denn unter Jädhs Führung eine ganze Reihe bedeutender Schriftsteller am Werke, für die Zukunft festzuhalten, was in unserer und den verbündeten Nationen bei Ausbruch des Krieges und während seiner Dauer empfunden ward. Die einzelnen Beiträge sind naturgemäß von verschiedenem Charakter und Wert. „Das diplomatische Vorspiel“ wird von H. Onden, O. Weber und S. Meinede geschildert; sehr lebendig gibt Ondens Bericht die Stimmungen der letzten Julitage von 1914 wieder. Aus der Zeit der Mobilmachung in Deutschland und Österreich erzählen O. Wöhrle, H. Bahr, S. Klatt und M. Fischer; der Erstgenannte vor allem hat ein prächtiges Stimmungsbildchen aus dem Elsaß gezeichnet. „Die Kämpfe“ schildern eine lange Reihe von Feldpostbriefen, die Ph. Wittkopp zusammengestellt hat; aus verschiedenen Erscheinungsformen, Gegenden, die der Krieg durchlief, erzählen da Angehörige der verschiedensten Stände in mannigfaltiger Auffassung und Stimmung die verschiedensten Dinge. „Das Gesicht Deutschlands und der verbündeten Länder“ führt der dritte Abschnitt vor. A. Bradmann, K. Bär, W. v. Scholz, M. v. Bunsen u. a. führen uns nach Ostpreußen, Tirol, dem Bodensee, Oberbayern, Berlin, Budapest, Sofia und Konstantinopel; der Bericht R. v. Machs aus Sofia bietet besonders fesselnde Mitteilungen über wechselnde Stimmungen und Vorgänge, von denen man aus unseren Zeitungen seinerzeit naturgemäß wenig erfahren konnte. Bedeutende Künstler wie Rosegger, Hesse, Corinth und Gelehrte wie Lamprecht, v. Wilamowitz, Joël, Misch offenbaren im letzten Abschnitte „den Geist im Kriege“, will sagen: die seelische Einstellung der Daheimgebliebenen und Arbeitenden zu den Vorgängen draußen. Beobachtungen, wie der Weltkrieg in Kinderseelen sich spiegelt, stellt ein Aufsätzchen von W. Dix zusammen. So hat sich in der Tat ein sehr anziehendes Buch ergeben, das für Gegenwart und Zukunft von Wert sein wird. Dem vorliegenden Bande hat J. V. Cisarz eine prächtige Ausstattung gegeben. Ein 2. und 3. Band sollen, die Erfahrungen des Krieges in der Heimat und im Felde behandelnd, bei Kriegsschluß erscheinen.

5) Der große Krieg als Erlebnis und Erfahrung. Auf Anregung und unter Mitwirkung des Zentralkomitees vom Roten Kreuz. Herausg. von Ernst Jädh. 1. Band: Das Erlebnis. Götta 1916, A. Perthes. XI, 297 S. Geb. M. 10,—.

Ludwig v. Pastor, dessen Lebensgeschichte Konrads v. Hötzendorf wir im letzten Bericht nachdrücklich empfehlen konnten, ist nun auch mit einer Schilderung D. Danfls hervorgetreten.<sup>6)</sup> Das Büchlein ist schon darum zu begrüßen, weil in Deutschland in der Tat, von dem österreichischen Generalstabschef abgesehen, sehr wenig über die Persönlichkeiten der österreichischen Heerführer bekannt ist, die doch in diesen Jahren unter den ungeheuerlichsten Schwierigkeiten jeder Art so Bedeutendes geleistet haben und noch vollbringen. Auch hier wird uns eine sympathische Persönlichkeit sehr lebendig vorgeführt; sie rückt uns um so näher, als der Verfasser zahlreiche Mitteilungen aus Briefen machen konnte, die Danfl aus dem Felde an seine Frau gerichtet hat. Dem Verfasser waren auch sonst Quellen zugänglich, die ihm erlaubten, manches aus den großen Kämpfen im Osten zu Anfang des Krieges genauer darzustellen, als es bisher öffentlich bekannt war.

Aus der politischen Literatur liegt uns ein Buch vor, das auch hier genannt zu werden verdient. „Schwedische Stimmen zum Weltkrieg“<sup>7)</sup> betitelt sich die deutschfreundliche Schrift, die Schweden aufzurufen sucht zu seiner wahren Aufgabe in diesem Kriege. Seine Lesung empfiehlt sich nicht nur um dieser Richtung willen. In eingehenden Darlegungen über Schwedens Beziehungen zu den Westmächten wie zu Deutschland während des abgelaufenen Jahrhunderts entrollt es ein Bild, das zu nachdenklicher Betrachtung herausfordert. Die gegenwärtige Haltung Schwedens und die Schwierigkeiten, denen unsere Sache bei einem großen Teile des uns so nahe verwandten Volkes begegnet, werden daraus in ihren Ursachen hell beleuchtet.

Die Kriegsschriften des Evangelischen Bundes<sup>8)</sup> beschäftigt naturgemäß vorwiegend das religiöse Leben im Kriege. Wir heben daneben aus den letzter erschienenen Hefen die übersichtliche Geschichte Polens von dem Wiener Privatdozenten der Kirchengeschichte K. Dölger hervor, die manchem willkommen sein kann, der zu dem schwierigen und nur auf geschichtlicher Grundlage ernsthaft zu erörternden Probleme „Polen“ eine begründete Stellung gewinnen möchte.

Von den „Deutschen Reden in schwerer Zeit“<sup>9)</sup> ist ein dritter Band erschienen; mit ihm sollen das Unternehmen und die Veröffentlichung dieser Vorträge, die vom Verein für volkstümliche Kurse Berliner Hochschullehrer und der Zentralstelle für Volkswohlfahrt veranstaltet wurden, den Abschluß finden. Der Band bietet wieder manches Anziehende. H. A. Schmid spricht über Deutschtum und bildende Kunst, R. Stamler über die Gerechtigkeit in der Geschichte, S. Meinecke über deutsche Kultur und Machtpolitik im englischen Urteil, A. Penz wägt als Geograph gegeneinander ab, was wir in diesem Kriege gewonnen und verloren haben, O. Baumgarten untersucht die schwierige Frage, wie der gegenwärtige Krieg sich vor den Friedenslehren der Bergpredigt rechtfertigen lasse, M. v. Gruber spricht über Krieg,

6) Ludwig v. Pastor, Generaloberst Viktor Danfl, der Sieger von Krasnit und Verteidiger Tirols. Beiträge zur Kenntnis seiner Persönlichkeit. Wien und Freiburg i. B. 1916, Herdersche Verlagshandlung. VIII, 78 S. M. 1,40.

7) Schwedische Stimmen zum Weltkrieg. Übersetzt und mit einem Vorwort versehen von Dr. Friedrich Stiede. Leipzig, B. G. Teubner. 203 S., geh. M. 2,40, geb. M. 3,40.

8) Volksschriften zum großen Krieg. 77.—91. Heft. Berlin 1916, Verlag des Evangel. Bundes. Jede Nr. M. 0,20. (Darunter Heft 77/78 Karl Dölger, Polen. 36 S. M. 0,20.)

9) Deutsche Reden in schwerer Zeit. 3. Band. Berlin 1915. C. Heymanns Verlag XII, 381 S. M. 4,—.

Frieden und Biologie, W. Kahl über Italiens Treubruch, E. Troeltsch schildert den Kulturkrieg, C. S. Lehmann-Haupt den Krieg und das Deutschtum im Auslande, S. J. Schmidt spricht von dem heiligen Vermächtnis unserer gefallenen Helden; anthropologische und ethnographische Betrachtungen über die am Kampfe beteiligten Völker werden von W. Waldeyer und S. v. Luschan angestellt. Unsere Leser möchten am meisten die Ausführungen von Schmid und Troeltsch fesseln. Schmid wägt die völkischen und übervölkischen Bestandteile in der Kunst gegeneinander ab und betont nachdrücklich, wie sehr die ersteren gerade durch den Krieg in ihrer Bedeutung deutlich geworden seien; auch in der griechischen Kunst und der italienischen Renaissance sehen wir heute nicht mehr den Höhepunkt der Kunst für alle Zeiten, sondern „den nationalen Stil hochbegabter Völker“. Wenn diese Kunstströmungen gerade uns Deutsche besonders fesseln, so will Schmid das, an L. Woltmann sich anschließend, daraus ableiten, daß eben dem germanischen Element unter den Italienern bei Entstehung der Renaissance ein bedeutender Anteil zukomme, ähnlich wie bei Entstehung der Gotik unter den Franzosen. Deutsche Neigung zum Griechentum, wie Schmid tut mit der gemeinsamen indogermanischen Abstammung zu begründen, geht aber doch nicht gut an. Der Redner macht weiter den Versuch, die Eigenart deutscher Kunst der romanischen gegenüber abzugrenzen und bringt dabei, wennschon man manche Einwendungen oder Ergänzungen anzubringen hätte, Treffendes vor. Es wäre in Erinnerung an einen Streit, der gerade vor dem Kriege einmal unsere Öffentlichkeit bewegte, dringend zu wünschen, daß unsere Museumsverwaltungen bei ihren zahllosen Ankäufen französischer Gemälde unter Vernachlässigung der heimischen Kunst sich Schmid's Worte gesagt sein ließen: „Es ist kaum eine größere Ungeheuerlichkeit denkbar, als den ausübenden Kräften eines Volkes mit alter Kultur Werke fremder Künstler zur blinden Verehrung zu empfehlen, die seinem Wesen ablehnend oder feindlich gegenüber stehen, Werke von Künstlern sogar, deren Eigenart dem Deutschen verächtlich erscheinen muß.“ — Sehr fesseln und eigenartig sind auch die Ausführungen von Troeltsch, die den Kulturkrieg behandeln, den unsere westlichen Feinde gegen uns führen. Troeltsch deckt die ausgesprochen politischen Unterlagen und Absichten dieses angeblichen Kulturkampfes auf und schildert die Aufgaben, die eine solche Erkenntnis ihm gegenüber stellt. Auch ihre negative Seite, daß es dementsprechend gar keinen Sinn habe, diese Angriffe sachlich ernst zu nehmen und Stück für Stück im einzelnen zu widerlegen, verdient besondere Betonung.

Die plötzliche tätige Offenbarung deutscher Eigenart bei Ausbruch des Krieges hat uns Deutsche selbst schier überrascht und so tief beglückt, als sie unseren westlichen Feinden alsbald der gehässig begeisterte Gegenstand eines wohlgeleiteten geistigen Feldzuges wird. Den mannigfachen Bemühungen, das Wesen deutscher Art zu bestimmen, gesellt A. Biese einen Versuch, die deutsche Seele zu ergründen, indem er sie im Spiegel deutscher Dichtung auffängt. Der zeigt deutlich ihre Mannigfaltigkeit und scheinbaren Gegensätze, ihre Wandlungen im Laufe der Zeiten, ihre wechselnde Verpersönlichung in unseren großen Dichtern, in denen ihre verschiedenen Strebungen wirkende Gestaltung gefunden haben. — Aus theoretischen Betrachtungen möchte dagegen ein Lebensreformer, C. Rußwurm, das germanische Grund-

10) Alfred Biese, Die deutsche Seele im Spiegel deutscher Dichtung als unbesiegbare Macht. Berlin 1916, Wiedemannsche Buchhandlung. 43 S.

gesetz ableiten.<sup>11)</sup> Auf eine, übrigens monarchisch gedachte, Sozialisierung der Wirtschaft, des Bodens vor allem, sollen körperliche und geistige Gesundheit, eine germanische Kunst und Religion sich gründen. Es steht zu fürchten, daß die Mannigfaltigkeit des Lebens sich nicht leicht diesem ganz rationalistischen Systeme einfügen wird, das eine Welt- und Lebensanschauung mit geometrischen Figuren und Beweisen erhärten möchte.

Eine Reihe kleiner Aufsätzen, vielleicht auch Ansprachen aus der Kriegszeit hat K. Kinzel<sup>12)</sup> gesammelt; sie sprechen warm und entschieden die gefühlsmäßigen Regungen aus, die der Krieg in einem deutschen Herzen auslöst.

Ein sehr fesselndes Büchlein über den Einfluß des Krieges auf das Seelenleben hat der Gießener Psychiater R. Sommer<sup>13)</sup> geschrieben. In Erweiterung einer früher veröffentlichten Rektoratsrede verbreitet der Verfasser sich hier ausführlicher auf Grund eines reichen Beobachtungstoffes, den ihm seine Klinik, wie Feldpostbriefe und Beobachtungen in der Heimat lieferten. Der eigentlichen „Psychopathologie“ wird dabei mit Recht der geringste Raum gegönnt; sie gehört vor das Forum des Arztes. Eingehend aber wird die allgemeine Seelenlage während des Krieges und durch ihn in unserem Volk wie im feindlichen Ausland behandelt. Die Vorstufen und Grundlagen: Bereitschaft, Patriotismus, Kriegstüchtigkeit als erbliche Eigenschaft, werden erörtert, dann die militärische Verwendung der geistigen Arbeiter, die geistige Verfassung der Heerführer, der Verwundeten und Ermüdeten. Die Psychologie der Aussage, der Spionage, der Feldpostbriefe, der Erfindungen, des Kapitals, der Presse, der Stände, Krieg und Volksbildung, Religion und Aberglaube: alles wird ruhig und gründlich untersucht und fesselnd dargestellt, vielfach auch aus Feldpostbriefen belegt.

Auch Heinrich Stümcke<sup>14)</sup> hat mit „Theater und Krieg“ ein überaus nützliches Büchlein geliefert. Der erste Abschnitt schildert mit reichem Belegstoff den Einfluß des Krieges auf den äußeren Theaterbetrieb und die Art, wie er nach den verschiedensten Seiten hin den so jäh geänderten Verhältnissen gegenüber sich einzustellen suchte; der Literaturhistoriker wird sich daraus vornehmlich die erstaunlich umfangreiche Liste der Theaterstücke anmerken (S. 15 ff., 128), die sofort den Krieg und seine Stimmungen dramatisch zu verarbeiten suchten. Anziehend aber wird ihm vor allem der Hauptteil des Buches sein, der „Deutschlands große Kriege im Spiegel der dramatischen Dichtung“ behandelt. Mit weitreichender Sachkunde hat der Verfasser die Dramen zusammengestellt, in denen der Dreißigjährige Krieg, die Kämpfe des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen, die Freiheitskriege, die Kämpfe von 1864, 1866 und 1870/71 sogleich oder später Gegenstand der Darstellung wurden; es sind aber auch Dramen verzeichnet, in denen, wie etwa in den Hermannsdramen aus den Befreiungskriegen, die Kriegsstimmung jener Zeiten mit Herstellung

11) Carl Rußwurm, Bücher vom frischen Leben. 8°. Leipzig, E. Matthes. Das germanische Grundgesetz von der Freiheit des Menschen und der Welt. Ein Führer zu german. Wesen in Wirtschaft, Kultur u. Religion. 79 S. 1916. M. 1,80.

12) K. Kinzel, Halt fest, mein deutsches Volk. 13 Kriegsaufsätze. Berlin 1916, Schriftenvertriebsanstalt. 56 S. M. 0,70.

13) R. Sommer, Krieg und Seelenleben. Leipzig 1916, Otto Nemnich. 96 S. M. 1,—.

14) Heinrich Stümcke, Theater und Krieg. Oldenburg 1915, Schulzische Verlagsbuchhandlung. 128 S.

durchsichtiger Beziehungen einen mittelbaren Ausdruck fand. Eine dramaturgische Studie über die Schlacht auf der Bühne macht den Beschluß.

In mittelbarem Bezuge zum Kriege steht auch die Schrift von Friß Behrend<sup>15)</sup>, die einige wort- und literargeschichtliche Studien von Interesse und dauerndem Wert darbietet. Der Verfasser legt zunächst dar, wie der Ausdruck „Erbfeind“, zuerst als Bezeichnung für den Teufel gebraucht, am Ende des Mittelalters aufs weltliche Gebiet übertrat, dort zunächst für den Türken, aber schon von Kaiser Maximilian auch einmal auf den Franzosen angewendet wird, für den es erst seit der Zeit der Befreiungskriege häufiger hervortritt. Die Belege scheinen auch da übrigens überraschend spärlich, lassen sich aber wohl noch ergänzen. Der zweite Vortrag handelt von „welscher Tüde“ im deutschen Lied, was Gelegenheit gibt, die Geschichte des Wortes „welsch“ aufzurollen. Vom „schwarzen Michael“, brandenburgischem Kapitän im Elsaß um 1600, teilt die dritte Studie ein Lied mit. Eine Betrachtung der politischen Flugschriften Leibnizens gibt Veranlassung zu einer anziehenden Zusammenstellung über die mannigfaltigen Einkleidungen, in denen diese Literaturgattung damals aufzutreten liebte. Die Erörterung des Verhältnisses, in dem Gellert zum Kriege stand, mußte notwendig unergiebig bleiben; fesselnder sind die Darlegungen über Kants und Luthers Stellungnahme zur gleichen Frage, welcher letzterem Gellert trotz der zeitlichen Entfernung innerlich näher stand als jenem. Von den Anfängen der flämischen Bewegung in Belgien spricht der letzte Vortrag.

Die Großen aus der Vergangenheit unseres Volkes werden immer wieder beschworen, als Helfer in der Gegenwart sich zu bewähren. Theodor Körners Leben hat Magnus Jochem<sup>16)</sup> für Feldgraue fromm, warmherzig und beredt geschildert. Das literargeschichtlich völlig anspruchslose Büchlein ist wohl geeignet ins Feld geschickt zu werden, um dort einfachen, empfänglichen Seelen als Unterhaltung und Stärkung zu dienen.

Alfred Biese<sup>17)</sup> stellt in einem gut ausgestatteten Büchlein Gedichte auf Bismarck in geschmackvoller Auswahl zusammen und leitet sie mit dem Abdruck eines Vortrages ein, der durch eine mit genauer Kenntnis zusammengetragene Fülle bezeichnender kleiner Züge und Vorgänge aus Bismarcks Tätigkeit und Entwicklung ein ungewöhnlich lebendiges Bild gibt.

Von Franz Schrönghammer-Heimdal<sup>18)</sup> konnten wir im letzten Berichte schon zwei liebenswürdige Büchlein anzeigen; „Mein Dörfel im Krieg“ übertrifft seine Vorgänger. In einer Reihe kleiner Erzählungen, Bilder und Gedichte wird die Wirkung des furchtbaren Krieges auf Leben und Leute eines bayrischen Walddorfes geschildert. Die Deutschheit, Herzlichkeit und Innigkeit, die der Verfasser schon früher verriet, sind ihm treu geblieben, seine Gestaltungskraft scheint gewachsen. In den

15) Friß Behrend, Altdeutsche Stimmen, sechs Vorträge während des Krieges. Berlin 1916, Weidmannsche Buchhandlung. 107 S.

16) Magnus Jochem, Theodor Körner, der schwarze Jäger. Ein Appell an meine Kameraden im Felde. Mit Körners Bildnis. Freiburg i. B. 1916, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 96 S.

17) Alfred Biese, Bismarck im Leben und in deutscher Dichtung. Berlin 1916, G. Grote. 124 S.

18) Franz Schrönghammer-Heimdal, Mein Dörfel im Krieg. Freiburg i. B. 1916, Herdersche Verlagsbuchhandlung. VIII, 172 S.

kleinen Prosaschilderungen findet sich ebenso Treffliches wie in den eingestreuten Gedichten, namentlich den mundartlichen; Leben, Denken und Fühlweise des Volkes hat hier einen scharfen Beobachter und vortrefflichen Gestalter gefunden. Auch manche heitere Szene schiebt sich dazwischen; darunter steht ein so köstliches, zwerchfellerschütterndes Stück wie „Der Hindenburg“. Es erinnert an die besten Sachen von Ludwig Thoma, nur daß auch der Satire des Verfassers in erfreulichem Gegensatz zu Thoma nie die Liebe ausgeht.

Die Kriegsgeschichten von Joseph Gorbach<sup>19)</sup> müssen dem gebildeten Leser zu absichtlich in der Erfindung und zu handgreiflich in der Moral erscheinen. Einfachen Gemütern werden diese sehr bodenständigen, sehr volkstümlich erzählten, im katholischen Sinne frommen Geschichten immerhin erfreulich sein. Sie spielen alle in der Heimat, die Wirkungen spiegelnd, die der Krieg auf bauerliches Leben in der Umgegend von Bregenz äußert.

In Gedichtform hat Bruno Tanzmann<sup>20)</sup> seine Kriegserlebnisse gefaßt. Die Gedichte sind ungleich, alles Gereimte weniger gelungen als die freien Rhythmen, die dem gesteigerten Erleben ein gemäßes Gefäß werden. Einzelnes ist hier wirklich geschaut und erfühlt und glücklich ausgedrückt und mit manchem Literarischen und Gemachten verjöhnen Verse wie diese etwa:

Schneller als der Tod laufen kann,	Und als Deutschlands Kaiser
gilt es zu springen, und jedesmal, wenn er	und sein Feldmarschall Genius Hindenburg
die tausende Senfe zuckt, gilt's sich zu bucken:	vor uns die Hände an die Helme legen:
drei Tage — und unser ist die Festung!	kein Lächeln! Noch schauert
Aber kein Vittoriarufen!	des Todes Grauen um uns!
Zu müd, zu müd!	

Rudolf Herzog<sup>21)</sup> hat seinem „Ritter, Tod und Teufel“ eine zweite Sammlung von Kriegsliedern folgen lassen unter dem Titel „Vom Stürmen, Sterben, Auferstehn“. Es sind fast durchweg Gedichte halb epischer Art, ausgehend von tatsächlichen Vorgängen auf verschiedenen Kriegsschauplätzen, die der Dichter geschaut und leidenschaftlich durchempfunden hat. Sie zeigen denselben großen und starken Schwung, denselben lauten Ton wie die erste Sammlung. Etwas von Kommandoruf und Kolonnenritt ist daran hängen geblieben; eine starke vaterländische Gesinnung und völkische Zuversicht trägt das Ganze.

Die Sammlung von Kriegsgedichten geht noch immer weiter. Eine knappe Auswahl für die Schule gibt K. Werner<sup>22)</sup>, Dichtungen vom Anteil der Frauen am Kriege hat ein Heft des Evangelischen Bundes<sup>23)</sup> gesammelt. Das umfangreiche, gut ausgestattete Büchlein von P. Lang<sup>24)</sup> möchte „ein vaterländisches Kriegslese-

19) Joseph Gorbach, Blut und Tränen. Kriegsgeschichten. Freiburg 1916, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 98 S. M. 1,—.

20) Bruno Tanzmann, Als Landwehrmann mit der Brigade Graf von Pfeil. 2. Teil, Kriegsliteratur. Hellerau, Wanderschriftenzentrale. 108 S. M. 2,50.

21) Rudolf Herzog, Vom Stürmen, Sterben, Auferstehn. Kriegsgedichte. Leipzig 1916, Quelle u. Meyer. 127 S. M. 2,—.

22) Kriegsgedichte für die deutsche Jugend. Herausg. von Kurt Werner. Leipzig 1916, Zenien-Verlag. 49 S.

23) Deutsche Frauen, deutsche Treue. Gedichte aus dem Weltkriege. Berlin 1916, Verlag des Evangelischen Bundes. 29 S. Volksschriften zum großen Krieg 82/83.

24) Die Trommel schlug zum Streite. Vaterländisches Kriegslesebuch für Deutschlands

buch“ für die Schule bringen, indem es vorwiegend Epiſches ſammelt, darin Erlebniffe und Geſchichten aus dem Kriege ſich ausſprechen.

Kein Kriegsbuch und doch aufs glücklichſte einſchlagend in die Zeit und Stimmung, in der wir leben, erſcheint „Der Barde“ von Walthſer Eggert-Windegg.<sup>25)</sup> Der Herausgeber legt uns eine umfangreiche Sammlung von Gedichten vor, die Tatſachen und Ereigniſſe der deutſchen Geſchichte zum Gegenſtande haben, und in langer Folge wird uns der geſamte Ablauf von urgermaniſcher Zeit bis zum Ausbruche des Weltkriegs vor Augen geſtellt. Scharfe Auswahl war dabei der Grundſatz des Sammlers. So ſehr das Gegenſtändliche für das Buch maßgebend ſein mußte, blieb er doch beſtrebt, nur Dichtungen aufzunehmen, die durch ihre innere Form als wirkliche Kunſtwerke ſich auswieſen. Dieſe Bemühung hatte vollen Erfolg; der umfaſſenden Belesenheit und dem Spürſinn des Herausgebers iſt es gelungen, eine erſtaunliche Fülle von Gedichten zuſammenzubringen — es mögen über 400 ſein —, unter denen nichts künſtleriſch Wertloſes ſich findet. Es bleiben immer noch nur Ausſchnitte aus der Geſchichte, vereinzelt Szenen und Geſtalten, die ſo ſich darſtellen; aber das Werk kann ſich trotzdem den Geſchichtsbüchern an die Seite ſtellen. Denn was hier Dichter in tiefem Nachfühlen dargeſtellt und durch die künſtleriſche Geſtaltung zu höchſter Lebendigkeit erhoben haben, das reicht uns in verdichteter Form, was ſonſt nur die ausgeführteſte Geſchichtserzählung eines Meiſters vom Sach zu bieten vermöchte. Die verſchiedenen Dichterindividualitäten aus verſchiedenen Zeiten — der Herausgeber iſt bis auf Walthſer von der Vogelweide und Paul v. Winterfelds Erneuerungen mittellateiniſcher Dichtung zurückgegangen — ſorgen dafür, daß es dem Geſchehen zugleich nicht an mannigfaltiger Spiegelung fehle. Alles in allem denn ein treffliches Buch, dem wir eifrigen Gebrauch auch in der Schule wünſchen. Durch die ſchöne Ausſtattung, die der Verlag ihm gegeben, eignet es ſich auch zu einem prächtigen Feſtgeſchenk für unſere Jugend.

An dieſer Stelle mag auch auf die neue, ſehr erweiterte und vertiefte Auflage des wohlbekannten Buches nachdrücklich verwieſen ſein, in dem Paul Pietſch<sup>26)</sup> im Auftrage des Sprachvereins unſerer Mutterſprache den Ehrenkranz geflochten hat.

Endlich mögen hier zwei Bücher zur ſoldatiſchen Volkſtunde noch vorläufig erwähnt ſein: K. Bergmann<sup>27)</sup> hat die Soldatensprache, John Meier<sup>28)</sup> das gegenwärtige Soldatenlied behandelt. Eine Beſprechung der Schriften behalten wir einem künftigen Berichte vor, in dem wir „Krieg und Volkſtunde“ im Zuſammenhang zu behandeln gedenken.

Schulen. Schöne Gedichte aus der Zeit des Großen Krieges 1914—16. Für den Schulgebrauch zuſammengestellt von Paul Lang. München, Carl Schnell.

25) Der Barde. Die ſchönſten hiſtoriſchen Gedichte von den Anfängen deutſcher Geſchichte bis zur Gegenwart herausg. von Walthſer Eggert-Windegg. München, C. F. Beck. XVI, 380 S. M. 6,—.

26) Deutſcher Sprache Ehrenkranz. Dichterische Zeugniſſe zum Werden und Weſen unſerer Mutterſprache. Geſammelt und erläutert von Paul Pietſch. 2. erheblich erweiterte Auflage, Berlin 1915, Allgem. deutſcher Sprachverein. XX, 715 S. M. 5,—.

27) K. Bergmann, Wie der Feldgraue ſpricht. Scherz u. Ernst in der neuſten Soldatensprache. Gießen 1916, A. Töpelmann. 60 S. M. 0,80.

28) John Meier, Das deutſche Soldatenlied im Felde. Straßburg 1916, K. J. Trübner. 76 S.

## Mitteilungen.

In Frankfurt a. M. tagte am 30. Sept. und 1. Okt. der Verband deutscher Vereine für Volkskunde, dem gegenwärtig 57 Vereinigungen angehören, zum ersten Male wieder seit Ausbruch des Krieges. Aus den in den Ausschußsitzungen erstatteten Berichten sei folgendes hervorgehoben: Die Veröffentlichung der so wichtigen als umfangreichen Lieder Sammlung Ludwig Erts, die auf der Königl. Bibliothek in Berlin liegt, ist gesichert. Der 1. Band wird demnächst ausgegeben. Das „deutsche Volksliedearchiv“, in dem eine umfassende Sammlung der deutschen Volkslieder der Vergangenheit und Gegenwart niedergelegt werden soll, ist in Freiburg i. B. gegründet und der Leitung John Meiers unterstellt worden. Schon sind gegen 60000 Volksliedvarianten dort in Abschriften gesammelt. Ein musikalisches Archiv für das Volkslied wird ihm baldigst zur Seite treten; es soll auch phonographische Aufnahmen sammeln. Die im Gange befindlichen großen Unternehmungen des Verbandes, die vollständige Einsammlung des lebenden Volksliedes, die Sammlung der Segen- und Zauberformeln, der Flurnamen und die geplante Trachten Sammlung haben naturgemäß unter dem Ausbruch des Krieges gelitten. Auf der anderen Seite ist man tatkräftig ans Werk gegangen die Aufgaben zu bearbeiten, die gerade der Krieg der deutschen Volkskunde stellt. Einzelpersonlichkeiten und einzelne Vereine sind seit langem geschäftig gewesen, auf dem Gebiete der soldatischen Volkskunde zu sammeln. Der Verband hat beschlossen, auch seinerseits die Sammlungen von Soldatenbriefen, des Soldatenliedes, des soldatischen Aberglaubens wie der Soldatensprache, letztere gegebenenfalls zusammen mit der Berliner Akademie der Wissenschaften zu organisieren oder zu fördern. Der soldatischen Volkskunde waren auch die Vorträge in der öffentlichen Hauptversammlung gewidmet: Dr. Maußer-München gab einen kritischen Überblick über die bisherige Erforschung der Soldatensprache und die Aufgaben ihrer künftigen wissenschaftlichen Bearbeitung, Dr. Bächtold-Basel berichtete über soldatischen Aberglauben nach den Erfahrungen des jetzigen Krieges; ein Vortrag über das Soldatenlied mußte wegen Erkrankung des Vortragenden G. R. Friedländer-Berlin leider ausfallen. P.

Aus Zeitschriften Baar: Die Behandlung deutscher Lesestücke (Deutsches Philologenblatt 24. Jg. Nr. 34 S. 553). — Wülker: Walter Harlans „Nürnbergisch Ei“ im D. U. (Ebenda Nr. 35 S. 572). — Luther: Heinrich v. Kleists Patriotismus und Staatsidee (N. Jbb. 37. Bd. Heft 8 S. 518). — Richter: Zur Geschichte des deutschen Freiheitsbegriffs (N. Jbb. 38. Bd. Heft 8 S. 353). — Müller-Freienfels: Die Literatur um 1910 (Lit. Cdo 19. Jahr Heft 1 S. 1). — Sorof: Individualität und Persönlichkeit (Zur Frage der Freiheit im Unterricht der Oberstufe) (Philologenblatt 24. Jg. Nr. 40 S. 643). — Bolle: Der Erlaß über die Aufnahme in die Sexta der preußischen Lehranstalten (Ebenda Nr. 41 S. 664). — Schierbaum: Vom Bildungswert und Lebenswert der Fremdsprachen (Ztschr. f. lateinl. höh. Schulen 28. Jg. Heft 1 u. 2). — Wrede: Der Germanistenverband und seine Eingabe an die deutschen Regierungen (Das humanist. Gymnasium 1916 Heft V S. 145). — Ein wertvolles Zeichen ist's, daß die „Zeitung der 10. Armee“ ihre Nr. 148 vom 10. Silbhart der deutschen Schule widmet. Darin ein Aufsatz von Euden über Unterrichtsfragen in der Kriegszeit und einer von Zeißig über das Ziel der zukünftigen deutschen Schule. H.

Zur Vermischung von *ch* und *sch* Nicht nur in der Eifel, wie dies A. Wed oben S. 687 feststellt, sondern auch in Hessen besteht vielfach die Schwierigkeit, die beiden Laute zu scheiden, vgl. darüber Hans Reis, Germania 37, 424. O. Behaghel.

An unsere Leser. Wir haben nicht alles, was angekündigt war, bringen können. Der Krieg hat mehrere Mitarbeiter ins Feld gerufen, andere am Abschluß ihrer Arbeiten gehindert. Auch mußte der Umfang der letzten Hefte wegen der Papierknappheit herabgesetzt werden. Wir bitten, uns trotzdem treu zu bleiben. Hofftaetter.

Sür die Leitung verantwortlich: Dr. Walthor Hofftaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.  
Alle Manuskriptsendungen sind an seine Anschrift zu richten.









# PERIODICAL

14 DAY USE  
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

## LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or  
on the date to which renewed.

Renewed books are subject to immediate recall.

29 Jan '62 WAX	
JUN 6 '66 70 RCD	
JUN 30 1966 20	
JUN 16 '66 11 RCD	
AUG 10 1985	
RECEIVED BY	
JUL 10 1985	
CIRCULATION DEPT.	

LD 21A-50m-8,'61  
(C1795s10)476B

General Library  
University of California  
Berkeley

**GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY**



**8000907043**

